MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80155-1

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BODE, WILHELM

TITLE:

GOETHES LEBEN

PLACE:

BERLIN

DATE:

1920-21

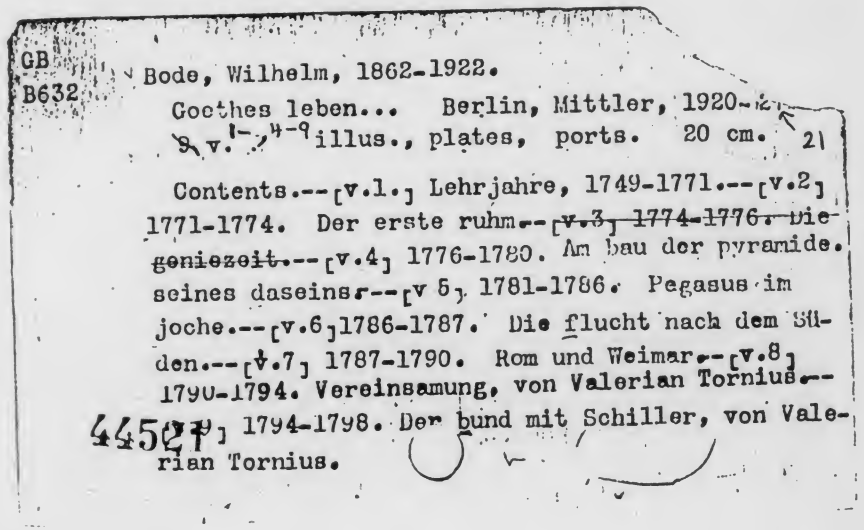
Master Negative #

91-80155-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



GB
B632

Bode, Wilhelm, 1862-1922.
Goethes leben... Berlin, Mittler, 1920-2
8 v. illus., plates, ports. 20 cm. 21

Contents.--[v.1.] Lehrjahre, 1749-1771.--[v.2] 1771-1774. Der erste ruhm.--[v.3] 1774-1776. Die geniezeit.--[v.4] 1776-1780. Am bau der pyramide. seines daseins.--[v 5] 1781-1786. Pegasus im joche.--[v.6] 1786-1787. Die flucht nach dem Süden.--[v.7] 1787-1790. Rom und Weimar.--[v.8] 1790-1794. Vereinsamung, von Valerian Tornius.--[] 1794-1798. Der bund mit Schiller, von Valerian Tornius.

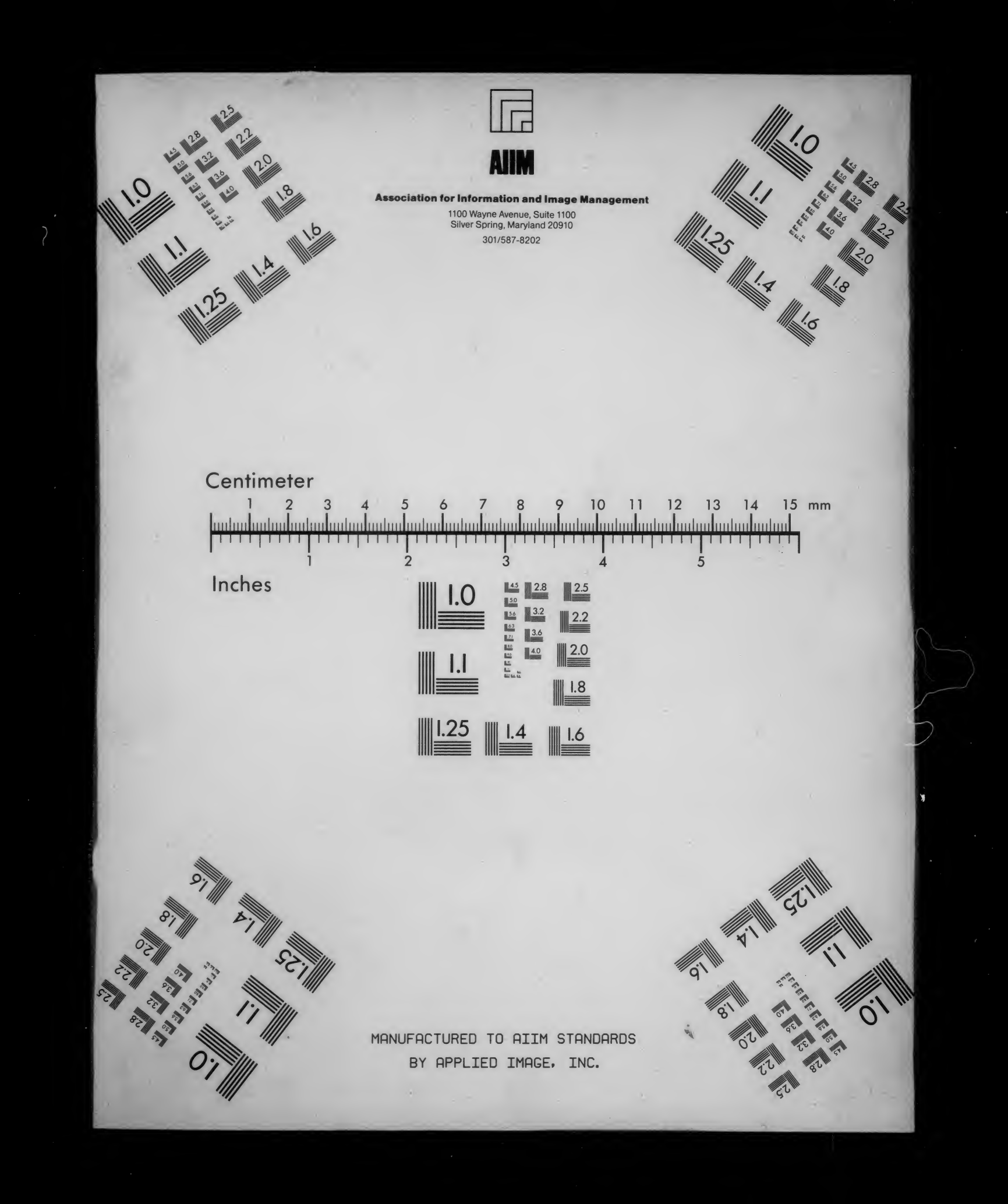
44527

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7-19-91 INITIALS G.G.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 6


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Die Flucht nach dem Süden 1786 - 1787

★

GB B632
6

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

J Fuj

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1786 und 1787

Die Flucht nach dem Süden

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1786 und 1787

Die Flucht nach dem Süden

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1923

GB
B632
6

25-2985

Vorwort

Vielleicht wundert sich Mancher, der dies Buch in die Hand nimmt, daß ich es wage, Goethes italienische Reise zu erzählen, da Goethe es doch selber getan hat, und der Gutmütige bedauert mich gar, daß ich mit einem Unerreichbaren ringen muß. Aber das Wagnis ist nicht zu kühn, und ohne Hoch- oder Frevelmut spreche ich es aus: man kann solchen Tatsachen-Bericht auch besser machen als Goethe. Wohl ist er unter uns Schreibenden soviel wie der Weiße Berg unter den Gipfeln und Hügeln Europas; denken wir aber an einzelne Aufgaben und Leistungen des Schriftstellers, zum Beispiel an die sehr wichtige des Redigierens, so steht auch er der Kritik bloß, und da stoßen wir bei ihm zuweilen auf eine gewisse Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit oder Trägheit, die man bei Andern mit harten Worten schelten würde. Er hat einige seiner Werke in einer leicht-fertigen Weise zusammgebündelt; ja, er hat Gehülfen mit kleinen Köpfen dazu gebraucht, noch mehr Bände zustande zu bringen, als sein eigener Fleiß schon ergab. Seine Zeitgenossen, die von seinem Glorienschein noch nicht geblendet waren, warfen ihm geradezu vor, daß er möglichst viel Papier bedrucken lasse, um möglichst viel Geld zu verdienen, daß er das Lese-Publikum, welches er schon als junger Mann für eine Herd' Schweine erklärt hatte, verachte und deshalb Alles für gut genug zum Herausgeben halte, was er in seinen Schubladen finde, auch die Bruchstücke, Anfänge, Entwürfe und noch halbrohen Sachen.

Ich will diese Aussetzungen nicht gerade auf die ‚Italienische Reise' beziehen, aber freilich ist auch sie mit wenig Sorgfalt, mit wenig Liebe gemacht; sie gehört zu jenen Werken Goethes, die man nicht als Ganzes loben und genießen kann, sondern nur in unzähligen Teilen und Teilchen, in ihren feinen Bemerkungen, Weisheitssprüchen, novellistischen Ausschmückungen usw. Seine Hauptkraft hat das Buch durch die darin zusammengestellten aufgehobenen Briefe; leider aber mußte gerade Goethe diesen alten Briefen viel Wert und Wirksamkeit rauben, denn er konnte oder mochte nicht die Leser in seine eigensten, persönlichsten Zustände und Verhältnisse, z. B. zu der Frau v. Stein und zum Herzoge von Weimar, einweihen und hineinziehen.

Aber auch wenn er diese Briefe — wir kennen sie seit 1886 — in ihrer Gegenwartsfrische und Lebenswärme mitgeteilt hätte, so würden sie nicht Das geboten haben, was Mancher von dem Werke erwartete: ein Bild Italiens. Denn zu diesem Zwecke waren sie nicht geschrieben. Wohl wünschte er, daß seine weimarischen Freunde im Geiste an seiner Reise teilnähmen; aber vieles Schöne ersparte er sich auf mündlichen Bericht; namentlich aber sandte er ihnen außer den Briefen auch Bücher und Bilder und er setzte auch voraus, daß sie daheim in seinem dreibändigen Reiseführer, dem Volkmann, alles Tatsächliche nachläsen und aus der herzoglichen Bibliothek die betreffenden Kupferwerke liehen und besähen. Oft gab er in seinen Briefen also nur Randbemerkungen zu Texten und Bildern, die den ersten Lesern seiner Briefe vorlagen, denjenigen des gedruckten Buches aber kaum zum hundertsten Teile.

Nun hat sich Goethe im Jahre 1786 aber auch nicht auf die Reise begeben, um das Land Italien zu besehen und es als Schriftsteller zu bewältigen. Das war seine Absicht erst in den neunziger Jahren, als er mit Heinrich Meyer einen späteren, ganz dem Studium des Landes und aller Sehenswürdigkeiten gewidmeten Aufenthalt plante und eine lange Zeit hindurch vorbereitete. 1786 bis 88 dagegen hatte er mit sich selber zuviel zu tun und auch mit solchen poetischen, künstlerischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten, die in irgendeinem Lande hätten betrieben werden können.

Es ist nun angedeutet, weshalb der heutige Erzähler Goethes italienische Reise in einiger Hinsicht besser schildern kann, als Goethe selber getan. Ich will nur noch hinzufügen, was ich schon anderwärts betont habe: wir übertreffen in solchem Falle sehr oft unsern Vorgänger Goethe durch Goethe selber, indem wir gegen den alten versteiften Geheimen Rat den im Erlebnis begriffenen jüngeren Mann ausspielen. Wir können alle seine Edelsteine benutzen, auch diejenigen, die er bei Lebzeiten zurückhielt. Wir haben vieles „Quellenmaterial" besser als er selber; wir sind nicht auf trügliche Erinnerungen angewiesen. Wir können frank und frei reden, wo er Rücksichten nahm. Wir können ihn auch darin übertreffen, daß wir es nicht mehr nötig finden, die wahren Tatsachen durch eingefügte Dichtungen zu verzieren. Ich löse aus seiner ‚Dichtung und Wahrheit' immer nur die Wahrheit heraus. Mögen manche Leser dem Frankfurter Gretchen oder der schönen Mailänderin nachseufzen: für viele Andere ist doch auch die einfache und wahrhaftige Erzählung nach Urkunden schon lesenswert genug.

In einem Briefe, den Goethe aus Italien an Herder richtete, heißt es: „Man muß schreiben, wie man lebt: erst um sein selbst willen, und dann existiert man auch für verwandte Wesen." Das ist ein stolzer Standpunkt, der uns wohl gefallen kann; aber in uns Heutigen ist der Gemeinsinn stärker als in den Söhnen des achtzehnten Jahrhunderts. Wir möchten doch mehr als redliche Diener unserer Leserschaft angesehen werden, Diener für jeden Freundwilligen. Ich diene Denen, die Goethes Leben Schritt für Schritt ganz deutlich sehen wollen. Ich mache es mir zuerst selber so anschaulich und verständlich, wie irgend möglich; dann erzähle ich und zeige meine Bilder herum.

Der Bilder im engeren Sinne sind es diesmal sehr viele, und ich muß dem Verleger für sein Mitgehen danken. Hilfe fand ich dabei wieder, wo ich sie immer finde: in unseren weimarischen wissenschaftlichen Anstalten, für welche ich nach einer Kenntnis von 23 Jahren immer noch mehr Respekt bekomme. Den Leitern der Landesbibliothek, des Museums, des Goethe-Nationalmuseums sage ich wieder einmal Dank. Ein erheblicher Teil der Abbildungen wird hier zum ersten Male wiedergegeben oder stammt aus entlegenen alten Werken.

Ich habe ‚Goethes Leben' von 1749—76 in drei Bänden erzählt. Die Jahre 76—86 werde ich in zwei Bänden schildern, deren Handschrift fertig vorliegt. Dies vorauseilende Buch wolle man als den sechsten Band meines großen Unternehmens betrachten.

Weimar, Ende Oktober 1922.

Wilhelm Bode.

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V

Erstes Kapitel. **Von Karlsbad bis zum Garda-See. 3. bis 14. September 1786** S. 1

Heimliche Abfahrt. — Falscher Name. — Extrapost. — Böhmen und Franken. — Regensburg. — München. — Bis Mittenwald. — Tirol. — Auf dem Brenner. — Trient. — Sprachgrenze. — Begrüßung des Südens. — Am Garda-See. — Bis Verona.

Zweites Kapitel. **Verona, Vicenza, Padua. 14. bis 28. September 1786** S. 26

Die erste große Stadt Italiens. — Die Arena. — Museo lapidario. — Fahrt mit der Sedia. — Vicenza. — Palladios Bauten. — Lyrisches Theater und Akademie. — Das Volk. — Padua. — Sankt Anton, Sankta Justina. — Universität. — Botanischer Garten.

Drittes Kapitel. **Siebzehn Tage in Venedig. 28. September bis 14. Oktober 1786** S. 66

Fahrt auf der Brenta. — Die Inselstadt. — Ihre Geschichte. — Erste Umschau. — Das Volk. — Advokaten, Straßendichter, Gondoliere. — Konzerte in den Hospitälern. — Theater. — Der Doge als Schaustück. — Das Arsenal. — Auf dem Lido. — Arbeit zuhause: Iphigenia. Palladio, Vitruv. — Architektur. — Plastik. — Malerei. — Geständnisse nach Weimar hin.

Viertes Kapitel. **Von Venedig bis zum Ziele. 14. bis 29. Oktober 1786** S. 119

Auf Flüssen und Kanälen. — Ferrara. — Cento. — Iphigenia auf Delphi. — Bologna. — Bauten. — Gemälde. — Raffael. — Ausflug des Mineralogen. — Wieder in der Sedia. — Im Apennin. — Ulysses auf Phäa. — Der ewige Jude. — Aus dem Kirchenstaat in Toskana hinein. — Florenz. — Der Fahrtgenosse. — Perugia. — Assisi. — Maria Minerva. — Spoleto. — Im Nera-Tale. — Citta Castellana. — Ecco Roma! — Ponte molle. — Porta del Popolo. — Zollamt. — Gasthof. — Tischbein. — Wohnung im Malerhause. — Briefe nach Deutschland.

Fünftes Kapitel. **Das Rom jener Zeit. 1786 bis 1788** S. 166

Die ersten Straßen. — Das Kapitol. — Das Forum. — Die Überreste des Altertums. — Die christlichen Heiligtümer. — Ländliches. — Das Volk. — Die Religion. — Bettler, Soldaten, Geistliche. — Öffentliche Ordnung. — Regierung des Kirchenstaats. — Das schöne Geschlecht. — Geselligkeit. — Theater und Musik. — Die bildende Kunst. — Päpstliche Sammlungen. — Paläste der Vornehmen. — Villen. — Kirchen.

Sechstes Kapitel. **In der deutschen Kolonie. 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 231

Rom als Studienstadt der Künstler. — Winckelmann und Mengs. — Reiffenstein und Angelika Kauffmann. — Maler Müller. — Wilhelm Tischbein. — Die übrigen deutschen Künstler. — Hirt. — Professor Moritz. — Goethe in einem Kreise von Verehrern und Freunden.

Siebentes Kapitel. **Ihr glücklichen Augen! 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 249

Gemeinsamer Besuch der Kunstwerke. — Bei Fackelbeleuchtung. — Pantheon. — Kolosseum. — Die Peterskirche, außen, innen, oben, unten. — Im Vatikan: Raffael

und Michel Angelo. — Die Antiken im Belvedere und Pio-Clementinum. — Steine, Pflanzen. — Ausblicke. — Ausflug nach Frascati. — Ausflug an's Meer. — Moritzens Sturz. — Genuß Roms.

Achtes Kapitel. **Die ferne Geliebte. Jahreswende 1786/87** S. 279

Jubel der Mutter. — Frau v. Stein. — Ihr böser Zettel. — Erste Antwort. — Moritz. — Tischbeins Gemälde. — Besserer Brief zu Weihnachten. — In den Kirchen. — Vollendung der ‚Iphigenie'. — Ahnungen über antike Kunst. — Brief des Herzogs. — Das katholische Wesen. — Aufklärung der Mißverständnisse in Weimar.

Neuntes Kapitel. **Die Karnevalszeit. Januar und Februar 1787** S. 300

Kranz. — Oper. — Theater. — Die arkadischen Schäfer. — Vorfrühling. — Eigenes Zeichnen. — Zubereitung des Corso-Anfangs der Narrenfreiheit. — Erstes Rennen. — Steigerung. — Beleuchtung und Lichter-Ausblasen. — Vorlesung der ‚Iphigenie' bei Angelika. — An Charlotte.

Zehntes Kapitel. **Von Rom nach Neapel. 22. bis 25. Februar 1787** S. 317

Im Albaner-Gebirge. — Velletri. — Pontinische Sümpfe. — Terracina. — Eintritt ins Königreich Neapel. — Fondi. — Itri. — Golf von Gaeta. — Über den Garigliano. — St. Agata. — Kapua. — Neapel.

Elftes Kapitel. **Das Wunderland. 25. Februar bis 28. März 1787** S. 336

Unwohl im Gasthofe. — Erste Umschau. — Posilipp. — Philipp Hackert. — Ausflug nach Pozzuoli. — Auf den Vesuv. — In der Stadt. — Zweiter Besuch des Vesuvs. — Geistliche Oper. — Museum auf Capo di monte. — Entdeckung der verschütteten Städte. — In Pompeji. —

Viertes Kapitel. **Von Venedig bis zum Ziele. 14. bis 29. Oktober 1786** S. 119

Auf Flüssen und Kanälen. — Ferrara. — Cento. — Iphigenia auf Delphi. — Bologna. — Bauten. — Gemälde. — Raffael. — Ausflug des Mineralogen. — Wieder in der Sedia. — Im Apennin. — Ulysses auf Phäa. — Der ewige Jude. — Aus dem Kirchenstaat in Toskana hinein. — Florenz. — Der Fahrtgenosse. — Perugia. — Assisi. — Maria Minerva. — Spoleto. — Im Nera-Tale. — Citta Castellana. — Ecco Roma! — Ponte molle. — Porta del Popolo. — Zollamt. — Gasthof. — Tischbein. — Wohnung im Malerhause. — Briefe nach Deutschland.

Fünftes Kapitel. **Das Rom jener Zeit. 1786 bis 1788** S. 166

Die ersten Straßen. — Das Kapitol. — Das Forum. — Die Überreste des Altertums. — Die christlichen Heiligtümer. — Ländliches. — Das Volk. — Die Religion. — Bettler, Soldaten, Geistliche. — Öffentliche Ordnung. — Regierung des Kirchenstaats. — Das schöne Geschlecht. — Geselligkeit. — Theater und Musik. — Die bildende Kunst. — Päpstliche Sammlungen. — Paläste der Vornehmen. — Villen. — Kirchen.

Sechstes Kapitel. **In der deutschen Kolonie. 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 231

Rom als Studienstadt der Künstler. — Winckelmann und Mengs. — Reiffenstein und Angelika Kauffmann. — Maler Müller. — Wilhelm Tischbein. — Die übrigen deutschen Künstler. — Hirt. — Professor Moritz. — Goethe in einem Kreise von Verehrern und Freunden.

Siebentes Kapitel. **Ihr glücklichen Augen! 30. Oktober bis 9. Dezember 1786** S. 249

Gemeinsamer Besuch der Kunstwerke. — Bei Fackelbeleuchtung. — Pantheon. — Kolosseum. — Die Peterskirche, außen, innen, oben, unten. — Im Vatikan: Raffael

und Michel Angelo. — Die Antiken im Belvedere und Pio-Clementinum. — Steine, Pflanzen. — Ausblicke. — Ausflug nach Frascati. — Ausflug an's Meer. — Moritzens Sturz. — Genuß Roms.

Achtes Kapitel. **Die ferne Geliebte. Jahreswende 1786/87** S. 279

Jubel der Mutter. — Frau v. Stein. — Ihr böser Zettel. — Erste Antwort. — Moritz. — Tischbeins Gemälde. — Besserer Brief zu Weihnachten. — In den Kirchen. — Vollendung der ‚Iphigenie'. — Ahnungen über antike Kunst. — Brief des Herzogs. — Das katholische Wesen. — Aufklärung der Mißverständnisse in Weimar.

Neuntes Kapitel. **Die Karnevalszeit. Januar und Februar 1787** S. 300

Kranz. — Oper. — Theater. — Die arkadischen Schäfer. — Vorfrühling. — Eigenes Zeichnen. — Zubereitung des Corso-Anfangs der Narrenfreiheit. — Erstes Rennen. — Steigerung. — Beleuchtung und Lichter-Ausblasen. — Vorlesung der ‚Iphigenie' bei Angelika. — An Charlotte.

Zehntes Kapitel. **Von Rom nach Neapel. 22. bis 25. Februar 1787** S. 317

Im Albaner-Gebirge. — Velletri. — Pontinische Sümpfe. — Terracina. — Eintritt ins Königreich Neapel. — Fondi. — Itri. — Golf von Gaeta. — Über den Garigliano. — St. Agata. — Kapua. — Neapel.

Elftes Kapitel. **Das Wunderland. 25. Februar bis 28. März 1787** S. 336

Unwohl im Gasthofe. — Erste Umschau. — Posilipp. — Philipp Hackert. — Ausflug nach Pozzuoli. — Auf den Vesuv. — In der Stadt. — Zweiter Besuch des Vesuvs. — Geistliche Oper. — Museum auf Capo di monte. — Entdeckung der verschütteten Städte. — In Pompeji. —

Caſerta. — Herculanum und das Muſeum von Portici. — Scherz am Strande. — Zum dritten Mal auf den Veſuv. — Päſtum.

Zwölftes Kapitel. **Die erſte Seereiſe. 29. März bis 2. April 1787** S. 378

Entſchluß zur ſizilischen Reiſe. — Kniep. — Verzögerte Abfahrt. — Seekrank. — Palermo.

Dreizehntes Kapitel. **Palermo. 2. bis 18. April 1787** S. 383

Die Stadt. — Geſchichtliches. — Bauwerke. — Landſchaft. — Garten La Flora. — Ulyſſes auf Phäa: Nauſikaa. — Die Urpflanze. — Prinz Pallagonia. — Cagliostros Familie. — Oſterfeſt. — Die heilige Roſalia. — Kloſter San Martino. — Die antiken Widder. — Am Tiſche des königlichen Stadthalters.

Vierzehntes Kapitel. **Durch Sizilien. 18. April bis 11. Mai 1787** S. 406

Mit dem Reitmann ins einſame Land. — Alcamo. — Der Tempel von Segeſta. — Caſtelvetrano. — Selinunt. — Die Südküſte. — Girgenti. — Die Tempel. — Quer über Land nach Oſten. — Die Kornkammer. — Caltaniſetta. — Enna. — Erſcheinung des Atna. — Catania. — Der Prinz von Biscari. — Der goldene Löwe. — Auf den Monte roſſo. — Nach Taormina. — Odyſſeus und Nauſikaa. — In Wellen und Wind nach Meſſina. — Die zerſtörte Stadt. — Don Michele Odea. — Freimaurer. — Abfahrt.

Fünfzehntes Kapitel. **Die zweite Seefahrt. 11. bis 14. Mai 1787** S. 440

Scylla und Charybdis. — Schlechtes Schiff. — Windſtille bei Kapri. — Gefahr des Zerſchellens. — Aufruhr. — Gothes Rede. — Rettung im letzten Augenblicke.

Sechzehntes Kapitel. **Nochmals in Neapel. 14. Mai bis 4. Juni 1787** S. 448

Philipps Brief: Iphigenie, weimariſches Gerede. — Nochmals Päſtum und Pozzuoli. — Heimiſch im Homer. — Das Volk von Neapel. — Die Lazzaroni. — Im Faulenzen Fleiß. — König und Königin. — Der Adel. — Prinzeſſin Satriano. — Andere Nordländer. — Sir William Hamilton. — Emma Hart. — Der Wanderer. — Viele Briefe. — Feierliches Geſpräch mit dem Herzoge. — Letzte Tage in der Stadt. — Die Herzogin von Giovane. — Kniep. — Abſchied.

Abbildungen

Perſonen

Goethe nS. 163. nS. 286. nS. 287. 315.
Goethe und Freunde nS. 270. 271. 370.
Emma Hart (Lady Hamilton) 358. 468. 469.
Angelika Kauffmann nS. 235.
Chriſtoph Kniep nS. 374.
Karl Philipp Moritz nS. 271. 271.
Reiffenſtein nS. 234.
Wilhelm Tiſchbein nS. 162.
Alexander Trippel 241.

Orte und Länder

Karten:

Italien 22. Straßen von Trient und Mantua nach Venedig 40. Zwiſchen Venedig und Bologna 120. Zwiſchen Florenz und Rom. 143. Das alte Latium 266. Zwiſchen Rom und Neapel 319. Golf von Neapel 343. Straße von Meſſina 434.

Stadtpläne:

Verona 27.
Venedig 72.
Rom 166. 167.
Neapel 337.

Anſichten:

Arno-Tal 146.
Aſſiſi nS. 153. Maria Minerva 151.
Atna 427. nS. 427.
Bologna, Palazzo publico 127. Die ſchiefen Türme 128.
Brennerpaß 10.
Brenta-Schleuſe 67.
Capri 381.
Capua 333.
Catania nS. 426. 427. nS. 430.
Flumicino nS. 270.
Florenz 140. Alte Brücke 141. Baptiſterium und Dom 142.
Frascati 267. Palaſt Ludoviſi 268.

Garda-See 20.
Garigliano 332.
Girgenti nS. 414. nS. 415.
Ischia 380.
Malcesine 24.
Messina 436. 439.
Misenum, Kap 381.
Monreale nS. 407.
Monte rosso nS. 427.
Neapel 339. Posilipp nS. 340.
Dom 351. Volksszenen 456. 457.
Palermo nS. 382. nS. 383.
Pästum 376. nS. 451.
Pellegrino nS. 382. nS. 389.
Perugia, der See 149.
Pietra mala 138.
Pompeji 306. nS. 306. nS. 307. 308.
Portici 352.
Pozzuoli. Serapistempel nS. 341. 345. Solfatara 346. Averno- und Lucrino-See 347. Agnano-See nS. 450.

Rom:

Altertümer:

Zollamt 160. Ara coeli und Kapitol 171. Forum 172. 173. 179. Siegesbogen Septimius Severus 175. Fortuna virilis und Vesta 176. Kolosseum 177. 252. 253. Engelsburg 182. Ausgrabung eines Obelisken 202. Kolosse vor dem Quirinal 217. Pantheon 254. 255. Minerva medica 273. Grab der Cecilia 273.

Kirchen:

S. Peter 158. 182. 230. 256. 257. 258. S. Carlo 162. Maria maggiore 184. S. Johannes im Lateran 185. S. Paul vor der Mauer 227. 228. Ara coeli 171. Pantheon 254. 255. Trinita dei Monti 169. Kloster S. Paul 269.

Paläste:

Vatikan 158. 219. Kapitol 171. Quirinal 183. 194. 217. Borghese 168. Massimi 217. Farnese 220. Farnesina 220. Ruspoli 222. Franz. Akademie 232.

Gärten und Villen:

Belvedere 261. Farnesische Gärten 262. Corsini 223. Medici 225. 246. Albani 225. Borghese 226. 227. Pamfili 263. Ludovisi 280.

Plätze:

del Popolo 159. 307. di Pietra 160. Hafen Ripetta 168. Spanischer 169. 235. Venezia 170. Kapitol 171. Forum 172. 173. 179. Quirinal 184. 194. 216.

Straßen:

Corso 159. 162. 170. 222. 232. 307. Babuino 169.

Tor:

del Popolo 159.

Brücken:

Ponte molle 157. 265. Engelsbrücke 182.

Ausblicke:

Vor der Ankunft 158. Bei Ponte molle 265. Aus Villa Medici 246.

Volksszenen und Trachten:

177. 187. 188. 189. 190. 193. 198. 199. 207. 210. 211.

Salerno 375.
Scylla 441.
Segesta nS. 407.
Selinunt nS. 410.
Sizilische Bauernhütte nS. 410.
Sizilische Bucht nS. 411.
Spoleto, antike Wasserleitung nS. 153.
Taormina nS. 430. nS. 431.
Terni 155.
Terracina 327.
Trasimenischer See 148.
Velletri 322.

Venedig:

Am großen Kanal 68. An der Piazzetta 69. Zollhaus und Maria della Saluta 70. Gasthof Königin von England 70. Vogelschau 72. Rialtobrücke 75. Markusplatz 76. Aussicht vom Glockenturm nS. 76. Platz Johannes und Paulus nS. 77. Hospital der Bettelmönche 84. Arsenal 95. Bucentoro 96. Rückkehr vom Lido 100. S. Giorgio maggiore 104. Delle Zitelle 105. Redentore 106. Markusdom 109. Markusbibliothek 110.
Verona 27. Arena 32. 33. Museo lapidario 35.
Vesuv 352. 360. 481.
Via Appia, alte Gräber 318.
Vicenza, Basilika 43. Haus des Palladio 44. Teatro olimpico 45—47. Villa rotonda 49. Wasserträgerin 54.

Verschiedenes

Aussicht aus der Sedia 39.
Wasserträgerin 54.
Bucentoro 96.
Advokat in Venedig 78.
Volkstrachten und Szenen. Venedig 79. 80. Rom 177. 187. 188. 189. 190. 193. 198. 199. 207. 210. 211. Neapel 456. 457. Unterwegs 320. 329.
Aufdecken von Altertümern 202. 358.
Antiker Widder nS. 406.
Antike Gemälde 366. 367. 465.
Vasenbemalung 465.
Attitüden 468. 469.
Orest und Iphigenie nS. 375.
Bei den Fischern von Fiumicino nS. 270.
Kampf am Strande 370.

Urheber der Abbildungen

Baur, Melchior 219. 226.
Byrne, W. 138. 141. nS. 152. 267. 318. 322. 327. 332.
Cowper, W. 141.
Dewint, P. nS. 407. nS. 410. nS. 414. nS. 415. nS. 426.

Emes, J. 147.
Gore, Charles nS. 76. nS. 341. nS. 382. nS. 383.
Gore, Eliſa nS. 153.
Goethe 20. 24. 54. 78. 99. 155. 264. nS. 411. nS. 450.
Guttenbrunn nS. 234.
Hackert, Philipp 265. 346.
Heath, Charles nS. 414.
Kauffmann, Angelika nS. 235.
Kniep, Chriſtoph nS. 364. 380. 381. nS. 430. nS. 431.
Krüſell 219.
Landſeer, J. 253.
Lanfranchi, Joſeph 427.
Light, Major nS. 407. nS. 414. nS. 415. nS. 426.
Metland, T. 127.
Morelli, Franc 347.
Morghen, G. nS. 234.
Nicolovius, G. H. L. 339. 376.
Piraneſi 169. 171. 172. 173. 175. 176. 182. 183. 229. 252. 256. 257.
Pouncy, B. T. 140. 148. 333. 352.
Roſſe, J. 253.
Roßmäßler 361.
Schenck, Petrus 268. 436.
Schumann nS. 271.
Schütz, Georg nS. 270.
Sparrow, Js. 377. 332.
Smith, John 127. 138. 140. 147. 148. nS. 152. 158. 253. 267. 318. 322. 327. 332. 333. 352.
Tiſchbein, W. 39. nS. 162. nS. 163. 271. nS. 286. nS. 287. 315. 358. 370. nS. 375. 481.

Erſtes Kapitel

Von Karlsbad bis zum Garda-See

3. bis 14. September 1786

Am dritten September 1786, um drei Uhr nachts, ſtahl ſich Goethe aus ſeiner Wohnung in Karlsbad in den Reiſewagen. Vor Acht genoß er in Zwota den ſchönen ſtillen Nebelmorgen, froh, daß er bei kurzem Aufenthalte doch die Füße etwas vertreten konnte. Mittags ſtieg er bei heißem Sonnenſchein in Eger zum Eſſen aus. Das Wetter beobachtete er genau, nicht weil es ihn viel fördern oder behindern konnte, ſondern weil das Beobachten, Bedenken, Erforſchen aller Gegenſtände und Erſcheinungen der Natur ſchon längſt ſeine große Liebhaberei und in dieſen Tagen geradezu ſein Hauptgeſchäft war. In der Witterungskunde mußte er zu viel größerer Klarheit kommen! Die Geſtaltung und Beſchaffenheit des Bodens, die vorkommenden Geſteine ließ er gleichfalls nie aus den Augen und ebenſowenig den Pflanzenwuchs auf den Feldern und an den Rändern der Straßen.

Es war ein angenehmes Reiſen mit der Extrapoſt; man hatte ſeinen kleinen Wagen für ſich, war ſein

eigner Herr und kam schnell vorwärts. Im Bairischen, wohin er am Nachmittage gelangte, waren die Straßen viel besser als eben in Böhmen und besser auch als im nördlichen und mittleren Deutschland. Auch wurden hier im Gebiet der „Taxischen Reichsposten“ die Reisenden von den Posthaltungen schnell und höflich weiter befördert; die Postillione fuhren einen schnellen Trab, wobei ihre Trinkgeld-Forderung trotzdem bescheidener war als anderwärts. Der Pferdewechsel kostete hier auf den Stationen oft nur fünf Minuten Zeit, selten über eine Viertelstunde. Goethe fuhr Tag und Nacht, und so legte er, obwohl es anfangs im Böhmischen langsam gegangen war, in 24 Stunden 31 Meilen zurück: Karlsbad, Zwota, Eger, Tirschenreuth, Weiden, Wernberg, Schwarzenfeld, Schwandorf, Banholz, Regensburg.

Wer zu jener Zeit sich zu Wagen über die Schichten der Reisenden erhob, die zu Fuße gingen und ihr Ränzel selber trugen, hatte die Wahl, bei Wirten und Fuhrleuten für einen Edelmann oder Kaufmann zu gelten. Der Eine wurde untertäniger, der Andere billiger bedient. Namentlich in Italien reiste man, wenn es nicht gar zu viel kosten sollte: »alla mercantile«. Demgemäß verwandelte sich der Geheime Rat v. Goethe aus Weimar schon am ersten Tage in einen Kaufmann „Johann Philipp Möller aus Leipzig.“ Er war kein Herr mehr, denn kein Diener wartete ihm auf; selber mußte er alles Nötige bedenken und mit eigenen Händen zugreifen, wo er früher gedanken- und tatlos stehen oder sitzen geblieben war. Sonderbar kam es ihm vor. Er empfand aber auch sogleich, daß er nun erst recht

frei geworden war; er konnte im fremden Orte nach Belieben herumgehen, sich umschauen, von einem alten Weibe Birnen kaufen und sie gleich auf der Straße verzehren; er konnte sich mit jedem Philister, jedem Bettler in ein kameradschaftliches Gespräch einlassen. Das war eine rechte Lust, und wieviel kann man dabei lernen! Wer immer bedient wird, verfällt allmählich der Hilflosigkeit und Ungeschicklichkeit; er wird gewissermaßen früh alt; ist man aber immer wieder auf sich angewiesen, so bleibt man behend und lebendig.

Wer den Herrn spielt, schleppt auch viele Sachen mit sich, muß er doch überall seine Vornehmheit zur Schau tragen; Goethe hatte von Karlsbad nur einen Mantelsack und einen Dachsranzen mitgenommen. Das reichte für seine wenige Kleidung und Reisebedürfnisse; aber weil er auch manche Bücher und Handschriften bei sich führte, kaufte er sich jetzt in Regensburg noch ein Kofferchen.

Beinahe wäre dem neuen Kaufmann Möller jedoch schon hier der Spaß der Heimlichkeit verdorben worden; als er in die Montagsche Buchhandlung eintrat, stand da hinter dem Ladentische ein Gehilfe, der früher im Hofmannischen Geschäft zu Weimar konditioniert hatte. Ebenso erfreut wie demütig begrüßte dieser Mensch den Herrn Geheimen Rat, aber Goethe leugnete frischweg, daß er es sei, und versicherte mit der größten Gelassenheit, daß der gute Mann sich irre. Unter dem fremden Namen ging er dann weiter zu dem Pastor Schäffer, der ein berühmtes Naturalien-Kabinett und die besondere Leidenschaft hatte, neue Stoffe zu entdecken, aus denen sich

Papier machen ließe, wenn die Lumpen einmal knapp würden. Als einfacher Reisender hörte und sah Goethe auch ein Stück Oper und ein Schauspiel im Jesuiten-Gymnasium an, denn die Schüler veranstalteten gerade heute ihre jährlichen Aufführungen.

Sehr lieb war es ihm, daß er nun endlich in ein großes katholisches Gebiet eingetreten war, denn bisher hatte er immer in den Randländern der römischen Kirche gelebt; nun erst konnte er die katholische Kultur mit der protestantischen vergleichen. Einen nicht kleinen Respekt vor Priestern und Mönchen brachte er schon mit; unwissend mochten sie sein, aber nicht ungeschickt im Gebrauch der Welt und der Mitmenschen; ihre Dummheit war sicherlich mit viel Klugheit gemischt. Schon als er gestern nach dem Eintritt in Franken das Stift Waldsassen liegen sah, dachte er, daß doch überall die Kleriker sich früher als Andere in der Wahl ihrer Wohnstätten gescheidt erwiesen hatten. Auch hier in Regensburg befanden sich die geistlichen Herrn „wohl possessioniert." Sie verbanden Armut und Reichtum recht hübsch miteinander.

Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, und in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift über.

In neuerer Zeit wurde die katholische Klugheit am besten von den Jesuiten dargestellt; sie waren fortgeschrittene Leute, während in den alten Orden die geistliche Trägheit überwog; die Jesuiten hatten eine rechte Freude an ihrer Sache, eben weil ihr Werk klug erdacht und ausgeführt wurde. Als Baumeister

und Dekoratoren standen sie hoch. Goethe machte sich ein paar vorläufige Notizen über ihr Bauwesen:

Etwas Großes in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Gold, Silber, Metall und Pracht, daß der Reichtum die Bettler aller Stände blenden möge, und hie und da etwas Abgeschmacktes, daß die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist Dies überhaupt der Genius des katholischen äußern Gottesdienstes; noch hab' ich's aber nicht mit soviel Verstand, Geschick und Geschmack und soviel Konsequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten, und alle ihre Kirchen haben eine Übereinstimmung.

Bis zum Mittag des nächsten Tages blieb er in Regensburg; die Donau kam ihm vor wie der Main bei Frankfurt; das ganze Stadtbild gefiel ihm sehr. „Die Gegend mußte eine Stadt hierher locken."

*

Am andern Morgen um Sechs ward München erreicht; Saal, Neustadt, Geisenfeld, Pfaffenhofen und Unterbrück hießen die Stationen bis dahin. Wie in Regensburg, so kehrte er auch hier in einem Wirtshause ein, das er durch Knebels Berichte kannte; er hütete sich aber, den Major v. Knebel zu erwähnen. Geschlafen hatte er im Wagen, also beeilte er sich, die wenigen Sehenswürdigkeiten dieser alten, winklig gebauten, häßlichen Residenzstadt aufzusuchen; die paar verzopften Kirchen, die wenigen öffentlichen Gebäude reizten ihn nicht, und bedeutende Privathäuser gab es nicht.[1]) Überdies war schlechtes Wetter. Im

[1]) So urteilte noch 1820 Nicolais Schwiegersohn Gustav Parthey.

Naturalien-Kabinett hätte Goethe sich an Tiroler Gesteinen wohl erfreuen können, aber er besaß sie bereits größtenteils selber, da Knebel sie ihm mitgebracht. In der Bildergalerie und im Antiken-Kabinett war es ihm, als ob er seine Augen erst wieder auf solche Kunstsachen einstellen müßte; er empfing gar keine besonderen Eindrücke und wunderte sich, wie stumpf und kalt er bei den meisten Sachen blieb. Am meisten vergnügte es ihn hier, daß er unbekannt herum wandelte, während er selber einigen Künstlern und Gelehrten zusah, deren Namen und Arbeiten ihm längst vertraut waren. Er fühlte so recht, welchen Vorteil der unbemerkte Beobachter vor allen Menschen hat, die ihre Person mitsamt ihrer Würde darstellen wollen oder müssen, und um wie viel mehr er eben deshalb sieht und hört. Die Kinder pflegen in dieser Weise zu gaffen und zu lauschen, wenn die Alten Ernsthaftes verrichten.

Herder hat wohl recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt ist mir es so wohl, daß ich ohngestraft meinem kindischen Wesen folgen kann.

Er wollte die Stadt und die Landschaft auch gern von oben, von einem Turme der Frauenkirche betrachten; aber bei dem trüben Wetter war die Aussicht schlecht. Dafür zeigte man ihm hier oben das Fenster, aus dem sich „die Fräulein" heruntergestürzt hatte. Damit meinte man eine damals allgemein bekannte Geschichte: ganz so eine wie damals mit der Christine v. Laßberg in Weimar, also auch eine, bei der man wieder auf das Unheil schelten konnte, was durch den ‚Werther' in den Köpfen und Herzen der jungen

Leute angerichtet werde. Hier handelte es sich um eine siebzehnjährige Franziska v. Ickstatt, die es nicht ertragen konnte, daß ihre Mutter ihr die Heirat mit einem Münchner Leutnant v. Vincenti verwehrte. Nun gab es auch über sie eine Schrift wie über jenen Werther: ‚Fanny, die sich den 11ten Wintermonat 1785 in München vom Frauenthurm stürzte, ein Traumgesicht von Anton Baumgartner, Auditor des Kurfürstlichen Leibregiments.'

*

Nicht ganz 24 Stunden hielt sich Goethe in München auf, denn früh um Fünf fuhr er am 7ten September weiter. Immer weiter die gerade Linie nach Süden, die er von Böhmen aus eingeschlagen hatte. Wohl gelüstete es ihn, die geologisch und mineralogisch so merkwürdigen Bezirke links und rechts zu sehen, das Salzkammergut, das Zillertal mit seinen Turmalinen, die Bergwerke von Schwaz; aber die stärkere Kraft jagte ihn von Norden weg oder zog ihn von Süden an. Und siehe, der Himmel ward jetzt klar, sobald er sich der Alpenwelt näherte; die Tiroler Berge traten aus ihrem Grau hervor, und der Postillion erklärte: Dies sei wahrhaftig der erste schöne Tag in diesem sogenannten Sommer.

Der Weg führte an der Isar aufwärts nach Wolfratshausen, dann an der Loisach zum Kochelsee: wie schön lag Benediktbeuern da! Und nun zum Walchensee und immer höher an den Bergen hinauf. Das waren nun wieder die hohen Gebirge, deren Ketten vom wohlvertrauten Sankt Gotthard ausgehen. Ja, man fühlte

sich in wenigen Stunden schon in die Schnee-Region versetzt, denn gestern hatte es hier oben gewittert und geschneit; der Neuschnee glänzte von den Spitzen und Flanken der Berge.

Ein kleines Abenteuer lenkte seine Augen von den Landschaftsbildern ab. Er überholte einen Harfner, der mit seinem elfjährigen Töchterchen zum nächsten Dorfe wanderte; der Alte bat, daß der Herr sie mitnehmen möge, und so fuhr Goethe plötzlich mit einem Sänger, einer Mignon und einer Harfe. Das Mädchen war ein hübsches Kind mit großen braunen Augen; man konnte gut mit ihr schwätzen. Sie war schon „überall" gewesen, immer zu Fuß, auch schon bei der Mutter Gottes in Maria-Einsiedeln. Vor einundzwanzig fürstlichen Personen hatte sie sich bereits hören lassen, zuletzt in München vor dem Kurfürsten. Dort in München hatte sie sich eine neue Haube angeschafft, und Goethe bewunderte dies Kunstwerk nach Gebühr. Auch auf das Wetter verstand sich die Kleine. Es bleibe auch in den nächsten Tagen schön, versicherte sie; sie wußte es von ihrer Harfe, denn der Diskant habe sich herauf gestimmt. Goethe hatte viel Spaß an der Kleinen und sah sie ungern wieder aussteigen.

Sein eigenes Ziel war für heute Mittenwald, das Geigenbauer-Örtchen am Fuße des Karwendelgebirges.

*

Am 8ten September fuhr er ins Tirol hinein. Durch den Engpaß von Scharnitz nach Seefeld und Reith aufwärts, dann hinab ins Inntal, nach Zirl, und

an der berühmten Martinswand vorbei nach Innsbruck. In der ersten Morgenfrühe war es kalt wie im Winter; als die Sonne hochstieg, ward es heiß. Der Reisende mußte sich ein paarmal umziehen. Er führte eine Ärmelweste und einen Oberrock bei sich: je nachdem er die Weste oder den Rock oder beide zusammen anzog, war er für die Wärme und Kälte gerüstet. Die Landschaftsblicke genoß er heute viel tiefer als bisher; sie waren aber auch größer und schöner. In der Gegend von Innsbruck dachte er sich: hier möchte man einen ganzen Monat herumstreifen und zeichnen; doch seine geliebte Freundin in Weimar mußte dabei sein!

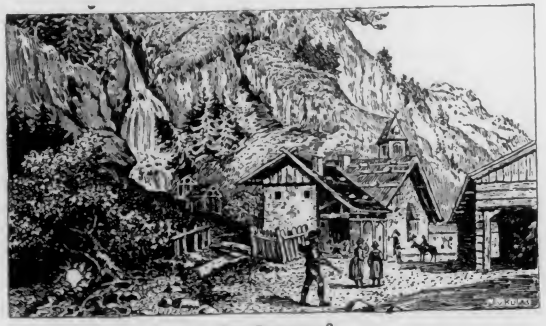
Aber wie sehr ihm dieses Städtchen gefiel — es war mit seinen zehn- bis elftausend Einwohnern die Hauptstadt von Tirol —, so blieb er doch nur einen kurzen Mittag, es trieb ihn weiter nach Süden. Er konnte heute noch die Paßhöhe des Brenners erreichen, also mußte es sein. Es war katholischer Festtag: Mariä Geburt. Städter und Landleute wallfahrteten schön geputzt zur Mutter Gottes in Wilten am Berge Isel; er aber staunte immer wieder die herrliche Natur an. „Da hilft kein Beschreiben" sagte er sich am Schlusse, und: „Es war ein Tag, an dem man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann." Selbst als es dunkelte, schien die Schönheit der Natur noch zuzunehmen; die Einzelheiten verschwanden, die Massen wurden größer und herrlicher.

Endlich, da Alles nur wie ein tiefes, geheimnisvolles Bild vor mir sich bewegte, sah ich auf einmal die hohen Gipfel wieder vom Monde erleuchtet und die Sterne herabblinken.

*

Um halb Acht war er auf dem Brenner, der Wasserscheide zwischen Deutschland und Welschland: diesmal würde er nicht umkehren, wie die zwei Male auf dem Gotthard!

Eben deshalb und weil der Gasthof hier oben ein sauberes und bequemes Obdach bot, wollte er hier einen Tag verweilen und Rückschau halten.



Der Brennerpaß

Das geschah denn auch am 9ten September. Er ging in der Nachbarschaft herum, zeichnete, dachte, träumte und saß dann auch viel in der Stube und schrieb Blatt um Blatt. Er wollte über diese Reise sehr gut Buch führen! Einmal, damit seine geliebte Frau v. Stein im Geiste Alles ihm nacherleben und sein Gelerntes auch lernen könne: sodann, weil er den Stoff sammeln wollte, aus dem plötzlich die großen Erkenntnisse aufschießen. Es ist eben gesagt, daß die Witterungskunde eins seiner Fächer war; er zweifelte nicht, daß von diesen Alpen aus das Wetter bis nach

Thüringen und in die norddeutsche Ebene hinunter bestimmt werde. Also waren hier die Himmelserscheinungen sorgfältig zu beobachten und schriftlich festzustellen. Als Geologe war er im Hochgebirge erst recht zur Umschau verpflichtet, und Goethe baute immer noch gern an seiner eigenen „Weltschöpfung". Als Mineraloge hatte er jetzt schon eine Menge Steinproben angesammelt. Die Botanik verleitete zu vielen Notizen; unvermerkt ging sie oft in Landwirtschaftskunde über. Aber auch das letzte Stück von Gottes Werken, die Menschen, bekamen ihr Fach: freilich hatte er von diesen Tirolern nur den äußeren Anschein. „Die Nation ist wacker, grad vor sich hin" meinte er. Die Trachten kannte er schon, denn die Tiroler und Tirolerinnen waren ja bis ins nördliche Deutschland hinein als Händler und Musikanten auf Messen und Jahrmärkten zu sehen. „Die grünen Hüte geben zwischen den Bergen ein freundlich Ansehn." Die Weiber aber trugen weiße, baumwollene zottige, sehr weite Mützen, die ihm viel weniger gefallen konnten; sie erinnerten an unförmliche Männer-Nachtmützen. Eine große Liebe zu Pfauenfedern bemerkte er überall, und es tat ihm leid, daß er nicht statt Trinkgeld solche Pfauenfedern mitgebracht hatte.

Er wollte eigentlich eine zweite Nacht auf dem Brenner zubringen, aber der Wirt, der seine Pferde am andern Morgen zum Grummet-Einfahren brauchte, beredete ihn, abends weiter zu reisen. Um Sieben fuhr er ab, jetzt mit den Wassern, und diese Wasser liefen nach Welschland hinunter.

*

Zuerſt ging es am Eiſack abwärts. Der Poſtillion ſchlief ein; die Pferde liefen den ihnen ſo wohlbekannten Weg im ſchnellſten Trab hinunter. Um Neun war Sterzing, die erſte Station, erreicht, wo neue Pferde geſtellt werden mußten und der Reiſende ſehr raſch beſorgt wurde, weil der Poſthalter ins Bett verlangte. Um Mitternacht hielt man in Mittelwald; hier wachten nur noch die Poſtillione. Um halb Drei in Brixen ebenſo; bei der Ankunft in Colman graute der Tag.

Wohl war es ſchade, daß Goethe die herrliche Gegend in der Nacht durcheilt hatte, und doch freute er ſich auch, nun ſeinem Ziele ſoviel näher zu ſein. Um Sieben war er in Deutſchen, und bald erblickte er nun bei hohem Sonnenſchein das Tal von Bozen. Um Neun war er dort. Es war die Zeit der Herbſtmeſſe: viel Volk, viel Waren ſah er verſammelt, und doch eilte er ſogleich weiter. Unter den Kaufleuten, fürchtete er, könnte Jemand ſein, der ihn erkenne, und, davon abgeſehen: dies Land, dieſer Ort waren noch nicht ſeine Ziele.

Alſo weiter: Brandſol um Elf, Neumark halb Eins, Salurn halb Drei, Neefes um Sechs, Trient halb Acht. Hier war es Zeit auszuruhen: anderthalb Tage war er jetzt wach und in Bewegung geweſen!

Am andern Morgen ging er in dieſer uralten Stadt herum. Er kümmerte ſich ſonſt nicht viel um hiſtoriſche Dinge, aber daß hier das Tridentiniſche Konzil verſammelt geweſen, beſchäftigte ſeine Gedanken doch auch. In Wittenberg hatte einſt die Kirchentrennung begonnen; hier war ſie in einer lange ſich hinſchleppenden Kirchenverſammlung in den Jahren 1545

bis 1563 beendet und endgültig geworden. „Verflucht ſeien alle Ketzer!“ war der letzte Ruf der Glaubenshüter geweſen. Und nun ging e r hier herum, ein Ketzer von neuer Art, denn ihm waren die damaligen Streitereien, die lutheriſchen wie die katholiſchen Auffaſſungen des Heils, gleichgültiger als die Wolken am Himmel und die Steine am Wege. Jenes Konzil hatte in der aus rotem Marmor erbauten Kirche Santa Maria Maggiore ſtattgefunden; man ſah jetzt noch darin ein Bild, worauf die ganze Verſammlung abgemalt war, wie ſie der Predigt des Jeſuitengenerals lauſchte. Die Jeſuiten hatten ſich damals als die ſtärkſten Feinde der Proteſtanten erwieſen; nun aber, im Jahre 1773, war ihr Orden vom Papſte Klemens dem Vierzehnten aufgehoben worden, nachdem ſie zuvor aus Portugal, Frankreich, Spanien und anderen katholiſchen Ländern vertrieben worden. Das war jetzt das letzte große Ereignis der Kirchengeſchichte geweſen, und man war noch nicht ganz damit fertig. Würden die einſt ſo mächtigen Schüler des heiligen Ignatius von Loyola von ihrem Sturze ſich wieder erheben? Waren ſie nicht immer noch am Werke? Sammelten ſie nicht, unter allerlei Deckmänteln verborgen, ihre Kräfte zu künftigen Taten? Viele der Aufgeklärten hatten jetzt erſt recht eine faſt abergläubiſche Furcht vor dieſem gar nicht mehr beſtehenden Orden! Und anderwärts beklagte man ſeinen Untergang! Als Goethe in dieſer Kirche ſich umſah, um über ihre Bauart ſich klarer zu werden, erregte ein Greis ſeine Aufmerkſamkeit, der in einem vor Alter grauen Rocke hereintrat, ſein ſchwarzes Käppchen abnahm, an ſchicklicher Stelle niederkniete und ein kurzes

Gebet verrichtete. Dann stand er auf und sagte, sich umkehrend, wie für sich, aber laut genug: „Da haben sie nun die Jesuiten herausgetrieben; sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat! Ich weiß wohl, was sie gekostet hat. Und das Seminarium: wie viele Tausende!“ Er ging dann heraus, blieb aber auf der Schwelle stehen. „Der Kaiser hat's nicht getan, der Papst hat's getan!“ redete er dort. „Erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen . . . Abels Blut schreit über seinen Bruder Kain!“ Und so ging er die Treppe hinunter und mit frommem Schelten seinem Hause zu.

*

Bis zum Nachmittag um Fünf sah sich Goethe in Trient um; abends fuhr er noch nach Roveredo, wo er um halb Neun eintraf.

„Hier schneidet sich's ab“, urteilte er. Bis Trient hatte er deutsch gesprochen; jetzt verstanden Wirt und Postillion nur italienisch, und gern sah er sich gezwungen, die geliebte wohllautende Sprache nun auch selber zu gebrauchen.

Daß er in einem andern Lande war, merkte er schon seit gestern. Zuerst vom Wagen aus an der erstaunlichen Fruchtbarkeit ringsum. Der Eindruck war um so größer, weil er ja nicht aus einem fruchtbaren deutschen Tale, sondern aus dem Hochgebirge kam, aus dem Gebiete des armseligen Hungerwuchses. „Man glaubt wieder einmal an einen Gott“ dachte er, als die Pflanzenwelt wieder Kraft und Saft zeigte. Bald aber ward es eine merklich südländische Fruchtbarkeit und Uppigkeit. Zumal an den Hügeln wuchs Alles so neben- und ineinander, daß man meinte, da müsse doch Eins das Andere ersticken.

Weingeländer, Mais, Heidekorn, Maulbeerbäume, Fruchtbäume, Nuß- und Quittenbäume. Über die Mauern wirft sich der Attich lebhaft herüber; der Efeu wächst in starken Stämmen die Felsen hinauf und verbreitet sich weit über sie, und die Eidechse schlüpft über die Steine hinweg.

Jetzt sah er in greifbarer Nähe, was er so oft auf Bildern mit Lust betrachtet hatte. An bestimmte Maler mußte er denken:

Die aufgewundenen Zöpfe der Weiber, die bloße Brust und die leichten Jacken der Männer, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markte nach Hause treiben, die beladenen Eselchen: Alles macht einen immer lebenden und sich bewegenden Heinrich Roos. . . .

Ja, es war eine ganz andere Art des Lebens!

Es macht schon hier Niemand mehr die Türen zu; die Fenster stehen immer offen usw. Es hat kein Mensch Stiefeln an; kein Tuchrock zu sehn. Ich komme recht wie ein nordischer Bär vom Gebirge. Ich will mir aber den Spaß machen, mich nach und nach in die Landestracht zu kleiden.

*

Sein Erlebnis ging noch viel, viel tiefer; er wollte nicht nur andere Kleider, er mußte und wollte einen andern Menschen anziehen! In dieser zunächst undeutlichen Absicht hatte er sich ja zu der seit so vielen Jahren vorgesetzten, nun endlich begonnenen Reise entschlossen, und eben darum war sein Drang nach Süden zuletzt so groß gewesen. Ein andrer Mensch? Niemand kann oder will letzten Endes seine Persönlichkeit wechseln;

aber wir können uns unter ganz neue Einflüsse stellen, unter neuem Himmel eine neue Lebensweise beginnen und abwarten, wie sich dann unsere leibliche und seelische Beschaffenheit umwandelt. Jedermann bleibt in seinem geheimnisvollen Kern Derselbe, der er war; aber der Nordländer kann ein halber Südländer werden, der Gebundene ein Freier, und damit ist auch für unser Inneres viel Wandlung ausgesprochen.

Goethe war vor zehn oder elf Jahren vom Schicksal nach Weimar versetzt worden; diese neue Heimat lag nicht eben viel nördlicher als Frankfurt, aber er empfand den Unterschied des Klimas überaus stark; jedesmal bei nassem, kaltem, dunkelm Wetter stellte er sich die heitere Flußebene seiner Heimat recht hell und sommerlich vor. Dabei hatte er in sich ein Gefühl, als ob er noch viel weiter südlich wirklich zu Hause sei, jenseits des hohen Gebirges, das den Norden vom Süden scheidet; als ob er ein Baum sei, den man in ein fremdes Land verpflanzt hat, der dort kümmerlich fortkommt, aber nur ein halbes Leben lebt. Wie seine rätselhafteste poetische Figur, Mignon, trug er eine dunkle Erinnerung an ein Jugendparadies mit sich herum, und immer wieder regte sich die Sehnsucht: „Dahin! Dahin!"

Fürwahr, manche Schicksale seines Lebens wären hier gelinder gewesen! Nun endlich hatte er den ersten Schritt in dieses Märchenland getan, und sogleich wehte ihm die Erfüllung seiner Wünsche von allen Seiten zu. Alles Gute versprach er sich. Hier wirst du gesunden! Von all den Gebresten des Leibes, den Gichtern in den Gliedern, den Zahnschmerzen, den

dicken Backen, den Erkältungen, den Stubenkrankheiten. Und ebenso wird deine Seele sich aufheitern und blühen wie die Gärten und Felder im Sommer. Noch bist du nicht zu alt; noch lassen sich die Falten, die sich in dein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder glätten und austilgen. Nun wird sich dein Geist mit einer ganz anderen Federkraft und Behendigkeit bewegen!

Alles Dies sagte er jetzt, seine im Norden verbliebene Schwesterseele anredend, sodaß denn freilich auch der Seufzer sich in den Jubel mischte. Könnte doch die Freundin auch in dieses Bad der Erneuerung steigen! Er schrieb es in sein Tagebuch, das für sie bestimmt war:

Könnt' ich nur mit Dir diese Gegend und Luft genießen, in der Du Dich gewiß gesund fühlen würdest! —

Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen, auch der vaterländische Staub, der manchmal stark auf den Straßen wird und von dem ich nun so lang nichts gesehen habe.[1]) Das Glocken- oder vielmehr Schellengeläut der Heuschrecken ist allerliebst durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt's, wenn mutwillige Buben mit einem Feld voll Heuschrecken um die Wette pfeifen: es ist, als wenn sie einander wirklich steigerten.

Heute ist wieder ein herrlicher Tag; besonders die Milde der Luft kann ich Dir nicht ausdrücken . . .

Ach, was ich da schreibe, habe ich lang gewußt, seitdem ich mit Dir unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohltat immer genießen sollten. . . .

*

[1]) Weil in Deutschland der Sommer so naß gewesen war.

Als er am 12ten September in Roveredo aufwachte, wußte er, daß er dieſen Tag noch nach Verona gelangen, alſo die erſte große italieniſche Stadt erreichen könne. Aber jetzt brauchte er nicht mehr zu haſten, nicht mehr auf dem gradeſten Wege die Räder rollen zu laſſen. Nicht weit von hier lag der Garda-See, der größte Italiens, der tiefſtgelegene der Alpen; ihn durfte er nicht verſäumen.

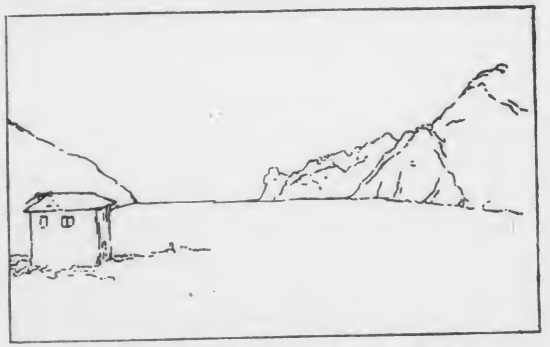
Nach Fünf fuhr er ab. Um Acht war er in dem kleinen Hafen oder Fiſcherdorfe Torbole am nördlichen Ende des Sees, unter dem Monte Baldo. Es war bereits zu ſpät, ſich in ein Schiff zu ſetzen, denn hier wechſeln Süd- und Nordwind ſo, daß man nur vor Tage nach Süden fahren kann; einige Stunden nach Sonnenaufgang weht die Ora gegen Norden. Goethe ging alſo in den Gaſthof. Er ſtutzte doch, als er ſah, daß die Zimmer keine Glasfenſter hatten, ſondern Ölpapier in Holzrahmen, und die Türen keine Schlöſſer. Aber der Wirt verſicherte: hier brauche man keine Diebe zu fürchten, und wenn der Herr die Koffer voll Diamanten habe, ſo käme nicht das Geringſte abhanden. Das war gewiß ein paradieſiſcher Zuſtand. Bald danach fühlte der Gaſt ein leibliches Vormittags-Bedürfnis, winkte den Hausknecht heran und fragte nach dem Abort. Der Kerl deutete in den Hof: „Qui abasso! Puo servirsi!“ Ja, wo denn dort? Dove? — „Per tutto, dove vuol!“ verſetzte der Mann mit leichter Bewegung der Hand. Dem Mutigen ſteht die ganze Welt offen, und ſo ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

Goethe ging doch lieber in die Natur hinaus und ſah ſich nun im Freien um. Feigenbäume hatte er ſchon

am Wege bemerkt; hier begrüßten ihn die erſten Ölbäume; ſie hingen voller Oliven. Auch fand er hier als gemeine Frucht die weißen Feigen, von denen ihm die Gräfin Lanthieri in Karlsbad erzählt hatte. An dieſem See zog man aber auch viel Pomeranzen- und Zitronenbäume, wie er im Volkmann nachlas, den er jetzt aus ſeinem Gepäck herausholte. Sonſt ſtand über den Gardaſee nicht viel in dem dicken Buche, aber großen Eindruck machte es auf Goethe, daß er hier Verſe aus Vergil und Katull abgedruckt fand, die Vergil und Katull auf eben dieſe Waſſerwogen, die ſich vor ihm bäumten, und auf eben dieſe Hügel und Berge gemacht hatten; Katulls Landſitz oder die Ruinen davon zeigt man jetzt noch auf dem Vorgebirge Sirmio im Süden des Sees. Benacus hieß dieſer See bei den Alten. „Der du mit Wogen des Meers und Gebraus aufſteigſt, o Benacus!“ redet ihn Vergil an. Und nun atmete Goethe mit den großen Dichtern des Altertums die gleiche Luft und war mit ihnen über alles Vergängliche hinweg durch das Gleichbleibende verbunden!

Es war wohl die rechte Stunde, aus ſeinem Koffer auch die Handſchrift der ‚Iphigenie‘ hervorzuholen. Er hatte zu Karlsbad griechiſche Verſe in der ‚Elektra‘ des Sophokles geleſen, und ſogleich waren ihm da die kurzen Zeilen ſeines eigenen Schauſpiels ganz höckerig, übelklingend, unlesbar vorgekommen. Auch Herder hatte dort zu einer Überarbeitung geraten. In Italien mußte ſie gelingen, wenn irgendwo. Und wirklich ging es im Angeſicht des Sees, des alten Benacus, gut von ſtatten.

Als er eine Zeitlang sich mit diesem poetischen, stilistischen Prüfen, Wägen, Schleifen und Glätten beschäftigt hatte, drängte es ihn, die Aussicht, die vor ihm lag, abzuzeichnen. Er mußte sie doch seiner Freundin zeigen. Man sah hier den See in seiner Länge; das Ende konnte man besonders an der linken Seite nicht erblicken. Hier im Norden waren die Berge hoch und malerisch; weiter abwärts sanken sie zu Hügeln hinab.



Blick von Torbole auf den Garda-See. Nach Goethe

Zum Mittagessen gab es eine Art Riesenforelle, sehr zart und trefflich. Als nachmittags die Hitze nachließ, spazierte Goethe wieder herum oder sah und hörte den Leuten zu, war er doch hier zum ersten Male dem echten italienischen Volke mit Muße ganz nahe. Welche Sorglosigkeit überall! Und doch auch welche Geschäftigkeit! Die Nachbarinnen verführten den ganzen Tag ein Geschwätz und ein Geschrei; aber wenn man hinsah, verrichteten sie doch auch die eine oder andere Arbeit.

Früh mußte das Lager aufgesucht werden, denn der nächste Tag begann für unsern Reisenden diesmal gleich nach Mitternacht. Um drei Uhr früh saß er mit seinem Gepäck schon im Kahne; zwei Ruderer ruderten und richteten das Segel. Einige Male blies der Wind recht nach Wunsch; der Morgen war herrlich-wolkig und bei der Dämmerung still. Sie glitten an Limone vorbei, dem ersten Ort an der Westseite. Terrassenförmig angelegte Berggärten zeigten hier zum ersten Male die Kultur der Zitronen im Freien. Zwischen den Bäumen sah man regelmäßige Reihen von weißen viereckigen Pfeilern; über diese Pfeiler waren starke Stangen gelegt; sie dienten dazu, Decken für die Bäume zu tragen, damit sie durch den Winter kamen.

Weiter südwärts, aber am Ostufer, lag auf einem Vorsprunge in graugrünen Olivenwäldern das Städtchen Malcesine; daneben ein altes zinnengekröntes Kastell. Nun weiter nach — doch der Mensch denkt, und der Wind lenkt. Er brauste ihnen so heftig entgegen, daß die Ruderer den Kampf aufgeben mußten; sie wurden nach Malcesine zurückgetrieben, und Goethe hatte nun wiederum den ganzen Tag über freie Zeit zum Zeichnen, Dichten, Steineklopfen und Tagebuchführen. Hier konnte er anmerken, daß er nun das Gebiet der altberühmten Republik Venedig betreten hatte, und konnte sich auf die vielen Reiche besinnen, die damals die Kinder auswendig lernen mußten, wenn ihnen in der Geographie die Karte Italiens gezeigt wurde. Mailand stand unter der Herrschaft Österreichs, wie von jeher auch das welsche Stückchen Südtirol, woher Goethe eben kam; sonst regierten auf italienischem Boden jüngere

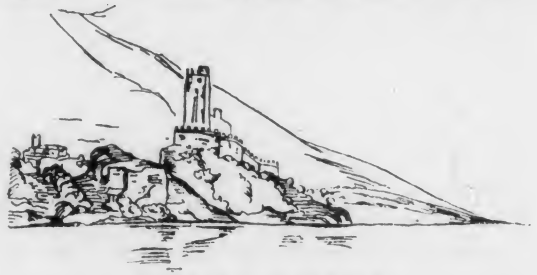
Linien der Lothringer und Bourbonen, denen Toscana, Parma, Neapel und Sizilien gehörten, außerdem die einheimische Königsfamilie Savoyen, die auch in Piemont, Nizza und Sardinien zur Herrschaft gelangt war. Die alten Kaufmanns-Republiken Genua und Venedig bestanden noch, hatten aber viel von ihrem alten Glanz verloren; daß die Insel Korsika von Genua an Frank-

reich übergegangen war, hatte Goethe mit großem Anteil selber mit erlebt; den großen korsischen Patrioten Pasquale Paoli hatte er in Frankfurt mit eigenen Augen gesehen. Der Kirchenstaat bedeckte zwischen den Republiken und Monarchien die Mitte des italienischen Stiefels; er umfaßte große Küstenstrecken an beiden

Meeren. Hatte nun die Verschiedenheit der Regierungsformen in Italien viel auf sich? Dafür mußte Goethe doch auch die Augen aufmachen. An das Wohl des eigentlichen Volkes dachten gewiß die geistlichen Herren so wenig wie die weltlichen, die regierenden Senatoren so wenig wie die Fürsten, die Einheimischen so wenig wie die Fremden. Wer die Macht hatte, wollte sie für sich und die Seinen ausnützen: Das galt überall für selbstverständlich. So wenig Goethe bisher in das Land hatte hineinsehen können, so war er doch schon an Ovids alte Wahrheit erinnert worden: Pauper ubique jacet, der Arme kommt immer unten zu liegen. Damit war ja nicht gesagt, daß die Menge hier freudlos dahin lebte; es blieben auch für die kleinen Leute noch manche Genüsse übrig; der fruchtbare Boden verlangte nicht zu viele oder zu schwere Arbeit, und alle paar Wochen vergnügte sich hier alle Welt auf kirchlichen oder weltlichen Festen.

Daß Malcesine an der Grenze lag, bekam der Gast beinahe verdrießlich zu spüren. Er wollte für seine weimarische Freundin das alte Kastell abzeichnen; Karl der Große sollte es angelegt haben. Wie er im schönsten Geschäft war, drangen Häscher auf ihn ein und beschuldigten ihn, er sei ein Spion, der für den unruhigen Kaiser Joseph die Grenzen ausforsche und abzeichne, und Dies hier sei eine Grenzfestung. „Da ward mir schwül“ erzählte Goethe später, „aber ich erwog gleich das Beste. Ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Wert durch das Alter. Ich griff ihren Stumpfsinn an und

ſchalt ſie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, ſie entſchuldigend: Ihr könnt ſolche Schönheit nicht fühlen, da ihr ſie täglich von Augen ſeht und das Alltägliche keiner Aufmerkſamkeit würdigt. Und ſo weiter. Die Häſcher werden ganz erſtaunt über die Unbefangenheit des Spions und blicken nun alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da ſie doch nichts ſehen können, werden ſie ganz verdutzt. Endlich zieht der Reiſende ſeinen Geldbeutel heraus und läßt Münzen klingen. Nun verändert ſich ihre Sprache. Der Eine



Kastell bei Malcesine. Nach Goethe

ſagt zu den Übrigen: Hab' ich's euch nicht gleich geſagt, daß der Mann ein Ehrenmann ſei? Da ſeht ihr's!" [1])

In der nächſten Nacht nutzte er die Zeit des günſtigen Windes beſſer; ſchon vor Eins fuhr er ab. Als dann das Morgenlicht die Ufer erkennbar machte, ſchwelgte er in Entzücken. „Es iſt ein Garten!"

[1]) Goethe hat im Alter dies kleine Abenteuer in der ‚Italieniſchen Reiſe' anders und breiter ausgemalt; ich folge einer Erzählung, die Heinrich Voß d. J. im Februar 1804 aufgeſchrieben hat.

Aber Worte geben keinen Begriff. Die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Landes, beſonders auf der Seite nach Brescia, freute ihn recht von Herzen.

Da wo das Gebürg aufhört, ſteil zu ſein, und die Landſchaftsfläche nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ohngefähr anderthalb Stunden Gargnano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Saló: alle auch meiſt wieder in die Länge gezogen. Ich endigte nicht, von dieſer Schönheit zu reden!

Obwohl der Wind günſtig war, landete ſein Schifflein doch erſt um zehn Uhr im Hafen von Bartolino, am öſtlichen Ufer des nun verbreiterten Sees. In dieſen kleinen Ortſchaften waren die Wirtshäuſer ſchlecht und teuer: ſoviel wußte er von Torbole und Malceſine; alſo ſtrebte er ſogleich weiter. Er mietete ſich zwei Maultiere; auf eines ſetzte er ſich, auf das andere wurde das Gepäck geladen, und ſo zogen ſie über einen Bergrücken zum Tal der Etſch und dann am Fluſſe entlang nach Verona.

Es war gewaltig heiß, als ſie gegen Eins die Porta San Zeno erreichten.

Zweites Kapitel

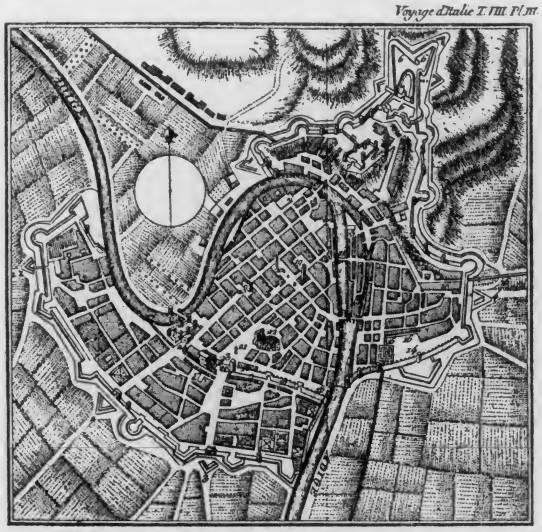
Verona, Vicenza, Padua

14. bis 28. September 1786

Man ſchätzte die Seelenzahl Veronas damals auf achtundvierzigtauſend. Etwa Zwanzigtauſend lebten von der Seiden- und Woll-Induſtrie; alle Handwerke gediehen, und die Kaufleute zogen auch von der fruchtbaren Umgebung ihren Vorteil. Es gab hier einen reichen Adel und viele Gelehrten. Alſo eine vortreffliche Stadt! Ein beſtändiger Lebensgenuß ohne große Mühſeligkeit ſchien hier zu walten.

Man ſieht das Volk ſich durchaus hier rühren, und in einigen Straßen, wo Kaufmannsläden und Handwerksbutiken aneinander ſind, ſieht es recht luſtig aus. Denn da iſt nicht etwa eine Tür in den Laden oder das Arbeitszimmer; nein, die ganze Breite des Hauſes iſt offen. Man ſieht Alles, was drinne vorgeht; die Schneider nähen, die Schuſter arbeiten alle halb auf der Gaſſe; die Butiken machen einen Teil der Gaſſe. Abends, wenn die Lichter brennen, ſieht's recht lebendig. An den Plätzen iſt's an Markttägen ſehr voll. Gemüs und Früchte unüberſehlich. Knoblauch und Zwiebeln nach Herzensluſt. Übrigens ſchreien, ſingen und ſchäkern ſie den ganzen Tag, balgen ſich, werfen ſich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Der milde Himmel, die bequeme Nahrung läßt ſie leicht leben. Alles, was nur kann, iſt unter freiem Himmel. Nachts geht nun das Singen und

Lärmen recht an. Den Malborrouh[1]) hört man auf allen Straßen. Dann ein Hackbrett, eine Violin; ſie üben ſich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen; man hört Töne, von denen man keinen Begriff hat. Ein ſolches Vorgefühl des Daſeins gibt ein mildes Klima auch der Armut . . .



Plan von Verona

Den Reichen konnte man gleichfalls mit Vergnügen zuſehen. Gleich am erſten Tage hatte Goethe das Schauſpiel, daß auf einem öffentlichen Platze vier einheimiſche gegen vier fremde Edelleute Ball ſchlugen.

---

[1]) „Malbrouk s'en va-t-en guerre": europäiſches Volkslied ſeit 1709.

Man erzählte ihm, daß die Adligen der Stadt dies Spiel das ganze Jahr hindurch betrieben, etwa zwei Stunden vor Nacht. Weil diesmal Fremde mit den Veronesern um den Preis der Geschicklichkeit rangen, war eine unglaubliche Menge von Zuschauern da, wohl vier- oder fünftausend. Aber nur Männer! Frauen zeigten sich weder aus den höheren, noch niederen Ständen. Beide Geschlechter des Adels konnte man sich jeden Abend zur Zeit der Ausfahrt, eine Stunde vor Nacht, besehen. Da kamen die feinen Wagen alle auf die Wiese, den „Bra", gefahren; dann bewegten sie sich eine lange, breite Straße zur porta nuova, das Tor hinaus, an der Stadt hin. Wenn es Nacht schlug, kehrte Alles um; teils fuhren die Wagen dann an die Kirchen, damit die Herrschaften darin das Ave maria della sera beteten; teils hielten sie auf dem Bra still; die Damen blieben sitzen, die Herren traten zu ihnen und sagten ihnen, was die Schönen gern hörten.

Vier Tage und noch einen halben hielt sich Goethe in dieser ersten großen Stadt Italiens auf. Im Gasthofs-Zimmer feilte er an der ‚Iphigenie', schrieb Briefe oder am Tagebuche; aber den größten Teil des Tages verbrachte er im Freien. „Ich gehe nach meiner Gewohnheit nur still herum, sehe Alles still an und empfange und behalte einen schönen Eindruck."

Die Einheimischen blickten auf ihn zuerst wie auf einen Sonderling. Er hatte Stiefel an: wie konnte man so schweres und außerdem teures Schuhwerk an den Füßen schleppen! Seine ganze Kleidung verriet den Fremden. Er hatte aber gar nicht vor, sich besehen und anstaunen zu lassen, zumal da es dem

eigenen Sehen immer hinderlich ist. Also ließ er sich rasch eine Kleidung anfertigen, wie sie hier Sitte war, eine durchschnittsbürgerliche, und es machte ihm in dem neuen Gewande auch Spaß, die Manieren, die Bewegungen der Veroneser wie ein Schauspieler nachzumachen, zum Beispiel die Arme ebenso zu schlenkern. Man muß beim Spielen einer neuen Rolle aber an Vieles denken. So kam er eines Morgens mit seinem Führer von dem hochgelegenen Garten des Grafen Giusti zur Stadt zurück; dieser Garten war wegen seiner Aussicht und seiner alten und hohen Zypressen berühmt; Goethe hatte sich vom Gärtner einen Zypressenzweig geben lassen, und sein Begleiter trug ihn in der Hand. Sofort blickten alle Eingeborenen, obwohl sie doch des Marktes wegen selber allerlei Grünzeug in den Händen und Armen hatten, auf den Fremden und wunderten sich, was er mit dem Zypressenzweige anfangen werde.

Ganz einheimisch hätte Goethe in diesem so glücklichen Himmelsstriche und unter diesen im Ganzen so angenehmen Menschen doch auch nicht werden mögen. Ihr Gelärm war kaum zu ertragen, ihre Unreinlichkeit sicherlich nicht. Oder vielmehr: mit Humor konnte man diesen Schmutz nur betrachten, wenn man sich des eigenen Pilgertums bewußt war: „Ich geh' an eurem Dreck vorüber wie an eurer Lust!" Dann konnte man auch philosophieren, daß Vieles, was den Nordländer anstößig erscheint, zur Wärme der südlichen Sonne und zur natürlichen und glücklichen Lebensweise des Volkes gehört, wie der Schatten zum Licht. Und auch zur Armut, die hierzulande doch sehr erträglich ist.

Man erzählte ihm, daß die Adligen der Stadt dies Spiel das ganze Jahr hindurch betrieben, etwa zwei Stunden vor Nacht. Weil diesmal Fremde mit den Veronesern um den Preis der Geschicklichkeit rangen, war eine unglaubliche Menge von Zuschauern da, wohl vier- oder fünftausend. Aber nur Männer! Frauen zeigten sich weder aus den höheren, noch niederen Ständen. Beide Geschlechter des Adels konnte man sich jeden Abend zur Zeit der Ausfahrt, eine Stunde vor Nacht, besehen. Da kamen die feinen Wagen alle auf die Wiese, den „Bra", gefahren; dann bewegten sie sich eine lange, breite Straße zur porta nuova, das Tor hinaus, an der Stadt hin. Wenn es Nacht schlug, kehrte Alles um; teils fuhren die Wagen dann an die Kirchen, damit die Herrschaften darin das Ave maria della sera beteten; teils hielten sie auf dem Bra still; die Damen blieben sitzen, die Herren traten zu ihnen und sagten ihnen, was die Schönen gern hörten.

Vier Tage und noch einen halben hielt sich Goethe in dieser ersten großen Stadt Italiens auf. Im Gasthofs-Zimmer feilte er an der ‚Iphigenie', schrieb Briefe oder am Tagebuche; aber den größten Teil des Tages verbrachte er im Freien. „Ich gehe nach meiner Gewohnheit nur still herum, sehe Alles still an und empfange und behalte einen schönen Eindruck."

Die Einheimischen blickten auf ihn zuerst wie auf einen Sonderling. Er hatte Stiefel an: wie konnte man so schweres und außerdem teures Schuhwerk an den Füßen schleppen! Seine ganze Kleidung verriet den Fremden. Er hatte aber gar nicht vor, sich besehen und anstaunen zu lassen, zumal da es dem

eigenen Sehen immer hinderlich ist. Also ließ er sich rasch eine Kleidung anfertigen, wie sie hier Sitte war, eine durchschnittsbürgerliche, und es machte ihm in dem neuen Gewande auch Spaß, die Manieren, die Bewegungen der Veroneser wie ein Schauspieler nachzumachen, zum Beispiel die Arme ebenso zu schlenkern. Man muß beim Spielen einer neuen Rolle aber an Vieles denken. So kam er eines Morgens mit seinem Führer von dem hochgelegenen Garten des Grafen Giusti zur Stadt zurück; dieser Garten war wegen seiner Aussicht und seiner alten und hohen Zypressen berühmt; Goethe hatte sich vom Gärtner einen Zypressenzweig geben lassen, und sein Begleiter trug ihn in der Hand. Sofort blickten alle Eingeborenen, obwohl sie doch des Marktes wegen selber allerlei Grünzeug in den Händen und Armen hatten, auf den Fremden und wunderten sich, was er mit dem Zypressenzweige anfangen werde.

Ganz einheimisch hätte Goethe in diesem so glücklichen Himmelsstriche und unter diesen im Ganzen so angenehmen Menschen doch auch nicht werden mögen. Ihr Gelärm war kaum zu ertragen, ihre Unreinlichkeit sicherlich nicht. Oder vielmehr: mit Humor konnte man diesen Schmutz nur betrachten, wenn man sich des eigenen Pilgertums bewußt war: „Ich geh' an eurem Dreck vorüber wie an eurer Lust!" Dann konnte man auch philosophieren, daß Vieles, was den Nordländer anstößig erscheint, zur Wärme der südlichen Sonne und zur natürlichen und glücklichen Lebensweise des Volkes gehört, wie der Schatten zum Licht. Und auch zur Armut, die hierzulande doch sehr erträglich ist.

Die Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser kommt daher. In ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist Alles gut; der Mittelstand lebt auch vom Tag zum andern fort; der Reiche und Vornehme allein kann darauf halten — doch weiß ich nicht, wie es im Innern ihrer Palazzi aussieht. Die Vorhöfe, Säulengänge usw. sind alle mit Unrat besudelt, und Das ist ganz natürlich; man muß nur wieder vom Volk heraufsteigen. Das Volk fühlt sich immer vor! Der Reiche kann reich sein, Paläste bauen; der Nobile darf regieren; aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfnis, und Das hat kein dringenderes als: Das so schnell als möglich loszuwerden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will Einer Das nicht haben, so muß er nicht den großen Herrn spielen. Das heißt: er muß nicht tun, als wenn ein Teil seiner Wohnung dem Publiko zugehört; er muß seine Tür zumachen, und dann ist's gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nicht nehmen.

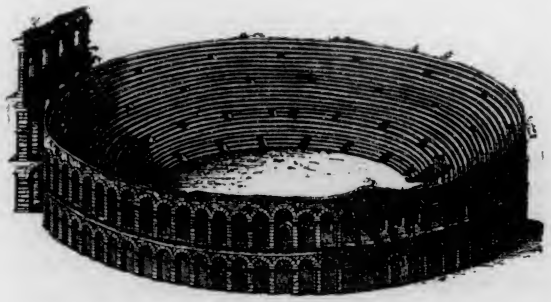
Die sehr engen und krummen Gassen zeugten vom Altertum der Stadt. Schon vor Christi Geburt war Verona wohlbekannt. Vier berühmte Schriftsteller des Altertums sind hier geboren: der Dichter Katull, der Naturforscher Plinius, der Geschichtsschreiber Kornelius Nepos und der Baumeister Vitruv. Als das römische Reich zusammenbrach, besiegte hier der Ostgotenkönig Theodorich den andern Germanen Odoaker und begründete hier eine Königsburg; Dietrich von Bern heißt dieser Theodoricus von Verona danach in der deutschen Heldensage. Später war Verona Jahrhunderte hindurch eine blühende Stadtrepublik; unter ihren Regenten zeichneten sich die Scaliger eine lange Zeit aus. Dante war der Gast des Bartolommeo della Scala, unter dem sich auch die romantische Liebesgeschichte von

Romeo und Julia zugetragen haben soll. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts schloß sich die Stadt dem mächtigeren Venedig an, zu dem es jetzt noch gehörte. All dies Historische und Politische aber hatte für Goethe keinen Reiz; ihn rührte es nicht, daß diese Stadt einst den Barbaren in die Hände gefallen, wie Volkmann unsere germanischen Vorfahren nannte, daß Verona aber in einem gewissen Wohlstande geblieben war, „weil König Theodoricus und Alboinus ihre Residenz darin aufschlugen." In diesem Hin und Her der Regenten und Krieger, was man Geschichte nennt, war kein Trost zu suchen. Es fragt sich nur, ob uns aus besseren Zeitaltern Überreste und Zeugnisse überliefert worden sind, an denen wir uns stärken und erhöhen können. Und da suchte Goethe von vornherein die Trümmer des römischen und griechischen Altertums als Werke der höchsten Menschenart, die auf Erden gelebt hat. Und zweitens freute er sich auf die Kunstwerke jener andern Zeit, wo die zerstörte antike Welt eine Art Wiedergeburt erlebt hatte: rinascimento, renaissance. Sie übertraf — für uns — das Altertum durch Eins: durch ihren reichen Schatz von Gemälden, da ja von den berühmten Bildern der Griechen und Römer so gut wie nichts auf uns gekommen ist.[1])

Goethe kannte die antike bildende Kunst von Kindheit auf aus manchen Abgüssen und nach zahlreichen Kupferstichen; er hatte sie immer geliebt, während die entsprechenden Werke seiner eigenen deutschen Vorfahren

[1]) Um 1786 war noch viel weniger davon aufgedeckt als heute.

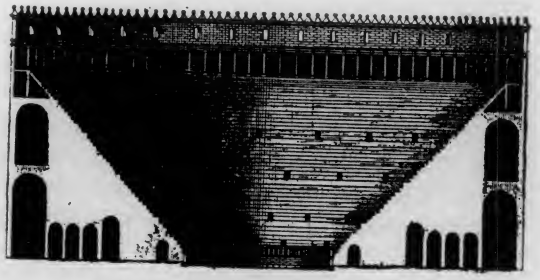
nur zeitweise und ausnahmsweise in sein Inneres gedrungen waren. Antike Originale hatte er bisher nur wenige und nur geringe gesehen: verwahrloste Denksteine, Inschriften und Mosaikfußböden im Elsaß und in der Schweiz. Hier in Verona erblickte er zum ersten Male ein großes Bauwerk des Altertums, ja, seinem Umfange nach eins der größten. Es war ein Amphitheater, 464 Fuß lang, 367 breit, also eirund; die



Die Arena zu Goethes Zeit

Arena maß unten in der Mitte 225 und 133 Fuß; ringsherum erhoben sich in vier Geschossen 45 Reihen Sitze, auf denen 22 184 Menschen Platz gehabt haben mögen. Die Sitze und der ganze Bau waren aus dem Marmor, der hier in der Nähe in der „Berner Klause" gebrochen wurde. Wann in der Römerzeit diese Kampf- und Schaustätte erbaut worden, weiß man nicht; jedenfalls ist ihre prächtig gedachte äußere Umwandung nie fertig geworden; nur der Zweckbau ist sicherlich viele Menschenalter in Betrieb gewesen

und konnte auch jetzt zu Tierhetzen und anderen Festlichkeiten noch benutzt werden. Bei Besuchen des Kaisers Joseph des Ersten und des Papstes Pius des Sechsten waren hier wieder große Schauspiele gegeben und alle Plätze besetzt worden. Zur Zeit stand unten im Sande der Arena ein Theaterchen: Bühne mit Vorhang und Kulissen, hierher gesetzt, weil die Sitzplätze schon da waren. Goethe beachtete es nicht. Sehr viel Dank verdienten die Herrscher dieser Stadt, daß sie das große



Die Arena nach dem ursprünglichen Plane

und für gewöhnlich doch unnütze Gebäude so gut in stand hielten oder wieder instand gesetzt hatten. Als Goethe sich zum ersten Male hierher führen ließ, berührte es ihn seltsam, daß er sich gleichsam in einem künstlich ausgebauten Krater befand.

Wenn man hineintritt oder oben auf dem Rande steht, ist es ein sonderbarer Eindruck: etwas Großes und doch eigentlich Nichts zu sehn. Auch will es leer nicht gesehn sein, sondern ganz voll Menschen, wie es der Kaiser und der Papst gesehen haben. Doch nur damals tat es seine Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn

eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponieren, das Volk mit sich selbst zum besten zu haben.

Goethe meinte, das gemeine Volk müsse hier über sich selbst erstaunen.

Da es sonst nur gewohnt ist, sich durcheinander laufen zu sehn, sich in einem Gewühl ohne Ordnung und ohne sonderliche Zucht zu sehn, sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, schwebende Tier sich zu einem Ganzen vereinigt, zu einer Einheit gestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt und zu einer Form, gleichsam von einem Geiste belebt. Die Simplizität des Ovals ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie groß das Ganze ist. Jetzt, wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab; man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

Er ließ sich, ehe er die Stadt verließ, noch ein zweites Mal das Gebäude aufschließen. In der Abenddämmerung ging er „auf der Kante des Kraters" herum und blickte bald nach außen, wo Männer aller Stände und Weiber vom Mittelstande herum spazierten, und dann innen, in diese ehrwürdige Leere. „Ich muß erst mein Auge bilden" dachte er, „mich zu sehen gewöhnen." Jedenfalls hatte er den allerbesten Willen gegen alle Werke des Altertums.

Er bewies ihn auch in dem Museo lapidario, einer Hofhalle im Gesellschaftsgebäude der Akademie der Philodramatiker. Hier waren allerlei Altertümer zusammengestellt und an den Mauern befestigt worden, die man in Verona und der Umgegend im Laufe der Jahre gefunden: Altäre, Grabmäler, Meilensäulen, Basreliefs, Inschriften. Kein Stück verriet einen

großen Meister; aber „es sind sehr gute, treffliche Sachen drunter" urteilte Goethe.

Und auch das weniger Gute zeugt von einem herrlichen Zeitalter. Der Wind, der von den Gräbern der Alten her weht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Rosenhügel.

Ja, gerade die Grabmäler der Alten fand er im Vergleich zu den späteren christlichen „herzlich und

Das Museo lapidario

rührend." Er konnte sich der Tränen nicht enthalten, und doch war Alles, was hier dargestellt wurde, einfach, alltäglich und gar nicht auf Rührung berechnet. Es handelte viel mehr vom Leben als vom Tode.

Da ist ein Mann, der neben seiner Frauen aus einer Nische wie zu einem Fenster heraus sieht. Da steht Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, und sehen einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit an. Da reichen ein Paar einander die Hände. Da scheint ein Vater von seiner Familie, auf dem Sterbebett liegend, ruhig Abschied zu nehmen . . .

Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der einer fröhlichen Auferstehung wartet: hier hat der Künstler mit mehr oder weniger Geschick immer nur die einfache

Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände zusammen, schauen nicht gen Himmel; sondern sie sind, was sie waren; sie stehen beisammen; sie nehmen Anteil aneinander; sie lieben sich, und Das ist in den Stücken oft mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit allerliebst ausgedrückt.

So sprach sich in Goethe das Heidentum aus, das er nach Italien schon mitbrachte: seine Liebe zum Rein-Menschlichen, seine Freude an allem unverbildeten Leben der großen Mutter Natur. In den alten Römern und Griechen sah er von vornherein seine Geistesgenossen.

Die Künstler der Renaissance-Zeit waren gleichfalls Schüler und Verehrer der Antike, aber sie lebten unter der Herrschaft der katholischen Kirche, und die Aufträge, die ihnen wurden, bezogen sich allermeist auf die welt- und lebensfeindliche christliche Mythologie, auf das Marterholz von Golgatha und die Glaubensquälereien der Heiligen, wozu dann noch allerlei alberne Wunder kamen. Eine ungemischte Freude konnte er unter diesen Umständen auch von den besten Künstlern nur selten erwarten; aber er war wenigstens guten Willens, den Zweck solcher Kunstwerke und ihren Gegenstand möglichst zu vergessen und um so mehr die Vortrefflichkeit der Ausführung zu genießen, sich auch an solchen Einzelheiten zu erlaben, die die Künstler zu eigener Lust dem Auftrag der Besteller hinzugefügt hatten. Und diesen seinen guten Willen sah er denn auch in den Kirchen und Palästen Veronas alsbald belohnt. Er betrachtete mit Andacht die Sachen von Titian, Tintoretto, Paul Veronese; besonders freute er

sich, daß hier hochvortreffliche Maler auftauchten, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt hatte, zum Beispiel der Orbetto (Alessandro Turchi).

In der Entfernung lernt man wenige Meister (oft Die nur dem Namen nach) kennen; wenn man nun diesem Sternenhimmel näher tritt und nun Die von der zweiten und dritten Größe auch zu flimmern anfangen und Jeder auch ein Stern ist, dann wird die Welt weit und die Kunst reich.[1])

*

Den letzten Tag in Verona schrieb er eine Anzahl Briefe: an Frau v. Stein, Herders, den Herzog, den Hofrat Voigt und Philipp Seidel. Nur dem Letzteren verriet er seinen Ort und daß er sich in der Richtung auf Venedig weiter bewege. Die Andern wußten nicht einmal, in welchen Lande, in welcher Richtung sie ihn zu denken hatten; er bat sie, seine Heimlichkeit zu entschuldigen.

[1]) Die späteren Reisenden und Kunstkenner sind mit Goethes Urteilen über die italienischen Bild- und Bauwerke oft sehr unzufrieden gewesen. Namentlich verwunderten sie sich, daß Goethe viele herrliche Werke, die er gesehen haben muß, offenbar nicht beachtete, so in Verona z. B. den „edelsten romanischen Bau Ober-Italiens", San Zeno, die Capella Pellegrini an der Kirche San Bernardino, das Castel vecchio und auch manche Gemälde. Kein Zweifel, daß auch Goethes Aufnahme-Vermögen beschränkt war, daß er mit starken Vorurteilen an die Fülle der Gegenstände herantrat und durchaus mit der Absicht, nur das ihm Gemäße sich auszuwählen. Gegen alles Gotische und Mittelalterliche hatte er, wie seine Zeitgenossen auch, eine Abneigung, die wir nicht mehr teilen. Aber wir dürfen nicht vergessen, wie wenig wir im Grunde von Goethes südländischen Eindrücken wissen.

Bei dem Besten, das mir widerfährt, hoffe ich auf eine glückliche Wiederkehr zu Euch und hoffe, wiedergeboren zurückzukommen.

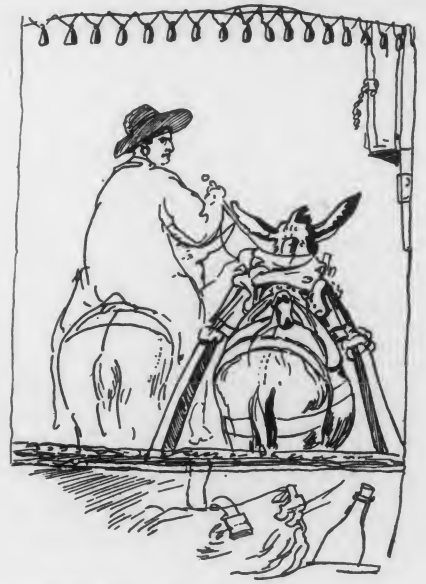
Wie er später sich selbst als einen „wohl ausgewaschnen, wohl ausstaffierten Menschen" zurückbringen werde, so sollten sie seine ‚Iphigenie' schon sehr bald in neuer Gestalt haben. „Sie quillt auf; das stockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt." Er versicherte, daß er bei allem Schönen und Merkwürdigen an sie denke, daß er manchmal auch seine aufgeweckten Knabenfreunde gern als Gefährten bei sich hätte, den August Herder oder den Fritz v. Stein. Auch den hoffnungslos kranken Ernst v. Stein ließ er grüßen. Seinen Mitarbeiter Voigt fragte er nach dem Gange der Geschäfte, namentlich derer in Ilmenau, wohin er mit einiger Sorge dachte. Vom Herzog hätte er gern gehört, wie es nach dem Tode des alten Fritzen sich jetzt in Berlin entwickle. Und der allerbesten Freudin schrieb er, daß sie in der Mitte Oktober sein ausführliches Tagebuch und einige Zeichnungen haben und dann ganz klar sehen werde.

Ich bin wohl und wünschte nur, das Gute, was ich genieße, mit Dir zu teilen: ein Wunsch, der mich oft mit Sehnsucht überfällt.

*

Wer kein eigenes Gefährt besaß und nicht zu Fuße gehen wollte, reiste in Italien in einer Sedia über Land. Das war ein zweirädriges Wägelchen mit halbem Verdeck; zwei Personen und zwei Koffer hatten darauf Platz; zwei Pferde oder Maultiere waren vorgespannt: das eine Tier ging in der Gabel, es trug und zog den

Wagen; das andere, worauf der Vetturino saß, der Fuhrmann, dem Wagen und Tiere gehörten, ging zur Linken und war unter dem Baume der Sedia an einer Wage angespannt. Der einzelne Reisende machte mit

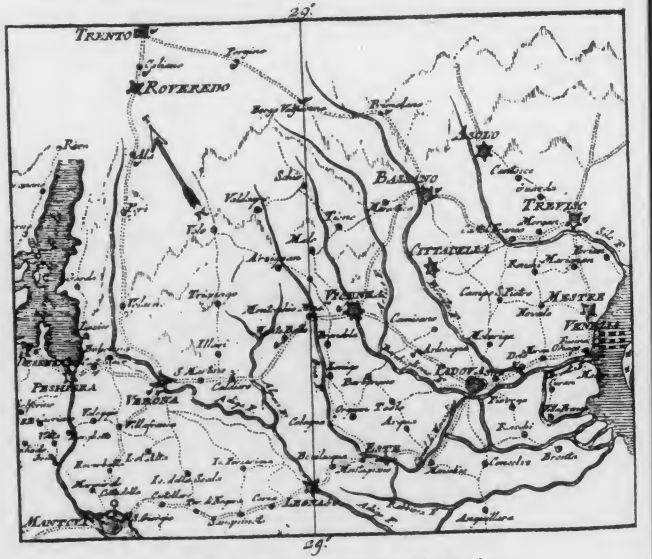


Aussicht aus der Sedia. Nach Wilhelm Tischbein

dem Fuhrmann jedesmal die Abfahrt und den Preis bis zum vorgesetzten Ziele aus; Sache des Vetturinos war es dann, sich einen zweiten Reisenden zu verschaffen.

Von Verona nach Vicenza rechnete man dreißig italienische oder gegen neun deutsche Meilen: Das galt

gerade für eine Tagesfahrt solch' einer Sedia. Der Weg ging zuerst an den Ausläufern der Alpen hin, dann durch eine weite Ebene, um wieder in Hügelland einzutreten. Es ist steiniger Boden, und doch überraschte die Fruchtbarkeit. Oft sah Goethe an den Baum-



Straßen von Trient und Mantua nach Venedig

reihen der Felder die Reben hochgezogen, so daß ihre Ranken wie Zweige von den Bäumen herunterhingen; die schweren Trauben waren heute, am 19ten September, bereits reif. Die Straße war sehr belebt von Menschen, Tieren und Wagen; ein besonderes Vergnügen hatte Goethe an niedrigen Karren, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen trugen; in diesen Kufen wurden die Trauben aus den Weingärten abgeholt, um daheim gestampft zu werden; zumeist standen die Fuhrleute in den Kufen, „und es sah einem bakchischen Triumphwagen vollkommen gleich."

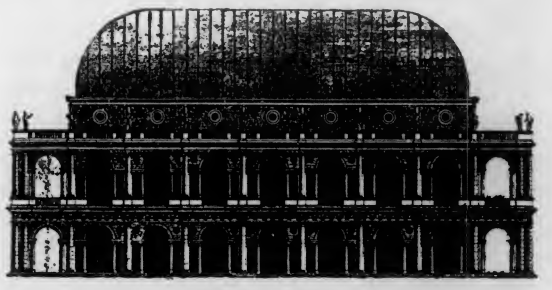
*

Vicenza, am Fuße der Monti Berici herrlich gelegen, auf dreißigtausend Seelen zu schätzen, war für Goethe die Stadt Palladios. Dieser Mann, dessen eigentlicher Name Andrea di Pietro gewesen war, hatte von 1508 bis 1580 gelebt; aber immer noch wirkte er hier wie ein König fort. Er war Baumeister gewesen; indem er sich selber nach der griechischen Göttin Pallas umtaufte: il Palladio, hatte er seinen großen Wunsch vor aller Welt am deutlichsten kundgetan: den Wunsch, nach antiken Vorbildern zu schaffen und am liebsten ein neues Athen oder Rom um sich herum aufzubauen. In ganz Italien, in Südfrankreich, in Dalmatien suchte er alle Bauwerke auf, die zu seiner Zeit aus dem vorchristlichen Altertum noch erhalten waren. Die Großzügigkeit dieser alten Bauten, die keiner Zieratelei und Künstelei bedurfte, sondern ganz durch ihre Verhältnisse wirkt, nahm er völlig in sich auf. Er studierte außerdem den antiken Lehrer der Baukunst: Vitruvius und stimmte ihm ehrlich zu. Was die Griechen Eurhythmie nannten, das harmonische Verhältnis der Teile unter einander und zum Ganzen, ward auch ihm die Hauptsache. Seine Entwürfe hatten darum alle etwas Hochgemutes, Stolzes, Vornehmes. Und Ebendas verlangten auch seine Landsleute und Zeitgenossen, die reichen Venezianer und ihre Nachbarn;

sie wollten der Mit- und Nachwelt zeigen, wie große Mittel ihnen zu Gebote ſtanden. Ihre Wohnhäuſer, ſelbſt die Ställe, ſollten als Paläſte wirken, und unter Paläſten dachte man ſich gern eine Art Tempel. Die kalte Pracht nach außen ließ ſich durch Decken- und Wandgemälde im Innern erwärmen: Das wurde alſo eine Hauptaufgabe der venezianiſchen Maler. Es war viel Poſe und Phraſe in dieſer Kunſt; auch Palladio brachte der ſchönen Erſcheinung, den Faſſaden und ſeinen geliebten Säulen ſehr große, allzu große Opfer; daß man in Wohngebäuden auch wohnen müſſe, vergaß er faſt; aber ſicherlich liebte er das Schöne im antiken Sinne aufrichtig.

Am meiſten riß er ſeine vizentiniſchen Landsleute mit ſich. Man zählte in dieſer Stadt jetzt noch über zwanzig Paläſte ſeiner Erfindung; ſelbſt in engen Gaſſen fand man ſie. Zuweilen hatten ſich die Bauherren weit über ihre Kräfte angeſtrengt; ſo zeigte man ſich einen großartig gedachten Palaſt, von dem nur ein Fünftel fertig geworden war: dann war der Eigentümer ein armer Mann geweſen. Außer dieſen überherrlichen Wohngebäuden ſchuf Palladio auch öffentliche Werke hier: das Rathaus, welches die Baſilika genannt wurde, ein antikes Theater, eine Kirche uſw. Bei ſeinem Tode hatte er der ganzen Stadt ſein Gepräge aufgedrückt. Vicenza war höchſt vornehm im Verhältnis zu ſeinen Nachbarinnen.

Goethe kannte dieſen mächtigen Künſtler bereits aus der Ferne. Palladio hatte ſelber im Jahre 1570 ‚Vier Bücher über die Baukunſt‘ herausgegeben, worin er eine Reihe ſeiner Bauten in Grundriſſen und Anſichten vorführte. Dies Werk fehlte in Weimar, aber man beſaß Mehreres, was über ihn geſchrieben worden, und unter den Tafeln dieſer Werke hatte Goethe längſt ſeine Lieblinge. Nun war es ihm der größte Genuß, die wirklichen Gebäude aufzuſuchen und ſie von allen Geſichtspunkten zu beſchauen. Gleich nach ſeiner Ankunft eilte er, von allen einen erſten Eindruck zu gewinnen. Und ſeine Liebe wuchs noch an.



Palladios „Basilika“

Wenn man dieſe Werke nicht gegenwärtig ſieht, hat man doch keinen Begriff davon. Palladio iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen! . . . Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, das uns bezaubert.

Unter den Wohngebäuden hatte Goethe ſchon nach den Kupfertafeln dasjenige am liebſten gehabt, welches la casa di Palladio genannt wurde:

Aber in der Nähe iſt es noch weit mehr, iſt es erſt, was man ſich gar nicht abweſend denken kann . . . Wenn es nicht gleich Aufſehens machte und ich meine humilem

personam nicht kompromittierte, so ließ ich es zeichnen und illuminieren, wie es dasteht, mit einigen Nachbarhäusern.[1])

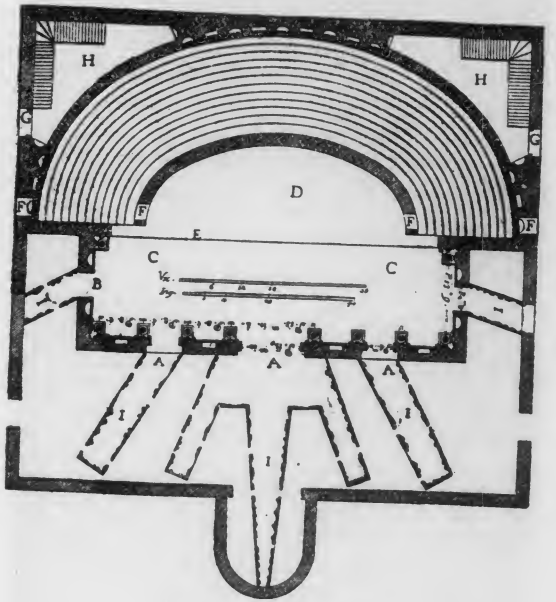
Als das merkwürdigste Gebäude Palladios mußte wohl das antike Theater gelten, zu dessen Bau der Künstler die Akademie der Olympier, deren Mitglied er war, bewogen hatte. Dies Gebäude von 1580 war für die Schauspiele altgriechischer und römischer Dichter bestimmt — mit dem ‚Ödipus' von Sophokles ward es eröffnet — und in seinem Innern ganz so angelegt, aufgebaut und ausgeschmückt, wie die Alten es getan haben würden. Dies Theater war nur ein Innen- und Holzbau; sein Äußeres bildeten allerlei Nutzbauten; auch grenzte der Zuschauerraum an den Saal, wo sich die „Olympier" versammelten. Goethe machte große Augen, als er sich zum ersten Male in einem solchen Prachttheater sah, das ganz den antiken Vorschriften und Vorbildern entsprechen sollte; aber er hatte Bühnenkenntnis und Publikumskenntnis genug, um doch auch zu kritisieren. Wozu soviel unnütze Pracht?

Haus des Palladio

Es ist unaussprechlich schön; aber, als Theater gegen unsere jetzigen, kommt es mir vor wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Kaufmann, der weder so vornehm, so reich, noch so wohlgebildet ist, aber besser weiß, was er mit seinen Mitteln anfangen kann.

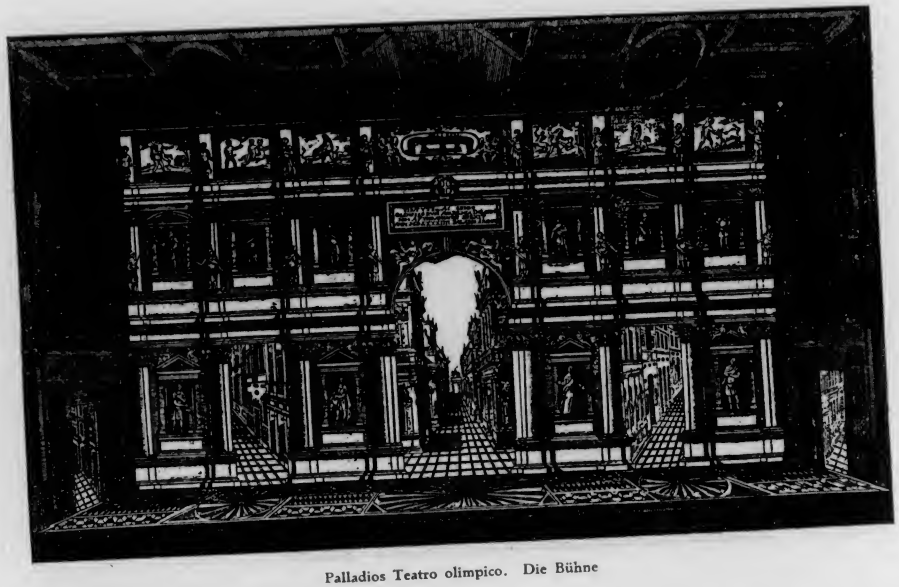
[1]) Illuminieren: die Zeichnung antuschen.

Gelegentlich fühlte Goethe, daß eine derartige Wiedergeburt der Antike denn doch nur ein Spiel Weniger war. Den Bedürfnissen des Volks kam diese Baukunst im Sinne der Alten längst nicht so sehr entgegen, wie

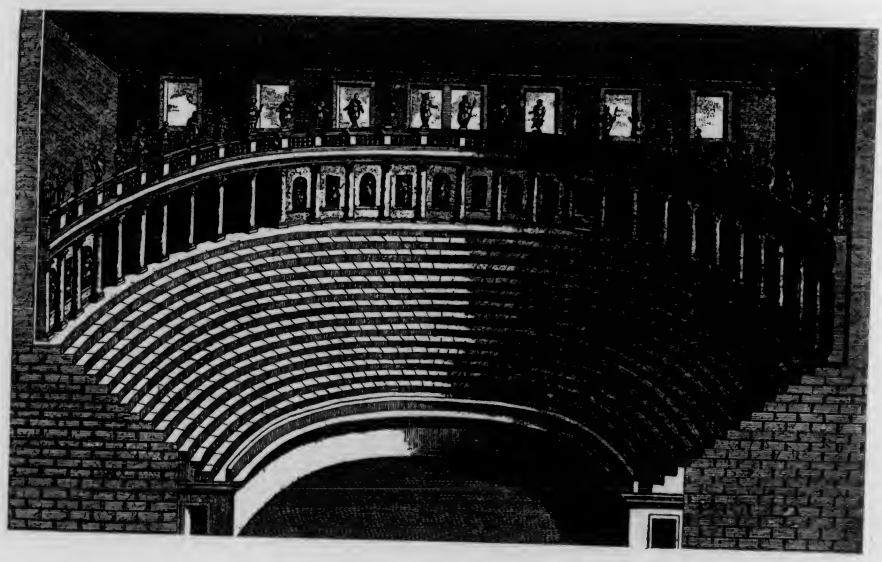


Palladios Teatro olimpico

die früheren und späteren Kirchenbauten, die ihn selber, den Heidnischgesinnten, doch so kalt ließen. Kein Zweifel, Palladios Kunst strebte zuweilen zu hoch hinaus. Und glich nicht seine eigene ‚Iphigenie', die er jetzt wieder



Palladios Teatro olimpico. Die Bühne

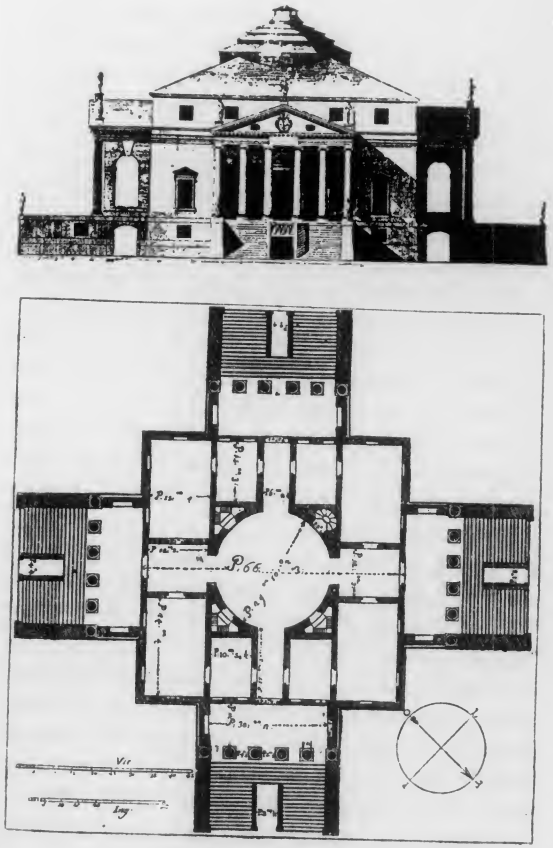


Palladios Teatro olimpico. Zuschauerraum

in Arbeit hatte, durch den gleichen Fehler dieſen erhabenen Bauwerken?

Wenn man nun daneben das enge, ſchmutzige Bedürfnis der Menſchen ſieht und wie meiſt die Anlagen über die Kräfte der Unternehmer waren und wie wenig dieſe köſtlichen Monumente des Menſchengeiſtes zu dem Leben der Übrigen paſſen, dann fällt einem doch ein, daß es im Moraliſchen ebenſo iſt. Dann verdient man wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erheben, ihnen von ſich ſelbſt eine große Idee geben, ihnen das Herrliche eines großen, wahren Daſeins fühlen machen will (und Das tun ſinnlicherweiſe die Werke des Palladio in hohem Grade). Aber wenn man die Vögel belügt, ihnen Märchen erzählt, ihnen vom Tag zum andern forthilft uſw., dann iſt man ihr Mann, und darum ſind ſoviele Kirchen zuſtande gekommen, weil von daher für das Bedürfnis der Sterblichen am beſten geſorgt war.

Der deutſche Gaſt ſah die Gefahr, daß das Herrliche allzu idealiſch werde. Da war zum Beiſpiel die berühmte Rotonda auf dem Hügel San Sebaſtiano, eine halbe Stunde vor der Stadt; man mußte ſie wohl mit der Wallfahrtskirche Madonna del Monte vergleichen, die einen andern Berg krönte und in ihren neueren Teilen ſogar dieſer Rotonda nachgeahmt war. Dieſe Kirche ward von unzähligen Menſchen im Lauf des Jahres aufgeſucht; die Rotonda dagegen war ihrer Beſtimmung nach ein Landhaus für den Marcheſe Capra, aber hier wurde Zweck und Nutzen von der architektoniſchen Darſtellung faſt gänzlich aufgehoben. Das Gebäude bietet auf allen Seiten dasſelbe Bild: eine Freitreppe und eine Säulenhalle von ſechs ioniſchen Säulen, welche einen Giebel tragen; links und rechts davon ein einfenſtriges Zimmer; in der Mitte zwiſchen ihnen



Palladios „Villa rotonda"

liegt ein großer, von einer Kuppel überdachter Rundsaal, der von Treppen und Seitengemächern so umgeben wird, daß ein Viereck entsteht. Der ganze Grundriß ist symmetrisch, aber es braucht kaum gesagt zu werden, daß in diesem Tempel die irdischen Bedürfnisse der Bewohner, die Wohn-, Schlaf-, Koch- und Vorratsräume etwas kurz kamen. Auch Goethe fand, daß der Baumeister es hier „beinahe ein wenig zu toll“ gemacht habe. Aber freilich die Blicke auf das Gebäude und die Ausblicke aus diesen Hallen heraus waren so köstlich, daß die Bewunderung solchen Tadel rasch unterdrückte. „Er hat es so gemacht, um die Gegend zu zieren.“

Da Goethe mit soviel gutem Willen dergleichen Architektur betrachtete, so wurde sein Herumgehen und Schauen ein beständiges Schwelgen. Es kam ihm seltsam zu Mute, daß er nun solche Gebäude vor Augen sah und mit Händen betasten konnte, die er seit seiner Kindheit sehr wohl, aber nur aus Wandbildern, Mappen und Lehrbüchern kannte.

Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben und also alle zu hoch stehen, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Ko-existenz herunter gestimmt werden.

Bisher war es ihm ja ganz ähnlich gegangen wie dem sonderbaren Kinde seines Romans; auch er hatte diese Gebäude mit sehnsüchtiger Liebe in seiner Phantasie mit sich getragen, wie wenn er in einer seligen Vergangenheit in solchen Hallen daheim gewesen wäre:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach.
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an . . .

Jetzt war es ihm auf einmal klar, daß sein Mignon, oder seine Mignon, der Mädchenknabe, aus Palladios Stadt Vicenza nach dem rauhen Norden verschlagen sein müsse. Und so bildete er jetzt auch an der Fortsetzung von ihrem Romane, während er doch sogar im Spazieren die Blätter der ‚Iphigenie‘ bei sich trug, um an stillen Plätzen im Freien daran zu bessern.

Palladio hatte seine Gewalt auch durch die Erweckung anderer tüchtiger Baumeister bewährt und vermehrt. Der Erste davon hieß Vincenzo Scamozzi, und Dieser hinterließ seinen gleichfalls berühmt gewordenen Namen den künftigen großen Architekten Vicenzas als Vermächtnis. So gab es jetzt noch einen Ottavio Bertotti Scamozzi; es war ein alter Mann, der schon 1761 ein Buch mit 36 Kupfern in quarto über Palladios Bauten hatte drucken lassen. Goethe suchte ihn auf und fühlte sich wohl bei ihm: am liebsten hätte er bei diesem alten Scamozzi einen Monat lang Unterricht in der Baukunst genommen.

Auch zu einem Botaniker ging er, auf den ihn Volkmanns Buch aufmerksam machte; dieser Dr. Turra, ein Arzt, war jedoch der Pflanzenkunde müde geworden, weil er nach dem Tode eines bischöflichen Gönners nirgends mehr Teilnahme fand. Und in dem botanischen Garten, den er für diesen früheren Bischof eingerichtet hatte, gediehen nun schon wieder Kohl und Knoblauch.

Gleich am ersten Abend begab sich Goethe in das lyrische Theater. Nun sah und hörte er zum ersten Male in Italien selbst die über die ganze gebildete Welt verbreitete italienische Oper. Das Vergnügen dauerte

bis nach Mitternacht, sodaß der deutsche Zuschauer, der die lange Sedienfahrt hinter sich hatte, herzlich müde dabei wurde; und doch brauchte er sein gewöhnliches Mittel, die Aufmerksamkeit zu steigern, indem er sich nämlich seinen Wilhelm Meister an seine Stelle dachte und neue Bilder für den Roman sammelte. Die Balletts fand er allerliebst: diesen Genuß hätte er dem Oberstallmeister v. Stein gewünscht, der ein Tanzkünstler war. An der Oper, Das sah er sogleich, war nicht die Musik, nicht die Handlung die Hauptsache, sondern die — erste Sängerin.

Einen andern Abend ergötzte er sich in der Akademie von Vicenza. Solche Akademien gab es seit und infolge der Renaissance in allen italienischen Städten; es waren Vereine für Kunst und Wissenschaft, in denen die Gelehrten, sowie die hierzulande sehr zahlreichen Poeten und Andere, die etwas Besseres sein wollten, sich begegneten; in einigen Orten leisteten sie unter großem Namen gar nichts; anderwärts konnte man ihren Zeitvertreib nützlich und löblich finden. In Verona bemerkten wir sie als „Filarmonici"; hier in Vicenza waren sie „Olimpici." Goethe fand in ihrem Saale eine Menge Männer versammelt, die er auf fünfhundert schätzte; auch der Kapitan der Stadt und viel Adel waren zugegen. Man hielt einen Erörterungsabend, und die strittige Frage lautete, ob die Erfindung oder die Nachahmung den schönen Künsten größeren Vorteil gebracht habe. Da ließen sich denn die geistreichen Mitbürger in Prosa und Versen hören, und das Publikum nahm lebhaftesten Anteil durch Lachen, Klatschen und Beifallrufen. Am meisten gefiel ein Witzbold, welcher erklärte,

daß ihm seine Vorredner leider den großen Palladio weggenommen hätten; so wolle er denn den Franceschini als leuchtendes Beispiel für den Nutzen der weisen Nachahmung nennen. Das war nämlich ein noch lebender, vermutlich selber anwesender Seidenfabrikant; er hatte sich selbst und die gesamte Seiden-Industrie der Stadt in die Höhe gebracht, indem er den Lyonern und Florentinern ihr Bestes ablernte. Von Palladio war denn aber doch noch öfter die Rede, und Goethen tat es wohl, daß er hier einmal einen großen Mann noch nach zweihundert Jahren in seiner Heimat so lebendig und aufrichtig verehrt fand. Wie selten ist doch dergleichen andauernder und echter Ruhm!

Die Vicentiner gefielen ihm überhaupt. Er hatte böse Dinge über sie im Volkmann gelesen. Zänkisch, mißtrauisch, falsch, gewalttätig sollten sie sein, wie Hunde und Katzen zusammen leben. Aber freilich, wenn die Veroneser sagten: Vicentini cani e gatti, so antworteten Diese: Veronesi mezzi matti; der böseste Reim jedoch lautete: Vicentini assassini.[1]) Goethe fand diese so schwer Beschuldigten gefällig, wenn man sie in Anspruch nahm, und sonst fein und gleichgültig vorübergehend, teils wie Hofleute, die sich für die erste Menschenklasse zu halten geneigt sind, teils wie Großstädter, die zu verwöhnt sind, den Fremden anzugaffen. Am angenehmsten waren hier, wie überall, die Kinder und gemeinen Leute. Zu ihnen hielt er sich denn auch; ja, er kleidete sich mit Willen so, daß ihn Niemand zu den Reichen rechnen sollte.

[1]) Hunde und Katzen, halb verrückt, Mörder.

In meiner Figur, zu der ich noch leinene Unterſtrümpfe zu tragen pflege, wodurch ich gleich einige Stufen niedriger rücke, ſtell' ich mich auf den Markt unter ſie, rede über jeden Anlaß, frage ſie, ſehe, wie ſie ſich unter einander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art uſw. nicht genug loben.

Aus dem ſo ſehr öffentlichen Leben dieſer Italiener, aus ihrem vielen Aufenthalt auf Straßen, Plätzen, Promenaden, aus der Allgemeinheit und Häufigkeit der Feſte ſchien ihm „eine freie Art Humanität" hervorzugehen, und der Gedanke kam ihm oft, daß es doch ein großes Glück ſei, dieſem Lande durch die Geburt anzugehören. Auch die Weibsleute gefielen ihm hier recht gut; in Verona waren ſie zu bleich und übel gekleidet geweſen; hier entſtellte die Tracht weniger, und die Geſichtsfarbe deutete auf beſſere Geſundheit. Koketterie ſchien ihre Sache nicht zu ſein, und von Vielen, die er ſcharf anſah, machte nur Eine den Eindruck der Käuflichkeit. Wie die Frauen hier ihre Eimer und andere Laſten an einem Bügel oder Bogen von ſchwankendem Holze trugen, zeichnete er ſich ab.

Sein Behagen an Palladios Gebäuden und Nachkommen war ſo groß, daß er eine ganze Woche in Vicenza blieb. Zu tun hatte er auch im Zimmer, denn er mußte ja das von ſeiner ‚Iphigenie' Fertige ſelber für den Drucker abſchreiben: eine ihm faſt ungewohnte Arbeit. Gegen Abend pflegte etwas Heimweh über ihn zu kommen; da wünſchte er ſich zu Frau v. Stein, zum Söhnlein Fritz, zu Herdern, ja zu einigen Leuten, auf

die er daheim gar keinen großen Wert gelegt; aber er verſcheuchte dergleichen Wehmut und unfruchtbares Seufzen bald wieder durch Beſchäftigung und neues Schauen. Mit der beſten Freundin unterredete er ſich im Geiſte jeden Abend durch das ihr zugedachte ausführliche Tagebuch; im Übrigen aber hatte er es als ein Dichter längſt gelernt, ſich mit Gegenſtänden und ihren unſichtbaren Urhebern wie mit lebenden Weſen zu unterhalten. „Ich bin den ganzen Tag in einem Geſpräch mit den Dingen." Der größte Segen für ihn war ſein eigener guter Wille, den wir immer wieder bemerken. Er hatte auf früheren Reiſen wohl auch in dieſem Punkte gefehlt und noch öfter andere Reiſende fehlen ſehen.

Jeder denkt doch eigentlich für ſein Geld auf der Reiſe zu genießen. Er erwartet, alle die Gegenſtände, von denen er ſo Vieles hat reden hören, nicht zu finden, wie der Himmel und die Umſtände wollen, ſondern ſo rein, wie ſie in ſeiner Imagination ſtehen: und faſt Nichts findet er ſo, faſt Nichts kann er ſo genießen! Hier iſt Was zerſtört, hier Was angekleckt; hier ſtinkt's; hier raucht's; hier iſt Schmutz uſw.: ſo in den Wirtshäuſern, mit den Menſchen uſw.

Der Genuß auf einer Reiſe iſt, wenn man ihn rein haben will, ein abſtrakter Genuß. Ich muß die Unbequemlichkeiten, Widerwärtigkeiten, Das, was mit mir nicht ſtimmt, was ich nicht erwarte: Alles muß ich bei Seite bringen, in dem Kunſtwerk nur den Gedanken des Künſtlers, die erſte Ausführung, das Leben der erſten Zeit, da das Werk entſtand, herausſuchen und es wieder rein in meine Seele bringen, abgeſchieden von Allem, was die Zeit, der Alles unterworfen iſt, und der Wechſel der Dinge darauf gewirkt haben. Dann hab' ich einen reinen, bleibenden Genuß, und um deſſentwillen bin ich gereiſt, nicht um des augenblicklichen

Wohlseins oder Spaßes willen. Mit der Betrachtung und dem Genuß der Natur ist's Ebendas.

Trifft's dann aber auch einmal zusammen, daß Alles paßt, dann ist's ein großes Geschenk! Ich habe solche Augenblicke gehabt.

*

Zwischen Hecken und Bäumen fuhr er am 26sten September weiter nach Padua. Es war ihm ganz recht, daß der Vetturin sich Zeit nahm und auf dieser ebenen Straße für achtzehn Meilen ganze vier Stunden brauchte; denn er besah mit immer neuem Vergnügen die immer neuen Bilder der Fruchtbarkeit: die Fülle der Pflanzen, die über die Mauern und Hecken oder an den Bäumen herunter hingen, die Kürbisse auf den Dächern usw.

In Padua angekommen, ging er sogleich fünf Stunden lang herum und besah Alles, was das Reisebuch an Merkwürdigkeiten aufführte. Er stieg auch auf das Observatorium, um einen Überblick über die ganze Gegend zu gewinnen; auch hier fand er die Lage herrlich.

Gegen Norden die beschneiten und in Wolken halb versteckten Tiroler Gebirge, an die sich gegen Nordwest die vizentinischen vulkanischen Berge anschließen und endlich gegen Westen die nähern Gebirge von Este, deren Gestalt und Vertiefung man deutlich erkennen kann. Gegen Süd und Ost eine grüne See ohne Spur von Erhöhung: Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung bis an den fernsten Horizont. Und aus der Grüne sehen unzählige Häuser, Villen, Kirchen usw. heraus.

Auch das berühmte Venedig erkannte er durch den Tubus deutlich, den Markusturm und andere Türme.

Padua konnte sich mit den andern Städten des venetischen Festlands messen: vierzigtausend Einwohner,

Altertum und bedeutende Geschichte, berühmte Gebäude und Kunstwerke, Wohlstand und tüchtige Bevölkerung. Vor den Nachbarstädten brüsteten sich die Paduaner mit ihrem heiligen Antonius und ihrer Universität. Jener Antonius ist 1195 in Lissabon aus adliger Familie geboren — Fernando de Bulhom war sein Taufname — und 1231 in Padua gestorben, nachdem er als ein gewaltiger Bußprediger Südfrankreich und Oberitalien durchzogen und, wenn die Menschen ihn nicht mehr hören wollten, den Fischen das Evangelium verkündigt, aber auch Tote erweckt und andere Wunder verrichtet hatte, welche Wunder man nun in der über seinem Grabe erbauten Kirche in sehr schöner Marmorarbeit abgebildet sehen konnte. Schon ein Jahr nach seinem Tode heilig gesprochen, gehörte er sicherlich zum ersten Rang der Heiligen; er war Schutzpatron der Tiere und auch bei den Menschen sehr beliebt. Alle Einwohner der Stadt fühlten sich etwas Höheres, weil „der Heilige" — so hieß er kurzweg — bei ihren Vorfahren gestorben war. Ihre Universität aber galt für die älteste der Welt; jedenfalls bestand sie schon, ehe Friedrich der Zweite im Jahre 1222 auch die hohe Schule von Bologna hierher verlegte. Im Mittelalter sollen bis an 18000 Studenten hier versammelt gewesen sein. Zahlreiche berühmte Männer aus aller Welt haben hier gelehrt oder studiert, und deshalb konnten die Paduaner auch auf den Gedanken kommen, ihren ungeheuer großen Marktplatz, den Prato della Valle, der von einem Kanal umflossen wird, mit zwei Ringen von Denkmälern zu umgeben, deren Dargestellte alle einen Bezug auf die Stadt hatten. Titus Livius, Petrarca, Ariost, Tasso

und Galilei finden sich darunter, und sogar der Ketzerkönig Gustav Adolf wird geduldet, weil er hier einmal eine Lektion gehört haben soll. Die meisten Statuen waren von Privatleuten oder Zünften gesetzt, auch von auswärtigen reichen Herren gestiftet worden, daher ihre große Zahl. Goethe besah diese Steinmänner gern; er fand die Ausführung und die Inschriften gut genug. An anderer Stelle, vor der Kirche des heiligen Antonius, erhob sich ein ganz besonderes Denkmal: auf sehr hohem Sockel saß auf einem riesigen Pferde der General Gattamelata, von Donatello gegossen. Vasari rühmte dieses Werk in seinem ‚Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister'; allein, so meinte Volkmann: an den einzelnen Teilen fehlt doch die feine Ausführung, wenn gleich das Ganze gut gezeichnet und nach der Natur ist. Goethe kam nicht dazu, den Eindruck, den er empfing, niederzuschreiben.[1])

*

Die Kirche selbst kam ihm barbarisch vor, und im Innern übte weder Sankt Antonius, noch sonst ein Wunderbild Gewalt über ihn; aber ein Denkmal für

[1]) Was die Kunstgelehrten ihm verübeln, weil dieser Gattamelata und der Colleoni in Venedig, den Goethe gleichfalls nicht erwähnt, jetzt für die besten Reiterdenkmäler der Welt gelten. Wir dürfen hier nicht weiter auf die sehr zahlreichen Gegensätze zwischen heutigen und Goethes Urteilen und Vorurteilen eingehen, müssen uns vielmehr bemühen, immer im Sinne unseres Helden zu sehen, zu fühlen, zu denken. Wer sich zur Abwechslung auch auf den heutigen Standpunkt stellen will, lese nebenbei z. B. Karl Schefflers ‚Italien'.

den Kardinal Bembo gefiel ihm. „Es ist nur gut" meinte er, „daß man den Heiligen Kirchen gebaut hat: so hat man doch auch einen guten Ort, wo man vernünftige und edle Menschen aufstellen kann." Pietro Bembo war ein venetianischer Humanist, Geschichtsschreiber und Dichter gewesen, einer der Ersten, die ein lesbares Italienisch und wieder ein gutes Latein schrieben. Volkmann erwähnte, daß dieser Kardinal sich vor dem Brevier- und Bibellesen gehütet habe, um sich sein mühsam gewonnenes klassisches Latein nicht verderben zu lassen. Dafür mochte ihn Goethe gut leiden. Bembo war in Rom geboren, aber sein Marmorbildnis stand hier, ut, cujus ingenii monumenta aeterna sunt, ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.[1])

Nicht weit von Sankt Anton erhebt sich die kuppelreiche Kirche der Heiligen Justina, eine der größten in ganz Italien und eine der gewaltigsten in der Wirkung auf das Gemüt; man kann sie mit Sankt Peter in Rom vergleichen. Goethes Urteil über ihren Kunstwert war nicht ganz rein: „in keinem großen Geschmack, aber doch groß und einfach." Als er sich in diesen weiten Hallen einen einsamen Winkel gesucht hatte, um das Gesehene zu bedenken, dachte er bald nicht mehr an Paul Veroneses Altargemälde, welches die Marter der Justina darstellt, oder an die acht Kuppeln und sonstigen Schönheiten dieses Bauwerks, sondern es kam über ihn ein tiefes Gefühl der

[1]) Daß von ihm, dessen Geistesdenkmäler ewig sind, auch des Leibes Gedächtnis von der Nachwelt nicht vermißt werde.

Weltverlorenheit, des Alleinseins. Es konnte ja Niemand, der ihn kannte, ahnen, daß er jetzt in dieser Stadt, in dieser Kirche still dasaß, nachsann und atmete. Außer seinem Philipp wußte kein einziger Mensch, in welchem Lande er war! Ja, Niemand hätte es für sicher sagen können, daß er noch lebe! Seit vierundzwanzig Tagen hatte Niemand mehr den Dichter und Geheimen Rat Goethe gesehen. Wenn ihm hier etwas zustieße, würde er unter falschem Namen als ein fremder Reisender verscharrt werden; nachher würden sich seine Freunde eine Zeitlang um den Verschollenen ängstigen, und danach? Vergessen werden ist das allgemeine Schicksal! So versank der Unchrist Goethe in der katholischen Kirche doch in fromme Gedanken über die Kleinheit und Vergänglichkeit des einzelnen Menschen, über sein Fremdbleiben, seine Pilgerschaft auf Erden.

*

In Padua gab es auch eine sehenswerte weltliche Halle; sie gehörte zu den größten der Welt, wenn sie nicht gar die größte unter ihresgleichen war. Der Saal des Rathauses nämlich, il salone, maß 300 Fuß in der Länge, 100 in der Breite und 100 in der Höhe der Mitte.[1]) „Wenn man So-Etwas" nicht gesehen hat, glaubt man's nicht oder kann sich's nicht denken" schrieb Goethe heim: wie eng mußte man sich doch in Weimar in allen Räumen behelfen! Padua schien überhaupt die Stadt der großen Ausmaße zu sein; sie war auch als Ganzes in ihrer Ausdehnung sehr groß, viel zu

[1]) Heutige Beschauer würden sich an große Markthallen oder Turnhallen erinnert fühlen.

groß für ihre Bevölkerung. Namentlich jetzt schien es so, da der Adel noch auf seinen Landgütern lebte und die Schulen Ferien hatten.

Unser Reisender durfte nicht versäumen, die berühmteste dieser Schulen, die Universität, zu besehen. Diese Gebäudegruppe hieß il Bo; sie sollte nach Volkmann von majestätischer Bauart sein; Goethe schüttelte den Kopf, als er diese uralten, engen Gänge und Zellen sah. So hatte es ihn ja schon in Leipzig beengt, und so hatte es dem Schüler in seinem ‚Faust' gar nicht gefallen wollen:

> Aufrichtig! möcht' schon wieder fort!
> Sieht Alles so trocken ringsum aus,
> Als säß Heißhunger in jedem Haus.

Neben der juristischen war namentlich die medizinische Fakultät von Padua seit Jahrhunderten in aller Welt berühmt gewesen: aber das anatomische Theater hier war geradezu wegen seiner Unzulänglichkeit sehenswert.

In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden, wo der Tisch steht, auf den kein Licht fällt, deshalb der Lehrer beim Lampenschein demonstrieren muß.

*

Die Universität lag mitten in der Stadt, der zugehörige Botanische Garten aber an ihrem Rande, nahe dem Santo Antonio. Er war schon 1545 begründet. Goethe, der bisher nur ganz wenig von solchen wissenschaftlichen Gärten gesehen hatte, mußte neugierig darauf sein, denn so beschrieb ihn Volkmann:

Der Garten ist schön, wohl eingerichtet und nach einem angenehmen Plane angelegt. Er hat eine runde Form und ist mit einer Mauer und einem Säulengeländer eingeschlossen. Zwo Hauptalleen durchschneiden ihn kreuzweis und endigen sich mit vier Türen. Die dadurch entstehenden vier Parterren sind in 500 Beeten abgeteilt, welche die Gestalt von Rosen und Sternen haben, und in den Wendungen der Peripherie sind deren noch mehr angebracht. Alles ist mit Pflanzen besetzt, welche nach dem linnéischen System von dem jetzigen Professor [Marsili] angeordnet sind. Außer den beiden zur Promenade dienenden Hauptalleen geht eine andere rings umher. Wo sich die beiden Hauptalleen durchschneiden, da liegt eine Fontäne, und hin und wieder ist Wasser im Garten, teils zum Nutzen, teils zum Vergnügen angebracht. Auf dem Geländer um den Garten stehen die Büsten des Salomon, Dioskorides, Fabius Colonna, Prosper Albinus und Pontedera, wovon die Letzteren Professoren der Botanik in Padua gewesen. Der Professor Marsili ist sehr geschickt und hat auf seinen Reisen in Frankreich und England selbst Pflanzen gesammlet.

Als Goethe eintrat, fiel ihm der südliche Charakter des Gartens zuerst auf. Zu jener Zeit waren noch längst nicht so viele süd- und fremdländische Pflanzen in Deutschland eingebürgert und wohlbekannt wie heutzutage, und Manches, was der Botaniker Goethe bisher nur in Glashäusern und höchst selten gesehen, Das stand hier unter freiem Himmel und nahm sich deshalb ganz anders aus. Das Überwintern konnte man hier in einer viel einfacheren Weise besorgen. Sicherlich hatte der Garten jetzt, zu Ende Septembers, nicht seine beste Zeit; aber wie reich und üppig wirkte er trotzdem! Von einer hohen und breiten Mauer leuchteten dem Eintretenden die feuerroten Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegen. Am meisten hielt ihn eine gewisse Fächerpalme, Chamaerops humilis, fest,

weil er an ihr nämlich alle Übergänge von der einfachsten lanzenförmigen Blattgestalt bis zum vollentwickelten komplizierten Fächerwedel vor Augen hatte. Goethe ließ sich vom Gärtner die Stufenfolge dieser Veränderungen sämtlich abschneiden, um sie, in großen Pappen eingelegt, nun mit zum Reisegepäck zu nehmen. Was besagten sie? Doch wohl, daß die uns umgebenden Pflanzenformen nicht ganz bestimmt und festgelegt, sondern in gewissen Grenzen veränderlich, ausbildungsfähig sind je nach den Bedingungen, unter denen diese Pflanzen hier und da, jetzt oder später stehen. Aber bei all diesem Variieren hält sich doch jede Art abgeschlossen in ihrem Reiche, bleibt als Art kenntlich, und so auch die Pflanze überhaupt als ein vom Tier- und Steinreich Verschiedenes. Wir erkennen jede Pflanze als Pflanze; es müssen also alle Pflanzengestalten ein Gemeinsames haben. Könnte man dies Gemeinsame auf dem Papiere zeichnen? Und alle Pflanzengestalten aus einer entwickeln? Es soll nicht gesagt sein, daß im Anfang der Dinge nur diese einzige Pflanze gewesen sei und alle andern sich daraus abgeartet hätten; dieser Grundtypus brauchte nur in der Idee zu existieren; dennoch könnte man von ihm aus vielleicht zu einer besseren Einteilung aller Geschlechter und Arten gelangen, als Linnés Staubfädenwesen jetzt zur Herrschaft gebracht hatte. Goethe trug schon längst, wie in der Geologie und Osteologie, so auch in der Botanik seine eigenen Ahnungen mit sich, und jetzt fühlte er sich wieder ermutigt.

Es wird gewiß kommen, und ich dringe noch weiter.
Nur ist's sonderbar und manchmal macht's mich fürchten,

daß so gar Viel gleichsam auf mich eindringt, dessen ich mich nicht erwehren kann, daß meine Existenz wie ein Schneeball wächst. Und manchmal ist's, als wenn mein Kopf es nicht fassen, noch ertragen könnte. Und doch entwickelt sich Alles von innen heraus, und ich kann nicht leben ohne Das.

*

Wer so beständig mit sich allein ist, wird in jeder Beziehung selbständiger und im Urteil freier. Bisher hatte Goethe die berühmten italienischen Gemälde hierzulande und daheim ganz so angesehen und gewertet, wie es Sitte war; er war also an die Häupter der Schulen mit Vertrauen und Ehrfurcht herangetreten und war bereit gewesen, Alles zu bewundern, was von Raffael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Andrea del Sarto, Correggio, Tizian und anderen klangvollsten Namen kam. Also von den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts. Deren Vorgänger aber waren nur Vorgänger, die man als nötige Wegebereiter ehren konnte; zum Beispiel sagte Volkmann von den Bildern Andrea Mantegnas, der hier in Padua 1430 geboren ist: „Sie dienen nur, die Verbesserung der Kunst von ihrem ersten Anfang bis zur besten Zeit zu beurteilen." Goethe lernte nun diesen Mantegna in der Kirche der Emeritani kennen, oder vielmehr in einer zugehörigen Kapelle, wo Mantegna die Schicksale der Apostel Philippus und Jakobus in Fresken dargestellt hat. „Sie sind zwar gotisch und sehr maniert" urteilte Volkmann, „doch ist auch viel Natürliches und eine gute Perspektive in der Architektur der Hintergründe." Goethe aber sah diese Bilder ganz anders; er „erstaunte", daß „einer der älteren Maler" Dergleichen zu bieten hatte. „Was in

den Bildern für eine scharfe, sichre Gegenwart ist, läßt sich nicht ausdrucken!" Jetzt verstand er erst recht, wie Großes eigentlich die berühmten Nachfolger solchen Vorgängern zu danken hatten.

Von dieser ganzen, wahren, (nicht scheinbaren, effektlügenden, zur Imagination sprechenden), derben reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die Folgenden aus, (wie ich gestern Bilder von Tizian sah) und konnten durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste der Alten, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen.

Es ist Das die Geschichte der Kunst und jedes der einzelnen großen ersten Künstler nach der barbarischen Zeit.

Das war noch nicht das letzte Wort über die Künstler der nicht-glänzenden, von den Liebhabern oder den Gelehrten wenig beachteten Zeiträume; aber Goethe tat hier einen Schritt zur eigenen Urteilsbildung. Und von nun an lag vor seinen Augen eine breitere Welt der Kunstschönheit.

Anderthalb Tage nur ging Goethe in Padua herum; und am zweiten Tage war es Regenwetter. Er trug doch ein reiches Päckchen Eindrücke mit, als er am Morgen des 28sten Septembers zur Brenta hinunter schritt, um auf dem „ordinären Schiffe" nach Venedig Platz zu nehmen.

Drittes Kapitel

Siebzehn Tage in Venedig

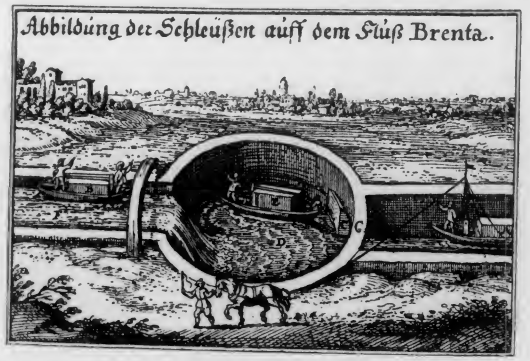
28. September bis 14. Oktober 1786

Mit siebenunddreißig Jahren sah sich Goethe zum ersten Male in einer großen, bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft.[1]) Diese Leute standen wohl alle nach Rang und Bildung unter ihm; um so mehr fiel ihm auf, wie ordentlich und anständig sie sich benahmen, wie sicher und wohl man sich unter ihnen fühlte! Auch artige Weiber und Mädchen zeigten sich und ließen sich eine freundliche Beschauung gern gefallen.

Die Fahrt dauerte fast den ganzen Tag. Der Fluß war kanalisiert, und das Schiff wurde streckenweise von Pferden gezogen, wie der Deutsche Das sonst aus holländischen Bildern kannte. Fünf Schleusen waren zu überwinden: willkommene Aufenthalte, wo man ans Land steigen, sich umsehen, auch Früchte oder Getränke genießen konnte. Die Landschaft zu beiden Seiten, eine ununterbrochene Reihe von Dörfern, Gärten, Wiesen, Landhäusern und Palästen, bot soviel Sehenswertes, daß ein Buchhändler ein eigenes Bilderwerk

[1]) Auf kleineren Barken für den allgemeinen Verkehr war er jedoch schon einmal auf dem Rheine und ein Stück über den Vierwaldstätter See gefahren.

in zwei Bänden über diese Delizie del fiume di Brenta herausgegeben hatte. Man fuhr jetzt durch das Gartenland für die Inselstadt Venedig; hier hatten ihre Reichen eine zweite Wohnung. In Noventa zeigte sich der schöne Palast der Giovanelli, in Stra das noch viel ansehnlichere Gut der Pisani: der heitere Tiepolo hatte die Wand- und Deckengemälde in den prächtigen Räumen



ausgeführt, und die ausgedehnten Gärten waren reich an Terrassen, Bildsäulen und anderem Schmuck; besonders ward ein schöner Bogengang von Zitronenbäumen bewundert. Dann folgten Dolo, Mira, der Palast Foscari, von Tizian und Paul Veronese ausgeschmückt, und nun die letzte Schleuse: Porta del Morazano.

Bei Fusina begann das von Kanälen durchschnittene Sumpfgebiet: die Lagunen von Venedig, und sogleich zeigten sich die eigentümlichen schwarzen Gondeln, lang, schmal, scharf gebaut, nur mit ihrer Mitte auf dem

Waſſer ruhend, der Vorderſteven ſteil aufſteigend, des Gleichgewichts und des Schutzes halber mit Eiſen beſchlagen, als Axtſchneide endigend. In der Mitte der Gondel bot ein überdachter Kaſten mit Fenſtern vier bis ſechs Sitzplätze; dahinter ſtand der Gondelführer, der das Schiff mit großer Schnelligkeit weiterſtieß; es konnten auch zwei Gondoliere ſein, von denen dann der Andere vor den Fahrgäſten ſeinen Platz hatte. Goethe folgte dem Rate eines Mitreiſenden und ſtieg aus dem

Ankunft am Großen Kanal

Poſtſchiffe in eine ſolche Gondel über: ſchneller glitten ſie nun dahin und verloren auch weniger Zeit mit der läſtigen Verzollung.

Bald erhob ſich die Märchenſtadt in ſeltſamen Schatten vor ihnen. Dann wurden die Einzelheiten deutlicher und farbiger; der Schall des Lebens drang von allen Seiten herzu. Jetzt war man im Kanal der Giudecca; links ſtreckte ſich eine Spitze der Stadt vor: punta della salute; vor der Kirche das Zollamt; dahinter zur Linken begann der berühmte canal grande, der ſich durch die

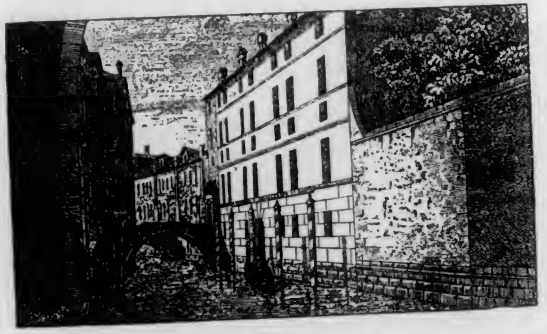
ganze Stadt als ihre Hauptſtraße windet: aber ſchon ſteuert die Gondel auf die Piazzetta zu, und dieſe Piazzetta iſt der Vorplatz und Landungsort für den Markusplatz, den jeder Fremde längſt auf Bildern geſehen hat und nun in ſeiner Wirklichkeit mit Luſt wieder erkennt. Hoch reckt ſich über alle Gebäude der Glockenturm. Zwei Granitſäulen fallen ins Auge, die eine vom Markuslöwen gekrönt, die andere vom heiligen Theodor,

Ankunft an der Piazzetta

der der erſte Schutzherr dieſer Stadt war. Und rechts der ſtolze Bau iſt der Dogenpalaſt. Schon haben die Füße des Ankommenden wahrhaftig „dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik“ betreten; unwillkürlich blickt er zurück auf das Waſſer, dem er eben entſtieg, und wiederum iſt es ein unvergleichliches Bild:

Über der Waſſerfläche ſieht man links die Inſel San Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten.

Ausblick von der Piazzetta auf das Zollhaus und Maria della Salute. Links hinten San Giorgio maggiore



Goethes Gasthof in Venedig

Doch man muß sich zunächst für eine Wohnung entscheiden und das Gepäck dahin besorgen. Der Gasthof zur Königin von England lag nicht weit vom Markusplatze, westlich davon, im Kirchspiel Sankt Moses, zwischen der Sackgasse und dem Wasserlaufe dei Fuseri; sogar ein Gärtchen gehörte zum Hause; hier fühlte sich Goethe gut geborgen.

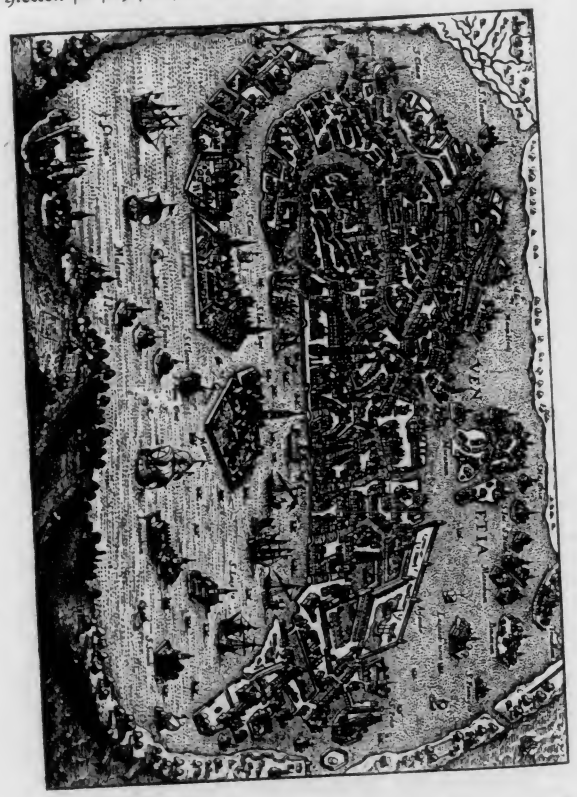
Meine Fenster gehn auf einen schmalen Kanal zwischen hohen Häusern. Gleich unter mir ist eine Brücke und gegenüber ein schmales, belebtes Gäßchen. So wohn' ich und so werd' ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesogen habe.

*

Am nächsten Mittage begann er seine Entdeckungsreise. Zuerst zu Fuße und allein durch das Gewimmel der Gassen, über ungezählte der vierhundert Treppenbrücken. Er ging ohne Plan, nur auf die Himmelsrichtung achtend. Man zählte damals 60 oder 72 oder 150 Inseln in dieser Stadt, je nachdem alles von Kanälen Umgebene oder bloß die größeren Gruppen, die Kirchspiele, gerechnet wurden.

Wodurch ist eine solche Wasserstadt möglich geworden? Der deutsche Wandrer sah im Geiste, wie sich einst die vor den germanischen Barbaren flüchtenden Veneter vom Festland in diese Sümpfe retteten; ihre Zufluchtsstätte erzog sie dann zu einem neuen Volke, geeinigt vom gemeinsamem Bedrängnis und Bedürfnis. Es wurde ein sehr tüchtiges Volk. Diese Wasserbürger wohnten zwischen dem Meere und dem Lande; sie wohnten aber auch, wenn man weiter blickte, zwischen

dem Abend- und dem Morgenlande. Und lange Zeit hielten sie sich selbständig zwischen den zwei Kaiserreichen,



die um die Herrschaft rangen. Diese Sumpfbewohner verstanden im Trüben zu fischen, und wenn zwei Parteien

sich im Kampfe aufrieben, als Unbeteiligte ihren Vorteil einzuheimsen: Das geschah reichlich in Jahrhunderten, wo die meisten andern Völker sich auf nichts weniger verstanden als auf Nutzen und Fortschritt. Das Reisebuch, das Goethe bei sich führte, erinnerte den Leser daran, „was für Schätze Venedig zu den Zeiten der Kreuzzüge und ehe der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Indien entdeckt wurde, sammelte, und wie hoch die Macht der Republik stieg. Die Venetianer besaßen eine geraume Zeit das Königreich Zypern, Morea und die Insel Kandia; sie waren im Jahre 1206 eine Zeit lang Meister von Konstantinopel, Neapel und Sizilien. Sie besiegten die Sarazenen, die Griechen, ihre Nachbarn: die Genueser und Pisaner ...“

Diese Herrlichkeit war nun längst vorbei, aber noch bestand Venedig als Republik für sich, und noch empfand man diese Inselbewohner als ein Volk im höchsten Sinne. Goethe hatte noch nie eine Menschenmenge gesehen, die so sehr ein Abgesondertes und Zusammengehöriges gewesen wäre, so vollkommen von andern Haufen und Bürgerschaften unterschieden. Indem er durch die Straßen strich, war er sich bewußt, was hier das Sehenswürdigste war: das Volk von Venedig.

Große Masse und ein notwendiges, unwillkürliches Dasein. Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet; es war keine Willkür, die Andere trieb, sich mit ihnen zu vereinigen. Es war Glück, das ihre Lage so vorteilhaft machte; es war Glück, daß sie zu einer Zeit klug waren, da noch die ganze nördliche Welt im Unsinn gefangen lag. Ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängte sich's enger und enger; Sand und Sumpf ward zu Felsen unter ihren Füßen; ihre Häuser

suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen; sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Geizig auf jede Handbreit Erde und gleich von Anfang in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als Haus von Haus zu sondern und Menschen einigen Durchgang zu lassen; und übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz, Spaziergang. Genug: der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, und so auch Venedig, das nur mit sich selbst verglichen werden kann.

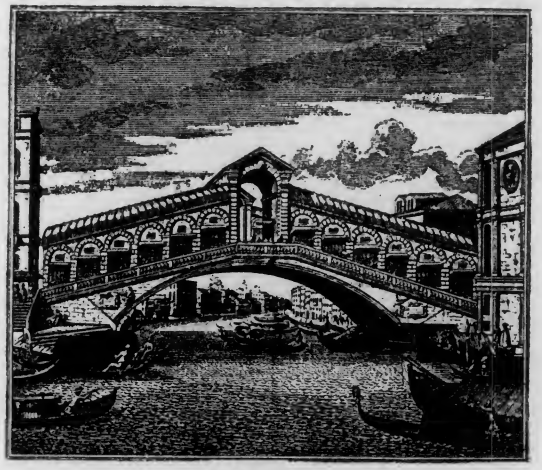
Er ging Stunden lang herum; zuweilen streckte er die Arme aus, um das Gäßlein zu messen. Es gab so enge Gassen, daß man schon mit den Ellbogen an die Häuser stieß, wenn man die Hände in die Seite stemmte. Er fand sich zur berühmten Rialtobrücke, der einzigen über die große Wasserschlange, die Venedigs Hauptstraße bedeutet.

Es ist ein schöner, großer Anblick, besonders von der Brücke herunter, da sie mit einem Bogen gewölbt in die Höhe steigt. Der Kanal ist gesät voll Schiffe und wimmelt von Gondeln, besonders heute, da am Michaelsfest die wohl angezogenen Frauen zur Kirche wallfahrteten und sich wenigstens übersetzen ließen. Ich habe sehr schöne Wesen begegnet.

Als er sich schließlich müde gelaufen hatte, nahm er eine Gondel und ließ sich nun im Großen Kanale weiter fahren bis zum westlichen Ende bei Sankta Klara, dann nach Süden an der großen Lagune hin und im Süden an der Giudecca entlang, bis er durch ihren Kanal della Grazia schließlich wieder zum Markusplatz steuerte. Er dachte dabei an seinen armen Vater, der nichts Besseres gewußt hatte, als von diesen Dingen zu erzählen. Und er bewunderte wieder das Volk, dessen Abbild diese Stadt war.

Es ist ein großes, respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument nicht eines Befehlenden, sondern eines Volks.

Und wenn ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen und stinken und ihr Handel geschwächt wird und ihr Glanz gesunken ist, macht Dies mir die ganze Anlage der Republik



Die Rialtobrücke

und ihr Wesen nicht um einen Augenblick weniger ehrwürdig. Sie unterliegt der Zeit wie Alles, was ein erscheinendes Dasein hat.

*

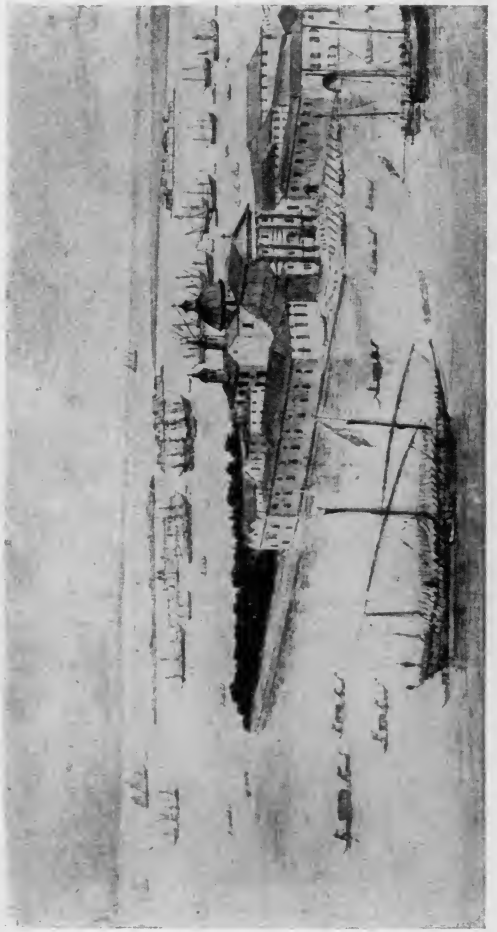
Am zweiten Tage kaufte er sich einen Plan der Stadt und, um noch mehr Übersicht zu gewinnen, stieg er auf den hohen Glockenturm. Es war mittags bei hellem Sonnenschein; auch ohne sein Fernrohr konnte

er Nähen und Fernen gut unterscheiden. Ein einziges Schauspiel! Die Stadt wie im Wasser schwimmend. Gegen Westen die paduanischen und vizentinischen Hügel, gegen Norden die Tiroler, Friauler und krainischen Alpen, rings herum die Lagunen, die jetzt von der Flut bedeckt waren; im Osten aber streckte sich weit nach Norden und Süden der Lido; so heißt der Uferstreifen, der die Lagunen und ihre Inseln vom Meere scheidet.

Prokuratien, Markusdom, Glockenturm

Und hinter diesem Lido erblickte Goethe zum ersten Male in seinem Leben das Meer! Einige Segelschiffe standen auf der blauen Flut.

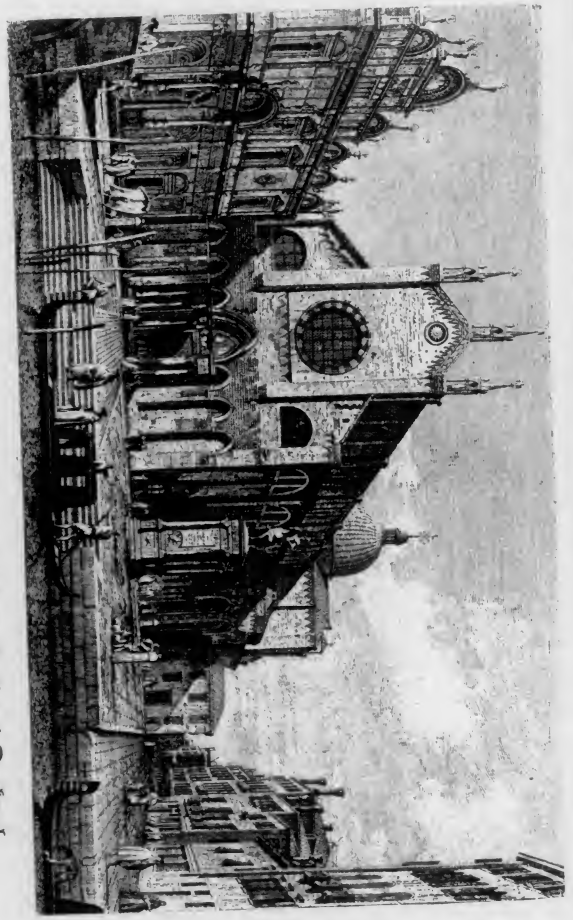
Diesen Samstag und am folgenden Sonntag ging er noch so im Allgemeinen herum. Abends war er rechtschaffen müde und kam schon zu einer Stunde nach Hause, wo auf dem Markusplatz und anderwärts das Vergnügungstreiben erst anfing. Sogar die Magd im



Venedig: Blick vom Campanile in der Richtung S. Giorgio maggiore

Von Charles Gore

Landesbibliothek in Weimar



Venedig: Platz Johannes und Paulus mit dem Colleoni-Denkmal

Gasthofe redete ihn darauf an: er scheine kein Freund vom Abendspazieren zu sein. Und doch war ihm das Volksleben das Reizvollste; er sah sich nur schon am Tage satt. In jedem Stadtviertel bot sich ein anderes Bild dieses Volkes. Und da er zu den hominibus bonae voluntatis gehörte, so war ihm immer wieder Vergnügen daran beschieden. „Du lieber Gott, was für ein armes gutes Tier der Mensch ist!“ sagte er in Fällen, wo auch ganz andere Ausrufe erlaubt gewesen wären. „Und wie notwendig die Bettler in diesen Tableaus sind!“ Diese Stadt hätte die reinlichste der Welt sein können; Goethe sah sehr viel Schmutz, aber es glückte ihm zunächst, ihn nicht zu beachten. Venedig wimmelte von feilen Weibern, aber Goethe hatte so wenig Augen dafür, daß ihn am vierten Tage so ein Schätzchen ansprechen mußte, damit er die erste bemerkte; es war am hellen Nachmittage in einem Gäßchen am Rialto. Abends saß er ja zu Hause und schrieb am Tagebuche.

Um die Vornehmen wollte er sich nicht kümmern; im Volkmann stand zu lesen, daß sie sehr zurückhaltend seien, und die guten Bürger desgleichen. Er jedoch sah solches steife, kühle Wesen hier keineswegs. Da er vom Norden her kam und selber zur Einsamkeit gemacht war, fiel ihm auch in Venedig die südländische Öffentlichkeit und Brüderlichkeit auf, der allgemeine Lärm. „Das lebt immer mit einander.“ Von den Straßen sagte er: „Es ist ein unglaubliches Gehecke in einander“; von den Menschen galt beinahe das Gleiche. „Sie haben in Guten und Bösen immer etwas zusammen.“ Oft genug zankten sie sich zum Vergnügen, um sich mit Schreien und Schimpfen die Brust zu reinigen.

In Deutschland gab es keine andere öffentliche Rede als die Predigt in der Kirche; hier dagegen konnte man auch die Rechtskunde als Zuhörer genießen. Goethe wohnte einer Gerichtsverhandlung im Dogenpalast bei; da hörte er, der seit fünfzehn Jahren als Advokat

Advokat Recaini. Nach Goethe

in Frankfurt eingeschrieben war — er stand dort wirklich noch in der Liste — zum ersten Male zwei Kollegen ihre Sache mündlich vertreten. Ganz wie die Schauspieler im Theater!

Der eine Advokat, der sprach, war Alles, was ein buffo caricato nur sein sollte. Figur: dick, kurz, doch beweglich. Ein ungeheuer vorspringendes Profil. Eine Stimme wie Erz

und eine Heftigkeit, als wenn es ihm im tiefsten Grund des Herzens Ernst wäre, was er sagte. Ich nenn' es eine Komödie, weil Alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Produktion geschieht, und die Richter auch schon wissen, was sie sprechen wollen. Indeß hat diese Art unendlich viel Gutes gegen unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien.

Volkstrachten in Venedig

Noch viel merkwürdiger mußte es unsern Dichter berühren, als er am Sklavonier-Ufer öfters einen schlecht gekleideten Menschen niederen Standes bemerkte, den man offenbar für einen Nachkommen Homers gelten lassen mußte. Eine kleinere oder größere Schar Zuhörer stand um ihn herum, denen er Geschichten erzählte. Goethe konnte nichts davon verstehen, so tief steckte dieser Kerl in seiner Mundart. Der Fremde, der zuerst herantrat, mochte wohl einen Possenreißer vermuten, der mit Derbheiten und schlüpfrigen Späßen sein Publikum an sich locke.

Es lacht aber kein Mensch; manchmal lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niederen Klasse besteht. Auch hat er nichts Auffallendes, noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr Gesetztes und eine Mannigfaltigkeit und Präzision in seinen Geberden.

Mit der Zeit bemerkte Goethe noch zwei andere öffentliche Erzähler. Er hatte schon vor Jahren gelesen,

Gondelführer in Venedig

daß hier auch die Gondelführer mit der Poesie verwandt waren. Von dieser Zunft hätte man es kaum erwartet; sie führten sich gar nicht zahm und fein auf. „Sie sind lustig und singen viele Lieder" berichtete Volkmann; „insonderheit ist der Tasso unter ihnen Mode, aus dem sie lange Stellen auf Rezitativen-Art absingen können." Welche Merkwürdigkeit! Wasserfuhrmann, starker Kerl und Tasso-Sänger! Aber Mode war solches Herunterssingen des ‚Befreiten Jerusalems' auch schon lange nicht

mehr, und erst, nachdem sich Goethe einem Fremdenführer anvertraut hatte, gelang es ihm, durch diesen Kundigen zwei solche Ruderer zu bestellen, die ihm den alten Gesang vorführen konnten. Die Gondel kostete 3 Lire den Abend, der Gesang 6. Bei Mondenschein bestieg der deutsche Dichter mit seinem Führer das Schiff; den einen Sänger hatte er vor, den andern hinter sich, und Diese wechselten nun ab, die Verse zu singen. Die Melodie kannte Goethe schon aus Rousseaus ‚Romanzen und Duos'; es war ein Mittelding zwischen Choral und Rezitativ; als Text brauchten sie nicht Tassos Original, sondern eine Umdichtung in die venezianische Mundart:

L'arme pietose de cantar gho vogia
E de Goffredo la immortal braura,
Che al fin l'ha liberà co strussia e dogia
Del nostro buon Gesù la sepoltura . . .

Der Genuß, den Beiden zuzuhören, war nicht eben groß; nach Art aller ungebildeten Menschen schienen sie vor allem die Stärke ihrer Stimme zeigen zu wollen; aber der gutwillige Goethe erklärte sich eben aus diesem lauten Schreien die Entstehung dieses Singens. Es war ja nicht für zwei Menschen im selben Kahne, sondern auf größere Entfernung berechnet. Irgend ein müßiger Schiffer sitzt in seiner Gondel oder auf einer Insel und fängt an, zum Zeitvertreib aus dem langen Gedichte, das er auswendig weiß, eine Strophe gleichsam auszurufen. Er läßt sein Lied schallen, so weit er's kann.

Über den stillen Spiegel verbreitet sich's weit. In der Ferne vernimmt's ein Anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht, und antwortet mit dem folgenden Verse; der Erste Diesem wieder, und so ist Einer immer das Echo des

Andern, und der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie, ohne sie zu ermüden. Je ferner also sie von einander sind, desto reizender ist das Lied.

Daraus folgt, daß der Zuhörer zwischen zwei entfernten Sängern sich befinden müßte, und so stieg Goethe mit seinen Begleitern an der Giudecca aus und ließ die beiden Gondelführer auf dem Damme links und rechts eine gute Strecke weiter gehen. Er selber schritt dann zwischen den Beiden auf und ab, so daß er immer Den, der an der Reihe war zu singen, verließ und Dem, der eben aufhörte, sich näherte.

Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Und alsdann, als Stimme aus der Ferne, klingt es sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer, und hat etwas unglaublich, bis zu Tränen Rührendes.

Als Goethe nachher mit seinem Führer nach Hause ging, sagte er: er müsse heute wohl besonders weich gewesen sein, weil ihm die Tränen gekommen waren. Aber der gute Alte — eigentlich ein Deutscher, er hatte sich jedoch an das Italienische gewöhnt — meinte auch: »É singolare come quel canto intenerisce! E molto piu quando é piu ben cantato.« Der Abend war übrigens einer von jenen, die uns weich stimmen; sie gingen noch ein wenig auf dem Markusplatze und am Ufer herum.

Der Vollmond an einem ganz reinen Himmel, über den Lagunen, den Inseln, der sonderbaren Stadt, macht ein herrliches Schauspiel. Der Platz sieht wie eine seltsame Operndekoration aus, und Alles ist voll Menschen.

Und der Alte sprach noch weiter über die unteren Volksschichten, die er gut kannte. Er erzählte von den

Weibern in den Fischerdörfern auf dem Lido draußen, in Palestrina, Malamocco, Chioggia. Wenn ihre Männer zum Fang auf dem Meere sind, setzen sie sich des Abends an das Ufer und beginnen, diese Gesänge mit durchdringender Stimme zu singen; dann lauschen sie, bis sie aus der Ferne die Antworten der Ihrigen vernehmen, und so unterhalten sich die Getrennten Stunden lang. Das mußte Goethe sogleich seiner geliebten Frau v. Stein schreiben!

Es läßt sich leicht denken, daß ein naher Zuhörer wenig Freude an diesen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meers kämpfen. Aber wie menschlich und wahr wird der Begriff dieses Gesangs! Wie lebendig wird mir nun diese Melodie, über deren toten Buchstaben wir uns so oft den Kopf zerbrochen haben. Gesang eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein Andrer, Gleichgestimmter höre und ihm antworte.

Warum kann ich Dir nicht auch einen Ton hinüber schicken, den Du in der Stunde vernähmest und mir antwortetest!

*

Das war hier eine Stadt des Gesanges! „Man singt auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und auf den Kanälen" berichtet Goldoni von seinen Landsleuten. „Die Kaufleute singen, wenn sie ihre Waren losschlagen; die Arbeitsleute singen, wenn sie von ihrer Arbeit gehen, und die Gondoliere singen, wenn sie ihre Herren erwarten." [1])

[1]) Ich entnehme einige solcher kleinen Stellen aus Julius Vogels vortrefflichem Buche ‚In der Stadt der Lagunen, Skizzen zu Goethes Aufenthalt in Venedig', Leipzig 1912.

Eine musikalische Besonderheit dieser Stadt waren die geistlichen Konzerte in vier Hospitälern. Diese Hospitäler beherbergten nämlich nicht so sehr Kranke wie alte Leute und Kinder; sie dienten zumeist der Erziehung von Findlingen und Waisen. Die kleinen Mädchen, die musikalisches Talent zeigten, wurden im Gesang und zu allen Instrumenten ausgebildet; sie zeigten dann ihre Künste jeden Sonn- und Feiertag. Nach Nonnenart gekleidet, standen sie hinter einem Gitter im Empore der Hospitalkirche und führten ihre Oratorien

Kirche und Hospital der Bettelmönche

entweder ganz allein auf oder hatten doch nur einen einzigen Berufsmusiker als Kapellmeister über sich. Die großen Tonsetzer Sacchini und Galuppi hatten als solche Kapellmeister dieser Waisenkinder gedient, früher auch der Sachse, il Sassone, womit der deutsche Meister Johann Adolf Hasse gemeint war. Bei den Mendicanti seien die schönsten Stimmen, las Goethe im Volkmann; also suchte er gleich am ersten Sonntage nach seinem Plane die Kirche der Bettelmönche auf. Er fand sie voll von Zuhörern; Waisenknaben sammelten bei Denen, die Stühle benutzten; man gab

ein paar Soldi, in deutschem Gelde etwa einen Groschen. Die Stimmen waren wirklich entzückend! Goethe hörte einen Alt von einer Schönheit, die er noch nicht hatte denken können; das Mädchen sang den König Saul. Die Musik solcher italienischen Oratorien war in der Regel von einer auffällig munteren und freudigen Art. Der Genuß wäre ganz vollkommen gewesen, wenn nicht der Kapellmeister, der die Mädchen anführte, den Takt mit einer Rolle Noten so laut gegen das Gitter geschlagen hätte, als wäre Dies eine erste Lektion in einer Schulstube.

Der fremde Ton hebt alle Harmonie auf, und Das ist ein Musiker und hört es nicht! Oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart am Klappen vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Wert an der Vollkommenheit der Ausführung erraten. Ich weiß, die Franzosen haben's an der Art; den Italienern hab' ich's nicht zugetraut.

Am nächsten Sonntag ging er wieder zur selben Kirche: die herrliche Altstimme zog ihn dahin. Und wieder hatte er dieselbe tiefe Freude. Ach, warum konnte er nicht die schönste der Arien durch einen guten Geist zu den Ohren der Freunde senden! Ach, warum ist es uns, die wir's erlebt, nicht gegeben, solchen Eindruck beständig im Ohre und Gefühle zu behalten!

*

Die Theater wurden in diesen Wochen wieder für den Karneval eröffnet, denn der Karneval, also auch das Maskentragen, begann hier schon mit dem Oktober. Goethe hörte zuerst eine Oper in Sankt Moses — die

Theaterhäuser wurden nach den Kirchspiel-Heiligen benannt — dann eine Kunstkomödie in Sankt Lukas, eine Tragödie von einem Italiener in einem ungenannten Theater, die ‚Elektra' aus dem Französischen des Crebillon in Sankt Chrysostomus, eine alte Lokalposse von Goldoni: ‚Le baruffe chiozzote' wieder in Sankt Lukas und ebendort eine neue Posse, ‚L' inglicismo in Italia'.

An der Oper, am Ballett, am Inhalt der gesprochenen Stücke war nicht viel; aber die ganze Art der Schauspielerei, das Verhältnis zwischen der Bühne und dem Parterre und den Logen wirkte auf den deutschen Theatermann fast wie ein Neues, weil er Dergleichen bisher nur in schwächeren Graden gesehen hatte. Das Theaterwesen war hier keineswegs edler, sondern viel volkstümlicher als in Deutschland, viel mehr eine Unterhaltung für das Publikum, aber auch aus dem Publikum heraus. Hier war keine Rede davon, daß der Dichter oder Tonsetzer sich wie ein Fremder und Göttlicher vom Parnassos herabneigte, um eine andächtig-stille Zuhörerschar in eine ideale Welt zu sich empor zu ziehen. Sie wirkten hier vielmehr als Brüder und Gevattern der Menge, oder doch als gute Nachbarn. Seit Jahrzehnten waren die wichtigsten Bühnendichter für diese Stadt zwei Einheimische: Carlo Goldoni und Graf Carlo Gozzi; auch wurde die Musik in der Stadt selbst zubereitet. Und so empfingen auch die Schauspieler ihre Vorbilder nicht so sehr von höheren Fremden, sondern erzeugten sie viel freier aus sich heraus. Es gedieh hier noch die alte „Kunstkomödie", nämlich die von den Schauspielern selbst zur Hälfte

erschaffene. Hierbei wurden die Stücke von ihrem Urheber nur skizziert, soviel wie auf einem Zettel möglich war; nur der Gang der Handlung war dadurch bestimmt, die Worte aber standen den Spielenden frei. Diese Komödien alter Art spielten immer zwischen längst wohlbekannten Figuren oder Charakteren, und diese Charaktere trugen bestimmte Masken und immer die gleichen Kleider. Die gewöhnlichsten und wichtigsten Figuren waren Pantalone, der Dottore, Brighella und Harlekin. Pantalone stellte einen alten würdigen Kaufmann aus Venedig vor; er hatte einen langen Bart, kam in schwarzem Mantel, wollener Mütze und rotem Kamisol daher; seine Strümpfe und Beinkleider waren aus einem Stück, woher denn für lange Hosen der Name Pantalons üblich wurde. Der Doktor war ein Jurist aus Bologna, gleichfalls ein Alter; man erkannte ihn an der geröteten Nase. Brighella (oder Scapino) ist der spitzbübische Bediente; seine schwarze Maske sollte andeuten, daß er aus Bergamo stammt, wo die Menschen vom Leben in der Sonne braun sind. Ebendorther kommt der gutmütigere Possenreißer Arlechino, im Deutschen Hanswurst geheißen; auch er trug eine schwarze Maske, seine Bekleidung bestand aus allerlei bunten Flicken. Sein Schätzchen hieß Columbine oder Smeraldina; sie war das einzige Frauenzimmer neben den Männern.

Goethe hatte viel Freude, eine solche Stegreifposse mit Masken drei Stunden lang mit anzusehen. Es war „ein tolles Sujet, mit unglaublicher Abwechslung"; er hatte kaum je natürlicher agieren sehen, als diese Masken taten; sie brachten „ein ausgezeichnetes glück-

liches Naturell" zu ihrem Geschäfte mit; beständige Ubung steigert die Leistung. Und wie reich und anschaulich ist doch die Geberdensprache dieser Südländer! „Doch ist immer wieder", fand Goethe, „das Volk die Base, worauf Das alles steht. Das Ganze macht's, nicht das Einzelne." Das Volk spielte gleichsam selber den ganzen Tag Theater und schloß dann den Tag, indem es allerlei Ubertreibungen und Erfindungen zu seiner gewöhnlichen Komödie sich auf der Bühne vormachen ließ und selber dazu lärmte. So vergingen ihm Morgen, Mittag und Abend.

Auf dem Platz und am Ufer und auf den Gondeln und im Palast. Der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarn, der Advokate und sein Gegner: Alles lebt und treibt und läßt sich's angelegen sein, und spricht und beteuert und schreit und bietet aus und singt und schilt und flucht und lärmt. Und abends gehn sie ins Theater und hören das Leben ihres Tags, nur künstlich zusammengestellt, artiger ausgestutzt, mit Märchen durchflochten usw. und freuen sich kindisch und schreien wieder und klatschen und lärmen.

Deshalb hatten diese Bewohner Venedigs auch alle etwas Gemeinsames: Schauspieler, Advokaten, Prediger, Kaufleute, Alle. „Sowohl, weil sie von einer Nation sind, die beständig im Leben und Sprechen begriffen ist, als auch, weil sie sich untereinander nachahmen." Goethe achtete auf ihre Lieblingsgesten und übte sich, sie nachzumachen, um später seinen Freunden in Weimar damit Spaß zu bereiten.

Man könnte meinen, daß eine solche Beteiligung des Publikums bei einer Tragödie nicht möglich sei; aber als Goethe ein Trauerspiel von Gozzi gesehen

hatte, lachte er noch, als er in seinen Gasthof zurückgekehrt war. Nämlich über die Zuschauer. Das Stück hatte Alles gehabt, was zur Herzensrührung gehört: zwei Väter, die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen feindlichen Familien leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, das eine Paar sogar heimlich verheiratet. Es ging wild und grausam zu, und, um die jungen Leute glücklich zu machen, blieb nichts Andres übrig, als daß sich die beiden Väter gegenseitig erdolchten. Das gewaltige Händeklatschen nach dem Fallen des Vorhangs wäre ja auch in Deutschland denkbar, nur daß hier gerade der letzte Auftritt so traurig ausging, daß eigentlich die Tränendrüsen statt der Hände hätten antworten müssen.

Aber das Klatschen vermehrte sich nur; es ward Fuore! gerufen, und endlich bequemten sich die zwei Liebespaare, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehn. Das Publikum war noch nicht befriedigt und klatschte fort und rief: „I morti!" Das dauerte so lange, bis die zwei Alten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: „Bravi i morti!" Es wurde ihnen viel geklatscht, und sie gingen ab. Es verliert diese Posse viel, wenn man nicht das „Bravo! bravi!", das die Italiener immer im Munde haben, so in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch sogar die Toten mit diesem Ehrenwort anrufen hört. Ich habe recht innerlich gelacht.

Ebenso lustig war's aber auch schon im Verlaufe des Stückes einmal gewesen, als der Tyrann seinem Sohne ein Schwert reichte und von ihm forderte, daß er seine eigene Gemahlin umbringe, die daneben stand. Da begann das Publikum gegen den grausamen Vater

zu murren, und es fehlte nicht viel, so hätte es von dem Alten verlangt, daß er sein Schwert zurücknehme, wodurch dann freilich die ganze fernere Handlung unmöglich geworden wäre.[1])

Eine wichtige Erkenntnis nahm sich Goethe aber auch aus dieser Tragödie und der Beobachtung dieser Venetianer mit: sie genossen es am meisten, wenn der Held gut redete; so gern sie lachten und albern waren und Kurzweil trieben, so schätzten sie doch eine kunstvolle Rede sehr, die klug gedacht und trefflich vorgetragen wurde. Die Nordländer aber, bei denen noch nie eine Redekunst heimisch gewesen, hatten ihre Schauspiele den Vorfahren dieser südlichen Menschen, den Griechen und Römern, nachgemacht. Jetzt verstand Goethe erst, weshalb in den griechischen Trauerspielen immer so lange Reden gehalten, so ausführlich das Für und Wider der Sache erörtert werden. Denn die Athener liebten ja den Redestreit und die Redekunst noch mehr als die Venetianer und, da sie den ganzen Tag vor den Gerichtsstellen lagen, so verstanden sie sich auch darauf. In unsere so viel späteren Kunstwerke wollen diese langen, anwaltsmäßigen Redekämpfe eigentlich nicht passen; jedenfalls wären sie auf unserem Boden nicht aufgekommen.

Der andere Bühnendichter Venedigs, Goldoni, war in ganz Europa bekannt; man durfte ihn neben Molière

[1]) Im Alter erzählte Goethe bestimmter: „Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen ... Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat ins Proszenium und bat demütig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden; die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen."

und Voltaire stellen; für Italien bedeutete er den Reformator des Theaters. Er hatte den Kampf gegen die Masken, Typen und Stegreifpossen aufgenommen, obwohl er deren doch auch einige schuf. Ursprünglich war er hier Advokat gewesen; dem Schauspieldichten widmete er sich seit 1734; seit 1761 lebte er in Frankreich. Unter seinen Stücken, deren Zahl auf 199 anwuchs, waren viele vortreffliche. Goethe sah hier eine Ortsposse, die ‚Händel in Chioggia', und da er gerade den vorigen Tag in jenem Fischerstädtchen gewesen war und die Leute dort fleißig beobachtet hatte, so konnte er die ganz vorzügliche Wiedergabe dieser Menschen, ihres Gehabens, ihrer Redeweise bewundern, wenn er auch nicht alle wunderlichen Reden und örtlichen Anspielungen verstand. Die Handlung, die teils am Strande, teils in einer Gerichtsstube vor sich ging, war Nebensache; vielmehr sollte die Nachahmung des bekannten Lebens ergötzen; „Das gewöhnliche Geschrei im Guten und Bösen dieser Leute, ihre Händel, Heftigkeit, Manieren, Gutmütigkeit, Plattheit, Witz, Humor usw." Und der Zweck wurde auch diesmal erreicht. Goethe mußte herzlich lachen.

Aber auch so eine Lust hab' ich nicht gesehen, als das Volk hatte, sich und die Seinigen so spielen zu sehn. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zum Ende. Ich muß aber auch sagen, daß die Aktör' es exzellent machten. Sie hatten sich gleichsam nach der Anlage der Charaktere in die verschiedenen Stimmen geteilt, die dem Volk gewöhnlich sind. Es betrog einen von Anfang bis zu Ende.... Vorzüglich ist aber der Verfasser zu loben, der aus Nichts den angenehmsten Zeitvertreib seinem Volk verschafft hat. Man sieht die unendlich geübte Hand durchaus.

*

Immer flossen hier in Venedig Leben und Schauspiel zusammen! Wenn zur Zeit des hohen Karnevals auf dem Markusplatze unter dem Gewimmel des leichtfertigen Volks ein Kapuziner auf eine Art von Kanzel trat und gegen die verderblichen Sünden zu eifern anfing, meinte er es gewiß ebenso ehrlich wie gegenüber der Volkssänger, der seine neuesten canzonette veneziane vortrug, und wie der Marktschreier, der seine Ware anpries; aber für den Zuschauer war der schreiende Mönch auch nur eine Figur auf der Bühne. Denselben Eindruck hatte Goethe, als er an dem Festtage des heiligen Franziskus in der Kirche Francesco alle vigne eine Predigt hörte:

Des Kapuziners laute Stimme ward von denen Verkäufern vor der Kirche mit ihrem Geschrei, gleichsam als einer Antiphone, akkompagniert. Ich stand zwischen Beiden, und es nahm sich gut aus.

Ja, ganz Venedig nahm sich gut aus. Und bei den Obersten im Staat schien das Sich-gut-ausnehmen das Hauptgeschäft zu sein. Sie stellten eine große Macht dar, nämlich die ehemalige Macht Venedigs. Unter den Staats-Zeremonien fiel die wichtigste, die Vermählung des Dogen mit dem Meere, in das Frühjahr; der Ring, den der Doge in die blaue Flut der Adria warf, bedeutete die Seeherrschaft Venedigs. Viele andere Feste waren Erinnerungen an bestimmte geschichtliche Ereignisse; Goethe konnte den 7ten Oktober mitfeiern, das Gedächtnis der Seeschlacht bei Lepanto 1571, wo Venedig mit seinen Verbündeten die Türken zurückwarf. Seitdem hatten die damals Besiegten zwar längst ihre Herrschaft an vielen Stellen

befestigt, wo einst Venedig regierte; aber man freute sich doch noch immer des ehemaligen Triumphes und labte die Augen an den Fahnen, die einst den Ungläubigen abgenommen worden waren. Das feierliche Hochamt zum Gedächtnis dieses Sieges ward in der kleinen Kirche der heiligen Justina gehalten. Goethe harrte in der Menge auf das Erscheinen des Staatsoberhauptes, des alten Dogen Paolo Renier.

Wenn die vergoldeten Barken ankommen, die ihn und einen Teil des Adels bringen, die seltsam bekleideten Schiffer sich mit ihren roten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften mit denen hohen, auf Stangen und tragbaren langen silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen stehen und drängen und warten und die langen violetten Kleider der Savii[1]), dann die langen roten der Senatoren auftreten und endlich der Alte im langen goldenen Talar mit dem Hermelinmantel aussteigt, drei sich seiner Schleppe bemächtigen und dann wieder soviel Nobili folgen, Alles vor dem Portal einer Kirche, vor deren Türe die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gestickte Tapete zu sehn, aber eine recht gut gezeichnete Tapete![2]) . . . .

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann. Man sieht ihm aber an, daß er krank ist

[1]) Eine Art vortragende Räte; es gab ihrer sechs.

[2]) Die Senatoren waren die eigentlichen Regenten der Republik; sie gingen aus 206 Adelsfamilien hervor und waren sechzig an der Zahl. Der Doge war ihr Vorsitzender und Repräsentant ohne besondere Machtbefugnisse: rex in purpura, senator in curia, in urbe captivus, extra urbem privatus, also König dem Purpur nach, im Rate ein Senator wie die Andern, in der Stadt ein Gefangener, außer der Stadt Privatmann.

und sich nur noch so um der Würde willen unter dem schweren Rocke grad hält; sonst sieht er eben aus wie der Großpapa vom ganzen Geschlechte und ist gar hold und leutselig. Die Kleidung steht sehr gut . . .

Etwa fünfzig Nobili in langen dunkelroten Kleidern waren mit ihm, meist schöne, keine einzige vertrackte Gestalt. Mehrere groß, mit großen Köpfen, vorgebauten Gesichtern, weiß, weich, ohne schwammig oder fatal satt auszusehn. Vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, selbstgewiß. Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit . . .

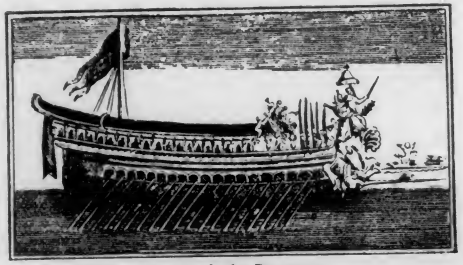
*

Goethe versäumte auch nicht, das Arsenal zu besichtigen, diejenige Stätte, wo man die vormalige und die noch übriggebliebene Macht Venedigs am besten vor Augen hatte. Dies Arsenal, das größte Europas, auf einer Insel für sich am Ostende der Stadt als eine Festung auferbaut, war durch eine einzige Brücke von der Stadt aus zugänglich und hatte einen zweiten Zu- und Ausgang für Schiffe auf der Seeseite; es konnte für unangreifbar gelten, und manche Venetianer mochten sich jetzt noch einbilden, daß diese Mauern und Gebäude den eigentlichen Schutz Italiens und der Christenheit gegen die Türken darstellten. Hier wurden 6000 Geschütze und alle Waffen für 50 000 bis 60 000 Mann aufbewahrt; hier wurden immer neue Kanonen gegossen; hier wurden Schiffe gebaut und ausgebessert; sehr viele Arbeiter waren beschäftigt, Taue und Segel herzustellen oder Masten zu zimmern und was sonst zum Seewesen gehört. Eine besondere Sehenswürdigkeit war neben vielen Rüstungen früherer Könige und Helden der Bucentoro, die prächtigste Barke der Welt, dazu bestimmt, den Dogen alljährlich am Himmelfahrtstage zu seiner Hochzeit mit der Adria hinauszutragen. Es war ein Schiff für etwa 200 Menschen; seine Name soll aus ducentorum verderbt sein: navilium ducentorum hominum. Im untersten Verdeck hatten auf jeder Seite sechsundzwanzig Ruderer Platz; auf dem höheren Verdeck befand sich ein Prunksaal, mit dunkelrotem Sammet ausgeschlagen, mit vielen Spiegeln, Vergoldungen und Schnitzwerken verziert. An der einen Wand stand der Thron des Dogen; um ihn herum waren die Sitze der Senatoren und fremden Gesandten aufgebaut. Goethe besah dies Schiff mit großem Vergnügen.

Im Innern des Arsenals

Es ist eine Prachtgaleere, aber ein schöner Gedanke und gut ausgeführt. Ich komme immer auf mein Altes zurück: wenn der Künstler einen echten Gegenstand hat, so kann er

etwas Echtes machen. Hier war die Aufgabe, eine Galeere zu machen, die wert wäre, die Häupter einer Republik an dem feierlichsten Tage zum Sakramente ihrer althergebrachten Herrschaft zu tragen, und es ist brav ausgeführt. Ganz Zierat! Also darf man nicht sagen: „mit Zierat überladen.“ Ganz Schnitzwerk und vergoldet; sonst zu keinem Gebrauch: eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Und wir wissen, daß das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, auch seine Obern gerne herrlich und



Die Staatsbarke Bucentoro

geputzt sieht. Es ist ein rechtes Familienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu sein dünkten.

Für sich selbst viel wichtiger aber empfand es Goethe, daß er in diesem Arsenale zum ersten Male einen Blick in das Seewesen tat, in jene Handwerke, die eine Schiffahrt erst ermöglichen. Eben jetzt war das Gerippe eines Kriegsschiffes von 84 Kanonen fertig; er ließ es sich im Einzelnen erklären. Und er freute sich, daß er von vielen Arbeiten doch schon allerlei verstand; er kannte zum Beispiel die Holzarten recht gut. Hier in diesen großen Werkstätten mußte ihm wohl der Gedanke kommen, daß die schönen

Künste, mit denen sich die gelehrten und feinen Leute so gern beschäftigen, doch eigentlich viel weniger bedeuten als das notwendige Handwerk. Und deshalb nahm er sich vor: wenn er sich hier in Italien mit Bildern, Statuen und Prachtbauten vollgesogen, also sein Gemüt darüber beruhigt haben werde, so wolle er nach seiner Rückkehr sich den Handwerken zuwenden und zum Beispiel Chemie und Mechanik gründlich studieren.

Denn die Zeit des Schönen ist vorüber! Nur die Not und das strenge Bedürfnis erfordern unsre Tage.

*

Am 6ten Oktober fuhr Goethe mit seinem Lohnbedienten endlich durch die westlichen Lagunen hinaus zum Lido, jenem mächtigen Schutzwall, den die Natur aus dem Geröll der hier mündenden Gebirgsströme hat entstehen lassen und den die tüchtigen Republikaner Venedigs durch großartige Steinquadermauern befestigt haben; auch in neuester Zeit hatten sie für diese Sicherheitsbauten noch Großes geleistet. Gegen diesen Wall wogt auf der einen Seite das Meer an; Goethe hörte es schon brausen, ehe er es sah; als er nun auf die Höhe der Landwand gestiegen war, da lag es plötzlich nahe vor ihm. Es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich doch zurückzog, denn es war um Mittag, Zeit der Ebbe. Unser Freund fühlte sich glücklich, nun auch das ewige Meer mit Augen zu sehen, und er eilte hinunter zu der „schönen Tenne“, die es weichend zurückläßt; er ging den Wellen nach. Er wäre auch gern ein Stück hinausgefahren, aber die Gondeln wagen

sich nicht auf das Meer; so verschob er dies Erlebnis auf ein ander Mal. Auch beschäftigte ihn der Strand genugsam. Er sah unzählige Muscheln und Seetiere liegen; da dachte er an seine Knabenfreunde in Weimar, an Fritz v. Stein, August Herder und die Andern, und wünschte sie her, und war doch auch selber Kind genug, dies Spielzeug aufzulesen, und entschuldigte sich, daß er in den Muschelschalen den schwarzen Farbstoff des hier sehr häufigen Dintenfisches trocknen wolle. Nicht lange aber währte es, so ward er wieder ganz Naturforscher, und für diese Stelle wunderlich genug: Botaniker. Freilich hatten hier die Pflanzen unter ganz besonderen Umständen ihr Dasein zu erkämpfen! Wie halfen sich denn auf diesem Lido die Kinder der Flora durch?

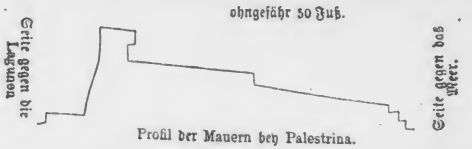
Sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaft gibt. Sie strotzen von Säften wie Wasserpflanzen; sie sind fest, zäh wie Bergpflanzen. Wenn ihre Blätterenden zu Stacheln inklinieren, wie bei Disteln, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter: es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder .... So auch die Samenkapseln, die Stiele, Alles: mastig und fest. Die Binsen spitz und steif, daß sie wohl stechen.

Aber auch der Zoologe regte sich wieder. In der Stadt war Goethe schon gern über den Fischmarkt gegangen, der immer eine sehr mannigfaltige Sammlung bot, denn die Venetianer finden sämtliche „Früchte des Meeres" genießbar, nachdem sie tüchtig in Öl gesotten sind. Hier am Strande sah man denn doch noch Neues.

Und Goethe freute sich, „daß Das nun Welt und Natur wird und aufhört, Kabinett zu sein."

Nach drei Tagen ließ er sich noch einmal zum Lido und Meere fahren, diesmal nach Palestrina und noch weiter südwärts nach Chioggia. Gerade hier waren die Befestigungsbauten bewundernswert; Goethe zeichnete sich einen Durchschnitt in sein Tagebuch.

Wiederum ging er am Strande entlang und achtete auf Pflanzen und Tiere. Die Wirtschaft der Seeschnecken, der Patellen, der Taschenkrebse machte ihm



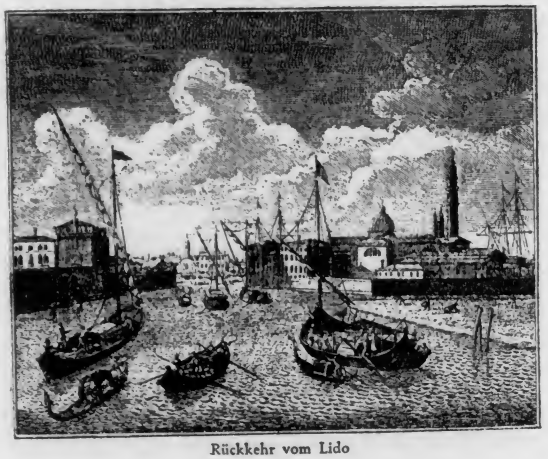
Profil der Mauern bey Palestrina.

den größten Spaß, und ernsthafte Gedanken hatte er auch dabei:

Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich-herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande! Wie wahr! Wie seiend! Und wieviel hilft mir mein bischen Studium, und wie freu ich mich, es fortzusetzen!

Die weite See aber, die gewaltige Flut, ihre tausend Reize für die Augen des Künstlers, ihre Stimmungen: gar wenig Obacht schien dieser Dichter dafür zu haben! „Das Meer ist ein großer Anblick": so schrieb er nach dem ersten Besuche wie ein andrer Philister nieder, und dabei blieb es. Er war eben doch auch ein Kind seiner Zeit und mußte erst lernen, unentdeckte Schönheiten allmählich wahrzunehmen. Was er in diesen

Tagen vornehmlich sah, war das Staatsmännische der venetianischen Regenten und das Amphibische dieses Küstengebietes. Oder mit anderen Worten: er bewunderte den höchst mühsamen, kühnen und gefährlichen Kampf des Menschen gegen das Meer, dessen Erfolg hier mit Händen zu greifen war. Erdgeborene hatten



Rückkehr vom Lido

dem Gotte Neptun Land abgewonnen und verteidigten es zäh gegen seine immer erneuten Angriffe. Tief senkte sich dieser Eindruck in sein Inneres. Wer einen Helden malen oder dichten wollte, der das Höchste erstrebt, müßte er ihn nicht auch in diesem Ringen gegen gewaltigste Wassergeister darstellen?

Als Goethe nach diesem köstlichen Tage wieder in die Stadt kam, gelüstete es ihn, noch einmal auf den

Campanile zu steigen um jetzt, zur Zeit der Ebbe, die Lagunen von oben herab zu sehen, jetzt „in ihrer Demut", denn neulich hatte er sie „in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Flut" vor Augen gehabt. Man mußte beide Bilder verbinden können, um den richtigen Begriff zu bekommen.

Es sieht sonderbar aus, da überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, sondern nur höher bebaute Plätze eines großen graugrünen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit einem Wassergras bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach heben, obgleich Ebbe und Flut beständig dran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

*

Bei seinem täglichen Herumgehen kam Goethe mit einem alten Franzosen ins Gespräch, der gleichfalls der Sehenswürdigkeiten wegen hier war. Ein feiner Mann von Adel, der vortreffliche Empfehlungen bei sich führte; aber da er kein Italienisch sprach und es wohl auch für unmöglich hielt, daß ein Edelmann aus Versailles diese Mundart erlerne, so irrte er manchmal recht hilflos herum. Als ihm Goethe nun Dies und Das von Venedig erzählte, fragte er, wie lange der deutsche Herr schon hier sei. „Vierzehn Tage" war die Antwort. „Ah!" versetzte der erstaunte Franzose, „il paraît que vous n'avez pas perdu votre temps."

Und doch verließ Goethe immer erst nach Mittag seinen Gasthof; jeden Morgen arbeitete er in seiner Stube, und da war er nach allen Eindrücken dieser Wunderstadt immer wieder er selbst. Und, wie in

Vicenza, ließ er sich auch hier von Iphigenia und Palladius beherrschen. Er hatte gehofft, die Umarbeitung seines Dramas in diesem Zimmer zu beendigen; sie ging auch gut von statten, aber längst nicht so rasch, wie er für möglich gehalten.

Der vierte Akt wird fast ganz neu. Die Stellen, die am fertigsten waren, plagen mich am meisten. Ich möchte ihr zartes Haupt unter das Joch des Verses beugen, ohne ihnen das Genick zu brechen. Doch ist's sonderbar, daß mit dem Silbenmaß sich auch meist ein besserer Ausdruck verbindet.

Ebensoviel wie mit diesen Gestalten der griechischen Sage unterhielt er sich mit dem griechisch gesinnten Baumeister Palladio. In einem Buchladen zu Padua war es ihm endlich gelungen, das Werk zu erhalten, was er schon vor vier Jahren vergeblich bestellt hatte, Palladios eigene ‚Quarto libri dell' architettura'; bisher hatte er sich an die Werke Anderer über den großen Meister halten müssen. Nun besaß er über die Baukunst ein Lehrbuch, an das er ebenso glauben konnte, wie Lavater an seine vier Evangelien.

Jetzt studier' ich's, und es fallen mir wie Schuppen von den Augen; der Nebel geht auseinander, und ich erkenne die Gegenstände. Auch als Buch ist es ein großes Werk. Und was Das ein Mensch war! Meine Geliebte, wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist!

Und wie herrlich traf es sich, daß er gerade hier in Venedig lesend und abzeichnend dies Werk vor sich auf dem Tische hatte. Denn hier gab es ja auch wichtige Bauten dieses Meisters, und Palladio sprach über sie in seinem Buche. Er berichtete, daß er in Venedig

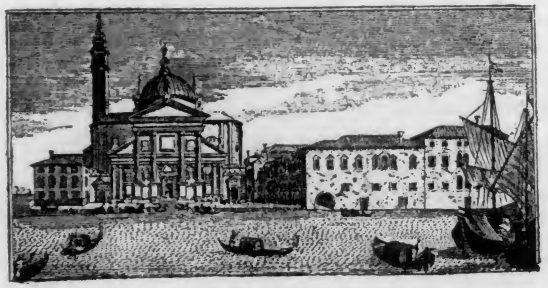
einmal den Versuch gemacht habe, die Wohnungen der wohlhabenden Griechen und Römer nachzubilden. Er erwähnte dabei eine Treppe und lobte selber, daß sie wunderbar reussiere: „la quale riesce mirabilmente." Goethe eilte sogleich zum Kloster Carita, denn dieses Bauwerk war gemeint: ach, es war nur ein kleiner Teil nach Palladios Plänen ausgeführt worden, und davon auch noch ein Stück durch Brand vernichtet! Aber dieses Wenige zeigte in der Anlage und Ausführung wahrhaftig den großen Meister; es war „seines himmlischen Genius wert." Goethe trug diese Bilder nun in liebender Erinnerung mit sich, und ehe er die Stadt verließ, wallfahrtete er noch einmal dahin.

Jahre könnte man in der Betrachtung so eines Werks zubringen ... Mich dünkt, ich habe nichts Höheres gesehen, und ich glaube nicht, daß ich mich irre. Denke aber auch: der treffliche Künstler, mit dem innerlichen Sinn für's Große geboren, den er mit dem größten Fleiß ausgebildet hatte (denn von seiner Mühe, die er sich um die Werke der Alten gegeben, hat man gar keinen Begriff), findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, eine Wohnung der Alten nachzubilden, da, wo der Gedanke ganz paßt! Er ist in Nichts geniert und läßt sich von Nichts genieren ...

Ein wenig schwärmte Goethe in diesem Falle doch. Ein Kloster, „so vielen Mönchen zur Wohnung, so vielen Fremden zur Herberge bestimmt", konnte gewiß den Bauten der gastfreien Patrizier des Altertums nachgebildet werden, aber Palladio hatte wieder einmal zu hoch gegriffen; er hatte vorausgesetzt, daß das alte Kloster abgerissen und Nachbarhäuser hinzugekauft würden, „und da mögen Geld und Lust ausgegangen sein."

Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du das Werk nicht fertig werden?

Die vom Erbauer selbst gelobte Treppe: Goethe ward nicht müde, sie — auf und ab zu gehen. Es war eine Wendeltreppe mit weiter Spindel, ohne Mittelsäule, die steinernen Stufen in die Wand gemauert und so geschichtet, daß eine die andere trägt.



San Giorgio Maggiore

Zwei große Kirchen nach Palladios Entwürfen sind San Giorgio Maggiore auf der gleichnamigen Insel, den Benediktinern gehörig, und die Kapuzinerkirche Il Redentore auf der Giudecca. Zwei kleine: Santa Lucia und delle Zitelle. Außerdem hat er die Fassade zu San Francesco della Vigna entworfen. Goethe kannte die Fassaden der großen Kirchen schon aus Kupferstichen; hier am Orte gefiel ihm Il Redentore am besten. Im Ganzen ließen ihn diese Kirchen jedoch erkennen, wie sehr bedingt und bedrängt die Baukunst zu sein pflegt: durch den Auftraggeber, die Baustoffe, den Platz, die Umgebung.

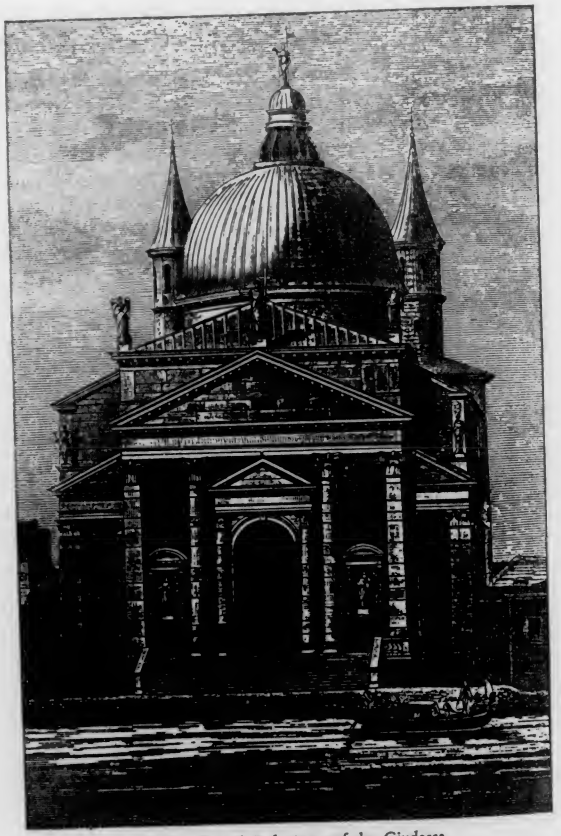
Der Baukünstler wird immer wieder zu Halbheiten gezwungen: wie sauer muß Das gerade den Edelsten fallen!

Palladio war so von der Existenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit, in die er gekommen war, wie ein großer Mensch, der sich nicht hingeben, sondern das Übrige soviel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. So war er unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buchs schließe, daß man bei den

Kirche und Hospital delle Zitelle

christlichen Kirchen auf der Form der alten Basiliken fortbaute; er suchte die seinigen der Form der alten Tempel zu nähern. Daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Sankt Redentor sehr glücklich überwunden, bei Sankt Giorgio aber zu auffallend scheinen.

Es plagte unsern Freund in den nächsten Tagen doch noch sehr, daß er nicht ohne Widerspruch zu diesen Bauten seines verehrten Meisters zurückkehren konnte: sollte er sich bemühen, blind zu bewundern? Auf der andern Hand: durfte er wirklich einen Palladio bekritteln? Wie kam er darüber hinweg?



Palladios Bau Il Redentore auf der Giudecca

Ich habe an seinen ausgeführten Werken, besonders den Kirchen, manches Tadelnswürdige gesehen, neben dem Größten, sodaß es mir war, als wenn er dabei stünde und mir sagte: „Das und Das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich nur auf diese Weise, unter diesen gegebenen Umständen, meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Es scheint mir, er habe bei Betrachtung eines Platzes, einer Höhe und Breite, einer schon stehenden Kirche, eines älteren Hauses, wozu er Fassaden errichten sollte, nur überlegt: Wie bringst du hier das Ganze in die größte Form? Im Einzelnen mußt du Eins und das Andere verpfuschen; da oder dort wird eine Inkongruität entstehen; aber Das mag sein! Das Ganze wird einen hohen Stil haben, und du wirst dir zur Freude arbeiten. — Und so hat er das große Bild, was er in der Seele hatte, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es zerstücken und verstümmeln mußte. Drum ist mir der Flügel in der Carita so wert, weil er da ganz seinem Geiste gefolgt ist. Wäre es fertig, so würde vielleicht kein vollkommner Stück Baukunst jetzt auf der Welt existieren.

Es ist schon gesagt, daß um diese Zeit die Venetianer anfingen, in Masken herumzulaufen, und so bekam auch Goethe Lust dazu. Aber durch Palladio war er noch mehr auf den alten römischen Lehrer der Baukunst, Vitruvius Pollio, geführt worden, und dessen Werk De architectura, das einzige Werk über Baukunst, das uns aus dem Altertum überliefert ist, war hier käuflich, begreiflicher Weise nur zu teuerem Preise. Sollte er nun sein Geld lieber für einen Tabarro oder für den Vitruv ausgeben? Das Buch stellte den dauernden Wert dar, und Goethe kaufte — Beides, die zwei lateinischen Folianten und einen Capello samt Maschera. Und er beugte sich nun vormittags auch über den Vitruv.

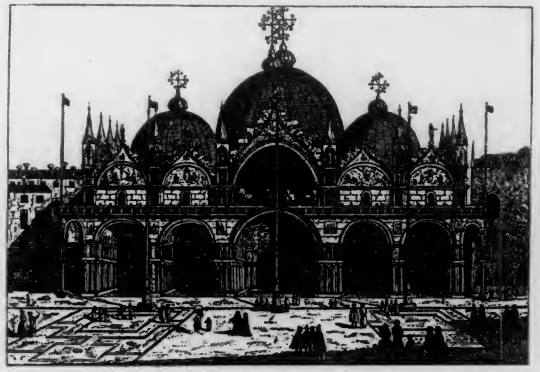
Die Baukunst steigt vor mir wie ein alter Geist aus dem Grabe. Sie heißt mich, ihre Lehren wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studieren. Nicht, um sie zu üben oder mich in ihr lebendig zu freuen, sondern nur um die ehrwürdige und ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüt zu verehren.

Was für ein arger Sonderling war doch dieser Mann, daß er sich hier so tief in Vitruv und Palladio hinein bohrte! Venedig zeigt eine Menge herrliche Renaissancebauten, die freilich oft an Theaterdekorationen erinnern, aber Renaissancepracht ist auch anderwärts möglich. Das Eigentümliche dieser Stadt ist, daß sich hier das Nieder- und Seeländische, was der Deutsche zugleich als nordisch empfindet, mit dem Morgenländischen verbindet, das Rostbraune mit dem Bunten, das Gotische mit dem Byzantinischen. Goethe kannte die germanischen Hafenstädte nur aus den holländischen Malern; er war auch noch wenig von morgenländischer Kunst berührt worden; was ihm hier aber noch mehr als solche Unkenntnis die Augen verschloß, war sein Vorurteil für die antike Kunst, für Griechenland und Rom, seine Verschlossenheit gegen alles Gotische. Also ging er hier abwechselnd blind und sehend herum. Das berühmteste und wundersamste Gebäude in Venedig ist ohne Zweifel der Markusdom; er verlangt jedoch ein nahes Hinzu- und Hineintreten, eine Hingabe an Einzelheiten, ein Offensein für das Fremdartige: hier konnte der Wohlwollende einen großen Schritt in den alten Orient tun! Goethe war in diesem Falle kein Wohlwollender; er begnügte sich mit dem ersten übeln Eindruck.

Die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals drinne gelehrt oder getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die

Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken; wenigstens getrau ich mir, irgend ein ungeheures Schaltier nach diesen Maßen zu bilden.

Den Dogenpalast nannte er „das Sonderbarste, was der Menschengeist, glaub' ich, hervorgebracht hat." Über die zahlreichen andern Paläste schwieg er sich ganz aus. So auch über die allermeisten Kirchen; von der sehr malerischen La Salute, die doch ein Schüler Palladios, Longhena, erbaut hat, urteilte er, sie sei Muster

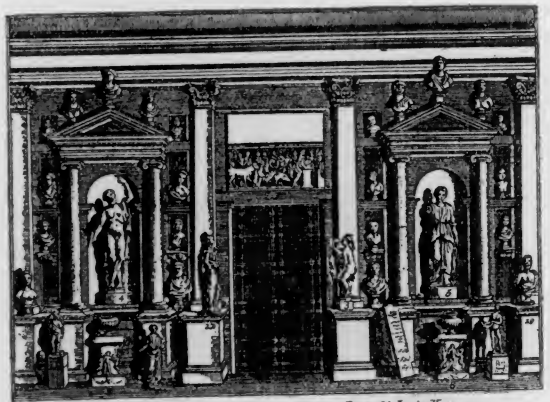


Der Markusdom

eines schlechten Geschmacks: „eine Kirche, die wert ist, daß Wunder drinne geschehn." Und mit der sehr prächtigen, in ihrer Dekoration lange Zeit vorbildlichen Santa Maria degli Scalzi, die gleichfalls Longhena begonnen hat, meinte er: „Marmor genug und nicht auf die schlimmste Weise zusammengesetzt; aber Nichts von dem hohen Geiste, der sich allein in dem unnachahmlichen Maß, Ordnung, Harmonie spüren läßt."

*

In der Plastik hielt er sich ebenso unbeirrt in seinem klassischen Glauben. In dieser Stadt, die doch nicht bis ins Altertum hineinreicht, suchte er also nur nach Antiken! Für den Colleoni des Verrocchio hatte er keine Augen; nach einem neuesten Künstler wie Canova, der hier kürzlich seine ersten Erfolge errungen,



Antikensaal der Markus-Bibliothek

hätte er nicht gefragt; dagegen bewunderte er die Marmor-Löwen vor dem Arsenal höchlich, freute sich über die in Kupfer gegossenen Pferde auf dem Markusplatze, die Winckelmann und lange vor ihm Petrarca als kostbare Reste des Altertums gerühmt hatte, wenn Goethe auch fand, daß diese kostbaren Tiere hier stünden wie Schafe, die ihren Hirten verloren haben; er wunderte

sich, wie schwer sie oben, in der Nähe, erschienen, denn unten vom Platze glichen sie leichten Hirschen. Im Antikensaal der Markus-Bibliothek sah er „kostbare Sachen“: eine Minerva, eine Kleopatra, einen Silen, einen Ganymed, der von Phidias sein sollte, eine berühmte Leda, drei Gallier usw. Den Damen Minerva und Kleopatra schlug er in seiner Phantasie rasch die Köpfe und Hände ab, so daß nur die bekleideten Körper übrig blieben; denn nur Diese waren wirklich echt. Noch mehr erlabte er sich im Palast Farsetti an einer Sammlnng von Abgüssen, denn hier standen auch Meisterwerke, die er weder in Mannheim, noch anderwärts gesehen. Eine Kleopatra, die in den Tod hinüber schläft; die Hauptgruppe der Niobiden: die Mutter, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor Apolls Pfeilen schützen möchte; einen in seinen Flügeln ruhenden Amor, einen sitzenden und einen stehenden Marius usw. Auch sehr schöne Büsten.

Es sind Werke, an denen sich Jahrtausende die Welt freuen kann. Ich fühle nur auch jetzt, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin. Doch es wird rücken, wenigstens weiß ich den Weg. Palladius hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt Das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüssel über das Universum erleuchtet wurde.

*

Uber die große venezianische Malerschule wußte Goethe schon längst guten Bescheid; sie war zum Beispiel im Winckler'schen Kabinett in Leipzig ansehnlich vertreten gewesen, und Tizian gehörte ja in aller Welt

zu den berühmteſten Künſtlern. Goethe beſah in den Kirchen und Paläſten, was für das Sehenswerteſte galt, aber ohne Herz. Manches war auch nur unbequem und ſelbſt mit dem Perſpektiv, das Goethe bei ſich führte, nicht deutlich genug zu ſehen; manches Bild war zu ſehr nachgedunkelt oder beſchädigt. Er erfreute ſich nun wohl an Tizian, Tintoretto, Paul Veroneſe, Tiepolo; er gewann den Tintoretto auf ein paar Tage noch lieber, als er ihn ſchon lange hatte; wirklich tief gingen dieſe Eindrücke nicht. Wir kennen ſeine Abneigung gegen die chriſtlichen Wunder- und Marterſtoffe, aber ſogar die jungfräuliche Gottesmutter ſagte ihm nur halb zu. Denn auch ihr Bild ſah er mit den Augen eines alten römiſchen oder griechiſchen Denkers. Er ſcherzte, daß allerdings die Verehrung der Madonna gerade für einen Poeten recht tröſtlich ſein müſſe, denn des Dichters Geſchäft iſt es ja auch ſehr oft, das Unſinnige den Menſchen glaubhaft zu machen. Die „Mutter Gottes“ iſt fürwahr eine ſchöne Erfindung! Eine Jungfrau, die ein Söhnlein auf dem Arme hat, und die gerade darum „die Allerheiligſte Jungfrau“ heißt!

Es iſt ein Gegenſtand, vor dem einem die Sinne ſo ſchön ſtill ſtehn, der eine gewiſſe innerliche Grazie der Dichtung hat, über den man ſich ſo freut und bei dem man ſo ganz und gar nichts denken kann, daß er recht zu einem religiöſen Gegenſtand gemacht iſt.

Es war ſeit tauſend Jahren eine allgemeine Anſicht, daß dieſe vor dem Verſtande unmögliche Jungfrau-Mutter das Schönſte ſei, was dem Maler ſich darbiete; aber der Heide Goethe widerſprach. Auch vor der Madonna wiederholte er, daß die chriſtlichen Gegenſtände „die Geißel der Maler“ geweſen ſeien, und Schuld, daß die Kunſt geſunken iſt, nachdem ſie ſich kaum erhoben hatte. „Eine Danae“, fand er, „iſt immer eine andere Aufgabe für den Künſtler als die Empfängnis Mariä und doch im Grunde derſelbe Gegenſtand: nur daß der Künſtler aus der Erſten viel, aus der Zweiten nichts machen kann.“

*

Goethe hatte es in dieſen Wochen öfters mit den Engländern zu tun, obwohl er mit keinem einzigen zuſammentraf. Er ſah ſie auf der Bühne dargeſtellt, aber die neue Poſſe ‚L'inglicismo in Italia‘ war ganz ſchwach, und ſeine eigenen Gedanken über dieſe Nation waren ernſthaft. Auch ſie gingen jetzt von ſeinem Stern Palladio aus: ein engliſcher Kunſtfreund, der Konſul Joſeph Smith, hatte nämlich Palladios großes Buch, das längſt nicht mehr käuflich geweſen war, neu drucken laſſen, und in dieſem Neudruck beſaß Goethe das koſtbare Werk. „Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von lang her das Gute zu ſchätzen gewußt haben und daß ſie eine vornehme Art haben, vornehm zu ſein“: ſo ſchrieb er in der erſten Freude in ſein Tagebuch. Es war ja auch der Engländer Robert Wood geweſen, der dem Jüngling Goethe und ſeinen Geſinnungsverwandten die Urſprünglichkeit und Schönheit der homeriſchen Gedichte erſchloſſen hatte, und ſchon 1772 hatte Goethe eine Beſprechung von Woods Schrift mit dem allgemeinen Satze begonnen: „Außer der britiſchen beſitzt keine der jetzigen europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Überbleibſel

des Altertums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie womöglich in ihrem völligen Glanze wiederherzustellen." Seitdem hatte er noch von mancherlei englischen Unternehmungen erfahren, wodurch Bau- und Bildwerke in Italien, Griechenland, Kleinasien usw. wieder entdeckt und den westländischen Liebhabern zugänglich gemacht wurden. Goethe fühlte sich als ein Nachfolger und ein wenig als Erbe solcher Engländer; er suchte auf dem Lido das Grab des Konsuls Smith auf, denn als Ketzer war auch dieser hochgeachtete Mann dort draußen in ungeweihtem Boden bestattet worden; er dankte dem Toten für seinen Palladio. Sein Wille stand fest: auf denselben Spuren weiter zu gehen. Aber: „Schade!" dachte er, „Alles ein wenig spät! O daß ich nicht einen klugen Engländer zum Vater gehabt habe, daß ich Dies alles allein, ganz allein habe erwerben und erobern müssen und noch muß!"

Er konnte kein Engländer werden und auch kein Italiener; nur zum Scherze ahmte er den Südländern nach.

Die Fremde hat ein fremdes Leben, und wir können es uns nicht zu eigen machen, wenn es uns gleich als Gästen gefällt.

Im Grunde gefiel ihm nur Eins hier besser als im Norden: das Klima; Das hätte er für sein ganzes Leben erwerben mögen! All sein übriges Vergnügen und Behagen genoß er als ein Reisender, also auf Tage und Wochen. Es kam ihm in den schönsten Zeiten doch oft zum Bewußtsein, daß der Mensch dahin gehört, wo ihn sein Schicksal durch Geburt,

Gewohnheit und Arbeit festgeknüpft hat. Allerdings als schauender Besucher gehörte gerade er hierher, nach Venedig und Italien. Es war ja zum Abschluß seiner Bildung von frühester Kindheit an beschlossene Sache, daß er einmal nach Italien reisen werde, und Vieles, was er im Vaterhause sah und hörte und las, übte in derselben Richtung einen Zwang auf ihn. Es war kaum zu verstehen, daß er diesem Zwange nicht längst gefolgt war! In seines Vaters Leben war die italienische Reise die Krone seiner Taten gewesen; von ihr erzählte der alte Rat seinen Kindern immer wieder, von den seltsamen Dingen in Venedig, in Rom, im Süden überhaupt. Die größten Bilder an den Wänden waren Piranesis Tafeln von Rom. Und, von diesem Zufälligen abgesehen, wenn sich damals die Welt der Bücher vor einem lernbegierigen Knaben auftat, was zeigte sie ihm? Neben dem Morgenlande immer wieder Rom, Athen und ihre ehemalige Herrlichkeit. Von allen erzählenden und dramatischen Werken bezog sich die Hälfte auf das alte Italien, das alte Griechenland. Alle Wissenschaft war eine lateinische; als die größten Dichter, Redner, Schriftsteller der Weltgeschichte nannte man römische und griechische. Auch Wolfgang Goethe mußte das Lateinische als eine geistige Muttersprache empfinden.

Nun ist es freilich wahr: alle deutschen Knaben, die sich gelehrten Studien widmeten oder auch nur die unteren Klassen einer gehobenen Schule besuchten, wurden damals ebenso völlig ins lateinische Wesen eingetaucht und gingen später doch nicht nach Rom, litten auch an keiner Sehnsucht nach Italien. Die Meisten verzichteten schon

deshalb, weil ihnen die Mittel zu einem so großen Unternehmen fehlten. Sie hatten aber auch weder die Anschauungsfähigkeit noch das Anschauungsbedürfnis Goethes; sie erfreuten sich an ihrem Wortwissen und verlangten nicht, daß die gelehrte Welt in ihrem Hirnkasten mit der wirklichen Umgebung übereinstimme. Am wenigsten kamen sie auf den Einfall, daß sie den bewunderten Personen des Altertums eigentlich gleichen müßten. Wie für noch mehr Leute das Christentum, so war für sie alles Antike ein höheres Spielwerk; Goethe aber nahm diese Dinge ernster und tiefer; es war ihm nicht gegeben, in Worten stecken zu bleiben. Für ihn war es also viele Jahre eine große Beruhigung, daß er die Gewißheit in sich trug: er werde das geliebte Land mit Augen schauen. Diese Sicherheit erleichterte ihm das Warten.

Aber eben der andere Umstand, daß ihn sein Vater früh mit dem neuen Italien bekannt gemacht und ihm eine Reise dahin in Aussicht gestellt hatte, wirkte doch auch beständig auf sein Verhältnis zu den Resten und Zeugnissen des Altertums. Er hatte ein Recht darauf, sie endlich mit Händen zu greifen. Wer als Kronprinz aufgewachsen ist, kann in den Mannesjahren kaum die Zeit erwarten, wo er König wird. Und so war Goethes Sehnsucht nach Italien beständig gewachsen, bis es keinen Widerstand mehr gab. Und nun erwiesen sich viele Eindrücke und Erlebnisse als Das, wonach er schon lange gedürstet hatte, und bewährten ihren Zusammenhang mit seinen ersten Lebensjahren. Das empfand er am ersten Tage in dieser Stadt und schrieb es sogleich in sein Buch:

So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig kein bloßes Wort mehr für mich, ein Name, der mich so oft, der ich von jeher ein Feind von Wortschällen gewesen bin, so oft! geängstigt hat.

Wie die erste Gondel an das Schiff anfuhr, fiel mir mein erstes Kinderspielzeug ein, an das ich vielleicht in zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater hatte ein schönes Gondelmodell von Venedig mitgebracht; er hielt es sehr wert, und es ward mir hoch angerechnet, wenn ich damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, Alles grüßte ich wie eine alte Bekanntschaft, wie einen lang-entbehrten ersten Jugend-Eindruck.

Und das Gleiche fühlte er noch, als er sich zur Abreise aus dieser Stadt rüstete, nur daß er jetzt an ganz Italien und alles Antike dachte.

Gott sei Dank, wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf wert war! Wie glücklich bin ich, daß ich mich der römischen Geschichte, den alten Schriftstellern wieder nahen darf, und mit welcher Andacht les' ich den Vitruv!

Jetzt darf ich's sagen, darf meine Krankheit und Torheit gestehen: Schon einige Jahre hab' ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, Nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. Herder scherzte immer mit mir, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lernte, denn er bemerkte, daß es das einzige lateinische Buch war, das ich las. Er wußte aber nicht, daß ich mich [vor] jedem alten hüten mußte. Noch zuletzt hat mich die Wielandische Übersetzung der Satiren[1]) höchst unglücklich gemacht; ich habe nur zwei lesen dürfen und war schon wie toll!

[1]) Wielands Übersetzung von Horazens Satiren war im eben vergangenen Sommer erschienen.

Hätt' ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen und zu Allem unfähig geworden: solch' einen Grad von Reife hatte die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüt erlangt. Denn ich konnte mit der historischen Erkenntnis nicht näher; die Gegenstände standen gleichsam nur eine Handbreit von mir ab, waren aber durch eine undurchdringliche Mauer von mir abgesondert. Denn es ist mir wirklich auch jetzt so: nicht als ob ich die Sachen sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin die kurze Zeit in Venedig, und die venetianische Existenz ist mir so eigen, als wenn ich zwanzig Jahre hier wäre. Auch weiß ich, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch gewiß einen ganz klaren und wahren Begriff mit fortnehme.

*

Am 14ten Oktober packte Goethe seine Sachen und schrieb Briefe nach Weimar, wiederum an den Herzog, Herder, Frau v. Stein und seinen Philipp. Den ersten Dreien offenbarte er immer noch nicht, wo er war; aber seiner Freundin versicherte er, sie werde mit der fahrenden Post, vierzehn Tage etwa nach dem Briefe, sein ausführliches Tagebuch bekommen: dann habe und wisse sie Alles. Jedoch ward er nachher bewogen, dies Paket in eine große Kiste zu tun, die er nicht mit der Post, sondern „mit den Fuhrleuten" an seinen Philipp gelangen ließ. In dieser Kiste waren Bücher, Bilder, Mineralien, Merkwürdigkeiten vom Lido und schließlich auch 25 Pfund Kaffee. Davon sollte Frau v. Stein 5 Pfd. der Herzogin Luise und 5 Pfd. der Herderin abtreten und an dem übrigen sich selber laben. „Da ich Dir Kaffee von Alexandrien versprach", stand im Tagebuche, „dachtest Du wohl nicht, daß ich ihn selbst in Venedig holen würde!"

Viertes Kapitel

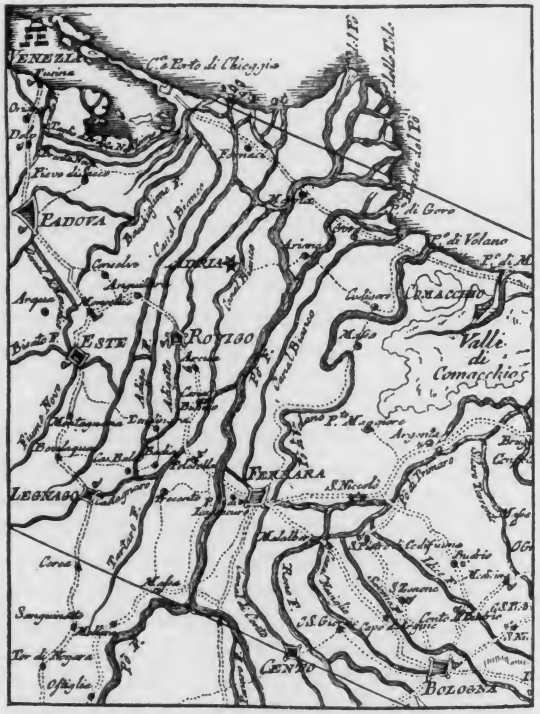
Von Venedig bis zum Ziele

14. bis 29. Oktober 1786

Einmal in der Woche konnte man für mäßiges Geld mit dem Kurier oder Procaccio von Venedig nach Ferrara und Bologna fahren, nämlich zu Wasser, auf einer großen Barke, die gegen übles Wetter und Nachtkälte mit einem Zimmer in der Mitte versehen war; auch eine bescheidene Beköstigung wurde den Mitreisenden gereicht.

Kurz vor Mitternacht verließ Goethe mit diesem Schiffe am 14ten Oktober die Piazzetta von Venedig. Durch die Lagunen nach Malamocco ging die Fahrt zuerst, dann am Lido von Palestrina südwärts entlang nach Chioggia und Brondolo; weiter in den Unterlauf der Etsch, die nicht weit von hier mündet; nun eine Strecke diesen Fluß aufwärts nach Westen, danach durch die Cavanella und einen zweiten Kanal südwärts in den Hauptarm des Po hinein und durch einen weiteren Verbindungskanal in den südlicheren Arm des Po, an dem Ferrara liegt. Zwei Nächte und einen Tag dauerte diese Reise; die beiden Nächte verschlief Goethe auf dem Verdecke, in seinen Mantel gewickelt, ganz wie einst manche Sommernacht auf dem Altane seines Gartenhauses. In diesem glücklichen Klima wurde es um die

Mitte Oktobers höchstens gegen Morgen ein wenig zu kühl. Das Wetter war auch am Tage herrlich. Viel Aussicht gab es in diesem ebenen und sumpfigen Lande



vom Schiffe aus freilich nicht: immer wieder nur Ufer, Gebüsche und Dämme. Aber Goethe fand sogar diese Umgebung anmutig genug, und seine Mitreisenden gefielen ihm leidlich.

*

Ferrara, das er am zweiten Morgen um Sieben erreichte und einen Tag lang durchwanderte, erwies sich als eine große, aber menschenleere Stadt. Zu ihrer Blütezeit unter dem ersten und zweiten Alfonso aus dem Hause Este zählte man hier hunderttausend Einwohner, jetzt kaum den fünften Teil. Der päpstliche Hof hatte dies sein Lehen wieder an sich gezogen, als keine rechtmäßigen Erben jener Fürsten mehr da waren, und seitdem ward dieser entfernte Bezirk fast noch mehr vernachlässigt als Alles, was zum Kirchenstaat gehörte. Durch Lage und Landschaft hatte die Stadt keine eigene Kraft; Ferrara war nur durch seine Fürsten groß geworden. Also fühlte der Besucher in diesen regelmäßigen Straßen, auf diesen weiten Plätzen und vor dem gewaltigen gotischen Ziegelrohbau des Kastells Langeweile oder ein unheimliches Frösteln. Der deutsche Dichter mußte hier an Bojardo, Ariost und Tasso denken, die einst am Hofe der Este gelebt und ihre berühmten Werke vorgelesen hatten. Goethe fragte nach dem Gefängnis seines unglücklichen Tasso; er geriet aber vermutlich an einen falschen Ort, wo ihm die Hausbewohner irgend ein Gewölbe zeigten, um das Trinkgeld dieses neugierigen Fremden nicht einzubüßen. Anderwärts sah er auch einige Gemälde und ließ sich ein akademisches Institut zeigen — die vormalige Universität der Stadt war eingegangen — aber als der Tag zu Ende war, fühlte er sich müde und verstimmt wie Einer, der sich ohne Lohn angestrengt hat.

*

Nach Bologna gab es Wege zu Wasser oder zu Lande. Volkmann versicherte, daß die Liebhaber der

Malerei es nicht bereuen würden, wenn sie über das Städtchen Cento reisten; diesem Winke folgte Goethe. Aus Cento, einem Orte von vier- bis fünftausend Einwohnern, stammte nämlich der Künstler Barbieri, den man gewöhnlich Guercino, den Schielenden, nennt; er war seiner kleinen Heimat treu geblieben, hatte hier eine Maler-Akademie begründet, und von seinen vielen Bildern gab es hier noch jetzt schöne Proben zu sehen. Goethe hatte eine rechte Freude an diesen Werken: an einer Madonna, die schamhaft zaudert, den Busen zu entblößen, da der kleine Jesus nach der Brust verlangt; an einer andern Maria, die ihrem Kinde die Hand so führt, daß er die Zuschauer segne, und an einer dritten Mutter Gottes, der der Auferstandene erscheint.

Guerchin ist ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Roheit; vielmehr haben seine Sachen eine innerlich-moralische Grazie, eine schöne Freiheit und Großheit.

Gegen Abend ließ sich Goethe auf den Glockenturm des Städtchens führen und blickte auf lauter Pappelbäume hinunter. Zwischen den grünen Wogen dieses Pappelmeeres zeigten sich viele kleine Bauernhöfchen, jedes mit seinem Feld umgeben. Wie lange hier der Winter dauere, fragte unser Freund den Türmer. Zwei Monate, war die Antwort, Dezember und Januar, aber der April sei wegen des vielen Regens unangenehm.

Hier herum war Alles noch „Pläne", wie Goethe für Ebene sagte, aber im Süden erblickte man doch schon die Apenninen, jenes langgestreckte Gebirge, das zwischen den zwei Meeren wie ein Riegel des Festlands gegen die eigentliche italienische Halbinsel oder Landzunge erscheint.

*

Als er am andern Morgen dem bergigen Lande sich näherte, fast noch von halbem Schlafe umfangen, dachte er an seine Iphigenie und sann dann über die späteren Schicksale seiner Heldin und ihres Bruders nach, die zwar für sein jetziges Drama nicht mehr in Betracht kamen. Sollte er nicht eine Fortsetzung dichten? Eine ‚Iphigenie auf Delphi'? Darin würde die jüngere Schwester, Elektra, auftreten und eine große Rolle haben. Sie hat sich nach Delphi begeben, um dort ihren Bruder Orestes zu erwarten, denn sie zweifelt nicht, daß er das Bild der taurischen Diana bringen werde. So sehr ist sie des Erfolges gewiß, daß sie schon die grausame Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet, dem Gotte als Sühnopfer weiht. Aber zufällig tritt ein griechischer Mann zu ihr und erzählt ihr, daß er Orest und Pylades nach Taurien begleitet, die beiden Freunde dort zum Tode führen sehen, sich selber aber glücklich gerettet habe. Die leidenschaftliche Elektra gerät sogleich in größte Erregung; sie weiß nicht, ob sie ihre Wut gegen Menschen oder gegen den Gott richten soll, den sie eben schon in voreiliger Dankbarkeit verehrte. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls in Delphi angekommen. Die beiden Schwestern treten einander gegenüber, ohne sich zu erkennen; sie haben ja viele Jahre weit von einander gelebt; Iphigeniens heilige Ruhe wirkt neben Elektrens irdischer Leidenschaft um so schöner. Aber jener Grieche, der mit in Tauris war, erkennt die Priesterin und ruft es Elektren zu: Diese da sei es, die ihren Bruder geopfert. Sogleich entreißt Elektra dem Altare wieder das eben geweihte Beil; sie will Iphigenien

niederschlagen — doch eine glückliche Wendung tritt ein und erspart der vom Unheil so lange verfolgten Familie diese letzte gräßliche Tat. Eine Wiedererkennungs-Szene malte sich Goethe aus, „dergleichen nicht viele sollen aufzuweisen sein." Ja, er wurde selbst so gerührt, daß er wie ein Kind weinte.

*

Mit solchen Bildern vor dem geistigen Auge fuhr er in Bologna ein. Diese Stadt stand, wie Ferrara, unter der trägen päpstlichen Oberhoheit, aber ihr Senat hatte von besseren Zeiten her eine große Selbständigkeit behalten, und das alte Felsina-Bononia war einst aus natürlichen Ursachen, als Mittelpunkt einer an mannigfaltigen Gaben sehr reichen Gegend, herangewachsen und niemals, wie Ferrara, durch fürstliche Willkür zu einer künstlichen und darum unhaltbaren Größe getrieben worden; es gedieh also auch unter den Päpsten. 80 000 Einwohner konnten sich recht gut hier nähren; ja, man sprach vom „fetten" Bologna und dachte dabei ans Allgemeine und Besondere, nämlich an Zervelatwürste und andere leckere Sachen. Volkmann erzählt, daß die Franziskaner, die einst als Bettler in die Stadt gekommen, sich das Monopol der schon berühmten mortadella di Bologna zu verschaffen gewußt hätten und nun daraus 60 000 Taler im Jahr zögen. „Viele sehen diesen Mißbrauch ein, schreien darüber; Keiner hat aber das Herz, sich dawider zu setzen." Es blieb ja auch für die Andern noch genug Gelegenheit übrig, ihre Betriebsamkeit zu erweisen; Seidenwaren, wohlriechende Seifenkugeln, Wachsfrüchte, in

denen Handschuhe von feinstem Leder eingeschlossen waren, das Allheilmittel Theriak, verschiedene gebrannte Wässer, eingemachte Früchte, ein gewisses bläuliches Papier, Spielkarten, Goldblätter, Flor, Kreide, Gläser usw. waren berühmte Erzeugnisse dieser Stadt und Gegend, und schließlich auch noch die bologneser Hündchen, die man in Schnaps badete, damit sie möglichst klein blieben.

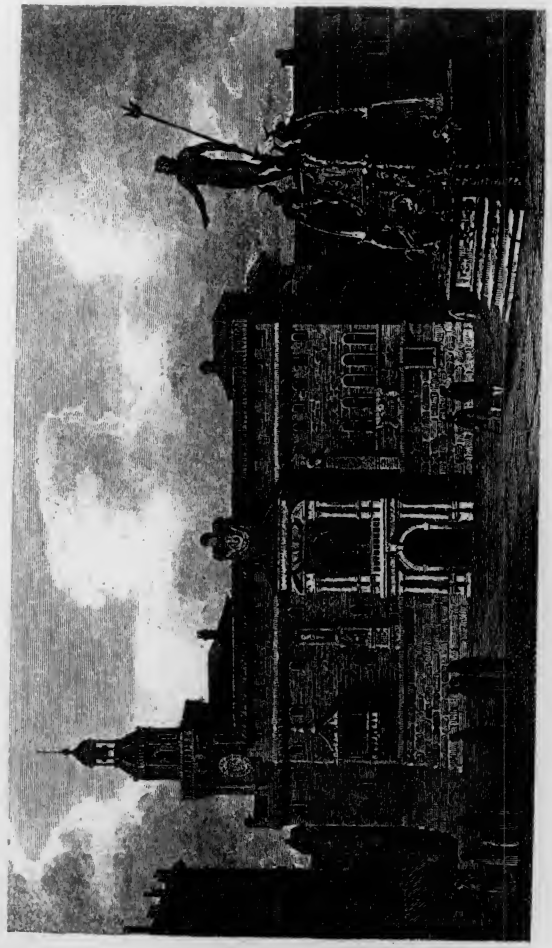
Aber diese Stadt hieß la dotta schon, ehe sie la grassa wurde. »Bononia docet« war die Umschrift ihrer Münzen. Die Universität hier war die älteste der Welt; ihre juristische Fakultät hatte Jahrhunderte hindurch das höchste Ansehen in allen Rechtsfragen genossen; in den besten Zeiten waren bis zu 8000 Studenten hier versammelt gewesen. Jetzt freilich lag diese Universität im Schatten der Petroniuskirche wie eine überalterte und verödete Klosterschule da; die zahlreichen, aber schlechtbesoldeten Professoren boten zwar immer noch die mittelalterlichen Lehrfächer an: Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Theologie, Medizin und Jurisprudenz, aber die Studenten — es waren nur noch dreihundert fremde — mochten die öffentlichen Vorlesungen nicht mehr hören.

Es gab hier jedoch auch eine ganz andere, viel modernere gelehrte Anstalt; sie hieß „Institut" und befand sich seit 1714 im ehemaligen Palast Celesi; die Inschrift über dem Eingange lautete: Bononiense scientiarum et artium institutum, ad publicum totius orbis usum. Es war also ein Gebäude, in dem die verschiedensten Unterrichts- und Forschungsmittel versammelt worden waren: Akademie der Wissen-

ſchaften mit Vorträgen, Bibliothek, Sternwarte, Naturalien, Altertümer, Gemälde, Statuen, Modelle, Maſchinen, chemiſches Laboratorium, Phyſikſaal, Saal für Gebärkunde, optiſche Inſtrumente uſw. Im manchen dieſer Säle wurde ein entſprechender Unterricht gegeben; die Gelehrten der Stadt machten ſich eine Ehre daraus, denn mit der Bezahlung ſah es auch hier übel aus. Goethe verſäumte nicht, ſich durch dies Inſtitut führen zu laſſen; im Einzelnen fand er nicht viel zu bewundern, und oft ſagte er ſich: „Das haben, Das machen wir in Deutſchland beſſer.“ Aber das Ganze war doch „eine ſchöne, edle Anlage“, und es ſchien unſerm Freunde ſehr lobenswert, „in einem Hauſe Das alles aufzuweiſen und zum allgemeinen Nutzen bereit zu finden.“

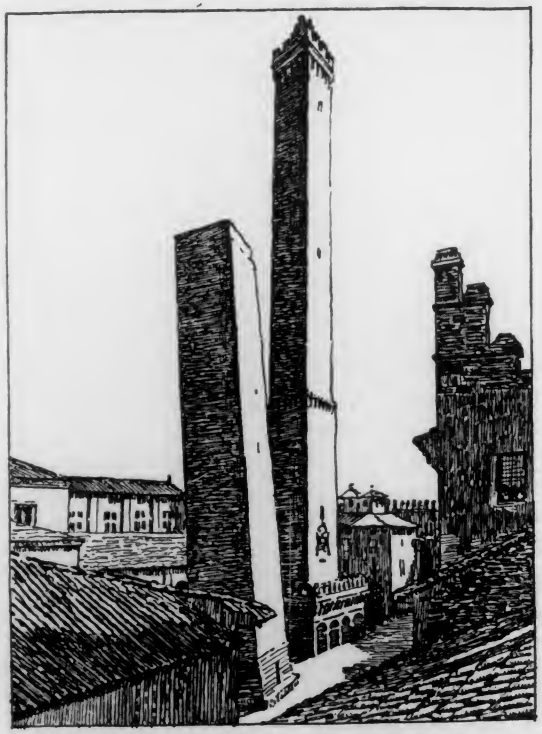
*

Wer in dieſer Stadt herumging, bewegte ſich noch mehr als in Bern oder Murten oder irgendwo ſonſt unter langen Steinlauben oder Arkaden an Läden und Wohnungen vorüber; er war alſo vor Regen und Sonnenſchein geſchützt, konnte aber auch nicht ſo frei ausſchreiten und ſo weit um ſich blicken, wie auf der breiten Straße möglich iſt. Sehenswürdiges gab es in dieſer von jeher wohlhabenden Stadt mancherlei: große Plätze mit ſtolzen öffentlichen Gebäuden, zahlreiche Backſtein-Paläſte, alte Kirchen und Klöſter, ſtarke Türme, prächtige Brunnen. Im Rathauſe, dem »Palazzo publico«, einem altertümlichen Ziegelbau, haben Kaiſer Karl V. und Papſt Clemens VII. einen großen Frieden geſchloſſen, der vieljährigen Kämpfen in Italien ein Ende ſetzte, und hatten dann vergnügt eine Zeit lang mit



Bologna: Palazzo publico. Von J. Smith. Stich von T. Metland

einander gelebt: ſolcher Erinnerungen gab es hier viele. Das Mittelalterliche war nun freilich Goethes Liebhaberei



Bologna: Die ſchiefen Türme Garisenda und Asinelli.

nicht; aber zu den beiden ſchiefen Türmen ging er, beſtieg auch den höheren, der nur eine mäßige Neigung hat, und machte ſich nach ſeiner Gewohnheit von ſo hohem

Standpunkt die ganze Gegend deutlich. Neben dieſem Turme ſtand der ſtark hängende Torre Garisenda. „Ein abſcheulicher Anblick“ meinte Goethe; „man traut ſeinen Augen nicht, und doch iſt höchſtwahrſcheinlich, daß er mit Abſicht ſo gebaut worden. Er iſt auch von Ziegeln, welches ein gar treffliches, ſicheres Bauen iſt; kommen nun die eiſernen Bande dazu, ſo kann man freilich tolles Zeug machen.“

Daß Goethe ſich um die gotiſche Kirche des Ortsheiligen Petronius und andere gotiſche Gebäude nicht kümmerte, braucht kaum mehr berichtet zu werden; deſto offener war ſein Auge für die Gemälde. Er hatte jetzt das angenehme Gefühl der wachſenden Kennerſchaft; die venetianiſche Schule war ihm vertraut geworden, und Guercino hatte ihn auf die bologniſche vorbereitet. Francesco Francia kam als ihr älteſter Meiſter in Betracht. Die beiden Carracci, Lodovico und ſein Neffe Agoſtino, wurden ſehr hoch geſtellt; der andere Neffe, Annibale, verrichtete von dieſer Familie das Größte. Guido Reni aber ward am meiſten geliebt und bewundert. Domenichino und Albani beſtanden in Ehren, und Guercino gehörte gleichfalls zu dieſer Gruppe. Einige Kunſtverſtändige waren der Meinung, daß die genannten Künſtler, beſonders die Carracci und ihre Schüler, die Malerei in Italien erſt zur Vollkommenheit gebracht hätten; auch Volkmann ſchloß ſich ihnen an. „Raphael,“ ſo ſagt er, „hatte in der reinen Zeichnung, in edlen Gedanken, ſchönen Charakteren, zierlichen und ſimplen Formen, Wahl der Figuren und Zuſammenſetzung der Gruppen Alle übertroffen, kannte aber die großen Wirkungen des Helldunkeln und die

glückliche Anwendung des Lichts nicht vollkommen. In den besten Werken des Hannibal Carracci findet man eine unverbesserliche Zeichnung, einen großen Charakter voll Ausdruck und die glücklichsten Verkürzungen. Sein Pinsel ist dreist, und Keiner hatte solchen vor ihm (wenn man den Correggio ausnimmt) so gut zu führen gewußt."

Goethe ließ sich von einem flinken Lohndiener zu allen Bildern führen, die man hier sehen mußte. Zwei starke Eindrücke gewann er; neu waren sie allerdings nicht. Hier, angesichts so großer Künstler, stieg nämlich sein Zorn auf's höchste über die Gegenstände, die man ihnen zur Darstellung aufgedrungen hatte, also auch auf die Pfaffen und die Frommen, die die Künste scheinbar liebten und begönnerten, sie in Wahrheit aber zu fremden Zwecken mißbrauchten und also auch mißleiteten. Goethen schien es, man könne selbst toll werden, wenn man die tollen Aufgaben bedenke, die von diesen armen Kirchenmalern bewältigt werden mußten.

Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten: da wurden Ungeheuer daraus. Indem der himmlische Sinn des Guido — ein Pinsel, der nur das Vollkommenste, was in unsere Sinne fällt, hätte malen sollen — dich anzieht, möchtest du die Augen von den abscheulichen, dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen abwenden. Und so geht's durchaus. Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger. Immer Leiden des Helden, nie Handlung. Nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch Erwartetes. Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn nun der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine schöne Zuschauerin herbeischleppt und seine geistliche Helden als

Gliedermänner traktiert und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was nur einen Menschenbegriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte malen sollen, und etwa das eine hat er nicht von der rechten Seite nehmen dürfen . . .

Der Maler, dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte, um nur zu zeigen, daß er nicht der Barbar sei, sondern der Bezähler.

Wenn Goethe sich die Kunstgeschichte im Großen vorstellte, so dachte er sich gern ein goldenes Zeitalter vor dem Eindringen der Barbaren in die südlichen Länder und vor dem Erstarken der christlichen Kirche. Nachher, so urteilte er, ist der Aberglaube Herr über die Künste geworden und hat sie benutzt und zu Grunde gerichtet. Es entstände also die Frage: würden die Bewohner dieses Landes, das er jetzt durchreiste, wenn sie sowohl von nordischen Eroberern wie von christlichen Pfaffen verschont geblieben wären, sich, bis zum heutigen Tage zur großen und reinen Kunst gehalten haben? Schwerlich! Waren denn ihre Vorfahren vor zweitausend Jahren Schöpfer solcher echten Kunst? Goethe traute es den Menschen dieser Landstriche nicht zu. Die Heimat des Schönen mußte noch weiter ab liegen, in Griechenland, Ägypten oder sonst im Morgenlande.

Denn auch Italien ist noch nördlich, und die Römer waren auch nur Barbaren, die das Schöne raubten, wie man ein schönes Weib raubt. Sie plünderten die Welt und brauchten doch griechische Schneider, um sich die Lappen auf den Leib zu passen . . .

Wer die Geschichte so einer Granitsäule erzählen könnte, die erst in Ägypten zu einem Memphitischen Tempel zugehauen, dann nach Alexandrien geschleppt wurde, ferner die

Reise nach Rom machte, dort umgestürzt ward und nach Jahrhunderten wieder aufgerichtet und einem andern Gott zu Ehren zurechtgestellt! O, meine Liebe, was ist das Größte des Menschen-Tuns und -Treibens! Mir, da ich ein Künstler bin, ist das Liebste daran, daß alles Das dem Künstler Gelegenheit gibt, zu zeigen, was in ihm ist, und unbekannte Harmonien aus den Tiefen der Existenz an das Tageslicht zu bringen.

Der zweite tiefe Eindruck, den er von den Gemälden dieser Stadt hinwegnahm, hieß: Raffael. Goethe kannte längst mehrere Originale dieses Höchstgepriesenen und viele Stiche nach seinen Bildern; aber erst hier, in der Kirche San Giovanni in monte, vor dem Bilde der heiligen Cäcilia, das Raffael in seinem zweiunddreißigsten Jahre auf Bestellung aus Bologna gemalt hatte, ging ihm dies Gestirn erst völlig auf.

Es ist, was ich voraus wußte, nun aber mit Augen sah! Er hat eben gemacht, was Andre zu machen wünschten!

Ein solches unübertreffliches Werk bewies, daß himmlische Genien immer wieder auf Erden erscheinen. Aber können sie auch überall, zu allen Zeiten sich entfalten und zum Höchsten gelangen? Goethe dachte an Raffaels deutschen Zeitgenossen Dürer, dem doch gewiß das Künstlertum so gut angeboren war wie irgendeinem Erdensohne. „Hätte doch das Glück Albert Dürern über die Alpen geführt!“ dachte er, denn er wußte noch nicht oder vergaß es im Augenblicke, daß Dürer zweimal bis Venedig gekommen und dort mit den vorzüglichsten Malern umgegangen war. „In München hab ich ein paar Stücke von ihm von unglaublicher Großheit gesehen. Der arme Mann!“ Raffael dagegen war vom schönsten Glücke begünstigt

gewesen; er fand die Treppenstufen vor, auf denen er leichten Fußes zur Glorie emporsteigen konnte.

Um ihn zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedech ohne Vater und Mutter erschiene, muß man seine Vorgänger, seinen Meister ansehn. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt; sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt; sie haben, miteinander wetteifernd, die Pyramide stufenweise in die Höhe gebracht, bis zuletzt Er, von allen diesen Vorteilen unterstützt, von einem himmlischen Genius erleuchtet, die Spitze der Pyramide, den letzten Stein, aufsetzte, über dem kein Andrer, neben dem kein Andrer stehn kann.

Goethe ward nicht müde, die Gestalten dieses wunderbaren Gemäldes zu betrachten. Warum nehmen wir eigentlich Anteil an ihnen? Wir Ungläubige an katholischen Heiligen? So fragte auch er, aber die Existenz dieser gemalten Figuren dünkte ihm vollkommen, so vollkommen, „daß man dem Bilde eine Dauer in die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden.“

Im Palast Ranuzzi wurde eine heilige Agathe gezeigt, die gleichfalls von Raffael gemalt sein sollte. „Er hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben“, urteilte unser Freund, „ohne Reiz, doch ohne Kälte und Roheit.“ Goethe prägte sich dies Bild tief ein und nahm sich vor, künftig diesem Ideale seine ‚Iphigenie‘ gleichsam vorzulesen und seine Heldin nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht auch sagen könnte. So steigen wir Andern an den Händen der Künstler empor! Jedenfalls hatte Goethe von diesem Tage an zwei Lehrer und Führer, denen er das Bei-

wort groß unbedingt zuerkannte und die ihn beständig zwangen, an sich und Andere die höchsten Forderungen zu stellen: Palladio und Raffael. Und was einigte die Beiden?

Es war an ihnen nicht ein Haar breit Willkürliches. Nur daß sie die Grenzen und Gesetze ihrer Kunst im höchsten Grade kannten und mit Leichtigkeit sich darin bewegten, macht sie so groß.

Solche Eindrücke und Erkenntnisse waren die Schätze, die er aus diesem fremden Lande in die deutsche Heimat zu seinen bekannten und unbekannten Freunden mitbringen mußte, denn wie armselig ist der Reichtum, wenn man ihn nicht mit Andern teilt! Vor einiger Zeit, einem Jahre etwa, hatte er einen Traum gehabt, den er damals seiner Freundin erzählte und auf den er sich jetzt wieder besann. In diesem Traume fuhr er in einem ziemlich großen Kahne auf einem blauen Wasser und landete an einer reich bewachsenen Insel, wo die schönsten Fasanen in Menge lebten. Sogleich handelte er solches Geflügel von den Bewohnern der Insel ein, und sie brachten ihm immer mehr und mehr Vögel, die eben getötet waren, zu seinem Schifflein. Wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so hatten diese Fasanen lange prächtige Schwänze, mit farbigen Augen besetzt, wie wohl die Schweife von Pfauen und seltenen Paradiesvögeln sind. Schockweise brachten ihm die Leute solche Farbenprächte und legten sie in den Kahn, die Köpfe nach innen, so daß die langen bunten Federschweife über den Rand des Kahnes hingen und in der Sonne herrlich erglänzten; kaum blieb für die Rudernden noch

Platz. Mit dieser wunderbaren Fracht fuhr Goethe heimwärts und er nannte vor sich hin die Freunde, denen er seine bunten Schätze zubringen wollte.

*

Am 20sten Oktober machte Goethe zu Pferde einen Ausflug in die Berge, um sich in der Luft zu erfrischen, und weil ihn die Mineralien der Gegend lockten. Er hatte ja nun schon ein paar Wochen kein Gebirge mehr in der Nähe betrachtet! Schon lange kannte er den „bologneser Stein", den man hier am Berge Paderno fand; es war ein Gipsspat, der durch Kalzination (Durchglühung) die Eigenschaft bekam, das Tageslicht in sich einzusaugen und es bei Dunkelheit etwa eine halbe Viertelstunde lang wieder auszustrahlen. Goethe holte sich Proben davon und sah sich auch sonst nach Herzenslust um.

Als er zur Stadt zurückgekehrt war, meldete sich bei ihm ein Fuhrmann, der nach Rom wollte und für die erste Strecke des Weges schon einen Reisenden gewonnen hatte. Ob der Herr nicht mitfahren möchte? Übermorgen sollte es abgehen. Goethe war zwar mit den Sehenswürdigkeiten Bolognas noch nicht fertig, aber er sagte dem Manne zu.

Am nächsten Morgen kam der Vetturin wieder: er möchte schon heute abfahren. Goethe widersetzte sich nicht.

Und so fand er sich des Abends in einem elenden Wirtshause eines elenden Nestes in den etruskischen Apenninen; Lojano hieß der Ort. Davor gab es eine

weite Aussicht: im Norden die ganze Alpenkette und links neben den Bergen von Carrara die Bucht von Spezia am ligurischen Meer.

*

„Von Bologna bis Florenz rechnet man 57 italienische Meilen oder neun Posten“: so stand im Volkmann zu lesen. „Auf den ersten Posten muß man für eine Schäse mit zwo Personen drei Pferde nehmen, weil man das appenninische Gebirge zu übersteigen hat; das dritte Pferd wird mit $4^1/_2$ Paul bezahlt.“ Ein Paolo bedeutete 3 Groschen 6 Pfennige in deutschem Gelde. „Diese Gebürge sind meistens öde“, heißt es weiter. Goethe kam auch zu keinem rechten Genuß an dieser Bergwelt; sie war gar zu verworren, unübersichtlich, unverständlich: „ein seltsam Gewebe von Bergrücken, wo man oft gar nicht absieht, wohin das Wasser seinen Ablauf hat.“ Aber öde fand er dies Gebirgsland keineswegs; es war meist bebaut und fruchtbar genug.

Kastanien kommen hier sehr schön. Der Weizen ist trefflich, den sie hier bauen, und die Saat steht schon hübsch grün. Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, und um die Kirchen, Kapellen usw. schöne Zypressen.

Mit dem Fuhrmannskarren war es freilich eine leidige Fahrt, zumal auf diesen steilen, rauhen Straßen. Aber Goethe sah auch dieses langsame Hinkriechen von der freundlichsten Seite an: der Reisende konnte dem Wagen bequem zu Fuße folgen oder vorausgehen, eine Erholung der Glieder, die nach der Strapaze des Sitzens auf dem stoßenden Gefährt recht nötig war.

So im Gehen konnte der Dichter dann auch am besten seine poetischen Fäden weiterspinnen. Die ‚Iphigenia‘ war auch in Bologna nicht weiter gediehen, zum Teil wegen des verfrühten Aufbruchs. „Was wird aus dem Kindlein werden?“ fragte er sich. Außer der zweiten ‚Iphigenia‘, die ihn zwischen Cento und Bologna beschäftigte, war ihm noch ein neuer dramatischer Plan gekommen: ‚Ulysses auf Phäa‘. Und zum Überfluß fiel ihm plötzlich das große Gedicht in Hans-Sachsischen Versen wieder ein, das er schon in Frankfurt, zur Wertherzeit, begonnen hatte: ‚Der ewige Jude‘, worin er die Wiederkehr Christi erzählen wollte. Da dachte er an die alte Legende, wonach Christus und Petrus vor den Toren Roms sich begegnen. „Domine, quo vadis?“ — „Venio iterum crucifigi.“

Aber wie hätte hier viel zu stande kommen können, da er so viele Gesellschaft hatte! Sein Genosse auf der zweirädrigen Karre war nämlich ein sehr gesprächiger Herr, ein päpstlicher Offizier, der in Bologna diente und jetzt in seine Heimat Perugia auf Urlaub reiste; Graf Francesco Torquato Cesarei war sein voller Name. Aber auch ein englisches Paar zu Pferde hatte sich dem landeskundigen Vetturin angeschlossen, Herr und Dame, die sich für Bruder und Schwester ausgaben. Sie fanden überall zu mäkeln oder zu klagen, und freilich waren die Wirtshäuser in dieser Gebirgseinsamkeit noch schlechter als in den Städten.

Giredo hieß das zweite Nachtquartier. Von da erreichten sie Feligare und das Zollhaus auf Pietra mala: hier gleich unter der höchsten Höhe des Gebirges nahmen sie Abschied von diesem nördlichen Teile des Kirchen-

Pietra mala: päpstliches Zollhaus. Von J. Smith. Stich von W. Byrne

staates. Das Zollamt war nur ein kleines Häuschen, das doch zugleich auch als Schenke und Rast für die wenigen Reisenden diente. In der Nähe sieht man bei Dunkelheit ein berühmtes Erdfeuer: aufsteigender Kohlenwasserstoff. Nun noch ein Stückchen aufwärts, dann bergab. Zugleich traten sie in das Großherzogtum Toscana ein. Man merkte es am besseren Zustande der Straßen, Brücken und andern öffentlichen Bauten, auch an dem Ernst der Zolldiener. Goethe nannte diese Dogana „schön und zweckmäßig, ob sie mich gleich inkommodiert hat, und die andern, die mich nicht inkommodiert haben, taugen nichts.“ Man sah hier aber auch überall Gedeihen und Wohlhabenheit der Einwohner; die Häuser und Felder zeigten sich in bestem Zustande.

*

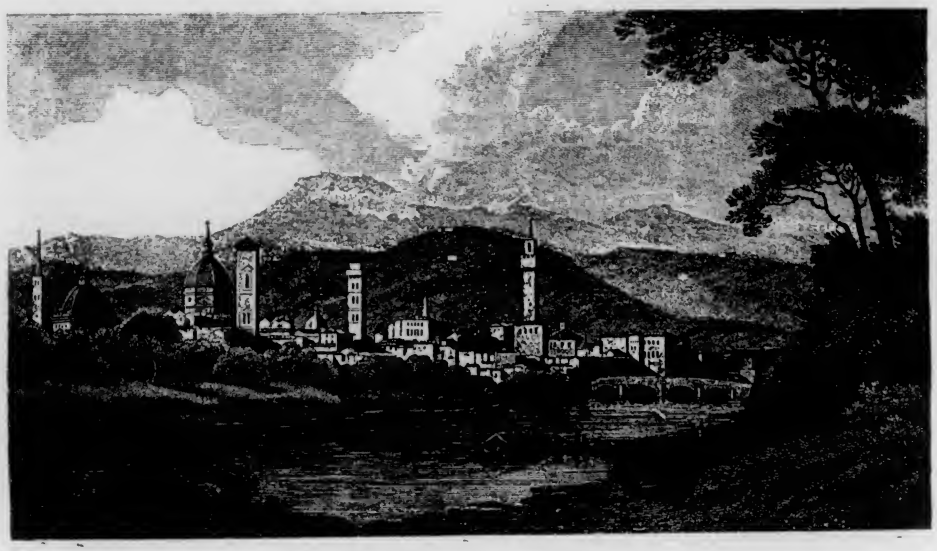
Vor unsern Reisenden eröffnete sich nun ja auch gerade das weite, glückliche Tal, in dem Florenz liegt:

Unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Häusern und Villen besät!

Es war am 23sten Oktober, um zehn Uhr morgens, daß Goethe diese berühmte Stadt erblickte. Bald war sie erreicht. Goethe eilte, den herrlichen Garten Boboli zu durchlaufen, den Dom und das Baptisterium von außen zu sehen und dann zurück zu der Herberge, wo sein Wagen hielt. Es war gerade eine Mittags-Ausruhezeit; dann ging's weiter.

So war Goethe in Florenz gewesen!

*



Florenz. Von J. Smith. Stich von B. T. Pouncy

Die alte Brücke zu Florenz. Von J. Smith nach W. Cowper. Stich von W. Byrne

Schon in Bologna, ehe er mit dem Fuhrmann abschloß, hatte er sich dieses Vorbei-Eilen vorgenommen; denn, wenn er in Florenz angefangen hätte, die Augen zu öffnen, das Sehenswerte auf sich wirken zu lassen: wann hätte er sich wieder loßreißen können? Wieviel es hier zu sehen gab, wußte er längst, namentlich auch von seinem weimarischen Ortsgenossen Jagemann, der sehr viel über Toscana und Florenz hatte drucken lassen.

Florenz: Baptisterium und Dom

Aber er handelte nicht so sehr aus solcher kühlen Vorsicht heraus; er folgte vielmehr einem fast krankhaften Zwange. Rom riß ihn hinweg von Florenz.

Krankhaft stark war vor kurzem seine Sehnsucht nach Italien gewesen; nun er mitten darin war, richtete sich diese selbe Sehnsucht auf das Herz Italiens, auf sein eigentliches Ziel, das uralte Rom. Es schien ihm manchmal, als ob er bei all seinem Fahren und Wandern niemals dahin kommen würde. Eine phantastische

Angst, daß er so nahe dem Ziele hinweggenommen oder zurückgetrieben werden könne, ließ ihn nicht los. Zum Beispiel in dem Städtchen Cento, bei Guercinos Bildern, hätte er sich doch völlig zufrieden fühlen können:

Die beiden Wege zwischen Florenz und Rom

Was aber die Nähe von Rom mich zieht, drück' ich nicht aus. Wenn ich meiner Ungeduld folgte, ich sähe nichts auf dem Wege und eilte nur gradaus. Noch vierzehn Tage, und eine Sehnsucht von dreißig Jahren ist gestillt! Und es ist mir immer noch, als wenn's nicht möglich wäre!

Vierundzwanzig Stunden nach Cento war er sich klar, daß er es keine vierzehn Tage mehr aushalten könne. Er mußte den Aufenthalt in Bologna kurz ab-

brechen und Florenz sich ganz für die Rückreise aufheben. Er dachte: bei solcher Eile könne er, wenn es des Himmels Wille sei, Allerheiligen in Rom mitfeiern.

Mir läuft die Welt unter den Füßen fort, und eine unsägliche Leidenschaft treibt mich weiter.

Kaum daß er auf den lieblichen Bergwegen bei Bologna besseren Mutes ward. „Ich will mich auch fassen und abwarten", nahm er sich vor: „hab' mich diese dreißig Jahre geduldet, werd' ich doch noch vierzehn Tage überstehn!" Aber selbst, als er durch die rasche Flucht aus Florenz eine Woche gewonnen hatte, ängstigte ihn noch die Entfernung seines Zieles. Selbst in Perugia noch:

Ehe ich nach Rom komme, mag ich die Augen nicht auftun, das Herz nicht erheben. Ich habe noch drei Tage hin, und es ist mir, als wenn ich nie hinkäme.

Der Reisegenosse konnte dem deutschen Gefährten diese Erregtheit oft genug ansehen. Er schob es auf das übermäßige Denken und den großen Ernst dieses Nordländers. Durch vieles Sinnen wird man hintersinnig. „Che pensa?" fragte der Graf vorwurfsvoll. „Non deve mai pensar l'uomo. Pensando s'invechia."[1]) So verriet er, daß er, der Schmäher des Denkens, sich doch auch seine Maximen gebildet hatte, ähnlich wie Goethe selbst. Er gab noch mehr solcher weisen Sätze zum besten: „Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto.

[1]) Was denken Sie? Der Mensch muß niemals denken. Vom Denken wird man alt.

Bisogna aver mille cose, una confusione nella testa."[1])

In Perugia verabschiedete sich dieser italienische Philosoph, indem er sich von dem deutschen Herrn versprechen ließ, daß er ihn auf der Rückfahrt in Bologna besuchen werde. Ein Priester nahm nun den Platz des Hauptmanns in der Sedia ein, und Das war eine nützliche Abwechslung: so konnte sich Goethe von den Vertretern verschiedener Stände Auskunft über italienische Dinge und Menschen geben lassen. Selbst dies Stück Volkskunde formte sich in ihm fast dramatisch.

Sie haben unter einander einen so sonderbaren National- und Stadt-Eifer, können sich alle einander nicht leiden; die Stände sind im ewigen Streit, und Das alles mit immer lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Komödie geben und sich bloßstellen.

Vom Wagen aus und in den Herbergen sah er nicht nur echteste Italiener, sondern gerade hier, in neuem Berglande, eine Art Urmenschen.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten und sich nur manchmal aus Not in Höhlen retirierten, noch realisiert sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande, ansehen: ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen!

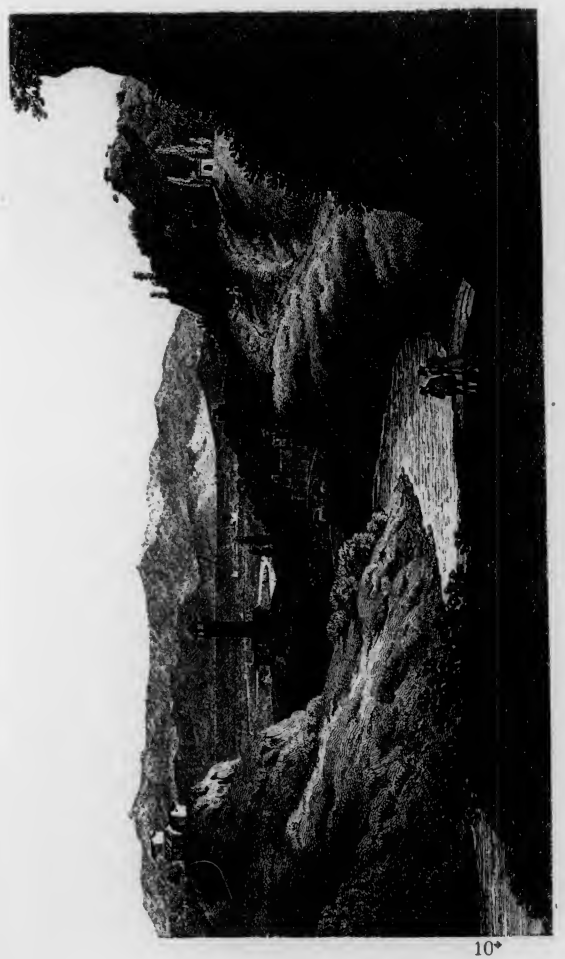
Die Gasthäuser sogar, wo man zur Nacht einkehrte, ließen an Höhlen denken. An zwei Abenden konnte Goethe sein Tagebuch nicht fortsetzen, weil er keinen Platz fand, wo man ein Blatt auslegen und schreiben

[1]) Der Mensch darf sich nicht in einzige Sache verbohren, sonst wird er verrückt. Man muß tausend Dinge im Kopfe haben, einen Wirrwarr.

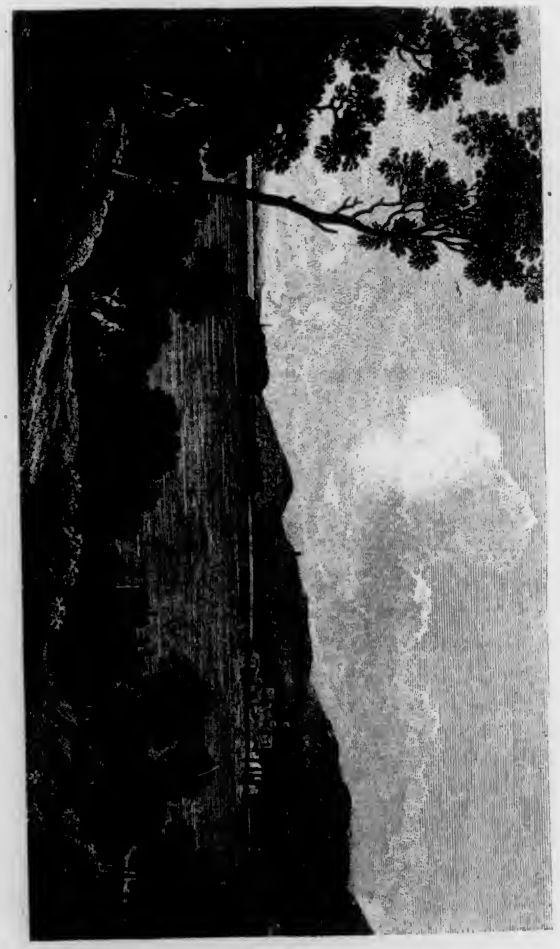
konnte. So urſprünglich-altertümlich war Alles. Selbſt wo die Felder ein vortreffliches Ausſehen hatten, ſah er die Bauern über Pflügen gebückt, die keine Räder hatten und deren Schar nicht beweglich war. Den Miſt ſtreuten ſie mit den Händen. So war ja auch die Sedia, die ihn und ſein Gepäck trug, ſozuſagen Jahrtauſende alt. „Es fällt keinem Menſchen ein, dieſe Art Fuhrwerk zweckmäßiger, Menſchen und Tieren bequemer und ihrem Beſitzer vorteilhafter zu machen, und es kommt auf eine Kleinigkeit an, die ſich in jedem andern Lande vor fünfzig Jahren gefunden hätten.“ Hier fanden ſie nichts, weil ſie nichts ſuchten. Überall merkte man den Leuten an, daß ſie ſicherlich nicht vom Grübeln und Sorgen vor der Zeit alt wurden. Ihre Sorgloſigkeit ging ins Unglaubliche. Auf den Winter zu ſparen und ſich einzurichten, fiel ihnen nicht ein; kam die harte Jahreszeit, ſo litten ſie eben wie die Hunde. Zumeiſt aber ſah man ſie vergnügt; manchmal ſtellten ſie unbewußt lebende Bilder, die unſern deutſchen Freund an die ‚Odyſſee‘ oder die Bibel erinnerten. „Ich bin in Fuligno völlig in einer homeriſchen Haushaltung“, ſchrieb Goethe am 26ſten auf: Alles war in einer großen Halle um ein Feuer verſammelt; man ſpeiſte an langen Tiſchen, wie die Hochzeit von Kana gemalt wird; und die Ohren gellten dem Fremden von dieſem allgemeinen Schreien und Lärmen.

*

Die Reiſe führte von Florenz anfangs durch das Arno-Tal nach Arezzo und Cortona und wieder in den Kirchenſtaat. Zwiſchen Cortona und Perugia fuhr man



Im Arno-Tal. Weg nach Arezzo. Von J. Smith. Stich von J. Emes



Der Trasimenische See bei Perugia. Von J. Smith. Stich von B. T. Founcy

an dem großen Trasimenischen See hin, wo Hannibal im Jahre 217 vor Christi Geburt den Konsul Gajus Flaminius besiegte; Volkmann versicherte, daß noch jetzt zuweilen die Gebeine der damals erschlagenen Römer gefunden würden. Goethe aber nahm sich bei solchen altbekannten Namen vor, die römische Geschichte ordentlich zu studieren, wenn er wieder zurück in Deutschland sei.

Hundertfältig steigen die Geister der Geschichte aus dem Grabe und zeigen mir ihre wahre Gestalt. Ich freue mich nun auf so Manches zu lesen und zu überdenken, das mir in Ermanglung eines sinnlichen Begriffs unerträglich war.

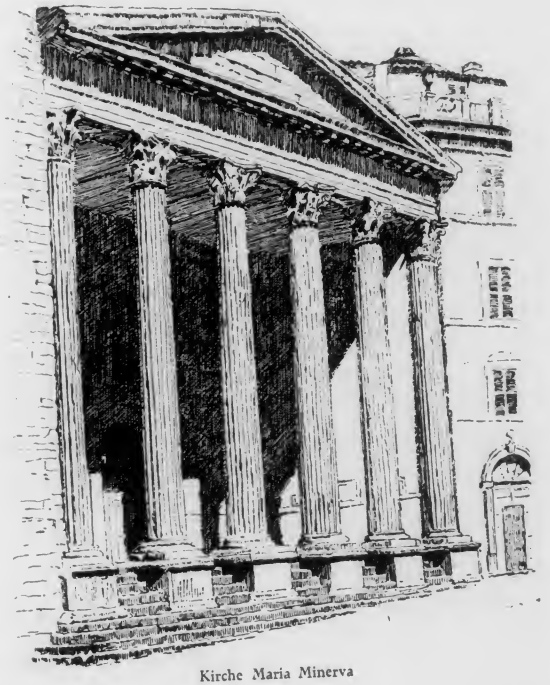
In Perugia hielt er sich bloß die Nacht auf. Uber diese hochgelegene Hauptstadt Umbriens wird berichtet, daß sie zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung von Janus begründet wurde, der ein Sohn Apollos war und noch vor dem Saturn nach Italien kam, wo er der erste König wurde. Altertümer fanden sich trotzdem nicht mehr viele. Aber Künste und Wissenschaften blühten hier schon manches Jahrhundert; Perugia war Hauptsitz der berühmten umbrischen Malerschule gewesen, und einer ihrer besten Meister, Raffaels Lehrer Pietro Vanucci heißt nach dieser Heimat: Perugino. Es gab hier also vortreffliche Gemälde und manches Andere zu sehen, aber Goethe war in diesen Tagen so sehr vom Geist der Eile ergriffen, daß er sich sogar nicht zur Nacht auszog, damit er nur ja nicht am folgenden Morgen schuld an späterer Abfahrt des Vetturins sein könne.

*

Am andern Vormittag fuhr man unterhalb Assisi vorbei; Goethe verließ seinen Karren und stieg zum

Orte hinauf: hier gab es ja etwas für ihn zu sehen! Nicht etwa die zwölf Klöster voller Bettelmönche! Und von den zwanzig Kirchen, in denen die drei- bis viertausend Einwohner ihr Andachtsbedürfnis befriedigen konnten, lockte ihn nur eine einzige an. War es il Sagro Convento, der Hauptsitz des weitverbreiteten Franziskaner-Ordens? Dort ruhen ja die Gebeine des heiligen Franziskus, drei Kirchen standen dort über einander. Diese Gebäude waren auf dem ehemaligen Galgenberge errichtet, weil Franziskus aus besonderer Demut unter dem Galgen begraben zu werden gewünscht hatte... O, dieser heilige Franz von Assisi, der sich eine Frau von Schnee gemacht, der sich im Dornbusche herumgewälzt hat, der mit fünfundzwanzig Jahren der Führer von unzähligen Frommen gewesen ist, er war gewiß ein sehr merkwürdiger und bewundernswerter Mann, und Goethe hätte ja wohl auch die heilige Tür des heiligen Stalles sich zeigen lassen sollen, worin Francisci Mutter, einer göttlichen Eingebung folgend, ihr Wochenbett hielt, als sie dies Kindlein zur Welt brachte. Aber der gottlose Deutsche ließ den verdammten Galgenberg — er schrieb höflich: den geehrten, geheiligten Galgenberg — links liegen und fragte einen hübschen Jungen nur nach einer gewissen Marienkirche. Diese Santa Maria trug nämlich die auffallende nähere Bezeichnung di Minerva, und Goethe wußte aus Volkmann wie schon vorher aus Palladios Buche, daß dieser Kirche Vorderseite noch diejenige eines antiken Tempels sei: sie mußte er sehen! Was hinter der Fassade lag, die Marienkirche, war ihm gleichgültig: vor der alten heidnischen Minerva wollte er seine Andacht verrichten. Und er tat es. „Endlich

kamen wir in die eigentliche alte Stadt auf den Markt“ erzählte er der fernen Freundin im Geiste, „und siehe, das schöne heilige Werk stand da.“



Kirche Maria Minerva

Das erste der alten Zeit, das ich sah. Ein so bescheidner Tempel, wie er sich für eine kleine Stadt schickte, und doch so ganz und so gedacht, wie er überall stehen dürfte. . . .

Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen habe, wie man Städte bauen und Tempel uſw. ſtellen müßte, hab' ich einen großen Reſpekt vor dieſen Dingen.

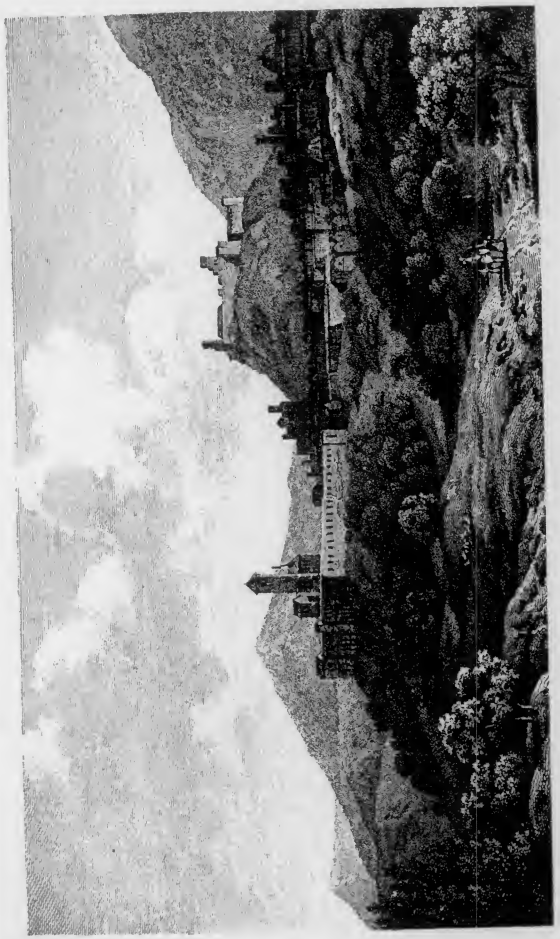
So natürlich und ſo groß im Natürlichen!

„Das iſt eben der alten Künſtler Weſen", war ſein Schluß, „daß ſie wie die Natur ſich überall zu finden und doch etwas Wahres, etwas Lebendiges hervorzubringen wußten."

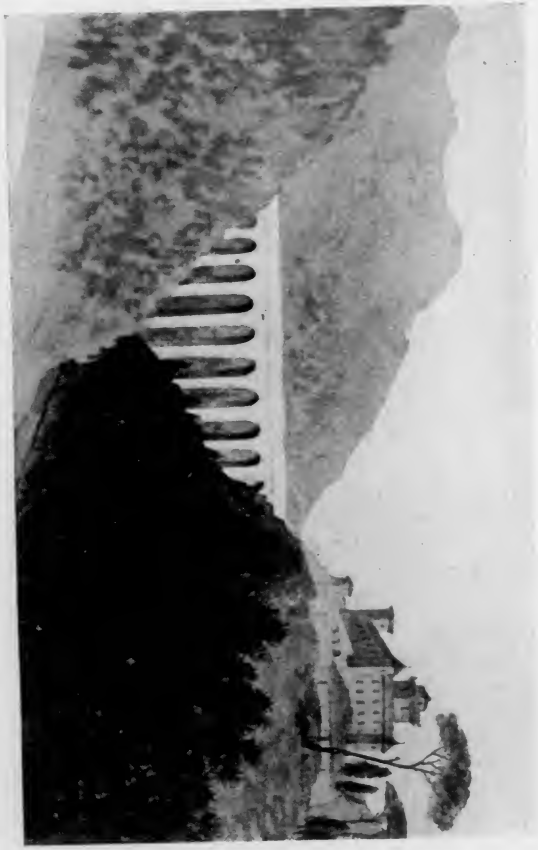
Lange und tief prägte er ſich das Bild ein; endlich ging er weiter. Sein Fuhrmann und ſein Prieſter waren längſt nicht mehr einzuholen; aber er marſchierte die ſieben italieniſchen Meilen, vier volle Stunden, bis Foligno auch gern allein. Bei ſolcher Wandrung hatte die Phantaſie freien Lauf; da konnte er laut zu ſeiner Freundin im fernen Thüringen reden und ihr auch ſagen, daß er ſich zu ihr ſehne, daß aber ſeine Entfernung von ihr ganz zu ſeinem, zu ihrem gemeinſamen Glücke höchſt notwendig geweſen ſei. Am liebſten bildete er ſich ein, daß es ihm noch einmal vergönnt werden müſſe, ſeine Geliebte zu allen dieſen Landſchaften, Städten, Bauwerken und Gemälden zu führen! Faſt immer verknüpfte er ſeine Lotte mit ſeinen Erlebniſſen und Beobachtungen:

Da ich die armen Bauern auch hier ſo mit Mühſeligkeit die Steine umwenden ſah, dacht' ich an Dein Kochberg und ſagte recht mit innerlichen Herzenstränen: Wann werd' ich einmal wieder in Kochberg einen ſchönen Abend mit ihr feiern? Ich ſage Dir, meine Liebe: wenn ſie nur hier das Klima nicht voraushätten! —

Wenn ich dieſe Reiſe noch einmal machte, wüßt' ich's auch nun beſſer. Denn mit dem verſchiedenen Gelde, den Preiſen, den Vetturinen, den ſchlechten Wirtshäuſern iſt es



Aſſiſi
Vor 1792 gezeichnet von John Smith
Stich von W. Byrne



Antike Wasserleitung zu Spoleto

Von Elisa Gore

Landesbibliothek zu Weimar

eine tagtägliche Not. . . Ich habe nichts gewollt als das Land sehen, auf welche Kosten es wolle, und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom bringen, so bin ich's zufrieden. —

Wie verwöhnt ich bin, fühl' ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als: unser Leben mit einander zu endigen!

*

Am 27sten Oktober fuhr man auf einer belebten Landstraße zwischen Bergen dahin. Es war die Zeit der Oliven-Ernte; hier nahm man sie mit der Hand ab; anderwärts wurden sie abgeschlagen. Merkwürdig, daß die größten, ältesten Bäume aus einem sehr steinigen Boden emporwuchsen.

Der berühmte Fluß Klitumnus wurde erreicht; der jüngere Plinius rühmt ihn, und schon Virgil besang ihn und die weiße Rinderherde, „aus dem heiligen Quell getränkt": aus ihr wurde oftmals der Stier ausgewählt, um den Göttern im Tempel zum Opfer dargebracht zu werden. Propertius war in dieser lieblich-romantischen Gegend daheim gewesen.

Mittag ward in Spoleto gehalten, das im Krater eines ehemaligen Vulkans auf einer Anhöhe liegt. Volkmann berichtete von einigen Überbleibseln des Altertums, die an und in dortigen Kirchen und Kapellen zu suchen seien; auch Goethe ging hier zu San Crocifisso: diese Säulen, Gebälke und Pfeiler stammten gewiß aus dem Altertum, aber sie waren in viel späterer Zeit zu einem neuen Gebäude zusammengeflickt, „nicht

dumm, aber toll.“ Ein ganz echtes und großes Stück Altertum dagegen gab es hier auch zu sehen. „Eine von den Römern angelegte Wasserleitung“, so las man wieder im Volkmann, „bringt das Wasser von dem Monte Luco sechs Meilen her. An einem Orte geht sie vermittelst einer 600 Fuß langen und 300 Fuß hohen Brücke, Ponte delle Torri genannt, von einem Berge zum andern, und darauf über eine zweite, welche Ponte Sanguinario von den vielen zur Verfolgungszeit herabgestürzten Märtyrern heißt.“ Goethe fragte nicht weiter nach diesen christlichen Blutzeugen, sondern verehrte das alte Bauwerk, stieg auch hinauf um es von oben wie von unten zu sehen.

Die zehn Bogen, die das Tal füllen, stehen, von Backsteinen, ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt noch immer in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe, und wieder so schön natürlich, zweckmäßig und wahr. Diesen großen Sinn, den sie gehabt haben! . . .

So verhaßt waren mir immer die Willkürlichkeiten; Der Winterkasten auf Weißenstein[1]): ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Konfekt-Aufsatz und so mit tausend andern Dingen. Was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht lebendig gemacht werden und kann nicht groß sein und nicht groß werden.

Terni, wo die Nacht verbracht wurde, liegt im fruchtbaren Nera-Tale, „in einer köstlichen Gegend.“ Goethe genoß sie, als er abends noch einen Gang um die Stadt machte. „Diese Wiesen werden viermal im

[1]) Ein altes gotisches Schloß am Karlsberg bei Kassel, an der Stelle der nachmaligen Wilhelmshöhe.

Bei Terni. Nach Goethe

Jahre gemäht“ berichtete Plinius. Zu den berühmten Wasserfällen des Velino konnte Goethe nicht mehr hinaus, weil die Nacht herein sank.

*

Am andern Morgen, den 28sten Oktober, fuhren sie sehr früh ab; Goethe war noch in halbem Schlafe: gerade in diesem Zustande und unterwegs kamen ihm oft die schönsten poetischen Erfindungen.

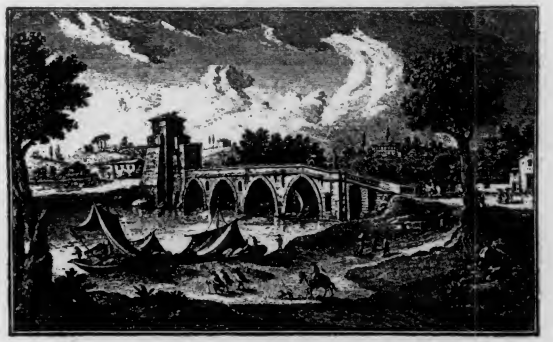
Es war auch noch nicht hell, als sie bei Narni vorüberfuhren; die Überreste einer von Kaiser Augustus erbauten Brücke sahen sie also nicht. Sie hätten gerade unsern Freund entzückt. Nach einem kalten Morgen ward es dann ein schöner klarer Tag; man fuhr in dem sehr schönen Nera-Tal, bis bei dem Dorfe Borghetto die Tiber erreicht wurde, jener Fluß, den schon die Kinder nennen hören, wenn sie über die berühmteste Stadt die Welt unterrichtet werden. Man bewegte sich auch hier noch durch köstliche Gegenden: Täler und Tiefen, Nähen und Fernen. Dann aber folgten auf das Kalkgebirge vulkanische Gesteine. Otricoli, ein elender, schmutziger Ort, liegt auf einem von der Tiber ehemals zusammengeschlemmten Kieshügel und ist von Laven gebaut, die jenseits des Flusses hergeholt sind.

Citta Castellana war heute das Ziel: das letzte Ziel vor Rom! Das kleine Städtchen ist an einem Felsen gebaut und auf drei Seiten von Wasser umgeben; es war immer eine starke Feste, vielleicht das Veji der römischen Geschichte. Hier ist noch die Aussicht schön über das Land der Sabiner; auch erblickt man den von Horaz her bekannten Berg Soracte; natürlich war er jetzt nicht nive candidum, denn Das passiert ihm nur bei strengem Winter; vielmehr hob er sich als eine allein stehende rötliche Kalksteinmasse vom abendlichen Himmel ab.

*

Sonntag, den 29sten Oktober: noch einmal auf den leidigen Karren! Noch waren 34 italienische Meilen zu überwinden. Der Weg führte jetzt durch die düstere, unfruchtbare, menschenarme Campagna, denn Rom ist ja auch dadurch sehr merkwürdig, daß es in einem der ödesten Landstriche heranwuchs und durch die Jahrtausende sich aufrecht erhielt.

Noch verdeckten Hügel alle anderen Gebäude der Stadt: da erschien die Peterskuppel am Horizont; kein



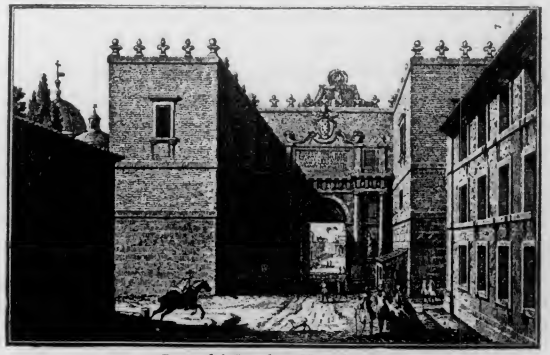
Ponte molle. Rechts nach Rom hinein. Von G. Vasi

Fuhrmann versäumt es, sie zu zeigen. „Ecco Roma! Ecco San Pietro!

Dann wurden auch kleinere Kuppeln erkennbar, bald auch vereinzelte Landhäuser der vornehmen Stadtbewohner und Lustgärten mit hohen Zypressen. Und jetzt rollte der Karren über den Ponte molle: ein Blick auf die trübe Flut der Tiber zwischen schlecht gepflegten Ufern; für gewöhnlich ein seichter Fluß, trägt sie nur flach gehende Schifflein. Deutlich sieht man hier schon

Nahe bei Rom: Sankt Peter und der Vatikan. Von J. Smith

den Borgo, den vatikaniſchen Bezirk. Jetzt aber bewegt ſich der Reiſende in Geſellſchaft von vielen Kutſchen:



Porta del Popolo. Von G. Vasi

Piazza del Popolo. Von G. Vasi

die vornehmen Römer, die vor dem Tore friſche Luft ſchöpfen, begegnen ihm oder begleiten ihn in die Stadt.

Porta del Popolo! Salus intrantibus! Ein schöner Platz eröffnet sich: ein ägyptischer Obelisk steigt hoch empor. Hinter ihm zwei Kirchen, einander völlig gleich. Drei Straßen führen von diesem Platze aus, neben diesen Kirchen, in die Stadt hinein. In der mittleren, einer endlos langen Straße von hohen Häusern, bewegen sich unzählige Menschen, schlendernd, plaudernd, verweilend. Ihre Blicke begegnen sich mit denen des Ankömmlings.

Seine erste Fahrt ist ihm vorgeschrieben: zum Packhof, der leidigen Dogana. Elf große Marmorsäulen,

Piazza di Pietra mit dem Zollhause. Von G. Vasi

deren Altertum leicht zu erkennen war, trugen hier die Vorhalle, denn die Zöllner walteten, wo vormals ein Tempel des Antoninus Pius oder des Mars oder sonst ein Heiligtum stand. Jetzt mußte Goethe die Koffer öffnen oder durch ein Trinkgeld sich lösen.

Dies Zollhaus lag an der Piazza di Pietra, dem Monte Citorio gegenüber; westwärts führte hier eine Straße in der Richtung auf Sankt Peter. Goethe fuhr zur Herberge.[1])

[1]) Nach Fr. Noack war es vermutlich der Bär, die Locanda dell' Orso, an der Ecke der Via di Monte Brianzo und Via dell' Orso.

Eingetreten, schickte er einen Boten zum deutschen Maler Tischbein. Dann ließ er sich ein Zimmer geben und dort holte er sogleich sein Tagebuch für die geliebte Frau v. Stein hervor, setzte sich und schrieb:

Mein zweites Wort soll an Dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat!

*

Er ging wieder zur Gaststube hinunter, stellte sich ans Feuer, denn es fing jetzt an, empfindlich kalt zu werden. Nicht lange währte es, da kam von der Straße ein junger, schlanker Mann herein, dem der Nordländer wohl anzusehen war; seine Augen richteten sich auf den grünrockigen Gast am Herde.

Dieser ging auf den Eingetretenen zu: „Ich bin Goethe."

Tischbeins Augen erstrahlten; ein Freudenschauer ging ihm durch's Blut, und sogleich war das herzlichste Gespräch im Gange.

Seit dem zweiten September sah sich Goethe jetzt zum ersten Male wieder einem Menschen gegenüber, der ihn kannte und liebte! Acht lange Wochen hatte er sich als ein Fremder unter Fremden bewegt, als ein Namenloser oder Falschbenannter. Jetzt endlich war er wieder er selbst.

Und sogleich fragte er den deutschen Landsmann, ob er nicht ein Zimmer für ihn wisse, irgend ein kleines einfaches Zimmer, wo sich des Morgens ungestört arbeiten lasse. Ja, ein solches Zimmer wußte Tischbein; er hatte es selber übrig; aber er fürchte, daß es für den

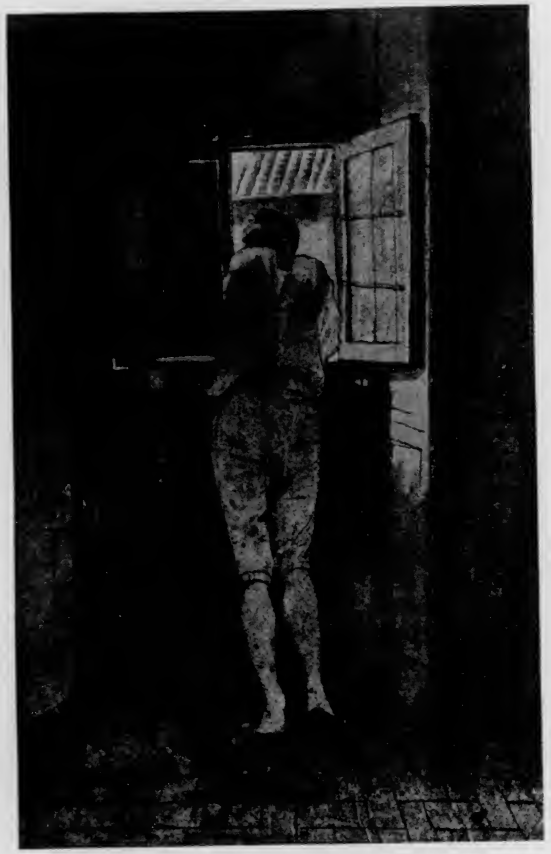
Herrn Geheimen Rat gar zu beſcheiden ſei. Zwei andere deutſche Maler und Junggeſellen wohnten ſchon mit ihm als Untermieter bei demſelben alten Ehepaare.

Am andern Morgen zog Goethe ein. Das Haus war Nr. 20 am Corſo, linker Hand, wenn man vom Pappel-Tore kam, und nicht weit davon. Unten wohnte die Beſitzerin, eine Treppe hoch der alte Kutſcher Serafino Collina mit ſeiner braven Piera Giovanna und

San Carlo und andere Kirchen am Corso.
Goethes Wohnung schräg gegenüber. Von G. Vasi

ſeinen Deutſchen, zu denen nun auch der „Signor Filippo Miller“ trat; noch eine Treppe höher lebte ein italieniſcher Bildhauer, deſſen Frau aus Wien ſtammte. Goethes Zimmer lag nach der Straße hinaus; aus den Hinterfenſtern dieſes Hauſes blickte man in kleinere Gärten. Große Garten-Anlagen und das freie Feld waren nahe genug, und doch wohnte man auch an der Hauptſtraße der großen Stadt. Blickte man zum Fenſter hinaus, nach dem Stadtinnern zu, ſo zeigten ſich

Wilhelm Tiſchbein in ſeinem Zimmer am Corſo
Gemalt von ihm ſelbſt
Landesmuſeum in Weimar



Goethe in seinem Zimmer am Corso
Von Wilhelm Tischbein
Besitzerin: Frl. Anna Parthey in Berlin

Kirchen und Paläste in einer Reihe mit gewöhnlichen Häusern.

Sogleich mußte ihn Tischbein zu den berühmtesten Straßen, Plätzen, Gebäuden und Ruinen führen. Damit er sie nur einmal obenhin begrüßte, ehe er mit dem Betrachten Ernst machte.

*

Es hatte ihm daran gelegen, zu Allerheiligen hier zu sein; aber dies Fest wurde hier gar nicht besonders gefeiert. Am Tage Allerseelen aber sah er den Papst inmitten seiner Kardinäle. Es war in der päpstlichen Kapelle des Quirinals. Der heilige Vater schritt als ein sehr schöner alter Mann einher; nur schade daß er nicht den Mund zu einer gewaltigen Predigt auftat, sondern gerade so die Zeremonien vor- und mitmachte und die Gebete brummelte, wie andere Pfaffen auch.

Nach diesen ersten Eindrücken konnte und mußte Goethe seinen weimarischen Freunden melden, wo er war.

Endlich bin ich in dieser Hauptstadt der alten Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehn hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu teil ward.

Über das Tiroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehn. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt.

Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl

ſagen: ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen ſieht, das man teilweiſe in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend ſah ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere — mein Vater hatte die Proſpekte von Rom auf einem Vorſale aufgehängt — ſeh' ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gips und Kork, ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir. Wohin ich gehe, find' ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu.

Ebenſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können. . . .

Für mich iſt es ein Glück, daß Tiſchbein ein ſchönes Quartier hat, wo er mit noch einigen Malern lebt. Ich wohne bei ihm und bin in ihre eingerichtete Haushaltung mit eingetreten, wodurch ich Ruh' und häuslichen Frieden in einem fremden Lande genieße. Die Hausleute ſind ein redliches altes Paar, die Alles ſelbſt machen und für uns wie für Kinder ſorgen. Sie waren geſtern untröſtlich, als ich von der Zwiebelſuppe nicht aß, wollten mir gleich eine andere machen uſw. Wie wohl mir Dies auf's italieniſche Wirtshausleben tut, fühlt nur Der, der es verſucht hat.

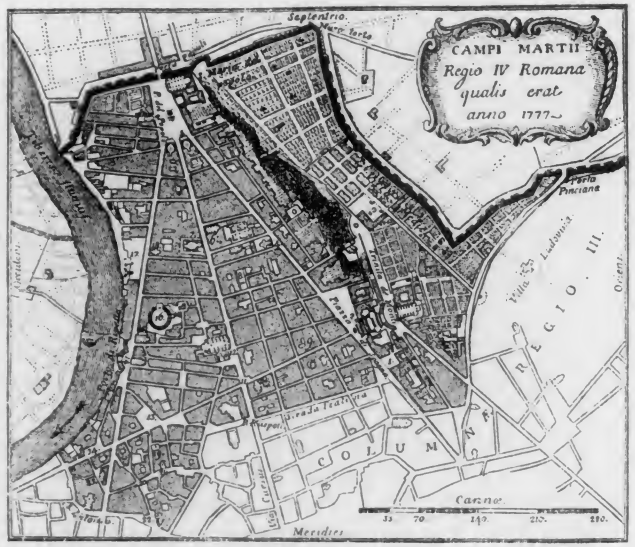
Dem Herzoge, der ihm Urlaub bewilligt hatte, ohne Ziel und Dauer der Reiſe zu kennen, mußte er beſonders ſchreiben. Er hatte unterwegs öfters auf ihn geſcholten oder bei milderer Stimmung ihn beklagt, weil Karl Auguſt jetzt nicht ſein Reiſegenoſſe war, wie einſt in der Schweiz, ſondern, ſtatt Italien zu genießen, ſein Herz an das preußiſche Militär, an die berliniſche Politik und an ehrgeizige Pläne gehängt hatte. In ſeinem Briefe an den durchlauchtigen Herrn mußte er dies ſchmerzliche Bedauern freilich nach ſeiner diplomatiſchen Weiſe ausdrücken.

Und laſſen Sie mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal, ja beſtändig an Sie denke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich ohne Sie zu ſehen niemals glaubte. Nur, da ich Sie mit Leib und Seele im Norden gefeſſelt, alle Anmutung nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen, einſamen Weg zu machen und die Gegenſtände zu ſuchen, nach denen mich ein unwiderſtehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurd' es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durft' ich kein lateiniſch Buch mehr anſehn, keine Zeichnung einer italieniſchen Gegend. Die Begierde, dieſes Land zu ſehn, war überreif. Da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünſchenswert. Wird es dann in der Folgezeit möglich, es auch mit Ihnen zu ſehen und Ihnen durch die Kenntniſſe, die ich jetzt erwerbe, hier (und indeß zu Hauſe) nützlich zu werden, ſo bleibt mir faſt kein Wunſch übrig.

Seine Mutter hatte Goethe mit Briefen nie verwöhnt; ſie wußte jetzt alſo auch nichts von ſeinem Verſchwinden und dachte ihn um dieſe Jahreszeit bei ſeinen Dienſtgeſchäften in Weimar. Nun meldete er ihr, daß er geſund und glücklich in Rom herumwandle.

Wie wohl mir's iſt, daß ſich ſo viele Träume und Wünſche meines Lebens auflöſen, daß ich nun die Gegenſtände in der Natur ſehe, die ich von Jugend auf in Kupfer ſah und von denen ich den Vater ſo oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Alle dieſe Dinge ſeh' ich freilich ein wenig ſpäte, doch mit deſto mehr Nutzen und Viel in kurzer Zeit.

Wie lang' ich bleibe, weiß ich noch nicht. Es wird darauf ankommen, wie es zu Hauſe ausſieht. Auf alle Fälle geh' ich über die Schweiz zurück und beſuche Sie; da wollen wir uns was Rechts zu gute tun.



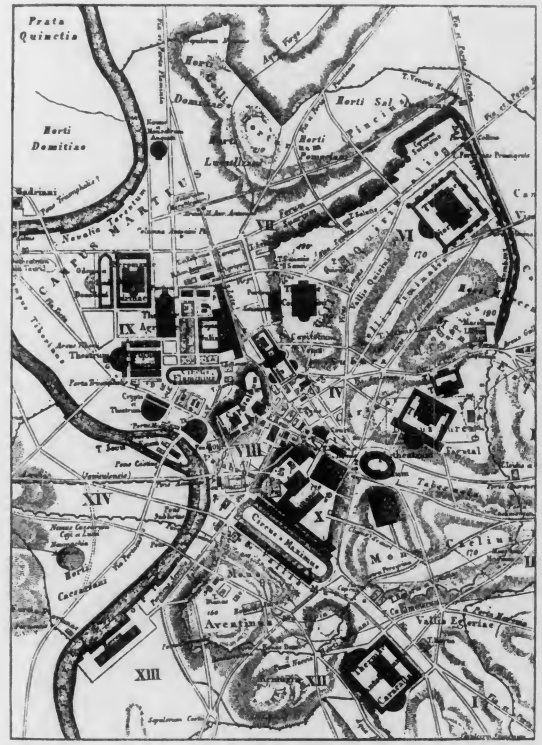
Aus dem Stadtplan von 1777

Fünftes Kapitel

Das Rom jener Zeit

1786 bis 1788

Die Kuppel der Peterskirche: sie war das Erste und Letzte, was der Reisende von Rom erblickte. Kam er von Norden her, so fühlte er sich auf der Tiberbrücke Ponte molle aus der Einöde in das Gebiet der



Rom unter den Kaisern

großen Stadt versetzt. Durch die Porta del Popolo trat er hinein.

Dieses Pappeltor und der anschließende Pappelplatz hatten ihren Namen von den Bäumen, die hier in der Nähe, vor der Stadtmauer, das Grabmal des

Der Hafen Ripetta. Hinter der rechten Treppe der Palast Borghese. Von G. Vasi

Straße Babuino, Spanischer Platz, spanische Treppe, Trinita dei Monti. Von G. Piranesi

Augustus als ein Hain umgaben. Drei Straßen führten von diesem Tore und Platze aus wie drei Strahlen in die Stadt; die mittlere und längste hieß wegen eines Pferderennens, das wir noch kennen lernen müssen, die Laufstraße, strada del corso, oder kurz der Corso. Hier herrschte das Straßenleben einer großen Stadt, gerade hier, also schon vom Tore an. Nicht wenige Paläste

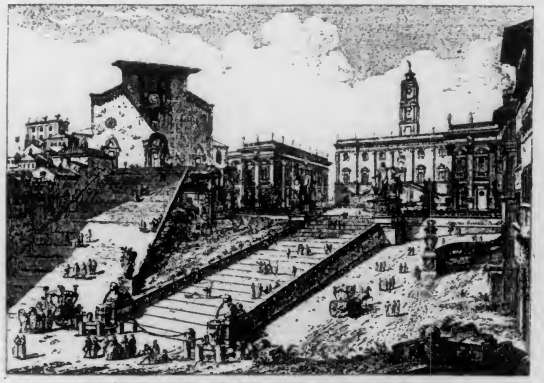
Markus- oder Veneziaplatz am Ende des Korso. Von G. Vasi

standen hier zu beiden Seiten, mancherlei Läden boten ihre Waren zur Schau; aber auch auf der Straße selbst ward viel Handel getrieben und sogar für Jeden, der heran trat, gekocht, gebacken und gebraten.

Stiller schon war die Straße Ripetta, die rechter Hand vom Tore in die Stadt führte; man kam auf ihr bald an den Fluß und einen kleinen Hafen. Auf der andern Seite des Wassers lag dann die mächtige

Engelsburg und der ganze vatikanische Bezirk. Vier Brücken führten jetzt noch über die Tiber; in alten Zeiten waren es acht gewesen.

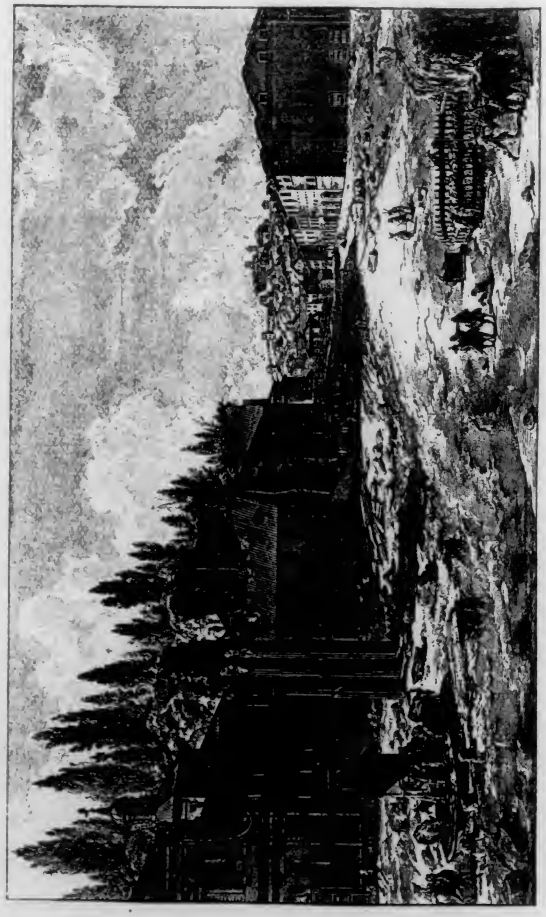
Durch die Straße zur Linken des Pappelplatzes, nach einer dort angebrachten Brunnenmaske il Babuino, der Pavian, genannt, gelangte man zum Spanischen Platze, dem Gebiete des spanischen Gesandten. In



Kirche Aracoeli und Kapitolsplatz. Von G. Piranesi

dieser Gegend pflegten die Fremden zu wohnen und ihren Verkehr zu haben.

Der Corso, um uns wieder der Hauptstraße zuzuwenden, führte in etwa dreitausend oder dreitausendfünfhundert Schritten, zum Venediger Platze. Gleich dahinter erhob sich der hochberühmte Hügel des Kapitols, nunmehr Campidoglio genannt und Sitz der Stadtobrigkeit. Gleich dahinter hörte das neuere und bewohnte Rom auf: es folgten Weingärten, Ziergärten,



Forum. Maria Liberatrice, drei Säulen vom Tempel Castor und Pollux, Zypressen auf dem Palatin, im Hintergrunde der Aventin mit S. Sabina. Rechts Heuschuppen. Von G. Piranesi

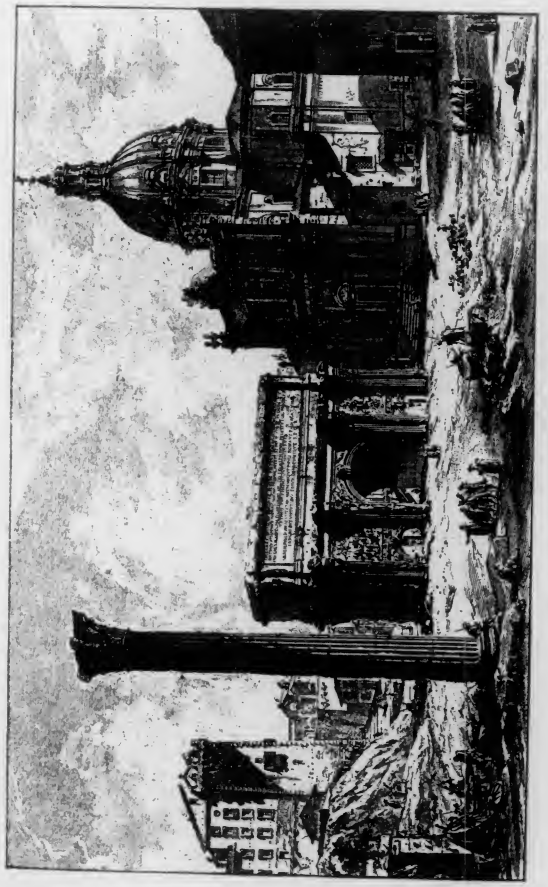
Kohlfelder, Weideplätze und Wüsteneien, Alles etwas durcheinander, und in ebendiesem halb wilden, halb

Forum. Vom Kapitol gesehen.
Bogen des Severus. Antoninus u. Faustina. Titusbogen. Tempel des Vespasian. Saturn oder Concordia. Hintergrund: Kolosseum. S. Francesco R. Farnes. Gärten. Maria Liberatrice. Von G. Piranesi

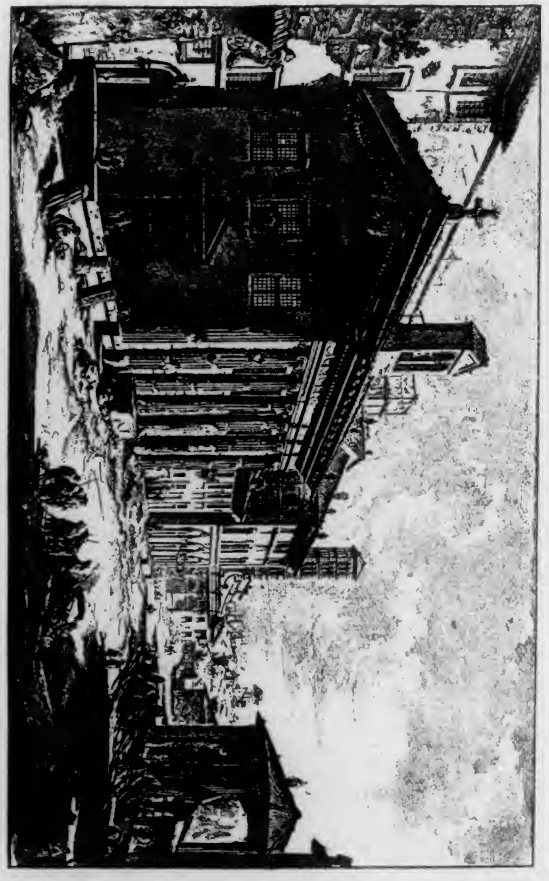
angebauten Gebiet, zwischen Kraut und Unkraut, erhoben sich oder lagen herum die Trümmer von uralten

Tempeln und Prachtgebäuden. Ein grünes Feld sah man da: weiße Rinderherden lagen wiederkäuend im Grase; braune Hirten ruhten im Schatten von Rebenlauben oder schlechten hölzernen Buden: diese Kuhweide war nichts Geringeres als das ehemalige Forum romanum, von dem die Gelehrten soviel zu berichten wissen! Einige herrliche Säulen und Tempelreste bezeugten, daß man die Tatsache wirklich glauben durfte: „Herden blöken hier, wo Cicero sprach."

Unter den Uberbleibseln des Altertums waren auch einige so große und feste, daß weder Wetter und Zeit, noch der Zerstörungstrieb der Menschen sie hatten klein kriegen können. Ein riesiges Amphitheater, das man jetzt Kolisäum oder Kolosseo nannte, war das auffälligste Beispiel; gewaltig wirkten auch noch einige Stücke der altrömischen Wasserleitung, und die alte Stadtmauer konnte man gleichfalls zum Unzerstörlichen rechnen. Andere Gebäude, Gebäudeteile, Bildsäulen usw. waren im Laufe der Jahrhunderte ganz oder halb verschüttet worden und wurden dadurch den späteren Geschlechtern aufgehoben, ähnlich wie jene aus dem Aschenstaube des Vesuvs wunderbar wieder ans Licht tretenden Städte Pompeji und Herkulanum. Von vielen Stellen wußte oder erkannte man, daß noch Viel aus dem Boden zu holen war; sehr sonderbar nahm sich etwa der Ehrenbogen des Septimius Severus aus, wo jetzt der Fußgänger durch die obere Hälfte der hohen Öffnung wandelte. Anderwärts waren die antiken Gebäude irgendwie zu neueren Zwecken verwandt worden, wobei sie oft durch Anbauten, Uberbauten usw. arg entstellt oder verdeckt wurden. Bauern, Handwerker und namentlich



Siegesbogen des Septimius Severus. Von G. Piranesi



Fortuna virilis und Vestatempel. Von G. Piranesi

Priester und Klosterleute hatten sich in den frei gewordenen Stätten längst vergangener Geschlechter gerade so eingenistet, wie Goethe es einst in seinem Gedichte ‚Der Wanderer' geschildert hatte. In jenem riesigen Amphitheater des Flavius verkrochen sich des Nachts Diebe und Bettler, nämlich in den einstmaligen Behältnissen der wilden Tiere; lieblicher anzusehen war

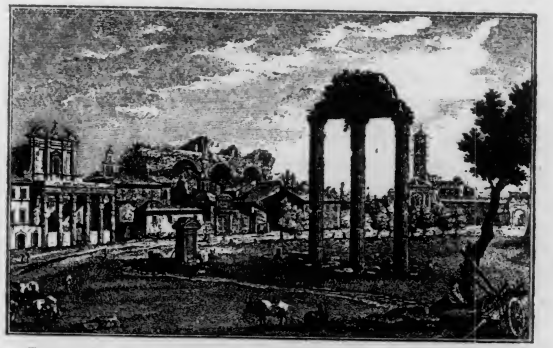
Predigt im Kolosseum

der fromme Einsiedler, der in einem andern Winkelchen dieser ungeheuren Steinmassen sich ein ganz artiges Stübchen eingerichtet hatte. Auf der Arena, wo einst die Kampfspiele stattfanden, wurde von nahe wohnenden Mönchen jeden Sonntag unter freiem Himmel gepredigt. In den Bädern des Diokletian hatten jetzt Karthäusermönche ihr Kloster eingebaut. Von dem Konkordientempel, worin auch die Verhandlungen des römischen Senats lange Zeit geschahen, waren acht ionische Säulen

übrig geblieben: sie gehörten jetzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens, und dessen Besitzer stellte seine Blumentöpfe auf die uralten Säulenfüße. Einen Schuster kannte man, der sein Leder auf einem antiken Steine vor seiner Tür zu klopfen pflegte: es war der Kopf eines römischen Kaisers, der jetzt zu diesem nützlichen Zwecke diente. Und so ließen sich hundert Einzelheiten erzählen. Oft war ein alter Tempel, obzwar leidlich erhalten, recht unkenntlich geworden; z. B. hatte man bei einem Rundtempelchen, das der Vesta ehemals geweiht gewesen sein sollte, die schönen korinthischen Säulen durch Mauern verbunden und dadurch sehr entstellt. Anderwärts verunzierten aufgesetzte christliche Glockentürmchen diese alten Bauten, so bei einem Tempel, dem man den alten Namen Fortuna virilis gab, und namentlich bei dem Pantheon: hier schalten freilich die Künstler jetzt sehr über diese Zusätze und nannten sie nach dem sonst trefflichen Baumeister und Bildhauer, der sich hier verschönernd versündigt hatte, Berninis Eselsohren.

Es war aber doch ein großes Glück, daß so viele alte Tempel und Tempelteile durch ihre Christianisierung vor der Zerstörung beschützt worden waren. Zuweilen hatte man den Glaubenswechsel auswendig nur durch Aufsetzung eines Kreuzes vollzogen; in andern Fällen tat es auch eine neue Inschrift. Zum Beispiel: „Einst dem Jupiter, nun aber dem wahren Gotte geweiht.“ Es kam aber auch vor, daß fromme Katholiken eine Kirche besuchten, die nach einer noch deutlich lesbaren Inschrift auf Beschluß des heidnischen römischen Senats

dem unter die Götter versetzten Antoninus und seiner diva Faustina errichtet worden war. Man hielt hier überhaupt das Christliche und Heidnische gar nicht ängstlich auseinander. Die Mehrzahl der Päpste hatte sich zu den Altertümern gleichgültig oder geradezu freundlich gestellt. Jeder Römer, der sich etwas Besseres dünkte, beklagte die wüsten Zerstörungen, die man den



Forum: San Lorenzo (Divo Antonio), Trümmer des Friedenstempels, Antike Säulen, Maria nuova, Titusbogen

Goten und Vandalen zuschrieb, und mit solchen Barbaren mochte man nichts gemein haben. Die Geistlichen fühlten sich als Gelehrte; sie ehrten also auch ihre griechischen und römischen Vorgänger. Plato und Aristoteles wurden fast zu den Kirchenvätern gerechnet. Und so flossen auch im Wissen und Denken, im Singen und Sagen der gemeinen Neurömer alle alten Gestalten und Geschichten, heidnische und biblische, zusammen und durch einander: Herkules, Venus und Kupido wan-

delten da einträchtiglich mit der seligen Gottesmutter, dem Jesuskinde, dem heiligen Joseph und der Großmutter Anna; Charon schiffte auch die christlichen Seelen hinüber in die Unterwelt des Fegefeuers. Im Übrigen wußten die Römer auch recht gut, wieviel Geld ihnen die Trümmer und erhaltenen Altertümer brachten. Sie hegen diese Ruinen, sagt ein kluger Franzose jener Zeit: wie Bettler ihre Wunden offen halten.

Wer es suchte, fand hier also das Altertum, in manchen Bezirken sogar auf Schritt und Tritt, aber es war oft schwer vom Neuen abzusondern, und je mehr Antikes zu Tage trat, um so häufiger mochte man jammern oder fluchen, daß gedankenlose Nachfolger die Werke einer besseren Zeit zerstört und diese Bruchstücke zu ihrem erbärmlichen Durchgangsdasein mißbraucht hatten. „Ein saures und trauriges Geschäfte" nannte es Goethe, als er neun Tage hier war, „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen, und doch muß man es, und es gibt die beste Freude. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsre Begriffe gehn. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet." Nämlich Diejenigen, die diese alten Bauten als Steinbrüche benutzten und die Säulen da nahmen, wo sie fertig bereit standen. Es gab ein Sprüchwort: „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini", denn aus der Familie Barberini waren Päpste und mächtige Kardinäle hervorgegangen, die an der „Verschönerung" Roms sich eifrig betätigt hatten.

*

Die allermeisten Fremden, die in den letzten tausend Jahren nach Rom zu Wagen gefahren oder den weiten Weg am Pilgerstabe zu Fuße gewandert waren, hatten für diese Trümmer der Heidenzeit weder Bewunderung noch Seufzer übrig; ihnen war es um das Heil ihrer Seele und um die endlose Ewigkeit zu tun, die man nach der kurzen, unsicheren Zeit hienieden entweder in den Qual-Orten der Hölle oder im himmlischen Freudensaal verbringen wird. Sie suchten hier nur die christlichen Altertümer, vor allem die Erinnerungen an die beiden größten Apostel, an die Opfer Neros, des Verruchtesten aller heidnischen Christenmörder, und an andere Scharen Märtyrer und Heilige: von ihrem Blute und ihren Folterqualen hofften sie Segen für sich abzugewinnen. Für sie war Rom also in ganz anderem Sinne eine heilige Reliquien-Sammlung! Zugleich auch die Stadt der unzähligen Kirchen und Klöster, die Residenz der Päpste, der Mittelpunkt der allein seligmachenden Kirche und der Ort, wo das größte und schönste aller kirchlichen Gebäude über dem Grabe Petri emporsteigt. Sie pilgerten aus der belebten neueren Stadt nicht geradeaus zum Kapitol, Palatin usw., sondern rechts über den Fluß hinüber, an der Engelsburg vorbei in den Bezirk, wo nahe bei schlechten, ungesunden Gassen sich die Peterskirche in ihrer Pracht und daran anstoßend der Vatikan mit seinen elfhundert Sälen und Zimmern erhoben. Und von da pilgerten sie zu den andern ehrwürdigsten Kirchen und Altären. Sechs Hauptkirchen mußten sie außer dem Petersdom besuchen: Santa Maria Maggiore, Sankt Lorenz außer den Mauern, Sankt Sebastian, St. Johann im Lateran, Santa Croce in

Engelsbrücke, Peterskirche, Vatikan und Engelsburg. Von G. Piranesi

Die päpstliche Residenz Quirinal. Von G. Piranesi

Jeruſalem, St. Paul vor den Mauern. Am Ort dieſer letzteren Kirche war der zweite große Apoſtel enthauptet worden: dreimal war dabei ſein Kopf auf dem Boden aufgeſchlagen, und an dieſen drei Stellen waren dann wundertätige Quellen entſprungen. Santa Maria Maggiore war die größte aller Marienkirchen und vielleicht die älteſte aller chriſtlichen Andachtsſtätten. Aber die

Santa Maria Maggiore. Von G. Vasi

Kirche Sankt Johannis im Lateran rühmte ſich doch der herrlichſten Reliquien. Im Hauptaltar war hier ein anderer Altar eingeſchloſſen, worauf der Apoſtel Petrus Meſſe geleſen; ferner enthielt dieſer Altar die Köpfe der Apoſtel Petrus und Paulus, einen Zahn des Erſteren, ein Stück Gerſtenbrot, womit die Fünftauſend geſpeiſt wurden, das Tuch, womit Chriſtus ſeinen Jüngern die Füße abgetrocknet, die Schulter des gebratenen heiligen Laurentius, Haare der Maria uſw. Im Kreuzgange ſtand die Säule, worauf der Hahn gekräht hatte, als Petrus ſeinen Meiſter dreimal verleugnete.

Das Allerköſtlichſte aber war dort eine Kapelle mit einem Altare, an dem nicht einmal der Stellvertreter Chriſti Meſſe leſen durfte: ſo heilig war der Raum. Hier gab es unter Anderem ein Bildnis Chriſti, das der Evangeliſt Lukas zu malen angefangen und das die Engel vollendet hatten; ja, der Nabel und ein Stück Vorhaut des Erlöſers waren vorhanden. Meßgewänder,

Basilika S. Johannes im Lateran. Von G. Vasi

die von Engeln gewoben, genäht und beſtickt worden waren, gehörten hier ſchon zu den Schätzen zweiter Ordnung.

*

Als eine heilige und ſtille Stadt gab ſich Rom in vielen Teilen; Kirchen und Klöſter bedeckten einen großen Teil des Raumes. Die jetzt bewohnten und vom Verkehr belebten Straßenzüge machten ja nur ein Drittel der von den alten Stadtmauern eingeſchloſſenen Fläche aus. Man zählte mit den Fremden in ganz Rom 160—170000 Seelen: eine kleine Zahl für den weiten

Raum! Der Freund der poetiſchen Einſamkeit brauchte alſo nicht einmal die Tore hinter ſich zu laſſen, um in der gezähmten oder auch wilden Natur und mit den Zeugen der Vergangenheit allein zu ſein. Sogar die Liebhaber des Landlebens fanden in dieſer Hauptſtadt völlig ihre Rechnung: hier gab es Winzer, Schafhirten, Kuhhirten, Bauern uſw. ſo gut wie in den Dörfern.

Winzer in Rom

Alſo gehörten auch ländliche Feſte, etwa der Schluß zu der Weinleſe, zu den echten, eingeborenen Freuden Roms.

*

Wer ſich in die ſtädtiſchen Straßen begab und unter die Stadtrömer miſchte, ſah ſich von höflichen, gefälligen, duldſamen und meiſt recht gutartigen Leuten umgeben, die für Bürger der alten civitas Romana nur gar zu ſehr Kinder und Müßiggänger zu ſein ſchienen. Des Morgens wurde hier wohl ein wenig

gearbeitet; nach dem Mittageſſen ging man zu Bett und ſchlief bis ſechs Uhr abends. Hernach tat man nichts oder ſo gut wie nichts, und wenn es dunkel wurde, hatte durch Naturgebot alle Arbeit ein Ende. Dann begann das allgemeine Herumſpazieren, das Plaudern in Geſellſchaften und Wirtshäuſern und die Herrſchaft des Liebesgottes.

Feſt der Weinleſe

Die Arbeit galt hier für eine Mühſal, und die Römer gingen jeder fatigua aus dem Wege. Che seccatura! Sie leiſteten alſo nichts Großes, weder im Ackerbau, noch im Handel, noch in Wiſſenſchaften und Künſten. Ihr Land, der Kirchenſtaat, führte keinerlei Waren aus, wenn man nämlich die Abläſſe und ähnliche kirchliche Gaben nicht rechnete, die allerdings viel Geld ins Land brachten. Militäriſch oder zur See bedeuteten die Römer auch nichts. Ihre Politik war nur Rederei und Zeitvertreib. In jeder Hinſicht entwickelten

sich hier aus jungen Kindern nur alte Kinder, und so verging das Leben. Du Paty urteilt: „Das Volk in Rom hat wenig Vernunft, ziemlich viel Verstand, sehr viel Einbildungskraft. Mit den Jahren erlangt es Gewohnheiten, ohne sich je Erfahrung zu erwerben."

Es ging auf diese Weise aber doch merkwürdig gut. Ihr Auskommen hatten die Römer trotz dieser Träg-

Hirten in Rom

heit, weil sie nur bescheidene Ansprüche an das Leben stellten. Sie nährten sich mit billigen Speisen, wohnten sehr einfach und putzten sich wenig. Zwar führten sie ein Genießerdasein, aber sie hielten sich an die Genüsse, die man für umsonst oder für kleine Ausgaben haben kann. Der Wein war billig, und mußte der Ärmste Wasser trinken, so hatte er ein besseres, als es in irgendeiner andern großen Stadt gab; es sprudelte ihm zu aus Hunderten der allerschönsten Spring- oder Laufbrunnen.

Ganz verarmen konnten hier die Einheimischen nicht, weil ihre zahlreichen Gäste immer wieder vom Auslande Geld mitbrachten und weil die katholische Kirche so auferbaut und ausgestaltet worden war, daß aus der ganzen gläubigen Welt zahlreiche Goldbäche und Goldströme hierher flossen. Bei so offenkundigem Segen hatte man keinen Grund, an der Wahrheit der Religion zu zweifeln; das Christentum bedeckte also im heiligen Rom die ganze Oberfläche. Das Volk liebte die Madonna und die Schutzheiligen ehrlich; es feierte die zahlreichen Zeremonien und Feste in den Kirchen und auf den Straßen und Plätzen sehr gern mit. Alle frommen Feste hatten hier eine Verwandtschaft mit dem Kinderspiel. Das kirchliche Jahr regelte durchaus auch das bürgerliche Leben, und auch über den Tag waltete eine fromme Ordnung. Über zahlreichen Haustüren brannten abends Lichter zu Ehren der dort angebrachten Muttergottes, wodurch denn zugleich die Straßen erleuchtet wurden, was sonst nicht geschehen wäre; bei einbrechender Dunkelheit wurden diese Lichter angezündet, und dann versammelten sich vor ihnen die Nachbarn zum gemeinsamen Abendgebet. Das war die festliche Viertelstunde des Tages, denn der Gruß an die göttliche Jungfrau bedeutete ja auch das Recht auf Ausruhen und Schlendern für Diejenigen, die bis zum Ave sich wirklich der Arbeit nicht hatten entziehen können.

Ohne Zweifel verdankten die Römer der Religion einen großen Teil auch ihrer inneren Glückseligkeit. Sie verdeckte ihnen unaufhörlich das Vergangene durch Absolutionen, wie Mercier du Paty bemerkt, und malte ihnen durch ihre Verheißungen die Zukunft stets mit reizenden Farben.

Ist Das nicht ein glückliches Volk, das am wenigsten fürchtet und am meisten hofft? Sein Glaube ist stockblind und zugleich von einer Bequemlichkeit, die ihresgleichen sucht. Gewissen gottesdienstlichen Handlungen regelmäßig beiwohnen, mit andern Worten: die geistlichen Schauspiele besuchen und gewisse Worte maschinenmäßig nachbeten, mehr braucht es nicht, um des Himmelreichs sicher zu sein. Hinweg mit jener strengen Prüfung der Gefühle, der Berichtigung der Begriffe, dem lebenswierigen Kampfe gegen die Leidenschaften! Dieser Künste bedarf der Römer nicht; seine Religion ist so mild und sanft wie die Luft, die er atmet.

Buratti (Kasperle) in Rom

Derselbe Verfasser gibt ein Gespräch wieder, das er mit einem Priester hatte. „Wir dulden den Aberglauben" meint Dieser, „um die Religion im Ganzen zu halten. Dies Volk hier hat ja nur seine Sinne; eine gereinigte Religion würde ihm zu wenig Stoffliches haben. Es muß seine Religion fühlen, betasten, sehen können."

Und weiter schildert der Franzose eine Andachtsübung, der auch unsere deutschen Freunde zusahen.

Eine erstaunliche Menge Volks kroch auf den Knien die Stufen der Ara coeli hinan. Jedermann murmelte ein Gebetlein her. Der Eine wollte in der Lotterie gewinnen; die Andere wünschte sich einen Mann; ein junger Mensch verlangte seine Schöne zu erweichen. Mein guter Priester versicherte mich, daß die Gebete des Volks selten einen andern Gegenstand hätten. Ich brach in Gelächter aus. „Was ist es denn weiter?" fragte der Pfarrer. „Wenigstens geschieht doch während der Zeit nichts Schlimmes, und die Religion besteht."

*

Römische Bettlerin

Die Menschen wurden hier fast ebenso häufig um Wohltaten ersucht wie der liebe Gott. Sehr auffällig im Straßenbilde und doch passend zur allgemeinen Trägheit waren die unzähligen Bettler. Überall vernahm man ihre leisen Bitten, die nicht selten auch zu schreienden Rufen anschwollen: Date qualche cosa per l'amor di Dio! Oft waren es starke Kerle, die

offen eingestanden, daß ihnen die Arbeit gar zu widerwärtig sei; Andere lenkten als alte und schwache oder irgendwie verkrüppelte und sieche Menschen die Augen auf sich; Nicht wenige waren in der Kindheit von ihren eigenen wohlmeinenden Eltern körperlich beschädigt worden, damit sie durch ihr Mitleid erweckendes Gebrechen vor den beiden Übeln: Hunger und Arbeits-

Suppen-Austeilung im Kloster

pflicht bewahrt blieben. Die gesamten Bettler aber wurden von den gutkatholischen Römern gewissermaßen gern gesehen, da an ihnen die christliche Tugend der Barmherzigkeit zu üben war, die uns das Paradies aufschließt. Nirgends verwehrte man ihnen den Zutritt, wenn sie heischen kamen, und Niemand begegnete ihnen barsch. Auch durfte man diese Bettler nicht schelten, wenn sie ihre Notdurft auf der Straße oder etwa unter den Kolonnaden der allerheiligsten Peterskirche ver-

richteten, war Das doch gerade ein Beweis ihrer beklagenswerten Armut. Die Bettler geben jedem Andern das angenehme Bewußtsein, daß er auf einer höheren Stufe steht. Verhungern konnte übrigens Niemand in Rom, denn in vierzig Klöstern gab es mittags für Jedermann Suppe, der mit seinem Topfe zur rechten Stunde vor der Küche stand, weshalb denn zur Mittagszeit ein großes Gelaufe solcher Bettler anhub, die an mehreren Stellen ihre Töpfe zu füllen beflissen waren.

*

Längst nicht so zahlreich, aber dem Fremden gleichfalls auffällig, war das päpstliche Militär. Es gab neun Kompanien zu Fuße, zwei Kompanien rote Kürassiere und zwei andere Abteilungen blaue Reiter, jede zu 60 Mann. „Il signor soldato“ hieß der Angehörige dieser Truppen bei den Bürgersleuten; Jeder schien begünstigt und ein Herr, wer einen so bequemen und einträglichen Dienst erlangt hatte; oft wurden diese schönen Stellen mit Geld erkauft, während doch zur selben Zeit in manchen andern Ländern die Soldaten als eingefangene und mißhandelte Sklaven ein bedauernswertes Dasein führten, dem sie sich oft durch gefährlichste Flucht zu entziehen suchten. Ein aus Berlin gekommener Reisender von Goethes Freundschaft sah eines Tages dem Exerzieren auf dem Quirinalshügel oder Pferdeberge zu, wo die päpstliche Hauptwache war. Ein junger Offizier gab sich mit seiner Abteilung große Mühe. Als er immer weiter kommandierte, trat ein

Herr Soldat vor und fragte, wann die Geschichte zu Ende sein werde: „Ma, quando finisce sta storia?“ — „Nur noch einen Augenblick Geduld!“ bat der höfliche Offizier, „wir werden gleich fertig sein.“ Und nun ließen sich die guten Leute diese Drillerei auch noch weiter gefallen. Ein andermal kam ein Mann erst herbei, als der Dienst beinahe vorüber war. „Aber, mein Sohn“, fragte der Leutnant, „wo kommt ihr so

Wache und Exerzierplatz am Quirinal. Von G. Vasi

spät her?“ — „Ich habe Messe gehört“. — „Recht gut, mein Sohn“. Denn gegen den Besuch der heiligen Messe ließ sich natürlich nichts einwenden.

An der Reiterei war nach eben diesem an preußische Bilder gewöhnten Zuschauer auch ihre Angst vor den Pferden merkwürdig. „Nichts nimmt sich lächerlicher aus, als wenn die päpstliche Garde zu Pferde paradiert und die schwer bewaffneten Männer mit Zittern und Beben den Umstehenden zurufen: Guardatevi! Guardatevi! Denn weil sie sich ebenso wie

die Umstehenden vor der Wildheit ihrer Pferde fürchten, die sie nicht zu bändigen sich getrauen, so warnen sie aus Menschenfreundlichkeit Jeden vor der drohenden Gefahr.“ Die Rosse galten in Rom überhaupt für wilde Tiere. Allgemein zogen die Bewohner dieser Stadt vor, wenn ja geritten sein mußte, nach Christi Vorbilde den Esel zu besteigen. Saß man in einem Korbsessel auf solchem Tiere, so waren die Füße dem festen Erdboden doch recht nahe.

*

Daß Rom von Priestern und Mönchen wimmelte, konnte nicht Wunder nehmen; auf etwa 15 Einwohner kam ein Geweihter. In 232 Mönchsklöstern zählte man zu Goethes Zeit 3134 Mönche, in 47 Nonnenklöstern 1466 Nonnen. Der gewöhnlichen Priester gab es 2829. Die Geistlichkeit schien aber noch viel zahlreicher zu sein, denn es konnte hier Jedermann, dem es gefiel, wie ein Abbate mit schwarzem Rock, kurzem schwarzen Mantel und weißer Binde einhergehen und sich auch Abbate betiteln lassen. Viele taten es: Ärzte, Advokaten, kleine Beamte, auch wohl Zunftmeister, Bediente, Musiker usw., weil dieses Kleid die Zugehörigkeit zu einer höheren Schicht bezeichnete. Man mußte also lernen, die wirklichen Geistlichen von ihren Kleidern zu unterscheiden. Noch sonderbarer war es, daß man schon Jünglinge und Knaben der vornehmen Familien in diese Tracht steckte, so daß der Fremde etwa über eine Gesellschaft Ball spielender zwölfjähriger Abbaten sich verwundern konnte.

Noch mehr als über diese Allgegenwart der Geistlichgekleideten erstaunte der Fremde vielleicht darüber,

daß es in der Stadt des Papstes überaus viele Juden gab. In Gestalt, Gesicht und Ausdruck unterschieden sie sich allerdings von den Italienern nicht sehr, aber sie mußten Abzeichen tragen, woran sie sogleich erkannt wurden. Ihr Ghetto hatten sie der Tiber-Insel gegenüber; in schmalen, schmutzigen Gassen von sehr hohen Häusern waren dort zehntausend Kinder Israels eng zusammengepfercht. Sie hatten unter sich ihre eigenen Schuster, Schneider, Tischler, Schmiede usw. und lebten recht kümmerlich; ihrem Handelstriebe waren sehr enge Grenzen gezogen. Der Statthalter Christi erfüllte seine religiöse Pflicht gegen sie, indem er die Judengemeinde zwang, an jedem Sonntage in eine dem Ghetto nahe gelegene Kirche eine gewisse Zahl ihrer Glieder zu schicken, die eine scharfe Predigt anhören mußten; aber die Herzen dieser zur Bekehrung jeweilig abgeordneten Israeliten waren verhärtet und ihre Ohren mit Watte verstopft.

*

Zwischen Theokratie und Anarchie hielt die Regierung des Kirchenstaats eine glückliche Mitte. In der Regel ließ sie, wie der Vater im Himmel, regnen auf Böse und Gute und die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Solche Liberalität oder Lässigkeit lag ja schon im römischen Volkscharakter. Wenn aber wirklich Etwas von oben her durchgesetzt wurde, lief es auf Günstlingswirtschaft hinaus.

Um die öffentliche Ordnung stand es trotz dieser lotterigen Wirtschaft nicht schlecht. Bei festlichen Gelegenheiten wie an gewöhnlichen Tagen bewegten sich Zehntausende auf den Straßen und Plätzen, ohne der

Wächter zu bedürfen: ererbte Kultur erspart Polizei-Aufsicht. Das Eigentum war recht sicher; Diebstahl, Einbruch und Raub brauchte man nicht zu fürchten; warum auch sollten diese bedürfnislosen Menschen stehlen? Vor dem Hunger war Jedermann durch die allgemeine Wohltätigkeit geschützt; angenehme Unterhaltung gab es für umsonst auf der Gasse und in den Kirchen. Zur Liebe brauchte man auch kein Geld. Luxus zu treiben war nicht üblich. Die Krankenanstalten waren besser als irgendwo. Auch fehlte es sonst nicht an gemeinnützigen Einrichtungen. Anderwärts werden zuweilen Handwagen gestohlen; hier standen in Goethes Nachbarschaft auf dem Pappelplatze eine Anzahl solcher zweirädriger Karren: wer einen brauchte, holte einen und brachte ihn nachher wieder an seinen Ort.

Nur das Menschenleben schien hier recht gefährdet zu sein. Goethe hielt sich erst drei Wochen in Rom auf: da hatte er schon von vier frischen Mordtaten gehört, und ein Widersacher des gegenwärtigen Papstes hatte kürzlich drucken lassen, daß in den ersten zwölf Regierungsjahren dieses Pius des Sechsten 20000 Menschen umgebracht worden seien. Aber der ruhige Bürger konnte unbesorgt seines Weges gehen; auch fühlte sich hier Jedermann sicher genug. Ohne vorhergegangene Beleidigung ward in diesem gutmütigen Volke kein Blut vergossen, und allzu leicht waren die Römer nicht beleidigt. Die meisten sogenannten Morde waren Zweikämpfe. Der Dresdener Baumeister Weinlig erzählt uns im Jahre 1782, wie es dabei gehalten wurde.

Bei einem dergleichen Vorhaben kommen beide Parteien ohne Wortwechsel und Geräusch angezogen, und Jeder gibt bloß auf die Bewegungen der Augen seines Gegners genau Achtung. Mit einemmal werfen Beide ihre Mäntel, eine sehr gewöhnliche Tracht, herab und um den linken Arm herum; da diese Mäntel insgemein von sehr dichtem und grobem Tuch, so dienen sie ihnen bei dieser Gelegenheit. Mit der Rechten ziehen sie das Messer aus der Tasche, reißen mit Wut und unglaublicher Behendigkeit die Scheide mit den

Messerkampf im Armenviertel Trastevere

Zähnen davon herab und gehen aufeinander los. Diese Art, sich zu schlagen, ist eigentlich nur bei dem Pöbel gebräuchlich; mitunter aber schlagen sich auch Leute so, welche nicht ganz zu dem Pöbel gerechnet werden können. Hat Einer davon das Unglück, eine coltatella (oder Messerstich) davon zu tragen, so wird der Verwundete alsbald in ein Hospital gebracht, er mag sein, wer er will. Der Andere aber entspringt in die nächste Kirche; wenn er nur die Stufen erreichen kann, so ist er vor den Sbirren sicher. Doch pflegen diese letzteren ihn nicht leicht aus den Augen zu lassen; ja, sie müssen sogar zuweilen einige Tage unter freiem Himmel aushalten, bis sie

hören, wie es mit dem Verwundeten abläuft. Hat der Übriggebliebene aber Protektion, so wird Selbiger in dem Wagen eines Prinzen, Kardinals oder Gesandten von da abgeholt und über die Grenzen gebracht.

Diese Zeilen unseres Landsmanns weisen gleich auf ein halb Dutzend römische Besonderheiten. Es war streng verboten, Messer oder Dolche zu tragen, aber Jedermann hatte solche Waffen in einer Tasche

Kampf der Weiber

stecken, die eigens dafür gemacht war: so wurden also die Gesetze gehalten. Zweitens war die Messerstecherei an sich Privatsache; es durfte nur Niemand dabei umkommen. Wenn der Sterbende aber seinem Gegner verzieh oder Etwas sagte, das für eine Verzeihung gelten konnte, war die Sache gleichfalls erledigt. Drittens konnten die Vornehmsten der Stadt ihre Freunde und Schützlinge den Gerichten entziehen und taten es wie etwas Selbstverständliches: die Folge war, daß jeder

kleine Mann sich zu einem Großen hielt, ihm Ehren erwies und Dienste leistete; Das war schon im alten Rom so gewesen: Patrone und Klienten. Die Kardinäle, Prälaten, Nobili hatten ihre Schutzgarde, deren Glieder auch von ihnen aus jeder Gefahr gerettet wurden. — Viertens: Die fremden Gesandten übten im Bezirk ihrer Paläste die Obrigkeit aus, ihre Kutschen waren aber auch für die Stadtpolizei unverletzlich; also konnten ihre Schützlinge jederzeit „verreisen." Weiter: alle Altäre und Heiligtümer, alle Kirchen und Klöster, boten unbedingten Schutz, also auch dem Verbrecher vor seinen Verfolgern, und da in Rom diese Heiligtümer nach Hunderten zählten, so mußte der Messerheld schon ein Pechvogel sein, wenn er die schützende Schwelle nicht vor dem Polizisten erreichte. Hier konnten ihn die Sbirren auch nicht etwa zur freiwilligen Ergebung veranlassen, denn das Volk brachte den Mördern Nahrung, Decken und Betten, so daß sie es aushalten konnten. Ein Mörder ist ja ein Held! Oder er verdient Mitleid, weil im Männerkampfe sein Dolch gar zu tief eindrang. Sicherlich hält die untere Volksschicht nie gern zu den Verfolgern eines Gehetzten.

Wenn der Verbrecher trotz alledem in die Hände der Polizei fiel, so wurde er alsbald mit sehr schönen Zeremonien hingerichtet, und zuletzt küßte der Henker den Leichnam zum Zeichen, daß er persönlich nichts gegen den Mann gehabt hatte. Manche Mörder aber konnten in Rom unbehelligt hin und her gehen. Der große Bezirk des Spanischen Platzes stand unter dem spanischen Gesandten: hier durfte sich kein römischer

Polizist betätigen. Da in eben dieser Gegend viele Maler ihre Werksäle hatten, so mieteten sie zu Männermodellen nicht selten solche Geflüchteten, so daß gar nicht selten eine gute Freundschaft zwischen Malern und Mördern entstand. Zu Goethes Zeit war unter diesen Modellen ein guter Kerl, der schon dreimal das Unglück gehabt hatte, daß unter seinem Messer der Gegner totgegangen war. Er hatte ein Söhnlein des Dritten zu sich genommen und erzog es trefflich. „Ich weiß wohl", sagte er, „wenn der Junge zu Kräften und Verstand kommt, muß er seinen Vater rächen und mich umbringen. Nun, Jeder kommt einmal an die Reihe."

*

Die auch in mancher andern Hinsicht recht schlechte Wirtschaft im Kirchenstaate war großenteils eine Folge der Regierungsform. Man bedenke: ein alter Kardinal wird durch die Wahl seiner Mitkardinäle an die erste Stelle der Kirche gehoben; da gibt Gott ihm nicht immer gleich soviel Verstand, außer der die Welt umspannenden Kirche auch noch ein Land zu regieren. In jener Zeit war der Familienzusammenhalt überall sehr groß, also hier auch die Versuchung, daß in der unbestimmten und oft nur kurzen Zeit, wo der Erwählte auf dem Stuhle Petri saß, seine Familie und Günstlinge an sich rafften, so viel sie vermochten. Ja, alle Angestellten mußten möglichst rasch für sich sorgen, denn von jedem neuen Papste konnten die meisten Posten neu besetzt werden. Über Pius den Sechsten, der jetzt regierte, wissen wir, daß er recht ehrwürdig aussah und auf eine vornehme, glänzende Darstellung seines

heiligen Amtes bedacht war; er gab sich für einen Freund der Wissenschaften und Künste, hatte auch ein entschiedenes Verdienst um das neue vatikanische Antiken-Museum; seine besondere Liebhaberei war es, die noch im Staube liegenden ägyptischen Obelisken wieder aufzurichten. Löblich war auch sein Bemühen, die pontinischen Sümpfe urbar zu machen. Aber unverkennbare

Ausgrabung eines Obelisken. Von G. Vasi

Eigenschaften waren bei ihm Eitelkeit, Prunksucht und Habsucht. Die Familie Braschi, aus der er kam, war arm gewesen; überaus rasch bereicherte sie sich, und ein Neffe des Papstes, ein ehemaliger Schreiber, hieß nun Herzog von Nemi und spielte sich als erster Mann in der römischen Gesellschaft auf. Kurz, der Papst war weder sehr beliebt, noch geachtet, noch gefürchtet. Das ganze Papsttum überhaupt stand nur noch auf schwachen Füßen. Die Spötter machten vor Seiner Heiligkeit keineswegs Halt. Zum Beispiel erzählte man sich von einem neu erwählten

Papste, er sei, als er zum ersten Male vom Balkon der Peterskirche den Segen auszuteilen hatte, über die große Menge Menschen da unten erschrocken gewesen. Da habe er im ersten Erstaunen gefragt: „Wovon leben denn nur alle diese Leute?“ — „Einer beschuppt den Andern“ flüsterte ihm ein kundiger Kardinal zu. „Und ich alle miteinander“ fuhr der Papst schlagfertig fort. Dann hob er die Hände zum Himmel, um den Segen von oben herabzuziehen und von seinen Fingern auf die erwartungsvolle Menge herabtröpfeln zu lassen.

Unter den Mitteln, die Untertanen der heiligen Väter auszubeuten, war das Getreidemonopol das schlimmste und zugleich das verkehrteste. Die Landleute mußten alles überschüssige Korn zu ganz unzulänglichen Preisen an die päpstliche Kammer und in die Kornhäuser abliefern. Dabei verelendeten sie und verloren allen Trieb, über den eigenen Bedarf anzubauen. Infolgedessen geriet der gesamte Ackerbau im Lande auf einen noch viel tieferen Stand, als bei der Trägheit dieser Südländer natürlich war: der fruchtbarste Boden verwilderte. Daß trotz der geringen Ausgaben für Korn der Preis des Brotes hoch war, dafür sorgten die Verwalter des Monopols. Sehr oft mußte das Korn aber auch für teures Geld von fernher erkauft werden. Mit dem Öl verfuhr man ebenso. Die Geldsteuern dagegen waren erträglich. Der Papst führte ja keine das Volksvermögen aufzehrenden Kriege und ernährte keine große Heeresmacht; auch brauchte er keine kostbaren Geschenke zu machen wie andere Potentaten, indem sein päpstlicher Segen die einfachsten Dinge: Rosen, Rosenkränze, Windeln, alte Knochen

aus den Katakomben usw. zu großen Wertsachen umwandelte. Und wir wissen: Die ganze Kirche war so eingerichtet, daß auf die verschiedenste Weise Geld nach Rom geleitet wurde.

Eine wirklich tiefe Unzufriedenheit entstand trotz mancher Übelstände nicht unter den Menschen, die das Glück hatten, dem Haupte der Christenheit so nahe zu wohnen. War ein Papst ein schlechter Landesherr, nun, so war er ja auch ein alter Mann, der bald sterben würde. Man freute sich auf den Nachfolger. Wirklich war der Tod des Papstes allemal ein großes Volksfest!

„Panem et circenses!" Dies beides forderte schon im alten Rom das Kindsvolk von den Oberen. Die päpstlichen Regenten boten genug Augenweide und Zeitvertreib. Wenn aber die Lebensmittel zu teuer wurden, so murrte sogar das gutmütige römische Volk. „Was tut dann die Regierung?" so fragt Mercier du Paty, der von Beruf Richter und Politiker, nämlich französischer Parlamentspräsident war. Und er antwortet: die römische Regierung horche dann.

Und so lange das Murren nicht zum lauten Geschrei wird, geht sie ihren gewöhnlichen Gang. Ihre ganze Sorge ist dahin gerichtet, daß sie den letzten Tropfen nicht vergieße, von welchem die Gefäße des Zorns überlaufen.

Schreit das Volk, so schlägt die Regierung ab im Preise, verringert aber das Maß, und das römische Volk ist zufrieden.

So ist nun das römische Volk. So sind die Völker alle. Alles, was man Volk nennt.

*

Um nach Müßiggängern, Bettlern, Soldaten, Pfaffen, Juden, Missetätern und klugen Politikern von dem schönen Geschlecht auch endlich zu reden, so behauptete man in Venedig, Florenz und Neapel, man habe es dort schöner; aber die Mädchen und Frauen, die in der Hauptstadt der Welt erwachsen waren, verachteten das neidische Gerede der Provinzialen. „Io sono Romana!" sprach eine Jede mit Stolz. Goethe soll später — 1794 gegen Johannes Falk — die Römerinnen als die reizendsten Gestalten geschildert haben, die er je erblickte. „Ein schlanker Wuchs, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, große, gewölbte Augenbrauen, die, wie abgezirkelt, einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches." Der feine französische Kenner, den wir schon mehrmals anzogen,[1]) meint, die Schönheit des Weibes sei hier, wie überall, selten. Das Gesicht und die Hand pflege bei den Römerinnen freilich gut gezeichnet zu sein; Stirn, Augen, Nase, Mund, Hals und Ohren könnten nicht besser gestellt werden und nicht schöner harmonieren. Aber die Mitte, der Busen und die Füße, seien nicht ebenso zu loben. Und weiter:

Die Schönheit blüht bei den Römerinnen sehr früh und mit einemmale auf. Die Rose hat hier keine Knospen. Eine Römerin ist im fünfzehnten Jahre in der vollen Blüte ihrer Schönheit; allein sie pflegt ihrer nicht durch Bewegung; sie betäubt sie durch Schlaf; sie erhält sie nicht durch die Art sich zu tragen, und so geschieht es, daß sehr bald das zunehmende Fleisch alle ihre Züge überladet, alle Verhältnisse

[1]) Dupaty, Briefe über Italien vom Jahre 1785, übersetzt von Georg Forster, Mainz 1789.

ihrer Formen zerstört. Eben dieser Weichlichkeit aber, die in so kurzer Zeit alle feinen Reize ihrer Figur welken läßt, verdankt sie die schönen Schultern, mit denen sie so wohlgefällig, so verschwenderisch vor den Männeraugen prahlt. Auch die Stimme der Römerin ist wie ihre Figur: sie ist schön, aber ohne Seele. Sie hat zuweilen Ausbrüche der Leidenschaft, aber niemals liebliche Töne. Laßt Euch eine Römerin vorsingen: ihre Stimme empfing das Leben nicht in ihrem Herzen und wird in dem Euren nicht sterben.

Ein schöner römischer Kopf veranlasse immer staunende Bewunderung, fährt Dupaty fort; aber man dürfe bei den Römerinnen nicht jene Anmut suchen, die in uns Rührung und Liebe erweckt. Eine römische Schöne biete nur ein schönes Bild; es fehlen ihr dafür jene flüchtigen Reize, die zwanzig holde Geschöpfe aus einem einzigen machen.

Steht diesem Gesichte einen ganzen Tag gegenüber. Ihr werdet in den schönen Augen nur einen Blick, auf dem schönen Munde nur ein Lächeln finden. Ihr werdet keine Freude, keinen Kummer über die reine Stirne streichen sehen. Ihr werdet auf den vollendeten Zügen keine der leichten Wellen erblicken, welche die unbewußte Regung eines zärtlichen Gefühls, eines feinen Gedankens wie über einem klaren, lebendigen Wasser aufwirft. Es ist aber auch nicht wohl möglich, daß ein Weib von sehr lebhaftem Gefühl vollkommen schön sei. Die Regungen des Gefühls müssen notwendig die Verhältnisse der Züge stören; aber sie setzen Ausdruck an die Stelle der Schönheit . . .

Diese römischen Mädchen und Frauen, die sonst so sehr den Statuen glichen, gingen zumeist nach französischer Mode gekleidet und schnürten sich sehr; aber sie schminkten sich nicht, was anderwärts üblich war, und verabscheuten sogar die Pomaden und Düfte. Sie

waren noch fauler als die Männer. Hausarbeit gab es bei der einfachen Lebensweise wenig, und sogar die Mahlzeiten zu bereiten war nicht nötig, da an den Straßenecken die Garköche ihre Buden hatten, wo man für sehr wenig Geld den Hunger stillen oder die Naschsucht befriedigen konnte. Hatte man gar kein Geld, so blieb die Klostersuppe. Mit der Reinlichkeit ward es

Straßenbäcker

nicht so genau genommen. Viele trugen in der Woche kein Hemd, um sich Sonntags zur Kirche um so besser zu putzen.

An Herzschmerzen litten diese Damen auch nicht. Was man in nördlicheren Ländern unter dem Begriff Liebe verstand, ward hier kaum geahnt. Es kam wohl vor, daß eine Mutter von ihrem heranwachsenden Töchterlein erzählte: „Sie ißt nicht; sie trinkt nicht; sie hat die Liebe“; aber solche Krankheit ging rasch vorüber, und nachher ward das Mädchen in dem wich-

tigeren Kapitel des Männerfangs unterrichtet. Auf die sogenannte Unschuld ward streng gehalten, bis die Kleine durch die Ehe versorgt war. Es gab zahlreiche fromme Stiftungen, die an heiratsfähige Mädchen Ausstattungen und Geldsummen spendeten: so kamen die Mädchen unter die Haube und brachten noch bar Geld mit. War es verbraucht, so sollte der Mann sorgen; konnte oder wollte er es nicht, so mußte man sich nach wohlhabenderen Freunden umsehen. Allerdings zeigte sich eine Schöne nicht gern ohne schickliche Begleitung auf der Straße; man tat so, als ob schon der Weg zur nächsten Kirchentür ihre Tugend in Gefahr bringe; aber wenn man leider Geld brauchte, so war es doch sehr angenehm, wenn ein Hausfreund es brachte. Es hieß, daß es in Rom keine Laternen gebe, weil die nächtlichen Besucher der Schönen ein Recht auf Dunkelheit hätten; und boshafte Menschen erklärten das Fehlen öffentlicher Häuser damit, daß kein Bedürfnis danach übrigbleibe.

Ein Fremder, wie Goethe, hätte hier also leicht genug Hausfreund bei so einem Weibchen höheren oder niederen Ranges werden können, und sein junger Herzog, der auf diese Vergnügungen immer achtete, erkundigte sich bald, wie er es in diesem Punkte halte. Goethe aber ging in Rom herum, ohne auf Frauen zu achten; kaum jemals wechselte er mit einem weiblichen Wesen ein paar Worte. Der vornehmere Teil der Schönen erwartet vom dienenden Kavalier große Zeit- und andere Opfer; Goethe aber war nicht nach Rom gereist, um sich von einer Dame freundliche Gesichter machen zu lassen. Jene Frauen aber, bei denen der Gast ohne

Umstände zum Ziele kommt, waren in Rom wie in allen großen Städten Europas der Ansteckungsgefahr verdächtig. „Die Mädchen oder vielmehr die jungen Frauen, die als Modelle sich bei den Malern einfinden", so antwortete Goethe auf Karl Augusts Frage, „sind allerliebst mitunter und gefällig, sich beschauen und genießen zu lassen. Es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse nicht auch dieses Paradies unsicher machten. Ich bringe das Porträt von so einem Geschöpfe mit; man kann nichts Zierlicheres sehn."

*

Die Geselligkeit war für beide Geschlechter in diesem schönen Klima zumeist eine solche der Straßen und Plätze. Ihre Zeit: die Stunden vor Einbruch der Nacht und die erste Hälfte der Nacht. Die Reichen fuhren, die Andern wandelten zu Fuße, zumeist die Korsostraße hinauf und hinab, zum Pappeltore hinaus bis zum Ponte molle, wo sie alle umkehrten. Gegen Sonnenuntergang hielten die Kutschen dann an den Kaffeehäusern still, wo die Herrschaften noch eine Leckerei genossen und die Damen ihre Verehrer am Kutschenschlage stehen hatten. Die Plätze vor diesen Kaffeehäusern waren den ganzen Tag und im ganzen Jahre mit Tischen und Stühlen besetzt.

In den hellen und warmen Sommernächten ward noch sehr lange spaziert, etwa auf dem Spanischen Platze und vor der Kirche Trinita de' Monti oder vor der Stadt, wo die Wandelnden sich auch oft zum Tanze gesellten. An unbezahlten Musikanten fehlte es an

tigeren Kapitel des Männerfangs unterrichtet. Auf die sogenannte Unschuld ward streng gehalten, bis die Kleine durch die Ehe versorgt war. Es gab zahlreiche fromme Stiftungen, die an heiratsfähige Mädchen Ausstattungen und Geldsummen spendeten: so kamen die Mädchen unter die Haube und brachten noch bar Geld mit. War es verbraucht, so sollte der Mann sorgen; konnte oder wollte er es nicht, so mußte man sich nach wohlhabenderen Freunden umsehen. Allerdings zeigte sich eine Schöne nicht gern ohne schickliche Begleitung auf der Straße; man tat so, als ob schon der Weg zur nächsten Kirchentür ihre Tugend in Gefahr bringe; aber wenn man leider Geld brauchte, so war es doch sehr angenehm, wenn ein Hausfreund es brachte. Es hieß, daß es in Rom keine Laternen gebe, weil die nächtlichen Besucher der Schönen ein Recht auf Dunkelheit hätten; und boshafte Menschen erklärten das Fehlen öffentlicher Häuser damit, daß kein Bedürfnis danach übrigbleibe.

Ein Fremder, wie Goethe, hätte hier also leicht genug Hausfreund bei so einem Weibchen höheren oder niederen Ranges werden können, und sein junger Herzog, der auf diese Vergnügungen immer achtete, erkundigte sich bald, wie er es in diesem Punkte halte. Goethe aber ging in Rom herum, ohne auf Frauen zu achten; kaum jemals wechselte er mit einem weiblichen Wesen ein paar Worte. Der vornehmere Teil der Schönen erwartet vom dienenden Kavalier große Zeit- und andere Opfer; Goethe aber war nicht nach Rom gereist, um sich von einer Dame freundliche Gesichter machen zu lassen. Jene Frauen aber, bei denen der Gast ohne

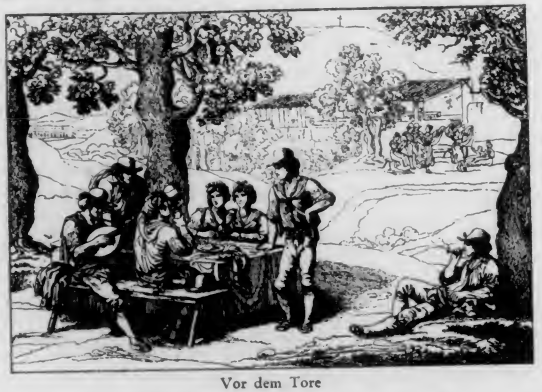
Umstände zum Ziele kommt, waren in Rom wie in allen großen Städten Europas der Ansteckungsgefahr verdächtig. „Die Mädchen oder vielmehr die jungen Frauen, die als Modelle sich bei den Malern einfinden", so antwortete Goethe auf Karl Augusts Frage, „sind allerliebst mitunter und gefällig, sich beschauen und genießen zu lassen. Es wäre auf diese Weise eine sehr bequeme Lust, wenn die französischen Einflüsse nicht auch dieses Paradies unsicher machten. Ich bringe das Porträt von so einem Geschöpfe mit; man kann nichts Zierlicheres sehn."

*

Die Geselligkeit war für beide Geschlechter in diesem schönen Klima zumeist eine solche der Straßen und Plätze. Ihre Zeit: die Stunden vor Einbruch der Nacht und die erste Hälfte der Nacht. Die Reichen fuhren, die Andern wandelten zu Fuße, zumeist die Korsostraße hinauf und hinab, zum Pappeltore hinaus bis zum Ponte molle, wo sie alle umkehrten. Gegen Sonnenuntergang hielten die Kutschen dann an den Kaffeehäusern still, wo die Herrschaften noch eine Leckerei genossen und die Damen ihre Verehrer am Kutschenschlage stehen hatten. Die Plätze vor diesen Kaffeehäusern waren den ganzen Tag und im ganzen Jahre mit Tischen und Stühlen besetzt.

In den hellen und warmen Sommernächten ward noch sehr lange spaziert, etwa auf dem Spanischen Platze und vor der Kirche Trinita de' Monti oder vor der Stadt, wo die Wandelnden sich auch oft zum Tanze gesellten. An unbezahlten Musikanten fehlte es an

ſolchen Abenden und Nächten gar nicht; es gab viele gute Sänger hierzulande, und Andere verſtanden ſich

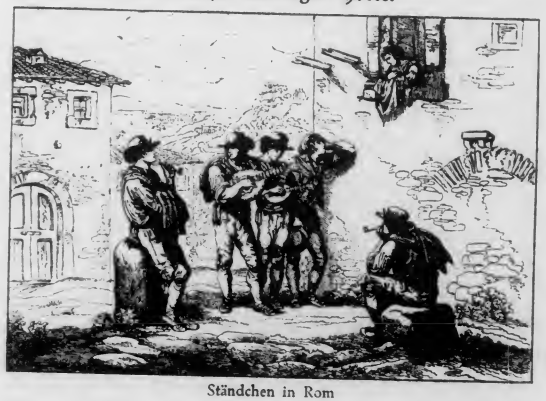


Vor dem Tore

Schaukelvergnügen

auf die Mandoline, die Zither oder ſonſt ein handliches Inſtrument. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man

nachts die ſchönſten Duette oder Solos aus den neuen Opern auf der Straße vortragen hörte.



Ständchen in Rom

Bocciaspiel auf dem Forum

Selbſt die Geſelligkeit in den Häuſern und Gärten der Vornehmen war einfach. Man nannte dieſe abend-

lichen Zusammenkünfte Konversazionen, und wirklich war das Plaudern mit den vielen Damen und Herren, die man dort traf, die Hauptsache. Die Liebhaber des Spiels fanden Kartentische, die Übrigen standen oder gingen herum; Mahlzeiten wurden nicht geboten, nur Schokolade, Gefrorenes, Gebackenes und ähnliche kleine Erfrischungen standen bereit. Für den Fremden bot sich hier eine sehr bequeme Gelegenheit, zahlreiche Bekanntschaften zu machen, und die Einheimischen blieben hier auf billige Weise eine große Familie. Zuweilen ward sehr freimütig geredet; das Spötteln war recht üblich; Übelnehmerei kam nicht auf. Ein beliebter Gegenstand der Gespräche waren die politischen Vorgänge in andern Ländern. Obwohl der Papst und seine Klerisei in der ganzen Welt längst nicht mehr das Ansehen genossen oder die Macht ausübten wie in früheren Jahrhunderten, so taten doch die Römer gern so, als ob hier bei ihnen alle Fäden zusammenliefen. Auch gehörte zum Wesen des Römers neben seiner Trägheit das Bestreben, überaus gescheidt, ja pfiffig und gerieben zu erscheinen; lieber wollte er ein Bösewicht sein als dumm-gutmütig. Und so taten denn Viele so, als ob sie das Gras wachsen hörten und in Geheimnisse eingeweiht wären, die, wenn sie plaudern wollten . . . In Wahrheit gab es unter all den Menschen hier sehr wenige Köpfe, die das Mittelmaß überragten.

*

Die Theater waren hier gleichfalls in erster Linie Stätten, wo man zusammenkam. Man wollte sich in diesen Häusern mit Anderen und über Andere vergnügen; einen Kunstkultus kannte man kaum, war also auch nicht zur Kunstheuchelei erzogen. Es gab acht Theater in Rom, aber kein einziges für Tragödien oder andere ernsthafte Schauspiele. Noch merkwürdiger war, daß sie nur in den wenigen Wochen von Neujahr bis Fastnachtsdienstag spielen durften. Eine einzige Bühne, della Valle, hatte sich unter dem Vorwande von Kinderkomödien eine Ausnahme erschlichen und bot nun zwischen den langweiligen Leistungen der Kinder kleine Operetten als Zwischenspiele. Das Merkwürdigste am römischen Theater aber: kein weibliches Wesen durfte sich auf den Brettern zeigen! Also waren die Heldinnen, Liebhaberinnen, Mütter und Zofen, die Sängerinnen und die Tänzerinnen: männlichen Geschlechts oder doch keine Weiber. Es wurden im mittleren und südlichen Italien viele Knaben zu Kastraten verwandelt, weil Bedarf danach war und ein Kastrat leichter den Kampf ums Brot besteht. Diese Halbmänner fanden sich recht gut in die weibliche Kleidung, das weibliche Gehaben hinein; sie blieben bartlos und kamen auch der weichlichen Rundlichkeit der Frauen nahe. Ihr Sopran aber ward fast von allen Zuhörern weit über den weiblichen gestellt, und nicht nur wegen seiner größeren Kraft und Ausdauer. Auch in den Kirchen, besonders in der päpstlichen Kapelle, trugen solche Verschnittenen den Gesang: wir Menschen müssen Gott mit den süßesten und hellsten Tönen, deren wir fähig sind, erfreuen und ehren, also mit den Stimmen der Verschnittenen.

Die Oper großen Stils — es gab alljährlich in jedem Theater eine ganz neue — war bei den Römern

sehr beliebt, aber den Zuhörern fiel für gewöhnlich nicht ein, zuzuhören. Jeder schwatzte laut mit seinem Nachbar, so daß die Sänger zuweilen stumm hätten die Lippen bewegen können, ohne daß Jemand das Ausbleiben der Töne gemerkt hätte. Das wurde nur anders, wenn die Lieblingsarien des Publikums an die Reihe kamen oder, was fast Dasselbe sagt, wenn der primo uomo, die prima donna auftraten. Dann rief man allgemein: zitti! zitti!, und vollkommene Stille trat ein. Alles lauschte gespannt; man getraute sich kaum zu atmen. „Und Nichts ist charakteristischer", erzählt ein deutscher Gast, „als das lispelnde bello!, welches während der tiefsten Stille sich gleichsam aus der ganz entzückten Brust hervordrängt, die den Zeitpunkt nicht abwarten kann, wo nach dem vollen Genuß der allgemeine Beifall laut und ungehindert ertönen darf. Tausend Nüancierungen von Freude und Bewunderung drücken sich auf jeglichem Gesicht aus und verraten deutlich, daß diese innige Teilnahme gewiß nicht Affektation ist." Freilich fiel es dem Deutschen auf, wie sehr hier der Genuß des Ohres an dem Wohllaut der Töne und die Bewunderung der Kunst als Kunst vorwalteten. Die Seele, das Gemüt, blieben offenbar unberührt; der Gegenstand der Handlung war gleichsam nur ein Vorwand für schöne Töne.

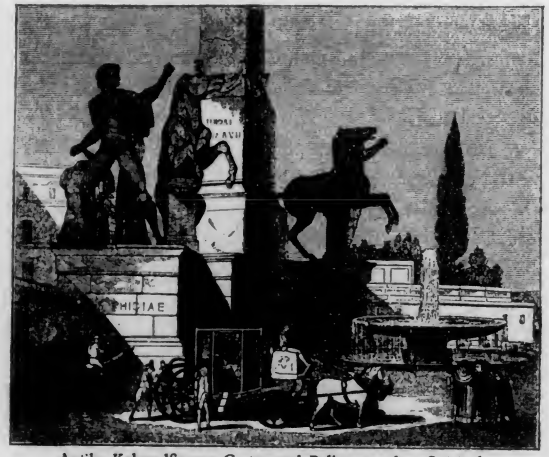
Es scheint fast, als ob die bloße Bewunderung der Kunst des Sängers hier einen solchen Grad von Rührung hervorbringt, den sonst nur ein äußerst rührender Gegenstand erwecken kann. Daher kommt es aber auch wohl, daß der Lieblingssänger, wenn er nur auftritt, beinahe wie ein übermenschliches Wesen, mit einem Enthusiasmus empfangen wird, der alle Beschreibung übersteigt. Denn die unartikulierten Töne, in welche man ausbricht, sind dumpf und abgebrochen, gleichsam als ob das Erstaunen über eine angenehme und wunderbare Erscheinung selbst die Stimme erstickte.

Von einer solchen neuen Oper aus verbreiteten sich die neuen Arien in die Häuser und auf die Straßen. Der Fremde mußte sich dann wohl verwundern, wie rasch diese Italiener die Musik auffaßten und wie vollkommen hier manche gewöhnlichen Bürgern sangen, aber auch: wie musikverständig die gemeinen Leute lauschten und urteilten.

In den Kirchen ward die Musik als ein wichtiger Teil des Gottesdienstes sehr gepflegt; auch hier erklang sie fast immer fröhlich und lebhaft; es war eine Lust der Töne. Zum Beispiel am Zäzilientage in der Kirche dieser Musik liebenden Heiligen. „Gegenüber dem Hochaltar", erzählt Goethe, „unter der Orgel waren zwei Gerüste gebaut, auch mit Samt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumenter standen und anhaltend Musik machten". Übrigens nannte man in Rom gerade die Sänger musici; die Andern, die ihre Instrumente erklingen ließen, hießen Töner, suonatori. „Wie man Violin- oder andere Konzerte hat", führt Goethe fort, „so führen sie Konzerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B. herrschend ist und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet. Es versteht sich: immer mit dem ganzen Orchester. Es tut gute Wirkung."

*

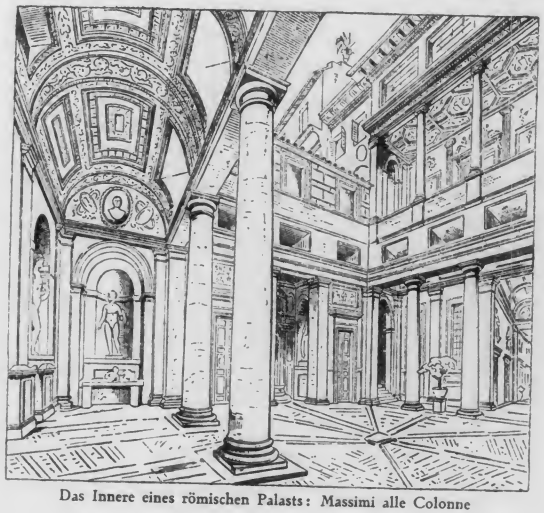
Roms eigentliche Kunst war die bildende. Nicht daß die Eingeborenen hier jemals Großes als Baumeister, Bildhauer und Maler geleistet hätten, aber die politische und kirchliche Hauptstadt der Welt hat in verschiedenen Zeiten so sehr unzählige Kunstwerke und Künstler an sich gezogen, daß sie selber zum Museum wurde. Als die



Antike Kolossalfiguren Castor und Pollux vor dem Quirinal, früher dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben. Der ägyptische Obelisk 1787 hierher versetzt

republikanischen und später die kaiserlichen Römer ein Land nach dem andern eroberten, führten sie auch Kunstwerke als schöne Beute heim. Die herrlichen Statuen der Griechen, sogar die hohen Obelisken der Ägypter ließen sie in ihr Land herüberschleppen: man versteht manchmal kaum, mit welchen Maschinen sie es möglich machten. Als dann im fünfzehnten christlichen Jahr-

hundert jene Bewegung in Italien entstand, die man die Wiedergeburt nennt, eine neue Liebe zu den Resten des Altertums, eine Lust, immer mehr davon zu erforschen und zu entdecken, ein kühnes Streben, mit den bewunderten Vorfahren in ihren Wissenschaften und Künsten zu wetteifern und in ihrer Art die Weisheit und Schön-



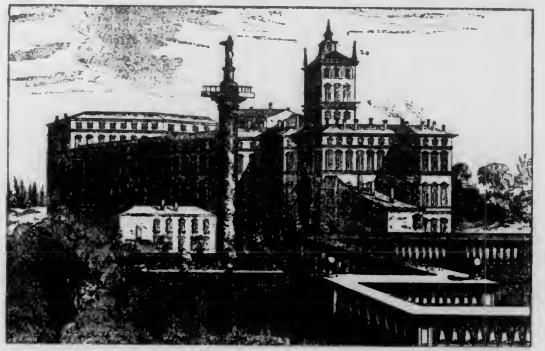
Das Innere eines römischen Palasts: Massimi alle Colonne

heit zu pflegen, da hatte die Priesterstadt Rom zwar nicht die Führung, aber sie ließ sich mitziehen. Die reichen Adligen hier verlangten nun auch danach, ihre Stadtpaläste und die Casinos ihrer Gärten und Landgüter nach der neuen Weise aufzubauen und auszuschmücken; die Prälaten und Kardinäle gehörten vielfach diesen adligen Häusern an; also teilten auch viele

Päpste die allgemeine Neigung, mit Hilfe berühmter Künstler eine neue und vornehme Art der Pracht zu entfalten, sowohl zur größeren Ehre Gottes, als auch um ihren eigenen Namen noch in späteren Jahrhunderten zu verherrlichen. Julius der Zweite, Leo der Zehnte, Klemens der Siebente und Paul der Dritte: sie verewigten sich in der Tat, indem sie den Raffael Santi aus Urbino und den Michelangelo Buonarotti aus Florenz nach Rom zogen, ihnen die größten Aufgaben stellten und eine schöne Freiheit ließen, ihnen auch die höchste Ehre zollten. Den Künstlern dieser Päpste verdankte Rom bald einen solchen Kunstschatz von Bauten, plastischen Werken, Freskomalereien und Tafelbildern, daß eine längst hochberühmte Stadt nun doch noch einen neuen Glanz, eine neue Anziehungskraft bekam. Und jener ganzen Geistesbewegung des Humanismus und der Renaissance war es zuzuschreiben, daß zu Goethes Zeit, in einem Buche über Rom, Vasis Itinerario, 312 Kirchen, 63 Paläste und 19 Villen als besuchenswert aufgeführt werden konnten.

Wieviele Kunstsammlungen es in Rom gab, ließ sich gar nicht sagen. Eigentliche Antiken-Museen waren nur das kapitolinische und das vatikanische, beide von den Päpsten begründet; schulmäßig noch lehrreicher war eine Sammlung in der Französischen Akademie, die jedoch nur Abgüsse enthielt. Museen für Gemälde wie in Dresden, Düsseldorf usw. kannte man hier noch nicht. Aber es gehörte in Rom zum Begriff der Wohnstätte eines Vornehmen, daß sie reich war an Kunstwerken, die, wie die Fresko-Gemälde, dafür erdacht und ausgeführt oder aber von anderswoher hier versammelt

worden waren. Und es gehörte auch zu den Adelspflichten dieser Vornehmen, daß sie jedem ehrlichen Kunstliebhaber den Mitgenuß ihrer Schätze gestatteten und erleichterten. Wenn von solchen Wohnstätten die Rede ist, müssen wiederum die päpstlichen zuerst genannt werden: der Vatikan und der Quirinal. In den Sälen, Kapellen und Vorhallen des Vatikans sprachen nun die größten Werke Raffaels und Michel Angelos zu vielen



„Ein Gesicht von des Papsts Pallazz in Vatticano samt der Colonna Antoniana." Von L. W. Baur. Stich von Krüsell

nachfolgenden Geschlechtern. Aber auch die weltlichen Großen hatten in ihren Häusern eine wunderbare Fülle zusammengebracht. Der Palast Farnese galt Vielen für den schönsten modernen Bau — Michel Angelo hatte daran mitgearbeitet — und in seinem Innern konnte man Tage verbringen, ehe man nur die Antiken alle gehörig betrachtet hatte: den farnesischen Herkules, die farnesische Flora, den farnesischen Stier, die Flußgötter, die Apollos, Merkure, Ganymede, die Genien,

Nymphen, Bakchantinnen. Und danach forderten erſt noch die von den Brüdern Annibale und Agoſtino und

Palazzo Farnese. Von G. Vasi

ihrem Oheim Ludovico Carraccio ausgemalten Säle eine lange Aufmerkſamkeit. Die Familie Farneſe beſaß noch einen zweiten, kleineren Palaſt, die Farneſina. Hier war in einem Saale die Wölbung zur Decke von Raffael ausgemalt: er hatte in dieſen Bildern eine Geſchichte der Pſyche gedichtet; Goethe kannte ſie ſchon auswendig, da die Stiche danach daheim in Weimar in ſeinen eigenen Zimmern hingen. In einem zweiten Saale der Farneſina ſtrahlte die berühmte Galathee Raffaels dem Beſchauer entgegen. Ein anderer Saal

Loggia in der Farnesina

war von Giulio Romano ausgeſchmückt. In allen Räumen aber gab es wieder antike Bildhauerwerke, hier eine Venus Kallipygos, dort ein ſchöner Homerskopf, anderwärts eine Veſtalin, ein herrliches Jupiterhaupt, und ſogar ein Reiterſtandbild fehlte nicht.

Im Palaſt Borgheſe ſah man herrlichſte Gemälde von Tizian, Raffael, Domenichino, Guercino uſw. Die Tafel von Tizian, die man als irdiſche und himmliſche Liebe deutet, mochte wohl das ſchönſte Stück ſein. Im Palaſt Colonna hing der herrliche Frauenkopf, der nach der tugendhaften Vatermörderin Beatrice Cenci benannt wurde; Goethe beſaß daheim eine Kopie und liebte dieſes ſo liebliche als ſchmerzensreiche Antlitz längſt. Werke von Tizian, Correggio, Guido, Claude Lorrain, Pouſſin wurden auch hier gezeigt.

Überaus reich an antiken Figuren wie an Gemälden war der Palaſt Barberini; genannt ſeien nur Raffaels Fornarina und Guidos Büßende Magdalena. Von den Statuen bezeugte eine, wozu ſolche alten Meiſterwerke den Vorfahren auch wohl brauchbar dünkten: einſt wurde die Engelsburg von den Goten belagert; da ergriffen die Römer, als andere Steine nicht mehr zur Hand lagen, ihre zahlreichen Statuen und warfen ſie auf die Andringenden hinunter. Dabei brachen nun freilich auch den Marmormenſchen die Arme oder Beine oder Köpfe ab. Zum Beiſpiel mußte der viele Jahrhunderte ſpäter aus dem Graben wieder herausgeholte ſchlafende Faun neue Beine bekommen.

Der auch an Gemälden reiche Palaſt Giuſtini beſaß eine Statuen-Galerie, worüber ein eigenes Kupferſtichwerk herausgekommen war. Eine Pallas oder

Minerva ſtand da unter anderen Göttergeſtalten; als Goethe und ſeine Freunde ſie lange betrachteten, erzählte ihnen die Kuſtodenfrau: Dies ſei ehemals ein heiliges Bild geweſen, und die Inglesi, die von dieſer Religion ſeien, verehrten ſie noch heute, indem ſie die eine vorgeſtreckte Hand küßten, die denn auch gegen die angedunkelten anderen Teile ganz weiß ausſah. Neulich habe ſich eine Engländerin vor dieſer Minerva wirklich

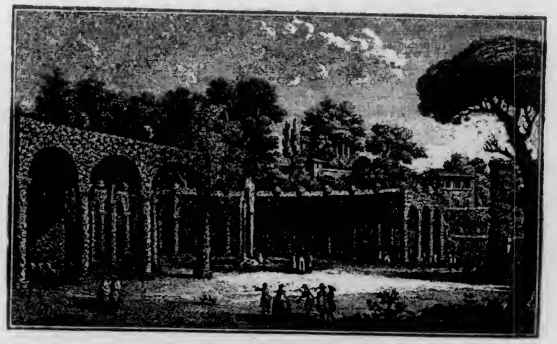
Palast Ruspoli am Corso
Die Kutsche fährt vom Spanischen Platz zur Ripetta

auf die Knie geworfen und ſie angebetet; da ſei ſie, die Kuſtodin, aus dem Saal herausgelaufen, um nicht vor der fremden Signora loszuplatzen.

Als nun auch Goethe gar nicht von dieſer Geſtalt loskommen konnte, deren Kunſtwert ihm viel höher erſchien, als er bisher angeſetzt wurde, da mochte die Kuſtodin ihn nicht gleichfalls für einen Götzendiener halten und fragte: der Herr habe gewiß daheim eine Schöne, an die ihn das Bild erinnere. „Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte

ſie keinen Begriff haben.“ Als die Kunſtfreunde endlich weiter- und fortgingen, wäre Goethe am liebſten wieder ſogleich zu ſeiner Minerva umgekehrt.

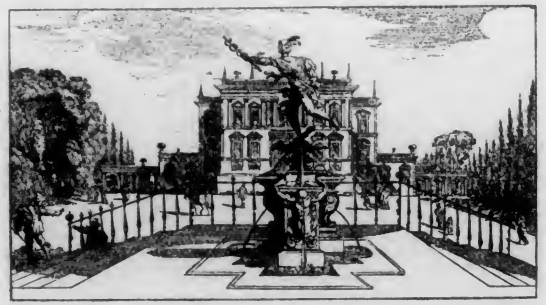
Noch viele Paläſte enthielten große Schätze dieſer Art: Doria, Mattei, Ruſpoli, Roſpiglioſi, Spada, Chigi, Pamfili, Rondanini uſw. Außer dieſen Stadthäuſern gab es dann die Villen der Vornehmen zu ſehen. Das waren große, oft ſehr große Gärten mit ſehr künſtlichen



Naturtheater der Villa Corsini

Anlagen und auch wilderen, wald- und feldmäßigen Teilen: Stellenweiſe waren in dieſen Gärten die „Schneiderſcherze“ auf's höchſte getrieben, zum Beiſpiel ſah man in der „Villa Corſini“ ein großes „Naturtheater“ aus beſchnittenen Bäumen und Sträuchern; anderwärts ließ man der Natur ihre Freiheit bis zur Wildnis; in jedem ſolchem Garten ſtand ein Schloß oder Schlößchen des Beſitzers; zuweilen waren es auch mehrere Schlößchen oder Gartenhäuſer. In den Gärten ſelbſt waren Kunſtwerke verſtreut: Brunnen, Säulen,

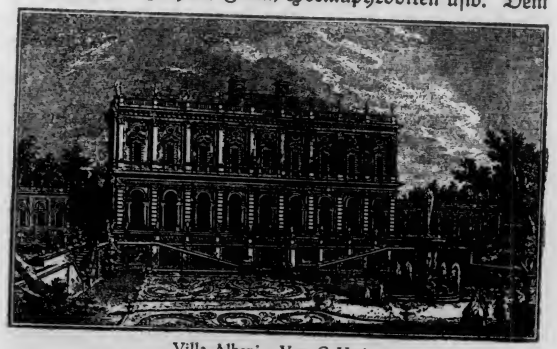
Vasen, Figuren; es konnte vorkommen, daß Antiken ersten Ranges im Freien standen. An den Gebäuden waren zuweilen die Wände mit alten Grabsteinen und anderen antiken Funden ausgeziert. Die wertvollsten Stücke waren im Innern aufgestellt. Auch sah man in diesen Sälen Decken- und Wandgemälde der ersten Künstler neuerer Zeiten.



Eine Fontana im Garten Medici

Die Villa Albani erinnert schon durch ihren Namen an Winckelmanns großen Gönner; dieser Kardinal Albani sammelte von frühester Jugend an Kunstwerke des Altertums; anfangs stand er fast allein mit seiner Liebhaberei für diese Dinge und hatte um so leichteres Spiel; er ward achtzig Jahre alt und sah sich schließlich in einer ziemlich großen Gesellschaft von gleichgesinnten Landsleuten und Fremden. In der Villa Medici, die dem Großherzog von Toscana gehörte, gab es jetzt noch gegen hundert sehenswerte Antiken, obwohl die besten, vorzüglich die berühmte Gruppe der Niobe, nach Florenz geschafft worden waren. Die Villa Borghese war noch

erheblich reicher an mythologischen und realistischen Bildwerken des Altertums; die Kenner sprachen vom borgheſischen Fechter, Faun, Hermaphroditen usw. Dem



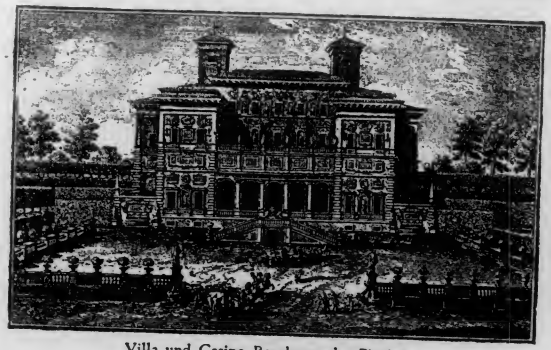
Villa Albani. Von G. Vasi

Villa und Casino Medici auf dem Monte Pincio. Von G. Vasi

Hause Borghese gehörte jetzt auch die Villa Aldobrandini: dort ward ein großes antikes Gemälde als eine Seltenheit mit Recht bewundert; da es sicherlich eine Hochzeit

Eingang in den Garten Borghese. Von Melchior Baur

darstellte, hieß es die „aldobrandinische Hochzeit.“ Edelste Bildhauerwerke grüßten dann wieder in der Villa



Villa und Casino Borghese oder Pinciana

Ludovisi: ein Mars, eine Juno. Ein schöner kolossalischer Kopf des Augustus war in der Villa Mattei übrig geblieben; er stand im Freien.

*

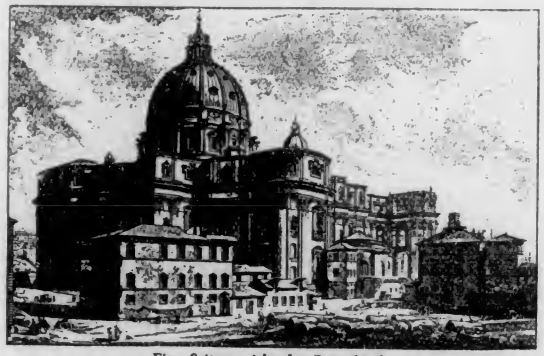
Nach den Museen, Palästen und Villen forderten dann auch die zahlreichen Kirchen zur Besichtigung ihrer Altargemälde und anderer Kunstwerke auf. In der einen sah man Raffaels Verklärung, das letzte seiner Werke, von Vielen auch am höchsten verehrt. Anderwärts staunte man den ungeheuren Moses des Michel Angelo an. Und an einer dritten Stelle stand ein schöner, heldenhafter Heiland von Michel Angelo und hatte den einen Fuß so vorgestreckt, daß die Frommen — diesmal nicht Engländer — den heiligen Fuß küssen konnten; Das geschah mit solcher Inbrunst oder so häufig,

Basilika Sankt Paul vor der Mauer. Von G. Vasi

Sankt Paul vor der Mauer. Von G. Piranesi

daß nach einiger Zeit dem Herrn Chriſtus ein Bronzeſchuh angezogen werden mußte.

Manche Kirchen waren als Bauwerke bewunderungs- oder merkwürdig. Um nur einige zu nennen: in Sankt Maria ad Martyres beſaß man einen wohl erhaltenen altrömiſchen Rundtempel, der nur ein bißchen katholiſch verkleidet worden war. In San Paolo fuori



Eine Seitenansicht der Peterskirche

la mura war eine majeſtätiſche altchriſtliche Baſilika übrig geblieben: fünf Kirchenſchiffe und ein Wald von mehr als hundertundzwanzig der prächtigſten Säulen; der Fußboden zuſammengeſetzt aus tauſend Trümmern von antiken Basreliefs und Sarkophagen. Und war nicht das heiligſte Gebäude, der Dom über Sankt Peters Grabe, der als Krone Michel Angelos Kuppel trug, auch das größte und ſchönſte Baumeiſterwerk, das man auf Erden kannte?

Sechſtes Kapitel

In der deutſchen Kolonie

30. Oktober bis 9. Dezember 1786

Der doppelte Reichtum Roms an antiken Überreſten und an Werken aus der großen Wiedergeburtszeit war die Urſache, daß die Hauptſtadt der Chriſtenheit im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch für die Künſtler, Kunſtfreunde und Altertumsforſcher zum Wallfahrtsorte wurde. Der prachtliebende Ludwig der Vierzehnte begründete 1666 für die kunſtbefliſſenen Söhne ſeines Landes hier eine franzöſiſche Akademie. In andern Ländern halfen manche Fürſten von Fall zu Fall ihren talentzeigenden jungen Malern zu einem Aufenthalte in Rom. Viele Jünger der Kunſt wagten ſich aber auch ohne ſolche Hilfe in das gelobte Land und ſeine merkwürdigſte Stadt. Es gab hier alſo auch eine Gruppe deutſcher Künſtler und Kunſtliebhaber, und indem ſich Goethe in der Stunde ſeiner Ankunft mit einem von ihnen verbündete, wurde er vor die Frage geſtellt, wie er ſich zu den andern verhalten wolle.

Es war noch nicht lange her, daß dieſe Kolonie zwei ſehr berühmte Oberhäupter gehabt hatte: den Forſcher Winckelmann und den Maler Raphael

Mengs. Der „sächsische Apelles" — so hieß Mengs in einer Zeit, wo man den Deutschen am meisten durch den Vergleich mit einem berühmten Ausländer alter oder neuer Zeit ehren konnte — galt Vielen als der größte Künstler seiner Zeit; Einige stellten ihn sogar über jenen Einzigen, nach dem ihn sein Vater, ein Hofmaler in Dresden, hatte taufen lassen. Winckelmann aber war ohne Zweifel der beste bisherige Entdecker,

Die Französische Akademie am Corso. Von G. Vasi

Kenner und Bewerter der alten Kunst. Mengs und Winckelmann, der Obersachse und der Niedersachse, genossen in Rom denn auch höchstes Ansehen und fanden zahlreiche und edle Freunde; daß sie Fremde waren, stand ihnen niemals im Wege; Winckelmann wurde sogar der päpstliche Aufseher über die Erhaltung der römischen Altertümer. Zur katholischen Kirche waren sie beide übergetreten, rein äußerlich; ihrer Gesinnung nach blieben sie echte Deutsche; nur in nebensächlichen Dingen verwelschte der Maler, der eine Römerin zur

Frau und mit ihr eine große Familie hatte; er wurde hier völlig heimisch, während der Junggeselle Winckelmann die Sehnsucht nach der alten Heimat nie ganz überwand.

Als Winckelmanns Nachfolger mußte jetzt Hofrat Reiffenstein gelten; er zählte siebenundsechzig Jahre; aber schon seit zwanzig Jahren nannte man ihn den alten Reiffenstein. Gebürtig aus Ragnit in Preußisch-Littauen, war er Hauslehrer und später durch Empfehlung seines Landsmanns Gottsched Pagenhofmeister in Kassel geworden; dort befaßte er sich mit Studien über bildende Künste, was damals eine seltene Liebhaberei war; bei ihm erklärte sie sich durch sein eigenes Talent zum Zeichnen, Malen und zu anderen Kunstfertigkeiten. Als Mentor eines dänischen Grafen konnte er 1760 Frankreich und Italien bereisen; sobald er Rom kennen lernte, mochte er sich nicht wieder losreißen. Er blieb und schloß Freundschaft mit Mengs und Winckelmann; von dem Letzteren übernahm er bald die wissenschaftliche Führung zu den Altertümern und Kunstwerken; es handelte sich dabei meist um Edelleute aus den nördlichen Ländern. So erwarb er sich nun zahlreiche Gönner; auch bekam er bald vom herzoglich-gothaischen und kaiserlich-russischen Hofe einen Charakter, wie man damals eine Betitelung zuweilen nannte. Kenntnisreich und redlich, besorgte er viele Geschäfte für diese und andere Höfe. Winckelmann ward 1768 auf der Reise nach Deutschland ermordet, Mengs starb 1779: nun war Reiffenstein das geistige Oberhaupt der Deutschen in Rom. Aufsätze und Bücher schrieb er nicht; vielleicht wurde seine Belehrung um so höher

geschätzt, weil man sie nur an Ort und Stelle mit wenigen Auserwählten genießen konnte. Immer noch liebte der alte Herr die verschiedensten Techniken, und mancher vornehme Gast seines Hauses fand in der fremden Stadt einen willkommenen Zeitvertreib gerade im Ablernen dieser Künste. Zum Beispiel hatte er das Verfahren wieder entdeckt, aus Glaspasten Kameen mit vielfarbigen Lagen zu machen; er verstand sich auch auf die Einbrennkunst der Alten: Bilder in Wachsfarben durch Hitze auf dem Malgrund zu befestigen; er lehrte seine Freunde, Münzen in Ton abzudrücken und diesen Abdrücken im Brennen eine Metallfarbe zu geben, und so wußte und konnte er Mancherlei. Als Fremdenführer war er jetzt nur noch für die Deutschen ersten Ranges und für die vornehmsten und freigebigsten Russen zu haben.

Neben Reiffenstein, in demselben Hause am Spanischen Platze, wo einst Raphael Mengs soviele Gäste empfangen hatte, wohnte jetzt Angelika Kauffmann, und von ihr konnte man sagen, daß auch der Mantel des deutschen Malerkönigs Mengs auf sie gefallen sei. Ihr Vater, ein handwerksmäßiger Heiligenmaler, war in Graubünden und im Bregenzer Walde daheim gewesen, hatte aber auch oft in der Lombardei gearbeitet. Seine Tochter ward seine Schülerin; schon als kleines Mädchen überraschte Angelika durch ihre Zeichenkunst; sie brachte gelungene Bildnisse fertig, ehe sie schreiben und lesen konnte; ihr Vater aber begriff, daß die Ausbildung dieser Tochter zur großen Künstlerin nunmehr seine Lebensaufgabe sei. Die Beiden hielten sich nun in Rom und anderen italienischen Städten auf, bis eine

Angelika Kauffmann
Selbstbildnis von 1784
Münchener Pinakothek

Hofrat Reiffenstein
Gemalt von Guttenbrunn
Stich von G. Morghen

englische Gönnerin sie beide mit nach London hinübernahm. Dort hatte Angelika die größten Erfolge und verdiente auch viel Geld. Ein angenehmes und anmutiges Mädchen war sie überdies, also ein Liebling der Götter! Die Hand des großen Malers und reichen Mannes Joshua Reynolds ward ihr angetragen; sie aber wählte einen schwedischen Grafen Horn oder vielmehr ward sie die Beute eines Hochstaplers, der sich

Die Treppe am Spanischen Platz. Von G. Vasi

so nannte: mit teurem Gelde mußte sie sich von ihm loskaufen. Lange Zeit blieb sie nun ledig, bis sie als Vierzigjährige eine Verstandesheirat einging, um nach dem Tode ihres Vaters eines männlichen Beistands nicht zu entbehren. Ein erheblich älterer Maler aus Venedig, Antonio Zucchi, war dieser Mann ihres Vertrauens; er wurde mehr ihr Geschäftsführer als ihr Gatte. Mit ihm kehrte sie nach Italien zurück, und in Rom gewann sie endlich eine dauernde Stätte. Bei Goethes Ankunft zählte sie fünfundvierzig Jahre. Ihr

Ruhm war groß, ihre Einnahme desgleichen; das von Zucchi vortrefflich verwaltete Vermögen wuchs mit jedem Jahre; der Alte hielt aber auch sehr darauf, daß seine berühmte Frau recht fleißig arbeitete und möglichst flink viel Geld verdiente.

Unter den männlichen Künstlern aus deutschen Landen war der Landschafter Philipp Hackert vor kurzem noch der namhafteste gewesen; 1785 war er nach Neapel übergesiedelt; nun erschien er in Rom nur noch besuchsweise. Auch einer seiner Brüder hielt sich eine Zeitlang bei ihm in Rom auf. Beide erregten Aufmerksamkeit, und unter andern Scherzen der Römer entstand die Behauptung, die Deutschen hätten jetzt ihre eigene heilige Familie. Gott-Vater sei Reiffenstein — wegen seiner Allmacht; Gott-Sohn der Erlöser Philipp Hackert — wegen der Mahlzeiten, die er gab; Gott-Heiliger Geist Georg Hackert — wegen seiner Allwissenheit. Angelika konnte für die schönste Madonna erklärt werden, und der alte Zucchi verhielt sich zu ihr wie der Pflegevater Joseph zur unberührten Gottesmutter.

Nach Hackerts Weggange mußte man wohl den Bildhauer Trippel aus Schaffhausen an erster Stelle unter diesen Deutschen nennen; in seinem Fache übertraf ihn Niemand in Rom, wenn man Canova aus Venedig nicht rechnete, der hier noch recht neu und wenig bekannt war. Trippel gab auch Unterricht für angehende Künstler. Das tat auch Maximilian v. Verschaffeldt, der Sohn des Mannheimer Akademiedirektors. Im Ganzen leisteten die italienischen Maler jetzt wenig, die deutschen aber auch nicht viel; den größten Erfolg der letzten Jahre hatte der Franzose Louis David mit

seinem zugleich klassizistischen und politischen Gemälde ‚Der Schwur der drei Horatier' errungen; ihm hatte der alte Pompeo Batoni, der letzte Nachfolger von Raffaels Nachfolgern, bezeugt: „Du und ich, wir allein sind Maler; die Übrigen kann man ruhig in den Fluß schmeißen."

Wir erinnern uns, daß Goethe eine Zeit lang auf den Pfälzer Friedrich Müller, der zugleich als Maler und Dichter recht kräftig an den Pforten der Unsterblichkeit rüttelte, große Hoffnungen gesetzt hatte. Dieser genialische Mann wollte und sollte in Rom für sich selbst die höchste Bildung erlangen und dann, so hoffte sein weimarischer Gönner, auch Goethes Führer zu den Kunststätten werden. „Maler Müller" hauste jetzt noch irgendwo in Rom, aber Goethe vermied, ihn zu sehen, und Das war nicht schwer, da der sonderbare Mensch auch mit seinen Landsleuten wenig Umgang hatte.

Nach der Betrübnis über Müllers Versagen hatte Goethe schon vorsichtiger eine Hoffnung auf den Hessen Wilhelm Tischbein gesetzt, und diesmal ward seine Fürsprache für einen strebenden jungen Künstler reich belohnt. Tischbein war von jung auf als Maler vortrefflich geschult; er kam zwar aus einem Dorfe, das hinter großen Wäldern lag, aber seines Vaters Brüder waren namhafte Maler in Kassel und Hamburg; ihr Lehrling wurde er, um sie bald zu übertreffen. Sein Fleiß war unermüdlich, seine Begabung mannigfaltig, sein Geist überaus regsam und erfinderisch. Er hätte auch Naturforscher werden können, vielleicht auch Dichter, denn er malte auch in Worten höchst anschaulich und lebhaft. Den Dichter Goethe bewunderte er auf's

höchste; auch teilte er in den großen Kunstfragen Dessen Glauben, also den Glauben an die alten Götter der Griechen.

In den beiden andern Malern, die nun seine Hausgenossen waren, fand Goethe engere Landsleute: Schütz kam aus Frankfurt und Bury aus Hanau. Den Vater dieses Georg Schütz hatte Goethe als Kind schon gekannt und einen Bruder auf der zweiten Schweizer Reise in Basel kennen gelernt: einen hoch begabten, halb verrückten und nun auch schon zu Grunde gegangenen Menschen. Der neue Schütz, der römische, litt an keiner Überspannung; auch sein Talent war mäßig, und sein Streben ging nicht über seine Kräfte hinaus. Fritz Bury dagegen zeigte sich jugendlicher, kindhafter und aufgeregter; es war noch nicht abzusehen, wieviel aus diesem Dreiundzwanzigjährigen werden konnte.

Einen noch sehr jungen, ihm aber schon längst bekannten Künstler sah Goethe hier wieder: den Heinrich Lips, Lavaterschen Angedenkens. Er war mit Goethe zugleich angekommen, hier also noch unbekannt. Zwei andere Schweizer Heinriche hielten sich gleichfalls im Hintergrunde: Heinrich Cölla und Heinrich Meyer; sie waren daheim in Zürich Schüler von Kaspar Füßli gewesen und hatten von ihm den Kunstglauben seines Freundes Winckelmann eingesogen, standen in diesem Punkte also Goethen nahe genug. Sie waren arme Burschen wie die meisten dieser deutschen Maler; sie verdienten sich Einiges durch Kopieren oder durch sonstige Gefälligkeiten gegen Reisende.

Fast alle diese deutschen Künstler hatten in Rom den Ruf von rechtschaffenen und harmlosen Menschen;

man sah sie gern. Ihre Namen aber wurden von den italienischen Zungen sehr mißhandelt; Tischbein ward in Tisben umgestaltet, Schütz in Zicci usw. Noch üblicher aber war in Rom der Gebrauch von Spitznamen; so hieß Friedrich Müller: das deutsche Pferd, Tischbein: die krumme Nase, Bury: der Hirtenknabe, Schütz: der Graf, Cölla: der hübsche philosophische Bauer, Meyer: der ernsthafte oder der garstige philosophische Bauer.

Ein anderer Deutscher ward der Letterato genannt; er war kein Maler, gehörte aber trotzdem zu diesem Kreise. Aloys Hirt, zehn Jahre jünger als Goethe, im südlichen Schwarzwald aufgewachsen, hatte Rechtswissenschaften studiert, war aber in Wien, wo Kaiser Joseph gerade seine kostbaren Gemälde neu aufstellen ließ, von der Liebe zu Kunstwerken und Altertümern so ergriffen worden, daß er sich nach Italien wandte und schließlich nach Rom kam, wo ihm die Augen erst völlig aufgingen. Nun gehörte er der Kunst als Forscher und Gesetzgeber. Nach der alten Regel „Docendo discimus“ wurde auch er Antiquar oder Cicerone, wie vor ihm Winckelmann und Reiffenstein; zunächst bekam er den kleineren deutschen Adel und die reichen Bürger, die sich in Rom umsahen. Er begnügte sich mit einer Zecchine den Tag (9,55 M. in Gold); dafür begleitete er fünf Stunden lang seine Gesellschaft zu Altertümern, Sammlungen, Künstlern und Kunsthändlern. So ein „Kursus“ durch Rom pflegte einen Monat zu dauern, und eine derartige Begleitung empfahl sich für Ausländer schon darum, weil sie sonst in ihren Ankäufen von Fälschern und unwissenden Prahlern recht oft über die Ohren gehauen worden wären. Hirt aber lernte bei diesem

beständigen Sehen mit jedem Jahre mehr, und in der freien Zeit, die ihm die Fremden ließen, studierte, dachte und schrieb er. Er kam zu eigenen Ansichten, zum Beispiel auch zu der damals kühnen Lehre, daß nicht das Schöne, sondern das Charakteristische die Tendenz der Kunstwerke sein müsse. Er nahm sich vor, in Aufsätzen und Büchern ein Lehrer Deutschlands zu werden. Übrigens war er ein stattlicher, hochgewachsener Mann, der sich auch unter den Vornehmsten bald frei und leicht bewegen konnte.

*

An deutschen Künstlern und Kunstgelehrten mochten um die zwanzig sich hier aufhalten; sie wußten zumeist von einander, bildeten kleine Gruppen, aber kein Ganzes. Manche sah man Monate lang nicht, mit Anderen führte jeder Tag zusammen. Als Goethe in Rom ankam, erfuhren sie es alle; aber Tischbein nahm ihn in Beschlag; dadurch wurden auch Schütz und Bury seine Trabanten; es blieb abzuwarten, wen er aufsuchen oder wohin ihn Tischbein führen würde.

Bei Trippel meldete sich Goethe nach einiger Zeit zu kurzem Besuche; zu Reiffenstein und Madame Angelika begleitete ihn Tischbein sogleich. Der alte Rat Reiffenstein wäre der Mann gewesen, Goethes Einführung bei den in Betracht kommenden Herren und Damen der Stadt, gleichviel welcher Nation, zu übernehmen; eben darum bat ihn Goethe, das Gegenteil zu tun, nämlich als sein Schutzpatron sein Inkognito zu sichern. Er wollte hier ein bescheidener Kunststudent sein; also durfte er weder als sächsischer Geheimer Rat,

noch als berühmter Dichter dem vielköpfigen Drachen Gesellschaft ausgeliefert werden. Reiffenstein versprach ihm eine hartnäckige Verteidigung seiner Freiheit; dadurch gewann er den merkwürdigen Gast um so mehr für sich selbst und seine Freundin Angelika. Goethe und Reiffenstein verstanden sich recht gut, zumal da der jüngere Mann gern die Techniken und Künste bewunderte und nachahmte, an denen sich der Alte ergötzte. Angelikas Geist und Herz aber waren durch ihre fleißige Malerei und ihren alten Gatten längst nicht ausgefüllt: ihr war es allemal eine große Freude, wenn der deutsche Dichter in ihre Werkstätte trat, und ihr Auge bat bei jedem Abschied um baldiges Wiederkommen.

Alexander Trippel

Für gewöhnlich aber hauste Goethe mit Tischbein, Schütz und Bury und streifte mit ihnen und etwa auch mit Hirt herum.

„Also der große Löwe läßt sich durch die Gasse an der Nase herumführen“ schalt Trippel, der sich zu wenig beachtet fühlte, und erst recht grollte und schimpfte „Maler Müller“, wenn er „den starken Goethe unter den schalen Schmachtlappen so herummarschieren“ sah,

„wie Achilles unter den Weibern von Skyros.“ Ihnen kam es vor, wie wenn Tischbein mit Hinterlist den großen Landsmann ihnen weggefangen habe. Aber Tischbein hatte sich das Vertrauen, das Goethe jetzt in ihn setzte, wohl verdient. Noch ehe er den Dichter mit Augen gesehen, war er schon darauf bedacht gewesen, wie er ihm behülflich sein könne; zum Beispiel hatte er aus einem weimarischen Briefe herausgelesen, daß Goethe über die Marmor- und andere Gesteinsarten der alten und neueren Bildhauer gern unterrichtet gewesen wäre; sogleich achtete er darauf und sammelte mit der Zeit ein großes Wissen an, um dem Erwarteten damit behilflich zu sein. Und jetzt stellte er sich den ganzen Tag zu Goethes Verfügung. „Ein großes Glück ist mir, mit Tischbein zu leben“ stand denn sehr bald in einem Briefe an Frau v. Stein. Und in einem an Knebel: „Ich bin wie zuhause; Tischbeins Liebe und Vorsorge erleichtert und befördert mir Alles; es ist ein gar guter und kluger Mensch.“ — „Wie wohl es mir übrigens bei und mit Tischbein geht“, hieß es vier Wochen später wieder gegen die Freundin, „und was Das für ein braver Künstler und tüchtiger, ganzer Mensch ist, kann ich Dir nicht sagen. Wir passen zusammen, als hätten wir zusammen gelebt.“

Behaglich fühlte sich Goethe auch mit Schütz, Bury und einigen andern Künstlern, die sich allmählich näherten. Der Gelehrte im Kreise gefiel ihm gleichfalls, und als er hörte, daß Hirt sich gern mit Aufsätzen über Rom einen Namen in Deutschland verschafft hätte, damit die Italien-Reisenden ihn schon vorher beachten lernten, war Goethe sogleich bereit, ihn an Wieland als einen

wünschenswerten ständigen Mitarbeiter des ‚Merkurs‘ zu empfehlen. „Er ist im Werden“, bezeugte ihm Goethe; „in einigen Jahren kann sein Schicksal gemacht sein; gern wünscht‘ ich einem Landsmann, der sich redlich in der Fremde nähren will, zu helfen.“

*

Zur selben Zeit, wo der Dichter des ‚Götz‘ und ‚Werther‘ in Rom auftauchte und wo Einige sich noch stritten, ob er es wirklich sei, trat ein andrer deutscher Schriftsteller, der zwischen Goethe und Hirt etwa die Mitte hielt, in die gleiche Gesellschaft hinein. Es war Professor Moritz aus Berlin, ein Mann, dessen Jahre, ihrer Zahl nach neunundzwanzig, schon recht reich an Wandlungen und Ereignissen waren. Er hatte als Sohn eines kleinen Musikers in der Rattenfängerstadt Hameln seine ersten Blicke in die Welt getan und nachher in der Residenz Hannover ein trübe Kindheit verbracht. Seine Eltern litten am Pietismus; bei einigen Menschen ist Das ja eine Krankheit. Mit zwölf Jahren wurde er als Lehrjunge zu einem Hutmacher nach Braunschweig getan; dort wuchs sein Elend dermaßen an, daß er einen Selbstmordversuch machte; nun holte ihn sein Vater zurück. Später konnte er das Gymnasium besuchen, aber auch da mußte er vielerlei Plagen aushalten. Nach dem Vorbilde seines Mitschülers Iffland entfloh er schließlich aus Hannover, um Schauspieler zu werden; sein Unglück blieb ihm jedoch treu, denn auch unter dem Bühnenvolk erlebte er nur Enttäuschungen. Wohltätige Menschen verschafften ihm dann die Möglichkeit, Theologie zu studieren. Als

er damit fertig war, wandte er sich dem Lehrfache zu. Er unterrichtete eine kurze Zeit am Philanthropin in Dessau, dann am Militärwaisenhause in Potsdam und schließlich in Berlin am Gymnasium zum grauen Kloster. Jetzt erregte er auch Aufmerksamkeit durch literarische Veröffentlichungen; er verfaßte ein Drama und eine deutsche Prosodie. Plötzlich fiel es ihm ein, eine Reise nach England zu machen; durch deren Beschreibung wurde er noch bekannter. Gleich danach empfahl ihn auch sein Bekenntnis-Roman ‚Anton Reiser' und die darin enthaltene Schilderung der vielfachen Leiden eines heranwachsenden Kindes und Jünglings. Er trat in den Freundeskreis der Berliner Aufklärer; unter Andern hatte Moses Mendelssohn einen guten Einfluß auf ihn. Auch war er neben seinem Schulfach Redaktör an der Vossischen Zeitung. So lebte er in Berlin in sehr verbesserten Verhältnissen, zumal da er auch zu einem Professor am Kölnischen Gymnasium aufgerückt war. Aber mit seiner Gesundheit stand es übel. Wie er denn überhaupt ein Nachzügler der Stürmer und Dränger war, so hatte er das Genieweſen auch in Kaltbaden, offener Brust und anderen Abhärtungsmitteln mitgemacht; auf seiner Fußreise durch England mochte er sich dann einen ernstlichen Schaden geholt haben. Er war offenbar schwindsüchtig. Sein Gesicht sah gar nicht gut aus: hohle Backen, aufgeworfene Lippen, tiefliegende Augen. In seinem Leben wechselten übermäßige Leistungen mit hypochondrischer Ohnmacht. Es ging ihm in Berlin also nur äußerlich wohl, und als ihm der berühmte Campe in Braunschweig den Vorschlag machte, für seinen Verlag eine italienische Reise zu

schreiben, war Moritz sofort bereit, sich aus allen seinen Verhältnissen loszureißen. „Romam quaero" rief nun auch er aus; er entfloh gleichsam aus der Stadt, wo so treffliche Freunde für ihn sorgten. Zwei Wochen nach Goethe traf er in Verona ein; er wählte von da aber den andern Weg über Rimini und Ancona und war zwei Tage vor ihm am Ziele.

Nicht lange danach lernten sich die Beiden kennen. „Moritz ist hier, der die englische Reise schrieb," teilte Goethe am 20sten November seiner Freundin mit und fügte hinzu: „Ein sehr guter, braver Mann, mit dem wir viel Freude haben." Und am selben Tage schrieb Moritz an Campe, daß durch Goethes gleichzeitiges Erscheinen in Rom sein hiesiger Aufenthalt ein doppeltes Interesse gewinne.

Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen. Der Umgang mit ihm bringt die schönsten Träume meiner Jugend in Erfüllung.

Auch gegen einen sehr nahen jüngeren Freund, einen Studenten Klischnig, nannte Moritz den Dichter, den er in der Tat schon lange liebte, einen wohltätigen Genius, der ihm nirgends erwünschter hätte begegnen können als gerade hier.

Ich habe mich sogleich an ihn angeschlossen und mit ihm mehrere kleine Spaziergänge in die umliegende Gegend gemacht: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn," wie warm empfinde ich Dies jetzt! Ich habe ihm von Dir, unserem Zusammenwohnen und unseren Wanderungen erzählt; er nimmt viel Anteil daran. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt.

Ganz ähnlich schrieb auch Tischbein über Goethe mit einer der nächsten Posten an seinen vormaligen Gönner Lavater. Er freue sich, versicherte er, daß er jetzo lebe, nämlich als Goethes und Lavaters Zeitgenosse.

Lieber, bester Lavater, könnte ich Sie hier auch einmal sehen! Auf denen Ruinen, wo vor diesem so große Taten geschehen, scheint ein lebender Mann erst recht groß. Es ist, als erkennte man ihn besser. Goethe ist ein wirklicher Mann, wie ich in meinen ausschweifenden Gedanken ihn zu sehen mir wünschte. Ich habe sein Porträt angefangen und werde es in Lebensgröße machen, wie er auf denen Ruinen sitzet und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenket . . . Sein Gesicht will ich recht genau und wahr nachzeichnen, denn man kann wohl keinen glücklicheren und ausdrucksvolleren Kopf sehen.

Goethe war mir durch Ihnen und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm machen hörte, und habe ihn ebenso gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zuhause findet.

Was mir noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein klein Stübchen, wo er in schlafen und ungehindert in arbeiten könnte, und ein ganzes einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens, an seiner ‚Efigenia' fertig zu machen, bis um neun Uhr. Dann gehet er aus und sehet die großen hiesigen Kunstwerke. Mit was für einem Auge und Kenntnis er Alles sehet, werden Sie sich leicht denken können, indem Sie wissen, wie wahr er denkt.

*

So erlebte Goethe hier in Rom außer dem erwarteten noch ein unerwartetes Glück: er sah sich unter den Seinen! Unter Freunden und Bewunderern, die ihn liebten und wie Jünger umgaben. Gewiß, daheim in Weimar standen ihm manche Menschen noch näher, aber sie waren seiner gewohnt, wie er ihrer; sie hatten zuletzt kaum noch empfunden, daß er ein so hoher Mensch war, wie ihn das Jahrhundert kaum einmal hervorbringt. Und, davon abgesehen, sie gingen ihren Geschäften nach, wie er den seinen; er sowohl wie sie wurden von der Prosa des Lebens in Anspruch genommen. Mit diesen neuen Freunden in Rom dagegen hatte er ein Hauptgeschäft, ein sonntägliches und großes Streben, eine selbsterwählte und geliebte Aufgabe, gemeinsam: das Ringen mit den vorzüglichsten Kunstwerken aus alter und neuer Zeit, die philosophische Durchdringung aller Schönheits- und Kunstbegriffe, den Eifer zu eigenem gesteigertem Kunstschaffen. Und hier ward er, der neue Mann, der längst nicht der Kenntnisreichste sein konnte, doch sogleich als das geistige Oberhaupt anerkannt. Erstaunt war er über seine hiesige Dichterglorie. In Deutschland hatte man ihn schon so schön vergessen, daß er die jetzt geplante Ausgabe seiner gesammelten Werke selber wie eine Auferstehung von den Toten verstand; hier liebten seine Landsleute den Dichter Goethe und verlangten Alles von ihm zu hören oder selber zu lesen. Ja, es entstand unter ihnen der närrische Plan, ihm nach römischer Sitte auf dem Kapitol ein Ehrenfest zu veranstalten, wobei er vor allem Volk als Dichter gekrönt werden müsse. Das verbat er sich lächelnd; er war ja für die hiesige Welt immer noch

ein Filippo Miller; er duldete nicht, daß die Bescheid wissenden neuen Freunde ihn mit seinem Titel oder wahren Namen anredeten. Von einer Einführung bei der vornehmen Welt wollte er auf die Dauer nichts hören. Er habe keine passende Garderobe bei sich, entschuldigte er sich, oder wenn Jemand ihn einem Großen vorstellen wollte, so meinte er, er sei es dem Hofrat Reiffenstein schuldig, ihn zum Vermittler zu bitten, und was Reiffenstein in solchem Falle sagte, wissen wir. Eine sogenannte Prinzessin von Albany versuchte als Erste das fremde Murmeltier in ihren Salon zu locken; sie war die natürliche Tochter des Karl Eduard Stuart, der einst als Prätendent der schottischen und englischen Krone berühmte Abenteuer überstanden hatte und jetzt in Rom als — Säufer lebte. Sie spannte ihr Netz vergeblich aus. Nur als Goethe den jungen Prinzen Lichtenstein, der mit Hirt den Kursus durchmachte, in einer Gallerie kennen gelernt hatte, ging er einige Male zu dessen Tafel; dieser Prinz war der Bruder einer Gräfin Harrach, die der Dichter von Karlsbad her kannte.

Siebentes Kapitel

Ihr glücklichen Augen!

30. Oktober bis 9. Dezember 1786

Als solche neue, lernbegierige und anregende Menschen wie Goethe und Moritz sich zu ihnen gesellten, da wurde auch in den deutschrömischen Künstlern der Lern- und Erkenntniseifer wieder neu und groß. Geselligkeit und Studium flossen hier zusammen, denn wo hätte man nah oder fern spazieren können, ohne zur Betrachtung und Besprechung von alten oder neuen Kunstwerken aufgefordert zu werden? Und saß man beim Weine, so ging die Plauderei unvermerkt in einen Redestreit über, der keine Frage entschied, aber die eigenen Empfindungen und Meinungen klärte. Man trank und lachte, und es war doch eine kleine Akademie der Künste!

Das Beste war bei dem Gerede immer, daß man sich zum gemeinsamen Besuch des Strittigen oder des Bewunderten entschloß. Schon der Kosten halber empfahl es sich, als kleinere oder größere Schar die Sehenswürdigkeiten zu besuchen; da brauchten die Ärmeren gar nichts zu bezahlen. Denn der Eintritt in die Galerie pflegte 4 Paul (etwas über einen halben Taler) zu kosten, gleichviel ob Einer für sich allein die

Säle aufschließen ließ oder für Mehrere. Moritz rühmt gerade diese gemeinsamen Betrachtungen in einem Brief an Campe.

Es ist ein ordentliches Fest, wenn eine Gesellschaft sich verabredet hat, einen Vormittag oder Nachmittag anzuwenden, um irgend eine Sammlung von Kunstwerken gemeinschaftlich zu sehen. Entweder man sieht sie zum ersten Male: so ist die Erwartung desto höher gespannt, oder man hat sie schon gesehen: so freut man sich darauf, als wenn man alte Bekannte und Freunde wiederfindet. Das griechische Kaffeehaus in der Strada Condotti, nahe bei dem Spanischen Platze, ist für die jungen Künstler gemeiniglich der Sammelplatz, wo sie sich einfinden und manchmal sich auch erst bereden, welche Villa oder welche Galerie sie an dem Tage besuchen wollen. Des Sonntags werden vorzüglich solche lehrreiche Wanderungen angestellt, woran denn auch Künstler teilnehmen, welche sonst die ganze Woche über mit Arbeit beschäftigt sind und denen Dies nun eine ebenso angenehme als nützliche Erholung ist.

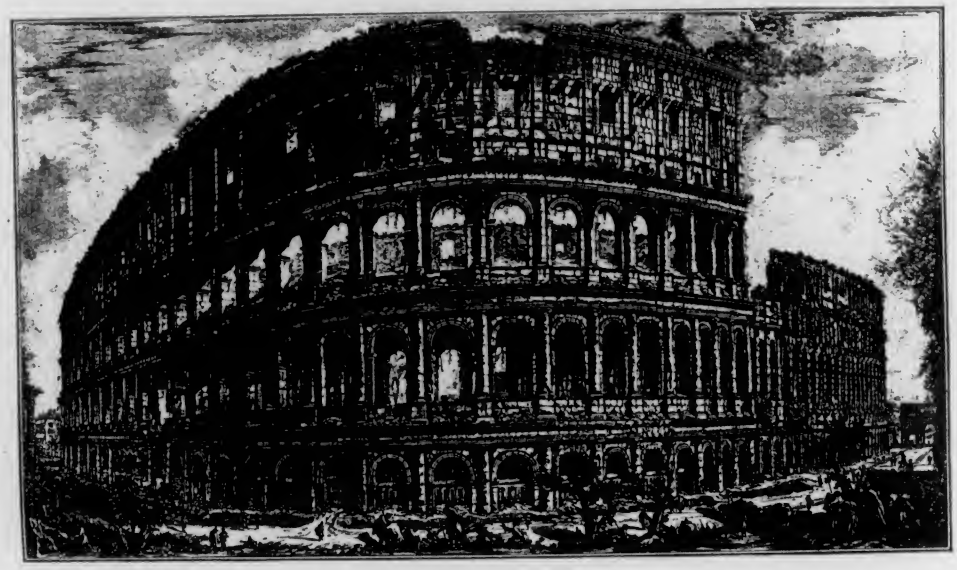
Noch festlicher waren die Abendbesuche bei Fackellicht. Bei Tage konnte man viele Statuen, auch die berühmtesten wie Laokoon und manche Götterbilder in den vatikanischen und kapitolinischen Museen, nur bei allzu geringem oder bei streifendem, einseitigem Lichte sehen: die Wachsfackel dagegen gewährte die genaueste und die mannigfaltigste Ansicht, indem sie ganz nach Wunsch beleuchtete und zugleich alle anderen, die Aufmerksamkeit störenden Gegenstände des Raumes im Dunkeln beließ. So hörte man denn oft sagen: wer diese Götter nicht bei der Fackel gesehen, dürfe gar nicht darüber reden. Die reicheren Besucher Roms versäumten nicht, solche nächtlichen Führungen zu bezahlen, wobei denn wieder die armen Künstler den Mitgenuß hatten.

Einmal geschah es, daß Hirt den Kopf Goethes in derselben Haltung wie eine nahestehende Büste des Kaisers Hadrian sah. „Welche Ähnlichkeit!“ dachte er: „Die Nase, die beiden Einschnitte über der Nase, der Mund!“ Er machte einige Künstler aufmerksam; sie fanden es nun auch. „Kein Wunder!“ konnte Goethe scherzen, „ich bin eben in einem früheren Dasein der Kaiser Hadrian gewesen.“ Den Bildhauer Trippel, der auch dabei war, ging die Sache am nächsten an. Wollte man Goethes Kopf nachbilden, sagte er sich, so war Hadrians Büste genau zu betrachten.

*

Goethe begann auch in Rom den Tag mit seiner poetischen Arbeit. Oft feilte er schon im Bette an den Versen der ‚Iphigenie‘, denn in den Morgenstunden war es in seinem auf Heizung nicht eingerichteten Zimmer zuweilen recht kalt. Wenn er dann gegen Mittag ausging, erfreute ihn fast immer Sonne und Wärme. Dann konnte man hier im Winter so gut im Freien sitzen wie daheim im Sommer.

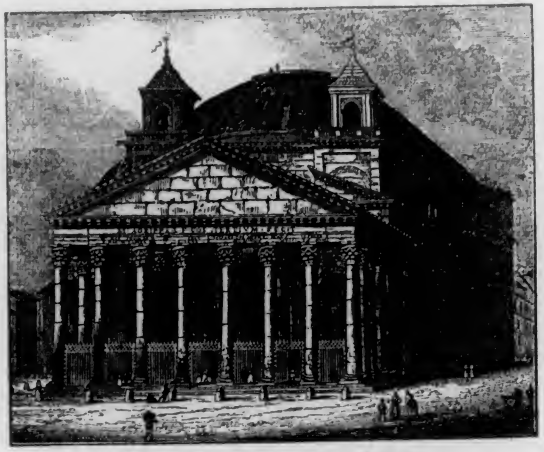
Von den antiken Bauwerken machten das Pantheon und das Kolosseum auf ihn den tiefsten Eindruck. „Es ist so groß“, sagte er von der riesigen Ruine des Amphitheaters, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kommt man dahin zurück, kommt es einem auf's neue größer vor.“ Auch die Bäder des Diokletian, das Grabmal der Metellustochter, die Aquädukte und Anderes erregten seine Bewunderung immer wieder. „Der inneren Großheit nach“ stellte er freilich die



Das Kolosseum. Von G. Piranesi

Im Innern des Kolosseums. Von John Smith. Stich von J. Landseer und J. Roffe

„Rotonda" über Alles; damit war das Pantheon gemeint; zumal ihr Inneres und ihre auf acht korinthischen Säulen ruhende prächtige Vorhalle. Die Kuppel dieses Rundtempels war eine Halbkugel, ein Abbild des von uns gesehenen Himmelsgewölbes; oben in der Mitte aber ist eine Öffnung von 27 Fuß Durchmesser, und diese Öffnung ist die einzige Lichtquelle des erhabenen



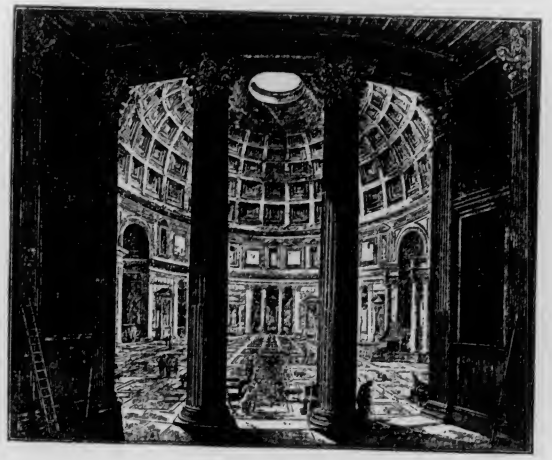
Das Pantheon oder Santa Maria Rotonda

Gebäudes. Man erzählte, daß die römischen Mädchen sich gern in diesem reinen Lichte ihren Liebhabern zeigten.

Die große päpstliche Hauptkirche über Sankt Petri Grab und Stuhle konnte nicht völlig nach dem Sinne eines Halbprotestanten und Halbheiden sein. Hier hinderte das Vorurteil den Genuß ebenso sehr, wie es ihn bei den Antiken begünstigte; aber Goethe bemühte

sich doch, das ihm Zusagende von dem Verdrießlichen abzusondern. Am Zäzilienfeste ging er mit Tischbein wieder einmal hin, um sich satt zu schauen.

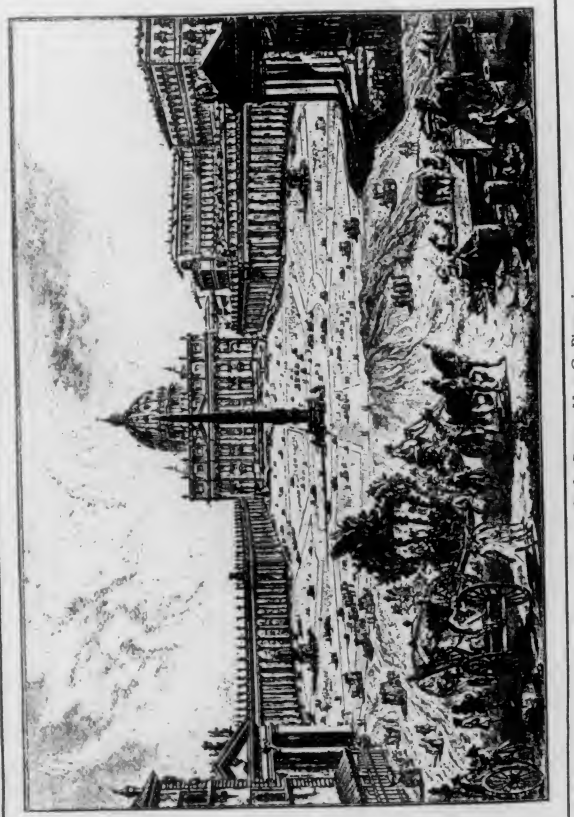
Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und Pracht, ohne durch allzu ekeln und zu verständigen Geschmack uns diesmal irre machen zu lassen, und unter-



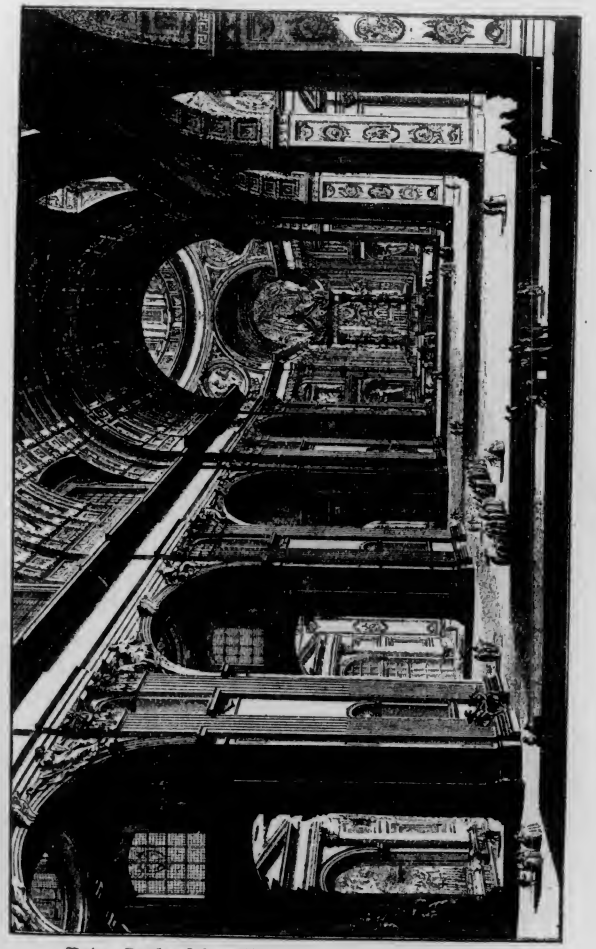
Das Innere des Pantheons

drückten jedes schärfere Urteil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Sie stiegen dann auch auf das Dach, und, dort angelangt, erging es ihnen wie Anderen: sie glaubten auf dem Erdboden zu sein, auf einem mit Platten belegten Platze, denn allerlei Bauwerk erhob sich hier, Hütten, Häuser und Magazine, Kapellen, ein großer morgenländischer Tempel. Sie bestiegen nun auch diesen

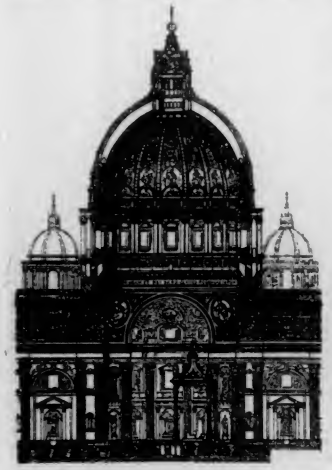


Sankt Peter. Von G. Piranesi



Sankt Petersdom. Von G. Piranesi

Tempel, nämlich die berühmte von Michel Angelo entworfene Kuppel, indem sie zuerst außen zwischen allerlei Verzierungswerk, dann inwendig auf einer sonderbaren Treppe sich aufwärts bewegten und schließlich bei der „Laterne“ wieder in's Freie traten; ein Geländer schützte sie vor Schwindel und Sturz. Da lag nun unten die Stadt Rom, ganz wie man sie auf dem Plane sieht: der Fluß, die sieben Hügel, die Straßen und Plätze, die Kuppeln der Kirchen und Paläste, die Weinberge und Gärten. Und in der Ferne hier der einsame Sorakte, dort die weit höheren Apenninen, anderwärts die Lustörter Tivoli, Frascati, das Schloß Gandolfo, im Westen aber die große Ebene und das Meer. Und wieder ganz nahe: die Vatikanischen Gärten, der Petersplatz mit seinen Kolonnaden: wie zierlich sind die berühmten 320 Säulen, deren Stamm doch kaum von zwei Männern umspannt werden kann, und wie schmal ist in der Mitte zwischen den Springbrunnen der große Obelisk, dessen Schatten doch vorhin so breit war, daß Goethe und Tischbein darin neben einander spazieren gingen, um sich vor der Sonne zu schützen! —



Nun konnte man auch noch in den Knopf der Kirche steigen, und Waghälse taten es, um von da aus ihre Hand an das goldene Kreuz, den Triumph der Christenheit, zu legen. Goethe fand die Luft in diesem Knopfe wie in einem Treibhause.

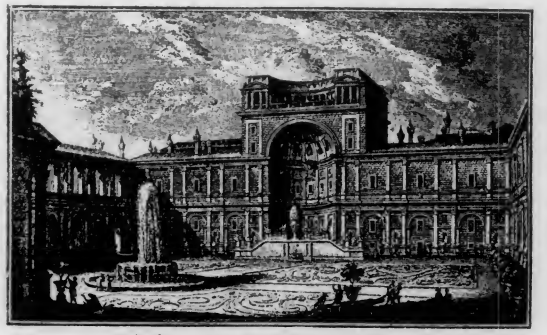
Sie gingen wieder hinab und ließen sich die Türen zu den Gesimsen des „Tambours“ aufschließen: dort schauten sie von der Spitze der Kuppel in das Heiligtum selbst hinunter; gerade auf die hundert Lampen, die um das Grab des Kirchengründers beständig strahlen. Zufällig ging eben jetzt da unten der Papst vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten.

Voll des besten Willens trat Goethe dann weiter in die Säle des Vatikans, in Raffaels Reich: Stanza della Segnatura, Stanza d' Eliodoro, Sala dell' Incendio, Sixtinische Kapelle, Loggien. Ja, Das waren alle die berühmtesten Bilder, von denen die Stiche doch nur geringe Kunde gaben: die Disputa, die Schule von Athen, der Parnaß, der Borgobrand, die Apostelgeschichte auf den Teppichen, die Grotteske in antikem Geschmack, und die sogenannte Bibel Raffaels in 52 Bildern, zumeist aus dem Alten Testamente. Aber — übertroffen wurden Goethes Erwartungen nicht, wie doch kürzlich bei der heiligen Zäzilia zu Bologna geschehen. Viele dieser Wand- und Deckengemälde hatten durch den Rauch der Kerzen oder sonst im Laufe der Zeiten gelitten; oder sie waren für die Augen des Beschauers zu schlecht angebracht. Die Grotteske in den offenen Loggien waren geradezu dem zerstörenden Wetter ausgesetzt; die Teppiche aber in der Sixtinischen Kapelle hingen sehr ungünstig.

Jetzt schien aber auch Raffaels Licht schwächer zu leuchten, weil Goethe seit kurzem einen Andern neben ihm gewahrte, einen Gleichgroßen oder Größeren. Bisher hatte auch er die Kraft des Michel Angelo nicht gekannt, noch geahnt. Den andern Kunstkennern ging es ja nicht besser. Wie mäkelte z. B. der gute Volkmann an dem ‚Jüngsten Gericht' und den andern Fresken der Sixtinischen Kapelle herum! Goethe aber schrieb jetzt: „Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Eindruck." Nach acht Tagen kehrte er mit einer Gesellschaft zurück; sie ließen sich die enge Galerie aufschließen, wo man die Deckengemälde besser genießen kann, freilich auch nur mit großer Beschwerlichkeit; wer an Schwindel litt, durfte es nicht wagen. „Und ich bin in dem Augenblicke", berichtete Goethe, „so für Michel Ange eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixieren!" Er nahm sich jedenfalls vor, Alles, was er an Kupfern und Zeichnungen nach Michel Angelo auftreiben konnte, mit über die Alpen zu tragen. Er fühlte sich einem König gleich, der eine neue Provinz erobert hat.

Zum Vatikan gehörte dann auch das Belvedere mit seinem Statuenhof und das sich anschließende Museum Pio-Clementinum. Hier wohnten die steinernen Götter. Am berühmtesten waren der Laokoon, der Apoll von Belvedere, Antinous und ein Herkules-Torso. Den Apollo hatte Winckelmann für das Vollkommenste

erklärt, was uns aus dem Altertum übrig geblieben sei; Goethe kannte ihn längst aus Bildern und Abgüssen; ja er besaß durch die Güte des Herzogs von Gotha selber einen Abguß des Kopfes; aber er sah hier doch mit Erstaunen, wieviel mehr der Marmor hielt, als der Gips versprochen hatte. Ihm war, als ob er diese Gestalt jetzt zum ersten Male erblicke; das Genialischste, was ihm bis jetzt vorgekommen sei, dünkte



Belvedere. Garten und Casino des Papstes

sie ihn: „Daß man sagen muß, es scheint unmöglich." Noch nach acht Wochen wiederholte er, daß dieser Apoll „alles Denkbare" übersteige; er sei „der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewigjungen Wesens."

*

Man kann nicht immer Kuchen essen und Kunstwerke beschauen. Und Goethe war ja auch Naturforscher. Auch in Rom dachte er an seine Steinsammlung, beinahe bis zum Diebstahl. In den Farnesischen

Gärten versteckten er und Tischbein einmal allerlei Porphyre, Granite usw. an der Mauer eines Gartenhauses, weil sie sie für diesmal nicht mehr in die Taschen brachten. Aber die Pflanze sprach hier stärker zu ihm. Zwar war er nicht der Botanik wegen in diese Stadt gekommen, aber wenn er in den Pinienhain oder zu den andern Anlagen der Villa Borghese oder sonst in einen vornehmen Lustgarten zum Spazieren

Farnesische Gärten auf dem Palatin. Von G. Vasi

ging, so redeten ihn Bäume, Sträucher, Blumen und Blätter in mancherlei Weise an, und er gab Antwort. Das Merkwürdigste für ihn war das Verhalten dieser Pflanzen zum beginnenden Winter. Das Gras wurde hier wieder grün, die verdorrten Kräuter begannen wieder zu duften! Nur wenige Bäume verloren ihr Laub; die stille Olive behielt ihre weißlich-grünen Blätter; auch viele Eichen taten es. Palmen und Lorbeer ragten stolz in die blaue Luft; gelbe Orangen und Zitronen grüßten aus dunkelm Laube, ganz wie in Mignons

Liede. „Bei fast zu warmem Sonnenschein" erging sich Goethe Ende November in der Villa Pamfili. „Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte viereckte flache Wiese war ganz mit Maßlieben übersät, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wandten." Bald danach wanderte er zum dunkeln Zypressenwald des Monte Mario, zu den Villen Mellini und Madama. Hier beobachtete er noch genauer, „wie eine

Villa und Casino Pamfili. Von G. Vasi

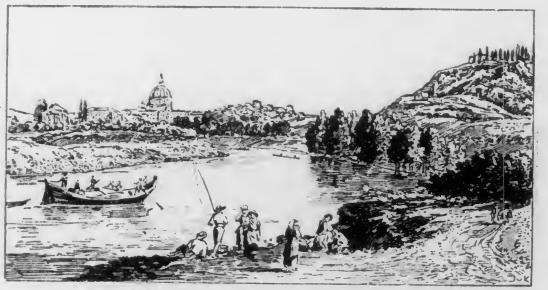
lebhafte fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt." Er sah den Erdbeerbaum (eine Andromeda) jetzt wieder blühen, indem seine letzten Früchte reif wurden, und ebenso zeigte sich der Orangenbaum zugleich mit Blüten wie halb und ganz reifen Früchten. Am respektabelsten stand die Zypresse da, wenn sie recht alt und wohl gewachsen war: mit ihr mußte er sich noch weiter beschäftigen.

Da diese Gärten zumeist an und auf Hügeln lagen, so war es schon ihrer Aussicht wegen geraten, sie zu

beſuchen. Man blickte über die Straßen, Plätze und Paläſte der Stadt oder über das ſchlafende Gebiet der Altertümer, und immer thronte der Petersdom neben der Engelsburg und dem Vatikan. Stieg man höher hinauf, ſo zeigten ſich blaue Berge und im Weſten das Meer. Erſtaunlich war die Mannigfaltigkeit der Bilder, die der Spaziergänger hier genoß: antike Kunſt und

Blick aus der Villa Medici. Nach Goethe. Goethe-Nationalmuseum in Weimar

modernſte Künſtlichkeit, ſorgfältigſte Pflege und Wildnis, ſpieleriſche Schnitzelei der Gartenſcheere und weidende Rehe; ſogar der Anblick der Einöde fehlte nicht. Moritz erzählt von einem Flecken in der Villa Borgheſe: dort habe Goethe ſeine ‚Iphigenie' vollendet. Es war ein Halbkreis von Bäumen, aus dem heraus der Sitzende durch die hier durchbrochene Gartenmauer nur jene unfruchtbare, unbebaute Einſamkeit vor ſich hatte, von der dieſe wunderbare Stadt umgürtet war.

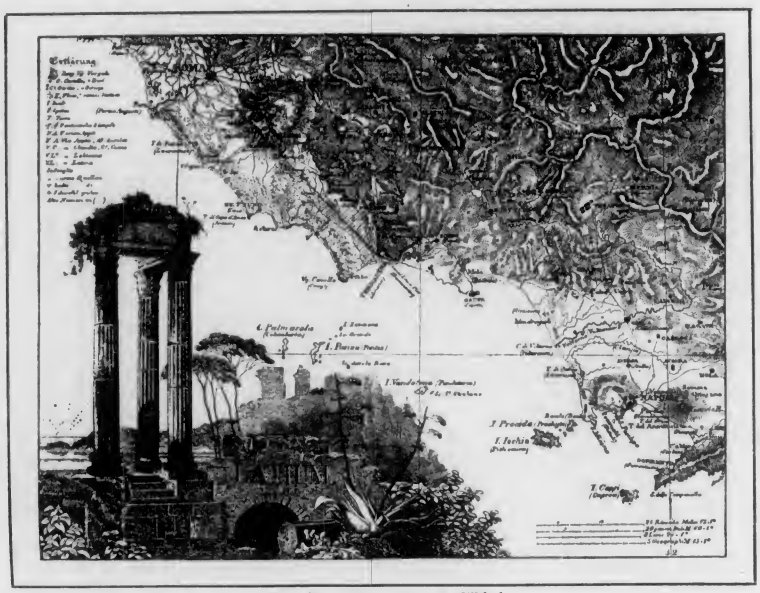


Blick bei Ponte molle. Nach Philipp Hackert

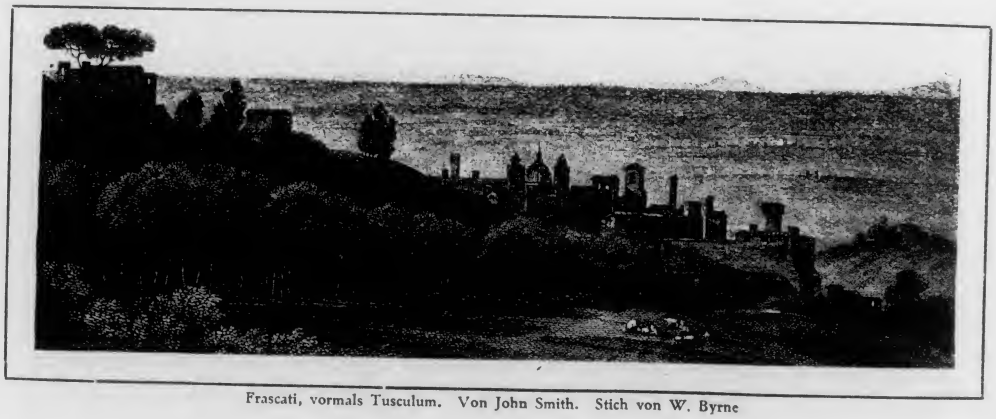
Ganz ähnliche Bilder genoß man vor dem Tore: Goethe hatte nur wenige Schritte zur Porta del Popolo; ſein Weg führte ihn alſo oft hinaus, und zumeiſt wohl dahin, wo er zuerſt die Tiber bei Rom und den geiſtlichen Bezirk geſehen, alſo nach Ponte molle hinaus.

*

Goethe war erſt vierzehn Tage in Rom, als er ſich gern beſtimmen ließ, mit den neuen Freunden über das öde Gebiet hinweg zu den Bergen zu wandern. Das alte Tusculum, an Cato, Cicero, Horaz und Lukull erinnernd, lag drei Wegſtunden ſüdöſtlich von der Stadt, am Fuße des Albanergebirges. Genauer: es hatte dort gelegen, denn im zwölften chriſtlichen Jahrhundert war es gründlich zerſtört worden. Im ſiebzehnten Säkulum war es dann unter dem Namen Frascati neu erſtanden: als eine Siedelung von Weinbauern und Landvolk, vornehmlich aber wieder als Erholungsort für die vornehmen Herrſchaften der großen Stadt. Die Villen und Kunſtſchätze der Reichen gehörten alſo auch hier im Landflecken zu den Sehenswürdigkeiten; man war hier nur

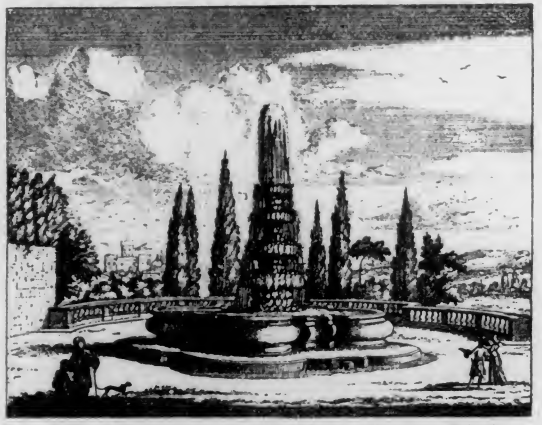


Das alte Latium. Von E. Wibel



Frascati, vormals Tusculum. Von John Smith. Stich von W. Byrne

in einer anderen Luft und Landschaft, fern der städtischen Unruhe. Am 15ten November besahen Goethe und seine Gesellschaft diese Gärten und Lusthäuser Aldobrandini-Pamfili, Falconieri oder La Rufina und Mondragone. Es fehlte hier auch nicht an neueren und neuesten Sachen; z. B. besah man Gemälde von Hackert, und



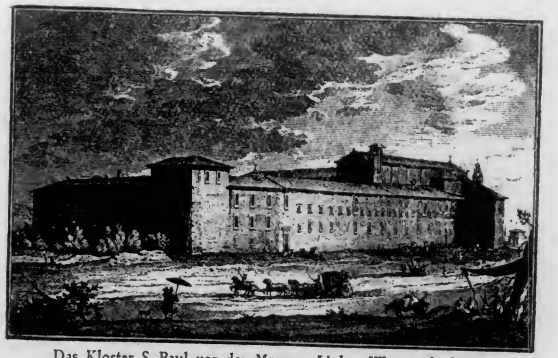
Frascati, Springbrunnen am Palast Ludovisi. Von Petrus Schenk

auf einem derselben begrüßte Goethe die ihm von Weimar her bekannte englische Familie Gore. Unter den Antiken war die schönste ein kolossalischer Kopf des Antinous; er stand in Mondragone. Auf einem der Hügel fand man noch Trümmer vom alten Tusculum; das gemeine Volk nannte sie die Höhlen Ciceros. Reste eines Amphitheaters waren deutlich erkennbar. Goethe hatte mit den Anderen seine Lust an Bäumen und Blumen, Springbrunnen und Wasserfällen, Statuen

und Gemälden, nahen Landschaften und Fernsichten. Er zeichnete fleißig; am zweiten Abend aber tauchte er den Gänsekiel in die Tuschmuschel und erzählte seiner Freundin, wo er jetzt sei. Das Wetter war warm und sonnig: ach wie anders umfängt uns der deutsche November!

Auch die im elften Jahrhundert gestiftete Benediktiner-Abtei Grotta Ferrata ward bei dieser Gelegenheit besucht. In einer Kapelle neben der prachtvollen Kirche waren berühmte Fresken des Domenichino an den Wänden: sie stellten die Wunder des heiligen Nilus dar, der an dieser Stelle gelebt hat.

*



Das Kloster S. Paul vor der Mauer. Links: Weg nach Ostia

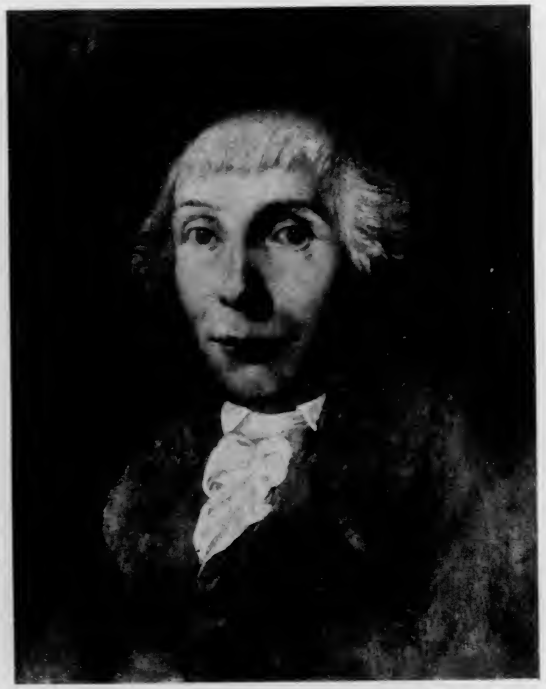
Nach vierzehn Tagen gönnte man sich einen zweiten Ausflug, und diesmal lockte das Meer. Am 29ten November ging es früh aus dem Paulstore heraus zu Wagen und Pferde auf der uralten Straße nach Ostia.

Zuerst durch das höchst ungesunde sumpfige Gebiet der Kirche und des Klosters Sankt Paul außer der Mauer: die Mönche mußten hier jeden Sommer zwei Monate lang ihr Kloster meiden, denn schon eine einzige Sommernacht darin wäre tödlich gewesen. Durch immer ödere Niederungen fließt nun die Tiber ihrem Ziele zu. In der Nähe von Ostia führt die Straße auf einem gemauerten Damm mitten durch einen großen Sumpf, dessen trübes Gewässer und Schlamm zum Teil mit Weidengestrüpp bedeckt war. Hier und da standen oder lagen Büffel im Gebüsch, scheußliche Bestien, das schwarze zottige Haar mit getrocknetem Schlamm überzogen und aus den rotglühenden, tückischen Augen die Fremdlinge anstierend. Zuweilen macht es diesen überaus starken Gesellen Spaß, einen einzeln daherkommenden Menschen totzutrampeln: eine Gesellschaft von Berittenen fühlt sich gegen sie sicher, denn nicht so leicht vereinen Tiere ihre Haufen zur Übermacht.[1])

In Ostia entsprach die Schenke sehr wenig dem berühmten Namen des Ortes; noch viel ärmlicher zeigten sich dann die Fischerhütten bei Fiumicino, dem Ziele des Rittes. Es waren Ständer oder Balkengerüste, die von Schilf und dunkelm Gestrüpp wie mit einem übergeworfenen Mantel bedeckt waren: kein Fenster, kein Schornstein; der Eingang stellte die einzige Öffnung vor. Nahe lag der nun verschlammte Hafen, den einst Kaiser Trajan angelegt hatte; Fiumicino war jetzt der einzige Ort an dem noch schiffbaren der beiden Arme

[1]) Dies nach Ludwig Richter, der mit seinen Freunden vierzig Jahre später die gleiche, sehr wenig übliche Reise machte.

Ausflug mit Goethe nach Fiumicino
Von Georg Schütz
Goethe-Nationalmuseum in Weimar



Karl Philipp Moritz
Gemalt von Schumann
Gleim-Haus in Halberstadt

der Tiber. Es war also jetzt die Niederlage von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, die zur See für Rom gebracht wurden; auch ward die Seefischerei ziemlich lebhaft betrieben. Unsere Deutschen wollten hier auch gerade diesen Fischfang kennen lernen und all das Seegetier anstaunen — zu geschweigen von dem Tirrhenischen Meere, das Goethe hier und heute zum ersten Male vor seinen Füßen schaute. Unter den Fischen, die sie fangen sahen oder selber fingen, beschäftigte sie der Zitterrochen am meisten, „der Elektrisierfisch", wie Goethe ihn nannte, „der, wenn man ihn anrührt, einen Schlag wie die Elekkrizität gibt." Georg Schütz war heute der fleißige Maler, er zeichnete die ganze Gesellschaft: Reisende, Fischer, Meer, Strand und einen alten Turm, der mit andern solchen Türmen einst zur Bewachung der Küste diente.

Moritz als Patient. Von W. Tischbein

Es war spät, als sie Rom wieder erreichten. In der Nähe des Pantheons mochte das schon längst abgeglättete Pflaster durch einen Sprühregen heute noch schlüpfriger geworden sein: das Pferd, worauf Moritz saß, glitt aus und stürzte; der Reiter brach den Arm.

Goethe und die andern Freunde führten ihn zu seiner Wohnung in der Straße Babuino; ein Wundarzt ward herbeigeholt, und Goethe ließ auslosen, in welcher Reihenfolge die Freunde bei dem Patienten sein sollten, um ihn zu pflegen. Er selber kam jeden Tag herein, auch wenn ein Anderer die Wache hatte.

*

Immer besser nahm er nun Besitz von Rom.

Er hatte es schon erlebt, daß Reisende nach ihm angekommen und bereits wieder abgefahren waren. Sie würden sich nun bald zu Hause rühmen, daß sie Alles gesehen haben. „Gott sei Dank", meinte unser ernsthafter Freund, „daß mir künftig keiner von diesen Zugvögeln mehr imponiert, wenn er von Rom spricht, keiner mehr die Eingeweide erregt." Ihm traten ja alle Gegenstände noch wie neue Bekanntschaften entgegen; er war über ihren eigentlichen Wert längst nicht im Klaren.

Einige reißen einen mit Gewalt an sich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat zum Exempel die Fassade des Pantheons, der Apoll von Belvedere, einige Kolossalköpfe und neuerdings die Kapelle Sixtina so mein Gemüt eingenommen, daß ich darneben fast nichts mehr sehe. Ihr kennt mich und könnt leicht denken, daß ich ein Jahr und länger brauchte, um so wenige, aber so große Gegenstände in meinem Gemüt zurecht zu stellen. Nun kommt aber noch eine ungeheure Menge trefflicher Werke, die sich von allen Seiten zudrängt . . .

Gerade diese überreiche Fülle ließ ihn das weiseste Verfahren wählen: die willenlose Hingebung.

Ich lasse mir nur Alles entgegen kommen und zwinge mich nicht, Dies oder Jenes in dem Gegenstande zu finden.

Wie ich die Natur betrachtet, betracht' ich nun die Kunst. Ich gewinne, wornach ich so lang gestrebt, auch einen voll-

Tempel der Minerva Medici. Von G. Vasi

Grabmal der Cecilia an der Via Appia vor dem Tore S. Sebastiano. Von G. Vasi

ständigen Begriff von dem Höchsten, was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freieres Feld.

Freilich hinderte ihn diese Unbefangenheit nicht, sich noch immer mehr den Alten anzuvertrauen und fleißig in ihre Schule zu gehen. Jetzt gerade ergriff ihn eine Liebe zu antiken Kolossalköpfen, zu der Juno im Garten Ludovisi, zu einer Medusa-Maske im Palast Rondanini, zum Zeus von Otricoli. Und das Wohlgefallen an den großen Ruinen wuchs noch.

Wasserleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläste der Kaiser, die Gräber der Großen! Mit diesen Bildern hab' ich meinen Geist genährt und gestärkt. Ich lese den Vitruv, daß der Geist der Zeit mich anwehe, wo Das alles erst aus der Erde stieg. Ich habe den Palladio, der zu seiner Zeit noch Vieles ganzer sah, maß und mit seinem großen Verstand in Zeichnungen herstellte.[1]) Und so steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe.

*

Als er seiner fernen Freundin wieder einmal von diesen Dingen erzählte, schrieb er weiter: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort." Das war ja das Beste hier, daß er sich selber wachsen, erstarken und gesunden fühlte. Seine Schwächen und Krankheiten fielen wie Schuppen von ihm ab. Er konnte den Freunden daheim, die seine alte Unruhe kannten, versichern, daß er nun wirklich ein Glücklicher sei. Nun könne er doch einmal schwimmen, statt immer nur zu waten, drückte er es bildlich aus. Nun habe er auf Lebenszeit Ruhe vor den römischen Gespenstern, versicherte er dem treuen Diener

[1]) Das vierte Buch des Palladio ist eine genaue baumeisterliche Darstellung der alten Tempel zu Rom.

Seidel, der es am besten wußte, wie oft Goethes Sehnsucht sich dies Ziel: Italien und Rom erwählt hatte. Und an Herder schrieb er:

Ich habe endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht und lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, die Ihr Euch denkt, weil Ihr mich kennt. Meine Ubung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und zu lesen — meine Treue, das Auge licht sein zu lassen — meine völlige Entäußerung von aller Prätention machen mich hier höchst im Stillen glücklich.

*

Aber wie hieß es in jenem Morgengesange, den er jetzt an die Spitze aller seiner Gedichte zu setzen gedachte?

Für Andre wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Im eigentlichen Wortsinne hätte jetzt Goethe gern allen seinen Freunden den Weg nach Rom und alle Wege in Rom gezeigt; selbst eine Möglichkeit, daß er die geliebte Charlotte hier herum führen könnte, suchte er sich öfters einzubilden. Daß er mit seinem Herzoge bald wieder kommen und als dessen Cicerone sich nützlich machen wolle, sprach er zu seinen Bekannten aus. Aber freilich waren jene Verse mehr bildlich zu verstehen. Er ging nie auf eine bloß eigennützige Bereicherung aus, sondern wollte immer mit seinen Nächsten, seinen Zuhörern und Lesern teilen, soviel man geistigen Besitz teilen kann.

Ich erinnere mich noch wohl, wie einem alle Menschen bis zur Verzweiflung imponieren, die aus Italien kommen.

Ich will Euch keine Schmerzen, sondern Freuden, keine dunkle, sondern klare Begriffe mitbringen, Euch nicht nur sagen: „Ich hab' es gesehn", sondern es Euch sehen machen.

Noch Besseres versprach er: er werde als ein neuer Mensch zurückkommen und seinen Freunden zu größerer Freude leben. „Laß Dich's nicht verdrießen" bat er Charlotten, „daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist: er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden ... Hier kommt man in eine gar große Schule." Und zu Herders sagte er: was ihn hier am tiefsten freue, sei die Wirkung, die er schon jetzt in seiner Seele gewahr werde.

Es ist eine innere Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird: Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Ich denke die gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben zu fühlen.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahr und drüber alt ist: durch die Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters: so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschläge des Schicksals. Und dann ist nichts Kleines hier (wenn auch Scheltenswertes und Abgeschmacktes). Alles hat teil an der Großheit des Ganzen genommen ...

Ich bin fleißig und bin nicht hier, um nur nach meiner Art zu genießen. Ich will lernen und mich ausbilden, eh' ich vierzig Jahr alt werde.

In den ersten Tagen des Dezembers sandte er einen Brief an alle weimarischen Freunde und einen andern für Charlotten allein. „Ob ich gleich noch immer Derselbe bin" sagte er dem größeren — aber immer noch kleinen — Kreise, „so mein' ich bis auf's

innerste Knochenmark verändert zu sein." Der Geliebten aber versicherte er:

Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß' ich und ergreif' ich und bring' ich Dir mit. Auch wirst Du den Deinigen, wenn er zurückkommt, noch mehr lieben, denn (will's Gott) wird er einige Fehler ablegen, mit denen Du unzufrieden warst.

Nie hab' ich so lebhaft gefühlt als hier, daß der Mensch, der das Gute will, ebenso tätig, fast auf dieselbe Art tätig sein müsse als der Eigennützige, der Kleine, der Böse.

Nur schwer, schwer ist die Erkenntnis! Wir haben über diesen Punkt so oft gesprochen ...

Es ist ein Widerspruch in solchen Erklärungen. Goethe wollte für Andere nützlicher und angenehmer werden, war aber gerade diesen Anderen, seinen Nächsten, entflohen. Er wollte also eine Zeit lang außer dem Wasser schwimmen. Nun ist aber eine Reise, ein Aufenthalt in der Fremde, an sich selbstsüchtig oder zur Selbstsucht erziehend. Die Mißstände, Schlechtigkeiten, Nöte, Unglücksfälle in einem Lande, das wir nur durcheilen: was gehen sie uns an? Wir können sie nicht ändern. Der Reisende sorgt, wie er am Leben bleibt, vorwärts kommt, seinen Tag ausbeutet und genießt! Vielleicht erweckt der Anblick einer musterhaften Gemeinschaft, einer wohlverwalteten Stadt, eines weise regierten Staates auch in uns Zuschauern den Trieb, Dergleichen in unserer Heimat gleichfalls zu begründen, wenn wir wieder daheim sein werden. Aber wir wissen schon: Rom war keine Schule des Gemeinsinns; hier lebte Niemand um des Ganzen willen; auch die vortrefflichsten Römer hätten es für Torheit gehalten, sich so aufzuopfern, wie Goethe es in den letzten zehn Jahren

daheim getan. Wenn Goethe sein jetziges Wohlergehen betrachtete, sah er sich als einen freien, einzelnen, an den Mitmenschen vorbei gehenden Mann. Gewiß, jetzt war seine Lage die glücklichste.

Und sie wird es sein, sobald ich an mich allein denke, wenn ich Das, was ich so lang für meine Pflicht gehalten, aus meinem Gemüte verbanne und mich recht überzeuge: daß der Mensch das Gute, das ihm widerfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich weder um Rechts noch Links, viel weniger um das Glück und Unglück eines Ganzen bekümmern soll. Wenn man zu dieser Gemütsart geleitet werden kann, so ist es gewiß in Italien, besonders in Rom. Hier, wo in einem zusammensinkenden Staate Jeder für den Augenblick leben, Jeder sich bereichern, Jeder aus Trümmern sich wieder ein Häuschen bauen will und muß.

In einen Brief an Frau v. Stein schrieb er diese Zeilen hinein. Sie hatte ihn einst ihren Heiligen genannt: hatte er sich denn jetzt zum Egoisten bekehrt?

Man konnte es freilich auch läßlicher und freundlicher nehmen. Wer verlangt von Kindern und jungen Leuten jenen Gemeinsinn, der als eine Form von erweiterter Väterlichkeit und Mütterlichkeit in vielen Erwachsenen von selbst entsteht? Goethe war eben noch einmal Student geworden. „Ich zähle eine Wiedergeburt von dem Tage an, da ich Rom betrat“: so schrieb er an den Herzog von Gotha. „Ich lebe eine neue Jugend, der ich mich immer mit den größten Freuden erinnern werde.“

Achtes Kapitel

Die ferne Geliebte

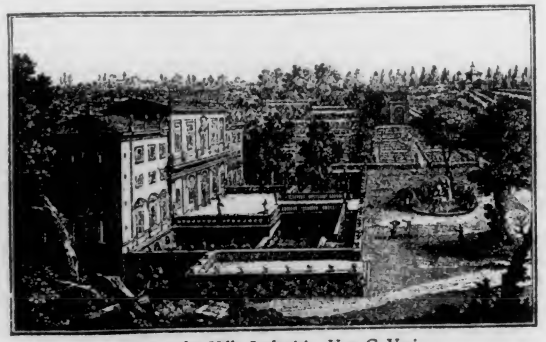
Jahreswende 1786/87

Nach Frankfurt gelangte ein Brief, wenn es gut ging, schon in elf Tagen; also vernahm Goethe von seiner Mutter auch das erste Echo. „Lieber Sohn“ schrieb sie, „eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom.“

Jubelieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor Alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern Alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergen im Gedächtnis bleiben: „Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit als Andere, die von Paris und London zurückkommen.“

Nun wartete er mit freudiger Spannung auf ebensolche Freudezeichen aus Weimar. „Nachricht, daß es meinen Freunden wohl gehe, ist das Einzige, was mir hier fehlt“: so schrieb er im Anfang Dezembers an das

Herdersche Paar. Schon im voraus wärmte er sich an den Liebesgrüßen Charlottens, der er ja auch beständig in diesen Wochen gedacht und für die er so viele Seiten mit Berichten und Bekenntnissen angefüllt hatte. Etwas über einen Monat mußte man für das Hin und Her zwischen Rom und Weimar rechnen. In den ersten Tagen des Dezembers wuchs also die Erwartung und Hoffnung auf's höchste. Am 9ten Dezember besuchte



Casino der Villa Ludovisi. Von G. Vasi

er die Villa Ludovisi und sah zum ersten Male jenen kolossalen Juno-Kopf, von dem schon die Rede war; abends bei der Lampe setzte er sich hin zur Berichterstattung an Diejenige, die ihm von allen Wesen das Liebste war; da brachte Tischbein den ersten Brief aus Weimar herein. Philipp Seidel und Herders hatten ausführlich geschrieben; der Herzog noch nicht; von Charlotten fand sich nur ein kleines Zettelchen, und als Goethe diese wenigen Zeilen las, war es ihm, als stürz er plötzlich von lichter Felsenhöhe hinunter in einen dunkeln Schlund.

Auf dem Zettel stand, daß Charlotte nicht willens sei, ihm zu schreiben, daß sie vielmehr ihre früheren Briefe — wo waren sie denn? — von ihm zurückbegehre.

Was war geschehen? Nichts! Eben darum hatte die Phantasie freien Lauf gehabt. Charlotte hatte, nachdem der Freund ihr seine Abreise aus Karlsbad gemeldet, von Woche zu Woche auf Nachricht von Goethe gewartet, schließlich von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde. Ihre Sorge wuchs zur Angst. War ihm ein Unglück zugestoßen? Würde sie den Geliebten niemals wieder sehen?

Sie war seit zehn Jahren seine Vertraute gewesen, seine Stellvertreterin vor den Leuten, seine Schlüsselbewahrerin. Daß er ihr diesmal das Ziel seiner Reise nicht nannte, konnte sie nicht sogleich beunruhigen; sie kannte seine Grille, seine Überzeugung, seinen Aberglauben oder wie man es nennen wollte, daß man ein ungewöhnliches Vorhaben geheim halten müsse, um die Verhinderungen nicht aufzuwecken. Sie war auch daran gewöhnt, daß seine leidige Schweigsamkeit sich bis auf recht unwichtige Dinge erstreckte. Warum hätte sie an seiner Liebe zweifeln sollen? Er war in Schneeberg ganz als ihr alter treuer Goethe von ihr geschieden. Nachher hatte er geschrieben, daß er ihr Ende September ein Röllchen Zeichnungen von seiner Reise schicken und sie wissen lassen werde, wohin sie ihm schreiben könne. Wie gesagt, sie war im Anfang ruhig genug. Sie glaubte ihn in den böhmischen oder benachbarten Gebirgen, seinen geliebten Naturforschungen hingegeben, und rechnete auf ein Ausbleiben von sechs Wochen. In der Mitte Oktober aber ward das Er-

warten zur Pein. Die Freunde fragten sie, wo Goethe sei, und wunderten sich, daß sie keinen Bescheid geben konnte. Niemand in Weimar kannte seinen Aufenthalt, denn Philipp Seidel log, wenn er gefragt wurde. Selbst der Herzog konnte nicht sagen, wo sein Freund und Geheimer Rat sich aufhalte. Charlotte ließ nun ihren Fritz bei der Mutter in Frankfurt anfragen; aber von da kam auch keine Erleuchtung. Frau v. Stein kränkelte und ward jetzt ernstlich krank; der Körper litt von der Seele aus. Hatten Räuber im einsamen Waldgebirge ihren liebsten Freund ermordet? Diesen großen Geist zerstört, um eine Uhr und ein paar Goldstücke zu erbeuten? Oder aber: schwieg Goethe vorsätzlich? Hatte er Vorwürfe gegen sie, die er nicht aussprechen mochte? War diese heimliche Reise seine Art, sich von ihr abzulösen? War seine Schweigsamkeit jetzt ins Handeln übersetzt? Glaublich war es nicht, aber das verängstigte Frauenherz fürchtet auch das Unglaubliche.

Wir wissen, daß Goethe ihr überaus fleißig geschrieben hatte, aber sie wußte es nicht. Goethe war mit der Absendung seines Tagebuches ungeschickt verfahren; es kam noch später nach Weimar, als er gewollt, und Seidel war gleichfalls ungeschickt gewesen und hatte die erhaltenen Nachrichten gar zu lange zurückgehalten. Bis dann eines Tages in einem allgemeinen Briefe an die Freunde die Botschaft kam: Goethe spaziert in Rom herum und schwelgt in Kunstgenüssen! Da wandelte sich Charlottens Angst in Zorn, und das Band war plötzlich zerrissen, das diese Frau bisher an diesen Mann band. Auf eine so lange Zeit hatte er weggehen können, ohne sie in's Geheimnis zu

ziehen! Ohne gehörigen Abschied zu nehmen, ohne sich mit ihr über alles Wichtige auszusprechen! Er war in ein fremdes Land gegangen, das durch seine Räuber und Wegelagerer berüchtigt war, wo auch Unzählige den bösen Fiebern und Seuchen erlagen. Das hatte der Mann getan, der „ein Vertrauen ohne Grenzen", ein Vertrauen in sie allein, für seine Gewohnheit, sein Bedürfnis erklärt hatte, der sich nur für ein halbes Wesen ohne sie gehalten, der so oft die kleinen Trennungen beklagt und kaum einen Tag hatte leben können, ohne seinen Blick in ihre Augen zu tauchen! Jetzt brauchte er sie also nicht mehr! Er zog andre Gesellschaft vor und hatte nur nicht den Mut gehabt, es ihr zu sagen. Schon lange hatte er sie getäuscht und betrogen, denn wenn unser Nächster ein wichtiges Vorhaben vor uns geheim hält, so betrügt er uns.

Endlich war Goethe ehrlich, freilich auf eine feige Weise! Er war geflohen und schwieg sich aus: daraus mochte sie entnehmen, daß sie aus seinem Leben ausgeschieden sei.

Aber auch als Mutter fühlte sie sich beleidigt. Er hatte vor Jahren ihren Fritz aus freien Stücken zu sich genommen und den Knaben wie seinen Sohn und Erben behandelt: nun war auch der noch erziehungsbedürftige Sohn plötzlich verlassen! Als sie Das gewahr wurde, nahm Frau v. Stein ohne Zögern ihren Knaben aus Goethes Wohnung fort und in die ihrige zurück. Und sie verlangte von dem Treubrüchigen ihre Briefe: so wenig wie ihr Knabe sollten die vormaligen Ergießungen ihres Herzens der Obhut eines Dieners anvertraut sein.

*

Als Goethe von dem Schlage, der ihn so unerwartet aus der liebsten Hand getroffen, wieder zur Besinnung kam, stieg auch in ihm der Zorn hoch — aber sollte hier nicht ein Mißverständnis zu grunde liegen? Seinen Brief mußte er beendigen, denn am andern Morgen ging die Post nach Norden ab. Beides floß hinein: Vorwürfe und seine alte Liebe.

Das war also Alles, was Du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von Dir sehnt! Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er Dich verließ, ohne an Dich zu denken!

Möge doch bald mein Packet, das ich von Venedig abschickte, ankommen und Dir ein Zeugnis geben, wie sehr ich Dich liebe.

Ihre früheren Briefe, nach denen sie fragte, hatte er mit allen andern wichtigen Schriftstücken durchaus nicht in seiner Wohnung bei Seideln gelassen, sondern wohl verpackt und versiegelt auf das fürstliche Archiv zur sorgsamsten Aufbewahrung gegeben. Also fuhr er fort:

Die Kasten auf dem Archive gehören Dein. Liebst Du mich noch ein wenig, so eröffne sie nicht eher, als bis Du Nachricht von meinem Tode hast. So lang ich lebe, laß mir die Hoffnung, sie in Deiner Gegenwart zu eröffnen.

Und schließlich noch:

Ich sage Dir nicht, wie Dein Blättchen mein Herz zerrissen hat. Lebe wohl, Du einziges Wesen, und verhärte Dein Herz nicht gegen mich!

*

In den nächsten Tagen ging er wie im halben Schlafe umher. So war ihm damals gewesen, als er den Tod seiner Schwester erfahren hatte. Er sah die

Kunstwerke, die Ruinen und sah sie nicht; denn sie hinterließen keine Eindrücke. Die Bäder des Titus, wo der Laokoon gefunden worden war — die sieben Gewölbe, die zu diesen Bädern oder vorher zu den Gärten des Nero das Wasser verschafften: hier konnte man noch Reste antiker Malerei erkennen, an denen Raffael gern gelernt hatte, die Kirche San Stefano rotondo: einst ein Tempel des Faunus oder eines andern Heidengottes — die Villa Casali, dieser Kirche gegenüber, mit antiken Statuen — die Kirche S. Gregorio Magno: hier gab es berühmte Gemälde von Annibale Caracci, Guido Reni und Domenichino. Goethe versuchte, sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen; es gelang nicht.

Nützlicher als alle solche Herrlichkeiten war ihm jetzt der kranke Landsmann Moritz. Dem armen Schelm ging es schlimm. Entweder war der Arm sehr ungünstig gebrochen oder der Wundarzt verstand seine Kunst schlecht, jedenfalls mußte Moritz lange Wochen eingepackt auf einem Flecke liegen und viele Schmerzen aushalten. Goethe pflegte ihn jetzt noch sorgfältiger; stundenlang redeten sie miteinander, wobei Moritz zu Goethe wie zu einem Beichtvater sprach, denn der Verfasser des ‚Anton Reiser' liebte es, seine eigene Seele unter die Lupe zu nehmen und ohne Beschönigung die einzelnen Triebe zu nennen und die daraus folgenden Handlungen herzuleiten. Goethen war es bei dieser Beichte manchmal, wie wenn er sich selbst im Spiegel sehe oder wie wenn er jetzt einen jüngeren Bruder vor sich habe, einen Menschen seiner Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo er begünstigt

gewesen war. Ganz sonderbar berührte es ihn, als Moritz zuletzt gestand, daß er durch seine Entfernung aus Berlin eine Herzensfreundin, die Gattin eines guten Bekannten, betrübt und verletzt habe; ohne Abschied sei er fortgegangen, indem er auch sein Amt verließ und zerstörte. Von dieser Geliebten, einer geistig hochstehenden Frau, hatte er jetzt einen ersten Brief erhalten; er wagte nicht, ihn in seinem fieberhaften Zustande zu öffnen und zu lesen: ob Goethe es nicht für ihn tun und auch die vorläufige Antwort übernehmen möchte? So schrieb denn Goethe an die Bergrätin Standke in Berlin und meldete ihr den Unfall des gemeinsamen Freundes; er schrieb ebenso an ihren Gatten, an Campe in Braunschweig usw. Auch Rechnungsführer ward er für den Patienten. Die andern Deutschen blieben in der Krankenstube auch nicht aus, und als die italienischen Wirtsleute sahen, wie sehr sich die Landsleute ihres Mieters um ihn bekümmerten, da zeigten auch sie sich noch williger und liebreicher als vorher. Kurz, der viel umgetriebene Moritz, der in seinem Leben erst wenig Liebe erfahren hatte, feierte unter Schmerzen ein Fest von vierzig Tagen, denn so lange dauerte es, bis er, seiner Fesseln ledig, wieder herum gehen konnte.

Eine große Hülfe war es für Goethe aber auch, daß er in seinem Kummer einen echten Freund wie Tischbein in allernächster Nähe hatte. So einen reinen, guten und doch so klugen und ausgebildeten Menschen hatte er kaum je gekannt. Auch ihm vertraute der schweigsame Goethe nicht an, was ihm jetzt das Herz bedrückte; aber der Künstler ward wohl gewahr, daß

Goethe in Italien. Von W. Tischbein
Städelsches Institut in Frankfurt a. M.

Aus Tischbeins Goethe-Bildnis

dieser bewunderte Freund jetzt eine linde Hand brauchte. Goethe war mit der ‚Iphigenie' ziemlich fertig; er las sie eines Tages zu Hause vor, um sie zu erproben: Fast unheimlich war ihm, wie Tischbein in der alten Fabel den neuen persönlichen Kern gewahr wurde und im gequälten Orestes den weimarischen Geheimen Rat v. Goethe erkannte. Gesprochen ward nicht viel darüber; lieber redete Tischbein von dem mächtigen Bildnisse, das er von Goethe malen müsse: in ganzer Figur, Lebensgröße, sitzend oder hingelagert auf antiken Trümmern, nämlich draußen an der Via Appia in der Campagna, in weißem Mantel und großem Hute über der blonden Perücke. Auf einem Trümmerstücke sollte man Iphigenie mit Orest und Pylades erkennen. Im Hintergrunde Reste der alten Wasserleitungen und das Grabmahl der Metellustochter Cäcilia. Es war eigentlich ein allzu kühnes Vorhaben, denn ein so großes Bild war nur in Palästen unterzubringen, und wie viele Freunde des deutschen Dichters wohnten denn in Palästen? Aber Tischbein entwarf seine Skizzen und spannte auch bald die Leinwand auf. Zeit durfte man freilich nicht verlieren; Goethe war mit den Sehenswürdigkeiten Roms ungefähr fertig; er wollte nun, mit Beginn des neuen Jahres, eine Reise nach Neapel tun, um namentlich den Vesuv zu sehen, der in den letzten Wochen wieder recht lebendig und unterhaltsam geworden war. Zu Ostern wollte er schon wieder in Rom sein und dann über Florenz und Mailand heimwärts ziehen: in die Schweiz zur Barbara Schultheß und zum guten Musikus Christoph Kayser, dann nach Emmendingen zu Schlossers, nach Frankfurt zur

Mutter und schließlich, im Monat August, zu den Freunden in Weimar.

Würde er dann auch zur allerbesten Freundin zurück finden?

Vier Tage, nachdem er das böse Blättchen erhalten, schrieb er ihr wieder:

Könnte ich doch, meine Geliebteste, jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschaft auf dieses Blatt fassen, Dir sagen und versichern, daß ich Dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um Deinetwillen des Daseins freue. Dein Zettelchen hat mich geschmerzt, aber am meisten dadrum, daß ich Dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse Deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst Du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran.

Doch vielleicht ist ein Brief von Dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet. Vielleicht ist mein Tagebuch angekommen und hat Dich zur guten Stunde erfreut. Ich fahre fort, Dir zu schreiben, Dir das Merkwürdigste zu melden und Dich meiner Liebe zu versichern.

Das Warten ist allemal ein anstrengendes Geschäft. Goethe wartete jetzt auf die wenigen Posten, die Briefe aus den deutschen Landen bringen konnten. Auch vom Herzog kam nichts: sollte er etwa auch beleidigt sein? Charlotte mußte sein Packet aus Venedig doch längst bekommen haben, obwohl er den Fehler begangen, es der langsameren Fahrpost zu übergeben. In Rom hatte er den zweiten Fehler gemacht, seinen für sie allein bestimmten Brief erst zwölf Tage nach seiner Ankunft abzusenden: darauf konnte ihre Antwort am 13ten Dezember hier sein. Aber am 20sten harrte er noch vergeblich.

Noch ist kein Brief von Dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher, daß Du vorsätzlich schweigst. Ich will auch Das tragen und will denken: hab' ich doch das Beispiel gegeben! Hab' ich sie doch schweigen gelehrt! Und es ist das Erste nicht, was ich zu meinem Schaden lehre.

*

Endlich am 23sten Dezember hatte er einen Brief. Vorwürfe, Klagen, aber auch die Aufklärung, daß Charlotte weder die Tagebücher noch sonst ein Zeichen von ihm erhalten hatte. Jetzt erst ward ihm sein Ungeschick, sein Unrecht ganz deutlich. Abends bekam er diese Post, und sogleich antwortete er:

Laß mich nur noch für Deinen Brief danken! Laß mich einen Augenblick vergessen, was er Schmerzliches enthält! Meine Liebe! Meine Liebe! Ich bitte Dich nur fußfällig, flehentlich: erleichtere mir meine Rückkehr zu Dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeih' mir großmütig, was ich gegen Dich gefehlt, und richte mich auf! Sage mir oft und viel, wie Du lebst, daß Du wohl bist, daß Du mich liebst!

In meinem nächsten Briefe will ich Dir meinen Reiseplan schreiben, was ich mir vorgenommen habe und wozu der Himmel sein Gedeihen gebe. Nur bitt' ich Dich: sieh mich nicht von Dir geschieden an! Nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an Dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre. Möge ich doch Kraft, alles Widrige männlicher zu tragen, mitbringen!

Eröffne die Kasten nicht, ich bitte, und sei ohne Sorgen. Grüße Stein und Ernst. Fritzen danke ich für seinen Brief; er soll mir oft schreiben. Ich habe schon für ihn zu sammeln angefangen; er soll haben, was er verlangt, und mehr, als er verlangt.

Daß Du krank, durch meine Schuld krank warst, engt mir das Herz so zusammen, daß ich Dir's nicht ausdrücke.

Verzeih mir: ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht. Meine Liebe! Meine Liebe!

Er erkannte seine Schuld: er hatte sich wieder einmal, wie in jüngeren Jahren, von seinem eigenen Drange — früher: Genius genannt — treiben lassen, ohne an die Folgen zu denken, nämlich an die Mitmenschen, die von seinen Handlungen mitbetroffen wurden. Er hatte eine vollkommene Freiheit beansprucht, aber kein Mensch darf frei sein wollen, der mit Andern in einen Bund getreten ist. Gegen seine Nächsten ist Jeder zur Offenheit verpflichtet; er muß das Seine tun, daß sie ihn verstehen können. Dem Herzoge war er doch auch mehr Aufrichtigkeit schuldig gewesen als seine allgemeinen Andeutungen. Kein Zweifel: auch Karl August war von ihm gekränkt worden. Goethe zauderte nicht, sich als büßender Sünder zunächst vor Frau v. Stein zu demütigen, und gelobte sich, das Recht seiner weimarischen Freunde und besonders der Herzensfreundin Recht auf ihn von nun an heilig zu achten. „In Leben und Tod der Deine" schloß er seinen Brief.

Nun konnte er wieder Hoffnung fassen, und Weihnachten war kein gar zu trauriges Fest. Freilich die Fabel vom Jesuskinde, mit der hier in den Kirchen, wie auch in der ganzen christlichen Kunst gespielt wurde, ließ ihn kalt; die Gaukelei der Priester, das ganze katholische Wesen: ihm dünkte es nur ein mittelmäßiges Theater für die „Vögel", die sich gern betrügen lassen. Er fuhr mit seinen Freunden in der Nacht zum ersten Weihnachtsmorgen zu verschiedenen Kirchen. In Sankt Apollinaris erklang Musik. Der ungeheure Petersdom

war nur mit wenigen Kerzen, Lampen und Fackeln erleuchtet, so daß er mit seinen Halbschatten und tiefdunkeln Teilen ein ganz neues Bild bot. Nur eine Seitenkapelle erstrahlte in reichem Lichterglanz: dort sangen die Chorherren die Frühmesse. In Santa Maria maggiore war die große Kirchenhalle sehr schön erleuchtet; sie besaßen dort einige Stücke von der echten Krippe Christi, und es zog eine Prozession umher, wobei ein silbernes Jesuskind auf einer silbernen, sehr verzierten Wiege zur Schau getragen wurde.

Am Vormittage hielt dann der Papst selber in Sankt Peter das Hochamt, und die Kardinäle ministrierten ihm. Es waren wohl zweitausend Menschen in der Kirche beisammen, aber da sie alle um den Hochaltar standen, bemerkte man sie kaum, wenn man eben in das Gebäude hineintrat. Bei weiterer Annäherung war das Schauspiel großartig genug, nur wartete Goethe vergeblich auf den Eindruck des Erhabenen.

*

Nun ging das Jahr zu Ende: da war es für unsern Dichter eine Freude, daß auch seine ‚Iphigenie', die er einen so weiten Weg mit sich getragen hatte, endlich fertig und vollendet wurde. Zwei saubere Abschriften, die ihm ein Schweizer gemacht hatte, lagen auf seinem Tische. Und schon wußten auch die römischen Poeten von seinem Werke Bescheid und forderten, daß es übersetzt und aufgeführt werde. Sie kamen auch und wollten ihm ihre eigenen Sachen vorlesen und wollten den bewunderungswürdigen deutschen Dichter in ihre Gesellschaften ziehen und bei ihren vor-

nehmen Gönnern einführen. „Aber es ist hier wie allenthalben," schrieb Goethe an Herder, „und Alles, was hier geschehen könnte, ennuyiert mich schon im voraus."

Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Kabalen mit verfechten helfen, die Künstler und Dilettanten loben, den Großen schmeicheln. Und Das sollte ich hier, da ich's zu Hause nicht mag? Und ohne Zweck?

Zufrieden blickte er am Jahresschlusse auf seinen Gewinn im Gebiete der bildenden Künste. Er hatte sich zu ihnen verhalten wie vorher zu den Werken der schaffenden Natur. Das heißt: er war als ein Schauender herumgegangen, als ein wandelndes Auge, und hatte eine Fülle von Wirklichkeiten in seiner Seele versammelt. Nun tat er gut, eine Weile die Augen zu schließen: in seinem Innern mußte es gären und sich klären. Er kannte als seine besondere Geistesgabe das Ergreifen von Ähnlichkeiten an Dingen, die irgendwie sehr entfernt von einander liegen; dadurch gewann er als Dichter und überhaupt als redender und schreibender Mensch seine sehr glücklichen „Bilder" und Gleichnisse, und dadurch wurde er in den Wissenschaften ein Entdecker. Viel half ihm auch seine Fähigkeit, sich aller Vorurteile und Absichten zu entäußern, also seine Reinheit des Schauens; nur ein leitendes Bestreben ließ er gelten: das Entstehen der Dinge zu erforschen und die heutigen Zustände aus ihrer Vorgeschichte zu erklären. Er zweifelte nicht, daß er auf seine Weise in der Geschichte der Kunst, in der Erkenntnis der Schönheitsgesetze, bald eine Führung übernehmen könne, ohne soviel Gelehrsamkeit anzuhäufen, wie manche Andere brauchen, um mitreden zu dürfen. Daheim hatte er bisher seine Gänge in drei Wissenschaften hineingegraben: Erdbau- und Gesteinskunde, Botanik und Zoologie, denn die höchst schwankende Meteorologie durfte man wohl so wenig mitzählen wie die früher beliebte Physiognomik; jetzt war er im Begriff, die Baukunst, Plastik und Malerei ebenso ergreifend wie begreifend sich anzueignen. Zuweilen schien es ihm, als dürfte gerade er Winckelmanns Werk fortsetzen. „Hätte ich Zeit, ich könnte Euch große Schätze zurückbringen" schrieb er in diesem Sinne an Herder.

Denn ach Winckelmann! Wieviel hat er getan und wieviel hat er uns zu wünschen übrig gelassen! Du kennst mich Hypothesen-Auflöser und Hypothesen-Macher. Er hat mit denen Materialien, die er hatte, geschwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch — und er könnte noch frisch und gesund sein — so wäre er der Erste, der uns eine neue Ausarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das nach seinen Grundsätzen getan und beobachtet, was neuerdings ausgegraben worden. Und dann wäre der Kardinal Albani tot, dem zu Liebe er Manches geschrieben und, was mir noch schlimmer deucht, Manches verschwiegen. Ich Wandrer raffe auf, was ich kann. Wie anders sehe ich gegen die erste Zeit! Was würde es in Jahren sein!

Von Winckelmann lernte er immer noch die verschiedenen Stile der Völker und die Epochen dieser Stile zu unterscheiden; aber er glaubte an einigen Stellen die Stilkunde schon erweitern zu können. Sodann wandte er seine alte physiognomische Übung jetzt gegen alle die steinernen Götter und Heroen. Die alten Künstler hatten sicherlich in der Gestaltung der Eigenschaften Wunderbares geleistet: es galt also, die

Regeln zu entdecken, wonach sie das Innere als ein anschauliches Äußere zum Ausdruck brachten. Wer diese Gesetze kennte, dürfte es ohne viel Lehrzeit wagen, selber einen Achilles, eine Minerva zu gestalten! Ach, warum plagte sich Goethe mit solchen Grübeleien! War es sein Schicksal, daß sich sein Genießen immer in ein Bemühen verwandelte?

Doch nein, sein Forschen war ja freudenreich. Wenn er des Morgens die Augen öffnete, verweilte sein Auge auf drei Juno-Köpfen, die er nun in seiner Stube neben einander stehen hatte. Immer wieder verglich er sie: aus solchem halb träumenden Anschauen entspringen die Erkenntnisse; wenigstens bei Sonntagskindern.

*

Am vorletzten Tage des Jahres hatte er wieder Post aus Weimar: noch nichts vom Herzog, wohl aber von Herder, Knebel und Charlotten. Diese hatte seine Tagebücher, den vorzüglichen Kaffee und manches Andere noch immer nicht erhalten, denn Seidel bildete sich ein, daß er alles Angekommene noch zurückhalten müsse. Aber Frau v. Stein schrieb doch nun, da ihr Zorn wieder zu Schmerz aufgelöst war, jede Woche. Noch einmal kniete er vor ihr nieder, als er ihren Brief vom 18ten Dezember bekam:

Ich kann zu den Schmerzen, die ich Dir verursacht, nichts sagen als: Vergieb! Ich verstocke mein Herz nicht und bin bereit, Alles dahin zu geben, um gesund zu werden: für mich und die Meinigen. Vor allen Dingen soll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich auf's neue mit Dir verbinden. . . .

Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen. Schon habe ich viele Ideen, auf die ich fest hielt, die mich und Andre unglücklich machten, hingegeben und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren. Hilf mir aber nun auch und komme mir mit Deiner Liebe entgegen, schreibe mir wieder von Deinem Schreibtische und gedenke göttlich des Vergangenen nicht, wenn Du Dich auch dessen erinnerst. Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne: nur daß ich's genießen lerne, Das ist Alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse.

Sehr bald ward auch das Schweigen des Herzogs zugleich gebrochen und aufgeklärt. Karl August verdachte es seinem Freunde und Geheimen Rate gar nicht, daß er sich im schönen Land Italien ergötzte; er hatte nur nicht schreiben können, weil er in Berlin, wo er die militärischen Übungen mitmachte, vom Pferde gestürzt war, sich den Kopf verletzt und beinahe den Hals gebrochen hatte. In Weimar rief dieser neue Unfall mehr Ärger als Mitleid hervor, und so auch bei Goethen: weshalb auch begab sich der Herzog immer wieder in Lebensgefahren, statt zu Hause als Landesherr seine Schuldigkeit zu tun! „Ich fürchte, er endigt noch so," antwortete Goethe auf Charlottens Nachrichten. „Wollte Gott, er könnte sich auch einmal von diesen unglücklichen Ideen rein baden und waschen und sich und den Seinigen wiedergegeben werden!"

Übrigens schrieb der Herzog, daß er nach seiner Heilung nur rasch in Weimar vorsprechen und dann nach Karlsruhe und dem Oberrhein reisen wolle. Einige glaubten, er würde weiter nach Italien gehen. Goethe aber wußte, daß es sich jetzt um jene deutsche

Politik handelte, die man in Wien als eine preußische Politik verdächtigte: als deren Betreiber bei seinen Mitfürsten kannte man in Wien den unruhigen Herzog von Weimar sehr wohl. Folglich ließ man ihn und die Seinen bewachen, und als es dem Fürsten Kaunitz bekannt wurde, Karl Augusts Freund Goethe sei in Italien unter falschem Namen aufgetaucht, da war kein Zweifel: dieser Müller oder Miller hatte einen geheimen Auftrag an den Papst, in Sachen Kurmainz vermutlich. Der österreichische Gesandte in Rom bekam also Weisung, den v. Goethe, alias Müller, zu überwachen und ausforschen zu lassen. Und bald plauderte ein Sekretär des Gesandten als guter Freund im Kaffeehause mit Goethe und holte ihn aus. Politisches kam aber weiter nichts zu tage, als daß Goethe über die römische Pfaffenwirtschaft ebenso urteilte, wie jeder brave Mann.

*

Den Papst sah Goethe freilich merkwürdig oft. Bald nach Weihnachten ging er mit Tischbein in Sankt Peter herum, die Säulen und Denkmäler auf ihre Gesteinsart betrachtend. Als sie gerade einen schön gezeichneten Alabaster bewunderten, flüsterte Goethe in Tischbeins Ohr: „Da ist der Papst!“ Ihro Heiligkeit knieten wirklich in einem langen weißen Gewande mit roter Schnur an einem Pfeiler und beteten. Die Monsignores vom Gefolge, von denen einer den roten goldbesetzten Hut des Papstes hielt, standen mit ihren Brevieren nicht weit davon und plauderten leise; die Leute aber, die die Kirche zu reinigen hatten, machten ganz besonderen Lärm, damit der heilige Vater ihren Fleiß

bemerken sollte, denn, als er sich erhoben und entfernt hatte, feierten sie sogleich wieder.

Auch eine Messe nach griechischem Ritus sah Goethe jetzt; es war am Dreikönigstage, und er kam durch Zufall ins Sanktuarium zu stehen, so daß er das Spiel von innen beobachtete. Die Zeremonien schienen ihm theatralischer, pedantischer, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen. Das Ganze mochte recht schön sein, aber er selber war auch für dies heilige Brimborium verdorben; es ging ihm hier, wie gewöhnlich in der großen Oper: es floß von ihm ab wie Wasser von einem Wachstuche. Um wieviel tiefer drangen doch die Gestalten der Natur in seine Seele! Oder solche antiken Werke, die wie eine höhere Natur ihn berührten, etwa die vielgeliebte Juno Ludovisi!

Nach diesem griechisch-katholischen Hokuspokus gingen sie an jenem Tage zur Propaganda. So nannte man einen Palast an der Spanischen Treppe, wo die Congregatio de propaganda fide, die große Missionsanstalt der römischen Kirche, ihren Sitz hatte. Hier wurden heute die Weisen aus dem Morgenlande mit einem Festaktus gefeiert. Zuerst gab es eine lateinische Rede über die Frage, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen habe, im Stalle oder wo sonst? Dann folgten einige lateinische Gedichte, und danach traten etwa dreißig fremdbürtige Seminaristen, die hier zu Missionaren ausgebildet wurden, auf, um in ihren Muttersprachen kleine Gedichte herzusagen. Goethe schrieb sich auf, welche Sprachen angekündigt wurden, so weit er es verstehen konnte: Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, He-

bräisch, Arabisch, Syrisch, Koptisch, Sarazenisch, Armenisch, Hybernisch, Madagaskarisch, Isländisch, Boisch, Egyptisch, Griechisch, Isaurisch, Athiopisch usw. Das Auditorium lachte unbändig über diese sonderbaren Klänge, die seltsamen Sprach- und Vortragsweisen; man erzählte sich wohl auch die Geschichte von neuem, daß hier einmal so ein schwarzer oder gelber Seminarist gegen die zuhörenden Kardinäle recht eindringlich gnaja! gnaja! gnaja! gerufen habe, was ganz so klang wie canaille! canaille! „Der kennt uns doch!" habe da der witzige Albani, Winckelmanns Freund, zu den andern hohen Würdenträgern geflüstert.

Goethe hatte aber neben dem Vergnügen auch ernstere Gedanken. Wo in aller Welt gab es wieder solch eine Versammlung aller Völker? Was hätte hier ein deutscher Gelehrter von Herders Art erforschen können! Und wie gingen von hier aus die Fäden in alle Lande! Auch diese Anstalt wurde unter dem lottrigen päpstlichen Regimente längst nicht Das, was sie sein konnte; immerhin vermochte ihre Druckerei Schriften in vierzig Sprachen herzustellen, und Goethe erlebte selbst einen Fall, wo er von den weiten Armen der Propaganda Vorteil zog. Eine Hauptfrage bei den Resten der antiken Plastik war es doch, was altgriechischen Ursprungs sei. Und die Antwort lag nahe: sicherlich jede Arbeit aus parischem Marmor. Aber wie konnte etwa ein Goethe die Gesteinsarten einer der Zykladen-Inseln kennen lernen? Ein Geistlicher, den der Gegenstand gleichfalls gereizt hatte, wandte sich an den Kardinal Borgia, der der Propaganda vorstand, und nach einer Weile bekam er alle Sorten Marmor, die man

in Paros brach. Goethe sah sie bei dem Steinschleifer, der sie für jenen Geistlichen zurechtmachte, und beeilte sich, dem Manne die übrig bleibenden Splitter abzukaufen. Um dieselbe Zeit bekam er ebenso billig ein eben ausgegrabenes Pröbchen antiker Kunst. Auf Trinita dei Monti, über dem Spanischen Platze, wurde ein Obelisk aufgestellt — wir kennen Pius des Sechsten Liebhaberei — und zuvor der Grund für den Unterbau ausgehoben. Goethes Perückenmacher ging vorbei und sah im Schutte eine flache Scherbe aus gebranntem Ton, worauf Figuren waren; er nahm das Ding an sich, wusch es und zeigte es seinen deutschen Kunden. Goethe ließ es ihm nicht. Es war ein handgroßes Stück, offenbar vom Rande einer großen Schüssel; die Malerei zeigte zwei Greifen an einem Opfertische.

*

Am Weihnachts-, also an ihrem Geburtstage hatte Frau v. Stein Goethes Tagebücher endlich bekommen! Eine Woche später antwortete sie ihm ausführlich und offen, liebreich und betrübt über die ganze Entwicklung ihres Freundes. Goethe schloß am 20sten Januar dieses Gespräch, das Beiden so wehe getan, mit ein paar kurzen, aber schweren Sätzen, indem er noch einmal betonte, daß diese Reise nach Italien letzten Endes unfreiwillig geschah.

Ich habe nur *eine* Existenz: Diese habe ich diesmal *ganz* gespielt und spiele sie noch. Komm' ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetz' ich Dir tausendfältig, was zu ersetzen ist.

Komm' ich um, so komm' ich um! Ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.

Neuntes Kapitel

Die Karnevalszeit

Januar und Februar 1787

Am 13ten Januar schickte Goethe die fertige ‚Iphigenie' nach Deutschland. Nun fühlte er Mut, auch den ‚Egmont', den ‚Faust', den ‚Tasso' und andere angefangene Schauspiele, die so lange stockten, zu vollenden; noch in die jetzige Ausgabe seiner gesammelten Werke sollten sie hinein. „Ich will Nichts in Stücken geben" nahm er sich vor. Und nach dieser Arbeit wollte er auch aus dem ‚Wilhelm Meister' ein Ganzes machen.

In diesen Tagen meldete sich ein weimarischer Landsmann, der junge Kapellmeister Kranz, bei ihm; er machte auf Kosten des Herzogs und der Herzogin-Mutter eine italienische Reise, um sich musikalisch noch höher zu bilden. Goethe hatte ihn einmal zum Essen bei sich, ließ ihn auch ein kleines Konzert geben; dann eilte Kranz rasch nach Neapel weiter, denn jetzt war ja Karnevalszeit, also die Zeit der großen Oper-Aufführungen, und darin hatte Neapel viel mehr zu bieten als Rom. Goethe strebte gleichfalls nach Neapel; aber die Prachtentfaltungen auf dem „Lyrischen Theater" zogen ihn hier wie dort nicht besonders an. Und der Vesuv, der ihn sehr reizte, zumal da er jetzt wieder

Feuer spie, würde ja wohl so gut sein, auch nach Aschermittwoch noch Vorstellungen zu geben.

Hier in Rom war die Neuheit oder das Hauptwerk der diesjährigen Vorfastenzeit die Oper ‚Alexander in Indien', vom Komponisten Anfossi im Theater Aliberti selbst dirigiert. Goethe ging in die erste Aufführung. Er langweilte sich. Welch' unsinniger Aufwand für mittelmäßige Leistungen! Aber das große Ballet im Zwischenakt gefiel ihm; es stellte die Eroberung Trojas genau nach Vergils Schilderung dar. Wie gern hätte Goethe jetzt seine weimarischen Knaben Fritz, August und Gottfried neben sich gehabt! Das hölzerne Pferd, die herausteigenden Griechen, Hektors Schatten, die Flucht des Aneas, die brennende Stadt und endlich der Triumph der so lange auf diesen Tag vertrösteten Griechen!

In einem andern Theater sah Goethe Goldonis ‚Locandiera', die sie vor zehn Jahren auch in Weimar aufgeführt hatten. Hier machte ein Bürger von Rom, seines Handwerks ein Färber, die Wirtin und zwar so, daß wirklich nichts zu wünschen übrig blieb. Goethe nahm auch an den männlichen Tänzerinnen keinen Anstoß. Uberhaupt vermißte er die Frauen auf den Brettern keineswegs. Die Kastraten ließen durch ihre schöne, schmeichelnde Stimme Alles vergessen und fühlten sich offenbar in den Weiberkleidern ganz zuhause. Wo aber unversehrte Männer und Jünglinge eine weibliche Hauptrolle vorstellten, da hatten diese Schauspieler auch gewiß aus dem ganzen weiblichen Wesen ein eifriges und vergnügtes Studium gemacht; sie kannten vielleicht das Weib besser als die Schauspielerin, die bloß sich selbst gibt und mehr im Unbewußten stecken bleibt. Die

Kunst des Schauspielers besteht in der Nachahmung; ein Jüngling, der uns einen Greis täuschend vorführt, oder ein Mann, der sich vollkommen wie ein Weib benimmt, erfreuen uns durch ihre größere Kunst. Wie oft werden Dinge auf der Bühne dargestellt, die uns, wenn sie sich wirklich ereignen, ärgern oder empören würden: ihre Nachahmung aber genießen wir! Goldonis Gastwirtin zum Beispiel ist ein schlaues, herzenskaltes Frauenzimmer, das ihre Bewerber zum besten hat und schließlich den Hausknecht nimmt, weil ihr solch ein Dienstgewohnter am brauchbarsten erscheint. Wird uns dieses berechnende Spiel von einem Weibe vorgestellt, so verdrießt uns die Wahrheit, daß viele Frauen wirklich so sind, daß vielleicht auch diese hübsche Schauspielerin ebenso klar und kalt fühlt und denkt. Stellt aber ein Mann die Locandiera vor, so heißt Das gegen die Weiber: Wir kennen eure Listen und Kniffe und wissen, was wir von euch zu halten haben.

Vermutlich hätte Goethe sich nicht so rasch in diese Verbannung des andern Geschlechts gefunden, wenn nicht auch die antike Bühne frauenlos gewesen wäre: er brachte also den besten Willen von vornherein mit. Schmecken wollte ihm aber das ganze römische Theaterwesen nicht sehr, und er wendete nur wenige Abende daran. Er war nicht Kind genug für solchen Zeitvertreib. Von der Oper dachte er schließlich so wie von dem Hokuspokus der Kirchenfeste:

> Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und Beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet.

Aus einem besonderen Grunde sah Goethe auch die erste Aufführung einer Tragödie, also nicht schon deshalb, weil dergleichen eine große Seltenheit in dieser Hauptstadt der Kultur war. Bei dem Prinzen Lichtenstein hatte sich ein Abbate Monti an ihn herangemacht, ein fleißiger Poet, im Brotberuf Sekretär des Papstneffen Luigi Braschi. Er war Verfasser eines Trauerspiels nach französischem Muster, und nun bangte ihm und Andern mit Recht vor der Aufführung dieses ‚Aristodemo' in einem Theater, dessen Publikum an grobe Scherze gewohnt war. Goethe mußte ihm versprechen, in seiner Loge zu seinem Beistande gegenwärtig zu sein. Es lief aber ganz gut ab, und Monti wandelte nach dieser Stärkung weiter auf dem Parnasse. Auch andere römische Poeten hätten gern mit Goethe gemeinsame Sache gemacht; sie sprachen von einer Übersetzung seiner ‚Iphigenie' und schmeichelten dem größten deutschen Dichter in unendlichen Reden, denn das Schmeicheln ist eine dem Römer sehr geläufige Kunst. Eines Tages nahmen sie ihn auch in den alten, aber auch völlig veralteten Poeten-Verein der arkadischen Schäfer mit und machten ihn zum Mitgliede: es war eine leere Spielerei, um einen angesehenen Fremden mehr in der Liste zu führen. „Megalio" ward als sein Schäfername bestimmt, Megalio Melpomenio, der Erhabene auf dem Felde der tragischen Muse. Zwei Zechinen hatte er dem „Kustoden" dieses hundertjährigen Vereins zu bezahlen, dessen Wirksamkeit nur noch in der Aufnahme neuer Mitglieder bestand. Die Akademie der Arkadier war eine Wasserleitung ohne Wasser.

*

Während Goethe dem Theater in Rom sich rasch wieder entfremdete und die vielgerühmte große Oper für ein Ungeheuer ohne Lebenskraft und -saft erklärte, behielten die Reste des Altertums ihre Macht über ihn. In den ersten Nächten des Februar war der hellste und herrlichste Mondenschein: da mochten unsere Freunde erst gar nicht das Bett aufsuchen.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom durchzugehen, hat man, ohne es gesehn zu haben, keinen Begriff. Alles Detail wird von den großen Massen des Lichtes und des Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar . . .

Einen besonders schönen Anblick gab uns das Kolisee. Es wird nachts zugeschlossen. Ein Eremite wohnt an einem Kirchelchen drinne, und Bettler nisten sich in die zerfallnen Gewölbe. Sie hatten, scheint es, ein Feuer angemacht, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Teil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber herausahen. Wir standen an dem Gitter und sahen dem Phänomen zu. Der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Gewölbe, durch die Ruinenwände, und der Mond beleuchtete ihn wie einen Nebel; der Anblick war köstlich.

So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andre große Straßen und Plätze.

Noch mehr genoß es Goethe, daß er jetzt schon den Frühling erlebte. Im Januar war es zuweilen verdrießliches Wetter: zwar nicht draußen, aber im Hause zu kalt; als der erste Monat des Jahres zu Ende ging, war auch der Winter schon überstanden. Am zweiten Tage des Februars sah er den ersten Mandelbaum in Blüte; er fand Krokus und Adonis; die Maßliebchen

drängten sich überall hervor; Lorbeern und Buchsbäume blühten auch schon. Bald waren es Maitage: im Februar! Der Himmel glänzte wie hellblauer Taft, von der Sonne beschienen.

Nun, bei dieser großen Versuchung zum Draußen-Wandern und Draußen-Sitzen, kam auch seine alte Lust zum Zeichnen wieder über ihn. Eine Zeit lang hatte er es nicht gewagt, inmitten so vieler Beispiele der großen und größten Kunst sein eigenes kleines Talent zu versuchen. Aber jetzt dachte er mit dem Dichter: „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann“: er selber war dieser Dichter, denn im Prolog zu seinem ‚Neueröffneten Puppenspiel‘ hatte er dies weise Wort gesagt. Jetzt wiederholte er es auch in Prosa:

Die Natur hat für ihre Kinder gesorgt: der Geringste wird durch das Dasein des Trefflichsten nicht an seinem Dasein gehindert.

Tischbein gab ihm gute Winke, und der eine oder andre der deutschen Maler auch: da glaubte er denn manchmal recht hübsche Fortschritte zu machen. Er begriff nicht, was ihn eigentlich noch hinderte, das Vortrefflichste zu leisten, denn er empfand und verstand es doch, das Vortrefflichste. „Ubung! Ubung“ forderten die Malerfreunde. Ach, zur ausreichenden Ubung hatte er wohl keine Zeit.

Indessen ist mir das armselige bißchen Zeichnen unschätzbar. Es erleichtert mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, und das Gemüt wird schneller zum Allgemeinen erhoben, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet . . .

Ich freue mich recht sehr, daß mir im Zeichnen ein Licht aufgeht, eh' ich nach Neapel reise. Ich hatte schon Angst, ich würde von dem Anschauen der großen Kunstwerke erdruckt werden und mir nicht getrauen, ein Bleistift[1]) anzusetzen.

Er nahm sich vor, mit dem zurückreisenden Konzertmeister Kranz ein Dutzend römische Landschaftsbilder an die Freunde in Weimar, besonders an die Freundin, zu schicken. Einzeln würden sie freilich nichts bedeuten; versammelt aber, gaben sie doch wohl einen Begriff von seiner Umgebung.

*

Ein anderer Fremdling hätte um diese Zeit sein größtes Vergnügen von dem eine Woche vor Mittfasten einsetzenden vollen Karneval erwartet. Goethe nahm diesen berühmten Trubel von vornherein als ein Erlebnis, das man über sich ergehen lassen und tapfer aushalten muß. Gerade er konnte sich ihm nicht entziehen, denn er wohnte ja am Schauplatz dieser Lustbarkeiten; sein Zimmer war eine Loge in diesem Theater.

Er sah also auch schon die erste Vorbereitung: das Einlernen der Rennpferde. Mitte Januar hatte ihn die Pferdeweihe vor der Kirche des heiligen Abbas belustigt: nicht nur die Pferde und Maultiere Roms versammelten sich dort, schön geputzt und mit geflochtenen Mähnen und Schwänzen, sondern auch Esel und Hornvieh wurden herbeigeführt, damit der Priester sie mit geweihtem Wasser bespritze, um sie vor Unfällen im nächsten Jahre zu behüten. Jetzt, nach der ersten

[1]) Goethe brauchte manche Worte mit anderm Artikel als wir: Gift, Chor, Angel, Duell, Pult, Wachstum usw.

Das Theater von Pompeji
Von Philipp Hackert

Ausgrabung des Isistempels zu Pompeji

„Tempel Pflegerae" von Sir William Hamilton

Februarwoche, kamen Stallknechte mit ihren „Berbern", zwanzig bis fünfundzwanzig, zum Pappelplatze, stellten sich vor dem Obelisk auf, richteten die Köpfe der Pferde nach der Rennstraße zu und führten sie diese Straße entlang. Denn die Pferde mußten lernen, diesen Weg

Piazza del Popolo. ↑Goethes Wohnung

allein, ohne Reiter, zu rennen; Das war ihre Aufgabe an jedem Abende der Karnevalswoche. Am Venezia-Platze bekamen sie Hafer, damit sie begriffen, daß hier ihr Ziel sei.

Nunmehr wurde der lange Korso in einen Zirkus, einen Platz, einen Saal verwandelt. Jederzeit eine der wenigen sauberen Straßen Roms, ward er jetzt aufs

peinlichſte gereinigt, und das Pflaſter, ein Moſaik von Baſaltkeilchen, gut ausgebeſſert. Vor manchen Häuſern wurden Gerüſte für die Zuſchauer errichtet, ebenſo vor dem Obelisken am Tore und von ihm her zur Korſoſtraße: hier wurden für Tauſende wünſchenswerte Sitze erbaut.

Eine Glocke vom Kapitol gab endlich das Zeichen, daß die tolle Woche beginne. Sogleich zeigten ſich die erſten Masken: Männer als Weiber, Weiber als Männer verkleidet, Hanswürſte, Pickelheringe, Quäker — darunter verſtand man altfränkiſch gekleidete, würdig ausſehende, albern ſich benehmende Ausländer — Bettler, Bettlerinnen, Gärtner, Fiſcher, Hirten, Landmädchen, Neapolitaner, Griechen uſw. Auch die deutſchen Maler wurden wohl einmal nachgeahmt, öfter noch die deutſchen Bäckergeſellen, die immer als Angeheiterte oder Betrunkene umhertorkelten. Dieſe Masken bewegten ſich in der Mitte der nicht breiten Straße. Zu beiden Seiten fuhren die Wagen wie an anderen Feſttagen, links zum Obelisken, rechts zum Venezia-Platze; ihre große Zahl erlaubte nur ein ganz langſames Vorwärtsrücken. Das Sehen und Beſehenwerden, das Austauſchen von Blicken und Scherzen war das einzige Geſchäft: Jedermann war hier Schauſpieler und Zuſchauer in einem. Die Häuſer, die Gerüſte zumal, waren mit Teppichen behängt. Alles ſtrahlte von Vergnügen.

Gegen Abend wurde die Mitte der Straße von Menſchen geſäubert, und die beiden Wagenreihen ſtanden ſtill: Jeder ſuchte raſch noch einen Stuhl, einen Wagen, ein Fenſter, einen Stehplatz zwiſchen den Wagen, das

Pferderennen zu ſehen. Die Tiere kamen vorbei geſchoſſen: es war nur ein Augenblicksbild, und wen ging es eigentlich an, ob dies oder jenes Roß am Venezia-Platze zuerſt eingefangen wurde? Aber aufregend-gefährlich war es freilich: die Pferde konnten ſtürzen oder ſich an den engen Wagenburg-Wänden ihrer Laufbahn zu Schanden ſtoßen, und wenn es nicht gelang, ſie am Ziele einzufangen, ſo rannten ſie wild ihren Weg zurück, wobei dann auch Menſchen umkommen konnten. Wild waren ſie ſchon dadurch, weil Stachelkugeln mit Schnüren an ihnen befeſtigt waren, die ſie im Laufen immer heftiger peitſchten. Kurz, ſelten ging es ganz gut ab — und Das begehrten die Menſchen ja auch gar nicht.

Waren alle Pferde glücklich eingefangen, ſo ward an jenem Ende ein Mörſer abgeſchoſſen; in der Mitte des Korſo ward dies Zeichen wiederholt, und ſodann am Obelisken. Nun löſte ſich die vorige Ordnung. Das Gedränge ward fürchterlich. Die Teilnehmer ſtrebten nach Hauſe, zu den Theatern und zu den großen Maskenbällen. An den Tanz machten die Römer große Anſprüche, waren ſie doch durch die pantomimiſchen Ballette in den Theatern an Gutes gewöhnt, denn dieſe Ballette ſtellten oft das Beſte an den Opern vor. Beſonders wurden die Menuette durchaus als Kunſtwerke behandelt und nur von wenigen Perſonen gleichſam aufgeführt, indem die übrige Geſellſchaft im Kreiſe herumſtand und Beifall zollte.

Jeden Nachmittag um zwei Uhr wanderte und fuhr das Volk von Rom wiederum zu ſeinem Korſo; mit jedem Tage ſtieg die Luſt höher, ward namentlich auch mehr Pracht entfaltet. Konfetti-Kämpfe entwickelten ſich,

wobei nun nicht mehr wirkliche verzuckerte Körner, sondern Nachahmungen in Gips geworfen wurden: bald war es ein verliebtes Scharmützel, bald auch, etwa zwischen Eifersüchtigen, ein gegenseitiges Bedrängen. Die Schönen durften sich auch mit kleinen Besen, aus den Blüten eines gewissen Röhrichts, wehren: damit fuschelten sie den Männern im Gesichte herum, und so gab es der feineren und gröberen Neckereien viele. Manche wußten ganze Possen aufzuführen, etwa ein Advokat, der einen der Umstehenden eines Verbrechens beschuldigte. Auch auf ziemlich derbe Zoten erscholl ein lustiges Gelächter. Alles war erlaubt, nur Stechen und Schlagen nicht. Besonders putzten sich auch die Kutschen immer besser heraus. In einigen Wagen waren zwei Plätze so hoch angebracht, daß man die darauf einander gegenüber sitzenden Damen in ganzer Figur sehen konnte. Nur die Schönsten wurden auf solche Throne genötigt; wenn sich dann ihr Gefährt langsam neben der Menge bewegte, hörten sie die angenehmsten Schmeicheleien: „O quanto è bella!“ rief da manch' ein Römer mit tiefem Gefühl.

Zuletzt ward auch den Kutschern gestattet, sich zu maskieren; sie putzten sich am liebsten als Damen heraus, was denn gewöhnlich recht derbschrötige Weibsleute ergab. Sie bekamen dann auch ihre Komplimente: „O fratello mio, che brutta puttana sei! O Brüderlein mein, was bist du für ein abscheuliches Mensch!“

Wenn am letzten Abend das Pferderennen vorbei war und die Mörser abgefeuert wurden, blieb Jedermann still am Platze, denn nun, bei sinkender Nacht, begann die Illumination: alle Fenster, Balkone, Gerüste erhellen sich mit Wachskerzen und Papierlaternen; in den Kutschen erstrahlen kristallene Leuchter; der Rand des Kutschendeckels wird mit Lichtern besteckt; die offenen Wagen schmücken sich mit Reihen von bunten Papierlaternen. Aber auch Jedermann, der jetzt zu den Zehntausenden auf dem Korso gehört, hat die Pflicht, ein kleines Licht, ein moccolo, in der Hand oder sonst an sich zu tragen; Einige haben es auf dem Hute, Andere auf einer langen Stange.

Für einen Augenblick ist dieses Erstrahlen unzähliger Lichter eine Feierlichkeit, eine Augenweide, ein Kultus: man könnte sich in eine Kirche denken. Aber sogleich wendet es sich zur Posse und ausgelassensten Neckerei. Eben weil Jeder ein brennendes Lichtlein haben muß, sucht es der Eine dem Andern auszublasen, und wenn es ihm gelingt, so hat der Pusterich das Recht, den Dunkelmann zu verwünschen. „Ammazzato sia“ begann die beliebteste römische Verfluchung: „Ermordet werde . . .“ Jetzt ward es zum allgemeinen Gesetze: „Sia ammazzato chi non porta moccolo!“ — „Dieser unschuldige Scherz“ — so erzählt Professor Moritz, der nun endlich geheilt, mit Goethe und den andern Deutschrömern mit herumging, „dieser unschuldige Scherz verbindet die ungeheure Menschenmasse zu einer einzigen vertraulichen Gesellschaft, wo Schalkhaftigkeit und Ausgelassenheit unbeleidigend sind.“

Nichts ist drollichter, als wenn man Jemand, der einen darum bittet, recht ehrbar seinen ausgelöschten Wachsstock anzünden läßt und Dieser nun, indem er höflich dankt, einem, ehe man sich's versieht, im Weggehen behende das Licht ausbläst. Oder wenn Zwei recht ernsthaft bei einander stehen

und Einer dem Andern sorgfältig das Licht anzündet und auf einmal ein Dritter dazwischen tritt und beide Lichter auf einmal ausbläst . . . Einer von unserer Gesellschaft hatte den Einfall, eine Anzahl kleiner Lichter auf einer hohen Stange emporzutragen, damit sie ihm Niemand ausblasen könnte; nun bemühte man sich, oben aus den Fenstern die Lichter auszuwehen . . .

Die Vornehmen, welche in den Kutschen fahren, tragen Jeder ein brennendes Wachsstöckchen vor sich in der Hand; ehe sie sich's versehen, hat irgend ein kleiner Bube am Kutschenschlage sich angeklammert und bläst mit vollen Backen schnell ein Licht nach dem andern aus, und wenn es nun plötzlich in der Kutsche dunkel ist, so ruft er triumphierend sein ammazzato sia aus.

Nicht weit von mir an der Seite des Korso stand ein Knabe, der immer seinem Vater das Licht ausblies und wobei es sich sehr komisch ausnahm, wenn er jedesmal rief: „Ammazzato sia il signor padre, chi non porta moccolo!" . . . Der Vater wurde endlich böse darüber und drohete ihm ernsthaft, worauf der Sohn denn immer noch ärger schrie: „Ammazzato sia il signor padre!"

Wenn es Goethe betraf, daß ihm sein Licht verdunkelt wurde, so schrie man: „Sia ammazzato il signore Filippp—po!" Geschah es aber der edlen Malerin, die sich mit ihren Freunden in die Menge gewagt hatte, so ward die Verwünschung zur schönsten Schmeichelei: „Sia ammazzato la signora Angelica, la prima pittrice del seee-colo!"

Goethe war zu ernsthaft angelegt, um an diesem lange dauernden Trubel Geschmack zu finden. Gerade weil er sich in Rom glücklich fühlte, entbehrte er keine lärmenden Freuden und konnte nichts gewinnen, wenn sie ihm aufgezwungen wurden. In die Theater ging er nicht und nur einmal zum „Festin", dem Maskenballe,

aber da langweilte er sich tötlich, und weil er nun den nächsten Vormittag ausschlafen mußte, ärgerte er sich über die versäumte Arbeit. Das Treiben der Narren sah er von seinem Fenster wohl stundenlang mit an; eine Anzahl von den auffälligsten Masken zeichnete er auf's Papier, sei es, um die Bildchen den Kindern nach Weimar zu schicken, sei es, um sie in seine Erinnerungs-Akten zu legen. Jedenfalls begrüßte er den Aschermittwoch wie eine Erlösung.

*

Den vornehmen Gesellschaften hatte er sich mit Ausdauer und Glück entzogen; aber vom Fürsten Christian von Waldeck war er doch bemerkt worden. Dieser Herr, Bruder des regierenden Fürsten, stand als General in österreichischen Diensten und hatte sich mit dem Dichter zugleich in Karlsbad aufgehalten. Eine junge Dame pflegte in seiner Gesellschaft zu sein, und da sie an einen alten Mann verheiratet war, so reiste auch dieser alte Ehegatte mit in der Gesellschaft des Fürsten. Jetzt waren sie in Rom und sprachen den Signor Filippo Miller an. Als Dieser auf die Frage nach seinen neuen poetischen Schöpfungen die ‚Iphigenie' nannte, mußte er viel darüber berichten. Der Fürst mochte wohl etwas Wilderes erwartet haben; aber sein Wohlgefallen an dem Dichter und dessen Sachen war echt, und es hätte nur an Goethen gelegen, dieser fürstlichen Gönnerschaft noch mehr zu genießen.

Angelika Kauffmann und Reiffenstein waren nicht dabei gewesen, als er seine ganze ‚Iphigenie' oder

Stücke daraus seinen Hausgenossen vorlas. Sie baten ihn, diesen Genuß auch ihnen zu gönnen; selbst der Italiener Zucchi, Angelikas Gatte, verlangte danach, als Goethe einmal bei ihnen zu Besuch war. Der Dichter erklärte dem alten Herrn den Gang der Handlung, woran sich Dieser sehr erfreute. Und das nächste Mal las Goethe vor Angelika und Reiffenstein, während Zucchi zeichnete und der fremden Sprache doch auch ein wenig lauschte, da er sich nun denken konnte, um was es sich handle. Angelika war tief gerührt von der Schönheit dieser Verse, diesen Gesinnungen, dieser Handlung; zum Dank versprach sie dem Dichter eine Zeichnung danach. O wie leid tat es ihr und ihm, daß er gerade jetzt, wo die Seelen einander so nahe kamen, nach Neapel weiterzureisen im Begriffe war!

Er dachte an diese neue Freundin, indem er einpackte, und dachte noch viel mehr an die ferne Charlotte. Von ihr aus war ihm der einzige tiefe Schmerz zugeflossen, den er in diesem sonst so glücklichen Vierteljahre empfunden. Noch war das Wehgefühl nicht ganz überwunden. Es blieb ja zwischen ihnen immer dasselbe widernatürliche Verhältnis: ein zu starkes innerliches Angehören, wo das äußerliche Angehören nur Freundschaft heißen durfte. Und Goethe ließ jetzt seine Feder einmal frei laufen, indem er der fernen Geliebten mitteilte, daß er sich nun noch ein Stück weiter von ihr entferne.

An Dir häng' ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen,

Goethe in seinem Zimmer am Corso. Skizze von W. Tischbein

mich doch im Grunde — ich mag's nehmen und stellen und legen, wie ich will — aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will: immer, immer — —

Verzeih' mir, daß ich Dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt. Wenn ich Dir meine Gesinnungen, meine Gedanken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte! Leb' wohl! Ich bin heute konfus und fast schwach. Leb' wohl! Liebe mich!

Zehntes Kapitel

Von Rom nach Neapel

22.—25. Februar 1787

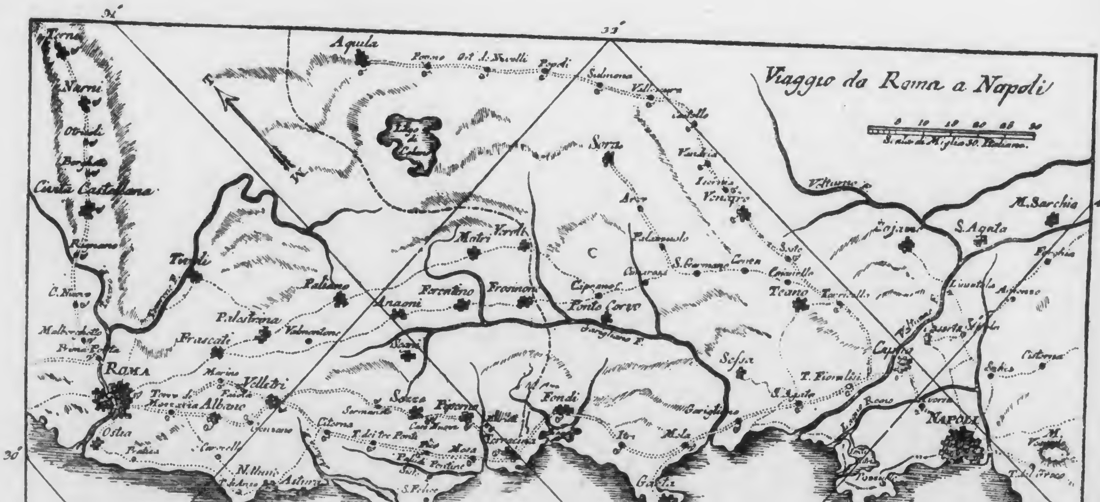
Ich reiste aus der Hauptstadt in Gesellschaft
Heliodors, des Rhetors, dem in seiner Kunst
Kein Grieche leicht den Vorzug nehmen wird.
Aricia war das erste Nachtquartier. . . .

Goethe und Tischbein kamen in ihrer Sedia am 22sten Februar doppelt so weit als Horaz, der in behaglichem Schlendern auf derselben Straße seinem Gönner Mäzenas und seinen Dichterfreunden Vergil, Varius und Plotius zureiste, um gemeinsam mit ihnen den Weg nach Süden fortzusetzen.

Zuerst ging's durch die römische Einöde, dann im albanischen Mittelgebirge hinauf. Weiter, immer zwischen unzähligen antiken Grabmälern, bis Genzano, wo die Grille des Schloßbesitzers, eines Prinzen Chigi, seine Gärten und Wälder von aller menschlichen Ordnung unberührt zu lassen und ebenso von Menschen unbetreten zu sehen, die Reisenden am meisten denken machte.

Hier bildet sich eine wahre Wildnis: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. . . . Der Platz vor dem Ein-

Alte Gräber an der Via Appia. Von John Smith. Stich von W. Byrne



gang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Tal; eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken; dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es ist das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Am Morgen hatten Wolken den sonst so schönen Rückblick auf die vielen Türme Roms nicht gestattet; später ward der Himmel blau und die Aussicht weit. Und wie mannigfaltig! Ferne Gebirge, die pontinischen Sümpfe, im Westen das Meer und kleine Inseln darin. Über die Sümpfe bewegte sich ein starker Streifregen:

Gestalten unterwegs

Licht und Schatten belebten dabei die sonst so öde Fläche. Sehr schön wirkten hierzu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen.

Bei dem Auf und Ab im Albanergebirge ereignete es sich einmal, daß der Vetturin an einer Schenke in der Tiefe eines Hohlweges hielt. Goethe, immer auf das Bergbauliche erpicht, ging mit Tischbein auf die andere Seite, um das Erdreich und Gestein der dortigen Wegeswand zu betrachten; zwischen ihnen und der Sedia waren nur ein paar Fuß Breite. Plötzlich brauste

und rollte ein Ochsenkarren, vom Berge herabkommend, zwischen ihnen und ihrem Wägelchen hindurch; die Ochsen waren wild geworden, weil ihnen der Karren an dem Abhange gegen die Beine stieß, und ihr Führer hatte sie nicht halten können. Wütend kam der Vetturin herbeigesprungen: ihm wäre ja beinahe seine ganze Sedia zerschellt! „Christ und alle Heiligen!“ schrie er. „Du verfluchter Kerl! Müßte man dir nicht ein Messer in den Wanst stoßen?“ Und er schimpfte noch lange über den Ochsenknecht, der ganz verzagt und schuldbewußt dastand, während sich seine Tiere an ebener Stelle wieder beruhigten. Nun erst wurden sich auch unsere Freunde bewußt, daß ihr Leben in der gleichen Gefahr geschwebt hatte, wie ihr Reisewägelchen. Auf die Hörner hätten sie genommen werden können, umgerissen, von den Tieren überrannt, unter die Räder geraten. . . . Tischbein war tief erschrocken. Er hatte sich vorgenommen, über den großen Dichter, den er begleiten durfte, wie über seinen Augapfel zu wachen, und nun war es nur ein glücklicher Zufall, daß sie einander noch in die Augen sahen!

Velletri war für heute das Ziel. Einst die Hauptstadt der Volsker, die zweihundert Jahre mit den Römern rangen, ehe sie, ein italisches Urvolk, sich unterwarfen und die eigene Sprache und Art aufgaben — jetzt nur ein winkliges, unreinliches Bergnest, wie es deren so viele giebt. Zwei Paläste konnte man aber bewundern: Ginetti und Borgia, und der Ritter Camillo Borgia besaß eine sehr sehenswerte Sammlung von Altertümern und sonstigen Merkwürdigkeiten. Durch seine Verbindung mit der römischen Propaganda hatte

Velletri. Von John Smith. Stich von W. Byrne

er sich aus den fernsten Ländern Wertstücke verschaffen können und den hierzulande ausgegrabenen Gegenständen „volskischen" Stils und Ursprungs hinzugefügt. Goethe bewunderte besonders zwei chinesische Tuschkästchen: auf den Teilen des einen war die ganze Zucht der Seidenraupen, auf dem andern der Reisbau vorgestellt, beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Auch ägyptische Götzen aus dem härtesten Steine gebildet, betrachtete er aufmerksam.

Die Bürger von Velletri mochten solche Fremdlinge, die auf so unnütze Dinge Wert legten, für eine Art Narren halten, harmlose Narren, die zum Necken gut sind; als Goethe und Tischbein wieder nach ihrer Herberge zuschritten, wurden sie von einigen alten Weibern, die vor den Haustüren saßen, angerufen: ob sie nicht Altertümer kaufen möchten. Indem sie dann näher traten, holten diese Leute alte Kessel oder Feuerzangen oder sonstiges schlechtes Gerät herbei und wollten sich totlachen, wenn die Forestieri sich ärgerlich abwandten. Diese Fopperei sei hier einmal Sitte, tröstete sie ihr Führer; Tischbein, der dieses Weges doch schon einmal gefahren war, hatte sie aber noch nicht gekannt.

*

Am andern Morgen waren sie schon um Drei unterwegs; es galt heute, die sehr lange schnurgerade Straße durch die pontinischen Sümpfe zu überwinden.

Goethe fand die Paludi Pontine gar nicht so übel aussehend, als sie zumeist beschrieben wurden. Allerdings läßt sich der Reisende zumeist durch Das bestimmen, was er auf seiner Straße zunächst vor Augen

hat, und die Landstraße führte hier nun freilich nicht durch den Morast, wo sich die Büffelherden wälzten und nur wenige totblasse Menschen ein elendes Leben fristeten.

Diese große Landfläche, zwischen Meer und Gebirge gelegen, auf der in den ältesten Zeiten der römischen Republik dreiunddreißig „Städte" möglich gewesen sein sollen, ist allmählich immer mehr verkommen, weil die von den Kalkbergen im Osten herabrinnenden Bäche in der Ebene gar kein oder zu wenig Gefälle vorfanden, so daß ihre Betten verschlammten und ihre Nachbarschaft versumpfte. Denn hier senkt sich die Ebene mehr zum Gebirge, als zur See, von der sie durch Dünen abgetrennt ist. Den daraus entstehenden Übeln abzuhelfen, wäre nur durch vieljährige und sehr kostspielige Arbeiten möglich: geplant und angefangen wurden sie oft, wahrscheinlich zuerst von jenem Appius Claudius, der im vierten Jahrhundert vor Christus die nach ihm benannte Heerstraße baute: aber das Werk blieb immer wieder stecken. Auch der gegenwärtige Papst hatte es noch einmal aufgenommen, und Goethe vertraute diesmal der sonst so wenig nützlichen päpstlichen Regierung.

Man kann zwar ein so großes und weitläuftiges Unternehmen, als die beabsichtigte Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurteilen; allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum Teil erreichen werden. . . . Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wiederhergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptkanal gezogen, und das Wasser fließt darin gelind hinab. Dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet. So weit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden — einige Flecken ausgenommen, die allzu tief liegen.

Die linke Seite, nach dem Gebirg zu, ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Querkanäle unter der Schossee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Kanal am Gebirge herführen.[1])

An berühmten Stätten fehlte es selbst in diesem Sumpfgebiete nicht, wo die Posthäuser nur aus einer langen Strohhütte bestanden. Gewisse Ruinen wurden für die Drei Schenken gehalten, die im letzten Kapitel der Apostelgeschichte vorkommen: bis dahin, heißt es da, seien die Christen aus Rom dem Apostel Paulus entgegen gekommen. Nicht weit davon erhob sich auf einem Hügel der Ort Sezza, das Setinum der Alten, weinberühmt, wie in Martials Versen oftmals angemerkt wird. Jetzt mußten sich die Bewohner mit Zisternenwasser begnügen, pflanzten Ölbäume, Feigen und Pomeranzen statt der Reben und hausten in Hütten ohne Feuereffen. „Die Weiber sind sehr fruchtbar und haben eine außerordentlich starke Brust" fügt Volkmann hinzu. Eine Poststation Mesa bezeichnete die Mitte zwischen Rom und Neapel: ein schönes, vom jetzigen Papst hier erbautes Gebäude bestärkte Goethes Glauben,

[1]) Vgl. Faust II, 5. Akt:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene!

daß hier eine neue, von unzähligen Menschen einst bewohnte Provinz entstehen werde.

Die Fahrt an den Sümpfen entlang war nicht ohne Reiz. Links erheben sich die Apenninen; rechts zeigt sich zuweilen das Meer; fast immer sieht man ein hohes Vorgebirge, das nach der homerischen Zauberin Circe Monte Circello, auch wohl Monte felice genannt wird; kein Eingeborener zweifelte, daß jene berühmte Zauberin an diesem Berge vor Zeiten gewohnt hat. Bald unterhalten den Reisenden die urbar gemachten Ländereien, bald die verbliebene Wildnis. Kleine, rauhe, braunschwarze Büffel weiden hier in Herden; sie sind schwer zu zähmen, und man muß einer Büffelkuh lange den Hof machen, ehe sie sich melken läßt. Diese Büffel — wir bemerkten sie schon auf dem Wege nach Ostia — gehören wirklich zu den seltsamsten Geschöpfen. Sonst scheint doch jedes Wesen an sich selbst und seinem Treiben Gefallen zu finden; sie aber treten düster-verbittert vor den Reisenden, wie ausgestoßene Verbrecher und trotzigen Sinns zu neuer Schandtat getrieben. Selbst tapfere Pferde scheuen vor so einem wildblickenden Tiere.

Vom Juli bis zum September war die Sumpfluft hier den Menschen höchst gefährlich; aber auch in den kalten Monaten hüteten sich die Reisenden vor dem Einschlafen in diesem Bezirke, da das tiefere Atmen zuviel giftige Gase der Lunge zuführt. Auch Goethe und Tischbein sahen den blauen Dunst, der in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, und suchten sich in eifrigem Gespräch zu erhalten, damit ihnen nicht doch an dem langen Tage die Augen zufielen. Und es war

Der Hafen der Bergstadt Terracina. Von John Smith. Stich von W. Byrne und Js. Sparrow

ihnen lieb, als sie sich nahe an Terracina wußten, einer Bergstadt am Meere, Axur oder Anxur hieß es bei den Alten: „Axur, weit leuchtenden Felsen aufgesetzt“ (Horaz). Hier schieben sich die Apenninen an das Meer vor und scheiden das mittlere vom unteren Italien, den Kirchenstaat vom Königreich Neapel; für den Nordländer bedeutet dieser Punkt den Eintritt aus dem Süden in einen noch eigentlicheren Süden.

Goethe bemerkte sogleich die Änderung der Pflanzenwelt.

Indianische Feigen trieben ihre großen fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narzissen und Adonis blühten auf den Wiesen.

Hier erst sieht man die vollendete Schönheit der Pomeranzenbäume, und selbst die Kiefer ist hier etwas ganz Anderes als auf deutschem Boden. Die Mandelbäume blühten jetzt; ebenso die Hollunder und in den Gärten die Erbsen. Die Gemüsefelder tragen das ganze Jahr; hier grenzt wirklich der Frühling an den Herbst. Man ward nicht müde, um sich zu schauen. Und als sie dann weiter in die „reizende Ebene von Fondi“ gelangten, da paßte so recht Horazens Vers zu ihrem Gefühl: »Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.«

Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzu rauhen Gebirg umgeben, muß Jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen; die Saat steht grün, durchaus Weizen. Oliven auf den Äckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt.

Ja, mit dem Paradiese wurden die Gegenden, in die unsere Reisenden nun eingetreten waren, sehr oft verglichen. „Aber die Menschen!“ rief dann wohl mancher Gast in anderm Tone aus. Indem man diese Menschen „Wilde“ nannte, tat man ihnen noch einen Gefallen. Hier bildete sich ein neuer Räuberhauptmann nach dem andern aus; sein Ruhm zog dann immer wieder verwegene Gesellen an seine Seite.

Korndreschen in Campanien

Auch als sie am andern Morgen aus Fondi herausfuhren — nunmehr das Königreich Neapel durchmessend — begann der Tag mit Entzücken über Landschaft und Pflanzen-Üppigkeit. Dazu erquickte sie immer wieder das Gefühl, ein Stück der berühmtesten, geliebtesten antiken Erde zu genießen. Eingemauert oder freistehend sahen sie Altäre, Grabmäler und andere Überreste jener großen Zeit; sie wurden aber auch immer wieder Gebräuche der Menschen gewahr, die

man in's Altertum verſetzen konnte. Zum Beiſpiel kamen ſie an geräumigen, gepflaſterten Rundplätzen vorbei, die von einer niedrigen Mauer eingeſchloſſen wurden; hier wurde das Getreide ſogleich im Felde ausgedroſchen, ohne daß man es zuvor in Scheunen einzufahren brauchte. Auch ſah man Mauern von „netzförmiger Arbeit", wie Goethe es nannte: glatt gehauene weiße Steine von 5, 6 oder 7 Ecken, genau in einander gepaßt. Unter den Bäumen fiel hier neben Myrten, Pomeranzen, Oliven die Pistazia Lentiscus auf: ſie liefert das ſchöne, gelbe, harte, ſpröde und wohlriechende Harz, welches Maſtix genannt wird.

Itri hieß der erſte Ort heute; bei Horaz kommt er als Mamurra vor. Danach ward Mola erreicht: Horaz nennt den dortigen Wein neben dem Falerner; Martial rühmt die Gegend: O temporatae dulce Formiae littus! Sogar Volkmann wird beredt, indem er dieſe Landſchaft beſchreibt:

Die kleine Stadt iſt auf den Ruinen von Formiä gebaut und liegt am Meerbuſen von Gaeta. Jasminen, Granaten, Myrthen blühen das ganze Jahr und verbreiten nebſt andern Blüten und Blumen einen Duft über die ganze Küſte. Man hat von der Stadt einen reizenden Proſpekt nach Gaëta, welches weit ins Meer hinein liegt, und die bis dahin ſich krumm herumziehende Küſte ſtellt einen beſtändig blühenden und fruchttragenden Garten vor. Auf der andern Seite, gegen Neapel, zeigen ſich die Inſeln Iſchia und Procida. Die von den Bergen rieſelnden kleinen Bäche durchſchlängeln die Ebene und fallen in das Meer, welches außerordentlich fiſchreich und unaufhörlich mit Fiſcherfahrzeugen bedeckt iſt. Mit einem Worte: das Land iſt ein Paradies — wenn es nur von beſſer gearteten Menſchen bewohnt wäre!

Goethe blieb einige Stunden an dieſem ſchönen Strande, genoß die Ausſicht, ſuchte und fand Seeſterne, Seeigel, Strandpflanzen und namentlich allerlei Mineralien, über die er ſich Gedanken machte. Als ihn dann der Wagen wieder weiter trug, zeichnete er rückblickend noch die ſchöne Bucht auf ein Blatt.

Dann fielen Trümmer einer alten Waſſerleitung ins Auge und andere Ruinen: Erinnerungen an die ehemalige Stadt Minturnum. Hier in der Nähe verbarg ſich einſt Marius vor den Reitern Sullas in den Sümpfen, aber man entdeckte ihn und ſchickte ihn ins Gefängnis der Stadt. Ein Soldat ward abgeſandt, ein Zimbrer, den Gefangenen umzubringen. „Wie?" ſchrie Marius den Mann an, „du wagſt es, den Marius zu töten?" Schrecken ergriff den Kriegsknecht, und er lief eilends davon, denn Marius war ja der Beſieger ſeines eigenen Volkes geweſen.

Nun fuhr der Wagen durch die Gefilde,

quae Liris quieta
Mordet aqua, taciturnus amnis (Horaz).

Jetzt hieß dieſer ſchweigende Fluß Liris: Garigliano: auf einer Fähre ward er überquert. Man verließ nun die Via Appia, die ſich hier gegen Brindiſi wendet. In einer fruchtbaren Ebene fuhr man auf ein neues Gebirge zu. „Endlich der erſte vulkaniſche Aſchenhügel" bemerkte Goethe. „Hier beginnt eine große, herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der näheren Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt [Seſſa]. In dem Tal liegt St. Agata, ein anſehnlicher

Fähre über den Garigliano. Von John Smith. Stich von Byrne und Sparrow

Reste des Rundtheaters in Alt-Kapua. Von John Smith. Stich von B. T. Pouncy

Gasthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Kabinett angelegt ist, brannte."

Hier war das Nachtquartier. Hier hätte man Falerner fordern können, denn in dieser Gegend ward er zu Horazens Zeit gekeltert. Das Kaminfeuer in der allgemeinen Stube war angenehm; im Schlafzimmer aber spürte man die Kälte der Jahreszeit trotz der südlichen Lage doch sehr: Fenster gab es hier nicht, nur hölzerne Läden.

Am nächsten Mittage aßen unsere Freunde in Kapua, dem aus Hannibals Geschichte so berühmten Kapua, dessen Name zum Sprüchwort geworden ist. Genauer: in der Nähe. Denn jenes Kapua, das Florus mit Rom und Karthago zu den drei vornehmsten Städten der Welt rechnete, ist einst vom Vandalenkönig Genserich so verwüstet worden, daß beinahe nur der Name übrig blieb, den sich eine neue Siedlung aneignete. Goethe nahm sich jedenfalls heute nicht die Zeit nach diesen Überresten einen Umweg zu machen. Ein noch berühmterer Ort zog allzu sehr.

Je näher man nun der alten Sirenen-Stadt Parthenope, die nachher Neapolis getauft wurde, kam, desto feierlicher ward die Stimmung. Ein sehr kalter Nordostwind wehte; aber die Augen sahen den Süden.

Die Schossee geht breit zwischen grünen Weizenfeldern durch; der Weizen ist wie ein Teppich und wohl spannenhoch. Pappeln sind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich-lockrer Boden und gut bearbeitet. Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah.

Der Himmel ward immer klarer, und zuletzt schien die Sonne recht heiß in unsere enge rollende Wohnung. Bei ganz rein-heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher, und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. . . .

Und alsbald auch in dieser Hauptstadt des Südens.

Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen sie nicht sehr freundlich sein. Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne, so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besitze des Paradieses zu sein und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: »Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai.«[1]) Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande!

[1]) „Immer Schnee, Häuser von Holz, große Unwissenheit, aber Geld genug."

Elftes Kapitel

Das Wunderland

25. Februar bis 28. März 1787

Am erſten Tage, den Goethe in Neapel verbrachte, fühlte er ſich kränklich und zugleich lernte er den Süden von der froſtigen Seite kennen. Man war in einem recht guten Gaſthofe eingekehrt, der nahe dem Meere in einem Eckhauſe an der Glockengaſſe und dem Burgplatze lag; die Glockengaſſe hatte ihr anderes Ende an der Straße Toledo, der größten und belebteſten der Stadt. Unſere Freunde bewohnten in ihrem Gaſthofe, „alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello“, ein ſchönes Eckzimmer mit Balkon nach beiden Seiten und vortrefflicher Ausſicht; im Innern konnte man die Verzierung, beſonders die luſtige Deckenmalerei bewundern; leider aber fehlte jegliche Feuerſtätte, und es war doch Februar, und um ihre Ecke, ſo nahe am Meere, pfiff ein kalter Wind. Tiſchbein ging aus, die Bekannten aufzuſuchen, zuerſt den Ritter Venuti, einen toskaniſchen, aber hier lebenden Edelmann, der die ſchönen Künſte ſehr liebte und ſelber malte; er war in Dingen des Geſchmacks ein Vertrauensmann des hieſigen Königs. Goethe kannte ihn gleichfalls ſchon von Rom her, wo Venuti die farneſiniſche Erbſchaft für den

Aus einem Plan von Neapel. (1769.)

Goethe wohnte am Largo del Castello. Gleich dabei der Kgl. Palast und das Neue Kastell (56). Darunter das Arsenal (59). Links führt die Uferstraße Chiaja zum Posilipp und nach Pozzuoli. Oben: Das Kastell S. Elmo (9).

König übernommen hatte; aber er fühlte sich nicht wohl genug zum Ausgehen. Er ließ sich ein Kohlenbecken in's Zimmer bringen: es stand auf einem Dreifuß; wenn man sich davor seßte und die Hände darüber hielt, fror man wenigstens nicht mehr an den Händen. Gegen die Kälte des Steinfußbodens konnte eine Schilfmatte leider wenig helfen. Pelze gab es in diesem südlichen Lande nicht mehr; zufällig hatte sich Goethe unterwegs im Scherze eine Schifferkutte gekauft; er zog sie an und band sie sich mit einem Kofferstricke um die Mitte fester: nun sah er halb wie ein Matrose, halb wie ein Kapuziner aus. So pflegte er denn sich selbst und die Holzkohle seines Öfchens: war die Glut oben mit Asche bedeckt, so mußte man diese Asche recht vorsichtig herunterziehen, damit die Glut wieder an die Luft gelangte. Ein gewaltsameres Verfahren würde größere Hitze hervorrufen, aber auch ein rasches Erlöschen und Erkalten.

*

Am nächsten Tage war er kein Patient mehr, sondern ein Schwelgender: Tischbein führte ihn herum zu den hundert Herrlichkeiten dieser Stadt und Landschaft. Goethe war doch noch überrascht, obwohl der Name Neapel ihn von frühester Kindheit an, von des Vaters Berichten her, alle irdische Schönheit hatte ahnen lassen.

Man sage, erzähle, male, was man will: hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lustträume!

Im Südwesten schließt sich ein Hügel an die Stadt, der im Altertum nach einem Landhause Pausilypon, das Kummerstillende, genannt wurde, und von dem ein späterer Dichter gesagt hat, hier sei ein Stück Himmel

auf die Erde gefallen: un pezzo di ciel caduto in terra. Etwas anders drückt es Petrarka aus:

Natura volse
Mostrar qua giù quanto la sù potea:
Hienieden wollte die Natur uns zeigen,
Wieviel dort oben sie vermag.

Höchst wunderbar war dieser Hügel auch dadurch, daß man hindurch spazieren konnte. Eine „Höhle", tausend

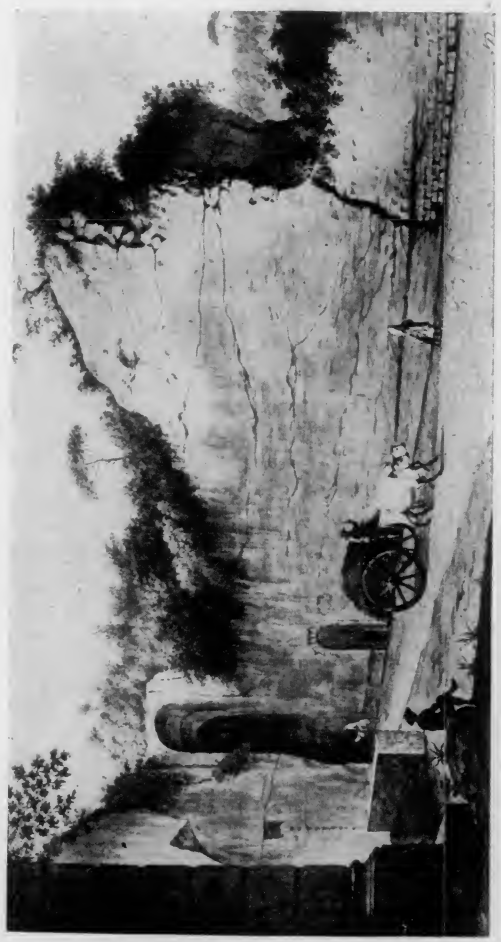
Neapel. Von G. H. L. Nicolovius

Schritte lang, fünfzig Fuß hoch, dreißig breit, führte hier aus der freien Luft Neapler Seite nach der freien Luft von Bagnoli, einem Bade-Örtchen, und weiter nach Pozzuoli. Diese fossa occulta wird schon von den antiken Schriftstellern als Merkwürdigkeit erwähnt; im Mittelalter schrieb man ihre Entstehung dem Virgil zu, der zu jener Zeit bald für einen Heiligen, bald für einen Zauberer galt. Er hat in Neapel gelebt und auch in der Nähe seine leßte Ruhestätte gefunden; doch ist es nur Sage, daß eine schöne Stelle oberhalb der

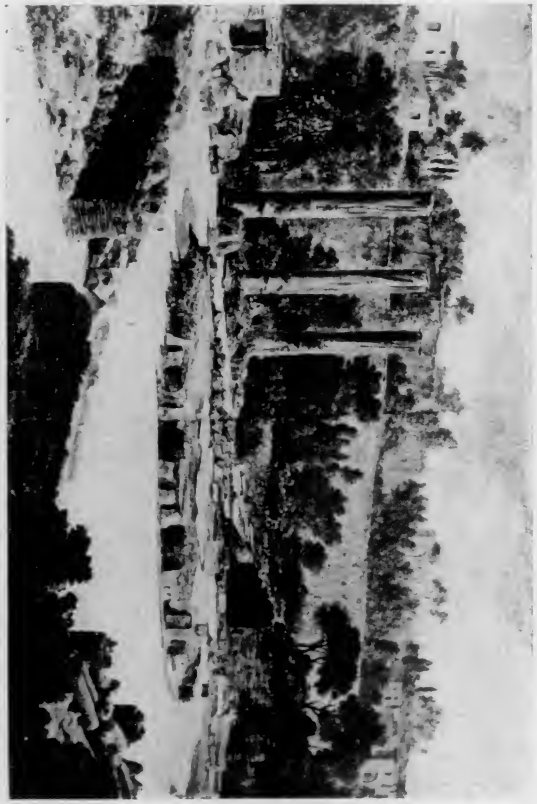
Höhle eben dies Grab sei. Als König Robert von Anjou mit Petrarka hier herumging, fragte er, ob wohl wirklich Virgil durch Zauberkünste dieses Wunder vollbracht haben möge. „Ich habe nie gelesen," antwortete der Dichter, „daß Virgil ein Zauberer gewesen, und was ich sehe, sind Spuren des Eisens, nicht der Teufel." In der neueren Zeit ward dieser Stollen zweimal vergrößert. In seiner Mitte fehlte eine Kapelle für die Mutter Gottes nicht; aber auch Luftlöcher nach oben waren dort angebracht; schon Strabo erwähnt sie. Seneca klagt über die Dunkelheit; um nicht anzurennen, zündeten sich die Hindurchfahrenden und Gehenden Fackeln an, die an den Eingängen zu kaufen waren; die Fuhrleute schrien sich zu, ob sie auf der Bergseite oder Seeseite hielten.

Goethe hatte einen kleinen Felsendurchbruch aus der Römerzeit schon zwischen Basel und Biel gesehen; er war auch schon dreimal durch das „Loch von Uri" geschritten; aber gerade diese Erinnerung an die grauen Felsen und weißen Schneefelder des Gotthardberges ließen ihn jetzt das Paradiesische dieser südlichen Landschaft um so tiefer empfinden. Zufällig betrat er diese Grotte gerade, als die untergehende Sonne von der andern Seite hereinschien.

Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von denen Gegenständen, die ich heut zum erstenmal sah, erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte.



Eingang in den Pausilipp, Neapels Seite
„Campi Phlegraei" von Sir William Hamilton



Der Serapistempel zu Pozzuoli
Von Charles Gore
Landesbibliothek zu Weimar

So bog Goethe das alte Sprüchwort: „Neapel sehen und dann sterben!“ in seiner Weise um. Er selber sehnte sich jetzt weniger denn je nach dem Ende.

*

Wäre es nach ihm gegangen, so hätten sie gleich am nächsten Tage den Vesuv erstiegen, denn der Geologe in ihm hatte lebhafter als der Landschaftsmaler und Altertumsforscher nach Neapel verlangt; die Nachrichten, daß dieser Berg jetzt in lebhafter Arbeit sei, hatten ihn in den letzten Monaten häufig erregt. Aber durch Tischbein war schon Anderes eingeleitet worden, und Goethe mochte seine Abmachungen nicht durchkreuzen.

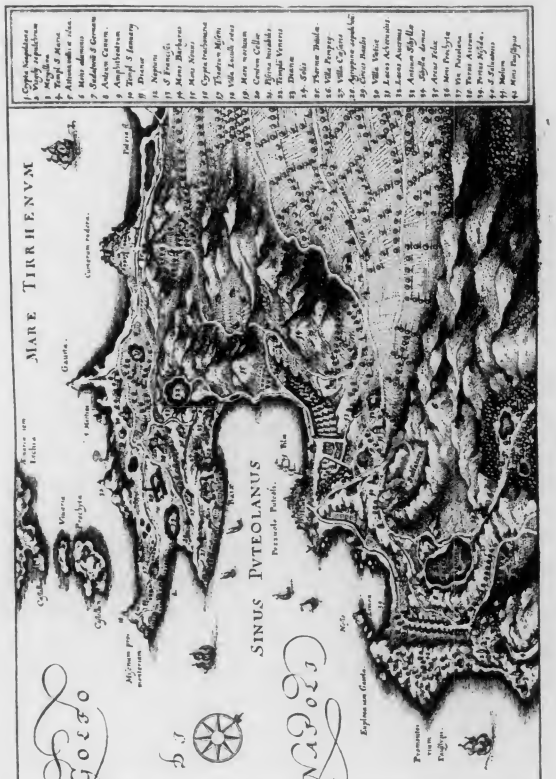
Zuerst war Hackert zu besuchen. Der Maler Philipp nämlich. Das Städtchen Prenzlau in der Uckermark hatte die kunstbedürftige Welt mit vier Brüdern Hackert versorgt, ähnlich wie das hessische Walddorf Haina die Familie Tischbein aussandte. Karl Hackert in Genf war einer der ersten Darsteller der Hochalpen; einer seiner Brüder suchte in England sein Glück; Georg Hackert stach in Neapel die Landschaften, die sein Bruder Philipp malte, und dieser Philipp Hackert, jetzt ein Mann von fünfzig Jahren, war ein Günstling des Königs. Er bewohnte schöne Zimmer in dem hochgelegenen Palast Francavilla in der Vorstadt oder Straße Chiaja, wo die vornehme Welt am Meeresufer ihre Abendpromenade hatte. Goethe wußte schon von Rom aus über Hackert Bescheid; jetzt sah er seine Erwartung bestätigt: „Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht.“

Den Reſt des Tages verbrachten ſie am Strande, den Schiffsleuten zuſchauend. Wie ſchön und merkwürdig waren hier auch die Muſcheln. Und die Fiſche: welche wunderliche Geſtalten!

*

Am erſten März mußten ſie dann einer Einladung des Fürſten von Waldeck folgen, der ſie nach Pozzuoli führen wollte. Er war mit ſeinem Schätzchen und deren altem Anhängſel von Mann ſchon ſeit einiger Zeit hier und hatte die Ankunft des Dichters durch Tiſchbein erfahren. Er forderte ſogleich, ihm die wunderſamſte Gegend der Welt zeigen zu dürfen.

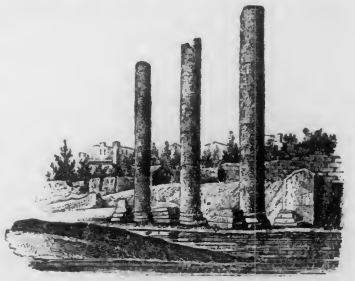
Ein halbes Jahrtauſend vor Chriſtus haben Griechen aus Samos hier am ſchönen Meerbuſen eine Stadt Dikäarchia begründet. Dreihundert Jahre ſpäter war dieſe Stadt eine römiſche Kolonie, die wegen der vielen vulkaniſchen Einſturzhöhlen Puteoli, die Brunnen, genannt wurde. Sie entwickelte ſich zur erſten Handelsſtadt Italiens und vermittelte namentlich den geſamten Verkehr mit dem Morgenlande. Sie war ſogar als Hafen der Stadt Rom zu betrachten, weil die Römer das trügeriſche Meer ſo lange vermieden, wie ſie noch einen Landweg hatten. So kam es, daß auch der Apoſtel Paulus, wie man im letzten Kapitel der Apoſtelgeſchichte lieſt, „bei Puteolen“ den Boden Italiens betrat und ſieben Tage lang in dieſer großen Kaufmannsſtadt predigte: hier wohnten ja viele aus dem Orient ſtammende Leute. In der Nähe beſaß Cicero ein Landgut, welches er ſeine academia nannte; in deſſen Stille verfaßte er ſeine quaestiones academicas. Eine Be-



rühmtheit ganz anderer Art, Kaiser Kaligula, betätigte sich gleichfalls hier, indem er hier über das Meer den Sieg davon trug. Er baute nämlich eine Schiffbrücke von 3600 Schritten in das Meer hinein, ließ sie mit Erde bedecken und wie eine Heerstraße pflastern: darauf ritt er entlang, mit einer Krone von Eichenlaub geschmückt, und am nächsten Tage fuhr er mit einem Triumphwagen darauf herum: der Ozean erlitt es in ohnmächtigem Schweigen! Einige Jahrhunderte später kehrten andere seltsame Gäste: Alarich, Geiserich und Totilas hier ein, und nachher war dann das glänzende Puteoli in ein totes Nest verwandelt. Aber an dieser Stelle hat die sonst so freundliche Mutter Natur doch noch mehr verwüstet als der nordische Barbar: der Boden ist hier gar zu lebendig und er grenzt an die Meeresflut, die auch recht wilde Zeiten hat. Nach einem großen Erdbeben erhob sich im September 1538 in der Nachbarschaft plötzlich ein ansehnlicher neuer Berg. Es wurde damals und zu andern Zeiten hierzulande also Vieles verschüttet und überschwemmt. Da nun auch giftige Dünste an zahlreichen Stellen aus der Erde steigen, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß dieser wunderbare Strich Landes trotz seiner Nähe zu Neapel in Vergessenheit geriet.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Altertumsfreunde auf Pozzuoli aufmerksam: ein sehr großer Serapistempel kam dort zum Vorschein; viele Statuen, Vasen und Säulen wurden ausgegraben; andere Tempelruinen zeigten sich, ein Amphitheater und Anderes. Bald wurde diese neu entdeckte alte Welt durch gelehrte Werke und prachtvolle Kupferstiche bekannt gemacht; reiche Herren schickten ihre Maler hierher; kluge Sammler vermehrten hier ihre Schätze.

Nun schaute hier Goethe um sich; er wurde ebenso sehr als Naturforscher wie als Altertumsfreund beschäftigt und erregt. Man war in einem Schifflein von Neapel zum Ziele gefahren: eine bescheidene Fahrt an der Küste entlang, aber doch Goethes erste Reise auf dem Meere!



Serapistempel

Dann Wagenfahrten und Spaziergänge: nach Bajae, wo einst Lucullus, Caesar, Pompejus, Marius, Seneka und andere berühmte Römer ihre Villen hatten. Auch zur Solfatara: schon Plinius hat sie erwähnt und Petronius in Versen beschrieben. Es ist ein eingestürzter Krater, ein Tal von 1000 Fuß Länge, 650 Fuß Breite, oberflächlich aus einer tonigen Dammerde bestehend, worunter aber Alles hohl ist. An einigen Stellen ist der Boden warm, an andern brennend heiß; aus vielen Öffnungen steigen Schwefeldünste. Namentlich an einer gewissen Stelle, der bocca grande, bricht ein dicker, heißer Dampf mit Geräusch hervor, bei stillem Wetter wohl 50—60 Ellen hoch. Schwefel, Alaun, Salmiak wurden hier gewonnen; aus dem gereinigten Schwefel formte man allerlei Schüsseln, Teller und Schalen: es sollte in gewissen Fällen gesund sein, daraus zu speisen, wie

denn auch Kranke zu den Dünſten kamen und Heilung ſuchten.

An einer Seite der Solfatara befand ſich ein Waſſerbecken, welches Blaſen warf, wie wenn es kochte; es war aber nur mäßig heiß; in der Nähe gab es dann auch ſehr heiße Quellen. Die acqua delle Pisciarelle zeigte auf dem Reaumur-Thermometer 68 Grade.

Die Solfatara

Unweit von Bajae iſt der See Avernus, den die Alten oft für den Eingang des Schattenreiches erklärten. Virgil läßt ſeinen Aneas hier im Walde den goldnen Zweig brechen, auf deſſen Vorweiſung ihn Charon über den Styx fuhr. Auch hieß es, daß kein Baumblatt in dieſen See falle und kein Vogel darüber hinwegfliege.

Goethe kam aus dem Gefühl nicht heraus, daß er jetzt höchſt merkwürdige und folgenreiche Stunden erlebe. Auch ſeine Geſellſchaft hatte etwas Berauſchendes: ein wohlwollender, weltkundiger Prinz und eine

Die Seen Averno und Lucrino und die Felsen von Cumae und Bajae. Gemalt von Philipp Hackert. Stich von Franc Morelli

schöne junge Frau. Alles wie in einem Romane! Zu Mittag speiste man bei einem Freunde des Fürsten, der oberhalb der Solfatara eine Villa besaß: hier war die schönste Aussicht über den Golf von Pozzuoli. „Von dem heutigen Tage wäre schwerlich Rechenschaft zu geben“ schrieb der Dichter nach der Heimkehr auf.

Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun konnte. So ging es mir einst mit [Spinoza], und geht es uns mit bedeutenden Menschen nicht gleicherweise? — — —

Unterm reinsten Himmel der unsicherste Boden, Trümmer undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerlästert und unerfreulich. Siedende Wasser, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerstrebende Schlackenberge, kahle widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo sie nur irgend vermag, sich über alles Ertötende erhebend, um Landseen und Bäche umher, ja den herrlichsten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und so wird man zwischen Natur- und Völkerereignissen hin und wieder getrieben. Man wünscht zu denken und fühlt sich dazu zu ungeschickt. Indessen lebt der Lebendige lustig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Personen, der Welt und ihrem Wesen angehörend, aber auch durch ernstes Geschick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegrenzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Das stand fest: nach Pozzuoli mußte er zu einem ruhigeren Studium zurückkehren.

*

Dasselbe sagte er sich aber auch, als er am andern Abend von der Besteigung des Vesuvs zurückgekehrt war. Das Glück war nicht günstig gewesen. Zunächst hatte unsichtiges Wetter einen Strich durch die Rechnung gemacht: zwei Drittel des Berges blieben immer mit Wolken bedeckt. Sodann verhielt sich der Berg, der in den letzten Monaten so stark gearbeitet hatte, auf einmal ganz ruhig: keine Feuerflamme, keine Steinwürfe, keine fließende Lava, kein Aschenregen. Nur Rauch. Stechender Rauch, der am Sehen und Atmen hinderte und zum Umkehren zwang.

Aber ganz leer kehrt ein Naturbetrachter niemals heim, am wenigsten vom ersten Besuche eines Vulkans. Und wenn er auch nur die Taschen voller Steine mitbringt.

*

Das schlechte Wetter dauerte am andern Morgen an: so paßte es doch zum Briefschreibetag. Goethe rühmte den Seinigen in Weimar zuerst die Lage dieser Stadt.

Man mag sich hier an Rom gar nicht zurückerinnern: gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt wie ein übelplaciertes Kloster vor. Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände.

Die Freunde, oder sicherlich Charlotte, hatten ihm ihre Angst um ihn geschrieben; denn die Zeitungen berichteten jetzt soviel von Erdbeben im südlichen Italien und von Ausbrüchen des Vesuvs. „Die Erde ist überall des Herrn“ antwortete er ihr, und „Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit.“ Von Erdbeben aber spreche man hier wie in Thüringen von Feuersbrünsten, und auch drüben in Sizilien sei es

längst nicht so gefährlich, wie man in der Entfernung es ausschreie.

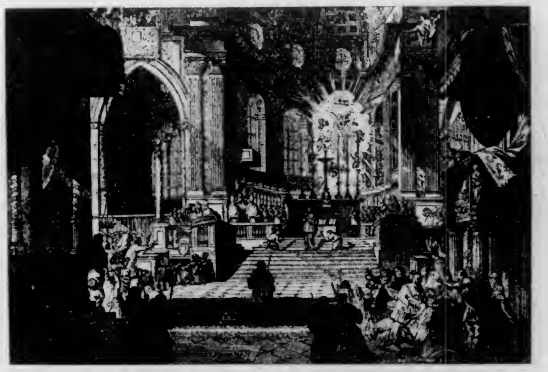
Es war Freitag, und Goethe ging gegen Abend aus, die große Spazierfahrt des Adels zu sehen, die an diesem Wochentage stattfand. Am meisten bewunderte er die kleinen, schnellen, klugen, feurigen Pferde der hiesigen Rasse. Er hatte sonst wenig Sinn und Gefühl für Tiere; auch die Pferde, die er daheim geritten, waren ihm gleichgültig geblieben: jetzt ging ihm zum ersten Mal in seinem Leben das Herz gegen diese Geschöpfe auf.[1])

Der Sonntag ward den Kirchen gewidmet: den Gebäuden und Gemälden in erster Linie, aber auch den Predigern und Andächtigen. Alles mit einander war nicht recht ernst zu nehmen! In der Kathedrale geschah dreimal im Jahre das Januarius-Wunder: das geronnene Blut des Heiligen ward flüssig, wenn der Priester es dem Haupte eben dieses Heiligen näherte. Geschah das Wunder einmal nicht, so war es ein böses Zeichen für die nächste Zukunft.

Goethe lächelte über das Volk. „Aber weder zu erzählen noch zu beschreiben," fährt er in seinem Berichte fort, „ist die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir sie genossen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, sodann am Meeresufer hin und wider. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen ist denn doch der Mühe wert!"

*

[1]) Die Neapler Rasse ist später nicht gepflegt, also nicht auf der Höhe geblieben.



Neapel: Das Januarius-Wunder

Der Vesuv zeigte sich in diesen Tagen wieder lebendiger; also beredete Goethe seinen Freund Tischbein, ihn am Dienstag noch einmal hinauf zu begleiten; der Maler hatte von sich aus keine große Lust, er fand den Berg in der Nähe gar zu tot und häßlich; aber er mochte nicht Nein sagen. Sie fuhren auf zwei Kaleschen von der Stadt am Strande entlang, über Portici bis Resina; Kaleschen nannte man hier zweirädrige Wägelchen, wo der Fahrende in einer Art Muschel zwischen den Rädern saß; hinten auf stand der Fuhrmann. Es hatte lange nicht geregnet; so war Alles ringsum mit aschgrauem Staube bedeckt, auch die Dächer, Bäume und kleinere Pflanzen; aber die Sonne strahlte, und der Himmel war blau.

Als sie ausstiegen, um den Berg emporzuklimmen, empfingen sie am Fuße des steilen Hanges zwei Führer, die dort immer bereit standen, um die Fremden hinauf

Oberhalb Portici zum Vesuv. Von John Smith. Stich von W. T. Pouncy

zu schleppen. Nämlich so, daß der Fremde mit einer Hand in einen ledernen Riemen eingriff, den sein Führer sich umgegürtet hatte; mit der andern Hand hob er sich an einem Stocke hinauf. Schwächere Leute brauchten zwei Führer; der eine zog, der andere schob. Manche ließen sich auch auf Mauleseln das größte Stück des Weges hinauftragen.

Die Spitze des Berges wurde durch den eigentlichen vulkanischen Kegel und den nördlich davon gelegenen Berg von Somma gebildet. Das Tal zwischen beiden war, wie überhaupt die ganze Höhe, mit Bimssteinen, Schlacken, Stücken Lava und Asche angefüllt. Dieser Untergrund gab unter den Füßen nach; namentlich deshalb brauchte man die Führer, und kostete es für die kurze Entfernung viel Zeit. Oben war dieser Untergrund noch dazu warm oder geradezu heiß; die Stiefelsohlen verbrannten und zerrissen außerdem an den scharfen Schlacken, weshalb kundige Reisende allemal ihr ältestes Schuhwerk angezogen hatten. Die Führer aber gingen barfuß: ihre Fußsohlen waren durch das tägliche Auf- und Abklettern so hart wie Pferdehufe. Wenn der Berg in Tätigkeit ist, kann man natürlich nur mit dem Winde hinaufgehen — so weit es überhaupt möglich ist.

Als unsere Freunde ziemlich ermattet auf die Höhe gelangten, erquickten sie sich zuerst an der herrlichen Aussicht auf Neapel und den Golf. Bald aber umkreisten sie den qualmenden und spuckenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. Jeder Ausbruch bot ein großes, den Geist erhebendes Schauspiel: zuerst ertönte ein gewaltiges Donnern aus dem tiefsten Schlunde

herauf; dann wurden Steine zu Tausenden in die Luft geschleudert, größere und kleinere, und Aschenwolken stiegen dunkel empor. Der größte Teil der Steine fiel in den Krater zurück; die andern, auf die Seite getriebenen machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an der Kegelseite hinab; die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dann trat Stille und Ruhe ein — bis zum nächsten Donnern.

Daß man hier bei weiterer Annäherung Etwas auf den Kopf bekommen konnte, war nicht zweifelhaft, und Tischbein wollte die Folgerung des gesunden Menschenverstandes ziehen; er meinte: überhaupt sei eine grüne Wiese mit weidenden Kühen und Ziegen viel schöner. Goethe aber war nicht so bald mit diesem Platze fertig. Wer kein Don Quixote ist, wird zwar nicht mit fliegenden und polternden Felsstücken den Kampf aufnehmen; aber Etwas abgewinnen kann auch der Schwache dem Übermächtigen. Goethe, Tischbein und die Führer brachten sich zuerst unter einem überhängenden Felsen der Somma in Sicherheit und stärkten sich dort durch Speise und Trank. Dabei maß Goethe mit der Uhr in der Hand die Zeit zwischen den Ausbrüchen: es dauerte immer zehn Minuten etwa. „Wer wagt's mit mir?" Der jüngere Führer war bereit. Sie fütterten sich die Hüte mit leinenen und seidenen Tüchern und stellten sich bereit, die Stäbe in der Hand; Goethe griff in den Riemen des jungen Bauern.

Noch klapperten die kleinen Steine um sie herum, noch rieselte die Asche hernieder, als der rüstige Bursche

den deutschen Herrn mit sich fortriß, hinab und sogleich über das glühende Gerölle aufwärts. Dann standen sie an dem ungeheuren Rachen, dessen Hauch und Rauch durch eine leise Luft von ihnen abgelenkt wurde, aber das Innere der Schlucht, die aus tausend Ritzen dampfte, blieb doch verhüllt. Nur daß man durch einen Zwischenraum des Qualmes hie und da geborstene Felsenwände sah. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben, weil sie nichts entdeckten, verweilten sie, um doch noch Etwas gewahr zu werden. So standen sie allzu lange, auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner; die furchtbare Ladung quoll herauf, zischte vor ihren Augen und Ohren in die Höhe; unwillkürlich duckten sie sich, wie wenn diese Demut sie vor den niederstürzenden Massen hätte schützen können! Die schrecklichen Sekunden gingen vorüber, ohne daß sie getroffen, getötet, zerschlagen wurden; schon klapperten die kleineren Steine, und nun stürzten sie fort — obwohl doch gerade jetzt wieder eine sichere Pause begann — und kamen noch mit der langsam niedersinkenden Asche am Fuße des Kegels an.

Dann ruhiger zum schützenden Felsen. Tischbein schalt mit der Entrüstung des von bangem Schrecken erlösten Freundes und bot den Tollkühnen einen Labetrunk. Und bald begann Goethe sein Lava-Studium. Der ältere der beiden Führer konnte die Jahrgänge unterscheiden und wußte auch sonst recht gut Bescheid.

Am Abend wieder in Neapel. Das war nun wieder ein Tumult! Wie anders aber als oben am

Krater! Doch auch hier sollte und konnte man studieren: die Volksmenge, ihre einzelnen Jahrgänge, Schichten, Bestandteile!

*

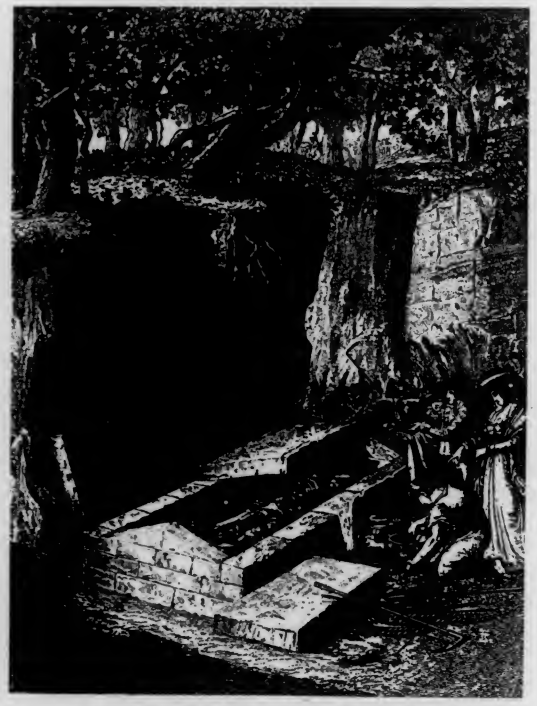
Die nächsten Tage war es dunkleres Wetter; die Regenzeit des Frühlings kündete sich an. In den Nächten sah man Flammen aus dem Vesuv steigen. Bei Tage erlebte Goethe jetzt das Meer zum ersten Male als ein Mächtiges, denn bisher war es eine lachende Fläche gewesen. Und vor den steigenden, brausenden Wellen bekannte er: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet." Zu diesem Gedanken kam er, weil ihm hier unter den Menschenwerken das Theater nur denselben schwachen Eindruck gemacht hatte wie die Kirchen: den Eindruck eines Spiels für große Kinder. Es war jetzt Fastenzeit, also jede Theaterbelustigung völlig unstatthaft; also mußte man den Spaß, um ihn trotzdem zu haben, geistlich benennen und die Spektakelstoffe aus der Bibel nehmen. Im berühmten Theater San Carlo gab es daher eine geistliche Oper: ‚Die Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar': Kavallerie- und Infanterie-Angriff auf Tempel und Stadt, von einem Juristen Sernicola in Verse und vom Kapellmeister Giordanello in Musik gesetzt. „Mir ist es ein großer Guckkasten" meinte Goethe; Das war es wohl für die Andern auch; aber für sich selber fügte er hinzu: „Es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben."

*

In Werken bildender Kunst haben die Kinder dieses heiteren Himmelsstriches nie Großes geleistet; und so alt diese Stadt war, es schienen ihr doch die Altertümer zu fehlen, die von der Kunst und Kraft der Vorfahren kündeten. Im Palast Colombrano war ein Kopf aus Erz von einem antiken Pferdekolosse übrig geblieben; ebendort erfreute eine feine weibliche Figur, eine Tänzerin, als ein Meisterwerk hellenischer Herkunft; aber man konnte hier nicht, wie in Rom, von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit schreiten.

Am 9ten März begab sich Goethe mit dem Prinzen von Waldeck und Anderen in das hochgelegene königliche Schloß Capo di monte, das, nachdem es als Wohnstätte zu unbrauchbar befunden, den königlichen Sammlungen gewidmet worden war. Jedermann schalt in diesem Museum über die Unordnung und schlechte Verwaltung; aber man kam doch auf seine Rechnung. Gemälde von Tizian, Correggio, Guido, Schidone, den Caracci usw. Für das Hauptstück galt Tizians ‚Danae'. Von Michel Angelo sah man eine Skizze zu seinem ‚Jüngsten Gericht'. In andern Zimmern lag eine Fülle von Münzen in Gold und Kupfer, auch von geschnittenen Steinen zur Schau: hier spürte man, daß der Boden Kampaniens an solchen Schätzen überaus reich war. Noch mehr erstaunte der Besucher über die Menge von sogenannten etrurischen oder etruskischen Vasen, die in Wahrheit griechische Erzeugnisse waren und aus aufgedeckten Gräbern in den verschiedensten Gegenden des südlichen Italiens stammten. Diese Vasen waren mit Figuren bemalt; alle aus der Götter- und Heldengeschichte, viele zu Stellen der alten Dichter

paſſend. Goethe ſah all dieſe antike Kleinkunſt mit größtem Anteil. Wenn einem eine ſolche Vaſe in

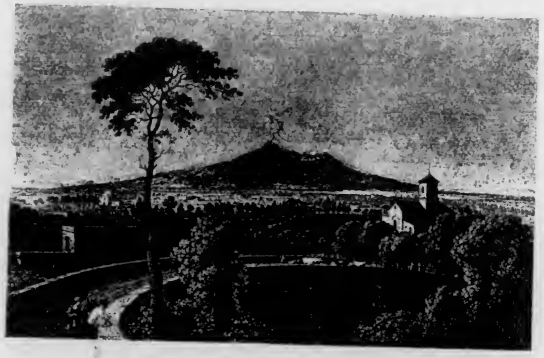


Aufdeckung von Altertümern. Von W. Tischbein.
Rechts die nachmalige Lady Hamilton

Deutſchland vorkäme, würde man ſie ſchon als Seltenheit ſchätzen; hier maß man viele Stücke an einander und erkannte ſo erſt das Bewunderungswürdige.

Aber was wollte dieſe Schau hier in der Stadt beſagen gegen die Altertümer der nahen Umgebung! Das Muſeum in Portici! Die ausgegrabenen Städte Herculanum und Pompeji! Verſchwunden ſind dieſe Städte einſt vom Bilde der Erde in wenigen Stunden, die eine mehr von der Aſche, die andere mehr von Steinen und Lavaflüſſen des Veſuvs überſchüttet: der Berg hatte ſich in jener Blütezeit der Griechen und Römer Jahrhunderte oder Jahrtauſende ruhig gehalten, um plötzlich im Jahre 79 nach Chriſti Geburt ſeine volle Gewalt zu offenbaren. Die Wiederaufdeckung dieſer Orte geſchah zufällig und ging ſehr langſam von ſtatten, gar nicht planmäßig, wie Das ja auch von den hier regierenden Spaniern und andern Südländern nicht zu erwarten war. Über dem Grabe von Herculanum waren die Dörfer Portici und Reſina entſtanden. Einer der dortigen Bauern grub ſich im Jahre 1713 einen Brunnen und ſtieß dabei auf Altertümer; ein Nachbar erkaufte ſich von dieſem Bauern das Recht zu weiterem Nachgraben. Dieſer aufmerkſame Nachbar war ein Fremder, der kaiſerliche Feldherr Prinz Emanuel Elbeuf aus dem Hauſe Lothringen. Er holte alsbald die herrlichſten Sachen heraus: Statuen, Tempelſäulen uſw. und ſandte ſie dem Prinzen Eugen von Savoyen nach Wien, bis die ſpaniſche Regierung ſolche Entwertung des Bodens verbot. 1736 verkaufte der Prinz ſeine Ländereien in Portici an den König von Neapel, Don Carlos, der ſich dort ein Schloß bauen wollte. Nun ward in größerem Maße bloßgelegt und man fand die Stadt Herculanum in achtzig Fuß Tiefe; Flußbett, Jupitertempel, Theater, Wohnhäuſer, Reiter-

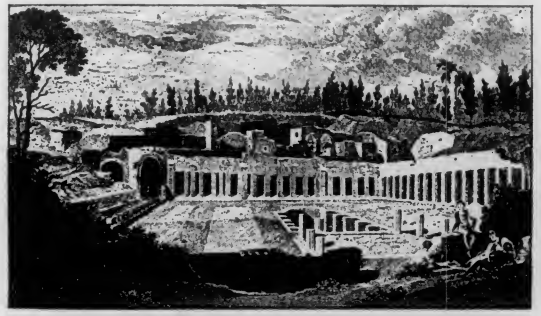
statuen, Büsten, Gerät, Waffen, schließlich auch eine Menge verkohlter Bücherrollen, die den Altertumsforschern eine unendliche Beschäftigung versprachen. Aber man mußte das Aufgedeckte immer wieder zuschütten und die ganze Sache als unterirdischen Bergbau betreiben, da ja zwei Dörfer und ein königliches Schloß darüber standen.



Die Ebene von Pompeji. Von Philipp Veith

Anders konnte es in Pompeji gehalten werden, wo 1721 gleichfalls ein Brunnenbau auf die Spur von Gebäuden führte. Hier lag nur ein rebenbepflanzter Hügel ein paar Fuß über der verschwundenen und ganz vergessenen Stadt; sie ließ sich also leicht bloßlegen. Es geschah trotzdem sehr langsam und erst von 1755 an. Also breitete sich auch der Ruhm dieser Entdeckungen nur allmählich aus. Es erschienen jedoch gewisse prächtige Kupferwerke über die Funde, und deren Wirkung auf Geschmack und Wissenschaft war

beträchtlich; jetzt wurden die Fürsten und Reichen in ganz Europa begierig, Kunstwerke und Geräte aus den Gräberstädten in ihre Schatzkammern zu ziehen, und Nachahmungen dieser antiken Linien und Bilder wurden Mode. Ein neuer Stil kam auf. Jetzt erst ward auch die Bauart der antiken Wohnungen und Straßen ganz klar; jetzt endlich bekam man eine Fülle von Malereien jener Zeit, sogar in ganz frischem Zustande. Meister-



Aus Pompeji. Stich von Roßmäßler

werke fanden sich zwar nicht gerade unter diesen Wandbildern einer kleinen Stadt; sie konnten nur für rasche Handwerkerarbeiten gelten, aber sie zeigten doch einen hohen Grad allgemeiner Kultur und für die Entdecker viel Eigentümliches. Namentlich ward jetzt auch eine Menge Gerät ans Licht gebracht und dadurch ward die ganze Lebensweise der Menschen, die vor siebzehnhundert Jahren hier gelebt hatten, erkennbar.

Als Goethe von Tischbein hierher geführt wurde, konnte man Teile der sechsten, siebenten und achten Region der Stadt besuchen. Eine Straße, die Stabiana,

war von einem Ende bis zum andern aufgeräumt. Außer vielen kleinen Häusern für Handwerker sah man die Villa des Diomedes, ein Stück Gräberstraße, einen kleinen Tempel der Isis, eine Kaserne usw. Überall waren die Häuser ausgemalt gewesen. Die Mittelstücke der Wandbemalungen waren jetzt freilich ausgebrochen und ins Museum nach Portici verbracht; denn an der frischen Luft wären sie rasch verblichen; aber viele kleinere Sachen waren doch am Flecke geblieben, und wenn man sie mit Wasser überspritzte, leuchteten ihre Farben, meist rot, blau und gelb, wie frische auf. An Mosaiken fehlte es nicht; vor zwei Haustüren erfreute die freundliche Einladung: Salve. Inschriften waren auch da, ernste und andere. Jemand hatte an seine Hauswand eine Schlange gemalt und: Sacer est locus, non mejite pueri, zu deutsch: „Jungens, pißt nicht an diese Wand! Der Ort ist heilig!"

Die Straßen waren oft nur sechs Schritte breit. Merkwürdig klein waren ebenso die Häuser und Zimmer. Ein ebenso kleiner Hof bildete allemal die Mitte der engen und niedrigen Wohnräume, von denen viele kein Fenster hatten, so daß die Tür auch als Lichtbringer diente. Diese Türen waren so niedrig, daß auch der Mittelgroße sich bücken mußte. Kamine waren nirgends. Der Rauch der winzigen und dunkeln Küchen ging durch einen kleinen Rauchfang ab. Badezimmerchen aber waren vorhanden.

Hier ist von den Wohnungen der Kleinbürger die Rede. Aber auch ein dreigeschossiges Landhaus vor dem Tore verriet, daß die Alten bei oft großem Reichtum und Luxus manche Bequemlichkeit vermißten, die

wir fordern. Hier waren die Säulen des Hofes durch ein schiefes Dach mit den platten Dächern des ringsumliegenden Hauses verbunden, so daß ein bedeckter Umgang entstand. In den Zimmern sah man überall liebliche kleine Gemälde; im heimlichen Gemach war ein Weib an die Wand gemalt, das in der Rechten ein Schiffsvorderteil, in der Linken ein Füllhorn hielt. Einige Zimmer waren groß im Vergleich zu den eben erwähnten städtischen. Ein kleiner Garten fehlte nicht, auch nicht ein viereckiges Teichlein mit Springbrunnen und säulengetragenem Gartenhause. Unter drei Seiten der Gartenmauer lief ein Keller, in dem noch große irdene Amphoren standen. In diesem Keller fand man beim Aufgraben neun Leichen von Menschen, die hier Schutz gegen den Aschenregen gesucht hatten; in einem Zimmer des Hauses lag ein Mann, der einen Beutel mit Geld ergriffen hatte: als Niemand mehr Geld brauchte.

Neben diesem Herrenhause lag das Häuslein des Gärtners oder Verwalters; es war jetzt wieder bewohnt. Und in dem erwähnten Garten blühten nach einer Ruhezeit von siebzehn Jahrhunderten wieder die Pfirsichbäume und gefüllte Levkojen.

Es ging Goethen, als er hier herum wanderte, wie Anderen: Alles erschien so eng, so wunderlich, so spielerisch; es erinnerte an kleine Modelle zu größeren Bauten, wo nicht gar an den Puppenschrank. Die allgegenwärtige Wandbemalung deutete wohl auf allgemeinen Geschmack und nicht geringes Können der Zunft; es war aber doch auch nur eine Kunst für große Kinder. Und da nun das Ganze ein erst teilweise aufgedecktes ungeheures Grab war, so blieben seine Gefühle gemischt.

Recht heiter fühlten sich unsere Freunde erst wieder, als sie die mumifizierte Stadt hinter sich hatten und in einem bescheidenen Wirtshause am Meere ein kleines Mahl verzehrten. Nachher, bei Annäherung an Neapel, beachtete Goethe wieder die zahlreichen kleinen Häuser, die ihm schon neulich, bei der Rückkehr vom Vesuv, aufgefallen waren: einstöckig, sonderbar gebaut, ohne Fenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Tür erleuchtet. „Von früher Tageszeit bis in die Nacht sitzen die Bewohner davor, da sie sich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen." Jetzt erbat er sich die Erlaubnis, in eine dieser „Höhlen" hineintreten zu dürfen; zu seinem Erstaunen sah er da saubere Räume und darin nett geflochtene Rohrstühle und eine Kommode ganz vergoldet und mit bunten Blumen staffiert und lackiert. Irgendwie erinnerte es ihn an Pompeji. Welche Umwälzungen die Jahrhunderte und Jahrtausende bringen: in derselben Gegend erweckt Mutter Natur in ihren Kindern immer wieder dieselben Bedürfnisse und Neigungen.

*

In der nächsten Woche verbrachte Goethe drei Tage bei Philipp Hackert in dem königlichen Lustschlosse zu Caserta, nahe der römischen Straße. Von hier war Alt-Kapua nahe, und er versäumte diesmal nicht, die Überreste zu sehen. Am meisten war von einem Amphitheater erhalten: Backsteinmauern, die noch mit weißen, marmorartigen Steinen überzogen waren. Auch ein paar Bögen eines Stadttores zeugten von der sagenhaften Größe der verschwundenen Stadt.

*

Am nächsten Sonntag, den 18. März, fügte Goethe seinen Altertums-Betrachtungen ein wichtiges Stück hinzu: Herculanum und das Museum in Portici. Wie schon erwähnt, konnte Herculanum nicht aufgedeckt werden, weil es sechzig Fuß tief unter zwei bewohnten und bebauten Dorfschaften lag; die Gewinnung von Schätzen der Vorzeit war hier also bergmännisch betrieben worden, und Goethe seufzte: Wenn es nur durch ordentliche deutsche Bergleute recht planmäßig ausgeführt worden wäre! Jetzt wurde der Neugierige viele Stufen hinunter in eine Gruft geleitet; dann sah er bei Fackelschein die Andeutungen eines antiken Theaters und ließ sich erzählen, was alles hier gefunden wurde. Man hatte doch große Teile der Stadt durchforscht und Vieles gelernt. Z. B. daß man in jenem Jahrhundert bereits Fensterglas besaß; es war aber dick und trüb, auch erst wenig gebräuchlich; daneben gab es noch Fensterscheiben aus dünnem Gips, der das Licht ein wenig durchließ. Übrigens saßen die Fenster oben gleich an der Decke; sie waren also nicht zum Hinaussehen bestimmt. Sonst waren Straßen und Häuser hier ganz wie in Pompeji: Lavapflaster, Mosaikfußböden, bemalte Wände usw. Zwei Reiterstandbilder, die vor dem Theater in Herculanum aufgefunden worden waren, standen jetzt droben im Licht vor dem Schlosse zu Portici. Sie wurden auch von gemeinen Leuten hochgeehrt, weil Pferde aus Marmor eine ganz große Seltenheit waren. Die Schildwachen verlangten deshalb von den Hinzutretenden, daß sie vor diesen Pferden den Hut zögen (oder den braven Soldaten ein Trinkgeld gäben).

Drinnen im Schlosse waren alle beweglichen Altertümer aus Pompeji und Herculanum versammelt, in schier übermäßiger Fülle! Man mußte empfohlen sein, ehe man diese königlichen Sammlungen besichtigen konnte; es durfte darin nichts aufgeschrieben und aufgezeichnet werden; auch hatte der Besucher gar keine Zeit, die tausend Merkwürdigkeiten nach Gebühr zu beachten. Man ging auf denselben Mosaikfußböden wie jene Menschen im Altertum, und die Augen ruhten auf denselben Gegenständen. Von den Statuen und

Antike Gemälde aus Herculanum

Büsten braucht nicht geredet zu werden: man hatte ihrer in Rom noch mehr; aber hier gab es über tausend antike Wandgemälde! In der Größe unserer Staffeleibilder, einige bis zu fünf Fuß Höhe; die meisten auf trockenem Grunde, a tempera, die andern auf nassem Kalk, al fresco, gemalt; jetzt alle durch Glas geschützt. Goethe konnte hier sehen, wie flinke Malermeister vor siebzehn Jahrhunderten seinen Orestes, seine Iphigenia, seinen Pylades in ihrer Art hingestellt hatten. Er mußte dabei an Angelika denken, die jetzt in Rom an denselben Figuren malte, wie er wußte. Noch ein anderes dieser antiken Bilder konnte er wie etwas Bekanntes begrüßen:

es war in seinem Geburtsjahre zu Resina gefunden und stellt einen Altar dar, um den sich eine Schlange windet, die das ihr auf diesem Altar dargebrachte Opfer verspeist; Inschriften waren auf diesen alten Bildern höchst selten; dieses hatte eine, die sich auf diese Schlange bezieht: Genius hujus loci montis, der Geist dieser Stelle des Berges. Goethe kannte dies Bild aus dem 1757 zu Neapel erschienenen Prachtwerke Le pitture antiche d'Ercolano; er war sicherlich selber an dem Entschlusse seines Herzogs beteiligt, daß der Bildhauer Martin Klauer genau solchen Altar mit der Schlange nachbilden und daß dieser Altar dann am Abhange eines Bergrückens im neuen weimarischen Parke stehen sollte. Jetzt eben ward in der fernen Heimat dieser Vorsatz ausgeführt und als Inschrift in den Stein gegraben: Genio hujus loci.

Und nun alle die Zimmer, die das Alltags- und festtägliche Leben jener längst verschwundenen Geschlechter aufs deutlichste zeigten! Eins enthielt alles zur Verehrung der Götter Gebräuchliche, ein zweites vornehmlich Lampen, Leuchter, Schüsseln, Vasen, ein drittes alles Küchengerät, ein viertes die Bedürfnisse des Schreibers und Gelehrten, vor allem seine Bibliothek, ein fünftes die hundert Sachen, die eine Dame zu ihrer Verschönerung braucht, ein sechstes Harnische und Waffen, und so weiter. Sogar die Eßwaren fehlten nicht: ein Brot mit aufgedruckten Schriftzeichen; Eier; eine Torte, die noch in der Pfanne im Ofen stand; Weizenkörner, Bohnen, Mandeln, Feigen, Datteln und Nüsse; eingetrocknetes Öl; eingetrockneter Wein, der wie Gummi aussah. Sodann die verschiedensten Instrumente, auch chirurgische und musikalische. Silberne Tassen glichen merkwürdig unsern Kaffeetassen. Sehr viele Eßlöffel waren da, aber keine Gabeln.

Goethe suchte sich recht Vieles rasch ins Gedächtnis einzudrücken. Jetzt erst glaubte er das richtige Bild der antiken Stadt zu gewinnen.

Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji erschienen mir nun zugleich enger und weiter. Enger, weil ich sie mir von so vielen würdigen Gegenständen vollgedrängt dachte; weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht bloß als notdürftig vorhanden, sondern, durch bildende Kunst auf's geistreichste und anmutigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht tun könnte. Man sieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande. Näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe; man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt

das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe, schlanke eherne Gestelle sind bestimmt, die Lampen zu tragen; aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht, zu gefallen und zu ergötzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.

Nur die Hoffnung, wiederzukehren, konnte über die Eile trösten, mit der man hier die unzähligen Eindrücke einsammeln mußte.

Übrigens war Portici auch sonst der merkwürdigste Ort. Von drei Seiten wurde es in seiner Existenz bedroht: das Bergwerk Herculanum konnte es von unten her verschlingen, das Meer von der einen Seite ersäufen, der Vesuv von der andern Seite unter glühenden Steinen und Lava begraben. Zunächst aber genoß man hier die schönste Augenweide.

Ein Mittagessen war in einer Schenke zu Torre dell' Annunziata bestellt; Georg Hackert, Ritter und Dame Venuti und andere Neapolitaner waren mit von der Partie. Hier wurde viel gescherzt, wie uns Tischbein von diesem Tage erzählt, aber der rechte Spaß begann erst nach dem Essen.

Wir gingen an den Strand des Meeres, welcher gerade hinter dem Hause war. Die Meisten streckten sich hier auf den Sand nieder, der sanft wie Sammet ist; doch war ihre Ruhe nur von kurzer Zeit. Sie sprangen bald wieder auf, und der gute Lacrimae Christi[1]), welcher in die Köpfe gestiegen war, tat seine Wirkung, besonders bei Hackert. Sie

[1]) Hier: hellroter Likörwein aus der Lakrima-Traube am Vesuv.

fingen an zu ſchäkern und ſich mit Sand zu werfen. Die Marcheſina Venuti, welche einen muntern Geiſt hatte, wollte ſich nicht überwinden laſſen; beide Hände griff ſie voll Sand und warf damit. Nun wurde der Kampf allgemein; Jeder wurde beworfen, und Jeder griff nach Sand; anfangs nur nach trockenem, dann nach feuchtem und endlich nach ganz naſſem, ſo daß Alle ganz übertüncht wurden. Dann fielen ſie erſchöpft zur Erde; aber kaum ausgeruht, erneuerten ſie den Kampf mit noch größerem Eifer. Jetzt wurde nur nach dem naſſeſten im Waſſer gegriffen; der Gegner wollte das Einſammeln dieſer anklebenden Munition verhindern und

Kampf am Strande. Von W. Tischbein

ſtieß Den, der ſich eben danach bückte. Dadurch kam Der in's Waſſer, und damit auch der Andere naß würde, zog er ihn nach. So begann nun der Kampf im Meere. Sie benetzten ſich mit Seewaſſer und trieben ſich in dem naſſen Elemente umher, wo denn die Kampfluſt abgekühlt wurde. Ganz ermattet ſtreckten ſie ſich auf den Sand an die Sonne; in kurzer Zeit war Alles wieder trocken; der Sand fiel ab und ließ nicht den geringſten Fleck nach.

Das Ufer iſt hier ſo flach, daß man weit ins Meer hineingehen kann, ehe das Waſſer bis an die Waden ſteigt.

Goethe hatte ſich vom Kampfe abgeſondert und klopfte Stücke von den Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen, und unterſuchte die Steinarten.

Von da fuhren wir mit Venuti nach ſeinem Hauſe.

*

In Neapel erzählte man ſich als Neueſtes, daß der Veſuv jetzt wieder Lava ergieße; ſie fließe nach Olevano zu. Dies Schauſpiel mußte Goethe ſehen! Tiſchbein hatte keine Luſt, den öden Berg noch einmal mühſam zu erklimmen, und ſo fuhr der Dichter ohne ſeinen Maler hinaus. Er fand die gleichen Führer warten, die er ſchon kannte, und nahm ſie alle beide. Auf die Höhe gelangt, blieb der ältere bei den Mänteln und Eßwaren; mit dem jüngeren ſchritt Goethe mutig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach. An der Seite dieſes Dampfes gingen ſie aufwärts, ihm nach, bis ſie endlich unter klarem Himmel aus dem ſchwarzen Gewölke die Lava hervorfließen ſahen. Es war ein Strom von etwa zehn Fuß Breite; an den Seiten und an der Oberfläche aber kühlte ſich die Lava beſtändig ab; ſo bildete ſich ein Dach oder eine Kruſte über einem Kanale; durch die Kruſte, die wie ein Fladen mit gezackten Riefen ausſah, ragten wunderliche Eſſen hervor, aus denen Schwefeldampf hervorquoll. Wo die Lava ans Licht trat, warf ihre Oberfläche ſchwimmende Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter, wodurch ſich denn nach und nach die Dämme erhöhten, zwiſchen denen der Glutſtrom ruhig fortfloß: faſt wie ein Mühlbach. Goethe und der junge Führer gingen neben dem anſehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis an ihre Füße. Durch einige Lücken des Kanals konnten ſie den Strom von unten hinauf ſehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten. Durch die hellſte Sonne erſchien die Glut verdüſtert, und nur ein mäßiger Rauch ſtieg in die Luft.

Goethe begehrte, sich dem Punkte zu nähern, wo die Lava aus dem Berge quillt; es hieß, daß sie dort sogleich Gewölbe und Dach über sich her bilde; sein Führer sagte: er habe schon mehrmals auf diesem Gewölbe gestanden. Sie stiegen also hinauf und suchten diesem Ursprung trotz des giftigen Qualms nahezukommen. Sie fanden auch eine Stelle, die ein lebhafter Windzug einigermaßen reinigte, und sogleich standen sie wirklich auf dem mittleren Schlunde, auf einer breiartig gewundenen erstarrten Decke über dem Feuerstrome; diese Decke erstreckte sich aber so weit vorwärts, daß sie die eigentliche Quelle der Lava nicht mehr sehen konnten. Um sie herum dampfte es aus tausend Ritzen. Aus dem Kegel heraus fing es an zu tönen und Steine und Asche auszuwerfen. Die Steine fielen wieder in den Kegel zurück; viel später regnete dann die Asche auf die beiden kühnen Menschen. Sie versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender, und der Qualm wirbelte immer heftiger; er verfinsterte die Sonne und legte sich erstickend auf die Brust. Der Führer wagte nicht mehr fortzuschreiten; er ergriff Goethes Hand und zog ihn aus dem Höllenprudel heraus.

An geschützter Stelle erquickten sie sich, wie neulich, durch Speise und Trank. Dann ergab sich Goethe wieder seinen geologischen und mineralogischen Studien und sammelte, was er für sich und die Freunde nach Deutschland mitnehmen wollte.

Ein herrlicher Sonnenuntergang und ein himmlischer Abend beschlossen den heiteren Tag. Goethe aber empfand das Sinnen-Verwirrende der stärksten Gegensätze:

Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, Beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

*

Das Kapitel des vulkanischen Berges konnte Goethe mit Befriedigung vorläufig abschließen. Was die Altertümer anging, so fehlte ihm in nächster Nähe auch nichts mehr, aber Pästum war nicht weit von hier und versprach eine Erweiterung der antiken Welt, die er sich in seinem Innern auferbaute.

Poseidonia, später Pästum und schließlich Pesto genannt, war ursprünglich eine griechische Stadt, von Sybariten begründet oder erobert. Unter den Römern kam sie bald herunter; Ovid und Vergil preisen nur noch die Rosen von Pästum, die zweimal im Jahre blühten. Die Sarazenen zerstörten den Ort vollends. Aber daß er nicht wieder erstand, ja völlig in Vergessenheit geriet, hatte natürliche Ursachen: Versumpfung des Bodens und eine höchst ungesunde Luft, die zumal im Sommer Krankheit und Sterben bewirkte. Die uralte Stadt verschwand also für die Menschen ebenso wie Pompeji, Herkulanum und Stabiä, obwohl ihre Reste in vollem Lichte da standen, obwohl diese Trümmer von Salerno, Neapel und andern belebten Orten leicht genug zu erreichen waren. Auch vom Meere lagen sie nur eine halbe Stunde ab.

Die Einen berichten, ein Jäger, der ein wildes Schwein verfolgte, habe eines Tages die Tempelruinen

wieder entdeckt; die Anderen, ein junger Maler, der aus dem benachbarten Flecken Capaccio ſtammte, habe ſie in ſeinen Ferien abgezeichnet und das Bild in Neapel vorgewieſen. Irgendwie wurden einige Engländer aufmerkſam und zogen aus, dieſe Merkwürdigkeit zu ſehen, und von da an reiſten manche Fremde an dieſe Stelle; unter den Erſten waren die deutſchen Gelehrten Winckelmann und Volkmann, die zuſammen die Fahrt machten. Seit 1764 kamen auch Abbildungen an die Öffentlichkeit. Goethe wußte von Winckelmann und Volkmann, was er hier zu erwarten hatte: zwei altgriechiſche Tempel, vorzüglich erhalten, und ein drittes öffentliches Gebäude, das eine Baſilika oder ein Gymnaſium geweſen ſein konnte, d. h. ein Gerichtsgebäude oder eine Halle für die körperlichen Übungen nackter Knaben und Männer.

Goethe fuhr am Nachmittage des 22ſten März bis Salerno, einem Pfaffenſtädtchen, das an einem Meeresbuſen, aber ohne Hafen, lag. Sein Begleiter auf dem zweirädrigen Kabriolett war nicht Tiſchbein, ſondern ein anderer deutſcher Maler, Kniep aus Hildesheim, ein Mann in Goethes Alter. Es war anfangs eine raſche Fahrt auf glatten Wegen durch ein fruchtbares und ſchönes Land; Goethe und Kniep führten abwechſelnd die Zügel; ein halbwilder Junge, der ſie bediente und zugleich den Fuhrwerksbeſitzer vertrat, hockte hinten auf. Bei Alla Cava zeigte ſich ein Berg ſo ſchön, daß man ſtill hielt, damit der Maler ihn auf's Papier brachte. Und ſo gewann man auch ein Bild aus dem Fenſter zu Salern. Im Mittelalter war hier eine ſehr vorzügliche Arzteſchule geweſen; gegründet war der Ort

Chriſtoph Kniep
Selbſtbildnis
Römermuſeum zu Hildesheim

Oreſt und Iphigenie. Von W. Tiſchbein
Die weiblichen Modelle: Emma Hart
Schloß zu Arolſen

durch Noahs Sohn Sem. In der Kathedralkirche ſtellte ein Gemälde den Tod des Adonis vor; in der Nähe hing der ſterbende Chriſtus. Man ſah wieder einmal, wie im üppigen Süden auch die Mythologie wuchert.

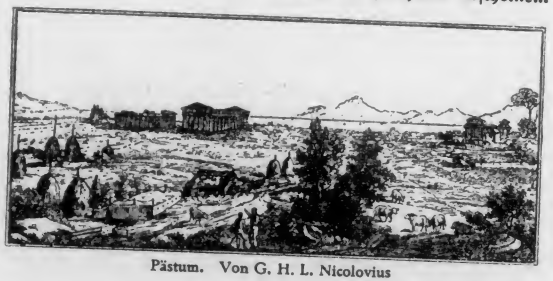
Früh am andern Morgen fuhren die beiden Deutſchen weiter, jetzt aber auf ungebahnten, oft moraſtigen

Salerno. Von Lemaitre

Wegen. Das Land ward immer flacher und wüſter; das Sumpfige nahm zu, und man hatte wieder einmal Gelegenheit, den nilpferdiſchen Büffeln in die blutroten wilden Augen zu ſehen. Endlich erkannten die Fahrenden einige länglich-viereckige Maſſen, die ſie in der Ferne ſchon bemerkt hatten, als die Tempel von Päſtum. Kniep ſuchte ſich einen Standpunkt, ſie zu zeichnen; Goethe ließ ſich von einem Landmanne dahin und herumführen und war ſehr erſtaunt, aber nicht ange-

nehm erstaunt. Wie plump! Er stand nun wahrhaftig in uralten Tempeln jenes Volkes, dem er den größten Geschmack und Kunstsinn zuschrieb. O, er hatte sich ihre erhabensten Werke anders gedacht!

Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie die Menschen mit. Ja, sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen.



Pästum. Von G. H. L. Nicolovius

Aber Goethe, immer des guten Willens voll: den allerbesten Willen hatte er doch stets gegen die Griechen! Er nahm sich also zusammen, erinnerte sich des Ganges der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, der solche Bauwerke gemäß sein mußten, vergegenwärtigte sich den strengen Stil der Plastik, und ehe eine Stunde vergangen war, fühlte er sich schon einverstanden mit Dem, was seine Augen sahen.

Ja, ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektonischen

Aufriß erscheinen sie eleganter, in perspektivischer Darstellung plumper, als sie sind. Nur wenn man sich um sie her, durch sie durch bewegt, teilt man ihnen das eigentliche Leben mit. Man fühlt es wieder aus ihnen heraus.

Die beiden Deutschen blieben fast den ganzen Tag, Kniep dem Zeichnen, Goethe dem Schauen hingegeben. Die Nacht verbrachten sie wieder in Salern; am andern Morgen genossen sie die Fahrt nach Neapel. Der Vesuv, von einer ungewohnten Seite gesehen, fruchtbarste Gefilde, die Pappeln an ihrer Straße „pyramidalkolossal.“ Auf einer Höhe erschien ihnen dann Neapel in seiner Herrlichkeit: die meilenlange Reihe von Häusern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felsenwände, dann die Inseln und dahinter das Meer. Aber ein wildes Geschrei neben ihren Ohren erschreckte sie zugleich. Goethe wandte sich ärgerlich um nach dem Jungen, der bisher so artig gewesen und plötzlich wie ein Wahnsinniger brüllte. Der Knabe duckte sich unter dem zankenden Herrn, der die Hand gegen ihn erhob; eine Weile rührte er sich nicht; dann klopfte er Goethen von seinem Rücksitz zaghaft auf die Schulter, streckte den Arm und Zeigefinger nach vorn und bat: „Signor, perdonate! Questa è la mia patria!“

Dem deutschen Dichter traten die Tränen in die Augen.

Zwölftes Kapitel

Die erste Seereise

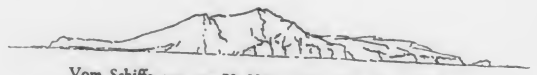
29. März bis 2. April 1787

„Wir müssen Griechenland und Dalmatien zusammen besuchen" redete der Prinz von Waldeck, wenn er mit Goethe zusammentraf. So kühn wagte Dieser nicht zu träumen; aber den Gedanken, ob er nach Sizilien gehen solle, wog er lange hin und her. Wenige Reisende wagten sich dahin, und allgemein war die Meinung, daß es sich nicht lohne, soviel Zeitverlust, Mühsal, Entbehrung und Gefahr auf sich zu nehmen, um nachher sagen zu können, daß man auch dort gewesen sei. Unterwegs, vom Schiffe aus, konnte man von mohammedanischen Raubschiffern in Gefangenschaft geschleppt, auf der Insel aber von einheimischen Räubern totgeschlagen werden: wozu sollte man zu so großen sicheren Beschwerden auch noch die Freiheit und das Leben aufs Spiel setzen?

Endlich, nach der Mitte März, entschloß sich Goethe, die dreispitzige Insel trotzdem kennen zu lernen; er fand, daß in Neapel seine Reise „zu stumpf" endigen würde. Er hatte schon eine Korvette nach Palermo segeln und wohlbehalten zurückkommen sehen; nach acht Tagen sollte sie den Weg wiederum machen; dieses bestimmte Hin- und

Herfahren und das ganze in Amerika vortrefflich gebaute Schiff flößte ihm Vertrauen ein. Aber Tischbein zeigte gar keine Lust; ja, es ward deutlich, daß dieser allerbeste Freund jetzt überhaupt eigene Wege zu gehen wünschte. Goethe durfte es ihm nicht verdenken. Mit sechsunddreißig Jahren hatte der Maler noch keinen festen Platz, keine sichere Versorgung gewonnen. Die Unterstützung aus Gotha langte nicht weit; die Aussichten im Vaterlande waren gering. Hier in Neapel aber bezahlte der König die Gebrüder Hackert und den Bilder-Ausbesserer Friedrich Andres und schätzte sie; die Königin war eine Tochter der Maria Theresia und von deutschen Hofdamen umgeben; der Ritter Venuti, der großen Einfluß bei Hofe hatte, mochte den neuen Deutschen wohl leiden. Kurz, Tischbein gedachte sich hier einzunisten, und so konnte er nicht mehr in bisherigem Grade an Goethe gebunden bleiben. Der Entschluß, sich von diesem großen und guten Manne zu trennen und ihn allein ins Ungewisse ziehen zu lassen, in ein fremdes Land, wo doch Goethe außer einem Freunde und Gehilfen auch gerade einen Maler brauchte, der das gemeinsam Gesehene auf dem Papiere festhalten konnte: dieser Entschluß wäre vielleicht unmöglich gewesen; aber da traf es sich vortrefflich, daß Kniep hier ohne rechte Aufgabe ein sehr ärmliches Leben fristete, und Kniep war ein vorzüglicher Zeichner von Landschaften. Tischbein hatte Mühe, den armen Kollegen auch nur aufzufinden; als er ihn dann zu Goethe führte, verstanden sich die Beiden gut.

Auf der Fahrt nach Pästum prüften sich Goethe und Kniep noch mehr an einander; nun schlossen sie



Vom Schiffe aus, am 30. März 1787. Von Chr. H. Kniep

einen Vertrag. Am 25sten März besahen sie zusammen das Schiff nach Sizilien und das ihnen bestimmte Kämmerchen darin. Goethe aber bemerkte in diesen Tagen, daß es seinem neuen Gefährten gleichfalls schwer zu sein schien, sich von Neapel loszureißen, und Kniep gestand, woran es lag. Ihm war Neapel schon eine Art Heimat. Eines Mädchens wegen hatte er hier so kärglich gelebt und durch sie war er trotzdem glücklich gewesen. Goethe ließ sich die Schöne zeigen: ein gar liebliches Geschöpf von anmutigem Betragen! Von ihr zu gehen, welch' ein Entschluß! Aber Kniep tröstete sich: nach der Rückkehr werde er wohlhabender sein und besser für sein Liebchen sorgen können.

Nun folgten die Tage des Einpackens. Auf Donnerstag, den 29sten März, war die Abfahrt festgesetzt. Die erste wirkliche Seereise für Goethe! Wie lange sie dauern werde, wer konnte es sagen? Zuweilen wurde Palermo schon in 36 Stunden erreicht, zuweilen in sechs Tagen noch nicht. Das Wetter war zuletzt recht ungewiß gewesen; heute begann der Tag so schön wie möglich. Aber am Strande hörten sie: der Wind sei der allerhinderlichste. Nun standen sie am Ufer herum oder saßen in einem Kaffeehause. Mittags erst gingen sie auf's Schiff und hatten dort zunächst auch weiter nichts als die Aussicht von einem neuen Punkte.

Links Ischia. Rechts Capri und Misenum. Von Chr. H. Kniep

Erst mit Beginn der Nacht bewegte sich das Schiff von der Stelle: ganz langsam. Der Wind wollte es nach dem Posilipp hinüber drängen. Als am andern Morgen die Sonne gar herrlich aufging, sah man sich erst zwischen Ischia und Capri.

Um es kurz zu sagen: die Fahrt war weder von den schlimmsten noch von den besten. Der Kapitän mußte viel manövrieren, und die Unruhe der Wellen ward in der einen Nacht zum Sturme. Goethe lag zumeist seekrank in seiner Kajüte, aber es ging ihm nicht ganz schlecht, denn er konnte seinen ‚Tasso', den er sich als einzige poetische Arbeit mitgenommen hatte, durchdenken und die zwei fertigen Akte aus der ursprünglichen poetischen Prosa nach seinen jetzigen Anforderungen in eine edlere Form umbilden. Kniep, dem das Schaukeln nichts tat, sah fleißig nach ihm; dem Maler schmeckte das Essen; er zeichnete die verschiedensten Dinge und brachte sie herunter. Einige Male stieg doch auch Goethe ans Licht, und eigentlich entging ihm Nichts, was zur Seereise gehört: das allmähliche Verschwinden der Küste, das Auftauchen von Inseln, unter denen hier der berühmte Vulkan Stromboli war, die Stunden, wo man Nichts sieht als Meer und Himmel, das Begegnen mit andern Schiffen, die Lichtwirkungen der Sonne und des Mondes, das bald sanfte Wiegen, danach das heftige und bedrohliche Auf und Ab des Fahrzeugs, das Erscheinen von Seetieren:

hier waren es muntere Delphine und eine große Schildkröte. Je mehr sie sich Sizilien näherten, um so länger hielt es Goethe auf dem Verdecke aus.

Nach neunzig Stunden, am 2ten April, nachmittags um Drei, liefen sie endlich im Hafen von Palermo ein. Jetzt fühlte sich Goethe wieder ganz wohl; er war höchst entzückt von dem Anblick, der sich ihm hier bot. Andere drängen sich vom Schiff herunter, wenn kaum die Brücke gelegt ist; er und Kniep standen und vergaßen ganz, daß sie hier im Wege waren; sie schauten nur.

Die Stadt, gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, seine zierlichen Formen im vollkommensten Lichte; links das weit hingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebste Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wider wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Palermo und der Monte Pellegrino
Von Charles Gore
Vorn links die Strandpromenade Marina
Landesbibliothek zu Weimar

Palermo. Blick vom Monte Pellegrino auf Stadt, Golf und die Bagheria
Von Charles Gore
Landesbibliothek zu Weimar

Dreizehntes Kapitel

Palermo

2. bis 18. April 1787

Sechzehn Tage blieb Goethe in Palermo; sie gehörten zu den glücklichsten seines Lebens. Schon daß er nun eine Seereise erlebt hatte, stimmte ihn immer wieder freudig. Das Meer hatte ihm in seinen Begriffen bisher gefehlt; solange er nur auf dem Lande Bescheid wußte, war er als Dichter, Leser, Maler, Kunstkenner, Naturphilosoph noch nicht fertig ausgebildet gewesen. Sogar ein großes religiöses Erlebnis hatte er nun in sich aufgenommen.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und seinem Verhältnis zur Welt.

In Palermo traf er Alles wie gewünscht. Der Gasthof, nahe am Hafen, war von den besten, der Wirt ein freundlicher alter Mann, die Aussicht von seinen Fenstern bei jedem Lichte unglaublich schön. Jedermann zeigte sich gegen die Fremden höflich und zuvorkommend. Und namentlich wußte Goethe jetzt, daß er es mit seinem Begleiter recht gut getroffen hatte. Da Kniep bisher im Dunkeln geblieben, hätte man schließen können, daß

er als Maler oder als Mensch nicht viel tauge. Aber dieser Mann hatte manche Tugenden, z. B. großen Fleiß, einen stets frohen Sinn und ehrliche Bescheidenheit; sein Fehler in seiner Kunst bestand vielleicht in allzugroßer Sorgfalt und Sauberkeit, und gerade diesen Fehler ließ sich Goethe gern gefallen.

Palermo war eine große Stadt: man konnte die Einwohner auf hundert- bis zweihunderttausend schätzen, und da diese Südländer halb oder ganz auf der Straße leben, so bot ihr Gewimmel die bunteste Unterhaltung. Zwei lange Hauptstraßen, der Cassaro, an dem Goethe wohnte, und die Via Macqueda kreuzten sich in dem Platze der „vier Ecken", wo sich vier gleiche Barockpaläste und vier Brunnen einander gegenüberstanden. Hier, wo also auch die Stadtviertel zusammenstießen, brauchte man sich nur zu den vielen andern Müßiggängern zu stellen, so fehlte Nichts mehr zum Theater: das Leben gaukelte in immer neuen Bildern vor den Zuschauern vorbei.

Wer dann die Augen schloß und sich die sogenannte Weltgeschichte vergegenwärtigte, wie sie über diesen Platz hinweggerauscht sein mochte, sah erst recht die buntesten Gestalten. Die Phönikier sollen sich zuerst hier festgesetzt haben; sie nannten diese Kolonie: „Lager der Buntwirker." Dann kamen die Karthager angefahren und richteten hier ihre große Flottenstation gegen die Römer ein, bis Diese den Sieg davontrugen und sich auch in Sizilien zu Herren machten; nun hieß diese Stadt: Colonia Augusta Panormitanorum. Später erschienen die Goten, aber die Byzantiner gewannen bald nach ihnen die Oberhand. Dann zweihundertundvierzig

Jahre Sarazenen-Herrschaft. Weiter: Normannen, deutsche Hohenstaufen, Franzosen, Spanier, Savoyer. Jetzt gehörte Palermo zum Königreich beider Sizilien, das eine Sekundogenitur der spanischen Bourbonen war; der König wohnte in Neapel; hier vertrat ihn ein Vizekönig. Auch ein Erzbischof residierte hier.

Eine solche Geschichte mußte in zahlreichen Bau- und Bildwerken ihre Zeugnisse hinterlassen haben. Goethe aber fühlte wiederum keinen sonderlichen Trieb, diese Überreste zu suchen; er hätte hier nach normännischen und sarazenischen Bauwerken fragen sollen, aber ihn dürstete nur noch nach griechischer Kunst, und sie war auf dieser Insel an anderen Stellen zu suchen. Nur nebenbei sah er „ein maurisches, bis jetzt wohl erhaltenes Haus", die Ziza. In der Vorhalle rauschte unter einem Honigzellen-Gewölbe ein klarer Bronnen über weiße Marmorfliesen. Das ganze Gebäude war „nicht groß, aber mit schönen, weiten und wohl proportionierten, harmonischen Räumen." Goethe und Kniep ergötzten sich daran und faßten ihr Urteil so zusammen: „In einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt." Aber man nahm doch dies Haus nur als Sonderbarkeit; Goethe blieb hier ein Vorübergehender, der das liebevolle Studium und eine etwaige Begeisterung andern Liebhabern und Fachleuten überläßt. Auch für ihn hatte der Tag nur vierundzwanzig Stunden, und sein Geist, den er selber so oft als unersättlich empfand, war hier doch von andern Eindrücken und Gegenwirkungen völlig in Anspruch genommen.

*

Da war zuerst die Landschaft, die von immer neuen Punkten zu betrachten er nicht müde wurde. Und was sah er, der Naturkundige, nicht alles nebenbei! Wenn ihm dann ein Führer von einer Schlacht umständlich berichten wollte, die Hannibal oder Hasdrubal an dieser Stelle geliefert haben sollte, wandte er sich unwillig ab. Was schiert uns so ein ehemaliger Totschläger, wo uns heute noch ein Paradies vor Augen liegt! Conca d'ora hieß diese Landschaft, „Muschel von Gold". Den Monte Pellegrino nannte Goethe das schönste aller Vorgebirge der Welt; er hatte zwar erst angefangen, solche Vorgebirge zu sehen, aber wie konnte es ein noch schöneres geben? Nun war aber diese Art Landschaft überhaupt ein Neues für ihn, obwohl er in Neapel darauf vorbereitet worden war. Hier war eine neue Art Beleuchtung und Farbengebung, und zu diesem Lichte oder Glanze trat die südliche Pflanzenwelt. Schon vor der Landung empfand Goethe diese Eindrücke tief.

Mit keinem Worte ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrains und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. . . .

Der Abend mit hellem Mondschein reihte sich prächtig an dieses Sonnenbild, und am andern Tage begrüßte und beschäftigte der üppige Frühling der Gärten die an solche Triebkraft der Blätter und Blüten nicht gewöhnten Gäste. Es gab viele Gärten in Palermo, auch große öffentliche. Einer davon, La Flora, an der Villa Giulia, am Ende der Strandpromenade La Marina, bestand erst seit zehn Jahren; aber Nichts deutete mehr auf Kindheit und Anfang. Goethe ging gar gern hierher; „es ist der wunderbarste Ort von der Welt."

Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft: vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse. Zitronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange. Hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten, nelkenhaften Blüten, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige.

Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder scharenweis, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln.

An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns.

Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmut verlieh, war ein starker Duft, der sich über Alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, so daß ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten. Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasieren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben. Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres: Das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis. . . .

*

Ja, Phäa! Waren nicht ihre Bewohner ursprünglich aus Sizilien gekommen? Konnte man sie nicht hier wiederum heimisch denken? So waren diese Anlagen an der Marina die Gärten des Alkinous! O, Goethe mußte die Stelle, wo Homer diese immer lebendigen, immer fruchttragenden Gärten schildert, wiederum im Griechischen lesen! Er mußte sich jetzt eine griechische Odyssee kaufen, mußte seinem Begleiter das Schönste daraus übersetzen. Kniep sollte es mitgenießen: wie dort die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel streben, wie es nie fehlt an reifen Birnen, Äpfeln, Granaten, Oliven, Feigen; wie selbst die Reben an einigen Stellen erst blühen, an andern schon voll überreifer Trauben hängen.

An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen.
Auch zwo Quellen sind dort: die eine durchschlängelt den Garten
Und die andere gießt sich unter die Schwelle des Hofes
An den hohen Palast, allwo die Bürger sie schöpfen.
Siehe, so reichlich schmückten Alkinoos' Wohnung die Götter.

Schon im Oktober, als er zwischen Bologna und Florenz im Reisekarren saß oder auch nebenher schritt, war ihm der Einfall gekommen, daß ‚Odysseus auf Phäa' ein Drama geben könne; jetzt kehrte der Gedanke mit

neuer Kraft zurück, und schon labte er sich an dem Bilde, wie die liebliche Nausikaa den schiffbrüchigen Odysseus freundlich tröstet und ermuntert:

In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetriebnen, vielgeplagten Mann
Zum freundlichsten empfangen.
Das schönste Feld hat er sein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüten,
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Zitrone steht
Im dunkeln Laube, und die Feige folgt
Der Feige . . . .
Dort wirst du in den schönen Lauben wandeln,
An weiten Teppichen von Blumen dich erfreu'n.

Wann war doch schon einmal Homers Odyssee auf einer Reise so lebendig in ihm geworden? Ja, einst auf dem Thuner See und nachher in Lausanne! Odysseus, der von den Sirenen angelockt wird, hatte damals vor seinem Geiste gestanden, und die böse Fahrt zwischen Scylla und Charybdis. Aber was hatten der edle Sänger und sein Held mit dem Schweizergebirge zu tun? Hier wehte die Luft, in der Homers Gestalten atmeten. Dort war es dunkler Vorwinter gewesen; hier lachte der Lenz; hier fühlte auch er, der deutsche Dichter, sich eigentlich daheim.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

So bildete sich das neue Drama in ihm, ‚Nausikaa' nach ‚Iphigenien'.

*

Aber neben dem Dichter wohnte der Naturforscher in seiner Brust, und hier in den Gärten gewann die Pflanzenwelt bald die größere Macht über ihn. Er glaubte schon lange einer großen Entdeckung auf der Spur zu sein. Im botanischen Garten zu Padua hatte er die Entwicklungsfähigkeit der Palmblätter mit Händen greifen können; diese Veränderlichkeit aller Blätter, aller Pflanzenteile beschäftigte ihn immer wieder. Welcher Bauplan lag zugrunde? Was war das Gemeinsame aller Pflanzenarten und Pflanzenteile, wodurch sie sich alle gleichen und uns nötigen, sie zu einem Begriff zusammenzufassen? Linné, der Beherscher der botanischen Wissenschaft, zwang seine Schüler, unzählige Pflanzen zu kennen, zu beschreiben und in die von ihm festgelegten Abteilungen einzuordnen; ein ungeheures Herbarium von eingetrockneten Pflanzen war das Ergebnis solcher Kenntnistreiberei. Goethe stand den Franzosen näher; er ging an die Kinder Floras heran als ein Liebhaber des beständig gestaltenden Lebens, ähnlich wie Diderot etwa. Die Natur scheine sich zu gefallen, so wiederholt Diderot 1754 einen Satz seines großen Landsmannes Buffon: denselben Mechanismus in unendlich verschiedener Weise zu variieren und die Gattungen der Wesen nicht eher aufzugeben, als bis sie in den Individuen alle Möglichkeiten der Erscheinungen erschöpft habe. Buffon hatte ausgesprochen, daß die Tiere nach einem Urtiere, premier animal, prototype de tous les animaux, geformt zu sein scheinen, aber er hatte sein premier animal wohl als eine platonische „Idee" gemeint, als geistiges Modell, welches dem Schöpfer bei Herstellung der einzelnen Arten vorgeschwebt; Diderot

aber neigte zu Maupertuis und möchte die wirkliche einstige Existenz eines solchen Urtieres als Urahnen wahrscheinlich finden.[1]) Wir wissen nicht, ob Goethe solche Ausführungen früher gelesen und unbewußt noch in sich hatte; der Mensch kann zwischen seinen Erinnerungen und Entdeckungen oft nicht die trennende Grenze ziehen; jedenfalls suchte Goethe schon lange nach einer botanischen Grundform. Auch am Strande von Neapel hatte er wieder darüber nachgesonnen. „Herdern bitte ich zu sagen" schrieb er Ende März an Frau v. Stein, „daß ich mit der Urpflanze bald zustande bin; nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen." Hier in Palermo schlug er sich, drei Wochen später, mit demselben Gespenste herum. Er war in der Frühe zu jenem schönen Garten an der See gegangen, um seine dichterischen Träume fortzusetzen: da wollten aber nicht Alkinoos, Nausikaa, Odysseus und die phäakischen Männer und Weiber vor ihm erscheinen, sondern die Urpflanze tanzte vor seinen Augen.

Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel und, indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder

[1]) Die letzten beiden Sätze nach Oskar Schmidt, Die Anschauungen der Enzyklopädisten über die organische Natur. Deutsche Rundschau 1876.

jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden. Und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging Das wohl, aber es fruchtete nicht. Es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alkinous war verschwunden: ein Weltgarten hatte sich aufgetan.

*

Die große Mutter Natur, der Goethe so gern auf die Finger gesehen hätte, macht sich zuweilen auch den Spaß, Mißgeburten und Zerrbilder hervorzubringen, und derselbe Goethe, der zugleich seine Dichterphantasie walten lassen und über Morphologie, Gestaltlehre, grübeln wollte, besaß jetzt und hier in Palermo ein abscheuliches Zerrbild seiner selbst. Es trug den großartigen Namen: Ferdinando Francesco Gravina, Cruyllas ed Agliata, Principe di Pallagonia. Dieser siebente Prinz von Pallagonia benutzte sein schönes Besitztum in der vornehmen Vorstadt La Bagheria und sein vieles Geld dazu, Gottes Schöpfung zu bereichern oder erst noch zu vollenden. Die Künstler tun es auf ihre Weise; der Prinz übertraf sie alle an Kühnheit. Es ist nicht zu bestreiten, daß jedes Wesen aus Teilen und Eigenschaften zusammengesetzt ist, die auch bei andern Wesen vorkommen; wir können es in unserer Heimat beobachten; Reisebeschreibungen, Chroniken und Sagen bereichern unsere Vorstellung davon noch sehr. Alte Berichte künden von Roßmännern, von Weibern mit Fischschwänzen, von geflügelten Pferden, vom Vogel

Greif, der aus Adler, Löwe und Fisch zusammengesetzt ist, und so weiter. Warum sollte es Das und manches Andere nicht geben? Etwa im unerforschten Afrika. Pallagonia dachte sich diese möglichen Verbindungen aus, ließ sie in Sandstein oder Muscheltuff verwirklichen und stellte sie in seinen Garten, ganz so, wie der liebe Gott einst alles Getier im Paradiese versammelte.

Ein Prachtvieh von des Prinzen Schöpfung sah zum Beispiel so aus: Kopf vom Löwen, Hals von der Gans, Leib von der Eidechse, Beine von der Ziege, Schwanz vom Fuchse. Viele seiner Erzeugnisse hatten auch mehrere Köpfe, etwa Menschenköpfe mit Hörnern auf einer sich windenden Schlange. Oder man sah eine Dame am Putztisch: sie verschönerte sich ihren Pferdekopf. Leider waren alle diese Gestalten nur aus totem Stein; der Prinz hoffte sehr, daß seine Gemahlin, die Prinzessin Maria Giacchina Gaetani e Buglio de' Ducchi Gaetani centi di Racalmuto, ihn angesichts so schöner Vorbilder bald mit einem niedlichen lebenden Ungeheuer beschenken möchte. Bis dahin blieb er um so tätiger. Auch auf Möbel, Geräte, das ganze Bauwesen läßt sich diese Variations- und Kombinationstheorie anwenden; zum Beispiel: eine Kaffeetasse ist aus Porzellan und ein Sofa aus Holz, Gurten, Wolle, Zeugstoffen. Das Sofa könnte aber auch aus Porzellan sein: Das wäre noch nichts Besonderes. Es könnte aus Kaffeetassen sein, die man an einander leimt. Statt der Tassen könnte man auch Nachttöpfe nehmen . . .

Natürlich gingen alle Fremden, die nach Neapel kamen, nach Bagheria hinaus, um die Ausgeburten

einer ebenso kühnen wie schwelgerischen Phantasie nach Gebühr zu bewundern. Goethe und Kniep versäumten es gleichfalls nicht. Der sonst so geduldige Maler hielt es nicht lange aus, einen häßlichen Unsinn nach dem andern anzusehen, und zeichnete nur Weniges ab; Goethe aber ging Stunden lang herum und suchte nach einigem Geist in diesem Zusammengewürfelten, nach leitenden Ideen oder doch nach einer historischen Erklärung. Die letztere gelang ihm einigermaßen: man kann ja die verrückteste Gegenwart immer aus den gestrigen und vorgestrigen Zuständen oder Ereignissen rechtfertigen.

Gern hätte Lavaters vormaliger Mitarbeiter gesehen, wie der Mensch, der alles Dies verbrochen hatte, selber aussah; aber da draußen gelang es nicht; ein Kastellan führte sie herum. Einige Tage danach stand Goethe in der großen Straße Cassaro bei einem Ladenbesitzer, mit dem er eine Schwatzfreundschaft geschlossen; da tauchte plötzlich ein herrschaftlicher Läufer vor ihm auf und hielt ihm einen Silberteller, worauf schon mehrere Münzen lagen, vor die Brust. Der Deutsche verstand nicht, um was es sich handelte, und machte das in Italien übliche Zeichen der Verneinung; nun sah er auch auf der andern Seite der Straße einen ebenso gekleideten Mann Gelder einsammeln. „Was bedeutet es?“ fragte Goethe; da wies ihn der Kaufmann auch schon auf einen langen hagern Herrn, der in der Mitte der Straße heraufkam. „Das ist der Prinz Pallagonia!“ — „Und was tut er hier?“ — „Er sammelt Lösegeld für die in der Barbarei gefangenen Sklaven. Er tut es zu wiederholten Malen im Jahr. Viel

bringt er nicht zusammen, aber auf diese Weise gerät die Sache doch nicht in Vergessenheit. Manche Leute, die jetzt nichts geben, denken daran, wenn sie ihr Testament machen. Der Prinz ist Vorsteher dieser Anstalt und stiftet als solcher unendlich viel Gutes.“

Goethe konnte sich den vornehmen Bittsteller bequem betrachten. Er kam in seidener Hofkleidung anständig-gelassen herbei. Frisiert und gepudert, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, die feinen Schuhe mit Steinschnallen geziert. Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Erst als der so tadellose alte Herr verschwunden war, dachte Goethe wieder an die ungeheuerliche Albernheit dieses selben Mannes. „Statt auf die Torheiten seines Landsitzes,“ rief er aus, „hätte er jene großen Summen für das edle Werk verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte dann mehr geleistet!“

Der Kaufmann zuckte die Achseln. „Sind wir doch alle so!“ meinte er. „Unsere Torheiten bezahlen wir gar gerne selbst; zu unsern Tugenden sollen Andere das Geld hergeben.“

*

Kein Zweifel, der närrische Prinz Pallagonia war der berühmteste Mann in Palermo und den übrigen Ortschaften der „Goldmuschel.“ Aber gerade zu dieser Zeit breitete sich das Gerücht aus, daß ein noch viel merkwürdigerer Mensch, ein Großer, über den die ganze Welt sprach, den Kindern dieses Landes zuzurechnen sei, nämlich jener Wundertäter, der unter mehreren Namen

ging, sich aber zumeist Graf Cagliostro nannte. Man zeigte sich jetzt in Palermo einen Kupferstich, der ihn darstellte, und fragte: „Erinnert ihr euch nicht an den Taugenichts Joseph Balsamo? Und war nicht Vincenza Cagliostro die Taufpatin dieses Verschwundenen?“

Ganz einfach war die Sache allerdings nicht zu durchschauen, denn jener jetzt vierundvierzigjährige Mann hatte sich von den Knabenjahren an hier nicht mehr sehen lassen und anderwärts sich mit soviel Lügengewirr umgeben, war auch in so vielen fremden Ländern herumgezogen, daß kein Mensch mehr mit Sicherheit sagen konnte, was für ein Landsmann, weß Standes und welcher Religion er sei. Man konnte ihn für einen portugiesischen Juden halten; er selber gab Medina in Arabien als seine Heimat an. Überall machte er sich nach größten Erfolgen unerträglich: dann reiste er ab, und zumeist taten auch die von ihm Betrogenen am besten, sich nicht weiter nach ihm zu erkundigen. Vor kurzem aber hatte er sich einen Londoner Zeitungsschreiber zum Feinde gemacht, der nun nicht Ruhe hielt, und außerdem war er zu Paris in die berüchtigte Halsband-Angelegenheit verwickelt worden, weshalb die französische Regierung amtliche Erkundigungen nach ihm einzog. Der Rechtsvertreter Frankreichs in Sizilien war Baron Antonio Bivona zu Palermo, und Dieser hatte kürzlich einen Stammbaum des fraglichen Joseph Balsamo fertiggestellt und nach Paris gesandt.

Goethe hatte öfters Ursache gehabt, sich über diesen Cagliostro Gedanken zu machen. Lavater glaubte ja

lange Zeit an diesen Zauberer; ebenso die schöne Branconi; ebenso war Elisa v. d. Recke von ihm getäuscht worden, sie aber hatte sich dann öffentlich gegen ihn gewandt. Als Goethe nun hörte, die vermutliche Mutter des angeblichen Grafen lebe hier als eine alte, arme Witwe bei einer Tochter, also bei Cagliostros Schwester, da widerstand er der Versuchung nicht, unter falschem Namen und Vorwande diese beiden Frauen aufzusuchen. Er gab sich für einen Engländer namens Wilton aus und berichtete den guten Leuten, ihrem Anverwandten gehe es jetzt nach allerlei zu Paris ausgehaltenen Mißhelligkeiten in England gut; er erklärte sich bereit, einen Brief an ihn zu besorgen. Sie freuten sich seiner Nachrichten und ließen den gewünschten Brief für ihn von einem Schreibkundigen herstellen. Wie bei ihrer Armut begreiflich, baten sie, daß der vornehme und reiche Sohn seiner alten tauben Mutter künftig ein wenig beistehen möge. „Schick' mir nur soviel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nötigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen, denn mein Mantel und Überkleid sind ganz zerrissen.“ Er möge ihr soviel geben, daß sie einen Tari für den Tag habe; Das war in deutschem Gelde drei bis vier Groschen.

Man kann sich denken, daß dieser Brief der redlichen armen Person in Goethes Händen oder in seiner Brusttasche brannte. Er hatte sie aus Neugier betrogen und Hoffnungen in ihr erweckt; er mußte nun wenigstens sorgen, daß es ein frommer Betrug werde. Statt jenes Abenteurers, der ja seiner Mutter nicht helfen konnte, weil er eine so gewöhnliche Herkunft nicht eingestehen

durfte, mußte er nun ſelber ihr nach einer ſchicklichen Zeit eine Geldſumme ſchicken.[1])

*

Goethe war über die Oſterzeit in Palermo; alſo ſah und hörte er, wie herzlich man ſich hier über die Auferſtehung des Herrn freute:

Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und Dergleichen wurden kaſtenweis vor den Kirchtüren abgebrannt, indeſſen die Gläubigen ſich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken und Orgelſchall, Chorgeſang der Prozeſſionen und der ihnen entgegnenden geiſtlichen Chöre konnten wirklich das Ohr Derjenigen verwirren, die an eine ſo lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

In Erinnerung an Chriſti Leidensgeſchichte hatte man hier auch den Brauch, zu Oſtern einen zum Tode Verurteilten loszugeben; am Freitag nach dem Feſte geſchah dieſe Zeremonie, und der deutſche Dichter ſah den palermitaniſchen Barrabas mit an; er verwunderte ſich am meiſten über das Koſtüm.

Eine Bruderſchaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen. Dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küſſen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübſcher Menſch vom Mittelſtande, friſiert, einen weißen Frack, weißen Hut, Alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, ſo konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

[1]) Es geſchah 1788; am Weihnachtstage bedankte ſich die alte Frau, wie ſie glaubte, gegen ihren Sohn für das Geld, das ihr der engliſche Kaufmann Jakob Joff richtig überbracht habe. Goethe hatte es aus Eigenem und aus Gaben des Herzogs von Gotha und anderer Wohltäter geſandt und wollte nochmals etwas ſchicken, wozu er Beiträge im ‚Teutſchen Merkur' öffentlich erbat. Am 27. Dezember 1789 wurde Caglioſtro in Rom gefangen geſetzt; ſeine ganze Geſchichte wurde nun durch den Prozeß aufgedeckt. Auf Lebenszeit verurteilt, ſtarb er 1795 im Gefängnis.

Am folgenden Sonntag ward dann noch eine große Straßenprozeſſion gehalten: vom Vizekönig abwärts ſchlängelt ſich Alles in feinſten Kleidern durch die Kothaufen der Hauptſtraßen, denn was hier nicht der Regen zum Hafen hinab ſpülte oder der Wind in Staubform wegwehte, blieb als ein beſtändiger Miſt in den Straßen liegen, war dieſer Miſt doch auch ein guter Untergrund für die Wagen der Vornehmen. Nur die Schrittſteine wurden von den Anliegern reingekehrt, eben zur Fahrſtraße hinab, zum übrigen verweſenden Geſtröhde.

In die Kirchen guckte Goethe ſelbſt zur Oſterzeit nur kurz hinein: dieſe kindliche und zufällige Pracht ließ ihn kalt. Aber der Ortsheiligen dieſer Stadt machte er doch auch ſeine Aufwartung, er, der in Padua den Antonius, in Rom die Apoſtel Petrus und Paulus, in Neapel den Märtyrer Januarius, deſſen geronnenes Blut immer noch flüſſig wurde und Wunder verrichtete, ſo gar nicht beachtet hatte. Die Dame, in der ſich die Gnade Gottes gegen dieſe Stadt erwieſen hatte, konnte man ſich jung und ſchön vorſtellen; man brauchte nicht einmal bei ihrem Tode an Kopfabſchlagen und vorherige Quälerei zu denken. Es hatte ſich nämlich die Prinzeſſin Roſalia, Nichte Wilhelms des Guten, eines Normannenkönigs, in ihrem funfzehnten Jahre ins Gebirge bei Palermo begeben, um der eiteln Welt

zu entfliehen; im Jahre 1159 war sie verschwunden. Bald ward sie verehrt. Wer einen König zum Oheim hat, erreicht die Heiligkeit leichter als eine Hirtentochter. Da nun 1624 die Pest wütete, ward einem Gläubigen durch ein Gesicht verkündet, die Gebeine der seligen Rosalia lägen in einer Höhle des Pellegrino; wirklich fand man solche Gebeine dort, trug sie nach Palermo, worauf die Pest sogleich nachließ und erlosch. Seitdem ist Rosalia die sehr geliebte Schutzheilige der Stadt; man feierte ihr zur Ehre und der Bevölkerung zur Lust alljährlich Mitte Juli ein viertägiges allgemeines Fest, worauf sich Groß und Klein schon ein Vierteljahr ganz so im voraus freuen, wie deutsche Kinder auf Weihnachten. Die Höhle, in der sie gelebt hatte und gestorben war, dient als Wallfahrtsort und ist halb zu einem Kirchlein umgebildet, halb eine Höhle geblieben. Ein sehr künstlicher Weg ist den steilen Hang am nunmehrigen „Rosalienberge" hinauf gebaut. Goethe stieg schon am Grünen Donnerstag empor und ward durch die herrlichen Blicke auf Land und Meer sehr bald feierlich gestimmt. Als er sich dann die Kapelle von innen betrachtete, trat ein Geistlicher zu ihm und fragte, ob er etwa ein Genueser sei und einige Messen lesen lassen wolle. Goethe erwiderte: er sei mit einem Genueser nach Palermo gekommen; für diesen Freund, der erst morgen, zum Festtage heraufkommen könne, wolle er sich hier vorläufig umsehen, denn Beide könnten sie nicht zugleich von Hause fort. Der Priester gestattete ihm gern das Herumgehen und machte ihn auf einen Altar besonders aufmerksam, der links in der Höhle stand: er möge nicht versäumen, dort seine Andacht zu verrichten. Goethe folgte dem Winke und kniete an jener Stelle nieder. Durch die Öffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks schimmerte Lampenlicht; wenn man durch diese Öffnungen blickte, stellte sich noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenen Messingdraht vor die Augen: durch diesen Schleier aber erblickte man dann ein gar schönes Frauenbild, von einigen Lampen still erleuchtet. Ein Mädchen lag wie in einer Art von Entzückung, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ihr Gewand schien von Gold zu sein. Der deutsche Dichter war überrascht, gerührt, beglückt. Er sah wohl, daß dies so lebendig wirkende Wesen aus weißem Marmor und Goldblech gebildet war, daß man es nicht zur hohen Kunst rechnen und mit antiken Meisterwerken vergleichen durfte. Aber der Zauber wirkte trotzdem.

Nun traten die Geistlichen in die Höhle, setzten sich auf die Stühle und sangen die Vesper. Goethe zog sich auf eine Bank zurück und hörte dem Singen zu. Dann begab er sich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Er überließ sich ganz der reizenden Täuschung, dem lieblichen Traume. Erst bei Dunkelheit erreichte er die Stadt wieder.

So nahe war er dem katholischen Fühlen noch nie gekommen. Fast wollte er sich Vorwürfe über seine Weichheit machen, bis er hörte und las, daß es auch andern klardenkenden Protestanten in jener Höhle nicht besser gegangen war.

*

In der nächsten Woche suchte er mit Kniep das Kloster San Martino auf; es lag auf einem Berge hinter Monreale. Die Mönche, Benediktiner einer strengen Regel und der Abstammung nach alle von Adel, nahmen die Fremden recht freundlich auf und zeigten ihnen gern ihre Sammlungen von antiken und neueren Sehenswürdigkeiten. Es war doch einiges Schöne dabei; besonders erfreute sich Goethe an einer Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin. Gern hätte er sich einen Abdruck mitgenommen; auch hätten da die guten Religiosen ihm gern einen mitgegeben; es war aber Nichts vorhanden, was zu irgend einer Art von Form gebraucht werden konnte.

Einen andern Tag ging er zum Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza. Er hatte Münzen und Medaillen nun schon an manchen Stellen gesehen, war aber bisher weder ein Kenner geworden, noch hatte er einen rechten Begriff gewonnen, wieviel diese kleinen Bildwerke dem Betrachter zu sagen haben, wenn sie nämlich in reichlicher Zahl und guter Ordnung beisammen sind. Jetzt, am 12ten April 1787, war ihm, als ob sich ihm ein neues Gebiet der Kenntnis und der Kunstfreude erschließe.

Welch' ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben in köstlichen Münzen hinterließ.

Aus diesen Schubkästen lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor! Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

In einem unfreundlichen Raume des ehemaligen Jesuitenkollegiums war ein Museum eingerichtet. Die meisten und besten Antiken aber durfte Goethe im königlichen Palaste erwarten. Als er jedoch dort den ihnen eingeräumten Saal sehen wollte, fand er Handwerker beschäftigt, die Statuen von ihren Stellen gerückt, mit Tüchern verhängt und zeitweilig ungenießbar. Doch sahen unsere beiden Deutschen einigermaßen die berühmten Widder. Es waren zwei große Gestalten aus Erz, liegend dargestellt, doch mit erhobenen, seitwärts gerichteten stolzen Köpfen; offenbar stammten sie aus der besten griechischen Zeit. Im elften Jahrhundert standen sie in Syrakus am Hafen und blökten bei gewissen Winden; d. h. die Schiffer konnten vernehmen, wie die Luft durch einige Öffnungen in diesen Kunstwerken hindurchstrich. Goethe erfreute sich sehr an diesen schönen Tieren; er nannte sie „mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig."

*

In diesem königlichen Palaste war Goethe schon vorher, am ersten Ostertage, als Gast des Vizekönigs gewesen, welchen Posten damals ein Fürst von Caramanico versah. Merkwürdiger als die Unterhaltung mit ihm bei Tische war ein Gespräch, das der deutsche Gast vorher mit einem andern Eingeladenen oder Hofmanne hatte, einem Grafen Statella, der das Malteser Kreuz trug. Dieser hatte Goethes Namen nicht gehört,

sondern nur, daß der Herr aus Deutschland komme. Der Graf redete den Fremden an. Er sei auch in Deutschland gewesen, erzählte er, in Erfurt: ob der Herr dort bekannt sei? Dieser bejahte, und so fragte der Malteser weiter, wie es seinen dortigen Freunden zuletzt ergangen sei, dem Statthalter v. Dalberg, dem Herrn v. Dacheröden usw. Als er recht guten Bescheid bekam, nannte er immer neue Bekannte und kam auch auf Weimar, auf die herzogliche Familie zu sprechen. Schließlich fragte er: „Wie steht es denn mit dem Manne, der zu meiner Zeit dort Regen und schön Wetter machte? Es war ein junger, höchst lebhafter Mensch; ich habe seinen Namen vergessen; genug, es ist der Verfasser des ‚Werther'." Nach einer kleinen Pause, als wenn er sich bedächte, erwiderte Goethe: „Die Person, nach der Ihr Euch gefällig erkundigt, bin ich selber." — Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens rief Jener: „Da muß sich Viel verändert haben!" Und Goethe antwortete lächelnd: „O ja! Zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt."

In der Tat empfand Goethe sehr tief, daß sich der wilde Jüngling, der einst in Weimar eintrat, in zehn Jahren sehr verwandelt hatte. Noch merkwürdiger war vielleicht die schnelle Entwicklung, die er in den letzten sieben Monaten, eben auf dem Wege bis Palermo, erfahren. Er zweifelte nicht, daß sie eine unsagbare Bereicherung und Reinigung seines inneren Menschen bedeutete. Wie ein Schiff aus fernem Süden mit Schätzen beladen zurückkehrt, so, glaubte er, würde er seinen Freunden wieder erscheinen. Eine beständig

sprudelnde Quelle der Unterhaltung, der Mitfreude, der Mitstärke würde er ihnen sein.

„Dies ist ein unsäglich schönes Land" schrieb er an Charlotte, als er Palermo verließ, und: „Was ich Euch bereite, gerät mir glücklich; ich habe schon Freudentränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde." Und in seiner liebevollen Weise fügte er hinzu, daß ihm über alle Herrlichkeiten des Südens, über alle Natur-Erkenntnis, über alles Dichterschaffen doch immer sein gutes Verhältnis zu ihr gehe.

Mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit Alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.

Vierzehntes Kapitel

Durch Sizilien

18. April bis 11. Mai 1787

Zu Wagen konnte selbst der König nicht sein Land Sizilien besehen, wenn er sonst Lust bekam, auch die armen und verwahrlosten Teile dieser von der Natur zur Uppigkeit bestimmten Insel kennen zu lernen; ein paar Stunden von den wenigen blühenden Küstenstädten hörten alle Fahrwege und oft alle erkennbaren Wege überhaupt auf. Auch zu Pferde war die Reise untunlich; am besten kam man auf Maultieren oder Mauleseln vorwärts. Wer sparen mußte und mutig war, setzte sich auf einen Maulesel, den ein Junge antrieb; wer es sich leisten konnte, nahm wenigstens einen handfesten berittenen und landeskundigen Mann mit, um sich gegen die Räuber besser gesichert zu fühlen.

Als Goethe und Kniep am 18 ten April die Stadt verließen, saßen sie auf Maultieren, und ein „Vetturin", den man in diesem Falle auf deutsch statt Fuhrmann Reitmann nennen mußte, begleitete sie gleichfalls zu Maultier; er war ihr Führer, Beschützer, Vermittler, Einkäufer, Koch und Stallknecht.[1])

[1]) Goethe braucht das Wort „Reitmann"; die Maultiere nennt er ein paarmal Pferde; so wenig empfand er den Unterschied. Es waren sehr starke Tiere.

Der antike Widder zu Palermo

Unterwegs nach Monreale
Von P. Dewint nach Major Light

Der Tempel von Segeſta
Von P. Dewint nach Major Light

Zuerſt ging's den Caſſaro hinauf, durch Monreale und am Martinskloſter vorüber, wo ſie ſchon geweſen. Dann verwandelte ſich die ſchöne Straße in einen Bergpfad, und ſchon bei der Mittagsraſt bemerkten ſie, daß ſie nun in dem ausgeſogenen Innern des Landes waren. Sie warfen den hungrigen Hunden ihre Wurſtſchalen hin; aber ein Bettelſunge vertrieb die Hunde, um die Leckerbiſſen für ſich zu gewinnen; als er dann auch die nachfolgenden Apfelſchalen gierig hineinſtopfte und ausſog, jagte ihn wieder ein alter neidiſcher Bettler fort. Solche Bettler machten ſich hier überall in den Gaſthäuſern zu ſchaffen; die Wirte begünſtigten ſie, um ſie gelegentlich als eine billige Art Diener zu benutzen.

Gegen Abend ward das hochgelegene Alcamo erreicht, ein von den Sarazenen begründeter und benannter Ort von etwa zehntauſend Seelen. Er hatte noch ganz einen ſpaniſch-mauriſchen Charakter und gehörte auch noch einem Herzog von Alba. Selbſt die Landſchaft wurde von Kennern mit der ſpaniſchen verglichen.

Da auch der Gaſthof ſehr befriedigte, ſo blieb man drei Nächte da: man verſchlief ſie hier in gemauerten Betten. Der zweite Tag ward zu einem Ausfluge nach Segeſta benutzt. Dieſe uralte Stadt, zuerſt Egeſta benannt, ſoll von Trojanern begründet, nachher von Griechen bewohnt geweſen ſein. Ihre Bewohner riefen im Kampfe mit den Selinuntern die Karthager zu Hilfe und wurden deren Untertanen. Nach weiteren wechſelvollen Schickſalen verfiel der Ort unter römiſcher Herrſchaft; die Bewohner mögen wohl fortgezogen ſein und ſich näher am Meere nieder-

gelassen haben. Die Überreste der eigentlichen Stadt konnten wenig locken: was hat man davon, in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen? Aber ein in der Nähe belegener Tempel — der nie fertig geworden, wie Goethe sogleich erkannte — war sehenswert. Seine Säulen standen alle; zwei, die umgefallen waren, hatte der schon genannte Prinz Torremuzza aufrichten lassen. Es lohnte sich, hier Umschau zu halten und sich dieser Einsamkeit zu überlassen.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten, langen Tals, auf einem isolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit: Alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt vom vorigen Jahr her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.

Daß Goethe nie aufhörte, die Erdarten und Gesteine zu betrachten, daß er alle wildwachsenden und Kulturpflanzen scharf beobachtete: es fällt doch immer wieder auf. Hier verglich er den frischen Fenchel, die oberen und unteren Blätter und fand seinen Glauben bestätigt: daß es doch immer dasselbe Organ sei, welches sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickele. Übrigens war der dürre Fenchel, den er vorher angestaunt hatte, auch mythologisch bemerkenswert: der Stengel ist hohl und mit einem Mark erfüllt, das, ähnlich wie

Zunder, langsam glimmt, wenn man es entzündet hat. In einem solchen Stengel hat Prometheus das Feuer vom Himmel auf die Erde gebracht!

*

Am nächsten Tage ging es von Alcamo am Kalkgebirge her über Kieshügel nach Castelvetrano. Man sah zuweilen das westliche Meer; hier auch, wo man jetzt ritt, mußte einst Meeresgrund gewesen sein. Der Boden war sandreicher als bisher und sehr fruchtbar.

Was aber Lust und Bewunderung erregte, waren unübersehbare Blumenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in großen, bunten, aneinanderstoßenden Flächen sich absonderten und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrschten wechselsweise, dazwischen das Allium, Galega-Gesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, denen sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend.

Es war ein Ritt von neun bis zehn Stunden, und die Herberge reichte durchaus nicht an den Gasthof zu Alcamo heran. Als Goethe in der Nacht aufwachte, erblickte er einen schönen Stern gerade über sich: so löcherig waren Zimmerdecke und Hausdach. Und doch befand man sich in einer Handelsstadt von wenigstens zehntausend Einwohnern.

Am Sonntage kamen die Reisenden an dem ehemaligen Selinunt vorüber. Diese Stadt, die vor 24 Jahrhunderten von Griechen erbaut worden war, hatte die hierzulande üblichen Schicksale gehabt; jetzt kündeten nur ungeheure Tempeltrümmer, die offenbar

von einem Erdbeben durcheinander geworfen waren, von jenem frommen Leben der Vorzeit, wo die Menschen sich unter einander überfielen, verrieten, ermordeten, zu Sklaven machten, jedoch nie unterließen, die Götter zu ehren. Hier konnte man älteste dorische Baukunst und Plastik in wohl erhaltenen Stücken sehen.

Bald zogen unsere Reiter nun am südlichen Meere entlang: auf der andern Seite war die afrikanische Küste zu denken! Also war die Pflanzenwelt auch hier schon derjenigen des schwarzen Erdteils verwandt. Die Korkeiche trat in kleinen Gebüschen und Wäldchen auf; Salsola Kali war ein echtes Wüstengewächs. Der Johannisbrotbaum wucherte fast; seine Frucht wird sogar zur Mast der Tiere gebraucht.

Das Ziel für heute, Sciacca, hieß bei den Alten Thermae, denn auf dem Berge, an den sich der Ort lehnt, entspringen heiße Salzquellen, deren Dunst schon in ältester Zeit zu Dampfbädern benutzt worden ist. Der sagenhafte Künstler Dädalus, der zweimal nach Sizilien kam, soll die Menschen gelehrt haben, diese Heilwirkungen zu suchen.

Goethe sah den Dampf der Schwitzbäder oben aus dem Berge steigen; er selber beroch und kostete nur eine heiße und eine kühle Quelle weiter unterhalb. Dann ging es wieder am Meere entlang, unter beständiger Aufmerksamkeit auf die Gesteine und Pflanzen. Nach einem anstrengenden Tage ritten sie endlich zu der Bergstadt Girgenti hinauf, die all diese Tage ihr eigentliches Ziel gewesen war.

*

Selinunt
Gezeichnet von P. Dewint

Sizilische Bauernhütte
Gezeichnet von P. Dewint

Sizilische Bucht. Von Goethe
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Akragas, lateinisch Agrigentum, war im Altertum nicht nur die größte uud schönste Stadt Siziliens; sie hatte auf der ganzen Erde nur wenige ihres Ranges. Auf fünf Hügeln und in den zugehörigen Tälern dehnte sie sich zwischen zwei Flüssen, dem Akragas und Hypsas, aus; an Menschen zählte sie 20 000 oder 200 000 oder 800 000, je nachdem man nur die Bürger oder die Freien oder auch die Sklaven rechnete. Einmal, als ihr Tyrann Gelon die Karthager geschlagen hatte, 497 vor Christus, bekamen die hiesigen Bürger so viele Sklaven zugeteilt, daß Manche 500 hatten. Diese Uberzahl wurde dann zumeist zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, zu Kanalanlagen und Tempelbauten. Der Ursprung von Akragas reicht in's mythische Zeitalter zurück; die ältesten Geschichtschreiber kennen diese Siedlung, und Pindar redet sie in einem Gedicht an: „Glanzreiche, schönste der menschlichen Städte, Sitz der Proserpina!“ Was sie auszeichnete, war vor allem ihr Reichtum, der aus dem höchst fruchtbaren Hinterlande und dem Handel mit Getreide, Öl und Wein herrührte: hier war ja der einzige Hafen der südlichen Küste Siziliens. Aus dem Reichtum entsprangen dann gute und bedenkliche Eigenschaften der Bewohner: eine märchenhafte Gastfreundschaft und Freigebigkeit, Wohlleben, Prachtliebe, Uppigkeit, Verweichlichung. Uber die geistige Kultur wissen wir nicht viel, aber einer der ältesten griechischen Philosophen war hier zuhause: der Arzt und Wundertäter Empedokles. Er erklärte die Welt aus vier Elementen (Feuer, Erde, Wasser und Luft), die sich mischen und entmischen; zwei Grundkräfte sind dabei tätig, die Liebe oder An-

ziehung und der Haß oder Streit; auch die Pflanzen und ſpäter die Tiere ſind durch dieſe Grundkräfte aus den Elementen entſtanden, zuerſt Mißgeburten, die ſich nicht halten konnten, allmählich lebensfähige Weſen.

Liebe und Streit haben ſicherlich ihr Spiel auch mit der reichen Stadt Akragas gehabt. Ihr Niedergang begann ſchon 406 vor Chriſtus mit einer gräßlichen Zerſtörung durch die Karthager. Später war der reiche Hafen eine umkämpfte Beute zwiſchen Rom und Karthago; noch ſpäter riſſen ihn die Sarazenen von Byzanz los; dann folgten Normannen und Spanier, und ſchließlich blieb nur das beſcheidene Städtchen Girgenti mit 20 000 Einwohnern übrig, ein Ort mit mehreren Klöſtern, aber ohne erträglichen Gaſthof. Goethe und Kniep fanden ihre Schlafſtätte bei einem Nudelmacher; ſie hatten ihre Betten und Koffer in einem Alkoven, der durch einen grünen Vorhang von der großen Stube getrennt war, wo die Familie die feinſten, weißeſten, zierlichſten Nudeln herſtellte; die allerzärteſten wurden von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, ſo daß ſie Schneckenform annahmen. Auf dieſe Weiſe bekamen die Reiſenden doch auch junge Frauenzimmer zu ſehen, die ſonſt vor dem Mannsvolk verſteckt wurden, denn in ſolcher Vorſicht kam man hier ſchon faſt dem Morgenlande gleich. Übrigens entzückten ſich die Fremden gar nicht ſo leicht an den ſiziliſchen Frauen und Mädchen; ſeit der Zeit, wo die jüngere Lais, die treue Gefährtin des Alkibiades, von dieſer Inſel nach Korinth und Athen kam, hatte die Schönheit hier ſehr nachgelaſſen.

Als Goethe am 24 ſten April aufwachte, glaubte er, noch nie einen ſo anmutigen und merkwürdigen Frühlingsblick genoſſen zu haben. Ein weiter und breiter ſanfter Abhang lag vor ſeinem Fenſter, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, und eben dieſe grünende und blühende Halbwildnis war vor Jahrtauſenden eine berühmteſte Stadt geweſen! Man bemerkte in der Nähe der jetzigen Wohnungen keine Spur mehr davon; nur in einiger Ferne erhoben ſich Tempelruinen.

Aber dahin durften ſie nicht ſogleich eilen, denn Goethe hatte ſich, wie andere Fremde es hier taten, einen gelehrten Führer angenommen, einen alten kleinen Geiſtlichen, und dieſer, Don Michele Vella, war ein Pedant, was einem Antiquar nicht übel anſteht. Am erſten Tage führte er die deutſchen Herren nur in der Stadt herum, wo es, zumal in der Hauptkirche, herrliche antike Plaſtiken gab, und ſodann zu den ſchönſten hochgelegenen Überſichtspunkten. Am zweiten Tage geſchah dann die erſte Wanderung durch Alt-Akragas: Junotempel, Tempel der Konkordia (falſch benannt, aber der falſche Name klebte ſo feſt wie ein richtiger), Jupitertempel, Tempel des Herkules, des Askulap, Grabmal des Theron, der ein guter Tyrann dieſer Stadt geweſen iſt, im Gegenſatz zu dem böſen Phalaris, der ſeine Feinde in den Bauch eines Stieres aus Erz ſteckte und darunter Feuer machte, ſo daß der Stier zu ſtöhnen und zu brüllen anfing.

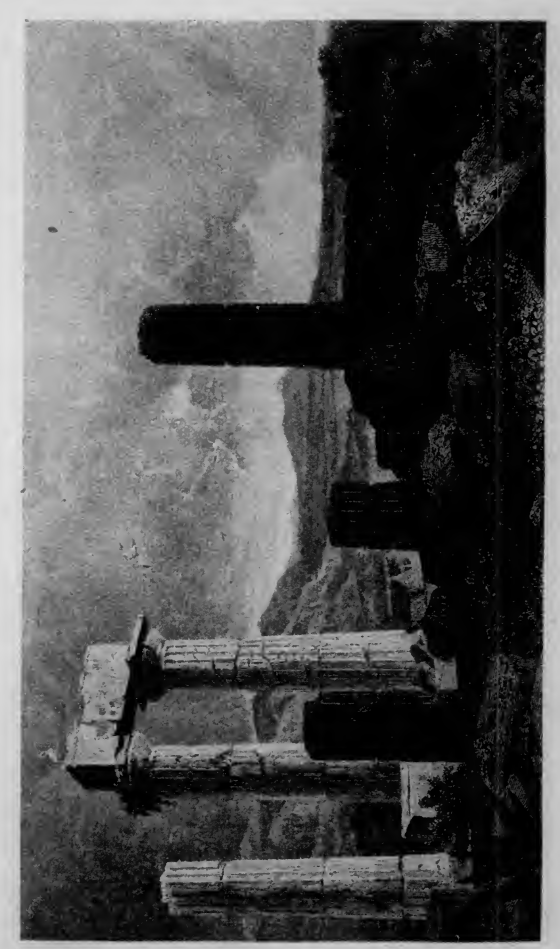
Am 26ſten April zeichnete Kniep an den für ihn günſtigſten Stellen; Goethe ſtrich mit ſeinem Don Michael nochmals herum, viele neue Einzelheiten be-

merkend und beständig aufmerksam auf Ackerbau, Pflanzenwelt, Vögel usw. Sein Reitmann begleitete die gelehrten Herren; als dieser Sizilier Hunger spürte, aß er mit größtem Appetit frisch ausgerissene Artischocken und Kohlrabi; auch junge Puffbohnen wurden hier roh gegessen, und man konnte sich in den Feldern so viele pflücken, wie man eben verzehren wollte. Goethe begnügte sich mit den Genüssen des Auges, suchte auch ab und zu den fleißigen Kniep auf, ob er Glück bei seiner Arbeit habe.

Der stärkste Eindruck blieb doch wohl das Ungeheuere des Jupitertempels. Er lag inner- und unterhalb mehrerer kleiner Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höheren und niederen Pflanzen durchwachsen. Goethe empfand ihn wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, das teilweise aus einem weiten Grabe hervorragt. Er suchte einzelne Maße festzustellen. Da war eine Halbsäule übrig: in ihre rinnenförmigen Auskehlungen (Kannelüren) konnte man sich wie in eine Nische hineinstellen. Den Umfang einer solchen Säule würden zweiundzwanzig Mann darstellen, die sich im Kreis herumstellen.

Leider viele alte Kunst mutete wie eine Steinwüste an. Würde jemals ein ordnender und aufbauender Wille hier eine bessere Anschauung bewirken können? Aus dem jetzigen Girgenti war nichts dergleichen zu erwarten, denn was Don Michael von dessen geistlichen und weltlichen Bewohnern zu erzählen wußte, schickte sich leider gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.

Auch am Freitage mußte Kniep noch zeichnen, und Goethe ging mit seinem gelehrten Alten diesmal dem



Girgenti. Teil des Junotempels
Von P. Dewint nach Major Light
Stich von Byrne

Girgenti. Der Concordiatempel. Im Hintergrunde der Junotempel
Von P. Dewint nach Major Light
Stich von Ch. Heath

Meere zu spazieren. Man konnte sich wohl vorstellen, daß die alte Stadt, gleichsam auf drei breiten Stufen liegend, von der See aus den stattlichen Anblick geboten hat, den die Alten rühmen. Man strengte aber auch seine Augen an, um Afrika von hier aus zu erblicken; vielleicht sah Goethe eine Andeutung, vielleicht war es auch nur ein Wolkenstreif. Deutlicher ward bei Sonnenuntergang ein schmaler Bogen aus leichtem Gewölk, der mit dem einen Fuße auf Sizilien aufstand, mit dem andern auf Malta. Diese Erscheinung komme öfters vor, versicherte Don Michael. Malta war übrigens heute nicht zu erkennen, und es läßt sich nicht sagen, ob Goethe es gesehen hat.

*

Den Gedanken, auch nach jener Insel hinüberzufahren, hatte er erwogen und verworfen. Sein Plan war bisher gewesen, wie andere Reisende von Girgenti noch eine Strecke an der Südküste nach Alicata und dann über Land nach Syrakus zu reisen. Aber er las und hörte, daß Syrakus eigentlich nur ein großer Name sei, nur eine Stätte der zahlreichsten und mannigfaltigsten ehemaligen Ereignisse, die man doch ebenso wenig mehr in ihren Spuren wahrnimmt als den Archimedes und den Theokrit, die einst dort gegrübelt und gedichtet haben, oder die noch berühmteren Platon, Petrus und Paulus, die dort zu Besuch erschienen. Falls es doch ratsam sei, diese Geschichtsstätte zu sehen, so konnte er ja auch von Catania aus zu Schiffe dahin fahren. Kurz, Goethe entschloß sich, den nächsten Landweg nach Catania, also durch die Mitte von Sizilien,

einzuschlagen. Er tat es in der Hoffnung, auf diese Weise die berühmte „Kornkammer Roms“ zu sehen, denn soviel Fruchtbarkeit des Bodens er bisher auch wahrgenommen, so verstand er doch noch nicht, wo hier ein Überschuß an Getreide herkomme.

Am 28sten April ritten sie in nordöstlicher Richtung aus Girgenti ab und bald sahen sie sich zwischen Berg- und Hügel-Abhängen, die durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt waren. Und bald ward ihnen dieser gewünschte Anblick eintönig: nirgends ein Baum und nirgends Ackerblumen oder sonst ein Unkraut in den Feldern! Aber, was höchst sonderbar war: auch keine Bauerndörfer und stattlichen Gutshöfe. Die Wohnstätten der Landarbeiter und Pächter lagen oben auf den unfruchtbaren Kalkbergen; dort hausten ihre Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen, Weben und Flicken beschäftigt; die Männer waren bei ihnen den Sonntag über; in der Woche arbeiteten sie für die großen Grundbesitzer in den Feldern, wo sie die Nächte in Rohrhütten verbrachten.

Die Sonne schien sehr heiß an diesem Tage, und man fühlte sich der „wüsten Fruchtbarkeit“ bald überdrüssig.

Als sie das Abendziel Caltanisetta erreichten, waren sie doch noch lange nicht geborgen. In dieser Bergstadt, die gegen fünfzehntausend Bewohner zählen mochte, fand wohl ihr Reitmann Platz im Winkel eines Stalles; auf die fremden Herren aber war Niemand hier eingerichtet. Zuerst mußte ein Zimmer gesucht, dann gereinigt werden. Stühle und Bänke gab es nicht; man saß auf Holzböcken. In Betten konnten

diese Holzböcke verwandelt werden, indem man Bretter vom Tischler lieh; darauf füllte man den Juchtensack, den der erfahrene Philipp Hackert unsern Freunden wohlmeinend aufgedrängt hatte, mit Häcksel, und so war die Matratze fertig. Nun fehlte nur noch das Abendessen. Unterwegs hatten sie schon eine Henne gekauft; der Reitmann, der übrigens selber diesen Weg noch nicht gekommen war, ging herum, Reis, Salz und Gewürz herbeizuschaffen; aber in der gemieteten Stube war keine Kochgelegenheit. Endlich bequemte sich ein ältlicher Nachbar, Herd und Holz, Küchen- und Tischgerät gegen ein Billiges herzugeben. Er führte dann auch seine neuen Freunde, während der Reitmann kochte, auf den Marktplatz, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise schon herumsaßen und ihrer harrten. Wäre diese Vorführung der Gäste unterlassen, so hätten die würdigen Bürger sich selber aufmachen und, Neugier mit Höflichkeit verwechselnd, in die Stube der Fremden eindringen müssen, per dimostrar una piccola attentione agli Signori forestieri. Es war schon besser, daß die ausländischen Herren den einheimischen Bürgern mit der kleinen Aufmerksamkeit zuvorkamen. Wovon gesprochen wurde? Wovon sonst als vom alten Fritzen? Denn wahrhaftig war der große König von Preußen in Sizilien und ganz Italien höchst beliebt; man gab ihn sogar für heimlich katholisch aus, um auch von Seiten der Religion nichts gegen ihn einwenden zu müssen. Als Hackert einmal in Sizilien reiste und es in so einem Neste bekannt wurde: ein Untertan des berühmten Herrschers und Kriegshelden sei dort eingetroffen, da brachte ihm eine Abordnung

der ersten Bürger Wein und Früchte, um den Monarchen in seinem Landsmanne zu verehren. Goethe konnte sich nicht rühmen, aus der Uckermark entsprungen zu sein; als Deutscher aber erzählte er den guten Leuten gern ein Allerlei über diesen erhabenen König und verschwieg sorgfältig, daß Friedrich schon vor acht Monaten gestorben war. Wozu auch sollte er sich als Überbringer solcher unseligen Nachricht verhaßt machen?

*

Ein Regentag folgte der schlecht verbrachten Nacht. Die Wege durch das höchst fruchtbare und trotzdem menschenarme Land wurden immer schmutziger und mühsamer; die Bäche schwollen zu Strömen an, und als sie zu einem wirklichen Flusse kamen, dem Fiume Salso, gab es keine Brücke darüber. Aber kräftige Männer warteten schon auf einen Verdienst; halbnackt kamen sie herbei, packten die Reittiere mit den Reitern und dem Gepäck in die Mitte und führten sie zuerst auf eine Kiesfläche inmitten des Flusses und sodann bis zum andern Ufer. Es wäre wohl auch ohne sie gegangen.

Auf weiteren entsetzlichen Wegen klommen nun unsere Freunde einen Berg empor, wo ihr heutiges Reiseziel lag. Dort angelangt, wurden sie in ein Estrichzimmer geführt, das zwar Holzläden, aber keine Fenster hatte; schlossen sie die Läden, so war es dunkel; öffneten sie, so sprühte der verhaßte Regen hinein.

Das Nest, worin sie nun waren, hieß Castragiovanni; als die Sarazenen hier die Macht ausübten, nannten sie den Ort Kaßr-Janni, und hinter diesem Namen versteckte sich die antike Benennung Enna.

Man war hier wahrhaftig an der Stelle, wo Persephone, Tochter des Zeus und der Demeter, Blumen pflückend, von ihren Gespielinnen sich entfernend, vom Hades ergriffen und mitgezogen wurde, damit sie seine Gemahlin und Königin der Unterwelt werde! Der Dichter Goethe gehörte zu den Vielen, die diese Sage nach ihrer Art gestaltet hatten; nun konnte er hier an Korona Schröter in ihrer Blütezeit denken, die seine Klage der Proserpina so herrlich zur leise begleitenden Musik gesprochen. Nun hätte er, wenn nicht dies abscheuliche Regenwetter gewesen wäre, vor's Tor gehen und in das Wiesental schauen können, wo die holde Göttertochter, Blumen pflückend, aus der Oberwelt verschwand, wie nachmals jene Rosalie bei Palermo. Aber der Regen war Wirklichkeit, und die Persephone-Proserpina eine Fabel, von der man nicht begriff, wie sie hierher geraten konnte. „Wir wollen uns künftig vor solchen Orten hüten", sprachen Goethe und Kniep unter einander, „wo vormals die Götter den Göttinnen nachschlichen."

Daß sie hier, wie zumeist auf dieser Reise, so schlechtes Quartier erdulden mußten, war übrigens Goethes eigene Schuld, denn er hatte sich nicht nach der Sitte des Landes gerichtet. In Palermo mußte er sich vom Vizekönig oder von einem hohen Geistlichen oder sonst einer angesehenen Person Empfehlungsbriefe erbitten: dann taten sich ihm überall die Klöster und Herrensitze auf. Er wollte aber lieber ganz frei und nur ein Mensch, ein Fremder, nicht ein bestimmter Mensch, ein benannter ausländischer Herr sein. Diese Freiheit genoß er nun — in schlechten Herbergen bei

sehr geringer Kost. Nicht einmal Brot gab es überall, geschweige denn gutes Brot; ihr Mehl verwandten diese Menschen zu Maccaronis und anderem Nudelkleister. Nur die eine oder andere südliche Frucht war immer zu haben. Dazu Fische an der Küste und im Binnenlande Vögel, denn jeder Erwachsene hatte hier eine Flinte und liebte es, die Vögel aus der Luft zu schießen.

*

Am nächsten Morgen, den 30sten April, hingen die Wolken wieder tief, und der Weg ging so steil abwärts, daß unsere Freunde ihre Maultiere führen mußten. Zwischen den Wolkenzügen zeigte sich zuweilen etwas Merkwürdiges: ein Teil des „Berges" war es, des Monte Gibello[1]), streifenweis kahl, streifenweis mit Schnee bedeckt. Das also war der hochberühmte Berg Atna, an dessen Krater Ceres-Demeter ihre Fackel anzündete, als sie ging, ihre entschwundene Tochter zu suchen. Der Vulkan, in dessen Schlund sich der weise Empedokles stürzte, um ohne Spur aus der Welt zu verschwinden, damit er desto merkwürdiger den Menschen bleibe.

Durch lange, lange Täler ritten sie nun; dies Gelände diente zu Weiden für ein zierliches braunes Hornvieh; an vielen Stellen aber hatten ungeheure Distelmassen Besitz vom Boden ergriffen. Auch Diese hat Gott für den Menschen wachsen lassen. Als unsere

[1]) Gibello vom arabischen Worte für Berg; die Sarazenen nannten den Atna Djebel el Nar, Feuerberg.

Deutschen in einem einsam gelegenen Gasthause die Mittagsrast hielten, sahen sie, wie zwei sizilische Edelleute, die in anderer Richtung quer durch's Land zogen, sich an solche Disteln machten, ihnen die Köpfe abschnitten, diese Köpfe abschälten und das Innere verspeisten. Sogleich bereitete auch der Reitmann für seine Herren solches Stengelmark, ihnen versichernd, daß es ganz vorzüglich schmecke. Nun, es fand ebensoviel Beifall wie der rohe Kohlrabi bei Girgenti.

Diese Nacht verbrachten sie in einem Gasthofe, der für sich allein lag. Es war sogar eine gute Unterkunft: seit Alcamo die erste bequeme und befriedigende Schlafstätte.

Am ersten Mai ritten sie dann über Paterno, Motta Santa Anastasia und Misterbianco, immer am Südrande des Atnaberges entlang und hinab zur östlichen Küste Siziliens, gegen die Stadt Catania. Jetzt fühlte sich der Reitmann wieder auf bekanntem Boden; er traf auch bald ein schönes schlankes Mädchen, das ihn kannte; es lief nun neben ihm mit, schwatzte und spann dabei seine Spindel mit größter Zierlichkeit ab: Das war ein gar anmutiges Bild!

*

Catania, in fruchtbarer Ebene am Fuße des Atnagebirges und zugleich in der Mitte der sizilischen Ostküste gelegen, war eine uralte und jetzt noch ziemlich belebte, wohlhabende Stadt. Ein Patriot konnte sie auf 80 000 Seelen schätzen, ein Unbefangener auf 30 bis 40 000. Diese Stadt hatte in den letzten Jahr-

zehnten das Glück genossen, daß ein reicher und vornehmer Herr in ihr sein Geld, seine Macht, seinen Einfluß, seine Kenntnisse und Einsicht so zum Segen aller Mitbürger und Nachbarn hatte walten lassen, wie Dergleichen für gewöhnlich nur in Märchen und Volkssagen stattfindet. Ignazio, fünfter Prinz von Biscari[1]) hieß dieser von allen seinen Landsleuten geliebte und gerühmte Herr; vor kurzem war er gestorben. Unter Anderm hatte er viele Altertümer in der Stadt und Umgegend suchen und bloßlegen lassen; man konnte nun die großen öffentlichen Gebäude des griechischen und römischen Katana erkennen: Bäder, Turnhallen, Theater, Odeum, Arena; man konnte im Theater einen Platz zeigen und behaupten: Hier hat Alkibiades eine begeisternde Rede gehalten! In seinem Schlosse erst, einem einstöckigen, aber ausgedehnten Bau, hatte dieser Prinz erstaunliche Schätze versammelt, sowohl an Funden aus dem Altertum, wie an Merkwürdigkeiten der Natur. Ein großer Torso, den die Gelehrten als einen Jupiter oder Bakchus bezeichneten, galt für eins der allerersten Meisterwerke griechischer Kunst. Ein eherner Kopf des Antinous desgleichen. Ebenso sah man hier die herrlichsten griechischen Vasen, sodann viele und sehr schöne Gemmen, Kameen und Intaglios; dazu eine Münzsammlung, die nirgends übertroffen wurde. Kurz, das Museum dieses vornehmen Privatmannes konnte sehr wohl den königlichen und päpstlichen Sammlungen zu Florenz, Rom und Portici verglichen werden.

[1]) Ton auf der ersten Silbe.

Goethe und Kniep besahen zuerst die antike Plastik, wobei der Hausgeistliche sie führte. Dieser meldete sie auch bei dem jetzigen Prinzen Biscari, dem Herrn Vincenzo, der ihnen dann selber jene Münzsammlung zeigte, die nach übeln Erfahrungen nicht mehr allen Liebhabern zugänglich war. Goethe fühlte sich jetzt schon als einen leidlichen Kenner, und so kam ein lebhaftes Gespräch zwischen ihm und Don Vincenzo zustande, denn auch der Erbe war ein unterrichteter Mann. Als die beiden Deutschen sich dankend entfernen wollten, führte sie der Prinz erst noch zu seiner Frau Mutter; er bat die würdige alte Dame, den Herren ihre Bernsteine zu zeigen. Das waren denn auch sehr kostbare Sachen, die rohen Stücke wie die daraus gefertigten Kunstwerke. Ebenso besaß die Prinzessin wahre Schätze von Elfenbein-Arbeiten und an geschnitzten Muscheln. Als sie hörte, woher ihre Gäste stammten, nannte sie die deutschen Reisenden, die früher hier gewesen: v. Riedesel, Bartels und Münter. Stunden lang blieb man zusammen, und so genoß Goethe auf einmal wieder höchste Kultur, nachdem er die letzten Wochen fast wie ein Nomade gelebt hatte.

Am Nachmittage ließ sie der Prinz in seinem Wagen in der Stadt herumfahren; der Hausgeistliche begleitete sie als Auskunftsgeber und Vermittler. So hörten sie denn auch die berühmte ungeheure Orgel des Domes spielen; vorher sahen sie den Organisten, einen sehr hinfälligen, trübsinnigen, unbedeutenden Klosterbruder, der gar nicht danach aussah, daß er das Riesenwerk bändigen konnte. Alsbald erfüllte er aber die sehr geräumigen Kirchenhallen bis in die letzten Winkel,

bald säuselnd mit leiſestem Hauch, bald in gewaltſamſten Tönen ſchmetternd. Das Männchen war zum Rieſen geworden.

Sollte man's glauben, daß auch in einer ſolchen Stadt die Unterkunft und Verpflegung von ſo beſcheidenen Männern wie Goethe und Kniep Schwierigkeiten machte? Wenn wir aber leſen, daß manche Reiſende das noch viel berühmtere Syrakus deshalb nicht beſuchten, weil dort kein erträglicher Gaſthof war, ſo werden wir Catania nicht ſchelten, denn es hatte doch ſeinen ‚Goldenen Löwen'. Nur freilich: gerade vor dieſem Tiere waren unſere Freunde gewarnt worden. In ihrem letzten Gaſthauſe hatten ſie an einer Wand eine Inſchrift in engliſcher Sprache geleſen: „Reiſende, wer Ihr auch ſeid," hieß ſie auf deutſch, „hütet Euch in Catania vor dem Wirtshauſe zum Goldenen Löwen! Es iſt ſchlimmer, als wenn Ihr den Zyklopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet!" Da wußte denn der Reitmann keinen andern Rat, als daß ſeine Herren in derſelben Schänke einkehren müßten, wo er ſich und ſeine Maultiere unterbringe. Es geſchah. Am andern Morgen geſtanden ſich die Deutſchen, daß Alles hier doch gar zu ländlich-ſittlich beſchaffen ſei, und ihr Wirt ſelber erkannte, daß er ſolchen feinen Gäſten nicht genugtun konnte. „Dort drüben," ſagte er, „iſt ein Haus, wo Fremde recht gut aufgehoben ſind." Sie ſahen ein wohlgebautes Eckhaus, gingen hinein, wurden von einem dienſtwilligen Menſchen freundlich willkommen geheißen, in ſchöne Zimmer geführt, ließen ſich ihre Koffer herüber bringen, ordneten ihre Sachen in weitläufige vergoldete Kommoden hinein, genoſſen die

Ausſicht aus den Fenſtern, fühlten ſich wohl, traten auf einen ſchönen Balkon, blickten auch einmal an ihrem Hauſe hinauf, und ſiehe da: ein goldener Löwe gleißte oder grinſte ob ihren Häuptern.

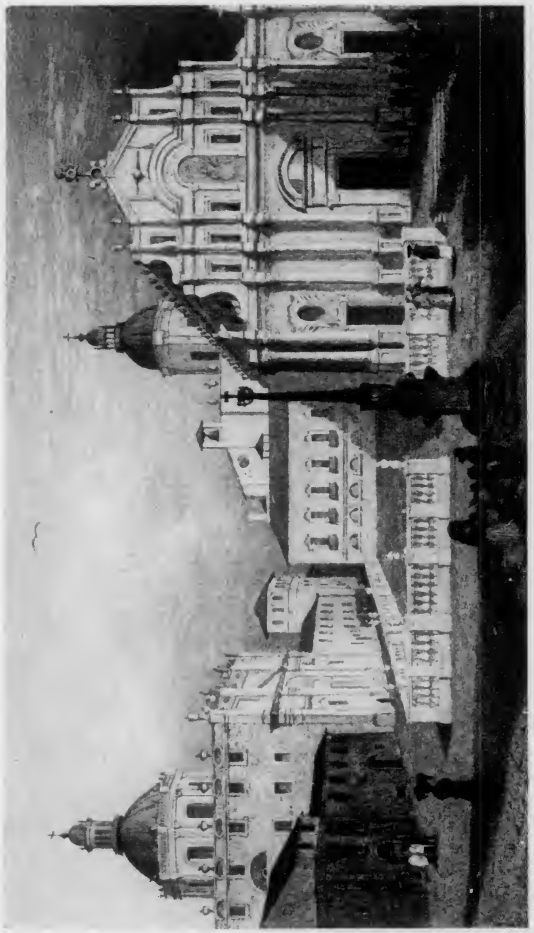
Was nun? Sie waren einmal da und wurden auch neugierig auf die homeriſchen Zyklopen, Sirenen und Scyllen. Und paßten auf. Sonderbar, daß kein Wirt ſich zeigte; der Mann, der ſie beſorgte, gab ſich für einen Stellvertreter aus; ſonſt war er Lohndiener. Eine hübſche junge Frau, die wohl zu ihm, aber nicht zum Hauſe gehörte, machte ſich allerlei zu ſchaffen und blieb da, wenn der Mann ging, immer ſich nahe den Gäſten haltend: die Herren hätten bloß mit den Augen zu winken brauchen! So alſo ſah die Sirene jenes Engländers aus! Nun, ſie und ihr Teilhaber mochten ihre Künſte entwickeln: unſere Deutſchen ſtellten ſich ahnungslos.

Dies war am Mittwoch, den 2ten Mai, geweſen; am nächſten Tage fand der Beſuch bei dem Prinzen und der Prinzeſſin-Mutter ſtatt; darauf die Wagenfahrt mit dem Abbate. Sie beſuchten aber auch noch den Don Giuſeppe Gioeni, Malteſerritter und Profeſſor an der hieſigen Univerſität; er war ein ſehr eifriger Naturforſcher — alſo eine Seltenheit hierzulande — und beſaß ein ſchönes Naturalienkabinett. Für einen Sizilier offenbarte er wirklich merkwürdige Liebhabereien und Anſichten; zum Beiſpiel ſchrieb er einer gewiſſen Lava vom Atna ein Alter von 20 000 Jahren zu, wo doch Gott die Welt erſt vor 6000 Jahren erſchaffen hat! Prinz Biscari hatte Mühe, ihn vor dem Reinigungsfeuer der Inquiſition zu retten.

Goethe ging mit Kniep zu ihm, gerade so, wie er einst mit seinem Herzoge den Professor de Saussure in Genf aufgesucht hatte: er wollte nämlich gern hören, daß es mit einer Besteigung des Ätna gar keine Gefahr habe. Aber die Auskunft lautete: im Hochsommer sei die Besteigung des wirklichen Gipfels höchst mühselig und gefährlich, zu jeder andern Jahreszeit einfach unmöglich. Viele hätten sich zwar gerühmt, daß sie oben gewesen, aber in Wahrheit sich mit einem der Vorberge begnügt. Der Ätna war kein Spaziergang wie der Vesuv, sondern er thronte als ein König über sechsunddreißig Vesuven, die ihn im Kranze umgaben. „Wenn Sie meinem Rate folgen mögen," sprach Gioeni, „so reiten Sie morgen bei guter Zeit bis an den Fuß des Monte Rosso und besteigen Sie diese Höhe! Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort 1669 entsprang und sich nach Catania hinab- und hineinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich, und man tut besser, sich das Übrige erzählen zu lassen." [1])

Goethe fügte sich ungern. Am Freitag, den 4ten Mai, ritt er mit Kniep, soweit es auf Maultieren ging, ins Gebirge hinein. Fast immer über Lava-

[1]) Fünfzehn Jahre später ist unser Landsmann Seume mit mehreren Engländern zur selben Jahreszeit bis zum Hauptgipfel vorgedrungen. Er war, nach Kriegsjahren in Amerika und Polen, noch zäher und härter als Goethe; aber namentlich hatten sich in diesen 15 Jahren die Ansichten über die Besteigbarkeit der Berge geändert. Der Alpinismus begann zur selben Zeit, wo Goethe nach Italien ging: mit der Eroberung des Montblanc.



Der Dom in Catania

Von P. Devint nach Major Light

Der Ätna und der Lavastrom vom Monte Rosso bis Catania (1669).
Von Jos. Lanfranchi. Stich von Witzani und Schreyer

Der Ätna, vom Monte Rosso gesehen. Von C. v. W.

Untergrund oder zwischen alten Lavaströmen hindurch: aber großenteils doch durch höchst fruchtbare Bezirke, wo des Obstes, des Weines, des Öles die Fülle gedieh. Hier herrschte sogar in den Dörfern ein großer Wohlstand. Man war noch im untersten der drei Bezirke des Berges, in der regione piemontese oder colta. Darüber lag dann das Waldgebiet: regione nemorosa (oder sylvana) und darüber die regione nevosa oder deserta: Schnee und Öde. Der Berg ward auf 13 000 Fuß Höhe, auf 15 deutsche Meilen Umfang und 22 Geviertmeilen Fläche geschätzt. Rund 100 000 Menschen wohnten im unteren Teile. Die Häuser der Landleute waren aus Lava gebaut und zeigten sich als schwarze Flecken in glänzender grüner Umgebung.

Unsere Freunde ritten durch die Dörfer Gravina, Mascaluccia, Mazzanunciata und Nicolosi. Schon längst hatte man den Monte rosso vor sich: seine beiden Gipfel wölben sich wie zwei Weiberbrüste neben einander empor; entstanden sind sie 1669 bei dem schon erwähnten größten Kreißen des Berges; vorher war hier die schönste Ebene.

Auf der ersten bedeutenden Höhe angelangt, zeichnete Kniep, was aufwärts vor ihnen lag: die Lavenmassen im Vordergrunde, den Doppelgipfel, die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite, wenig rauchende eigentliche Ätnaberg hervorstieg.

Dann rückten sie dem Roten Berge näher; aber nur Goethe stieg durch den schwarzen Sand hinauf: rot war dieser Berg nicht eigentlich, aber er zeigte manche rote Flecke. Rotes vulkanisches Grus, schwarze Asche und von Steinen Schörle und Feldspate umgaben den Wanderer.

Er gelangte zur Spitze, zum Krater: um die Mündung wäre das Herumgehen bequem genug gewesen, hätte nicht ein entsetzlich stürmender Ostwind jeden Schritt unsicher gemacht. Goethe mußte den Mantel ablegen, um nur vorwärts zu kommen; nun war aber der Hut in Gefahr, in den Krater getrieben zu werden, und der Mann hinterdrein. Er setzte sich nieder und duckte sich, aber auch so konnte er die Aussicht nur wenig genießen. Denn sie öffnete sich nach Osten, und von Osten her stürmte ihm der Wind gewaltig entgegen. Ein herrliches Land lag unter ihm, soviel konnte er wohl erkennen: die ganze Ostküste Siziliens, von Syrakus bis Messina, und das davor liegende Meer.

Ganz betäubt vom Sturme kam er wieder bei Kniep an, der an einer geschützten Stelle mit zarten Linien auf das Papier gebracht hatte, was Goethe da oben gesehen und kaum gesehen. — —

Als sie nach dem Rückmarsche wieder im Goldenen Löwen saßen, schlug ihnen der geschäftige Lohnbediente für morgen eine schöne Spazierfahrt auf dem Meere vor, nämlich zu den schroff im Wasser stehenden Felsen von Jaci, die auch Zyklopeninseln heißen und die Blöcke darstellen, womit der von Odysseus geblendete Poseidonssohn Polyphemos diesen Listigen zerschmettern wollte. Goethe wäre gern dem Rate gefolgt und hinaus gefahren, weniger wegen des guten Polyphem als wegen der herrlichen Zeolithe, die sich ein Mineraloge dort aussuchen konnte. Aber er gedachte rechtzeitig des Engländers, der in der Warnung vor dem Goldenen Löwen von Zyklopen und Sirenen gesprochen hatte, und als der Lohnbediente meinte, seine Frau

könne ja mitfahren und auf der schönsten Insel die Speisen fertig bereiten, damit es den Herren dort bei Wein und Braten wohl werde, da erinnerten sich unsere Deutschen an Falstaffs Lehre, daß die Vorsicht der Tapferkeit besserer Teil sei. Und auf keine Weise brachte der brave Lohndiener es dahin, daß die Herren sein schwaches Weibchen vom Pfade der Tugend ablenkten; unschuldig und ungerupft zogen sie schließlich aus den Krallen des Goldenen Löwen davon.

*

Es geschah am Sonntag, den 6ten Mai.[1])

Sie ritten nun nordwärts an der Küste entlang und kamen an diesem Tage bis zu dem berühmten Taormina. Das war gegen Girgenti an der Südseite der Insel, erst das rechte östliche Gegenstück, allerdings kleiner im Altertum wie in der Gegenwart, und auch in seinen Ruinen; aber vor allen andern Trümmerstätten dadurch ausgezeichnet, daß es das am besten erhaltene antike Theater aufzuweisen hatte. Und dies Theater bot von seinen höchsten Plätzen den Zuschauern nicht nur den Blick auf die Bühne; es zeigte zugleich die schönste Landschaft von der Welt. „Gott sei Dank, daß Alles, was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist": so begann Goethe des Abends seinen kurzen Bericht; und zugleich freute er sich auf Knieps Zeichnungen am folgenden Tage.

[1]) Ich folge für die nächste Woche der Datierung Düntzers.

Zwischen Catania und Taormina. Von Chr. Kniep
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Ruinen des Theaters von Taormina. Von Chr. Kniep

Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Dies Theater, das die Tauromenier einſt über ihrer Stadt in ein Halbrund zwiſchen zwei Berggipfel ſo bauten, daß die Szene dieſe beiden Felſen verband, war gegen das Meer und den Ätna gerichtet. Man überſah auf der einen Seite die öſtliche Küſte von Sizilien und das ſiziliſche Meer, dazu den Ätna in ſeiner ganzen Herrlichkeit; auf der andern die ſämtlichen Felswände, zwiſchen denen und dem Meere ſich der Weg nach Meſſina hinſchleicht, ſodann die Meerenge zwiſchen Meſſina und Reggio und die Küſte von Kalabrien, das Kap Spartivento und das beginnende ioniſche Meer. Und dies Theater war auch für die Ohren ſehr gut gebaut; man konnte noch jetzt nach der halben Zerſtörung die Probe machen: was auf der Bühne deklamiert wurde, war auf den geringſten Plätzen ſchön vernehmbar.

Die Nacht verbrachten unſere Reiſenden in einem Bauern- und Fiſcherdorfe an der See. Am andern Morgen ſtieg Kniep wieder zum Theater hinauf, um die vorgeſetzten Bilder zu zeichnen; Goethe hatte ihn begleiten wollen, bekam aber plötzlich Luſt, hier unten am Ufer des Meeres zu bleiben und in einem wilden Bauerngarten ſeinen Gedanken nachzuhängen.

Und er ging an's Ufer des Meeres und ſetzte ſich nieder.

So erzählt Homer von Odyſſeus, der nach ſeiner Errettung auf Phäa ſich gebadet, geſalbt und bekleidet hat und nun wieder vor Nauſikaas Augen erſcheint:

Strahlend von Schönheit und Reiz. Mit Staunen ſah ihn die Jungfrau.
Leiſe begann ſie und ſprach zu den ſchöngelockten Geſpielen:
„Höret mich an, weißarmige Mädchen, was ich euch ſage!

Nicht von allen Göttern verfolgt, die den Himmel bewohnen,
Kam der Mann in das Land der göttergleichen Phaiaken!
Anfangs schien er gering und unbedeutend von Ansehn,
Jetzo gleicht er den Göttern, des weiten Himmels Bewohnern.
Würde mir doch ein Gemahl von solcher Bildung bescheret
Unter den Fürsten des Volks und gefiel' es ihm selber, zu bleiben!"

So hatte wohl auch Goethe hier in fremden Landen schon manchmal den Blick einer Schönen auf sich ruhen gefühlt und rühmende Worte auf ihren Lippen glauben können; reizte er doch schon als ein Andersartiger, Weitgereister, Geheimnisvoller. Wie leicht war es ihm jetzt, sich in Odysseus zu versetzen! In den Helden der innigen, innerlichen Liebestragödie Nausikaa, von welcher Tragödie zwar Homer nichts berichtet, die aber aus dem von ihm Erzählten leicht erwächst. Der immer listenreiche Odysseus gibt sich auf Phäa für ledig aus, weil allemal am neuen Orte der noch zu gewinnende Mann einen Vorteil vor dem schon beweibten genießt. Die Königstochter darf also Hoffnungen auf ihn setzen, ihr Wohlgefallen an ihm nähren und auch zeigen. Zwar beunruhigt es sie, daß er erheblich älter ist; sie bittet ihre alte Amme, sie darüber zu trösten. „Du hältst ihn doch für jung? Sprich, Tyche, sprich!" Und Jene:

Er ist wohl jung genug, denn ich bin alt.
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Nausikaa läßt sich nun gehen und unverhohlen lobt sie ihres Vaters Gast, sogar ihm ins Gesicht:

Du bist nicht einer von den Trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen

Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet und zuletzt, betrogen,
Sie unvermutet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann;
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.

Wie leicht konnte auch Goethe hier ein junges Herz in die Irre locken! Ohne Lüge erschien er als Unverheirateter, und dennoch war er nicht frei. Also war es seine Pflicht, solche Neigungen und Hoffnungen nicht zu erwecken, wie es erst recht die Pflicht des menschenkundigen Odysseus gewesen wäre. Aber bemerken wir die Gefahren immer zur rechten Zeit?

Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

So saß Goethe auf einem tiefen Ast eines Orangenbaums und unterredete sich mit Alkinous und Nausikaa, und seine Gedanken zogen weite Kreise. Bis endlich Kniep zurück kam und zwei große Blätter reinlichster Zeichnung vor ihm ausbreitete. Die solle er zum ewigen Gedächtnis an diesen herrlichen Tag in Farben für ihn ausführen, begehrte Goethe.

Dann saßen sie im Hause zu Speise und Trank und behaglicher Ruhe. Von einem kleinen Altane blickten sie unter dem reinsten Abendhimmel auf das schöne Ufer hinab. Vor ihnen blühten die Rosen, und in der Nähe sangen Nachtigallen. Sie singen hier sechs Monate im Jahr.

*

Am folgenden Tage Ritt nach Meſſina. Oſtwind. Kalkfelſen zur Linken, die See zur Rechten, und zwar eine ſtürmende See, die oft genug auch unſere Reiſenden, die doch der Felſen wegen nicht zur Seite weichen konnten, mit Sturzwellen überſchüttete. Unbequem! Aber herrlich anzuſehen! Ein Bad zu Maultier! Seereiſe und Landreiſe zugleich! Sturmritt im Wogen-

gebrauſe! Wenn ſie von oben wieder abgetrocknet waren, mußten ſie durch Gebirgsbäche hindurch, einmal auch durch einen erheblichen Fluß; Chryſothoas hieß er bei den Griechen, weil er Goldſand führt. Das Meer zu ihrer Seite wurde allmählich ſchmaler; immer deutlicher wurde drüben die Küſte Kalabriens; weiße Häuſer ſchimmerten in der Abendſonne herüber: Reggio, das alte Rhegium im Lande der Bruttier.

Als ſie dann endlich nach Meſſina kamen, ritten ſie eine Viertelſtunde lang an Trümmern und Trümmern

vorbei. Sie kehrten ſchließlich, um nicht müde und matt dieſes Anblicks noch weiter zu genießen, mit in die Herberge ihres Reitmanns ein. Nun waren ſie mitten in der Stadt, ſahen aber auch aus den oberen Fenſtern des Hauſes nichts als Trümmer und Trümmer: eine zackige Ruinenwüſte. Sie ſpürten außerhalb des Gehöfts weder Menſch noch Tier: es war eine unheimliche Stille. Die Türen des Hauſes hatten nicht Riegel noch Schloß; auf menſchliche Gäſte war man hier kaum eingerichtet. Aber unſere Freunde ſchliefen gut genug auf einer Matratze; ihr Begleiter, deſſen Dienſt hier und heute ablief, hatte dieſes weichere Lager dem Wirt des Hofes unter dem Leibe weggeſchwatzt.

Am andern Morgen entließen ſie ihren Reitmann mit einer guten Belohnung, denn er hatte ſich überall trefflich und klüglich gehalten.

*

Als ſie dann eine beſſere Wohnung ſuchten, ſahen ſie, von einem Lohndiener begleitet, bei Tageslicht erſt richtig, was ein paar Erdſtöße aus einer blühenden Stadt machen können. Hier vergaß man ganz die zwei Jahrtauſende Vorgeſchichte, die anderwärts zuweilen die Hauptſache ſind; man vergaß ſie über den 5ten Februar 1783 und den dieſem Unheilstage nachfolgenden Wochen, denn erſt im April trat wieder Beruhigung des empörten Bodens ein. Zum Erdbeben kamen Feuersbrunſt, Verſiegen aller Brunnen, Hungersnot und Krankheiten. Die Zahl der Menſchen, die damals ihr Leben verloren, wurde ſehr verſchieden angegeben;

Goethe hörte zwölftausend Tote nennen und dreißigtausend Obdachlose; Andere begnügten sich mit 6000 Gestorbenen und 20 000 Uberbliebenen. Von den Häusern mag die Hälfte zerstört worden sein, die andere Hälfte aber war rissig, unsicher, unheimlich. Nach dem Zusammensturz hielten sich die meisten Menschen zunächst Tag und Nacht im Freien auf, im kühlen Vorfrühling, aber es bekam ihnen gut; dann erwuchsen, als auch

Messina vor dem Erdbeben. Von Petrus Schenck

Hilfe von auswärts kam, Vorstädte von Holz; sie standen jetzt noch da als Neu-Messina und erinnerten unsere deutschen Freunde stark an die Reihen von großen und kleinen Buden, wie man sie zu Meßzeiten etwa in Frankfurt und Leipzig sah. In Steinen wieder aufgebaut war jetzt, nach vier Jahren, noch nicht viel, und eben erst, vor zwanzig Tagen, hatte sich wieder ein leichter Erdstoß ereignet, der den Leuten die Lust, sich großen Häusern anzuvertrauen, wieder von neuem nahm.

Die schönste Straße der Stadt war die Palazzata gewesen, eine lange Reihe von hohen Steinpalästen, im Halbkreis um die ebenso geformte Rhede gelegen; sie hatte nebenbei den für eine Straße etwas ungewöhnlichen Zweck gehabt, die Schiffe im Hafen vor einem vom Lande her wehenden gefährlichen Winde zu schützen. Nun verlangte der König in Neapel, daß sie wieder in gleicher Höhe von vier Obergeschossen aufgebaut würde, eben jenes Windes wegen; aber die Bürger wußten jetzt gar zu gut, daß nur das unterste Geschoß von Steinbauten einigermaßen sicher ist, oder eigentlich nur die Tür- und Fensteröffnungen darin.

Die oberste Leitung der Polizei in dieser Stadt, wo die Erregtheit der Natur sich auch den Menschen mitgeteilt hatte, war nach dem Erdbeben einem neuen Governadore übertragen worden. Don Michele Odea war Irländer von Geburt, Feldmarschall seinem militärischen Range nach und Despot von ganzem Herzen. Er hatte dem Könige schon manche große Dienste geleistet, und seine Tyrannei stellte auch hier am schnellsten die Ordnung wieder her; aber wenn er seine grimme Laune hatte, zitterten Große und Kleine vor ihm, Einheimische und Fremde. Als Goethe sich ihm vorstellte, weil man Das für unvermeidbar erklärte, nahm Don Michele auch ihn sogleich unter Kommando: der Herr solle beständig bei ihm speisen; der Herr solle hierhin und dorthin geführt werden; es solle ihm Alles erklärt werden, was es hier an Kostbarkeiten gebe. Es sah wirklich so aus, als ob der mißtrauische alte Mann, der in jedem Unbekannten einen Späher und Aufhetzer

witterte, auch diesem Fremden ziemliche Unstatten zufügen könnte; seine gewalttätige Güte konnte sich leicht in gewalttätige Strenge verwandeln; Goethe nahm aber die Sache von der lustigen Seite.

Sogleich mußte er sich aber gegen noch andere neue Freunde wehren. Als er nämlich an einer Art Angst- und Zwangsmahlzeit bei dem wütigen Governadore teilnahm, bemerkte er, daß ihm andere Tischgäste durch gewisse Zeichen zu verstehen gaben: sie würden ihm im Notfalle beistehen, falls er ihr Bruder im Freimaurer-Orden sei. Nachher fand sich Gelegenheit, einem dieser Ordensgenossen zu danken; nun begehrte Dieser aber, daß Goethe in einer Loge mit ihm und den Verbündeten zusammenkomme, um diese Gemeinschaft zu feiern und sich frei auszusprechen. Daran war Goethen aber gar nichts gelegen. Er hatte die Freimaurerei und das Illuminatenwesen ja rasch satt bekommen und machte nie Gebrauch davon.[1])

[1]) Goethe war am 22. Juni 1781 in den Orden aufgenommen; am 2. März 82 erhielt er den Meistergrad, aber gleich nachher schlief die Arbeit der Loge in Weimar ein. Am 10. Dezember 1782 erhielt Goethe trotzdem noch den Unterricht über den vierten Grad, am 11. Februar 1783 ließ er sich auch noch in den Illuminaten-Orden einweihen. Er fühlte sich nach allen diesen Einweihungen so klug wie vorher. Als dann in Rom sein neuer Freund Moritz die Rede auf das Logenwesen brachte, rief Goethe aus: „Mein Gott, und auch Sie können noch Etwas darin suchen?“ Irgend ein Zeichen, daß Goethe die gesellschaftlichen Vorteile, die ihm seine Zugehörigkeit an die Hand gab, ausnützte, sind mir nicht bekannt. Über das später freundlichere Verhältnis zur wieder entstehenden Loge vgl. Wernekke, Goethe und die Königliche Kunst, Leipzig 1905.

Kurz: sein Hauptstreben in dieser Unglücksstadt ging dahin, recht bald ein Schiff zu erlangen, das ihn

Meerenge und Hafen von Messina

und seinen Freund von hier fort und nach Neapel zurückbringe. Und es glückte ihm.

Fünfzehntes Kapitel

Die zweite Seefahrt

11.—14. Mai 1787

Am 11ten Mai segelte ein französischer Kauffahrer aus dem herrlichen Hafen der verwüsteten Stadt nordwärts, und unsere Freunde waren auf Deck.

Vielleicht winkte Goethes Seele gerade dem allzu gütigen Zwingherrn der Stadt und den zutraulichen Freimaurer-Brüdern ein Lebewohl zu, als er daran erinnert ward, daß jetzt eben von seinem Schiffe Scylla und Charybdis zu sehen seien, Diejenigen, die Homer gemeint habe. Nun, es war nicht viel! Ein Felsen und ein Strudel, beide wohl vermeidbar und durchaus nicht eng beieinander. Die Einbildungskraft hatte in dem alten Sänger ebenso gearbeitet wie bei Merian und anderen alten Landschaftszeichnern, die alle Berge erhöhten, alle langweiligen Breiten verkürzten und von den Städten fast nur die Kirchtürme übrig ließen. Das Steigern, Zuspitzen, Zusammenziehen, Auslassen, Übertreiben ist nun einmal das beständige Nebengeschäft der Phantasie; immer ergreift sie das Wirkliche, um es zu idealisieren.

*

Die Klippen der Sirenen nahe der Scylla

Die Felsenklippe Scylla und der Wirbelschlund Charybdis flößten also kein Grauen ein; aber ob die Fahrt sonst gut gehen werde, ward sehr bald zweifelhaft. Die weiße Flagge am Mast sicherte vor Seeräubern: eben deshalb hatte sich eine Menge Volk diesem Schiffer anvertraut, obwohl die Sizilianer sonst den Franzosen auch darum grollten, weil sie mit den Barbaresken Frieden hielten und somit die Christen an die Ungläubigen zu verraten schienen. Aber dieser Schiffer, dieser Franzose, der vor Piraten sicherte, war offenbar mehr Kaufmann als Seekundiger, und sein Steuermann kaum mehr als ein gewöhnlicher Matrose. Beide verstanden sich auf die Schiffskunst schlecht. Die Verpflegung taugte wenig, was die Stimmung nicht verbesserte. Goethe brauchte nicht mitzuessen; er war sogleich wieder der Seekrankheit anheimgefallen; er lag zumeist in der Kajüte auf einer Matratze und

nahm nur von dem roten Weine und guten Brote zu sich, die Kniep aus Meſſina bei ſich führte.

Was hatte Goethe nun eigentlich zwiſchen den beiden Seekrankheiten erlebt? Große Strapazen. Er hatte eine Inſel kennen gelernt, der nur Weniges zum Paradieſe fehlte, aber eben dies Wenige fehlte, nämlich die Vernunft und der gute Wille der Menſchen. Und das Letztgeſehene, die Trümmerſtadt, verdarb ihm noch das vorherige Bild.

Wir hatten doch eigentlich nichts geſehen als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts, ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hämiſche Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und ſo viele Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzulegen, waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Katania und Meſſina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke.

Das waren freilich ſeekranke Betrachtungen. Weg damit! Man konnte die Sache auch freundlicher anſehen. Die Menſchen in Sizilien hatten ebenſo wie überall eine längere oder kürzere Spanne Zeit das Leben teils genoſſen, teils erlitten; ſie hatten es kaum ſchlechter gehabt als wir Andern, und größtenteils gehörten ſie zu derjenigen Art, die das Leben recht leicht nimmt und trägt.

*

Der Wind blies ungünſtig, und auch am dritten Tage ward das Ziel noch nicht erreicht. Das Schiff befand ſich erſt zwiſchen der Inſel Kapri und dem Kap

Minerva; ſo nannte man die Spitze der Halbinſel Sorrent. Goethes und Knieps Maleraugen erlabten ſich, zumal bei Sonnenuntergang, an den Landſchaftsbildern links, rechts und vor ihnen. Zur Rechten lag das Kap mit dem daranſtoßenden Gebirge im glänzendſten Farbenſchmuck, indes die Felſen, die ſich ſüdwärts hinabziehen, ſchon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Kap an zog ſich die ganze erleuchtete Küſte bis Sorrent hin. Der Veſuv war ſichtbar; eine ungeheure Dampfwolke türmte ſich über ihm auf, von der ſich oſtwärts ein langer Streifen am Himmel hinzog. Links hatten unſere Freunde das ſteil in die Höhe ſtrebende Kapri; ſie konnten die Formen der Felswände vollkommen unterſcheiden, wenn auch gleichſam durch einen bläulichen Schleier. Und unter einem ganz wolkenloſen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer.

Bald trat völlige Windſtille ein, und ſie ſchauten auf das flache Waſſer wie über einen Spiegel oder wie auf einen ruhigen Teich. Kniep begann zu zeichnen, wenn er auch verzweifelte, dieſe Farben, dieſe Linien, dieſe Harmonie wiedergeben zu können.

Nun ſenkte ſich die Nacht herein; Kapri lag finſter vor ihnen, aber auf der anderen Seite begab ſich das Wunder, daß die Wolke über dem Veſuv ſich erhellte, dann zu glühen und zu leuchten begann; jener Strich nach Oſten ward ein feuriger Schweif. Wie herrlich iſt hier die Welt!

Aber plötzlich wurden ſie inne, daß ihnen eben jetzt eine Gefahr drohte, eine ganz große Gefahr, vielleicht ein raſches Ende alles Schauens und Genießens! Wind-

ſtille, hatten ſie gedacht, bedeutet nur Zeitverluſt. Nun aber hörten ſie, daß ſich um die Inſel Kapri eine Strömung bewege und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag Alles, was in ſie hinein gerät, zwar langſam, doch unwiderſtehlich nach den ſchroffen Felſen hinziehe. Dieſe ſteilen Felſen aber bieten auch nicht eine Handbreit Vorſprung, wo man den Fuß aufſetzen kann, noch weniger eine Bucht zum Landen. Hier alſo waren plötzlich Scylla und Charybdis vereinigt: ſie harrten ihrer Opfer. Schwankend und ſchwippend näherte ſich das Schiff langſam der nächtlich-ſchwarzen ſteinernen Wand.

Die Gefahr, anfangs nur von den Unterrichteten bemerkt, ward nun Allen bewußt, und das Volk tat, was es immer in ſolcher Lage tut: es jammerte und tobte abwechſelnd. Es ward immer lauter und wilder. Während die Männer noch auf dies oder jenes Hilfsmittel ſannen und gern Hand angelegt hätten, um zu helfen, drängten ſich die Weiber mit ihren Kindern auf dem Decke zuſammen, wurden immer lauter und wilder und belferten gegen den Kapitän. Jetzt überſchütteten ſie ihn mit den Vorwürfen, die ſie bisher bei ſich behalten hatten: für teures Geld habe er ihnen einen ſchlechten Schiffsraum und geringe Koſt gegeben; er ſei ein unfreundlicher Menſch; er und ſein Steuermann ſeien arge Pfuſcher in ihrem angemaßten Geſchäfte. Sie ſeien gewiß hergelaufene Krämer, die ſich in Beſitz eines Schiffes geſetzt hätten, um viel Geld zu verdienen, und nun gehe durch ihr Ungeſchick Alles zugrunde: Menſchen, Güter und das Schiff.

Der angeklagte Schiffshauptmann war ſchon von Natur ſchweigſam; jetzt wußte er auch nichts zu erwidern. Goethe aber fühlte, daß hier geſprochen werden mußte, daß dieſe Weibermenge eines führenden Mannes bedurfte. Er trat vor ſie und ſchalt ſie aus. Es ſei Wahnſinn, daß ſie durch ihr Lärmen und Schreien in dieſem Augenblicke den Männern, von denen allein kluge Maßregeln zu erhoffen ſeien, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich unter einander verſtändigen könnten. „Laßt dieſe Männer in Ruhe!“ — „Was euch betrifft,“ fuhr er fort, „kehrt in euch ſelbſt zurück und wendet euer brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes! Bei ihr allein ſteht es, ob ſie ſich bei ihrem Sohne für uns verwenden will. Bedenkt, Er kann zu jeder Stunde wiederum tun, was er auf dem See Tiberias tat: da ſtürmten die Wellen und ſchlugen ſchon in das Schiff, die Jünger verzweifelten, der Herr aber ſchlief. Und dann ſtand er auf und gebot den Wellen Ruhe. So kann Er jetzt auch der Luft gebieten, ſich zu regen, und den Winden befehlen, daß ſie wehen — wenn es anders Sein heiliger Wille iſt.“

Dieſe Worte taten die größte Wirkung. Eine der Frauen rief Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé![1]) Und Alle empfanden dieſen fremden ſtarken Mann, der ſie ausſchalt, wie einen Abgeſandten des Himmels und

[1]) Dieſe Frau verglich den Ausländer wohl mit dem heiligen Barlaam, einem aſiatiſchen Eremiten, der als Bekehrer des indiſchen Prinzen Joſaphat durch Volksbücher in den romaniſchen Ländern ziemlich bekannt war. Es hat allerdings auch einen Barlaam gegeben, der hier in der Nähe, in Neapel und als Biſchof von Geraci, wirkte; als Lehrer Petrarcas iſt er einer der Urheber der Renaiſſance. Goethe ſelber hat den Ausruf, der übrigens in jener Mundart »Benedettu lu Barlamu« heißen müßte, nicht erklärt.

fingen an zu beten, nämlich alle Gebete herzusagen, die sie wußten, und sie beteten sich in heiligen Eifer hinein, oder, wo sie nachließen, ergossen sie sich in Klagen, was doch dienlicher ist als Zanken und Toben.

*

Der Zustand des Ganzen ward jedoch immer schauerlicher. Jetzt schrien oben auf der Insel die Ziegenhirten, deren Feuer man schon früher bemerkt hatte, einander zu: da unten strande ein Schiff! Und unten glaubte man aus ihren Zurufen herauszuhören, daß sie sich schon auf die schönen Dinge freuten, die sie morgen herausfischen würden. Immer stärker schwankte das Fahrzeug, und die Brandung schien sich zu vermehren. Die Kenner wußten nur noch ein Mittel, den Untergang ein Weilchen aufzuhalten: mit bereit liegenden langen Stangen konnte man das Schiff von den Felswänden abstoßen — bis auch diese Stangen brachen. Danach zerschellte dann das Schiff an den scharfen Felskanten, und der Schlund öffnete sich.

Zum Tragischen tritt zuweilen das Tragikomische. Goethe ward plötzlich so stark von seiner Seekrankheit überfallen, daß er vom Verdeck eilen und sein Heil in der Rückenlage suchen mußte, in der sich sein Magen immer beruhigte. Wie er nun so dalag, gewann dasselbe Bild Macht über ihn, das er soeben den Weibern vorgehalten: Jesus, der den Wogen gebietet und sich zu den Jüngern wendet: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ Als Kind hatte er oft eine große Folio-Bibel mit Merianschen Kupfern besehen; jetzt stand ihm daraus ganz deutlich das Bild vom

See Tiberias vor Augen. Er versank in ruhige Phantasie, in halben Schlaf oder ganzen Schlaf, ward aber bald herausgerissen durch ein großes Getöse über sich. Er horchte: dieser Lärm hatte einen guten Klang in sich; es war Arbeitslärm. Und nun kam auch Kniep herunter gelaufen: Es gehe besser, rief er; man sei wohl gerettet. In demselben Augenblicke, wo die Gefahr am größten war, hatte sich ein Lüftchen erhoben, und eiligst hatten Matrosen und die mitreisenden Männer alle Segel aufgezogen; auch Kniep hatte Hand angelegt. Jetzt entfernte man sich schon sichtbar von den vermaledeiten Felsen.

Am andern Morgen sahen unsere Freunde die herrlichen Landschaftsbilder bei entgegengesetztem Lichte. Gerade vor ihnen lagen die Kastelle von Neapel, die ganze Stadt, links der Posilipp und die Vorgebirge und Inseln bis Procida und Ischia.

Und abends saß Goethe wieder im Gasthause des Signor Moriconi. Und der noch glücklichere Kniep hielt sein Liebchen im Arme. Der vorige Maler-Begleiter, Tischbein, war vor kurzem mit dem Prinzen von Waldeck wieder nach Rom zurückgekehrt.

Sechzehntes Kapitel

Nochmals in Neapel

14. Mai bis 4. Juni 1787

In Neapel berührte Goethe wieder die Welt, wo er eine Anzahl Menschen als Freunde und Halbfreunde aufsuchen konnte, und namentlich gewann er seine Verbindung mit der deutschen Heimat wieder. Das Hauptpaket der für ihn bestimmten Briefe steckte allerdings in Rom, aber ein ausführlicher Bericht Philipp Seidels erwartete ihn im Gasthofe, und sogleich fühlte er sich wieder stark zu Weimar gehörig.

Er war schon lange begierig auf die Wirkung seiner umgearbeiteten ‚Iphigenie': nicht auf Lob, sondern auf ehrliche Wiedergabe des neuen Eindrucks. Jetzt gestand ihm sein Diener und Schreiber, der sicherlich einer der genauesten Kenner aller seiner bisherigen Arbeiten war, daß ihm die vornehmere Iphigenia aus Italien nicht so gut gefalle wie die erste, frischere, weniger geglättete und mehr deutsche Form. Philipp bezeichnete zwei Szenen, die entschieden verloren hätten. Goethe konnte dem Tadler wegen dieser Szenen selber nicht Unrecht geben; aber, meinte er, das Ganze sei doch gesteigert; da müsse man verschmerzen, daß einige Stellen in der mehr prosaischen Fassung kräftiger, lebendiger gewesen

seien. Aber auch der Dichter selber war jetzt schon nicht mehr von diesem Drama entzückt; ihm schien es, als ob er jetzt, nach so wenigen Monaten, über dies sein Werk bereits weit hinaus gewachsen sei. Wie hätte es auch vollkommen gelingen können! Die erste Fassung hatte es auf jenen Fahrten zum Rekruten-Ausheben bekommen, die zweite auf einer Reise nach Italien; wer hat denn im Reisekarren und im Wirtshauszimmer alle Kräfte beisammen? Da sollte jetzt die ‚Nausikaa' eine höhere Stufe seiner Kunst bedeuten. War er doch jetzt auch selber in Homers Lande gewesen!

Philipps Brief gab sonst noch viel zu denken. Der treue Hausverwalter berichtete ehrlich, was man über Goethes langes Ausbleiben in Weimar munkelte, nämlich: daß er überhaupt nicht wiederkommen, daß der Herzog in kurzer Frist seine Ämter neu besetzen werde, usw. Wenn ein Mensch stirbt, muß er sich gefallen lassen, daß man seine Leiche unter die Erde gräbt und ihn damit beseitigt: Goethe war gewissermaßen von Weimar weggestorben. Mit oder ohne Auferstehung? Wollte er zurückkehren und wieder am alten Orte leben? Und etwa auch in den alten Verhältnissen? Mit demselben Joch auf dem Nacken? Da wurden manche Erinnerungen aufgerührt! Für heute verdiente Philipp seinen Dank:

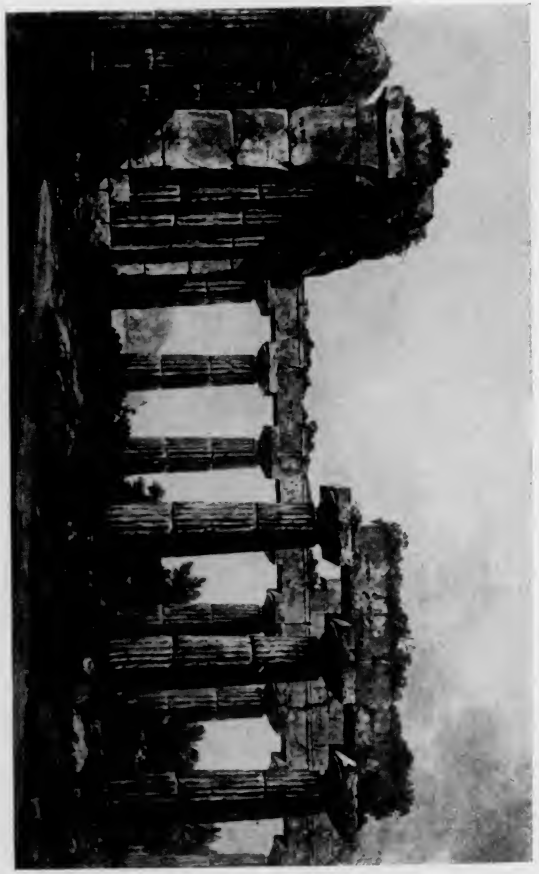
Übrigens bleibe ja dabei, und ich fordere Dich dazu auf, mir über Alles, was mich selbst angeht und was Du sonst gut finden magst, Deine Meinung unverhohlen, ja ohne Einleitung und Entschuldigung zu sagen. Ich habe Dich immer als einen meiner Schutzgeister angesehen: werde nicht müde, dieses Ämtchen auch noch künftig beiher zu verwalten!

*

Im Augenblick erschien es ihm die dringlichste Aufgabe, seine frisch erworbene Vertrautheit mit der antiken Welt rasch zu ergänzen, indem er die hier erreichbaren Überreste mit den sizilischen in seinem Geiste verglich und verschmolz. Er mußte noch einmal nach Süden, nach Pästum fahren, sodann Pozzuoli mit Ruhe betrachten und drittens das Museum von Portici ohne störende Gesellschaft durchgehen. In Pästum war er schon am 16ten Mai, in Pozzuoli am 19ten, in Portici etwas später. Als das Alpha und Omega aller Antiquitätensammlungen erschien ihm jetzt dies königliche Museum: „Da sieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie in strengem Handwerkssinne weit hinter uns zurückblieb." In Pozzuoli erwachte mitten unter den Altertümern plötzlich der Naturforscher in ihm: am Jupiter-Serapistempel waren die in freier Luft stehenden Säulen in einer gewissen Höhe, aber nicht darunter, von Bohrmuscheln, die nur im Seewasser leben, angefressen. Wie waren die Muscheln dort hinauf- oder die Säulen zu ihnen hinunter- und dann wieder hinaufgekommen? Warum zeigten die unteren Teile keine Spuren dieser Pholaden? Goethe suchte sich das Rätsel klarzulegen.[1]) In Pästum aber machte er die große Erfahrung, daß ein Gegenstand binnen acht Wochen für uns ein ganz anderes

[1]) Erst 1823 veröffentlichte er seine Erklärung: Verschüttung durch Aschenfall, Bildung eines Wassertümpels auf dem Aschenhügel, Ansiedlung von Bohrmuscheln in dem durch Asche angesalzten Süßwasser. Zustimmung fand er nicht. Man weiß heute, daß der Tempel in der späteren Römerzeit bereits verschüttet war und im Mittelalter unter Wasser

Der Agnano-See bei Pozzuoli. Von Goethe



In den Ruinen von Päſtum

Von Max v. Derſchaffelt
Landesmuſeum zu Weimar

Geſicht bekommt, wenn wir uns in dieſer kurzen Zeit gewiſſermaßen für ihn belehrt und gebildet haben. Beim erſten Erblicken hatten ihn dieſe Tempel erkältet und ernüchtert; er hatte ſich Mühe geben müſſen, ihre Formen zu rechtfertigen. Jetzt ſchien ihm Päſtum „die herrlichſte Idee", die er nach Norden vollſtändig mitnehmen werde, und den mittleren, den Poſeidon-Tempel, zog er jetzt Allem vor, was er in Sizilien geſehen!

Wenn er Alles zuſammenzählte, was ſeine Augen in den letzten Monaten eingetrunken: Päſtum, Pozzuoli, Portici, Pompeji, die ſiziliſchen Küſten und das Binnenland, ſo genoß er das beſeligende Bewußtſein, daß nunmehr die antike Welt und ihre Kunſt deutlich vor ihm ſtanden. Sie waren den Büchern entſchlüpft und in ſinnliche Wirklichkeit verwandelt. Dachte er dann beſonders an die Landſchaften und daran, daß Sizilien ganz vom Meere umſpült war und daß er jetzt von allen Höhen auch immer wieder die große Flut in der einen oder andern Geſtalt zu ſehen bekam, ſo überkam ihn faſt ein Grauen: Wie werde ich künftig ohne den mir ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit gewordenen Anblick leben können? Aber er fühlte ſich doch auch glücklich, daß ihm das Meer, das Inſelweſen, das Wohnen am Strande nun wohlbekannt und zu einem inneren Beſitze geworden war. Dieſe neue ſichere Anſchauung bedeutete bei ihm ja durch ſeine alt-neue Vertrautheit mit

ſtand, bis er im Zuſammenhang mit der Entſtehung des Monte nuovo ſeit etwa 1538 wieder emporzutauchen begann. Es handelt ſich alſo nur um Bodenbewegungen in dem noch nicht ganz zur Ruhe gelangten Vulkan der phlegräiſchen Felder. (Nach Semper, Goethes geolog. Studien.)

der Antike noch ein Weiteres: ein Zuhausſein in der Welt der Ilias und Odyſſee.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe uſw. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich; aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände.

So ſprach er ſich in einem Briefe gegen Herder aus, der in dieſen Dingen ſein Nächſter daheim war, Derjenige, auf deſſen Verſtändnis und innerliche Begleitung er am ſicherſten rechnete. Er dachte an die neueſte deutſche Literatur, vielleicht an Theaterſtücke wie Schillers ‚Räuber', die vor und ſeit einigen Jahren ſo viel Lärm machten, und dann auch an Schillers Vorgänger in dieſem Sturm- und Drang-Unweſen, alſo an Klinger, Lenz und — den vormaligen Wolfgang Goethe. Welche Kluft trennte dieſe wilde deutſche Erregtheit von derjenigen Homers und der beſten alten Dichter!

Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm uſw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können.

Wenn, was ich ſage, nicht neu iſt, ſo hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſanfte

Weiden, fruchtbare Felder, geſchmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das Alles-umgebende Meer mit ſo vielen Abwechſlungen und Mannigfaltigkeiten im Geiſte gegenwärtig habe: nun iſt mir erſt die ‚Odyſſee' ein lebendiges Wort.

*

Alle Nordländer, die Neapel beſuchten, waren ſich darüber einig, daß neben dem Veſuv und dem herrlichen Meerbuſen hier das Volk die größte Sehenswürdigkeit war. Welch' eine ungeheure Menge! Selbſt in Paris ſah man abends nicht ein ſolches Gelaufe, Gefahre, Gedränge wie hier in der Straße Toledo. Auch zu andern Tageszeiten mußte man in den großen Straßen aufpaſſen, daß man nicht unverſehens auf ein Kind trat oder ſelber von den ſehr ſchnell fahrenden Wagen umgerannt wurde. „Eine Million" antworteten die Bürger auf die Frage nach ihrer Volkszahl; alſo mochten es drei- bis viermalhunderttauſend ſein; gezählt wurden ſie nicht; gezählt wurden nur die geſchlachteten Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine, wälſchen Hähne uſw., und danach hätte man freilich wieder auf eine Million Eſſer ſchließen können. Aber die Zahl iſt Nebenſache: wie ſtand es um ihre Beſchaffenheit und Leiſtung? Die fremden Beſchauer der Stadt erwiderten: Es ſeien hier die ſowohl glücklichſten wie faulſten Menſchen, die ſie irgendwo gefunden. Alle Gäſte nahmen von Neapel die Formel „das ſüße Nichtstun" mit. Berühmt waren die Lazzaroni, eine Gemeinde oder Geſellſchaft von etwa vierzigtauſend Bummlern, die obdachlos und beſchäftigungslos herum-

lungerten und sich verschworen zu haben schienen, keinen Schritt, keinen Handstreich zu tun, der irgendwie vermieden werden konnte. Der Nordländer bringt die Überzeugung mit, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei; aber Laster und Verbrechen gedeihen hier keineswegs. Gewiß, die geschlechtlichen Sünden waren alltäglich; sie blieben aber im Rohen und Naiven stecken, und waren nicht so sehr mit Umständlichkeiten, Ränken und Ausbeutung verbunden, wie die Liebeshändel im Norden. An Diebstahl, Mord, Raub und dergleichen Gefahren brauchte man hier gar nicht zu denken: dazu gehört Anspannung und Aufregung. Überdies setzen solche Missetaten zumeist auch eine arge Überschätzung der irdischen Güter, des Geldes oder eines bestimmten Frauenzimmers oder der sogenannten Ehre voraus. Die Neapolitaner aber und besonders die Lazzaroni waren durchwachsene Philosophen. Sie gingen in keine Hörsäle und lasen keine Bücher — etwa zwei vom Hundert verstanden sich auf die Lesekunst — aber Diogenes von Sinope hat ja keine Bücher geschrieben, die diese Fortsetzer seiner Schule hätten lesen müssen; sein Grundsatz, daß die Bedürfnislosigkeit uns frei macht, lag den Lazzaronis seit vielen Jahrhunderten im Blute. Und an Flöhe und Läuse waren sie ebenso lange gewöhnt.

Rechnet man nun dazu, daß es in jeder großen Stadt außer solchen in Lumpen einhergehenden faulenzenden Philosophen noch unzählige wohlgekleidete Schmarotzer gibt, bis zum Könige und seinen Hofleuten hinauf, so fragt man verwundert, wovon die Hunderttausende sich ernährten, zumal wenn man weiß, daß von

den meisten Neapolitanern gerade die wohlschmeckenden Speisen in allererster Linie zum Lebensgenuß gerechnet wurden. Dies Rätsel wird durch die unvergleichliche Lage der Stadt gelöst: Gaumen und Magen kamen hier ebenso auf ihre Rechnung wie schönheitslüsterne Augen. Das Meer bietet eine unendliche Fülle von Fischen, Muscheln und anderen eßbaren Tieren, und der Boden des umgebenden Landes, zumal die einstige Asche des Vesuvs, liefert vier Ernten im Jahr.

Vielleicht dachte Jeder, der hierher kam, an das Märchen vom Schlaraffenlande; aber es war doch auch hier nicht ganz so, daß die Tauben schon fertig-gebraten den Leuten ins Maul flogen. Selbst in diesem fruchtbaren Paradiese, selbst bei dieser Bedürfnislosigkeit, muß doch eine ganze Menge Arbeit getan werden, teils um das Leben der Hunderttausende zu fristen, teils um es so zu bereichern und so bunt, so genußreich zu machen, wie Jeder, der nicht stumpfen Geistes ist, verlangt. Und davon noch abgesehen: die ununterbrochene Faulheit wäre ein halbes Totsein, eine Verleugnung des Menschenranges, ja ein untertierischer Zustand. Daß hier während der heißesten Stunden die Arbeit ruhte, daß Viele sich mittags ganz nackt auszogen und in einem schattigen Raume bis zum Abend hin schliefen, war wohl zu verstehen; aber bei einiger Abkühlung der Körper mußte sich doch das Leben wieder regen, und ein lebendiger und verständiger Mensch will in der Regel auch Nützliches schaffen.

Goethe, der immer Tätige, begehrte auch immer eine gute Meinung von seinen Nachbarn zu haben; also beruhigte er sich nicht bei dem allgemeinen Urteil

über die Trägheit dieſer Kinder des Südens, ſondern ſtellte eine ordentliche volkswirtſchaftliche Unterſuchung darüber an. Er beobachtete die für faul geltenden Klaſſen vom Morgen bis in die ſpäte Nacht; er prüfte, ob die Vielen, die er untätig ſtehen, ſitzen, liegen fand, überhaupt nicht arbeiteten, und da ſtellte ſich zumeiſt heraus, daß auch ſie ihre Geſchäfte ganz brav beſorgten.

Mußestunde der Seeleute

Man denke an Packträger und Kutſcher, die auf Aufträge, an Schiffer und Fiſcher, die auf günſtigen Wind warten. Aber je näher Goethe zuſah, um ſo mehr fand er, daß hier in den unteren Schichten Jedermann ſeine Nahrung und die beſcheidene Kleidung ſelber verdiente; es bettelten wirklich nur ganz alte, unfähige und krüppelhafte Menſchen. Nur hatte die Arbeit hier einen anderen Charakter als im Norden; ſie war fröhlicher, ſpieleriſcher, ſaumſeliger, viel weniger angeſpannt; deshalb war es auch durchaus erfreulich, ſchon die kleinen

Kinder an dieſem halb emſigen, halb luſtigen Treiben beteiligt zu ſehen. Wir im Norden arbeiten, um zuerſt das Nötige und dann auch noch die Mittel zu mancherlei Genüſſen zu erwerben; Dieſe hier aber wollten ſchon bei der Arbeit des Lebens froh werden.

Es erklärt ſich hierdurch gar Manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr

Fiſcherfamilie bei Neapel

zurück ſind; daß Fabriken nicht zuſtande kommen; daß außer Sachwaltern und Ärzten im Verhältnis zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt; daß ſich die Geiſtlichen im Müßiggange am wohlſten ſein laſſen und auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Man brauchte ja, um dieſes Zurückbleiben zu bemerken, nur als Kaufmann und Staatsmann die Blicke

über den herrlichen Golf schweifen lassen: nur Kleinkram von Seefahrzeugen, kein einziges großes Schiff! Kein Zeichen von Handel, von großen Werkstätten, von Weltverbindung. Fürwahr, im neuen Amerika hallte und schallte es an den Küsten schon ganz anders als in diesem Hafen, der seit Jahrtausenden Gelegenheit gehabt hatte, mit allen bekannten Ländern in Verkehr und Güteraustausch zu treten!

Aber Goethe blieb trotzdem der Meinung, daß in dieser merkwürdigen Stadt die in Lumpen Gekleideten keineswegs in moralischem Sinne Lumpen oder auch nur Tagediebe seien. Ja, die meiste „Industrie", worunter er Fleiß und Rührigkeit verstand, glaubte er gerade in der niederen Klasse zu finden.

Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat . . . Jeder, der nicht zugrunde gehen will, muß [bei uns] ein Haushälter werden, denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen: er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht *entbehren*. Die Natur *zwingt* ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurteilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserem Gesichtspunkte zu streng. Was Herr v. Pauw in seinen ‚Recherches sur les Grecs' bei Gelegenheit, da er von den zynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hieher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigen Begriff. Ihr Grundsatz, Alles zu entbehren, sei durch ein Klima sehr begünstigt, das Alles gewährt. Ein armer, uns elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nötigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen. Und ebenso möchte ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vizekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

*

Die vornehme Gesellschaft der Stadt, das obere Volk, paßte ganz gut zum unteren Volk; auch sie widmete sich dem Schlafe und dem Vergnügen, nur daß hier die Prunkerei dazu kam und die nötige Arbeit von trägen, aber zahlreichen Bedienten verrichtet wurde. Ernst und Tiefe mußte man hier nicht suchen. Die Religion war nur Aberglaube, die Kunst nur Spiel, die Wissenschaft unbekannt. In der Musikgeschichte allein hat Neapel einen guten Namen.

Da es eine Hauptstadt war, so fragt man nach dem Hofe und dessen Häuptern. Sowohl der König wie die Königin waren ihres hohen Amtes unwürdig. Die natürlichen Anlagen Ferdinands des Vierten sollen nicht übel gewesen sein, seine Erziehung aber war sogar für einen Tronfolger ungewöhnlich schlecht. Er blieb sein Leben lang völlig ungebildet, nur nicht in der Jagd, im Fischfang, im Rudern und Segeln: in diesen Dingen bewies er sich als Meister und er betrieb sie mit dem größten Eifer. Es machte ihm auch Spaß, die selbstgefangenen Fische auf dem Markte selber zu verkaufen, seine getreuen Untertanen dabei über's Ohr zu hauen und mit ihnen in der Art Sprache zu schimpfen, die auf Fischmärkten üblich ist. Im unteren

Volke war er durchaus beliebt; der Häuptling der Lazzaroni versicherte ihm, daß er und die Seinen ihn in jeder Gefahr beschützen würden. Als dieser König sich verheiratete, überließ er seiner Frau das Regieren, und Diese besorgte es durch ihren Günstling, einen in Frankreich aufgewachsenen Iren Lord Acton; man wird sich nicht wundern, daß es eine Mißregierung wurde. Die Königin Marie Karoline, eine Schwester der Marie Antoinette in Frankreich, also eins der sechzehn Kinder der Maria Theresia, übertraf ihre Mutter noch ein wenig an Fruchtbarkeit, da sie siebzehn bekam; in andern Tugenden stand sie leider hinter der großen Kaiserin erheblich zurück, und schon ihr hochmütiges Auftreten schreckte den Fremden ab, sich bei Hofe melden zu lassen. Ihr Gatte sah die deutschen Maler gern, da er ihre Jagdbilder gut und ihre Landschaften leidlich beurteilen konnte; vor Gelehrten scheute er zurück. Goethe wurde also nicht bei Hofe präsentiert, obwohl er mit Hackert, Venuti und Filangieri gut bekannt war.

Der Ritter Gaetano Filangieri, dessen Name noch nicht genannt wurde, hatte dem Könige schon in der Knabenzeit sehr nahe gestanden, war aber dann ein hochgebildeter junger Mann geworden, zuerst Soldat, nachher Rechtsgelehrter, hatte es durch eine Schrift mit der Geistlichkeit verdorben und sich deshalb genötigt gesehen, sich in der Stille eines Landgutes vor deren Rache zu verbergen. Kürzlich jedoch hatte ihn der König wieder verlangt und zum ersten Finanzrat ernannt. Drei Jahre jünger als Goethe, freute er sich, in seiner sonst so oberflächlichen Umgebung diesem ernsten Deutschen zu begegnen, mit dem er sich über politische

wie sittliche Dinge offen aussprechen konnte und der ihm von ähnlichen Geistern und Bestrebungen in seinem Vaterlande berichtete. Goethes eigener Schwager, Georg Schlosser, grübelte ja in ganz ähnlicher Weise über die gerechteste, menschenfreundlichste, förderlichste Gesetzgebung und Staatsverwaltung; Filangieri redete über diese Streitfragen als ein liebenswürdiger Südländer, also nicht so starr und schroff wie der Mann in Emmendingen, und so hörte ihm der deutsche Gast sehr gern zu. Übrigens war die Gattin des gelehrten und edeln Mannes eine Deutsche aus Preßburg.

Eines Abends sah Goethe neben dieser Hausfrau ein Persönchen auf dem Kanapee sitzen, das ihm fast wie eine Putzmacherin vorkam, schon wegen ihres nachlässigen Anzugs, denn dergleichen Leute, die für die Verschönerung Anderer arbeiten, haben ja oft keine Lust mehr, auch für die eigene Erscheinung zu sorgen. Diese aber schwätzte, wie wenn sie dazu gehörte, und als sie ging, rief sie Goethen zu: er möge doch auch nächster Tage zu ihr zu Tische kommen, mit Filangieris zusammen. Nun erst erfuhr er, daß dies lustige kleine Wesen, das man Therese genannt hatte, die Schwester des Hausherrn war, verheiratet an einen alten Prinzen oder Fürsten Filippo Fieschi Ravaschieri di Satriano.

Am bestimmten Tage folgte er der Einladung. Ein prächtiger und großer Palast, der erste in der Riviera di Chiaja, nahm ihn auf. Über einen geräumigen Hof schritt er zu einem großen Portale, hinter dem eine breite Treppe sanft aufwärts führte. Bediente in kostbaren Livreen reihten sich auf beiden Seiten der Treppe und beugten sich vor dem Gaste. Es war

ganz wie in einem Wielandischen Feenmärchen. Oben empfingen ihn dann erst noch die höheren Hausbeamten und geleiteten ihn zu einem großen Saale, der sehr vornehm-heiter, aber ganz menschenleer war. Nur ein Weltgeistlicher trat bald herzu und begann mit dem fremden Herrn ein gleichgültiges Gespräch.

Nach einiger Zeit öffnete sich eine Flügeltür; ein alter Herr trat heraus, ward von dem Geistlichen und dem Gaste höflich begrüßt und bellte sie an; Das heißt: er erwiderte auf ihre Höflichkeiten in heftigen, stotternden Tönen etwas Unverständliches. Dann stellte er sich an das Kamin, und die Andern zogen sich wieder zurück. Kein Zweifel: dieser alte Tapergreis war der Fürst di Satriano selber. Nun stellte sich ein zweiter Gast ein, ein dicker Benediktiner — doch wir wollen die Geschichte dieser Mahlzeit nicht weiter erzählen. Kurz, Goethe kam neben die Fürstin zu sitzen, die sich gegen alle Welt, besonders gegen die Geistlichen, die größten Possen erlaubte, feine und unfeine, und nur gegen ihren deutschen Nachbar unbedingt liebreich war. Schließlich gefiel er ihr so, daß sie ihn nötigte: er solle auf ihr Landgut nach Sorrent gehen. Dort wolle sie ihn zuerst mit dem köstlichen Fleisch von Milchkälbern herausfüttern lassen; dann wolle sie selber herauskommen und mit ihm ein so lustiges Leben führen, daß alle Philosophie aus seinem Gehirne und jede Runzel von seiner Stirne verschwinde. Es klang wie eine Einladung zu einem Liebesidyll, aber es klang nur so und — sollte so klingen. Die Dame gehörte zu den Menschen, bei denen die sinnliche Liebe durch die Lust am Zweideutigen ersetzt wird.

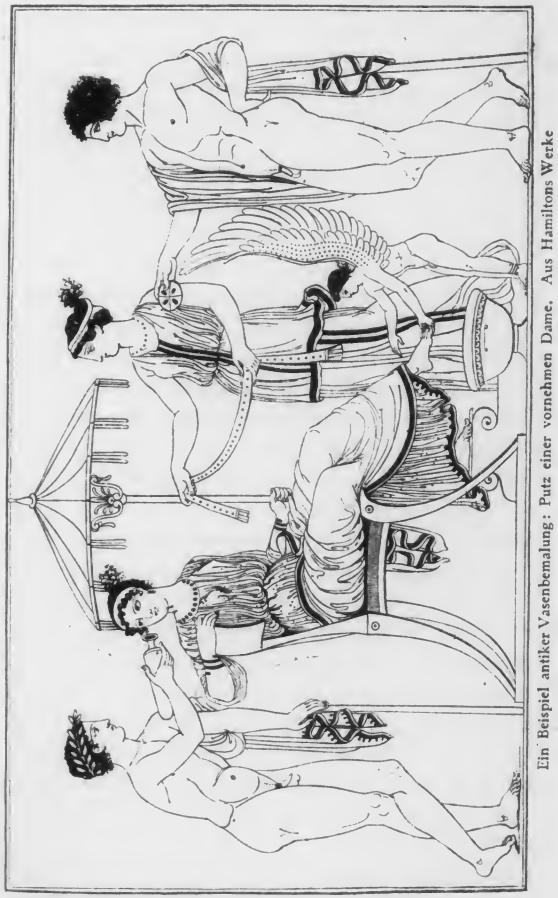
Oberflächlich und kindisch ging es auch in anderen vornehmen Häusern zu, wohin Goethe kam. Einmal sahen diese Neapolitaner dem geschickten Tischbein zu, wie er in einer Abendgesellschaft mit der Feder rasche Umrisse von Helden- und Götterköpfen auf's Papier warf und nachher mit einem breiten Pinsel die Schatten machte, so daß der Kopf plastisch hervortrat. Sogleich erbaten sich die Zuschauer auch solche Pinsel: der Hausherr, der selber die Malerei übte — es mag der Ritter Venuti gewesen sein — brachte sie; und nach wenigen Minuten malten diese feinen Herren und Damen darauf los: nämlich einander Bärte in die Gesichter; sie besudelten sich gegenseitig und waren glücklich. „Man macht sich von diesem Geschlecht keine Begriffe, wenn man sie nicht gesehen hat" dachte der ernsthafte Deutsche.

*

Der eine und der andere Nordländer hielt es in diesem leichtsinnigen Paradiese doch auch gut aus. Vom Kniep — statt „ich" und „mich" sagte er selber gern: „der Kniep" und „den Kniep" — wissen wir, daß er im unteren Volke blieb zwischen Handwerkern und Krämern. Philipp Hackert hatte viel mit dem Könige und nicht wenig mit der Königin und ihren heranwachsenden Töchtern zu tun; er benahm sich klug und weise, verkaufte sich halb, und halb blieb er frei. Ein anderer Sprachgenosse, den der Deutsche gewöhnlich kennen lernte, war der dänische Konsul Christian Heigelin, ein sehr gefälliger Mann. Als Gesandter Österreichs lebte hier der Freiherr Franz Maria v. Thugut; Goethe be-

ſuchte die Konzerte, die bei Thugut ſein Legationsrat Hradawa veranſtaltete. Dort ſah er auch den böhmiſchen Muſiker Adalbert Gyroweß wieder, den er in Rom kennen gelernt hatte; dieſer junge Mann wunderte ſich über Goethes große Kenntniſſe in der Muſik und daß er ſo eigene Meinungen über ihre Geſchichte hatte; es fiel ihm aber auch auf, wie beſcheiden, ja, demütig dieſer berühmte Dichter auftrat, wie er zuweilen faſt zu ſchüchtern ſchien, in Geſellſchaft zu treten. Zur ſelben Zeit wunderte ſich der Sekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft, François Cacault, über die Kälte, die ihm Goethe zeigte. Cacault war in Deutſchland geweſen, und kannte Knebel und andere deutſche ſchöne Geiſter. Mit einigen Vornehmen aus Brüſſel, dem Herzog und der Herzogin von Urſel, befand ſich Goethe viel beſſer, als mit dieſem Franzoſen, den er wohl nicht leiden mochte.'

Der merkwürdigſte Mann unter den fremden Geſandten war hier ohne Zweifel der Engländer, Sir William Hamilton. Sehr reich von Haus aus, dazu Milchbruder des britiſchen Königs Georgs des Dritten, der ihn jetzt noch als einen Freund liebte, war er nach einer militäriſchen Laufbahn Naturforſcher, Kunſtkenner und Sammler geworden, und wo hätte er dieſe Neigungen beſſer befriedigen können, als im ſüdlichen Italien und am Fuße des merkwürdigſten Berges, wo jetzt eben Pompeji und Herculanum ausgegraben wurden? Hamilton forſchte, kaufte, entdeckte und ſchrieb. Er gab Werke über den Veſuv und die Vulkane Siziliens heraus, ſodann über die von ihm angekauften und ſelber ausgegrabenen antiken Vaſen und häufte immer neue



Ein Beiſpiel antiker Vaſenbemalung: Putz einer vornehmen Dame. Aus Hamiltons Werke

Schätze an, zuweilen auch auf verbotenem Wege, denn z. B. aus Pompeji konnte man ja für noch so viel Geld nichts erkaufen. So lebte er hier Jahrzehnte als einer der reichen und hochgebildeten Engländer, die damals für die beneidenswerte Spitze der Menschheit galten.

In seinem Palaste aber waltete an seiner Seite das schönste Weib der Welt: erst seit kurzem und noch mit ungewissem Range. Sie ward Mistreß oder Miß Hart genannt. Als Amy Lyon war sie 1765 in einem Dörfchen bei Chester der Christenheit zugeführt. Früh nach London verschlagen, ward sie, selber noch ein dienendes Kind, Mutter eine Kindes; dann lebte sie als Dirne, von Hand zu Hand gehend, bis zuerst ein alter Herr sie auf einige Monate, dann ein junger Edelmann auf drei Jahre zu sich nahm. Diesen Letzteren liebte sie wahrhaft; sie ließ sich von ihm zum gebildeten Schein erziehen und betrug sich wie eine gesittete Bürgerin. Eine schöne Nebenaufgabe hatte sie dadurch, daß sie dem Maler Romney, einem Freunde ihres Geliebten, als Kopfmodell diente. Während sie noch sorglos ihr Glück genoß, hatte sie jedoch ihr Besitzer schon heimlich an seinen Oheim verkauft, an Sir William Hamilton, der die Schöne bei einem Urlaub in England kennen gelernt hatte. Der Neffe wollte nämlich erstens selber sich reich verheiraten, zweitens aber verhindern, daß sein Oheim, der Witwer geworden war und auch sein einziges Kind verloren hatte, sich wieder verheiratete; denn jetzt war er der Liebling des alten Herrn und sein Erbe. Sir Charles Greville sandte also die Emma Hart — so war sie umgetauft, um die wilde Amy Lyon in Vergessenheit zu bringen — nach Neapel, wo der alte Ritter

sie wie eine Prinzessin aufnahm, ganz entzückt von ihr, denn sie schien immer schöner zu werden. Sir William ward nicht müde, sie zu beschauen, zu rühmen, zu schmücken. Der Sechsundfünfzigjährige, der sich nach Art der englischen Vornehmen durch fleißiges Umtreiben in freier Natur jung erhalten hatte, begehrte jetzt die dreiundzwanzigjährige Venus zur Lagergenossin; sie aber weigerte sich entschieden. Ihr Herz gehörte dem Neffen, der ihr fälschlich versprochen hatte, sie demnächst zurückzuholen. Und bald war sie ganz entschlossen, allein nach London zurückzukehren, an Grevilles Brust oder, wenn er sie wirklich zurückstoßen sollte, zurück in ein wildes Lasterleben, in dem man Alles vergißt und das ein rasches Ende verspricht: den Sprung in die Themse.

Aber allmählich beruhigte sie sich unter dem Zureden des alten Herrn, für dessen Gunst und Höflichkeit sie ja dankbar sein mußte. Und es tauchte in ihr ein Plan auf, wie sie sich an dem falschen Freunde rächen konnte. Der Oheim ehrte und rühmte sie so sehr: würde er sie nicht zur Gattin machen, wenn sie ihn noch dankbarer stimmte und ihn an sich gewöhnte? Es war ein toller Gedanke, daß eine arme Tagelöhnertochter, die Jahre lang öffentliche Dirne gewesen war, eine wirkliche Lady werden sollte, Gemahlin eines englischen Gesandten; aber schöne Frauen dürfen wohl an Wunder glauben, da sie selber welche verrichten. Sir William hätte es für ganz unmöglich erklärt, seine Schöne der Königin von Neapel oder derjenigen von England als Ehefrau zuzuführen; aber er zeigte sie doch schon gern und immer häufiger in seinen Gesellschaften, weil er sie selber so sehr bewunderte. Die Neapolitaner fragten

auch nicht viel, wieſo die Beiden zuſammen gehörten; die vornehmen Engländer ließ man einſtweilen außer Spiel; fremde Künſtler begehrten die ſchöne Frau zu ſehen und, wenn ſie vermochten, zu malen. Wilhelm Tiſchbein zum Beiſpiel.

Hamilton verehrte in ſeiner Madame Hart auch eine große Künſtlerin. Sie hatte eine wohllautende

Emma Hart als „verliebte Tänzerin". Zeichnung von Fr. Rehberg

Stimme; Manche fanden freilich, daß ihrem Geſange das Beſte fehlte, die Beſeeltheit. Viele urteilten auch, ſie habe keinen Geiſt, keinen Geſchmack, keine Eignung zu höherer Bildung. Nur eine Kunſt war ihr nicht abzuſtreiten, und zwar eine Kunſt, in der man vor ihr noch keine Meiſterin geſehen und wofür ſie auch ganz beſonders von der Natur gebildet zu ſein ſchien: jene Kunſt der figürlichen Darſtellung oder des lebenden

Ein Schaltanz der Emma Hart. Zeichnung von Fr. Rehberg

Bildes, für die man damals eine Benennung erst suchen mußte; man fand kein besseres Wort als „Attitüden".

Unsere Schöne war Jahrelang in London zu solchem Bildstehen angeleitet worden, am edelsten gewiß durch den alten Romney, der sie in immer neuen Gestalten malte. Jetzt bildete sie ihr alter Liebhaber noch vollends aus. Nach seiner Belehrung versuchte sie, alle antiken weiblichen Statuen, Wand- und Vasenbilder in Haltung und Ausdruck nachzuahmen und Anderen in rascher Folge vorzuführen. Ihr Apparat zu einer Vorstellung war einfach: eine Urne, eine Lyra, eine baskische Handtrommel, ein Räucherpfännchen, eine Art Altar u. dgl. Gekleidet war sie in ein weißes, griechisches Gewand mit Gürtel; ihr sehr reiches und langes kastanienbraunes Haar war meist aufgebunden. Ihre besondere Erfindung war die Benutzung von zwei oder drei großen Kaschmir-Schalen teils zur malerischen Drapierung, teils zur Verhüllung ihres Gesichtes, während sie ein neues Bild ausarbeitete. Sie stand also zuerst verhüllt mitten zwischen einer Wand und den Zuschauern; dann fiel der Schal, und man erkannte ein Bild. „Viva la Niobe!" rief der Erste, der das Gemeinte verstand, oder „Bravo la Medea!" Zuweilen kam ein wenig Handlung dazu, wie hier bei der Medea, wo sie den Dolch gegen ein erschrockenes Kind zückte; gewöhnlich blieb es ein stilles Bild, und die starke Ausdrucksfähigkeit ihrer tiefblauen Augen, ihrer schönschwellenden Lippen tat das Beste dazu. Wunderbar war die Schnelligkeit, mit der sie von einer Figur zur andern überging, von der Bakchantin zur Magdalena, von der Kirke zur Sibylle.

Als Goethe sie sah, war Emma etwa zehn Monate in Neapel. Hackert führte seinen Freund bei Hamilton ein. Dem deutschen Dichter, Naturforscher und Kunstliebhaber, der so vielfach auf gleichen Wegen ging wie Sir William, mußte es großen Eindruck machen, daß der alte englische Herr schließlich in einem schönen Mädchen den Gipfel alles Sehens- und Genießenswerten gefunden hatte. „Sie ist sehr schön und wohlgebaut" schrieb nun auch Goethe über Hamiltons Geliebte heim.

Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Schals und macht eine Abwechslung von Stellungen, Geberden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechslung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich usw. Eins folgt auf's Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belveder'schen Apoll selbst. Soviel ist gewiß: der Spaß ist einzig!

Das war Mitte März gewesen; nach der sizilischen Reise waren Goethe und Hackert zu einem Abendessen bei Hamilton eingeladen. Die Schöne zeigte wieder ihre Künste und mußte sich auch im Gesang vorführen; viel Gespräch konnte man nicht mit ihr haben, da sie im Französischen und Italienischen erst noch unterrichtet wurde. Schließlich bewog Hackert den Gastgeber, sie

beide auch in seine geheime Kunstkammer zu führen, worin denn ausgegrabene Schätze von mancherlei Art angehäuft waren. Eine neue Tischlerarbeit stand aber auch da: ein großer, offener schwarzer Kasten mit breiten Goldrändern. Man konnte leicht erkennen, daß dieser Kasten als ein Bilderrahmen und Hintergrund angefertigt worden war, wozu die schöne Hausgenossin das Gemälde hergab: Offenbar waren die pompejanischen Wandgemälde nachgeahmt worden.

Unterhaltsam war Das alles; aber Goethe blieb unbezaubert. Auf ihn wirkte stets die Anmut mehr als die Schönheit; die Schönheit kann uns fremd bleiben; das Anmutige aber ist „anmutend", sich an unser Herz legend. Die so wohlgestaltete junge Engländerin blieb ein Bild. Es fehlte der seelenvolle Ausdruck der Stimme, der Sprache, und so erschien sie auch singend noch wie etwas Unvollständiges.

Was alles diese englische Mätresse früher und in den letzten Monaten eigentlich erlebt hatte und was eben jetzt in ihrem Innern vorging, während sie ihrem alten Gönner zu Gefallen vor den fremden Gästen schauspielerte — Das blieb freilich diesen Besuchern verborgen.

*

Wenn solch ein Abend verlebt war, stand Goethe wieder ganz allein am Fenster seines Gasthofszimmers. Jener alte Engländer freute sich an seiner Blume, die er aus dem Sumpfe Londons emporgehoben; der redliche Christoph Kniep küßte sein neapolitanisches Mädchen und plauderte mit ihr über die eigene

Wohnung, die sie in allernächster Zeit beziehen könnten: Goethe hatte ihnen schon die Bettstellen auf dem Trödelmarkte gekauft, damit sie nicht ganz hablos in die leeren Räume einrückten. Er aber, der berühmte Dichter, den auch hier die Engländer und Andere auf seinen ‚Werther' anredeten, war immer noch der Zuschauer fremden Glücks, der einsame Wandrer, den er vor fünfzehn Jahren im Gespräch mit der frohsinnigen Landmannsfrau dargestellt hatte. Immer noch konnte er das Schlußgebet jenes Gedichtes sprechen:

O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

*

Am 24sten Mai bekam er ein ganzes Pack Briefe, die sich in Rom bei Tischbein für ihn angesammelt hatten und die nun ein österreichischer Graf Frieß mitbrachte. Es waren auch kleine Geschenke von Herrn und Frau v. Stein dabei. Von der Freundin fünf Wochenbriefe auf einmal! Noch mehr von Fritz, ihrem

Söhnchen, dem Söhnchen seiner Wahl, den er doch manchmal hier gern an seiner Seite gehabt hätte. Namentlich aber kamen auch drei Schreiben vom Herzog mit, worunter ein sehr ausführliches. Da war erstens von allgemeiner deutscher Politik die Rede, vom Fürstenbund und der nunmehr geglückten Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz, was soviel bedeuten sollte wie: Tronfolger des alten Erzbischofs. Man hielt Dies für einen großen Erfolg. Sodann von der Verwaltung des weimarischen Staatswesens, besonders von der Wirtschaft. Goethe war vor fünf Jahren eingesprungen, als man sich Kalbs in der Leitung der Kammer entledigen wollte; jetzt war es Zeit, einen regelrechten Fachmann an diese wichtige Stelle zu setzen. Goethe solle die Direktion behalten, meinte der Herzog, der bisherige Assistenzrat Schmidt unter dem Titel eines Vizepräsidenten jedoch die Arbeit leisten und die Verantwortung tragen. Freund Goethe solle aber ja nicht glauben, daß er nun in Weimar überflüssig sei; Jedermann ersehne sich seine Rückkehr, am meisten der Herzog und sein Haus. Und es werde noch genug zu schaffen für ihn übrig bleiben oder sich neu einfinden.[1])

Hätte sich Goethe ganz von Weimar ablösen wollen: jetzt wäre die Zeit und Gelegenheit gewesen! Aber was dann tun? Allerdings lag es wie eine erste Pflicht auf ihm, seine poetischen Werke zu vollenden; aber merkte er nicht schon, daß er bei den deutschen Lesern kein großes Glück mehr machte? Von ihrem Durchschnitt

[1]) Wir können auf den Inhalt dieses Briefes nur aus der Antwort schließen.

hatte er sich viel zu weit entfernt; auch waren schon neue Wirte aufgetreten, die stärkere Getränke zu schlürfen gaben. Den bildenden Künsten sich ausübend zu ergeben, gelüstete ihn immer wieder, und Hackert versicherte, in anderthalbjähriger Schule werde er aus Goethe einen guten Maler erziehen können: aber wer durfte sich darauf verlassen? Wie lange konnte es dauern, bis er auch nur in dieselbe Linie mit Kniep und Tischbein rückte! Oder sollte er etwa als Privatmann bei seiner Mutter leben? Er gedachte jetzt in einem Vierteljahre bei ihr einzutreffen und wollte gern Wochen oder Monate lang bei ihr bleiben, um still an seinen poetischen Werken zu arbeiten. Aber Jahre, Jahrzehnte? Des Vaters Beispiel schreckte allzu sehr. Und warum sollte er sich in Frankfurt wieder einzuleben suchen, da er den Freundeskreis in Weimar immer noch als seine Heimat empfand?

Als er einst aus der großen Handelsstadt in das kleine Hofstädtchen übersiedelte, hatte er da nicht unbewußt sich selber die größte Wohltat erwiesen? Ja, fast sein Leben gerettet? Denn er ging damals aus dem eingeengten Stuben- und Stadthocken in ein ländliches Wald- und Garten-Dasein über, das ihm zur Quelle vieler Freuden und Kräfte wurde. Ein Leben an der Seite des weimarischen Herzogs bedeutete ein Leben im Freien. Sollte er diesen höchst heilsamen Schritt wieder rückwärts tun?

Freilich graute ihn auch vor dem Leben in Thüringen, nämlich vor dem kühlen, nassen, dunkeln Klima, dem langen Winter und dem Schlackerwetter und ihrem Gefolge: dem Gliederreißen, den Zahnschmerzen usw.

In Catania hatte ihm ein Malteser erzählt, daß er sieben Jahre jenseits der Alpen gelebt habe und aus dem Kränkeln nicht herausgekommen sei: er wurde sogleich gesund, sobald ihn wieder die warme, trockene Luft und die Lichtfülle der Heimat umgab. Ach, viele Vorzüge besaß der Süden vor dem Norden; man hätte wohl wünschen können, auch so ein leichtsinniges Kind dieses Landes zu sein! Aber wenn man einmal von Vorfahren her und die jungen Jahre hindurch zu einem ernsthaften Deutschen bereitet ist, kommt man auch im Paradiese aus dem Zustande des Besuchers und Zuschauers nicht heraus und behält im Sonnenlande innerlich doch immer die Richtung nach dem rauhen Norden.

In Goethe verbanden sich Stärke und Schwäche gar wunderlich. Oft erschien er wie ein sich selbst genügendes Universum, reicher denn Irgendeiner im Empfangen und Zurückgeben. Zeitweise aber konnte man zweifeln, ob er mehr dem Eichbaum oder dem Efeu glich. Jedenfalls sprach er selber sein Bedürfnis der Anlehnung zuweilen ungescheut aus, bald gegen einen Freund wie Herder, viel stärker gegen die geliebte Frau v. Stein, aber auch in überraschender Weise gegen den Herzog von Weimar, den jüngeren Mann, den er doch bisher selber so manches Mal erzogen, gescholten, gewarnt hatte. Jetzt schien ihm dieser Fürst vom angeerbten Blute her doch so viele Führer-Eigenschaften zu haben, daß er, Goethe, der zum Künstler und Forscher angelegte Bürgerblütige, am besten täte, sich diesem Herrn ganz anzuvertrauen und damit einen Dienst auf Lebenszeit auf sich zu nehmen. Nur möchte dieser Dienst zu seinem eigentümlichen Wesen, seinen besonderen

Gaben und Schwächen passen! Denn bisher hatte er in Weimar auch manche Aufgaben annehmen müssen, für die Andere besser geschult und besser begabt waren. In diesem Sinne schrieb Goethe am 29sten Mai seinem Fürsten einen großen, ja feierlichen Brief. Er bat ihn, den sehr brauchbaren Christoph Schmidt nicht zum Vizepräsidenten, sondern sogleich zum Präsidenten der Kammer zu ernennen, also ihn, den Schreibenden, aus diesem Amte ganz zu entlassen, mit der üblichen freundlichen Formel: „auf sein Ansuchen." Er bat den Herzog, auch einen andern sehr tüchtigen Arbeiter, den Hofrat Voigt, nach Verdienst zu befördern und zu ehren. Mochten Schmidt und Voigt an diejenigen Stellen in der Verwaltung treten, die bisher ein Dichter innegehabt!

Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen! Alles, was Sie tun, um Sich die Sachen mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden!

Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter bleiben, um meine vier letzten Bände in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht an ‚Wilhelm' und einigen neueren Ideen zu arbeiten, so werde ich mich sehr erleichtert finden; denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter mich.

Und darum nehmen Sie den besten Dank für Ihre Gesinnungen, daß Sie mich so gütig erleichtern wollen! Wie jetzt unsre Sachen stehn, können Sie es ohne Nachteil der Geschäfte. Ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur Das tun lassen, was Niemand als ich tun kann, und das Übrige Andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem

persönlichen zu Ihnen entstanden: lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn! Ich bin zu Allem-und-Jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken: ich will gern jederzeit meine Meinung sagen. So wird auch mein persönlich Verhältnis zu Schmidten mich in den stand setzen, nach Ihrem Verlangen in allen Sachen mitzuwirken.

Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und tun Sie mir mehr wohl, als ich wünschen und verlangen darf! Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben, und ein Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger vom Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben. Deswegen nehmen Sie den herzlichsten Dank für diesen neuesten Vorschlag und führen Sie ihn mit Glück und Segen aus!

Dann folgte die Fürbitte für Voigt, seinen Arbeitsgenossen am Ilmenauer Bergwerk, und noch ein herzlicher Schluß:

Leben Sie wohl und halten Sich überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können als ich und daß das Beste, was an mir ist und sein wird, immer Ihrem Dienste gewidmet bleiben soll.

*

Und nun: die letzten Tage in Neapel! Der Kunst- und Naturforscher sammelte noch eiligst Eindrücke. Der Vesuv begann wieder stark zu arbeiten; Lava floß

dem Meere zu. Ritter Venuti führte den Gast in die neue Porzellanfabrik, wo die antiken Vasen abgeformt wurden; dort bewunderte Goethe auch den berühmten Herkules Farnese, der zum Schmerz der römischen Künstler kürzlich von ihnen weg hierher gebracht worden war. Im Theater wurde eine gar hübsche komische Oper von Cimarosa gegeben; er sah jetzt aber auch den wirklichen, lebendigen Pulcinell auf der Volksbühne und kam zwei, drei Stunden aus dem Lachen nicht heraus. Und während er sich in das Treiben der Theater und Schenken, der Straßen und Plätze mischte, um mit seinen Maleraugen noch recht viele Besonderheiten und bunte Bilder in das treue Gedächtnis einzutrinken, ward er auch von den vornehmen Bekannten erst recht noch in ihre Häuser eingeladen, ja genötigt; es schien als ob er den Menschen jetzt angenehmer sei als je zuvor. „Wo ich hinkomme, will man mich haben und behalten." Venuti besonders zeigte aufrichtigen Schmerz, daß dieser Deutsche, der ihm ein Freund hätte sein können, jetzt Abschied nahm.

Den letzten Nachmittag hatte er der Herzogin von Giovane versprochen, die als Hofdame der Königin im Schlosse wohnte. Sie war eine Deutsche aus Würzburg, mit Mädchennamen eine Freiin v. Mudersbach, Jugendfreundin des Erfurter Statthalters, der eben zum Mainzer Koadjutor erhoben worden war, und, wie dieser Freund, von literarischem Ehrgeiz erfüllt. Sie wollte gern eine Schriftstellerin für die weibliche Jugend werden, wie Mama La Roche war oder noch besser; sicherlich hatte sie Geist und Kenntnisse, und außerdem war sie eine sehr schöne Frau. Goethe ging aber doch

ungern; man braucht nicht in Neapel zu sein, um ein deutsches gebildetes Gespräch zu führen! Er fand die Dame in einem großen Mansardenzimmer, das weder eine besondere Aussicht noch andere Reize hatte, und es entstand nun ein langes halbgelehrtes Hin- und Herreden über Herder, Garve und andere Personen und Sachen der deutschen Literatur. Er hörte doch gern die ihm liebe fränkische Mundart und, wie gesagt, es war eine schöne Frau, die so kluge Dinge vorbrachte. Der Abend brach an, aber man zauderte, die Kerzen zu verlangen; der Herr und die Dame gingen in dem halbdunkeln, saalartigen Zimmer plaudernd auf und ab. Da stieß die Herzogin wie zufällig ein durch Läden völlig verschlossenes Südfenster auf, und sogleich war ihr Gast durch ein Gemälde überwältigt, wie es nur hier und jetzt möglich war: der Vesuv lag gerade vor ihm, und zur besten Stunde! Die Sonne war eben untergegangen; schon glühte die herabfließende Lava und ihre Flamme vergoldete den Qualm, der von ihr aufstieg.

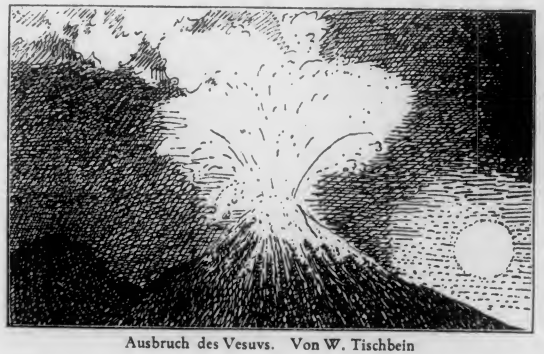
Der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluten und glühenden Dünsten. Übrigens Meer und Erde, Fels und Wachstum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe.

Und immer schöner wurde das Bild, zu dem die beiden Deutschen, ihr Gespräch unterbrechend, immer wieder zurückkehrten.

Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen. Der Mond leuchtete wie eine

zweite Sonne. Die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins einzelne deutlich. Ja, man glaubte, mit halbwegs bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden.

Und noch eine stärkere Wirkung ward möglich, die endlich gebrachten Kerzen erleuchteten von der gegenüber liegenden Seite her, und nun sah Goethe von



Ausbruch des Vesuvs. Von W. Tischbein

ihnen aus die schöne Frau im Kerzenglanze und hinter ihr den feurigen Berg und die Mondscheinlandschaft. Kein Wunder, daß sie ihm schließlich sagen mußte: es sei schon spät; die Pforten und Tore im Schlosse würden sogleich verschlossen.

Wie im Traum wanderte der Dichter zum Hafen hinunter, um auch von dieser Seite das Gemälde zu sehen; er kannte es schon von den letzten Abenden her, wo er nach der Vorstellung im Opernhause noch auf den Molo spazieren gegangen war. Mit einem Blicke

war sichtbar: der Mond, der Schein des Mondes auf den Wolkensäumen, der Schein des Mondes im Meere draußen und auf dem Saum der nächsten Wellen, die Lampen des Leuchtturmes, das Feuer des Vesuvs, der Widerschein davon im Wasser und die Lichter auf den Schiffen. Zuviel schien es ihm für die übersättigten Augen!

Im Gasthof erwartete ihn schon der treue Kniep: zum Abschiednehmen. Sie tranken eine Flasche Wein zusammen, sprachen nochmals die Arbeiten durch, die Goethe noch wünschte, und plauderten über die Zukunft. Der Dichter nahm sich vor, den so sehr zuverlässigen Künstler an den Herzog von Gotha und andere Gönner zu empfehlen. Für den Augenblick ging es „dem Kniep" sehr gut. Er hatte für Goethe die sizilischen Skizzen auszuarbeiten und wohnte seit kurzem mit seinem Schätzchen zusammen.

*

Am dritten Juni saß Goethe wieder im Reisekarren, diesmal allein. Es war noch sehr früh am Morgen, als der Wagen an der Wegschranke der Vorstadt halten mußte, des Zolles wegen. Aus dem nahen Kaffeehause sprang ein Kellner hervor, an den Wagen heran, guckte dem Reisenden ins Auge und lief wieder fort. Was wollte der närrische Mensch? Da tat sich die Tür wiederum auf, und nun trat Kniep heraus, die größte chinesische Tasse voll heißen schwarzen Kaffee sorgsam-feierlich herbeitragend. Goethe war tief gerührt. Er fand wirklich kaum Worte, als Kniep ihm noch einmal sagte, daß er, der kleine Maler, dem großen

Dichter auf Lebenszeit Dank schuldig geworden sei. — „Sie haben ja schon längst Alles abgetragen!" rief Goethe. „Ich bin ja Ihr Schuldner!"

So rissen sie sich auseinander.

*

Und allmählich hörte die Bilderreihe, die der herrliche Meerbusen bietet, auf, und schließlich versank auch die Rauch- und Feuersäule des wunderbaren Berges.

War Das nun ein Abschied für immer? Oder würden die Götter ihm vergönnen, daß er einen seiner Nächsten, den Herzog, die Freundin, ihren Sohn oder sonst einen geliebten Menschen einmal hierher geleite, um ihnen das irdische Paradies zu zeigen?

Nur das Eine wußte er, daß er einen großen Schatz jetzt mit sich nahm: die deutliche Anschauung und Kenntnis der ehemals griechischen Lande Neapel und Sizilien. „Ich habe die größte Ursache, von meiner Reise zufrieden zu sein" sagte er zu sich selber und zu jener fernen Freundin, mit der er sich so oft im Geiste unterhielt.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild; nS.: neben Seite

Acton, Sir J. Fr. Edward (1736—1811) 460.
Alarich, zwei westgotische Könige 344.
Albani, Kardinal (1692 bis 1779) und Familie 224. 298.
Albani, römische Adelsfamilie (1578—1660) 129.
Albany, s. Stuart.
Albinus, Prosper 62.
Alboin, longobardischer König (gest. 573) 31.
Aldobrandini, römische Adelsfamilie 225. 269.
Alkibiades (um 450—40 v. Chr.) 412. 422.
Andres, Friedrich (geb. 1735) 379.
Anfossi, Pasquale (1729 bis 97) 301.
Anjou, s. Neapel.
Antonius von Padua, der Heilige, s. Bulhom.
Appius, Claudius Caecus (um 300 v. Chr.) 324.
Archimedes (um 287—212 v. Chr.) 415.
Ariosto, Lodovico (1474 bis 1533) 57. 121.
Aristoteles (384—322 v. Chr.) 179.

Balsamo, s. Cagliostro.
Barberini, römische Adelsfamilie 180. 221.
Barbieri, s. Guercino.
Barlaam 445.
Bartels, Joh. Heinrich (1761—1850) 423.
Batoni, Pompeo (1708—87) 237.
Baumgartner, Anton 7.
Bembo, Pietro (1470—1547) 59.
Biscari, fürstl. Familie in Catania 422—425.
Bivonia, Antonio 396.
Bojardo, Matteo Maria, Conto di Scandiano 121.
Borghese, römische Adelsfamilie 221. 224. 262. 264.
Borgia, Kardinal Camillo (1731—1804) 298. 320. 322.
Bourbon, fürstl. Familie 385, s. Frankreich, Neapel.
Braschi, Luigi 303.
Braschi, römische Adelsfamilie 202.
Bulhom, Fernando de (1195 bis 1231) 57.
Bury, Friedrich (1763 bis 1835 ?) 162. 164. 238—242.

Cacault, François 464.
Cagliostro, Graf, eigentlich Giuseppe Balsamo 395 bis 398.
Campe, Joachim Heinrich (1746—1818) 244. 245. 286.
Canova, Antonio (1757 bis 1822) 110. 236.
Capra, Marco Marchese di 48.
Caramanico, Prinz 408.
Caesar, Cajus Julius (100 bis 44 v. Chr.) 345.
Carraccio, Agostino (1558 bis 1602) 121. 220. 285. 357.

Carraccio, Annibale (1560 bis 1609) 129. 130. 220. 285. 357.
Carraccio, Lodovico (1555 bis 1619) 129. 220. 285, 357.
Cato, M. Porcius (95—46 v. Chr.) 265.
Cenci, Beatrice (1577—99) 221.
Cesarei, Graf Francesco Torquato 137. 144. 145.
Chigi, römische Adelsfamilie 222. 317.
Cicero, M. Tullius (106 bis 43 v. Chr.) 265. 342.
Cimarosa, Domenico (1749 bis 1801) 479.
Claude Lorrain (1600—82) 221. 386.
Cölla, Heinrich (gest. 1789) 238. 239.
Colleoni, Bartolommeo (1406—75) 58.
Collina, Adelsfamilie in Rom 102. 164.
Colombrano, Adelsfamilie in Neapel 357.
Colonna, Adelsfamilie in Rom 221.
Cornelius Nepos, s. Nepos.
Correggio, Antonio da, eigentlich Allegri (1494 bis 1534) 64. 130. 221. 357.
Corsini, römische Adelsfamilie 223.
Crébillon, Prosper Jollyot de (1674—1762) 86.

v. Dacheröden, Geheimer Rat in Erfurt 404.
v. Dalberg, Karl (1744 bis 1817) 404. 474. 479.
David, Louis (1748—1825) 236.
Deutsch-römisches Reich, Kaiser Karl der Große (742—814) 23.
— Kaiser Karl V (1500 bis 58) 126.
— Kaiser Joseph I (1678 bis 1711) 33.
— Kaiserin Maria Theresia (1717—80) 379. 460.
— Kaiser Joseph II (1741 bis 90) 14. 239.
Diderot, Denis (1713—84) 390.
Domenichino, eigentlich Dom. Zampieri (1581 bis 1641) 129. 221. 269. 285.
Donatello (um 1386—1466) 58.
Doria, römische Adelsfamilie 222.
Düntzer, Heinrich (1813 bis 1901) 430.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 132.

Elboeuf, Prinz Emmanuel 359.
Empedokles (um 450 v. Chr.) 411. 412. 420.

Falk, Johannes (1768 bis 1826) 205.
Farnese, römische Adelsfamilie 219. 220. 261. 262.
Ferrara, das Fürstenhaus 121.
Filangieri, Gaetano (1752 bis 88) 460. 461.
Florus, Julius (2. Jahrh. v. Chr.) 334.
Foscari, Adelsfamilie in Venedig 67.
Franceschini in Vicenza 53.
Francia, Francesco (1450 bis 1517) 129.
Frankreich, König Ludwig XIV (1638—1715) 231.

Frankreich, Königin Marie Antoinette (1755—93) 460.
Franz von Assisi, der Heilige (1182—1226) 150.
Frieß, Graf 473.
Füßli, Kaspar (1706—82) 238.

Galilei, Galileo (1564 bis 1642) 58.
Galuppi, Baldassaro (1706 bis 85) 84.
Garve, Christian (1742—98) 483.
Geiserich, Wandalenkönig (gest. 477) 334. 344.
Gelon, Tyrann von Akragas (gest. 477 v. Chr.) 411.
Ginetti, Adelsfamilie in Velletri 321.
Gioeni, Don Giuseppe (gest. 1822) 425.
Giordanello, Giuseppe (1744—98) 356.
Giovana, Giugliana, Herzogin, geb. Freiin v. Mudersbach (1766—1805).
Giovanelli, Adelsfamilie in Venedig 67.
Giulio Romano, eigentlich Gianuzzi (1492—1546) 221.
Giusti, Graf in Verona 29.
Giustini, römische Adelsfamilie 221.
Goethe, von Andern beurteilt, s. Sachv. Bildnisse Goethes nS. 163. nS. 286. nS. 287. 315.
Göthe, Elisabeth, geb. Textor (1731—1808) 165. 279. 282. 288. 475.
Göthe, Kaspar (1710—82) 115. 117. 164. 165. 340. 475.
Göthe, Kornelie, nachm. Schlosser (1750—77) 284.
Goldoni, Carlo (1707—93) 83. 86. 90. 91. 301.
Gore, englische Familie 268.
Gottsched, Joh. Christoph (1700—66) 233.
Gozzi, Graf Carlo (1720 bis 1806) 86—89.
Greville, Sir Charles 466. 467.
Großbritannien, König Georg III. (1738—1820) 464.
Guercino, Giovanni Francesco, eigentlich Barbieri 122. 129. 143. 221.
Gyrowetz, Adalbert (1763 bis 1850) 464.

Hackert, Georg (1755 bis 1805) 236. 268. 341. 369. 379.
Hackert, Philipp (1737 bis 1807) 236. 341. 364. 379. 417. 418. 460. 463. 471. 472. 475.
Hamilton, Sir William (1730—1803) 464—472.
Hannibal (249—193 v. Chr.) 334. 386.
Harrach, Gräfin Marie Josephine, geb. Prinzessin Liechtenstein (geb. 1763) 238. 358. 465—472.
Hart, Emma, eigentlich Amy Lyon 358. 465—472. Bilder 358. 468. 469.
Hasdrubal, mehrere karthagische Feldherren 386.
Hasse, Johann Adolf (1699 bis 1783) 84.
Heigelin, Christian 463.
Heliodor, Rhetor, Gesellschafter Mäzens 317.
Herder, Joh. Gottfried (1744 bis 1803) 6. 19. 37. 54. 117. 118. 275. 280. 292. 294. 298. 391. 452. 476. 480.

Herder, Karoline, geb. Flachsland (1750—1809) 280.
Herder, August (1776—1838) 38. 98. 301. 313.
Herder, Gottfried 301. 313.
Hirt, Aloys (1759—1839) 239. 242. 243. 251.
Hohenstaufen, fürstl. Familie 385.
Homer 79. 113. 326. 388. 389. 425. 429. 431. 432. 440. 452. S. Mythologisches.
Horatius, Quintius H. Flaccus (65—27 v. Chr.) 117. 265. 317. 328—331. 334.
Hradawa, Leg. Rat 464.

v. Ickstadt, Franziska (1768 bis 85) 6. 7.
Iffland, August Wilhelm (1759—1814) 243.
Jagemann, Christian (1735 bis 1804) 142.
Jesus 445.

v. Kalb, J. August. Alexander (1747—1814) 474.
Kauffmann, Angelika, verh. Zucchi (1741—1807) 234 bis 236. 240. 241. 312 bis 314. 366. Selbstbild nS. 235.
v. Kaunitz, Fürst Wenzel Anton (1711—94) 296.
Kayser, Christoph (1755 bis 1823) 287.
Klauer, Martin (1742 bis 1801) 367.
v. Klettenberg, Susanna (1723—74) 279.
Klinger, Friedrich (1752 bis 1831) 452.
Klischnig, Karl Friedrich 245.
v. Knebel, Karl (1744—1834) 5. 242. 294. 464.
Kniep, Christoph (1748 bis 1825) 374—377. 379—447. 463. 472. 475. 482. 483. Zeichnungen nS. 374. 380. 381. nS. 430. nS. 431. Selbstbild nS. 374.
Kranz, Joh. Friedrich (1754 bis 1807) 300. 306.

Lais, die jüngere (geb. 422 v. Chr.) 412.
v. Lanthieri, Gräfin Aloysia, geb. v. Wagensperg.
v. La Roche, Sophie, geb. Gutermann (1731—1807) 479.
v. Laßberg, Christine (gest. 1778) 6.
Lavater, Kaspar (1741 bis 1801) 238. 246. 394. 396.
Lenz, Jakob (1751—92) 452.
Leonardo da Vinci (1452 bis 1519) 64.
Liechtenstein, Prinz Joseph Wenzel (1767—1842) 248. 303.
v. Linné, Karl (1707—78) 390.
Lips, Heinrich (1758—1817) 238.
Livius, Titus (59—17 v. Chr.) 57.
Lorrain, Claude le, s. Claude.
Lucullus, Lucius Licinius (um 114 bis um 57 v. Chr.) 265. 345.
Ludovisi, römische Adelsfamilie 280.
Lukas, der Evangelist 185.
Lyon, Amy, s. Emma Hart.

Maecenas, Gajus Cilnius (gest. 8 v. Chr.) 317.
Mantegna, Andrea (1431 bis 1506) 64. 65.

Marius, Gajus (155—86 v. Chr.) 331. 345.
Marſili, Botaniker 62.
Martial, Marcus Valerius (40 bis um 100) 325. 330.
Mattei, römiſche Adelsfamilie 222.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de (1698—1749) 391.
Medici, römiſche Adelsfamilie 224. 264.
Mendelsſohn, Moſes (1729—86) 244.
Mengs, Raphael (1728—79) 231—233.
Mercier du Paty 180. 187. 190—192. 204—206.
Merian, Matthäus (1593 bis 1650) 440.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832).
Michel Angelo Buonarotti (1475—1504) 64. 218. 219. 227. 228. 230. 260. 272. 357.
Molière, Jean Baptiſte Poquelin (1622—73) 90.
Möller, Goethes angenommener Name 2. 3. 161. 312.
Montag, Buchh. in Regensburg 3.
Monti, Vincenzo (1754 bis 1827) 303.
Moriconi, Gaſtwirt in Neapel 336. 447.
Moritz, Karl Philipp (1757 bis 93) 193. 243—245. 249. 271. 272. 285. 286. 311. 438. Bild 271. nS. 271.
Müller, Friedrich, Maler-Müller (1749—1825) 237. 239. 241. 242.
Münter, Friedrich (1761 bis 1830) 423.
Neapel, König Robert von Anjou (um 1275—1343) 340.
— König Carlos (ſtarb 1759) 359.
— König Ferdinand IV. (1751 bis 1825) 336. 341. 379. 385. 406. 437. 459. 460. 463.
— Königin Maria Karolina, geb. Erzherzogin von Öſterreich (1762—1814) 379. 459. 460. 463. 467.
Nepos, Cornelius (um 99 — um 24 v. Chr.) 30.
Noack, Friedrich 160.
Odea, Don Michele 437 bis 440.
Odoaker (ſtarb 493) 30.
Orbetto, eigentlich Aleſſandro Turchi (1582—1648) 37.
Öſterreich, Kaiſerin Maria Thereſia (1717—80) 379. 460.
— Kaiſer Joſeph II (1741 bis 90) 14. 239.
Ovidius, Publius (Naſo) (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.) 23. 373.
Palladio, eigentlich Andrea di Pietro (1508—80) 41 bis 53. 102—107. 111. 134. 274.
Pallagonia, Prinz Ferdinand Franz 392—395.
Panfili, römiſche Adelsfamilie 222. 263.
Paoli, Pasquale (1724 bis 1807) 22.
Parthey, Guſtav 5.
Paulus, Apoſtel (geſt. 64) 184. 325. 342. 455.
Perugino, Pietro, eigentlich Vanucci (1446—1524) 149.
Petrarca, Francescho (1304 bis 74) 57. 110. 340.
Petronius, Gajus Arbiter (geſt. 66) 345.

Petrus, der Apoſtel 137. 181. 184. 415.
Phalaris, Tyrann von Akragas (6. Jahrh. v. Chr.) 413.
Pindar (522 — um 448 v. Chr.) 411.
Piraneſi, Giambattiſta (1707—78) 115. 164. ſiehe S. XVI.
Piſani, venet. Adelsfamilie 67.
Platon (427—347 v. Chr.) 179. 415.
Plinius, Gajus Secundus, der Ältere (23—79) 30. 345.
Plinius, Gajus Cäcilius Secundus, der Jüngere (um 61 — um 113) 153.
Plotius, lat. Dichter 317.
Pompejus, Gnäus Magnus (106—48 v. Chr.) 345.
Pontedera, Botaniker 62.
Pouſſin, Nicolas (1594 bis 1655) 221.
Preußen, König Friedrich der Große (1712—86) 38. 417. 418.
Raffael, Santi (1483 bis 1520) 64. 129. 132—134. 149. 218—221. 227. 237. 259. 272.
Recke, Eliſa v. d., geb. Gräfin Medem (1756—1833) 397.
Reiffenſtein, Johann Friedrich (1719—93) 233. 234. 239—241. 248. 313. 314. Bild nS. 234.
Reni, Guido (1575—1642) 129. 221. 285. 357.
Renier, Paolo 93. 94.
Reynolds, Sir Joſhua (1723—92) 235.
Richter, Ludwig (1803—84) 270.
v. Riedeſel, Joh. Hermann (1740—85) 423.
Römiſche Kaiſer: Auguſtus (63 v. Chr. — 14 n. Chr.) 156. 170.
— Caligula (12—41) 344.
— Nero (37—68) 181.
— Trajanus (53—117) 270.
— Hadrianus (76—138) 251.
— Diocletianus (245—313) 177. 251.
Römiſche Päpſte: Julius II (reg. 1503—13) 218.
— Leo X (reg. 1513—21) 218.
— Clemens VII (reg. 1523 bis 34) 126. 218.
— Paul III (reg. 1534—49) 218.
— Clemens XIV (reg. 1769 bis 74) 13. 14.
— Pius VI (reg. 1775—99) 33. 163. 201. 202. 259. 291. 296.
Romney, George (1734 bis 1802) 466. 470.
Rondanini, römiſche Adelsfamilie 222.
Roos, Heinrich (1631—85) 15.
Rospigliosi, römiſche Adelsfamilie 222.
Rouſſeau, Jean Jacques (1712—78) 81.
Ruspoli, römiſche Adelsfamilie 222.
Sacchini, Antonio Maria Gaſparo (1734—86) 84.
Sachſen-Gotha, Herzog Ernſt II (1747—1804) 261. 278.
Sachſen-Weimar, Herzog Karl Auguſt (1757—1828) 37. 38. 118. 164. 165. 209. 275. 280. 288. 290. 294 bis 296. 473—478.
Sachſen-Weimar, Herzogin Luiſe, geb. Prinzeſſin von Heſſen (1757—1830) 118.

Sarto, Andrea del (1486 bis 1531) 64.
Satriano, Fürst und Fürstin 461. 462.
Sauſſure, Horace Bénedicte de (1740—99) 426.
Savoyen, Prinz Eugen (1663—1736) 359.
Scala, Bartolommeo della 30.
Scala, Fürſten von Verona 30.
Scamozzi, mehrere Baumeiſter in Vicenza 51.
Schäffer, Paſtor in Regensburg 3.
Scheffler, Karl 58.
Schidone, Bartolommeo (um 1580—1615) 357.
Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 452.
Schloſſer, Georg (1739 bis 99) u. Frau 284. 287. 461.
Schmidt, Chriſtoph 474. 477. 478.
Schmidt, Oskar (1823—86) 391.
Schröter, Korona (1751 bis 1802) 419.
Schultheß, Babara, geb. Wolf (1745—1818) 287.
Schütz, Chriſtian Georg d. Ältere (1718—91) 238.
Schütz, Franz (1753—81) 238.
Schütz, Georg (1755—1813) 162. 164. 238—242. 271. nS. 270.
Schweden, König Guſtav Adolf (1594—1632) 58.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 37. 60. 118. 275. 280. 282. 283. 294. 447. 449.
Semper, Max 441.
Seneca, Lucius Annäus (um 4—65) 345.
Sernicola, Juriſt in Neapel 356.
Seume, Joh. Gottfried (1763—1810) 426.
Smith, Joſeph 113. 114.
Sophokles (496—406 v. Chr.) 19. 44.
Spada, römiſche Adelsfamilie 222.
Spinoza, Baruch (1632 bis 77) 117.
Standke, Bergrat in Berlin und Frau 286.
Statella, Graf 403. 404.
v. Stein, Charlotte, geb. v. Schardt (1742—1827) 9. 10. 17. 37. 54. 55. 83. 118. 152. 242. 269. 274—278. 280—290. 294. 295. 299. 314. 315. 349. 391. 405. 473. 476.
v. Stein, Joſias (1735—94) 52. 289. 473.
v. Stein, Ernſt (1767—87) 38. 289.
v. Stein, Friedrich (1772 bis 1844) 38. 54. 98. 282. 289. 301. 313. 475.
Strabo (um 63 geb.) 340.
Stuart, Karl Eduard, Prätendent von Großbritannien (1720—88) 248.
Stuart, Prinzeß von Albany 248.
Sulla, Lucius Cornelius Felix (137—78 v. Chr.) 331.

Taſſo, Torquato (1544—95) 57. 81. 121.
Theodorich, der Große (454 bis 526) 30. 31.
Theokrit (geb. 300 v. Chr.) 415.
Theron, Tyrann von Akragas 413.
v. Thugut, Franz Maria 463. 464.

Tintoretto, eigentlich Giacomo Robuſti (1518—94) 36. 112.
Tiſchbein, Wilhelm (1751 bis 1829) 39. 161—164. 237—242. 246—261. 271. 287. 296. 305. 315. 317 bis 374. 379. 447. 463. 473. 475. Bilder von ihm 39. nS. 162. nS. 163. 271. nS. 286. nS. 287. 315. 358. 370. nS. 375. 481. Selbſtbildnis nS. 162.
Tizian, eigentlich Tiziano Vecellio (1477—1576) 36. 64. 67. 111. 112. 221. 356.
Torremuzza, Prinz 402.
Toscana, Großherzog Leopold (1747—92).
Totilas (ſtarb 552).
Trippel, Alexander (1744 bis 93) 236. 240. 241. 251. Bild 241.
Turra, Dr. 51.

Urſel, Herzog und Herzogin 464.

Varius, Lucius Rufus (etwa 74—14 v. Chr.) 317.
Vaſi, Giuſeppe 218.
Vella, Don Michele 413 bis 415.
Venuti, Lodovico Marcheſe 336. 369. 370. 379. 460. 463. 479.
Venuti, Marcheſa 369. 370.
Vergilius, Publius Maro (70—19 v. Chr.) 19. 153. 301. 317. 340. 346. 373.
Veroneſe, Paolo, eigentlich Caliari (1528—88) 36. 59. 67. 112.
Verrocchio, Andrea del (1435—88) 110.
v. Verſchaffeldt, Maximilian (1754—1818) 236.
v. Vincenti 7.
Vitruvius Pollio, Marcus (um Chr. Geburt) 30. 41. 107. 274.
Vogel, Julius 83.
Voigt, Chriſtian Gottlob (1743—1819) 37. 38. 477. 478.
Volkmann, Joh. Jakob (1732—1803) 19. 31. 53. 61. 69. 77. 121. 129. 326. 330.
Voltaire, François Marie Arouet de (1694—1778) 91.
Voß, d. J., Heinrich (1751 bis 1826) 24.

Waldeck, Fürſt Chriſtian (1744—98) 313. 342. 357. 378. 447.
Weinlig, Baumeiſter 197.
Wernecke, Hugo 438.
Wieland, Chriſtoph Martin (1733—1813) 117. 242. 462.
Winckelmann, Joh. Joachim (1717—68) 110. 224. 231—233. 238. 239. 293.
Winckler in Leipzig 111.
Wood, Robert (1716—71) 113.

Zucchi, Antonio (1728—95) 235. 236. 314.

2. Orte und Länder

Adriatiſches Meer 83. 97 bis 99.
Afrika 410. 415.
Agrigentum, Akragas 410 bis 415.
Ägypten 131. 323.

Albaner Gebirge 265. 320.
Alcamo 407. 409. 421.
Alexandria 118. 131.
Alicata 415.
Alpen 7—14. 18.
Amerika 458.
Ancona 245.
Apenninen 122. 123. 135 bis 139. 258. 326.
Arezzo 146.
Aricia 317.
Arno 146. 147.
Assisi 149—152.
Atna 420—429. 431.
Avernus 346. 347.
Azur 328.

Bagnoli 339.
Bajae 345.
Baiern 2.
Baldo, Monte 18.
Banholz 2.
Bartolino 25.
Basel 238. 340.
Benacus 19.
Benediktbeuern 7.
Berici, Monti 41.
Berlin 193. 243. 244. 286. 295.
Biel 340.
Böhmen 1. 2.
Bojaco 25.
Bologna 57. 119. 121. 124 bis 135. 163. 259.
Borghetto 156.
Bozen 12.
Braunschweig 243. 244. 286.
Bregenz 234.
Brenner 9—11.
Brenta 65—67.
Brescia 25.
Brindisi 331.
Brixen 12.
Brondoli 119.
Brüssel 464.

Caltanisetta 416—418.
Campagna 157. 287. 317.
Capaccio 374.
Capri 381. 442—447.
Capua 333. 334. 364.
Carrara 136.
Caserta 364.
Castelvetrano 409.
Castragiovanni 418. 419.
Catania 415. 421—430.
Cavanella 119.
Cecina 25.
Cento 122. 163.
Charybdis 440. 441.
Chester 466.
China 323.
Chioggia 83. 91. 99. 119.
Chrysothoas 434.
Circello, Monte 326.
Citta Castellana 156.
Clitumnus 153.
Colmann 12.
Cortona 146.

Dalmatien 378.
Dänemark 463.
Dessau 244.
Deutschen 12.
Dikäarchia 342.
Dolo 67.
Donau 5.
Dresden 232.

Eger 1. 2.
Eisack 12.
Elsaß 32.
Emmendingen 287.
Enna 418.
Erfurt 404.
Este 56.
Etsch 25. 119.

Feligare 137.
Ferrara 119. 121. 124. 163.
Fiumicino 270. 271.
Florenz 136. 139—142. 163. 205. 218. 224. 287.

Foligno 146.
Fondi 329.
Formiae 330.
Frankfurt 5. 16. 17. 22. 165. 238. 278. 287. 436. 475. 477.
Frankreich 22. 231. 232. 396.
Frascati 258. 265—269.
Fuligno 146.
Fusina 67.

Gaeta 330.
Gandolfo, Castello 258.
Garda-See 18—25.
Gargnano 25.
Garigliano 331. 332.
Geisenfeld 5.
Genua 22.
Genzano 317.
Geraci 445.
Gibello, Monte, s. Atna.
Giredo 137.
Girgenti 410—415. 430.
Gotthard 7. 10. 340.
Graubünden 234.
Gravina 428.
Griechenland 133. 378. 483.
Grotta Ferrata 269.

Haina 341.
Hamburg 237.
Hameln 243.
Hanau 238.
Hannover 243.
Herculanum 359. 360. 365 bis 369. 373.
Hildesheim 374.

Jaci 429.
Ilmenau 38. 478.
Inn 8.
Innsbruck 9.
Jonisches Meer 431.
Isar 7.
Ischia 330. 380. 447.
Isel, Berg 9.

Italien 2. 10. 17. 21. 22. 114—117. 142. S. Volkskunde, Klima.
Itri 330.

Kalabrien 431. 434.
Kapua 333. 334. 364.
Karlsbad 1. 2. 19. 281. 313.
Karlsruhe 295.
Karwendelgebirge 8.
Kassel 154. 233. 237.
Kirchenstaat 22. 121. 124. 137. 139. 146 ff. 201 ff. 328.
Kochberg 152.
Kochelsee 7.
Korsika 22.

Lausanne 389.
Leipzig 2. 61. 436.
Lido 76. 83. 97—100. 118. 119.
Ligurisches Meer 136.
Limona 21.
Liris 331.
Lojano 135.
Loisach 7.
London 235. 278. 466.

Maderno 25.
Mailand 287.
Malta 415.
Main 5.
Mainz 278. 474.
Malamocco 83. 119.
Malcesine 21—25.
Mammurra 330.
Mannheim 236.
Maria-Einsiedeln 8.
Martinswand 9.
Masaluccia 428.
Mazzanunciata 428.
Medina 396.
Memphis 131.
Mesa 32.
Messina 43. 434—440.
Minerva, Kap 443.
Minturnum 331.

Mira 67.
Miſenum 381.
Miſterbianco 421.
Mittelwald 12.
Mittenwald 8.
Mola 330.
Monreale 402. 407.
Montblanc 426.
Monte roſſo 426—429.
Morazano, Porta del 67.
Motta Santa Anaſtaſia 421.
München 5—8. 132.

Narni 156.
Neapel 22. 205. 236. 287. 300. 317. 334—380. 386. 391. 447—483.
Neapel, Königreich 328. 385.
Neefes 12.
Nera 154. 156.
Neumark 12.
Neuſtadt in Baiern 5.
Nicoloſi 428.
Noventa 67.

Öſterreich 21. 23. 463.
Oſtia 269. 270.
Otricoli 156. 274.

Padua 56—65. 163. 390.
Palermo 378. 382—406. 419.
Paleſtrina 83. 99. 119.
Paris 278.
Parma 22.
Paros 299.
Parthenope 334.
Päſtum 373—377. 450. 451.
Paterno 421.
Pellegrino, Monte, ſ. Palermo.
Perugia 137. 144. 146.
Pfaffenhofen 5.
Phäa 388. 431.
Phlegräiſche Felder 342 bis 348.
Piemont 22.
Pietra mala 137. 138.
Po 119.
Pompeji 359—369. 373. 451. 466.
Pontiniſche Sümpfe 320. 324—326.
Portici 352. 359. 362. 365 bis 369. 450.
Poſeidonia, ſ. Päſtum.
Poſilipp 338—340. 447.
Potsdam 244.
Pozzuoli 339. 342—348. 450. 451.
Prenzlau 341.
Preßburg 461.
Procida 330. 447.
Puteoli, ſ. Pozzuoli.

Ragnit 233.
Regensburg 2—5.
Reggio 431. 434.
Reith 8.
Reſina 359. 367.
Rimini 245.
Rom 115. 135. 142. 143. 156 bis 317. 334. 342. 349.
Rom, ſ. Kirchenſtaat.
Roveredo 14—18.

Saal 5.
Safinium 156.
Salerno 373—377.
Salo 25.
Salſo 418.
Salurn 12.
Salzkammergut 7.
San Martino 402. 407.
Santa Agata 331. 332.
Sardinien 22.
Savoyen 22.
Schaffhauſen 236.
Scharnitz 8.
Schneeberg 281.
Schwandorf 2.
Schwarzenfeld 2.
Schwaz 7.

Schweiz 32. 165. 287.
Sciacca 410.
Scylla 440. 441.
Seefeld 8.
Segeſta 407. 408.
Selinunt 407. 409. 410.
Seſſa 331.
Setinum 325.
Sezza 325.
Sirmio 19.
Sizilien 22. 349. 378—442. 451.
Soracte 156. 258.
Sorrent 443. 462.
Spartivento, Kap 431.
Spezia 136.
Spoleto 153.
Stabiae 373.
Sterzing 12.
Stra 67.
Stromboli 381.
Syrakus 403. 415.

Taormina 430. 431.
Terracina 328.
Terni 154. 155.
Thuner See 389.
Thüringen 152. 475.
Tiber 156. 157. 265.
Tiberias, See 445—447.
Tirol 7—14. 21. 56. 163.
Tirrheniſches Meer 136. 271. 320.
Tirſchenreuth 2.
Tivoli 258.
Torbole 18—20. 25.
Torre del Annunciata 369.
Toscana 22. 139—142.
Toscolan 25.
Traſimeniſcher See 149.
Tres Tavernae 325.
Trient 12—14.
Tusculum ſ. Frascati.

Uckermark 418.
Unterbrück 5.
Urbino 218.
Urner Loch 340.

Veji 156.
Velino 155.
Velletri 321—323.
Venedig 21. 22. 56. 67 bis 119. 163. 205. 235. 236. 288.
Verdom 25.
Verona 18. 25—38. 53. 163. 245.
Veſuv 287. 300. 335. 341. 349. 351—356. 369. 371 bis 373. 443. 453. 478. 480—482.
Vicenza 39—56. 163.
Volsker, Land der 321.

Walchenſee 7.
Waldſaſſen 4.
Weiden 2.
Weimar 16. 247. 280. 288. 294. 295. 301. 448. 449. 474.
Wernberg 2.
Wien 239.
Wilten 9.
Wolfratshauſen 7.
Würzburg 479.

Zillertal 7.
Zirl 8.
Zürich 238.
Zwota 1. 2.
Zykladen 298.

3. Sachen

Ackerbau 1. 11. 14. 15. 40. 41. 56. 136. 152. 153. 186. 203. 325. 328—330. 408. 409. 414. 416. 420. 421. 428.
Ägyptiſche Altertümer 131. 323. S. Obelisken.
Akademien 44. 52. 53. 231. 303.

Altäre, antike 34. 329. 367.
Amphitheater, antike 32 bis 34. 174. 177. 304. 364. 422.
Amtstätigkeit 449. 474 bis 478.
Anatomien 61.
Antike Überreste und antikische Gesinnung 6. 31 bis 36. 108. 110. 111. 116. 117. 150. 153. 154. 171 bis 181. 216—230. 260. 261. 268. 272—276. 285. 293. 294. 299. 304. 321. 323. 329. 357—369. 402. 403. 423. 450. 451.
Arbeit (der Italiener) 20. 26. 83. 94. 186. 187. 453—459.
Arsenal 94. 95.
Attitüden 468—472.
Aussehen s. Kleidung.

Bäder, antike, und heiße Quellen 274. 285. 345. 346. 410. 422.
Ballett 52. 86. 301. 309.
Basiliken 43. 374.
Bauern 146. 152. 203. 325. 329. 416. 431. S. Ackerbau.
Baukunst 41—51. 60. 102 bis 109. 126. 129. 150. 151. 154. 174. 180. 228 bis 230. 385. 410.
Bernsteine 423.
Bettler 423. 407.
Bildende Kunst s. Baukunst, Plastik, Malerei.
Bildergalerien 6. s. Paläste, Kunstsammlungen, Vatikan.
Bildnisse Goethes 246. 251. 287.
Botanisches 1. 11. 14. 15. 18. 19. 51. 61—63. 98. 99. 136. 262. 263. 293. 304. 305. 328—331. 386—388. 390—392. 408—410.
Büffel 270. 324. 326. 375.
Byzantinisches 108. 297. 304.

Christentum 35. 36. 48. 60. 112. 113. 130. 131. 133—150. 163. 290. 459. S. Katholische Kirche.
Cicerone s. Fremdenführung.

Deklamieren, Vorlesen, Erzählen 79. 80. 313. 314.
Denkmäler 79. 80. S. Standbilder.
Deutsche Kolonie in Rom 231 ff. 308.
Dichten, eigenes s. die Werke.
Dichter und Schriftsteller 79. 80. 86 ff. 91. 243—245. 291. 292. 303.

Elfenbein-Arbeiten 420.
Engländer 113. 114. 222. 227. 268. 374. 426. 464 ff.
Erdbeben 344. 349. 434 bis 436. 451.
Erzähler, öffentliche 79. 80.
Essen und Trinken 20. 164. 414. 417. 420. 421. 453.
Ethisches 275—278. 453 bis 459.

Farbe und Licht 386. 387.
Fische s. Seetiere.
Fischer 83. 270. 271. 457. 459.
Flüsse und Kanäle 64 bis 75. 418. S. Tiber, Garigliano, Chrysothoas.
Franzosen 101. 231. 232. 236. 237. 385. 441.
Frauen s. Weibliches Geschlecht.
Freimaurer 438. 440.

Fremdenführung 233. 234. 239. 242. 275. 413—415.
Freundschaft und Liebe mit Frauen s. Charlotte v. Stein, Angelika Kauffmann, Barbara Schultheß.
Freundschaft mit Männern s. Herder, Knebel, Karl August von Sachsen, Tischbein, Kniep.

Gärten 21. 29. 61. 62. 67. 139. 222—227. 261—265. 268. 280. 317. 386—388.
Gasthäuser 18. 25. 70. 71. 135. 145. 146. 160. 161. 383. 407. 409. 416. 417. 418. 421. 424. 425. 429. 430. 435. 447.
Geheimnisliebe 281 ff. 289. 290. 432.
Geistliche 92. 145. 195. 201 bis 203. 290—291. 302.
Genie, Sturm und Drang 237. 244. 290.
Geologisches 1. 7. 11. 139. 153. 156. 293. 341. 344 bis 346. 425.
Gesang 83—85. 213—215. S. Oper.
Geschichtliches 12. 31. 71 bis 74. 149. 156. 384—386. 396.
Geselligkeit 26—28. 77. 209—213. 369. 370. 461. 462.
Gesundheit und Krankheit, leibliche und seelische 16. 17. 117. 144. 165. 209 bis 213. 274—278. 294. 295. 299. 336—338. 369. 370. 382. 442. 461. 462. 475.
Getreide-Monopol 203.
Glück, s. Seelische Gesundheit.
Goethe von Andern beurteilt 144. 241. 245—248. 321. 404. 479.
Gondeln, Gondoliere 67. 68. 80—83. 203.
Goten 30. 31. 179. 221. 321. 344. 384. 404. 479.
Gotisch 37. 108. 121. 129.
Grabmäler, antike 35. 273. 287. 317. 318. 329.
Griechen 334. 342. 409. 410. 411. 483.
Griechisch-katholischer Gottesdienst 297.
Gymnasium, griechisches 374.

Heidentum 35. 36. S. Christentum.
Heilige, katholische 57—60. 150. 181—185. 350. 351. 399—401.
Hospitäler in Venedig 84. 85.

Illuminaten 438.
Jesuiten 4. 5. 13. 14. 403.
Juden 196.
Juristen 78. 79.

Kaffee 118. 294. 483.
Karneval 85 ff. 107. 300 bis 313.
Karthager 384. 407. 411. 412.
Kastraten 213. 301. 302.
Katholische Kirche 4. 5. 12—14. 35. 36. 163. 178 bis 185. 188. 191. 195. 212. 290. 302. 350. 351. 398—402. 417. 425. S. Madonna, Kirchen, Geistliche.
Kinder 53. 195.
Kirchengebäude 13. 14. 37. 58—60. 84. 92. 104 bis 106. 129. 132. 150. 178. 179. 181—185. 218. 227

bis 230. 252—259. 285. 399—401. 423. 424. S. Tempel, Ostern, Weihnachten.
Kirchengeschichte 12—14.
Kirchenstaat 121. 124. 196 ff. 201 ff. 296. 298.
Klima 14. 16. 17. 114. 119. 122. 161. 334—338. 419. 458. 475. 476.
Klöster 84. 85. 103—107. 185. 192. 193. 195. 269. 270. 402. 419.
Krankheit, s. Gesundheit.
Kunst, s. Antiken, Renaissance, Malerei, Plastik, Baukunst und das Folgende.
Kunstfragen und Stile 240. 249. 250. 361. 385. 452. 453.
Kunstgewerbe, Kunsttechniken 234. 241. 357—369.
Kunstsammlungen 6. 35. 111. 113. 218—227. 249. 250. 357—369. 403. 422. S. Paläste, Villen, Kirchen.
Kunstunterricht 231. 236.

Latein 59. 115. 117.
Lava 355. 365. 371. 372. 425. 427. 428. 480.
Lebende Bilder 468—472.
Licht und Farbe 386. 387.
Liebe, s. Weibliches Geschlecht.

Madonna 112. 113. 122.
Malerei 64. 65. 111—113. 122. 129—134. 149. 218. 292. 293. 386. 387. 459. S. die Maler.
Malerei, antike 225. 361. 366. 367.
Maultiere 406. 434. 435.
Mauren, s. Sarazenen.
Medaillen, s. Münzen.
Meer und Seereisen 97 bis 100. 270. 271. 330. 331. 342. 345. 350. 356. 369. 370. 380—383. 431. 434. 451. 452.
Meteorologie 1. 10. 11. 293. S. Klima.
Militär 193—195.
Mimik, s. Attitüden.
Mineralogisches 1. 6. 7. 11. 135. 260. 261. 293. 296. 298. 331. 355. 429.
Münzen und Medaillen 234. 357. 402. 422.
Muscheln 98, geschnitzte 423.
Museen, s. Kunstsammlungen.
Musik 51. 52. 83—86. 209 bis 211. 213—215. 290. 300. 301. 423. 424. 459.
Mythologisches 149. 178 bis 180. 326. 346. 403. 408 bis 411. 419. 420. 429. 440. 441.

Naturaliensammlungen 3. 6. 425.
Naturwissenschaften, s. Geologisches, Mineralogisches, Botanisches, Zoologisches, Anatomie, Gärten.
Normannen 385. 399. 412.
Nudeln 412. 420.

Obelisken 160. 202. 216. 299. 307.
Oper und Operette 51. 52. 85. 86. 213—215. 300. 301. 356. 479.
Oratorien 84. 85.
Orient 108. 109.
Ostern 398—401.

Paläste 41—59. 67. 133. 216—222. 268.
Papierstoffe 3. 4.

Päpste, s. Rom unter Orten.
Päpstliche Kapelle 213.
Phäaken 388. 389.
Philosophen 144. 145. 411. 412. 454.
Pholaden 450.
Phönikier 384.
Physiognomik 293. 294.
Pferde 306—309. 350. 406.
Plastik 57. 58. 110. 111. 216—230. 242. 292—294. 298. 365. 392—394. 401. S. Standbilder, Altäre, Grabmäler, Tempel.
Politische Grundfragen und Zustände 21—23. 73. 75. 92—96. 187. 212. 277. 278. 296. 437. 438. 460. 461. 474—478.
Post und Postreisen 1. 2. 11. 12. 118. 279. 288.
Propaganda 297.
Pulcinell 190. 479.

Räuber 282. 329.
Redekunst 78. 79. 90.
Reisen 1. 2. 38. 39. 55. 56. 118. 277. 317 ff. 406. 419.
Religion, s. Christentum, Katholiken, Madonna, Heidentum.
Renaissance 31. 36. 42. 52. 217. S. Akademien, Bembo, Petrarca, Palladio, Raffael usw.

Sarazenen 373. 385. 394. 407. 412. 418. 441.
Säulen, antike, s. Tempel.
Schiffahrt, Schiffsreisen 18. 21. 24. 25. 65. 66. 94 bis 98. 119. 120. 342. 378 bis 382. 437. 440—447. 458.
Schulwesen 4.
Seekrankheit 381. 382. 442—446.
Seelische Zustände 17. 82. 117. 118. 142. 143. 163 bis 165. 274—278. 294. 295. 299. 314. 315.
Seetiere 98.
Sklaverei 394. 395.
Soldaten 193—195. 365.
Spanier 359. 385. 407. 412.
Spiele, Sport 27. 28. 210. 211.
Sprache 14. 79. 81. 297. 298. 306. 321.
Standbilder, antike und neuere 58. 216. 219. 221 bis 225. 227. 230. 251. 268. 365. 403. 422. 479. Tiere darstellend 110. 216. 357. 365. 403. 413.
Steine, s. Mineralogisches.
Steine, geschnittene 234. 357. 422.
Stil, s. Kunstfragen.
Sybariten 373.

Tagebuch 10. 55. 282.
Tanz 82. 86. 189. 209. 301. 309. 313.
Tempel, antike 150. 151. 160. 171—173. 176. 178. 230. 254. 255. 272. 274. 285. 359. 373 bis 377. 408. 413—415. 450. 451.
Theater 32. 33. 44—47. 51. 52. 85—91. 212—215. 301. 303. 356. 452. 479. Antike: 44—48. 359. 408. 422. 430. 431. s. Amphitheater.
Trojaner 407.

Universitäten 57. 61. 125. 126. 375. 425.
Unrast, s. Seelische Zustände.
Urpflanze 63. 390—392.
Urtier 390.

Vasen 357. 358. 422. 464. 465. 479.
Vatikan 158. 159. 171. 181. 182. 218. 219. 259—261.
Verbrechen 197 ff.
Villen, s. Gärten.
Volkskunde 11. 15. 18. 20. 26—30. 34. 53. 77—94. 145. 146. 186—215. 270. 329. 330. 417. 444. 445. 453—459.
Vulkanische Gebiete 153. 156. 451. S. Ätna, Pozzuoli, Stromboli, Vesuv, Erdbeben.

Wandalen 179. 334.
Wasserleitungen, antike 174. 274. 287. 331.
Weibliches Geschlecht 54. 77. 205—213. 301. 302. 309. 330. 412. 425. 432. 462. 472.
Weibliche Schönheit 205. 206. 412. 466—472. 480. 481.
Weihnachten 290. 291.
Weinbau 330. 334. 369.
Wetterkunde 1. 10. 11. 293.
Wohnhäuser, antike 359 ff., in Neapel 364, maurische 385, sizilische 407. 409.
Wohnung Goethes 162. 164. S. Gasthöfe.

Zeichnen 9. 10. 20. 21. 305. 306. 475.
Zoologie 98. 99. 293.

4. Werke

Dramatische Form

Faust 61. 100. 300. 325.
Götz v. Berlichingen 245.
Iphigenie 19. 20. 28. 38. 45. 48. 51. 54. 101. 102. 133. 137. 246. 264. 287. 291. 300. 303. 313. 314. 448. 449.
Iphigenie auf Delphi 123. 124.
Nausikaa (Ulysses auf Phäa) 137. 388. 389. 431 bis 433. 449.
Neueröffnetes Puppenspiel 305.
Tasso 121. 300.
Die Vögel 290.

Epische Form

Der ewige Jude 137.
Werther 6. 404. 473.
Wilhelm Meister 8. 16. 50. 59. 300. 477.

Lyrische Form

Der Morgen kam (Zueignung) 275.
Gott segne dich, junge Frau (Der Wandrer) 16.
Kennst du das Land 16.

Zeichnungen

20. 24. 54. 78. 99. 155. 264. nS. 411. nS. 450.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JUN 22 1933		

MAY

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13220780
011322078O

VOLUME 7

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Rom und Weimar

1787 - 1790

GB B 632
7

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

YFy.

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1787–1790

Rom und Weimar

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1787–1790

Rom und Weimar

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1923

GD
B638
1
25-2985

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.
Copyright 1919 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Vorwort

Wenn ich dem vorliegenden Bande eine Einleitung vorausschicke, so geschieht es in doppelter Absicht: einesteils, um dem so plötzlich inmitten rüstigsten Schaffens verstorbenen Schöpfer dieser umfassenden Goethebiographie, die gewissermaßen die Krönung seines verdienstvollen Lebenswerkes bedeuten sollte, einige Worte des Gedenkens nachzurufen; andernteils, um mich, der ich durch das Vertrauen des Verlages und der Erben zur weiteren Fortsetzung der begonnenen und schon bis zu Goethes 41. Lebensjahr gediehenen Arbeit ausersehen worden bin, sowohl bei den Lesern dieser Lebensbeschreibung wie auch bei allen Freunden des Dahingeschiedenen einzuführen.

Im Gespräch mit Eckermann hat Goethe einmal geäußert: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlicher Richtung begriffen sind." Viele Jahre hat es den Anschein gehabt, als ob jene seherische Voraussage in Erfüllung gehen sollte: Goethe gelangte zu keiner rechten Volkstümlichkeit, jedenfalls nicht zu jener, wie sie Schiller schon zu Lebzeiten errungen hatte. Er blieb lange Zeit nur der bewunderte und gefeierte Dichter für wenige literarisch

kultivierte Geister und für einzelne von gleicher ästhetischer Gesinnung beseelte kleine Gemeinden. Erst verhältnismäßig spät — man darf wohl sagen ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode — begannen allmählich seine Anhänger sich zu mehren, drang das Verständnis für das Wesen seines Dichtergenies und Menschentums in immer weitere Kreise des deutschen Volkes, bis er endlich die ihm gebührende allgemeine Liebe und Anerkennung fand. Gründliche und fleißige, in Archiven und auf Kathedern geleistete Forscherarbeit hat keinen geringen Anteil an dem Erschließen der allumfassenden Größe seiner einzigartigen Persönlichkeit. War aber diese Tätigkeit mehr darauf gerichtet, Verborgenes aus der Werkstätte des Dichters zutage zu fördern, Textkritik zu üben, die Dokumente seines Lebens und Schaffens zu sammeln und zu ordnen, Problematisches und Dunkles zu klären, mit einem Wort literarhistorische Feinarbeit zu leisten, so wirkten andere Männer dafür, sein Dichten und Denken, sein Leben und sein Menschentum, seine Umwelt und seine Zeit dem Verständnis der Gebildeten zu vermitteln.

Unter diesen Pionieren stand Wilhem Bode an erster Stelle. Wie kein anderer hat er es vermocht, Goethe den weitesten Schichten unseres Volkes nahe zu bringen. Was er in mehr als zwanzigjährigem, unermüdlichem Schaffen in zahlreichen gründlichen und fesselnd geschriebenen Büchern für die Verbreitung der Volkstümlichkeit Goethes getan hat, bleibe ihm unvergessen.

Um so schmerzlicher berührt es uns, daß ihm das Schicksal nicht vergönnte, jenes Werk, das noch einmal

die Fülle seiner Kenntnisse in einer großen und erschöpfenden Aufgabe nutzbringend gestalten sollte, zu Ende zu führen. Mit dem vorliegenden Bande, der Goethes Leben bis zum zweiten italienischen Aufenthalt schildert, schließt seine Arbeit ab. Ohne irgendwelches fremde Dazutun gelangt er in der Form zur Ausgabe, wie der Verfasser ihn in der Handschrift fertiggestellt hat. Nur die Auswahl des Bildermaterials besorgte der Direktor der Landesbibliothek zu Weimar, Herr Prof. Dr. Werner Deetjen, dem an dieser Stelle für seine gütige Beihilfe bestens gedankt sei.

Die in der Reihe noch fehlenden Bände 4 und 5 liegen, von Bodes Hand geschrieben, völlig druckreif vor. Sie werden zunächst zur Veröffentlichung gelangen. Mit dem 8. Bande übernehme ich die Fortsetzung des Werkes. Wenn ich an diese schwierige Aufgabe eine Hoffnung knüpfen darf, so sei es die: möge es mir gelingen, die folgenden Bände im Sinne und im Geiste meines Vorgängers zu schreiben und die Erwartung seiner großen Lesergemeinde zu erfüllen.

Leipzig, Sommer 1923.

Dr. Valerian Tornius.

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V.

1. Kapitel. **Wieder in Rom. Der erste Monat. 6. Juni bis 6. Juli 1787** S. 1

Römische Pläne. — Fronleichnamsfest. — Freunde. — Landschaftsmalerei. — Tivoli. — Pflanzenstudien. — Herder. — Fest des hl. Petrus. — Abreise verschoben.

2. Kapitel. **Sommerhitze in der Stadt. Juli und August 1787** S. 21

Spaziergänge. — Eine Seligsprechung. — Theater. — Sonntagsausflüge. — Unangenehmes im italienischen Volkscharakter. — Kunststudien. — Zeichenübungen. — Modellieren. — ‚Egmont'.

3. Kapitel. **Gedenktage. 28. August, 3. und 22. September 1787** S. 49

Fürst und Dichter. — Geburtstag. — Kunstsammlungen — Geburtstagsfeier in Weimar.

4. Kapitel. **Herbstferien in den Bergen. September und Oktober 1787** S. 64

Herbstfreuden. — Die Freunde. — Reisepläne der Herzogin-Mutter. — Herder.

5. Kapitel. **Zu den Musen tritt Cupido. November 1787 bis Januar 1788** S. 80

Kayser. — In den Albaner Bergen. — Kunstübungen. — Freundeskreis. — Eine Geliebte. — Das Amt in Weimar. — Brief des Herzogs.

6. Kapitel. **Unbestimmter Zustand. Ende Januar bis Mitte März 1788** S. 110

Karneval. — Seidel. — Licht und Farbe. — ‚Faust'. — Die Freunde. — Mahnung zur Heimkehr.

7. Kapitel. **Ostern und Abschied. Mitte März bis 22. April 1788** S. 126

Neue Wohnung. — Musikalische Genüsse in der Passions- und Osterzeit. — Meyer. — Künstlerfreunde. — Reiseplan. — ‚Tasso'. — Katakomben. — Abschied von Rom.

8. Kapitel. **Von Ponte molle bis zum Frauenplan. 23. April bis 18. Juni 1788** S. 150.

Florenz. — Mailand. — Letzte Tage in Italien. — Literarische Neuigkeiten. — Herder. — Barbara Schultheß. — In Weimar.

9. Kapitel. **Im Hintergrunde: ein Schätzchen. 19. Juni bis 7. September 1788** S. 172

Charlotte v. Stein. — Die alten Bekannten. — Christiane Vulpius. — Das Schätzchen. — Der Herzog. — An den Mond. — Merck. — Briefe aus Rom. — Sorge um den Herzog. — Auf Kochberg und in Rudolstadt. — Schiller.

10. Kapitel. **Liebreichste Arbeit am ‚Tasso'. Herbst 1788 bis Frühsommer 1789** S. 213

Rückkehr nach Italien? — Die Herzogin-Mutter und Herder in Italien. — Geselligkeit und Arbeit. — Schiller und Moritz. — Urteile über das Schätzchen. — Arbeit am ‚Tasso'. — Stilles Glück. — Bemühungen für die römischen Freunde. — Besuch Reichardts und Bürgers.

11. Kapitel. **Schwanken des Freundes, Verlust der Freundin. Sommer 1789** S. 255

Berufung Herders nach Göttingen. — Auseinandersetzung mit Charlotte v. Stein. — Herder bleibt.

12. Kapitel. **Erdschöpfung, Faust, Metamorphose und ein Söhnchen. Winter 1789/90** S. 270

Erdgeschichtliche Studien. — Truppenschau. — Schützlinge. — Der Herzog und das Theater. — Neubau des Schlosses. — Das Ilmenauer Bergwerk. — In Jena. — Politik. — ‚Faust'. — Metamorphose der Pflanzen. — Geburt des Sohnes.

13. Kapitel. **Nochmals Venedig. 10. März bis 18. Juni 1790** S. 301

Abfahrt aus Weimar. — Reise. — Verona. — Ankunft in Venedig. — Von Gründonnerstag bis Ostern. — Katholische Kirche. — Umwandlung zum Unchristen. — Wartetage. — Streifzüge. — Sehnsucht nach Christiane. — Ankunft der Herzogin. — Mantua. — Von Verona bis Augsburg. — Knebel. — Heimkehr.

Seitenzeiger . . . . . S. 346
1. Personen . . . . . S. 346
2. Orte und Länder . . . . . S. 353
3. Sachen . . . . . S. 354
4. Werke . . . . . S. 356

Abbildungen

Personen

K. v. Dalberg nS. 216.
Charles Gore nS. 189.
Goethe nS. 52. nS. 137.
J. Ph. Hackert nS. 6.
Herder nS. 53.
Ang. Kauffmann nS. 67. nS. 164.
Heinr. Meyer nS. 7.
M. Riggi nS. 66.
Schiller nS. 205.
Barbara Schultheß nS. 165.
Christiane Vulpius nS. 188.

Orte

Belvedere 244.
Frascati 11.
Kochberg nS. 204.
Mailand, Dom 154.
Mantua 340.
Marino 65.
Nemi, See 69.
Padua 339. Antoniuskirche 338. Kirche d. hl. Justina 339.
Rom, Trajanssäule 23. Pyramide des Cestius 102. Päpstl. Segen am Ostertage nS. 136.
Tivoli 9. Unterwegs 8. Besuch in der Villa d'Este nS. 217.

Verschiedenes

Tragische u. komische Muse und Amor bei Goethes Büste nS. 137.
Goethes Urpflanze 315.

Urheber der Abbildungen

Bartning, Ludwig nS. 204.
Constanza nS. 164.
Goethe 102. nS. 188.
Graff nS. 53.
Gutenbrunner nS. 189.
Kauffmann, Ang. nS. 66. nS. 67. nS. 137.
Moracs nS. 6.
Müller, Heinr. nS. 7.
Nicodemo nS. 6.
Parboni 23.
Piranesi 9.
Schütz, Joh. G. nS. 217.
Schwerdgeburth 244.
Simanowitz, Lud. nS. 205.
Tischbein, W. nS. 165.
Trippel nS. 52.

Erstes Kapitel

Wieder in Rom
Der erste Monat

6. Juni bis 6. Juli 1787

Am Sonntag Trinitatis fuhr Goethe von Neapel ab; am Mittwoch erreichte er Rom. Am Donnerstag genoß er die große Schau des Fronleichnamstages. Am Freitag richtete er sich sein Zimmer wieder ein; es war das gewohnte bei Freund Tischbein und Mutter Piera. Dann schrieb er als Erstes einen Brief an die Freundin in Weimar.

Als er neulich in Neapel seine Pläne machte, nahm er Rom nur als eine Station auf der Rückreise. „Für den ersten Anbiß habe ich nun Italien genug gekostet" dachte er, und: über die Gipfel sei er hinweg geeilt. Es möchte freilich ratsam sein, in einigen Jahren wiederzukommen. Diesmal aber wollte er in Rom nur bis Ende Juni bleiben, um eben noch das berühmte Fest des Schutzpatrons der Stadt mitzuerleben. Dann sollte die Reise nach Norden fortgesetzt werden, durch Toscana, Modena, Mailand, über den Gotthard nach Zürich, nämlich zu seinem dortigen musikalischen Gehilfen Kayser und seiner Freundin Schultheß. Weiter nach Frankfurt;

vielleicht glückte es, daß er gerade an seinem Geburtstage seine Mutter in die Arme schließen konnte. Bei ihr würde er dann bis in den Winter hinein still sitzen, danach hatte dann sein neues Leben in Weimar zu beginnen.

Sein Hauptgeschäft für diese zwei nächsten Monate (neben dem vergnüglichen Schauen und verdrießlichen Reisen) war ihm gegeben: er hatte zu vier fertigen Bänden seiner „Werke" die vier weiteren zu vollenden, also ältere Sachen zu verbessern und unvollständige fortzusetzen und abzurunden. Aber auch die neueren Pläne arbeiteten immer wieder in ihm: „Nausikaa", „Iphigenie in Delphi". Noch etwas ganz Neues beschäftigte ihn auch sehr, denn eines Tages war ihm eingefallen, daß sich aus den tollen Streichen des Cagliostro und dem höchst bedenklichen Halsband-Abenteuer am Hofe zu Paris eine sehr wirksame komische Oper zurechtmachen ließe. Er hatte große Lust dazu; Kayser konnte sie in Töne setzen. Auf diese Weise konnte er einmal auf dem Theater den Reiz öffentlicher Geheimnisse und Anspielungen wirksam machen.

Als er diesen Rückreise- und Arbeitsplan fertig hatte, merkte er sehr bald aus den Briefen seines Herzogs, daß dieser ihm auch noch etwas längere Ferien gönnte. Und kaum war er einige Tage wieder in Rom, so schien ihm, daß sich hier angenehmer arbeiten lasse als in Frankfurt. Er konnte also hier noch den Herbst erwarten. Aber freilich mochte er nicht gern im Vorwinter über die Alpen und durch Deutschland reisen. So blieb er denn unentschlossen.

Im letzten Briefe aus Neapel hatte er sich gegen den Herzog über ihr altes und neues Verhältnis klar

ausgesprochen; er stellte sich wiederum in den Fürstendienst, aber mit einem neuen Vertrage. Ähnlich erklärte er sich jetzt im ersten Briefe aus Rom gegen die Geliebte. Er ergriff das Alte wieder und doch nicht das Alte. „Ich bin mir selbst wiedergegeben und umsomehr Dein. Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben." Inwiefern er zu ihr ein besseres neues Verhältnis haben wolle, machte er nicht deutlicher; er spielte nur wieder auf seine große Berufsfrage an, indem er betonte, daß er seinem innersten Wesen nach doch nichts Andres als ein Künstler sei. Das wollte er nun ganz sein oder werden. Oder genauer und freilich auch eingeschränkter: das Künstlertum sollte in seinem künftigen weimarischen Leben die Führung behalten, wie es sie in Italien gehabt hatte; daneben blieb Raum für das naturwissenschaftliche Forschen, das er so sehr liebte, und auf eine Ratgeber- und Freundesstelle bei seinem Fürsten wollte er ja auch nicht verzichten. „Übrigens" schrieb er weiter, „habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind. Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Das will und muß ich nun auch erlangen. Und ich kann's! Wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht; ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen."

*

Das Fronleichnamsfest galt für eine der römischen Sehenswürdigkeiten; man verknüpfte seine Entstehung hier mit einem berühmten Wunder, das ein Gemälde Raffaels in der Stanza d'Eliodoro des Vatikans zeigt:

im Jahre 1263 hat zu Bolsena, einem Orte des Kirchenstaates, ein Priester, der an der Verwandlung des Brotes und Weines zweifelte, die Hostie dem zum Besuch erschienenen gläubigen Papste vorgehalten: da soll sich das Tuch, womit er das Heilige erfaßte, mit Blut gefärbt haben. Das Fest bedeutet danach den Triumph des katholischen Glaubens, und es gehört sich, daß es am Sitze des Papsttums mit besonderem Pompe gefeiert wird. In allen Kirchen wurden Umgänge gehalten, am prächtigsten in und bei dem Petersdome. Die halbe Einwohnerschaft steht, sitzt und liegt hier herum, die Prozession zu erwarten. Und endlich erscheint sie: alle die Diener und Beamten der päpstlichen Regierung; eine Schar bleicher Waisenknaben, eine andere von ebenso blassen Priesterseminaristen; dann Mönchsorden — diese Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner, Kapuziner muten an wie Abgesandte verschiedener Völker, denn ihre Köpfe und ihr ganzes Wesen sind ebenso unterschiedlich wie ihre Kleidung; weiter rückt ein Heer von jungen und alten Priestern daher, vom gedrückten Landpfarrer an bis zum feisten und stolzen Monsignore, und nach all den Äbten, Bischöfen und Kardinälen wird endlich der Papst sichtbar: einhergetragen, in weißem, glänzenden Gewande, scheinbar knieend, die Monstranz vor sich hebend. Und wieder folgt ein Heer von Prälaten und andern hohen und niederen Pfaffen. Nun muß man sich auch den ganzen Bezirk, wo diese Wallfahrer umherziehen, auf's feinste geschmückt denken, den Boden selbst mit goldgelbem Puzzolansand und unzähligen Blüten bestreut. Um diesen Tag zu schmücken, wurden aber auch die berühmten Tapeten, die nach Vorlagen Raffaels hergestellt sind, aus dem Vatikan herbeigetragen: man sah sie jetzt unter der Kolonnade des Petersplatzes in vollem Lichte aufgehangen. So kam denn auch Goethe auf seine Rechnung, denn das Übrige ließ ihn kalt. „Ich bin nun ein- für allemal für diese kirchlichen Zeremonien verdorben" schrieb er am nächsten Tage der Freundin in Weimar.

Alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir, auch sogar wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß . . .

Das Beste, ja das Einzige des ganzen Festes sind die Teppiche nach Raffaels Zeichnungen, deren Fürtrefflichkeit auszudrücken keine Worte hinreichen. Die Kompositionen sind von seiner besten Zeit; hier zwar nur gewirkte Kopien, zum Teil aber fürtrefflich gemacht und an Sinn, Zeichnung, Poesie, Ausführlichkeit, was man sich nur denken und wünschen mag, ja, ohne sie gesehen zu haben, nicht denken und wünschen kann.

*

Goethe sah bei diesem Feste und in den folgenden Tagen die Freunde wieder, die er in Rom hatte, nach den Hausgenossen namentlich den Schweizer Heinrich Meyer, den er liebte, und den Professor Moritz, an dessen Schicksal er warmen Anteil nahm und mit dem sich alle Kunst- und philosophischen Fragen durchsprechen ließen. Er ging zum Rat Reiffenstein hinauf als zum Oberhaupt der deutschen Kolonie, und noch lieber zu dessen Nachbarin Angelika. Sie hatte aus seiner „Iphigenie" eine Szene gezeichnet, jene, wo der wahn-

sinnige Oreſt im Hades zu ſein und ſeine Vorfahren zu ſehen glaubt; als nun auch Pylades und Iphigenie zu ihm treten, begrüßt er ſie verwundert: „Seid ihr auch ſchon herabgekommen?“

*

Von der Würde der Landſchaftsmalerei hatte Goethe dort unten im Süden einen neuen Begriff erlangt; jetzt erſt ſah er, was Gaspard Pouſſin und Claude Lorrain gewollt und geleiſtet. Der Zufall wollte, daß der deutſche Maler italieniſcher Landſchaften, ſein Neapler Freund Hackert, wieder in Rom war, um ſeines Königs Kunſtgeſchäfte zu beſorgen. Goethe ging viel mit ihm zuſammen, und es ſchien faſt, als ob der höchſt gewandte, friſchfreudige Hackert den jüngeren Landsmann, der eben ſeinen Lebensplan gemacht, doch noch in eine neue Bahn, ſeine eigene Bahn, mitziehen könne. Denn immer wieder regte ſich unter glücklichen Malern in Goethes Bruſt der Wunſch, auch ein Maler zu ſein, ja, ſich ganz oder doch vornehmlich den bildenden Künſten zu widmen. Dann würde er alſo ein Mann wie Hackert werden, der gerade jetzt ein herrliches Unternehmen in ſich geſtaltete und auch wohl Einfluß genug hatte, es auszuführen; er gedachte nämlich alle die vielen und großen Kunſtſchätze, über die der König von Neapel verfügte, in einem Muſeum zu vereinen, wodurch dann geradezu das reichſte Muſeum der Erde entſtehen mußte. Wie gut hätte auch Goethe für ſolche Aufgabe gepaßt! Wie gern hätte er ſie ſich geſtellt.

Wenn er jetzt mit Hackert durch eine der römiſchen Sammlungen wanderte und mit ihm etwa in der Galerie

Jakob Philipp Hackert

Nach dem Stich von Erneſto Morace nach dem Gemälde von A. Nicodemo im Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar

Heinrich Meyer
Nach einem Gemälde von Heinrich Müller
in der Landesbibliothek zu Weimar

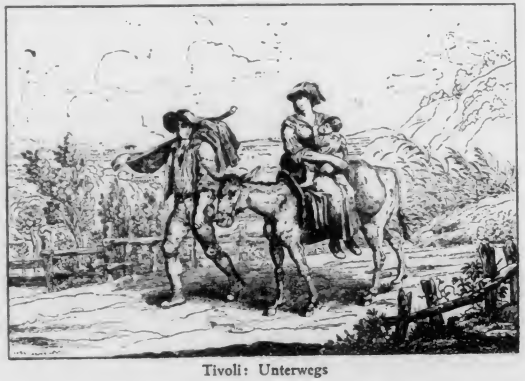
Colonna die Arbeiten von Pouſſin, Claude Lorrain, Tizian und Salvator Roſa anſah, da ſchien es ihm gar nicht mehr zweifelhaft, daß ein gütiges Geſchick ihm, gerade ihm das beſte Auge und Gefühl für alles Schöne in der Natur und Kunſt verliehen habe, daß ihm alſo nur noch Übung der Hand und allerlei handwerkliches Wiſſen und Können abgehe; nach ihrer Erlangung könne er in die Linie der vortrefflichſten Maler und der einſichtigſten Kunſtkenner einrücken. Denn er fühlte ſich ja nicht bloß mit einem Hackert einig, ſondern auch mit den großen Meiſtern, deren Bilder man ſah: alſo war er ihnen doch ebenbürtig. Alſo brauchte er nur noch ihr Handwerk zu lernen. Das mußte er wohl: um ſie völlig erfaſſen und richtig würdigen zu können — wenn es etwa doch ſchon zu ſpät für ihn war, das Gleiche zu leiſten.

Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, ſondern [Alles] lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Tunliche tun, da ich ſo lange, verdient und unverdient, das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

In Sizilien und Neapel war zumeiſt Kniep ſeine zeichnende Hand geweſen; aber ſchon auf der Fahrt nach Rom war er wieder auf ſein eigenes Skizzieren verwieſen. Am 11ten Juni ging er mit Hackert nach Tivoli: beide ſowohl zum Schauen wie zum Zeichnen. Und Hackert redete ihm wieder zu, noch ordentlich in die Schule zu gehen, da er doch ohne Zweifel ein entſchiedenes Talent zum Maler habe.

*

Im übrigen war Tivoli in dieser schönen Frühsommerzeit für Goethe „wieder ein Gipfel irdischer Dinge." Die Stadt selbst bot nichts Erfreuliches, aber an sie schloß sich ein landschaftliches Paradies von Wäldern, Tälern und Schluchten, die ihren besonderen Reiz durch einen großen Wasserfall und eine Anzahl kleiner Wasserfälle erhielten; man sah an gewissen Stellen drei



Tivoli: Unterwegs

„Cascatellen" auf einmal. Hier, an diesem Flecke im unteren Sabinergebirge, war schon im Altertum neben einem bäuerlichen Landstädtchen — Tibur hieß es damals — eine Versammlung von zahlreichen Landhäusern der wohlhabenden Bürger Roms gewesen. Horaz wünschte hier seine letzten Tage zu verleben; Properz wandelte in diesen Hainen mit seiner schönen Cynthia; Mäzenas soll hier gleichfalls ein Landhaus gehabt haben; ebenso jener Quintilius Varus, der die in Germanien getöteten Legionen nicht wieder lebendig machen konnte; sogar

Tivoli. Nach G. Piranesi

dürfen wir uns die große Zenobia, Herrscherin von Palmyra, Syrien und Ägypten, hierher denken, denn nach ihrem Sturze ward sie durch die verzeihende Gnade des Kaisers Aurelianus eine Gutsbesitzerin zu Tibur. Namentlich aber hat Kaiser Hadrian seine Spuren hier hinterlassen. Die sehr große Ausdehnung seiner „Villa" kann man daraus ermessen, daß an zwei Enden Theater gelegen haben; eins davon war noch in manchen Einzelheiten erhalten. In dessen Nähe scheint ein Truppen-Paradeplatz gewesen zu sein; er war von Arkaden für die Zuschauer umgeben. Viele Räume für die Leibwache waren wohlerhalten. Anderwärts glaubte man Reste einer Menagerie zu erkennen, auch diejenigen eines großen Bades. Eine Naumachie fehlte in solchen Anlagen hoher Herren niemals; man verstand darunter ein Wassertheater, eine Fläche für künstliche Seegefechte. Verschiedene Tempel dieser Villa stellten die wünschenswerte Verbindung der hohen irdischen Herren mit mächtigen Gottheiten der Geisterwelt her. Auch mehrere Wohnhäuser oder Paläste waren noch in einzelnen Bruchstücken erkennbar. Eine prächtige Bibliothek hat nicht gefehlt; auch versammelte der Kaiser in seiner Villa, in Gebäuden und Gärten unzählige Kunstwerke aus Italien, Griechenland, Ägypten und Asien. Von großer Dauer ist all diese Pracht nicht gewesen; schon Caracalla fing an, die kostbarsten Stücke wegzunehmen; seine Nachfolger machten es ihm nach, und schließlich kamen die Goten über den Rest. In ruhigeren Zeiten ward die Gegend zwar wieder ein Ziel für Ausflüge der Hauptstädter, doch erwarb sich Tibur-Tivoli nicht so viel Gunst wie Tusculum-Frascati, denn es galt nicht für ebenso gesund.

Goethe entzückte sich hier am meisten an den Wasserfällen. Er hatte die allerschönsten in der Schweiz gesehen. Diese hier reizten ihn doch wieder, nämlich wegen ihrer „Kompliziertheit." Und man denke: hier stand oben über einem großen Sturze des Flusses Anio eine antike Cella mit einem Kranze korinthischer Säulen; sie diente jetzt zwar nur als Holzschuppen, und in ihrer

Frascati

Mitte wuchs ein großer Mandelbaum; ehemals soll dieser Bau ein Vesta- oder Sibyllentempel gewesen sein.

Unser Freund zeichnete hier mit Hackert um die Wette, wenn sie vom Herumwandern müde waren. In Rom ward dann das Zeichnen fast ebenso eifrig fortgesetzt, nachher auch bei dem nächsten Ausfluge, der drei Tage dauerte und nach Albano, Castell Gandolfo und Frascati ging. Und dann wieder in der Stadt.

Bei dieser Bemühung wurde Goethes Meinung immer bestimmter, daß er noch einige Monate hier

bleiben müßte; er schrieb es seinen Nächsten in Weimar:

Ich habe mich in eine zu große Schule gegeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden; sonst bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen sollte, wie mir auch wieder Alles diesen Monat hier geglückt ist, ja, wie mir Alles auf einem Teller ist präsentiert worden, was ich nur gewünscht habe ... Wenn ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen ...

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug. Ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin. Und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem anderen Fluidum untergeht.

*

„Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen" hatte er schon in der ersten Woche nach der Rückkehr an Frau v. Stein geschrieben:

Sage Herdern, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und -organisation ganz nah' bin und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann ... Sage ihm, daß ich den Hauptpunkt, wo der Keim stickt, ganz klar und zweifellos entdeckt habe; daß ich alles Übrige auch schon im ganzen übersehe und nur noch einige Punkte bestimmter werden müssen. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf, über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit

diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die konsequent sein müssen. Das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben.

Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Das waren sehr große Behauptungen, die er hier so nebenbei in einen Brief an die geliebte Frau mit einschob. Wir erinnern uns an die Gärten zu Padua und Palermo, wo Goethe über die Grundform der Pflanzen grübelte, und daß er auch am Strande von Neapel einem solchen Suchen ergeben war. Italien machte ihn viel mehr zum Naturforscher, als er in Deutschland gewesen, denn „Was man von Jugend auf sieht, veranlaßt uns nicht zum Nachdenken." Hier im Süden schien ihm aber auch alles Lebendige „aufgeschlossener" und „entwickelter" also erkennbarer zu sein. Er sah hier mit bloßen Augen, was er daheim im Mikroskop gesucht hatte. In Rom war jetzt eben der Nelkenflor sehr üppig; man fand also von diesen Blumen auch vielerlei Ab- und Ausartungen: Wie kommen sie zustande? Wodurch sind sie möglich? Zum Beispiel war es ziemlich häufig, daß bei einer gewissen Sorte gefüllter Nelken aus der Blüte noch eine andere völlige Blume mit Stil, Kelch und Blüte herauswuchs. Goethe entdeckte sogar eine Nelke, wo aus der Hauptblume vier andre herausgewachsen waren, ganz vollkommen, so daß man jede besonders hätte abbrechen können. Unser Forscher säumte nicht, dies kleine Wunder nach Haus zu tragen, es sorgfältig abzuzeichnen,

dann mit dem Messer zu zerlegen und schließlich auch die Anatomie der kleinsten Teile auf Papier zu bringen[1]). Auch die Granatäpfel zeigten ähnliche Erscheinungen.

Schon seit Sizilien war er überzeugt von der ursprünglichen Herkunftsgleichheit aller Teile der Einzelpflanze, und zwar erkannte er das „Blatt", genauer: etwas Blatt-Ähnliches, als die Grundform, aus der sich Alles an den höheren Pflanzen entwickelt: die verschiedenartigen sichtbaren Blätter, die Kelche, Blüten, Früchte. Er sah also in den Pflanzen (und sodann auch in den Tieren) einen Trieb der Umgestaltung am Werke, eine Kraft und Leistung, die nicht nur von Urzeiten her, sondern noch jetzt und in alle Zukunft tätig ist. Ihm war die Natur nicht mehr das in sechs Tagen oder sechs Jahrtausenden Geschaffene, sondern eine unaufhörlich fortdauernde Schöpfung, der wir täglich und stündlich zusehen können. Dieses Zusehen mußte ihm nun eine große Aufgabe werden. Eine vergnügliche, ja beglückende Aufgabe. Dabei trat die gedachte oder geglaubte, zeitweilig auch gesuchte Urpflanze mehr und mehr in den Hintergrund; die Einzelpflanzen forderten seine Aufmerksamkeit von ihrer Geburt bis zum Tode, und es genügte ihm bald nicht mehr, sie auf seinen Spaziergängen zu beobachten; er mußte die jungen Pflänzchen oder Samen oder Zweige mit nach Haus nehmen, sie dort in die Erde stecken, ihre Entwicklung täglich und genau beobachten.

Zum Beispiel einen Pinienkern: als eine eiförmige Gestalt machte er sich aus der braunen Schale los; dann entwickelte er einen Strahlenkreis von Nadeln.

[1]) Beschreibung: Metamorphose der Pflanzen XVI, 105.

Dagegen ging Cactus opuntia, die verbreitetste der Zimmerkakteen, dikotyledonisch auf, ganz unschuldig als Blattkeimer mit zwei Samenlappen wie irgend ein Bäumchen oder Gartengewächs. Aus ihren Kotyledonen entwickelte sich dann ein eirunder Körper; daraus kamen kleine Spitzen in regelmäßiger Entfernung hervor; zarte Stacheln traten aus diesen Punkten. Dieser ovale Körper war ein Stiel, der die Blätter in sich aufhebt oder aufsaugt, ihnen die Kraft entzieht, sich zu entwickeln. Goethe stellte seinen Sprößling so, daß ihn die Sonne nicht mehr traf, da wurde er länglich und andern Stielen ähnlicher Am wunderlichsten verhielt sich der Akanthus: er weckte des Nachts unsern Botaniker aus dem Schlafe! Goethe vernahm, als er im dunkeln Zimmer zum Bewußtsein kam, ein Knistern, ein Werfen mit kleinen Steinchen. Er machte Licht und nun entdeckte er die Ruhestörer. Es waren die vom Spaziergang mitgebrachten rötlichbraunen glänzenden Samenschoten des acanthus mollis, die elastisch aufsprangen und ihre Samen gewaltsam umher bis an die Wände und die Decke warfen.

Uber der Fortpflanzung und Verjüngung durch Samen übersieht man allzusehr die Ausbreitung und Verjüngung der Pflanzenwelt durch Augen. Das römische Klima begünstigt diese Vermehrung durch Augen so sehr, daß Rat Reiffenstein geradezu die Behauptung aufstellte, alles „Stöpfliche" komme hier fort. Er hatte eine Vorliebe und eine besondere Art, Zweige abzubrechen, und triumphierte laut, wenn er in seinem Hausgarten das Anwachsen beweisen konnte. Die Wichtigkeit der Knoten trat dabei freilich sehr zutage.

Goethe kam jetzt der lebendigen Natur näher als jemals. Sein Faust hatte es gewagt, den Erdgeist zu berufen; Goethe tat es in anderer Art und mit viel besserem Erfolge. Er brauchte sich nicht zitternd vor dem Ungeheuren zu Boden zu werfen; er konnte vielmehr jetzt schon dankbar zu ihm die Hände erheben:

Erhabner Geist! Du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich, meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

*

Während Goethe der Entwicklung der Einzelwesen so liebreich-sorgfältig zuschaute, wie wenn das Einzelne und Kleine ein Symbol von Vielem und Großem wäre, hatte es daheim sein Freund Herder mit einem ganz gewaltigen Stoffe zu tun. Dieser Stubenmann und Bücherleser ging auch ganz anders zu Werke als der Wandrer und Augenmensch in Rom. In seinen ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit', von denen 1784 und 85 zwei erste Teile erschienen waren und der dritte Band eben jetzt herauskam, lehrte Herder, daß auf der Erde eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte herrsche, ein Fortschreiten zum Höheren und Besseren, und daß auch der Mensch, die bisherige

Krone der Schöpfung, sich zu einer noch höheren Stufe der Menschlichkeit, zu einer wahren Humanität entwickle. Unsere Gattung ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchschreiten; der zu erreichende künftige Zustand wird allein auf Vernunft und Billigkeit gegründet sein, auf Vernunft und Billigkeit in allen Klassen sowie bei allen Geschäften der Menschen. Die höchsten Gestalten unter den bisherigen Menschen zeigen uns, wohin Gott mit uns hinaus will.

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergetzenden Lauben des Gesprächs und Umganges mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. . . Hier stehet Plato vor mir; dort höre ich (des) Sokrates freundliche Fragen und teile sein letztes Schicksal. Wenn Mark Antonin im Verborgenen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen. Und der arme Epiktet gibt Befehle mächtiger als ein König. Der gequälte Tullius (Cicero), der unglückliche Boethius sprechen zu mir, mir vertrauend die Umstände ihres Lebens, den Gram und den Trost ihrer Seele. Wie weit und wie enge ist das menschliche Herz! Wie einerlei und wiederkommend sind alle seine Leiden und Wünsche, seine Schwachheiten und Fehler, sein Genuß und seine Hoffnung! Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset, und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: „Auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal!"

Goethe hatte den Schlußband, der in solchen Sätzen ausklang, noch nicht erhalten; er stellte sich Herders Ziel der Geschichte noch etwas anders vor.

als es hier ausgedrückt ist, nämlich mehr auf die christlichen und weichlichen Tugenden, Liebe und Güte, gerichtet, und — dagegen sträubte sich Etwas in ihm.

Auf Herders dritten Teil freu ich mich sehr . . . Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden möge, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß Humanität endlich siegen wird. Nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und Einer des Andern humaner Krankenwärter werden wird.

*

Bei allen Vorzügen einer bessern Zukunft: es war auch jetzt schon, hier in Rom ein recht angenehmes Dabeisein. In dieser Jahreszeit gab es zum Beispiel viele Illuminationen und Feuerwerke, denn in irgend einer Straße mußte irgend ein Schutzheiliger am schönen Sommerabend auf diese Weise geehrt werden. Die größte Freude für alles Volk von Rom war aber der 29ste Juni, der Tag Sankt Petri, des großen Apostels und Gründers der katholischen Kirche. Schon am Morgen gab es Manches zu sehen, etwa die Übergabe des weißen Zelters, della Chinea, an den Papst: der Gesandte Neapels überreichte dies Roß und einen Beutel voll Dukaten als herkömmlichen Tribut seines Königs. Wenn aber die Dämmerung einbrach, versammelten sich alle Menschen, die nicht bettlägerig waren, im Umkreis der Engelsburg und der Peterskirche. Denn auf der mächtigen Engelsburg wurde das große Feuerwerk zu Ehren des Apostels abgebrannt: einige tausend Raketen stiegen mit einem Male auf, leuchteten und donnerten und erhellten die Tiber und ganz Rom —

für einige Augenblicke, um dann wieder das große stille Dunkel hinter sich zu lassen. Dies nannte man die Girandola; darauf folgten Feuerräder und das übrige bekannte Spiel, bis es von einer zweiten Girandola geschlossen wurde. Noch viel schöner aber war am gleichen Abend die Erleuchtung des Petersdomes; das Feuerwerk konnte man sich auch anderwärts denken; aber für eine so herrliche Erleuchtung besaß man nirgends einen gleich erhabenen Untergrund. Die Reifen der Kuppel waren mit Papierlaternen besetzt, ebenso alle Verzierungen: wenn alle diese Lichter brannten, verschwanden die sie umgebenden Steinmassen in der Nacht: es blieben nur die heiteren glühenden Linien übrig. Goethe war entzückt wie Alle.

Die Erleuchtung ist ein Anblick wie ein ungeheures Märchen; man traut seinen Augen nicht . . . Die schöne Form der Kolonnade, der Kirche und besonders der Kuppel, erst in einem feurigen Umrisse und, wenn die Stunde vorbei ist, in einer glühenden Masse zu sehen, ist einzig und herrlich . . .

Der Himmel war rein und hell; der Mond schien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein. Zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Glut gesetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöscht.

Am folgenden Abend wurden beide Schauspiele, Erleuchtung und Feuerwerk, noch einmal gegeben. Es war Vollmond und der Himmel wieder klar; die Erleuchtung erschien sanfter. Goethe nannte es wiederum ein Märchen. Dies Stück katholischer Festesfreude ließ er sich wohl gefallen und des heiligen Märtyrers konnte er leicht vergessen.

„Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick."

*

Nach dieſem Feſte hatte er Rom verlaſſen wollen. Aber jetzt war ihm die Stadt und ihre Umgebung erſt recht lieb geworden, die Bäume, die Felſen, Alles! Und von Weimar her drängte ihn Keiner zur ſchnellen Rückkehr. Er verſchob nun die Abreiſe auf ſeinen Geburtstag: ſo gewann er faſt neun Wochen. Allerdings ſtanden jetzt die beiden heißeſten Monate bevor, die in Rom fürchterlich ſein ſollten: viele Nordländer glaubten ſie nicht ertragen zu können. Aber die Römer hielten ſie doch recht gut aus, und im Verhältnis zum Klima fühlte ſich Goethe durchaus den Kindern Italiens gleich.

Nun fügte es ſich auch gut, daß Tiſchbein im Anfang Juli wieder nach Neapel ging, wo ſich ihm bei Hofe günſtige Ausſichten boten; dadurch ward Tiſchbeins Studio, ein großer und kühler Saal, frei; Goethe übernahm ihn.

Ein rechter Troſt war ihm auch ein neuerliches Schreiben ſeines Herzogs, der ihm völlige Freiheit zuſicherte und Allem im voraus Beifall ſchenkte, was der Freund für ſein eigenes Wohl jetzt tue und beſchließe. Durch dieſe tröſtlichen und ermunternden Worte ſeines neu angenommenen Herrn fühlte ſich Goethe ungemein geſtärkt: wie wenn er ein beſſeres Rückgrat bekommen hätte. Das Wort sodezza kam ihm in den Sinn; es bedeutet Feſtigkeit, Solidität, Ernſt. „Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat gefruchtet“ erwiderte er dem fürſtlichen Freunde, „und ich finde mich nun, zum erſten Mal auf meiner ganzen Reiſe, mit dem wahren Gefühl von Sodezz: in Rom, wo die Sodezz oder der höchſte Leichtſinn hingehört.“

Zweites Kapitel

Sommerhitze in der Stadt

Juli und Auguſt 1787

„Die Hitze iſt gewaltig“ mußte doch auch Goethe ſchon am 7ten Juli zugeſtehen, „und der Scirock hält auch die Nächte warm.“ Dieſer Südweſtwind galt für ſehr gefährlich, da er die böſen Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe nach Rom bringt; ihm ſchrieb man eigentlich die böſe Luft, die mal'aria zu, welche Menſchen und Tiere um dieſe Zeit krank oder halb närriſch macht. Aber der ſchlimme Wind dauerte nicht lange, und die verbleibende Tageshitze empfand Goethe für ſeine Perſon als heilſam. Sie ſchien alles Flußartige, was ihm nun ſchon manches Jahr im Körper ſteckte, herauszuſchmelzen; alle Schärfe wurde von innen nach der Haut getrieben, „und es iſt beſſer“, meinte er, „daß ein Übel jückt, als daß es reißt und zieht.“

In der Mitte Juli erreichte die Hitze einen auch für Rom ganz ungewöhnlichen Grad; Reiſende, die Spanien und Portugal kannten, verſicherten, es dort niemals ſo heiß gefunden zu haben. Bei Tage ging man durch die Straßen wie in einem Backofen. Um den 10ten Auguſt nannte denn auch Goethe dieſe Glut am hohen Tage „entſetzlich“; auch die Nächte gewährten

manchmal keine Erholung mehr. Für gewöhnlich aber wurden die verhältnismäßig kühlen Abende, Nächte und frühen Morgen gerade jetzt mit Lust genossen; der Tag galt allgemein als die Zeit der Erschlaffung und des Schlafes. Goethe aber schlief in der zweiten Hälfte der Nacht; er stand stets mit der Sonne auf; nach dem Ankleiden ging er zum Pappeltore hinaus, an der Villa Julius des Dritten vorbei durch ein anmutiges Tal nach Aqua acetosa; er trank den dortigen Sauerbrunnen, der ihn seinem Geschmacke nach an ein mildes Schwalbacher Wasser erinnerte. Gegen Acht kam er wieder zu Hause an, und dann ward den ganzen Tag geschrieben, studiert, gezeichnet: nur selten überwältigten ihn Mattigkeit und Schlaf. Die Abendkühle brachte dann ihm, wie Allen, die Stunden der Geselligkeit, nur daß diese Stunden für ihn selten ein völliges Aufhören seiner Arbeit, seiner geistigen Anstrengungen bedeuteten. Zuweilen ging er in der Tiber baden[1]); gewöhnlich blieb es beim Spazieren mit einem Freunde oder einigen Freunden. Am häufigsten war wohl Moritz sein Begleiter: ein recht gutes Gefäß, wenn Goethe sich zu ergießen Lust hatte, aber auch selber oft anregend, bald wie ein gelehriger Schüler, bald wie ein freundlicher Lehrer. Goethe trug ihm seine Botanik vor, um sich selber darüber noch klarer zu werden; häufig sprachen sie ästhetische Grundfragen durch, worüber Moritz eine Schrift plante; namentlich aber wollte dieser die gesamte mythologische Gelehrsamkeit in ein handliches, faßliches, angenehm lesbares Buch bringen, und so redete er denn jetzt gar gern über Götter, Göttinnen, Heroen, Nymphen usw., was in den Ruinen Alt-Roms oder in den benachbarten Gärten der Vornehmen recht passende Gegenstände waren.

[1]) In einem artigen dazu bestimmten Häuschen, wie seinerzeit in Genf. Es ist uns nicht berichtet, daß Goethe je in einem Flusse oder See oder an der Meeresküste seine Schwimmkunst bewiesen habe.

Die Trajanssäule in Rom. Nach einem Stich von P. Parboni

Goethe hatte auf solchen Streifereien dann auch immer noch soviel zu sehen, wie wenn er frisch angekommen wäre; immer wieder gab es neue Eindrücke. Wir lesen seine Notizen über zwei Abende:

Montag, den 23ten Juli, bestieg ich abends die Trajanische Säule, um des unschätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt sich das Coliseum ganz herrlich aus, das Kapitol ganz nahe, der Pa-

latin dahinter, die Stadt, die sich anschließt. Ich ging erst spät und langsam durch die Straßen zurück.

Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag, den 24sten Juli. Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen, schönen und mannigfaltigen Gegenstände zu bereichern. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Säule, den Palast Chigi vom Monde erleuchtet, und die Säule, von Alter schwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen, glänzenden Piedestal. Und wieviele andere unzählige, schöne, einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an!

Erst recht in den Gärten ergriff ihn die Lust, solche Blicke auf das Papier zu bringen. In der Villa Borghese fand er an einem Abend „vier herrliche Tableaus", „die man nur abschreiben dürfte, wenn man's könnte".

*

An zwei oder drei Tagen konnten die deutschen Freunde das Bild Roms mit dem Genuß einer Seligsprechung verbinden. Der Kapuziner-Orden hatte soviel Geld zusammengebracht, um drei seiner vormaligen Brüder in diese höhere Klasse versetzen zu lassen. Die Zeremonien fanden in der Kirche Ara coeli auf dem Kapitolshügel statt; sie begannen gleich nach Mittag, und Goethe ging auch schon nachmittags mit Moritz dahin. Sie hörten der rauschenden Musik in der Kirche zu oder beschauten die Ausschmückung; oder sie erlabten sich draußen an dem Ausblick auf Alt-Rom, das Kolosseum, den Friedenstempel, den palatinischen Berg usw. Gegen

Abend wurde es erst recht lebhaft; das Kapitol begann in Fenster-Erleuchtung zu strahlen; die Stunde des Feuerwerks rückte heran; Stühle wurden ausgeboten, und unsere Freunde nahmen sich deren auch, um dem Feuerwerk bequem zuzusehen. Zwischen antiken Trophäen und Bildsäulen entzückten die Licht- und Farbenwirkungen in der Tat wieder als etwas Neues.

Alles war heiter und froh und genoß dieses reizenden Schauspiels und des schönen Abends mit ganzer Seele. Familien, Freunde und Bekannte hatten sich neben einander gesetzt, oder vielmehr: Alles schien hier eine große Familie zu sein. Man lachte, scherzte und freute sich der schnell verfliegenden Stunden, und an die schweren Büßungen und Kasteiungen der Seliggesprochenen, denen man dies Fest zu verdanken hatte, ward nun nicht mehr gedacht, als insofern man ihre Abtötungen und harte Büßungen durch frohen Genuß des Lebens gleichsam wieder gutzumachen und den Himmel darüber zu versöhnen suchte[1]).

Die Römerinnen gingen an diesen festlichen Sommerabenden in weißen Kleidern mit schwarzen Gürteln einher; von ihren Männern und Freunden begleitet, zeigten sie doch auch den Fremden recht freundliche Gesichter. Solch Blicketauschen gehörte für sie auch zur Seligsprechung der Kapuziner. Man blieb bis Mitternacht beisammen, dann ward die Szene verdunkelt; Goethe und Moritz stiegen den Abhang hinunter, schritten die alte via sacra entlang; in der Ferne beleuchtete der Mond den Triumphbogen des Titus und die Ruinen des Nero-Palastes.

Wenn Goethe nach solchen Abenden wieder in sein Zimmer trat und sich aufs Lager warf, blieb er doch

[1]) Moritz, Reisen eines Deutschen in Italien II, 164.

sozusagen noch in der Menge. Denn fast die ganze Nacht bewegten sich Fahrende und Spazierende seine Straße, den Korso, auf und ab; nicht selten sangen sie oder musizierten auf Zithern, Violinen und anderen Instrumenten, und die sich hören ließen, verdienten auch, daß man ihnen lauschte. Zuweilen ertönten Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder einem Konzert.

*

Es ist kaum glaublich, daß an den immer heißer werdenden Abenden Theater gespielt wurde, aber die komische Oper war in Valle wirklich im Gange; die deutschen Künstler besetzten ihre Bank regelmäßig und ermunterten durch ihren lauten Beifall die armen Komödianten, die sich von acht bis Mitternacht im Schweiße ihres Angesichts abarbeiteten. Den Besuchern ward die Zeit nicht ebenso lang, weil sie immer noch auf irgend einen Chor oder Lieblingsarie hofften und während der Zeit ungehindert schwatzten und lachten.

Die Zuschauer werden mit den spielenden Personen und ihren wiederkehrenden Späßen nach und nach immer bekannter, und Theater und Parterre werden immer vertrauter miteinander. Das Parterre neckt einen seiner Lieblinge, und Dieser neckt es wieder und zankt sich ein Weilchen mit ihm, und dann rückt das Schauspiel weiter fort. (Moritz II, 215.)

Neben einem alten Komiker Guochino war namentlich ein sechzehnjähriger Kastrat der Liebling des Publikums. „Es läßt sich nicht beschreiben", berichtet Moritz weiter, „mit welcher Geschicklichkeit und Täuschung die weiblichen Rollen von jungen Kastraten gespielt werden, welche mit ihrer abgelegten Mannheit die ganze Weiblichkeit angezogen zu haben scheinen."

Goethe hatte neben dem Spaße immer den Nebengedanken, was er hier wohl für seine Zwecke lernen könne, für seinen „Wilhelm Meister" und erst recht für die mit Kayser zu machenden ernsten und heiteren Opern. Auch in Rom war jetzt Cimarosa der herrschende Komponist. Ende Juli erschien ein neues, ganz köstliches Stückchen von ihm: „L'Impresario in angustie. „Es wird uns manche Nacht unterhalten" urteilte Goethe, denn damals war es ganz selbstverständlich, daß man gute Stücke viele Male hinter einander sah. Die Nöte eines Theaterdirektors wurden in diesem „Intermezzo" possenhaft vorgeführt: hatte sich unser Freund nicht auch schon manchmal in ähnlicher Lage befunden? Ein Dichter liest hier sein neues Stück vor; es ist ein albernes Machwerk über Hekuba und Pyrrhus, aber der Unternehmer und seine Frau, die auch auf der Bühne seine prima donna ist, fallen ihm bei, während der Komponist und die seconda donna das Scheusal beim rechten Namen nennen. Der entbrennende Streit gibt zu schönsten musikalischen Scherzen Anlaß, etwa wenn der Direktor seine Meinung über die zanksüchtige Gemahlin murmelt: „Matta! matta! maledetta!" oder sie mit geschwindester Zunge schreit: „Nel quartetto, nel quartetto devo entrar!" Nun denke man sich die beiden Sängerinnen von Kastraten gespielt und das Publikum dazu, das sich diesmal gleichsam doppelt über das Komödiantenvolk belustigt; man denke sich in der einen Loge den päpstlichen Nepoten, ohne dessen Zustimmung keine Arie wiederholt werden darf, der aber auch seinen gnädigen Wink immer gibt, wenn die Zuschauermenge bei ihrem Beifall beharrt: hier aber machte

es sich noch höchst sonderbar, daß der Neffe des vorigen Papstes sich als Musikmeister in der Kapelle abmühte, denn dieser vorige Papst, Ganganelli, war ein weißer Rabe gewesen und hatte nur in sehr bescheidener Weise für seine Verwandten gesorgt.

*

Die Regel, daß Goethe den Tag über in seinem kühlen Saale blieb, galt nicht für den Sonntag. Da kam allemal gegen Mittag eine Kutsche vorgefahren, darin Angelika, ihr Gatte und ihr Nachbar Reiffenstein saßen. Goethe stieg zu ihnen hinein, und nun ging es durch die Backofen-Glut zu der einen oder anderen Galerie, deren Kühlung schon dankbar empfunden wurde, ehe noch die Kunstwerke ihre Macht entfalteten. Hier war es nun ein Genießen und Studieren höchster Art, denn jeder der Viere entdeckte Neues und Schönes; auch der alte Zucchi, der im Technischen sehr große Kenntnisse besaß, konnte treffliche Winke geben. Das eine Mal fuhr man an zwölf Kirchen vor, um die Altarblätter zu betrachten, und dann noch zu dem englischen Maler James Moore, der eine Sündflut gemalt hatte, genauer: ihr Eindringen in ein Bergtal, und wie sie die Bewohner auf die letzten Felsenspitzen treibt. Das nächste Mal fuhren sie zur Farnesina und widmeten sich der von Raffael erfundenen Psyche-Fabel. Am folgenden Sonntage sahen sie Raffaels Fornarina und die „Maria mit dem Kinde" von Lionardo da Vinci. Das nächste Mal ward Goethe im Palast Rondanini wieder aufs höchste von der Medusa entzückt. „Nur einen Begriff zu haben, daß So-etwas in der Welt ist, daß So-etwas

zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen." Und er fuhr fort, als er in einem Briefe diesen Anblick erwähnte:

Wie gern sagt' ich etwas drüber, wenn nicht Alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunst ist dazu da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich allen Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte!

Einen andern Sonntag war der Palast Aldobrandini das Ziel; hier zog Lionardos Bild, ‚Jesus unter den Pharisäern' am stärksten an. Und so konnte man jeden Sonntag zum Besuch der Kunstwerke ausfahren, ohne fürchten zu müssen, daß es einmal nichts mehr zu beschauen gäbe.

Nach der Ausfahrt war dann Mittagessen bei Zucchis. Goethe wurde immer vertrauter mit seiner edlen Freundin, der einzigen Frau, die er in Rom und ganz Italien liebte. Leider konnte er ihrer, der doch so Hochbegünstigten, nicht ohne Mitleid gedenken. Jetzt malte sie eins ihrer schönsten Bilder: die Mutter der Gracchen, die einer auf ihr Geschmeide stolzen Freundin ihre Kinder als ihre besten Schätze zeigt. Gerade das Mutterglück war der armen Angelika versagt geblieben. Aber auch der Gatte war nicht der rechte.

Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu sein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich, auch

mit mäßiger Arbeit, noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht.

Sie spricht sehr aufrichtig mit mir. Ich hab' ihr meine Meinung gesagt, hab' ihr meinen Rat gegeben und muntere sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn Die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können!

Angelika kam nie ins Theater, und man merkte ihr an, daß sie die deutschen Landsleute ein wenig beneidete, wenn sie von ihrem Vergnügen dort erzählten. Goethe rühmte etwa die neuen Lieder und Szenen Cimarosas von Herzen, bis er daran dachte, daß der andere sich an keinem Gesange erfreuen kann, den er nicht selber hört.

Nun sprach er mit seinen Hausgenossen darüber; Schütz und Bury, besonders der letztere, kannten sowohl die Kapellisten wie die Komödianten von Valle gut, auch die Buben, nämlich die Kastraten, die die Weiberrollen so köstlich karrikierend spielten. Und nicht lange dauerte es, so erboten sich diese Theaterleute, bei den deutschen Freunden am Korso einen Abend für umsonst zu spielen. Goethe ließ nun seinen Saal räumen und für ein Fest ausschmücken, er schloß mit dem nächsten Kaffeewirt ein Abkommen über Speise und Trank; dann ließ er die Einladungen ergehen: an Madame Angelika und ihren Haustyrannen, an einige Freunde beider, den italienischen Kupferstecher Volpato, den englischen Maler und Kaufmann Jenkins, sodann an die deutschen Kunstfreunde, mit Vater Reiffenstein an ihrer Spitze.

Es wurde ein glänzendes Konzert; die edle Malerin genoß es sehr, aber auch die ganze Nachbarschaft und das sonstige Volk von Rom, das hier vorbei wandelte

oder fuhr; es hörte von der Straße aus zu, klatschte Beifall und fühlte sich ganz wie im Theater. Das Schönste war, daß zufällig auch ein mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen durch den Korso seine Lustrunde machte. Er hielt vor Goethes Konzertsaale; seine Insassen lauschten nun auch und riefen ihr Bravo. Als oben ein Stück geendet war, erhob sich auf dem Wagen ein trefflicher Bassist und sang eine Arie aus eben derselben Oper; seine Wagengenossen spielten die Begleitung dazu. Nun ward von oben her Beifall geklatscht, und das ganze Volk ringsum klatschte auch und freute sich an dem Doppelkonzert, so lange es dauerte.

Manche rechneten sich aber auch aus, was dieser Scherz dem Herrn bei den deutschen Malern gekostet haben müsse, und von nun an galt Goethe für einen „reichen Milordo".

*

Es lebte sich also gut neben den Römern, aber Goethe blieb doch in der deutschen Kolonie; er empfand das italienische Volk immer als ein fremdes, und kaum je trat ihm ein Sohn oder eine Tochter dieses Landes wirklich nahe. „Ich bin ohnehin schon ein isoliertes Wesen und mit diesem Volke hab ich gar nichts gemein": so drückte er es am 18ten August gegen Knebel aus. Bei andern Deutschen schlug Gott Amor, der wahre pontifex maximus, wohl einmal die Brücke zwischen beiden Nationen; auch das fand bei unserm Dichter nicht statt. Die einzige, die sein Herz hier rührte, war eine Malerin aus deutschem Lande. Einmal ward

er zu einem Balle eingeladen, den einer seiner Nachbarn im Garten abhielt; Goethe tanzte da mit den jungen römischen „Mäuschen", fand sie recht eigenartig und sagte sich, daß er vor zehn Jahren wohl hätte Feuer fangen können, jetzt aber glückte es nicht mehr, und er konnte kaum das Ende dieses für ihn so leeren Kokettierens abwarten.

Wir wissen, wie sehr sich das römische Volk auf Vergnügen und Feste verstand; Goethe konnte sich wohl unter diese beneidenswerte Menge mischen, aber nicht auch auf den katholisch-mythologischen Untergrund all dieses fröhlichen Treibens treten, und so ward er sich auch bei Spiel und Lachen immer seiner Fremdheit bewußt. Zur selben Zeit, wo in Deutschland, z. B. bei Jacobi in Düsseldorf, zum ersten Male das Gerücht auftauchte, Goethe sei katholisch geworden, stieß ihn eben dies katholische Wesen stark zurück. Unter Anderm kränkte es alle Nordländer, daß diese römischen Christen so gar kein Mitgefühl für Tiere zu kennen schienen. Schon im Winter hatte Goethe das Schweineschlachten mit angesehen, das an jedem Freitag der kühlen Jahreszeit auf dem Foro di Nerva, wo früher ein Tempel gestanden, abgehalten wurde. Etwa tausend von der Regierung angekaufte Schweine wurden hier den Fleischerknechten ausgeliefert und sogleich auf grausamste Weise zu Tode gemetzelt. Noch scheußlicher war die „Giostra", der Goethe in der Mitte Juli beiwohnte. Sie fand im Grabmal des Augustus statt, das dem Grabmal Hadrians, der jetzigen Engelsburg gegenüber, am diesseitigen Ufer liegt: ein nur in seinen unteren Mauern erhaltener Turm, der durch Holzbänke

als Amphitheater ausgebaut war. Die Giostra, die unzählige Zuschauer hierher lenkte, war zunächst ein Stiergefecht nach spanischer Art, und die kämpfenden Männer kamen auch aus Spanien. Dieser Teil war noch leidlich ritterlich: Menschen setzten sich in Gefahr, die Tiere zu reizen; fürchterlich aber wurde es, wenn die blutgierige Menge nach den Hunden schrie und die abgehetzten Ochsen nun den Kampf gegen eine Meute von Hunden aufnehmen mußten, die sich ihnen in den Ohren, an der Brust usw. einbissen. Und noch Schauerlicheres hatte sich die Phantasie dieser Menschen erdacht: Feuerwerk auf dem Rücken eines Stieres und das Rasen dieses gequälten Wesens, dem die Glut auf dem Rücken brennt, dem die Feuerräder um die Ohren zischen, dem Flammen und Funken vor den Augen sprühen und das der Knall des Pulvers immer wilder erregt. Wir erinnern uns, daß Goethe wenig Liebe zu Tieren hatte; auch war er in einer Zeit und Umgebung herangebildet, die gegen die grausamsten Arten der Jagd kein Bedenken fand, wo die Menschen selbst in den täglichen Lebensgenossen: Hund, Pferd usw. durchaus nicht das Brüderliche erkannten, so üblich es auch damals schon war, die Nachbarn mit Tieren zu vergleichen. Hier aber wehte ihn aus Menschenseelen das Fremde wie eine bitterliche Kälte an, und es war auch für seine Milde gegen die Menschen noch sehr mild, wenn er über diese Giostra berichtete: „Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut."

Auch die Dichter und Schriftsteller dieses Volkes lernte er nie als Verwandte ansehen. Sie liefen im Priesterkleide herum, und Einige waren wirklich Ge-

weihte; schon diese Äußerlichkeit war doch sehr sonderbar, und wenn der Abbate Casti, der übrigens nur als Gast hier weilte, in diesem Gewande seine sehr schlüpfrigen Versnovellen vorlas, ward die Sache nicht besser. Das gewöhnliche literarische Geschwätz war hier noch unerträglicher als daheim. Welchen er für den größeren Dichter halte, den Ariost oder den Tasso, ward er oft gefragt, und wenn er dann antwortete, man solle Gott danken, der sie alle beide herabgesandt, so war den Schwätzern auch diese gescheute Antwort nicht recht. Die Fragenden hatten nun einmal Partei ergriffen und wußten ihren Meister nur in die Höhe zu heben, indem sie den Andern in die Tiefe stießen, so daß der Deutsche wohl verführt wurde, einen großen italienischen Dichter gegen einen Italiener zu verteidigen. Kam gar auf Dante die Rede, so wurde die Sache noch schlimmer, Goethe wollte mit Ehrfurcht von ihm sprechen, als ihm bedeutet wurde: ein Ausländer sei nie imstande, diesen außerordentlichen Geist zu verstehen, dem ja auch selbst die Italiener nicht in Allem folgen könnten. Da erwachte wohl in Goethe der Mephistopheles, und er gestand nun, daß er in der Tat nie begriffen habe, wie man sich mit Dantes großem Gedichte beschäftigen möge. Ihm komme die Hölle ganz abscheulich, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig vor. „Sehen Sie!“ rief nun der Andere triumphierend, weil der Ausländer sein Unverständnis zugab, und er wäre nun bereit gewesen, Goethen einiges Licht zur Erleuchtung dieses dunkeln Gedichtes zu leihen.

*

Unter den höchsten Würdenträgern der Stadt und des Staates bewiesen sich Einige gern als Freunde der Künste und Wissenschaften, begönnerten also auch gern die fremden Gelehrten. Der Papst bezahlte seinen Tribut an artes et litteras mit dem Aufrichten der jetzt noch zu Boden liegenden Obelisken; der Kardinal-Staatssekretär Ignazio Lodovico Prinz von Buoncompagni jedoch wünschte, daß die namhaften Ausländer mit ihm Komplimente austauschten, daß also auch der angesehene Dichter v. Goethe, nachdem er sich zu seinem wahren Namen bekannt, bei ihm vorsprechen möge. Dieser aber hatte noch immer keine Lust, seine Zeit mit vornehmen Herren und Damen und ihren gesellschaftlichen Umständlichkeiten zu vergeuden. Zu solchen Nichtigkeiten brauchte man nicht nach Rom zu reisen!

Aber Goethe war nun doch nicht mehr „Filippo Miller“, und vor solchen Vornehmen, die, wie er selber, als Gäste hierhergekommen waren, versteckte er sich keineswegs; mit ihnen war er ja oft durch gleiche Zwecke verbunden. Schon in Neapel hatte er mit dem Marchese von Lucchesini Bekanntschaft gemacht; in Rom sah er ihn wieder. Dieser Herr war zwar aus Lucca gebürtig, wie sein Name sagt, aber er hatte in Berlin und Potsdam bei Friedrich dem Großen als Kammerherr gedient und ward nun vom neuen preußischen Könige zu diplomatischen Geschäften gebraucht. Jetzt gerade half er mit an jener Aufgabe, der auch der Herzog von Weimar so großen Wert beilegte: der Sicherung der kurmainzischen Nachfolge für Karl v. Dalberg. Gern hörte Goethe aus Lucchesinis Munde die Lobreden, die der kluge Mann für Karl August

aufrichtig genug, wie es schien, vorbrachte. Daß aber er selber, der unpolitische Poet und Grübler, diesem Diplomaten gleichgültig blieb, ward bald genug recht deutlich: Lucchesini beachtete ihn nicht weiter.

In Neapel hatte Goethe auch schon den jungen Grafen Johann Joseph v. Frieß aus Wien getroffen, dessen Gesellschaft ihm hier in Rom noch angenehmer wurde. Sohn eines Emporkömmlings, der es vom bürgerlichen Armeelieferanten zum Reichsgrafen gebracht hatte, reiste dieser Herr jetzt mit dem vorhin genannten Abbate Casti in der Welt herum und verwandte von seinem vielen Gelde einen Teil zum Ankauf von Kunstwerken, bald Gutes erhaschend, bald von listigen Händlern in allerlei Fallen gefangen, was Beides für die Kunstfreunde um Goethe herum höchst unterhaltsam war. Er erwies sich gegen den großen Dichter sehr aufmerksam, lud ihn zu Mahlzeiten, nahm ihn mit zum Prinzen Piombino, dessen Gemmensammlung zu sehen, und war sonst angenehm. Es scheint, daß die schönen Frauen der Stadt dem reichen Fremden noch mehr Geld aus der Tasche lockten als die Antiquare, und daß er darüber auch an seiner Gesundheit zu Schaden kam. Dergleichen unterhält den Zuschauer ebenfalls.

Eine andere Art reicher Edelmann war der französische Chevalier d'Agincourt aus Beauvais. Er hatte sein Leben kunstgeschichtlichen Forschungen gewidmet und lebte deshalb seit zehn Jahren in Italien; jetzt zählte er sechsundfünfzig. Sein Hauptbestreben war, die sehr wenig bekannte Zeit zwischen dem Verfall der antiken Künste und ihrem Wiederaufleben aufzuhellen,

also die Zeit vom vierten zum sechzehnten Jahrhundert. Goethe hörte ihm gern zu und betrachtete seine merkwürdigen Sammlungen. „Man sieht, wie der Menschengeist während der trüben und dunkeln Zeit immer geschäftig war." Dieser Franzose hätte ihm wohl über das Mittelalter noch manche Aufklärung geben können, aber — da lebte zum Beispiel auch ein reicher englischer Edelmann jetzt in Rom, der wieder Anderes zu berichten und vorzuzeigen hatte, und für dies Andere war Goethes Seele weit offen. Sir Charles Worthley hatte Griechenland, Ägypten und andere südliche Länder bereist, um Kunstwerke und Altertümer zu sehen; unter seinen Schätzen genoß Goethe am meisten die Zeichnungen nach Arbeiten des Phidias am Parthenon zu Athen.

In dieselbe Welt der Antike tauchte ihn ja auch das Gespräch mit Moritz fast jeden Abend. Und kaum war unter den Künstlern das Gerede über den herrlichen Herkules verklungen, den leider der König von Neapel aus der Farnesina hatte wegholen lassen, da tauchte bei Albacini, einem angesehenen Wiederhersteller antiker Bildwerke, aus derselben farnesinischen Erbschaft ein sitzender Torso auf, den man zuerst für einen Apollo ansah; nachher entschied man sich, ihn Bacchus zu benennen. Keiner stellte dies Werk höher als Goethe.

Mengs sagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, das Größte wäre, was der Mensch sich denken könne. Und durch jenen Torso eines Apolls oder Bacchus . . . scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu sein. Mein Auge ist nicht genug gebildet, um in einer so delikaten Materie zu entscheiden, aber ich bin selbst geneigt,

dieſen Reſt für das Schönſte zu halten, was ich je geſehen habe.[1])

Und die Renaiſſance behielt doch auch immer ihre Macht. Nicht bloß bei den ſonntäglichen Galeriebeſuchen. Auch die jüngeren deutſchen Künſtler redeten beſtändig über Raffael, Michel Angelo, Lionardo, indem ſie bald Dieſem, bald Jenem den Vorzug gaben. Goethe fühlte ſich glücklich, daß alle dieſe Namen ihm jetzt gegenwärtige, ganz vertraute Werke und dahinter lebendige, wohlbekannte Menſchen bedeuteten, und daß er fähig war, ſie alle zu genießen, ohne ſie aneinander meſſen oder gegeneinander ausſpielen zu müſſen. Michel Angelo wurde gerade jetzt der Held des Kreiſes, denn der junge Graf Frieß hatte Bury und Lips beauftragt, eine Reihe Aquarellkopien nach dem ‚Jüngſten Gericht' in der Sixtiniſchen Kapelle zu malen. Den jungen deutſchen Künſtlern wurde erlaubt oder nachgeſehen, daß ſie in dieſem geheiligten Raume den Tag über ohne Aufſicht arbeiteten und es ſich recht bequem darin machten. Goethe, der ihnen oft zuſah, ſetzte ſich ſogar eines Mittags in den päpſtlichen Stuhl und ſchlief darauf ebenſo ſanft wie ein Heiliger Vater.

*

Nach Hackerts Abreiſe verminderte ſich ſeine Luſt zu eigener Kunſtbetätigung keineswegs, und vielleicht verſuchte er ſich jetzt im Zeichnen um ſo lieber, da auch Tiſchbein ihm nun nicht mehr zuſah. Die jüngeren oder ſchwächeren Künſtler: Meyer, Lips, Bury, Schütz,

[1]) Jetzt im Muſeum von Neapel. Man ſetzt den Torſo in das vierte Jahrhundert v. Chr.

Dies, Strack, Verſchaffeldt, Makko, Kirſch uſw. ermunterten und reizten ihn. Verſchaffeldt gab einen Abendkurſus in der Perſpektive, an dem Goethe teilnahm; Dies aus Hannover kolorierte vor ſeinen Augen eine von ihm, Goethe ſelbſt, gezeichnete Landſchaft, und ſo gab es manche Lerngelegenheit. Beſonders warf er ſich jetzt auf Architektur, Perſpektive, Kompoſition und Farbengebung der Landſchaft. Eine Zeit lang dachte er daran, auf den Herbſt noch einmal nach Neapel zu gehen und dort Hackerts Unterricht wieder zu genießen, den er für ſeinen beſten Lehrer hielt. Jedenfalls zeichnete er ſehr fleißig, oft ſogar noch in der Nacht bei Licht, wenn er nach dem Abendſpaziergang mit Moritz, der ihn heimbegleitete, oder mit ſeinen Hausgenoſſen noch plauderte. Mondſchein-Landſchaften machte er gern. „Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntnis und Ausübung der Kunſt zunehme" ſchrieb er am 11ten Auguſt auf. „Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man, oben offen, unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt. Es drängt das Kunſtelement von allen Seiten her."

Selbſt die Erinnerung, daß er ſich ſchon lange Jahre, ſchon von Kindheit an mit den bildenden Künſten befaßte und immer noch keine befriedigenden Früchte zeigen konnte, bedrückte ihn nicht mehr. Denn er glaubte jetzt das Hindernis oder die Hinderniſſe überſtiegen zu haben.

Ich habe recht dieſe Zeit her zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer

Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſoviel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und getan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder, wenn ich meine Sache gut und mit Überlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden.

Der andre, nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und kombinieren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos[1]) und unerträglich.

Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu korrigieren. Ich bin im Land der Künſte: laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh' und Freude haben und an Andres gehen können! Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtände aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art, denen es Ernſt iſt, die auf rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiter bringen kann. Gott ſei Dank, ich fange an, von Andern lernen und annehmen zu können!

*

Aber ſeine Eigenart brach doch wohl auch jetzt allzu ſchnell wieder durch. Wo er nur Lehrling und Nachahmer hätte ſein ſollen, arbeitete in ihm ſchon der Denker und Entdecker, und ſo förderlich das ſonſt ſein mag, zieht es doch vom Handwerk ab. Es konnte nicht ausbleiben, daß Goethe ſich auch bald der menſchlichen Geſtalt und den Köpfen beſonders zuwandte, daß er Luſt bekam, ſie auch in plaſtiſchem Ton zu geſtalten, und da mußte er ſich dann ſowohl ſeiner früheren

[1]) Ital. nója Verdruß, lange Weile, lat. in odio, franz. ennui.

anatomiſchen Studien erinnern und auch noch weiter zurückgehen und die ganze Phyſiognomik wieder in ſich aufwecken, die ihm durch Lavater zuerſt lieb und nachher leid geworden war. Im Grunde hatte er nie an dieſer Wiſſenſchaft gezweifelt, nämlich an der Übereinſtimmung der äußeren Geſtalt mit dem innerlichen Weſen. Da der Künſtler nun keine zufälligen oder Mißbildungen darſtellt, ſondern gebührende, geziemende Geſtalten, bei denen wir daher die ganze Weſensart aus der äußeren Erſcheinung ableſen können und ſollen, ſo müſſen auch die Geſetze auffindbar ſein, die vom Innern zum Äußeren oder umgekehrt leiten. Wer dieſe Geſetze kennt, muß einen Zeus, einen Achilles, einen Odyſſeus, wie ſie Homer ſchildert, in Stein bilden können, indem er von Homers Worten ausgeht, das Wort in Form überſetzend. Goethe fing an, nach dem von ihm gefundenen Rezept einen Herkuleskopf zu modellieren: in der Tat ſchien es, als ob er jetzt in Geſchwindſchritten ein großer Bildhauer werde. Wie beglückt fühlte er ſich da!

Mein Prinzip, die Kunſtwerke zu erklären und Das auf einmal aufzuſchließen, woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudieren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Kolumbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Kapitalſchlüſſel beſitze, ſprech' ich nun die Teile zweckmäßig mit den Künſtlern durch und ſehe, wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſtößt. Die Türe hab' ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.

Soviel iſt gewiß: die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntnis der Natur und einen eben ſo ſichern Begriff von

Dem, was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch Diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als: sie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen; da ist Notwendigkeit! da ist Gott!

*

„Ich schwimme wie in einem Meere von Gegenständen", schrieb Goethe in diesen Wochen an seinen musikalischen Freund Kayser, der ihm von dem Fortgange der gemeinsamen Oper berichtet hatte. Wirklich, es war ein Meer! Unter unzähligen Gedanken und Betätigungen hatte er ja auch noch ein Hauptgeschäft und er verrichtete es in diesen so heißen Monaten getreulich, während doch die Römer selbst, von ihrem Klima erschlafft, vor jeder Arbeit sich schonten. Dies Hauptgeschäft war, zu den vier von ihm aus fertigen Bänden seiner gesammelten Werke die Fortsetzung an den Verleger Göschen zu liefern. Gegenwärtig aber hatte er sich vorgesetzt, für den fünften Band ein Schauspiel zu vollenden, woran er sogar schon vor seiner Übersiedlung nach Weimar gearbeitet hatte; es war der ‚Egmont'.

Damals hatte er das Stück beim Anfange angefangen, was ja nicht immer seine Regel war; die ersten Szenen wurden, als er nach Weimar kam, demgemäß von Einigen als ‚Das Vogelschießen von Brüssel'

bezeichnet. Er hatte damals aber auch schon in ein paar Bildern die schwierige Lage der Margaretha von Parma dargestellt, welche als Statthalterin der Niederlande zwischen den strengen Forderungen ihres königlichen Bruders in Spanien und der nach Freiheit verlangenden Bevölkerung eine Versöhnung suchte und beiden Teilen nicht genügen konnte. Nun wollte es der Zufall, als der Dichter die alten Blätter in Rom wieder zur Hand nahm, daß in Brüssel wiederum eine fürstliche Frau als Statthalterin zwischen den Brabantern und ihrem weit entfernten Oberherrn vermitteln mußte, und daß das Volk diese Statthalterin nicht abreisen lassen wollte, damit nicht ein viel böserer Mann an ihren Platz trete. Diesmal handelte es sich bei dem Landesherrn um den Kaiser Joseph den Zweiten, der sich von Philipp dem Zweiten erheblich unterschied, in seiner Art aber auch ein Tyrann war; die Schwester-Statthalterin hieß jetzt Herzogin Christine von Sachsen-Teschen, sie war eine Tochter Maria Theresias, wie die Königinnen von Frankreich und Neapel. Die Religion oder die Geistlichkeit war auch diesmal wieder im Spiele. „Man wird vieles jetzt für Pasquill halten" meinte Goethe selber, wenn er seine vor zwölf Jahren aufgeschriebenen Szenen mit den neuesten Zeitungen verglich.

Wie fern aber lagen gerade ihm alle solchen Absichten! Er war ja gar kein homo politicus, jetzt am allerwenigsten! Die Mißwirtschaft in Rom und im ganzen Kirchenstaate hätte eigentlich doch einiges Studium verdient, wenn man mitten darin wohnte, aber der Freund und Gehilfe eines deutschen Herzogs achtete

kaum darauf; er lenkte seine Gedanken immer wieder auf erfreulichere Gegenstände. Über den unruhigen Kaiser Joseph den Zweiten ward seit Jahren allenthalben viel geredet; nur Goethe schien von ihm nicht viel, weder im Guten noch Bösen, zu erwarten. Die politischen Vorgänge der Vergangenheit waren ihm erst recht gleichgültig; was man Weltgeschichte nennt, ist ein Wirrwarr ohne Trost. Er hatte ein Drama ‚Egmont' begonnen, aber sich keineswegs für den Freiheitskampf der Niederländer gegen die spanischen Unterdrücker begeistert. Warum auch? Wenn ein Volk einen Tyrannen abwirft, bekommt es einen neuen! Er war auch kein Historiker. Zwar hatte er sich in alten Schriften über jene Vorgänge und die darin wirksamen wichtigsten Persönlichkeiten unterrichtet: er wäre ja sonst nicht mit dem Grafen Egmont bekannt geworden; aber es gelüstete ihn keineswegs, diese politischen Geschichten zu dramatisieren. Wie im Falle Götzens auch reizte ihn nur Eins zur Gestaltung: ein Charakter; alles Andere ward zur Umgebung des Helden und diente, Diesen zu zeigen, zu beleuchten, zu färben, zu verdeutlichen. Und keineswegs war Goethe bemüht, seinen Helden getreu und wahrhaftig nach allen erreichbaren Urkunden zu schildern: was geht uns der historische Egmont an! Wie gesagt, der Dichter hatte nur jenen Charakter „Egmont" im Sinne, den er sich aus einer alten Schrift herausgelesen.

Unter „Charakter" ist aber auch eine Stellung gegen Leben und Welt zu verstehen, eine besondere Handhabung der Menschen und Dinge. Goethes Held in diesem neuen Drama ist nun der Held schlechthin,

der sieghafte Mensch. Von Geburt durch hohen Stand, Reichtum und schönes, stolzes Aussehen begünstigt, ist Egmont im Kriege höchst tapfer und erfolgreich, im Frieden frohsinnig und freisinnig, Freude begehrend, Freude bringend. Das untere Volk hängt ihm an und erwartet von ihm Hilfe und Schutz. Die Frauen können ihm nicht widerstehen, die Regentin so wenig wie die Tochter des armen Bürgers. Die Feinde selbst bewundern ihn. Das Schicksal hat alle Gunst auf ihn gehäuft. Aber das Tragische fehlt nie auf dieser Erde, und gerade hier braucht es nicht gewaltsam herbeigezogen und angeklebt zu werden. Der sieghafte Mensch ist selbstsicher und wird je länger je mehr allzu selbstsicher, allzu unvorsichtig und verwegen. Ihm könne nichts Übles zustoßen, dessen er nicht Herr werde, glaubt er; denn wenn ihn einmal ein Neider überwältigen sollte, wird ja das ganze Volk aufstehen und ihn heraushauen; die Unzähligen, die ihn lieben, werden ihn dann nur noch höher heben. Vom leichten Sinn ist es nur ein Schritt zum Leichtsinn. Gerade wer die stärksten Pferde zu bändigen versteht, ist in Gefahr, sich eines Tages den Hals zu brechen; der Schwache wird durch seine Vorsicht beschützt.

Indem so Goethe die Gefahren des Heldentums aufdeckte, wollte er doch keineswegs das Sprichwort predigen, daß Hochmut vor dem Fall kommt, oder die weise Lehre einprägen, daß wir nicht auf brüchigem Eise Schlittschuh laufen dürfen. Nein, gar keine Moral hatte er im Sinne, sondern immer nur den Charakter Egmont. Einen unzerstörlichen Charakter. Der sieghafte Mensch bleibt der sieghafte Mensch, auch noch

im Untergang schön, Held selbst auf dem Gange zum Schafott, Egmonts letztem Gange.

Daß ein Dichter Freude hat, einen solchen Helden zu gestalten, begreift sich ohne weiteres. Aber Goethe bespiegelte sich auch selber in seinem Egmont, und alsbald blickte auch sein fürstlicher Freund Karl August aus diesem Spiegel mit heraus. Sie überragten ja beide den großen Haufen wie Egmont und erlaubten sich Dinge, an die sich kein Philister traute: schon Das war eine Quelle von Gefahren. Auch verschmähten sie beide, was man zu jener Zeit unter dem Worte Politik verstand: Vorsicht, Mißtrauen, Berechnung, Schmeichelei, Leutseligkeit, Höflichkeit, Verbindlichkeit nach allen Seiten, verdecktes Spiel usw. Wie oft hatten ihnen die wohlmeinenden Berater vorgeworfen, daß sie so gar „unpolitisch" lebten und handelten. Dieser Mangel an Behutsamkeit und Besonnenheit ward Egmonts Verderben; Goethe mußte sich wohl klar sein, was auch ihm und noch viel mehr seinem jungen Fürsten drohte; es brauchte ja nicht gerade das Beil des Henkers zu sein. Früher hatte man ihm und dem jungen Herzog einen baldigen Untergang durch einen Unfall bei ihrem wilden Treiben in den Wäldern und Bergen versprochen, oder gewarnt: Eure Konstitution ist nicht die beste; wenn ihr euch nicht schont, dann bestraft die Natur euren Leichtsinn durch Krankheit und frühe Auszehrung. Und Das waren gar keine törichten Reden gewesen, vielmehr war man den redlichen Freunden Dank schuldig, die bald auf die eine, bald auf die andere Gefahr hinwiesen; ja, man mußte ihnen Recht geben. Goethe sorgte sich ja selber noch oft genug um seinen allzu kühnen Fürsten. Und

dennoch: Egmont bleibt Egmont. Nicht unser Verstand, unsere Denkkraft, sondern unser eigenstes Wesen, der geheimnisvolle Kern unserer Seele, wirft alle Gegengründe zu Boden. „Es dreht sich immer um den einen Punkt!" ruft Egmont aus: „ich soll leben, wie ich nicht leben mag!" Und

Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, Das ist mein Glück, und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern. . . .

Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und Diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? . . .

Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um Das zu überlegen, was gestern war? Und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, zu verbinden ist: das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen: wir wollen sie Schülern[1]) und Höflingen überlassen! Die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen, wohin sie können, erschleichen, was sie können. . . .

Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht. Und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja, ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen: da lieg ich mit vielen Tausenden!

[1]) „Schüler", der zur Schule Gehörige, hier soviel wie Schulmeister; vgl. das englische scholar: Gelehrter.

Ja, Das war Goethes alter Zuruf an Schwager Kronos!

Töne, Schwager, dein Horn!
Raſſle den ſchallenden Trab;
Daß der Orkus vernehme: Ein Fürſt kommt!
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften!

Und ſein Egmont war ein Bruder von ſeinen vormaligen dramatiſchen Helden Berlichingen und Caeſar, wie er auch ein Bruder war von Herzog Karl Auguſt und dem Dichter ſelbſt.

Schon im Januar hatte er das Stück wieder vorgenommen; aber erſt im Juli ward die Hauptarbeit bis zum vierten Akt getan; im Auguſt folgte der fünfte Akt. Am 18ten Auguſt ſchien das Drama vollendet zu ſein; dann noch einmal am erſten und wiederum am 5ten September, aber erſt am 15ten wurde es abgeſandt: an Herder, der es nach Durchſicht weiter beſorgen ſollte. Und erſt wenn ein ſolches Werk aus dem Hauſe iſt, kann der Künſtler nichts mehr daran verbeſſern oder ändern: dann iſt es wirklich fertig.

Drittes Kapitel

Gedenktage

28. Auguſt, 3. und 22. September 1787

„Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals“: dieſen gewichtigen Satz ſchrieb Goethe am 20ſten Juli nieder und ſandte ihn nach Weimar. Da ihm ein ſolcher Segen in Rom widerfuhr, ſo mußte er wünſchen, ſo lange wie möglich dort zu bleiben. Er erwartete noch die Antwort des Herzogs auf ſeinen großen Brief aus Neapel; im Anfang Auguſt hatte er ſie. Karl Auguſt ging auf alle ſeine Wünſche, die die künftige Stellung und Beſchäftigung betrafen, bereitwillig ein und machte ihn beſonders auch für die nächſte Zeit zum vollen Herrn über ſein Tun und Laſſen. „Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße“ erwiderte ihm Goethe. „Sie geben mir Raum, daß ich erſt recht mein werden kann, und ſondern mich von Ihrem Schickſale nicht ab.“

Fürwahr, die Schickſale des Fürſten und des Dichters waren nun wohl auf Lebenszeit miteinander verknüpft. Goethe war überzeugt davon, als er an ſeinem Geburtstage noch einmal Vergangenheit und Zukunft überdachte und die Zuverſicht genießen durfte, daß ihn nach dieſer Lern- und Ferienzeit im ſchönen Süden auch eine be-

hagliche Stätte in der Heimat erwartete. Heute mußte er dem fürstlichen Freunde zurufen, daß er diese Gunst erkannte und empfand:

Du sorgtest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreu'n.
Still-tätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigt!

Nur Eins blieb zu wünschen: daß es dem Herzoge ebenso wohl werde, daß seine Lust zu Abenteuern endlich nachlasse, daß seine Freunde weniger oft für ihn fürchten mußten. Das waren rechte Philistergedanken, aber Goethe hielt sie trotzdem nicht zurück; er brauchte zu seinem eigenen Glücke die Ergänzung durch das Glück des Freundes.

Fügst Du dazu die Sorge für Dich selbst,
So geh' ich ohne Wünsche fröhlich hin,
Denn nur gemeinsam Wohl beglückt Verbundne.

Nun durfte er unbesorgt sich entschließen, auch den nächsten Winter in Rom zu bleiben. Die nächsten Monate, September und Oktober, waren dann nach römischer Sitte größtenteils auf dem Lande zu verbringen, sie sollten von ihm besonders dem Zeichnen nach der Natur, dem Gewinnen von Landschaftsbildern gewidmet sein; der November und Dezember dann der Ausführung dieser Bilder zu Hause. In den ersten Monaten von 1788 wollte er sich anstrengen, den menschlichen Körper vollends zu meistern, das Gesicht usw. Alles dies noch unter Aufsicht und Anleitung seiner Künstlerfreunde.

Denn gewisse Dinge sind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieses macht den Aufenthalt in Rom

so angenehm, weil so viele Menschen sich hier aufhalten, die sich mit Denken über Kunst, mit Ausübung derselben zeitlebens beschäftigen, und wohl kein Punkt sein kann, über den man nicht von Einem oder dem Andern Belehrung erwarten könnte.

Ostern nächsten Jahres hoffte er dann soweit in aller bildenden Kunst erzogen zu sein, daß er seine weitere Ausbildung allein fortsetzen konnte.

Bis Ostern glaubte er aber auch seine erste (oder zweite) Schriftsteller-Epoche abzuschließen.

‚Egmont' ist fertig, und ich hoffe, bis Neujahr den ‚Tasso', bis Ostern ‚Faust' ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieser Abgeschiedenheit möglich wird. Zugleich, hoffe ich, sollen die kleinen Sachen, welche den fünften, sechsten und siebenten Band füllen, fertig werden, und mir bei meiner Rückkehr ins Vaterland Nichts übrig bleiben, als den achten zu sammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch diese Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernst an ‚Wilhelm' gehen. . .

Daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erstaunend. Es ist eine Rekapitulation meines Lebens und meiner Kunst, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier, nach meiner ersten zurückzubilden, Das, was ich nur entworfen habe, nun auszuführen, so lern' ich mich selbst und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen stehen und liegen lassen, ich würde niemals so weit gekommen sein, als ich jetzt zu reichen hoffe.

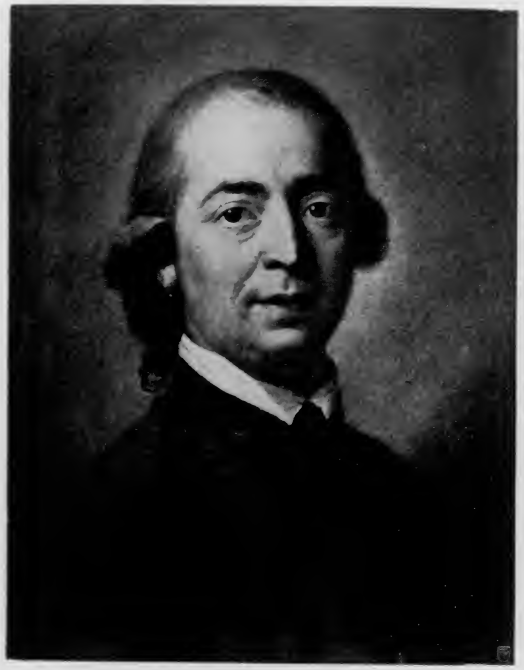
*

Der Liebe und Bewunderung seiner hiesigen Freunde fühlte er sich gerade jetzt recht gewiß: drei Bildnisse von ihm bezeugen es. Tischbeins großes Werk war fertig zurückgeblieben; es gefiel sehr, sowohl wegen der

Ähnlichkeit als wegen der Idee, den Dichter der ‚Iphigenie' neben den antiken Trümmern der Campagna zu zeigen. Auch Angelika hatte sich getrieben gefühlt, ihn zu malen: es ward aber ein Zwischenwesen, eine Art Sohn von Goethe und ihr selbst, also ein hübscher Bursche mit etwas weiblicher Gefühlsseligkeit. Nun verlangte weiter der Prinz von Waldeck für sich eine große Marmorbüste Goethes; Trippel sollte sie schaffen. Das Tonmodell geriet; darüber sollte eine Gipsform gemacht werden, und sodann wollte Trippel sogleich den Marmor anfangen, um auch ihn noch nach dem Leben auszuarbeiten. Von den Gipsabgüssen war Goethe befriedigt; er hätte gern einen nach Thüringen geschickt, aber bei dieser Größe war es zu umständlich, Jedermann sei mit der Büste zufrieden, schrieb er heim, und er selber habe nichts dagegen, „daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt." Der Künstler aber berichtete an seinen Auftraggeber, als die Büste fertig war: „Sie ist ganz in dem antiken Stil; die Haare sind lang und hängen ganz locker herunter und machen von vorne die Form eines Apollokopfes. Er hat einen Mantel um; der ist auf der rechten Schulter zusammengeknüpft; der Knopf davon stellt eine tragische Muse vor. Mit der Gleichheit war der Hr. G. R. v. Goethe sehr zufrieden."

Von allen seinen römischen Freunden kannte Niemand seinen Geburtstag; sonst hätten ja am 28sten August seine stets gern feiernden Hausgenossen oder Angelika ihm ein schönes Fest bereitet. Ihm gefiel dies unbemerkte Begehen des Tags. Nie wünschte er die Aufmerksamkeit Vieler auf sich gelenkt zu sehen;

Goethe
Marmorbüste von Alexander Trippel (1787)
Original in der Landesbibliothek
zu Weimar



Herder

Nach dem Gemälde von A. Graff (1785)
Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft
Berlin-Charlottenburg

aber sonderbar war's ihm doch auch, an diesem Morgen mit sich so ganz allein zu sein.

Da wurde ihm von der Post aus ein Päckchen gebracht: Briefe aus Weimar und Herders neuestes Buch, noch nicht der dritte Band der ‚Ideen', sondern eine unerwartete Schrift, die ebenso kurz wie schwer mit dem Worte „Gott" überschrieben war. Der Titel hätte freilich auch ‚Spinoza' lauten können, denn Herder nahm jetzt das Wort in dem Streite, der seit einigen Jahren um den jüdischen Philosophen von Amsterdam entstanden war. Er setzte sich also mit Jacobi und Lessing, aber auch noch mit Leibnitz und Bayle auseinander; es geschah vorsichtiger Weise in Gesprächsform, so daß seine eigene Meinung nicht ganz sicher zu erkennen war. „Gespräche sind keine Entscheidungen", so betonte er selber, „noch minder wollen sie Zank erregen, denn über Gott werde ich nie streiten." Aber soviel sah man doch, daß der Generalsuperintendent der lutherischen Landeskirche im Fürstentum Weimar jenen bisher als Atheisten und Pantheisten verschrienen Juden Spinoza sehr hoch hielt, daß er ihn für einen begeisterten Gottgläubigen, für einen „Architheisten vor allen Theisten" erklärte. Und man durfte sogar vermuten, daß auch der Oberhofprediger Herder keinen andern Gott glaubte als diesen philosophischen: „Es ist nur eine Substanz; diese ist Gott, alle Dinge sind in ihm nur Modifikationen".

Goethe las das Buch seines Freundes mit großer Genugtuung, konnte er sich selber doch schon zu den alten Spinozisten rechnen. Am meisten freute es ihn, daß jetzt solche freisinnigen Bücher gedruckt werden und

sogar von einem christlichen Theologen ausgehen durften, ohne daß ein lautes Wehe-Geschrei oder ein Ketzerprozeß zu erwarten stand. Er konnte sich also unbesorgt und unbefangen an diesen würdigen Gottesgedanken seines Freundes laben. Hier in der Residenz des Papstes! Das würzte noch das treffliche Gericht.

Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrtums, so rein und schön zu lesen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen.

Wie Goethe sich oft den Freund Herder als seinen ersten Leser und Beurteiler dachte, so hatte Herder dieses Buch ganz besonders für Goethe geschrieben. Er hatte ihn sogar darin abgeschildert. Nämlich als den echten Naturforscher, während Herder sich selbst für den höheren Denker hielt. Zum Beispiel läßt er den Philolaus, Goethes Abbild, dagegen ankämpfen, daß man der Gottheit Zwecke unterschiebe und ihr einzelne Handlungen zuschreibe, wodurch „die goldene Kette der Natur" zerrissen wird, und wozu? „Um ein paar Gegenstände in ihr zu isolieren, daß eben an dieser und jener Stelle ein elektrischer Funke willkürlicher göttlicher Absicht erscheine." Meine Absicht und Richtung, sagt dagegen Philolaus-Goethe, ist:

Um die Gesetze der Natur, um die innere Natur der Dinge mich zu bekümmern, wie sie da sind. Bedingt ist das Dasein der Welt: daran zweifelt Niemand, denn eine Wirkung ist nur durch ihre Ursache, nicht durch sich selber. Da aber die Welt einmal da ist — wie sie auch entstanden sein möge — und nicht etwa nur hie und da Spuren von Macht, Weisheit und Güte zeigt, wie man gemeiniglich redet, sondern in jedem

Punkt, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften (wenn ich so sagen darf) den ganzen Gott offenbaret, wie er nämlich in diesem Symbol, in diesem Punkt des Raums und der Zeit sichtbar und energisch werden konnte: welche Kindheit wäre es, allein und immer zu fragen: warum und zu welchen geheimen Absichten er sich denn wohl hier also, dort also geoffenbart haben möge! Statt der notwendigeren und schönern Untersuchung: was es denn eigentlich sei, das sich und welchergestalt es sich offenbare. Das ist: welche Kräfte der Natur und nach welchen Gesetzen sie, nicht nur in diesem und jenem Organ, sondern allenthalben organisch wirken.

Dem theologischen Absichten-Dichter steht hier der „bescheidene Naturforscher" gegenüber, „der uns zwar nicht partikulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Rats verkündigt, aber dafür die Beschaffenheit der Dinge selbst untersucht und auf die ihnen wesentlich eingepflanzten Gesetze merket."

Er sucht und findet, indem er die Absichten Gottes zu vergessen scheint, in jedem Gegenstande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott. Das ist: in jedem Dinge eine ihm wesentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre und sein könnte, auf welche also seine Existenz mit innerer, zwar einer vorübergehenden und bedingten, dennoch aber in ihrer Art ebenso wesentlichen Notwendigkeit gegründet ist, als auf welcher, unbedingt und ewig, das Dasein Gottes ruhet. Eben die völlige Abhängigkeit der Dinge von Gott macht ihre Wesen zu notwendigen Denkbildern seiner Macht, Güte und Schönheit, wie sich Diese nur in solchen und keinen anderen Erscheinungen offenbaren konnte.

Ich wünschte, — so fährt Philolaus fort — daß Spinoza ein Jahrhundert später geboren wäre, um, von den Hypothesen des Descartes fern, im freiern Licht der Naturlehre und Naturgeschichte zu philosophieren: wie trefflich würde seine abstrakte Philosophie diese hohen Entdeckungen gebraucht haben!

„Und ich wünschte“ antwortet Theophron seinem Freunde Philolaus (oder Herder seinem Freunde Goethe), „daß Andere auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welche Spinoza an seiner Stelle die Bahn brach, — nämlich: reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um partikulare Absichten Gottes dabei zu kümmern!“

Wer mir die Naturgesetze zeigen könnte, wie nach innerer Notwendigkeit aus Verbindung wirkender Kräfte in solchen und keinen andern Organen unsere Erscheinungen der sogenannten toten und lebendigen Schöpfung Salze, Pflanzen, Tiere und Menschen erscheinen, wirken, leben, handeln, hätte die schönste Bewunderung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Rats predigt, daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben usw.

So fühlten sich Herder und Goethe einig als Eröffner eines neuen Zeitalters der Weltanschauung. Theologie und Philosophie vermählten sich mit der sorgsamen Naturbetrachtung. Herder war der Bannerträger, Goethe sein starker Helfer. Und so schrieb Goethe dem Freunde nach Weimar, indem er seinen Geburtstag mit hohen Gedanken feierte:

In der Kulturgeschichte bring' ich Dir Sachen mit, die Du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen — nicht Fulgurationen — unsres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit Dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkt betrachtet.[1])

[1]) „Nicht Fulgurationen“: bezieht sich auf Herders vorhin gebrauchten Vergleich mit dem elektrischen Funken.

*

Den dritten September feierte Goethe sonst als den Geburtstag seines Herzogs; diesmal bedeutete der Tag für ihn zugleich seine eigene Hegira: den Tag der Flucht aus seiner gewohnten Gesellschaft, den Beginn einer neuen Zeitrechnung.

Welch' ein Jahr und welch' eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch Andern berechnen!...

Und sogleich freute er sich, daß er nach dem nun vollendeten Jahre noch sechs, sieben Monate weitere Ferien vor sich hatte.

Jetzt gehn hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht, was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Da war jetzt zum Beispiel die jährliche Ausstellung der neuen Kunstwerke in der Französischen Akademie; die Franzosen hatten seit einigen Jahren die Führung in der Malerei an sich gerissen und zeigten auch diesmal Bemerkenswertes, wenn auch Nichts an Davids ‚Horatier‘ heranreichte. Man erwartete eben jetzt auch einen französischen Architekten Cassas, der viele Zeichnungen aus dem Orient mitbringen sollte: die Ruinen von Palmyra, den Sonnentempel zu Baalbek, die große Moschee auf dem Grunde des Tempels zu Jerusalem usw. Um eben diese Zeit aber machte sich Goethe viel mit ägyptischen Altertümern zu tun. Der Papst hatte noch immer nicht alle Obelisken aufgerichtet; ein sehr sehenswerter lag noch zwischen Schutt und Kot in einem Hofe, und gerade in dieser schmachvollen Umgebung

konnte man ihn um so bequemer betrachten. Es war der Obelisk des Sesostris, der, nach Rom geschafft, dort zu Ehren des Kaisers Augustus aufgerichtet worden war und Jahrhunderte hindurch der großen Sonnenuhr auf dem Campus Martius als Zeiger gedient hatte. Goethe ward nicht müde, die Einzelheiten zu beschauen. Solche Sachen muß man *besitzen*, dachte er, und so ließ er sich Vieles abformen und in Gips gießen: eine Sphinx der Spitze, die Gesichter von Sphinxen, Menschen, Vögeln usw. Nach solchen Gipsabgüssen modellierte er dann wieder in Ton; ihm war ja nur wohl, wenn er ein Dutzend Geschäfte zu gleicher Zeit trieb.

*

Daß ihm wirklich wohl sei an Leib und Seele, schrieb er auch am 6ten September wiederum nach Weimar.

Und fast kann ich hoffen, radikaliter kuriert zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen.

Eine Sammlung von vorzüglichen Abdrücken antiker Gemmen, die er erworben, verführte ihn am 22sten September wieder, den Freunden auch die vielen Schätze zu rühmen, deren Mitgenuß sie von ihm erwarten dürften.

Wie manches Gute werd' ich noch mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre! Doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen!

Zwei Bedenken störten ihm freilich diese Vorfreude. Ob er daheim nicht doch wieder zu Arbeiten verführt

würde, die außer dem Kreise seiner Fähigkeiten lagen? Sodann: Weimar blieb auch künftig ein gar kleiner Ort, also ein gar zu enger Kreis von Menschen.

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Ärmste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Atem schöpfen kann.

Aber wie spricht Egmont über die Sorge? „Weg! Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus!" An eben diesem 22sten September widerfuhr ihm ja auch so viel Erfreuliches!

Erstens kam endlich die Kiste an, worin die ersten vier Bände seiner Schriften verpackt waren, so viele Stücke, wie er in Rom verteilen wollte. Das war nun also die Hälfte seiner vorläufigen gesammelten Werke. Fertig und zumeist in neuer Bearbeitung lagen sie vor ihm: ‚Werther', ‚Götz', ‚Die Mitschuldigen', ‚Iphigenie', ‚Clavigo', ‚Die Geschwister', ‚Stella', ‚Triumph der Empfindsamkeit', ‚Die Vögel' und als Eröffnung die ‚Zueignung': ‚Der Morgen kam . . .'

Leider war die Freude nicht ungetrübt, denn die Bände sahen viel ärmlicher aus, als er erwartet hatte; Papier und Druck befriedigten ihn nicht; rasch entdeckte er Druckfehler und Auslassungen. Dazu kam dann beim Lesen die alte Erfahrung, daß uns unsere nicht ganz neuen Geisteskinder weniger gefallen als das letztgeborene. Selbst die in Italien erst vollendete ‚Iphigenie' war schon alt im Vergleich zu ‚Egmont' oder zum ‚Tasso', auf den er jetzt seine Liebe richtete. Trotzdem! es war doch ein Festtag, als er diese Zeugnisse seines andauernden Fleißes auf dem Tische ausbreitete und

sich die Leser vorstellte, die diese Bände nun auch in die Hände nahmen, diese Dichtungen auf sich wirken ließen.

Mit der gleichen Post traf ein liebreicher Brief der Herzogin-Mutter ein und namentlich ein ganzes Päckchen Briefe von Frau v. Stein. Sie verbrachte den Herbst, wie immer, auf ihrem Landgute; dahin schrieben ihr die Freunde und Freundinnen die Neuigkeiten aus Weimar, also auch, wie man letzthin Goethes Geburtstag gefeiert habe; diese Berichte schickte sie ihm jetzt mit ihrem gewohnten Wochenbriefe.

Es war Knebels Werk gewesen, daß man den 28sten August festlich beging. Knebel hatte sich nämlich in Goethes Gartenhause eingenistet und war deshalb auch der Nächste dazu, dem Geiste des abwesenden Hausvaters zu huldigen. Er machte ein Gedicht auf den Tag und ließ Einladungen ergehen. Frau v. Stein war leider nicht am Orte und Herder erheblich krank; aber es kamen Hofrat Voigt und Frau, Frau v. Schardt, Frau v. Imhoff, Frau Charlotte v. Kalb, Rat Schiller und noch einige Herren und Damen; auch Herders zwei Knaben durften dabei sein. Hofrat Voigt hatte gleichfalls ein Gedicht geschmiedet und brachte einen Kranz aus Heidekraut mit, der in Ilmenau gepflückt war, wo er ja mit Goethe zusammen das zukünftige Bergwerk einzurichten hatte. Der Kranz wurde feierlich aufgehangen, damit er den Herrn des Hauses bei seiner Rückkehr begrüße. Dann wurde „herzhaft“ gegessen und Goethes Gesundheit in Rheinwein getrunken; gesungen hätte man auch gern, aber es waren nicht genug brauchbare Stimmen beisammen, so daß Knebel sein Lied

für sich behielt. Abends fand ein Feuerwerk im Garten statt; besonders schön nahm sich in der Beleuchtung Goethes Altar: Würfel und Kugel aus. Der Mond kam herauf, und in gar schöner Stimmung wandelten die Gäste durch die alten Bäume des Sterns wieder in die Stadt zurück.

„Sie haben unseres Freundes Jahresfest sehr artig gefeiert: Das ist mir allerwegens erschollen“ schrieb bald darauf Frau v. Stein an Knebel zurück; Schiller aber berichtete an seinen Freund Körner in Dresden: „Schwerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.“

Schiller hielt sich seit dem 21ten Juli in Weimar auf. Er suchte schon seit Jahren eine bleibende Stätte, und mehr noch eine ausreichende Einnahme; im Herzog Karl August glaubte er einen Gönner zu finden, wie er ihn brauchte. Außerdem wohnte jetzt Charlotte v. Kalb in Weimar; diese Dame hatte er früher in Mannheim kennen gelernt und war ihr dort so nahe getreten, daß Charlotte sich von ihrem Manne scheiden lassen wollte, um sich selbst wie ihr vermeintlich großes Vermögen dem Dichter darzubringen. Demnächst sollte der Plan verwirklicht werden. Daß Goethe gerade jetzt nicht erreichbar war, bedauerte Schiller sehr, denn an Goethes Beifall lag ihm viel, und dieses großen Meisters Freundschaft hätte er als einen köstlichen Gewinn betrachtet. Er suchte überall in Weimar die Rede auf diesen Abwesenden zu bringen und hörte dann doch noch mit Erstaunen, wie sehr hoch man hier und jetzt den Geheimen Rat Goethe stellte. Am meisten fiel ihm

auf, daß hier Goethes poetische Leistungen immer nur für einen Teil seines Wesens und Wertes genommen wurden: fast wie eine Nebensache. Als er, Schiller, zu Herder kam, sprach dieser mit einer Art leidenschaftlicher Liebe von Goethe, fast mit einer Art Vergötterung; Dieser sonst so stolze Mann gestand sogar, daß Goethe auf seine Bildung viel gewirkt habe. Er sei ein Allesumfassender Geist, könne wie Julius Caesar Vieles zugleich sein. Im Staatsdienst leiste er ebenso Gutes oder Besseres als in der Poesie; in Italien wachse er nun auch zum starken bildenden Künstler heran. Die größte Reinheit des Herzens, das wahrste innigste Gefühl zeichne ihn aus; keine Spur von Intrige-Geist sei in ihm; er kenne keine Lust am Mißlingen oder Schaden Anderer.

Ähnlich sprach Knebel, der den Naturforscher Goethe sehr hoch stellte und selber auf die Naturwissenschaften den größten Wert legte. Auch sonst bemerkte Schiller, daß Goethe von vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt wurde, daß er wahrhaftig in diesem Städtchen, wo er zehn Jahre lang gelebt, als Mensch noch mehr geliebt und bewundert wurde wie als Schriftsteller. Er lernte auch die Frau v. Stein kennen und hörte, daß sie wohl tausend Briefe von Goethe besitze und noch jede Woche einen neuen bekomme. Die Meinung aller Bekannten war, daß der Umgang der Oberstallmeisterin mit diesem Freunde ganz rein und untadelig geblieben sei.

Hören wir es gern, daß ein Andrer vollkommen sei wie Gott? Und wenn wir uns mit ihm in ehrlichem Ringen messen wollten, hören wir es gern, daß er

Tugenden und Fähigkeiten besitzt, an die wir noch gar nicht gedacht hatten?

Es mochte für den sich erst mühsam emporringenden Schiller schwer sein, frei von Neid zu bleiben. Wenn nun aber Goethe zu Rom las, daß jener Dichter von stürmisch-wilden Theaterstücken seinen Geburtstag mitgefeiert hatte, stellte er ihn wohl nur zu den Literaten, die schon öfter plötzlich in Weimar aufgetaucht waren, um bald zu erkennen, daß auch hier für Ihresgleichen die erwünschte Brotstelle sich nicht auftat und daß gerade in diesem Städtchen das Bedürfnis nach Poeten längst gedeckt war.

Viertes Kapitel

Herbstferien in den Bergen

September und Oktober 1787

„Gewiß ist der Herbst Italiens Frühling", schreibt Moritz, indem er von demselben Herbste spricht, welchen wir jetzt mit seinem Freunde Goethe erleben wollen.

Nichts kann auffallender sein als die plötzliche Verwandlung, welche nach dem ersten Regen am Ende des August oder im Anfange des Septembers hier in der ganzen Natur entsteht. Es ist, als ob Alles sich aus einem langen Schlummer erholte, als ob die erschlafften Fibern sich wieder stählten und jugendlicher Mut und neue Lebenslust in jeden Busen sich ergösse.

Der Übergang vom Sommer zum Herbste erweckt hier fast eben die Empfindung, wie bei uns der Übergang vom Winter zum Frühlinge, so entgegengesetzt sich auch diese Abwechselungen sind. Und man freuet sich hier des ersten Herbsttages ebenso, als wenn bei uns der Schnee zerschmilzt und wir die jungen Keime aus dem feuchten Boden sprossen sehen.

Alle Bewohner Roms, die es irgend vermochten, zogen jetzt auf's Land, um dort die schöne Jahreszeit noch gründlicher zu genießen, um Wachteln zu schießen oder sich unter Verzicht auf jede Tätigkeit an dem lieben und wohlbekannten Nichtstun zu vergnügen. Sie

nannten diese Wochen ihre Villegiatura; das damalige deutsche Wort für dieselbe Sache war „Landlust". Die Römer gingen allermeist in die nahen Albanerberge nach Albano, Marino, Castel Gandolfo, Genzano, Velletri und Frascati; das Leben dort war sehr billig, so daß sich auch wohl die deutschen Maler an dem Spaß beteiligen konnten.

Marino

Schon am 7ten September, einem Freitage, fuhren Goethe und Reiffenstein nach Frascati hinaus; Angelika aber holte sie schon am Sonntage in ihrem Wagen wieder ab, damit ihr das sonntägliche Beisammensein nicht fehlte. Die nächste Woche blieben sie in Rom; am folgenden Montage begaben sich die beiden Männer wieder nach Frascati. Reiffenstein besaß dort ein Haus, und Goethe wohnte bei ihm. Auch diesmal blieben sie nur ein paar Tage; aber am 25ten verließen sie die

Stadt auf Wochen. Sie begannen wieder mit Frascati, zogen dann zum nahen Albano weiter und wieder nach einigen Tagen zu der gleichfalls nahen Burg Gandolfo, wo ſie gegen drei Wochen blieben. Die Burg hier war der einzige Landſitz des Papſtes; zwei prächtige Villen, Ludoviſi und Barberini, gab es ſonſt noch, und auch die Jeſuiten hatten früher hier ein Landgut gehabt. Dies bewohnte jetzt der engliſche Kunſtfreund Jenkins; bei ihm mußten Reiffenſtein und Goethe wohnen und manche andere Freunde mehr. Es ging bei Jenkins alſo wie in einem großen Gaſthauſe her. Geſellſchaftlich herrſchte hier derſelbe Ton wie in den deutſchen Badeörtern: man ſprach ſich an, plauderte ohne Umſtände, ging ſogleich freundſchaftlich mit einander um und brauchte ſich doch keineswegs für das bürgerliche Leben da draußen zu binden: die Abreiſe hob alle Verpflichtungen auf. Goethe hatte hier eine gar bequeme Gelegenheit, römiſche und andere italieniſche Damen und Herren, mit denen er noch immer keine nähere Verbindung hatte, noch wünſchte, doch beſſer als bisher kennen zu lernen. Den Vormittag hielt er ſich, nach alter Gewohnheit, zu ſeiner Arbeit frei; die Nachmittage und Abende ſchwätzte und ſpazierte er mit den neuen Bekannten. „Es iſt mir lieb, daß ich ſie beiſammen ſehe“, dachte er; „einzeln wäre es eine große Sekkatur.“[1]) Es war ſogar auch ein Theaterchen im Gange; ein Schuſter aus Rom machte den Pulcinell vortrefflich, und ſeine Scherze dienten zur Würze der täglichen Unterhaltung. Gar

[1]) Plage, Langweile, eigentlich Trockenheit.

Magdalena Riggi
Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann

Angelika Kauffmann und der römische Freundeskreis in Castel Gandolfo

Wiedergabe eines Stiches (nach einer Ölskizze von Angelika Kauffmann) in der Landesbibliothek zu Weimar

Ang. Kauffmann — Magd. Riggi u. Bräutigam — Reiffenstein

lieb war es Goethen, daß auch Angelika herausgekommen war. Sie verband ihn mit den Italienern und half doch auch, daß er sich nicht zu viel mit ihnen abgeben mußte. Immerhin redete er jetzt in ein paar Wochen viel mehr mit den Kindern des Landes, als er das ganze vergangene Jahr getan. Wenn er sich dann die einzelnen Personen des schönen Geschlechts betrachtete, fiel ihm auf, daß gerade ein Mädchen, das nahe den Alpen zu Hause war, ihm doch viel näher schien als alle die Römerinnen. Sie hieß Maddalena Riggi, kam aus Mailand und besorgte seit einem Jahre in Rom für ihren bei Jenkins angestellten Bruder den Haushalt; sie stand jetzt im zweiundzwanzigsten Jahre. Zu einem regelrechten Badeleben gehört das Hofmachen und einige Verliebtheit; also mag Goethe wohl sein Herz ein wenig mit der guten Maddalena beschäftigt haben. „Eine Mailänderin interessierte mich die acht Tage ihres Bleibens", schrieb er in einem Briefe nach Weimar; „sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus". Sogleich aber rühmte er dann seine eigentliche Freundin: „Angelika war, wie sie immer ist: verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund sein; man kann viel von ihr lernen, besonders Arbeiten; denn es ist unglaublich, was sie alles endigt."

Das Lernen und Arbeiten: es war doch auch in dieser Erholungszeit sein Hauptgeschäft. „Wenn man mich außer mir selbst bringen könnte", dachte er, „müßten es diese Tage tun; aber ich falle immer wieder in mich zurück." Die Naturwissenschaft, die Kunstübung, das Philosophieren nach seiner Art: sie besaßen ihn

oder von ihnen war er besessen, und die angenehmsten Weiblein spazierten doch immer nur am Rande seines Daseins herum. Die Landschaft, in der er jetzt lebte, reizte den Geologen, den Landschaftsmaler und auch noch den Historiker in ihm; der letztere war freilich nur schwach entwickelt. Er rühmte diese Landschaft den Freunden daheim:

Die ganze herrliche Reihe von Hügeln, worauf Frascati, Marino, Castello, Albano, Larici, Genzano, Nemi liegen, ist vulkanisch; aber ihre alte Bewegung ist so in Ruhe übergegangen, daß ihre Bewohner schon Jahrtausende sich eines friedlichen Sitzes erfreuen, und nur die neuere Naturlehre hat uns aufmerksam gemacht auf die Gewalt, die ehemals in diesen Gegenden tobte und jene Höhen hervorbrachte, die wir nun bebauen und genießen. Und wie auf ausgebrannten Vulkanen leben wir hier auch auf den Schlachtfeldern und Lagerplätzen der vorigen Zeit.

Sie rasteten zum Beispiel eines Tages unter schönen Platanen am See von Nemi: in der Nähe, nämlich bei Velletri, hatte im Jahre 1744 eine Schlacht zwischen Spaniern und Österreichern stattgefunden, und hier, wo sich jetzt die friedlichen Wanderer ausruhten, sah man noch einen hölzernen Wassertrog, den sich deutsche Reiter, die in Nemi einquartiert waren, aus einem Baumstamme gemacht hatten, um ihre Pferde daraus zu tränken. „Das Hauptlager war gerade über uns, an der Seite des Monte Cavo; eine köstliche Position, die auch ehemals Hannibal erwählt hatte." Goethe dachte sich jetzt in die militärische Seele seines jungen Fürsten hinein: da reizten auch ihn auf Viertelstunden dergleichen Episoden aus der törichten Menschheits- oder Kriegsvergangenheit.

Die Naturgeschichte, das Wort wörtlich genommen: die Geschichte der Natur, war freilich viel merkwürdiger und befriedigender. Immer mehr wuchs sich Goethes botanische Entdeckung aus. Er könne schon die eigensinnigsten Formen, z. B. Passiflora, Arum u. dgl. durch seine allgemeine Formel erklären und vergleichen, schrieb er an Knebel. „Was ich im Norden

Der See von Nemi

nur vermutete, finde ich hier offenbar." Es lächerte ihn, daß bei seinem großen Eifer seine botanische Bibliothek nur um ein einziges Werk größer war als diejenige des Robinson Crusoe; denn Linné's Genera plantarum von 1737 war Alles, was er zu Rate ziehen konnte.

Das Zeichnen der Landschaften nahm er jetzt ernster als je. Man kann mit den bildenden Künsten spielen, wie man mit Allem, auch mit den heiligsten Sachen,

spielen kann; solchen Leichtsinns wollte Goethe nicht mehr schuldig sein. „Jetzt oder niemals werde ich über gewisse Schwierigkeiten hinauskommen" sagte er sich, „und mir wenigstens ein bequemeres Talent für die Zukunft erwerben, als ich bisher besaß, wo es mir mehr Verdruß als Freude machte." Oder ein andermal: „In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden: so dringt sich Alles auf. Man wird voller und voller. Und gezwungen, Etwas zu machen."

*

Sonderbar war es, daß er gerade hier soviel nach Weimar und Thüringen denken mußte; ihm war so wohl, und doch fühlte er Sehnsucht. Die Geliebteste seines Herzens entbehrte er nun schon länger als ein Jahr. Und in diesem schönen Lande fehlte ihm doch auch ein ganz naher Freund. Eine Zeit lang war Tischbein es beinahe gewesen; aber dann hatten sich die Beiden räumlich und innerlich von einander entfernt. Moritz war nachher der brauchbarste Gesellschafter geworden; ganz offen mochte Goethe jedoch gegen ihn nicht sein; ihm war es immer, als ob dieser Freund durch ihn nur klüger, nicht auch besser und glücklicher werden könne. Jetzt freute er sich auf Christoph Kayser, denn Dieser, der schon einmal in Italien gewesen war, hatte sich erboten, zu der so lange beredeten gemeinsamen Arbeit an verschiedenen Opern von Zürich nach Rom zu kommen; Das war ganz nach des Dichters Wunsch; sogleich bereitete er in dem Malerhause, wo er selber wohnte, Wohnung und Kost für den Musikus vor. Goethe

stand ja im Vater-Alter; er bedurfte eines jüngeren Freundes, der ihm den Sohn ersetzte, also eines Hilfsbedürftigen, dem er als Führer und Versorger wohltun konnte und der vertrauend zu ihm aufschaute, wie der Sohn zu seinem Vater. Eben diese Sohnsanlehnung war Tischbeins Sache nicht gewesen; bei Kayser ließ sie sich erhoffen, obwohl es sich nur um sechs Jahre Altersunterschied handelte.

*

Noch ein andrer, ein ganz andrer Besuch war ihm vor kurzem angemeldet worden. Die Herzogin-Mutter von Weimar wünschte sich längst nach dem vielgelobten Lande Italien, zumal da sie eine große Liebe zu allen Künsten hegte; Goethes Beispiel und Berichte steigerten ihr Verlangen, und da er nun länger in Rom blieb, konnte er ja dort zunächst ihr Wegbereiter, vielleicht aber auch noch ihr Führer sein. Das Letztere hätte unserem Freunde wenig gepaßt: wir wissen ja, wie alle seine Tage schon überreichlich besetzt waren; aber die Vorbereitung übernahm er gern. Er besprach Alles mit dem besten Kenner, dem Rat Reiffenstein, suchte mit ihm eine schöne Villa als passendes Quartier aus und nahm sich vor, den Sohn seiner Wirtsleute nach Weimar zu schicken; er sollte die Weimarische Reisekarawane durch Italien führen, nämlich durch die Wirtshäuser, Zollämter und dergleichen Plage-Örter: „Man muß notwendig einen Italiener auf die Italiener hetzen, um mit ihnen fertig zu werden."

Auch Amaliens Sohn, der Herzog, gab ihm jetzt viel zu denken, was freilich nichts Neues war. Karl

August geriet immer tiefer in die deutsche und europäische Politik hinein und lehnte sich dabei immer mehr an Preußen an, mit dessen neuem Könige er aus dem verwandtschaftlichen in ein freundschaftliches Verhältnis kam. Es waren kürzlich Unruhen in Holland entstanden; Preußen, von England angetrieben, schickte Truppen dahin, die der Herzog von Braunschweig befehligte; Karl August war längst begierig, einen Krieg mit anzusehen; deshalb ließ er sich jetzt zum preußischen Generalmajor ernennen. Er selber war der Einzige, der sich über diesen neuen Rang freute; in Weimar trauerte Hoch und Niedrig, daß der junge, so begabte und sonst so gute Fürst sich zuhause nicht wohl genug fühlte, daß ihm eine weise Verwaltung seiner beiden Herzogtümer keine befriedigende Aufgabe schien, daß er viel Geld und Zeit auf Reisen zu fremden Zwecken verwandte und nun gar sich an ein fremdes Königreich band und dessen General neben anderen Generalen zu sein sich freute, statt in seiner angeborenen Heimat als der Erste zu glänzen und als der Stärkste das Nötigste und Nützlichste zu leisten.

Goethe sah die Dinge in der Ferne etwas kühler oder philosophischer an als die andern Diener und Untertanen Karl Augusts, die sich von ihrem Herzog fast beleidigt fühlten. „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen“: so dachte er über den Herzog — wie über sich selber. Wer als weimarischer Geheimrat in den Albaner Bergen Landschaften malt, darf sich nicht über den weimarischen Herzog entrüsten, der nach Holland reist, um seine Hände im Kriegsspiel und in der hohen Politik zu fühlen. Freuen konnte sich Goethe

allerdings auch nicht über diese Entwicklung seines Herrn und Freundes; er selber nahm ja gar keinen innerlichen Anteil an diesen politischen Erregungen, geheimen Ränken und offenen Kämpfen der habsüchtigen, ehrgeizigen, neidischen und eifersüchtigen Fürsten und Staatsmänner; gern, sehr gern hätte er, der Friedensmann, den neuen preußischen Generalmajor auf einen andern Weg gelenkt: aber wie kann man einen ausgeprägten Charakter umwandeln? „Ich bin an der friedlichen Seite der Welt“, schrieb er jetzt als verhüllte Mahnung seinem Herzoge, „Sie am kriegerischen Ende, und, Alles berechnet, man könnte keine antipodischere Existenz haben. Hier wird das Pulver gar löblich nur zu Feuerwerken und Freudenschüssen an Festtagen verbraucht. Der Soldat hütet sich ebenso arg vor'm Regen als vor'm Feuer. Leben und Lebenlassen ist das allgemeine Losungswort.“ . . .

Ward Goethe nicht jetzt, wo der hier so milde ausgedrückte Gegensatz beider Naturen doch so deutlich hervortrat, wieder schwankend, ob er gut tue, in Karl Augusts Dienst zurückzukehren? Nein, nun erst recht nicht! Je öfter der Herzog abwesend sein würde, um so mehr bedurfte er in seinem Lande eines durchaus vertrauenswürdigen Freundes, der für ihn Augen und Ohren offen hielt: Das eben war Goethes eigentliches Amt von jeher gewesen: das Amt des Stellvertreters oder Verbindungsmanns. Ja, Goethe bekam nun eine neue Lust, sich der Staatsverwaltung anzunehmen. Einmal ging es ihm durch den Sinn, er möchte, ehe er sich in Weimar wieder festsetzte, als ein Fremder in den beiden Fürstentümern herumreisen, sie mit ganz

frischen Augen erforschen, die eigentlichen Nöte und Bedürfnisse der Bewohner sich erzählen lassen und danach sich eifrig dem Staatsdienst widmen. Er konnte gewissermaßen stellvertretender Herzog sein. Wenigstens eine Zeit lang. Aber war er nicht doch zu sehr Künstler, um auch nur eine Zeit lang in den kleinen Verwaltungsarbeiten und den Streitereien kleiner Köpfe unterzugehen? Denn, um nichts Anderes handelte es sich doch bei den bescheidenen weimarischen, jenaischen, ilmenauischen, eisenachischen und sonstigen Verhältnissen!

Durch einen Brief Voigts wurde er unsanft an diese leider wichtigen Kleinigkeiten erinnert. Bei der Anlage des Bergwerks in Ilmenau war bis in diesen Sommer hinein Alles gut gegangen; vier Fünftel der Einrichtungs-Arbeit schienen getan zu sein, und die Kosten waren innerhalb des Voranschlags geblieben. Nun aber kamen die Nackenschläge; der Teufel steckte seine Finger dazwischen. Zuerst riß das Förderseil des niedergetriebenen Schachtes, die herabsausende Tonne tötete einen Bergmann, verwundete drei andere, und die übrigen Arbeiter weigerten sich, die gefährliche Stelle wieder zu betreten. Ein eisernes Seil mußte angefertigt werden. Als man dann sich weiter hinabarbeitete, verlor der Gips, durch den man zum gewinnbringenden Flöz hindurch mußte, seine Festigkeit, und plötzlich quoll Wasser in Armesstärke hervor. Dies Wasser konnte durch die bisherigen Mittel nicht heraufgeholt werden; man mußte ein neues „Kunstgezeug" ersinnen und bauen lassen; Das war also wieder ein Aufenthalt. Zu verzagen brauchte man ja gar nicht;

bei solchen großen Unternehmungen ist immer einiges Mißgeschick in Rechnung zu stellen; aber wenn Goethe daran dachte, daß er nach der Heimkehr neben Voigt wieder der Vorsteher dieses Unternehmens sein würde, da mußte er doch empfinden, daß seine Eigenart und dies Geschäft nur übel zusammenstimmten. Und so regte er im nächsten Briefe an Voigt an: er möge doch für sie beide Nachfolger suchen und allmählich anlernen.

*

Wenn er sonst an Weimar dachte, freute er sich auf Herder vor allen andern Männern. Mit ihm fühlte er sich inniger verbrüdert als je. Nach dem Spinoza-Buche hatte dieser fleißige Freund ihm schon wieder zwei Bände gesandt, den dritten Teil der ‚Zerstreuten Blätter', Gedichte und Aufsätze enthaltend, und namentlich den dritten Teil der ‚Ideen'. Goethe las beide Bücher jetzt in den Bergen, und so kam es, daß ihm Herder zu Albano und Castello viel gegenwärtiger war als fast alle die Feriengenossen, die um ihn herumgingen.

Goethe und Herder waren als freie Forscher verbündet, denn wahrhaftig: der oberste Geistliche Weimars ging mit Goethe denselben Weg der voraussetzungslosen und auch durch kein Ziel behinderten oder bedingten Wahrheits-Ergründung! Sie fühlten sich also nicht nur gegen die Partei-Pfaffen zur Linken und Rechten zusammengehörig, sondern auch gegen manche gute Freunde oder gewesene gute Freunde, die ihnen

sonst wohl seelisch verwandt waren, die aber vor so freiem Walten der kritischen Vernunft scheuten. Drei Namen seien genannt: Lavater, Jacobi und Claudius. Goethe fühlte schon lange, daß er sich immer weiter von ihnen entfernte. Er von ihnen, nicht sie von ihm! Denn er war der fortschreitend Entwicklungsfähige. „Wenn's gut geht", dachte er, „wird es eine leise, lose Trennung werden." Claudius, mit dem er nur wenig zu tun gehabt, schien ihm mit seinen kuriosen Einfällen ein Gernegroß und halber Narr zu sein. Jacobi räumte von je den Gefühlen und Wünschen seines Herzens die Obermacht über sein Denken ein: das war sein Geniewesen, und Lavater gar erschien manchmal wie ein Taschenspieler, der große und kleine Kugeln durcheinander wirbelt, das Wahre und das Falsche bald erscheinen, bald verschwinden läßt. „Hole ihn der Teufel"! seufzte Goethe, denn, fügte er scherzend hinzu, „der Teufel ist ja von Anfang an ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten, kurz aller Unklarheit und Unentschiedenheit."

Von jeher ist die Stellung der Denker zur Naturkenntnis und -forschung für sie bezeichnend gewesen. Die letzten Vertreter der antiken Philosophie bekämpften geradezu alle Naturwissenschaft, und zur selben Zeit taten es die christlichen Theologen, zum Beispiel der Kirchenvater Lactantius, der sonst kein enger Kopf war; sie witterten eben die Gefahr, die ihrer neuplatonischen Philosophie und ihrer christlichen Religion von solchem Beobachten der Wirklichkeit drohte, und sie waren ehrlich überzeugt, daß nur ihre Philosophie oder Religion das wahre Heil der Menschheit in sich schließe.

Sie trugen zunächst den Sieg davon; die Herren der Erde und die dumpfe Menge folgten ihnen. Damals haben sich die Naturforscher ins Dunkel verkriechen müssen, und viele Jahrhunderte mußten sie darin verharren; aber auch jetzt noch, im Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, hatten sie einen schweren Stand. Goethe fühlte sich einsam, eben weil er zugleich Naturforscher war. Zwar in die Kampflinie einrücken mochte er nicht, noch auch den Freund Herder in Streitigkeiten verwickelt sehen; sie wollten nur beide ihren eigenen Weg weiter gehen und sich dabei auch von ihren vorigen Begleitern, die unterwegs stecken geblieben waren, nicht zurückhalten lassen. „Fahre Du fort, lieber Bruder", schrieb Goethe von Albano nach Weimar, „zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne Dich um Andere zu bekümmern! Man muß schreiben, wie man lebt: erst um seiner selbst willen, und dann existiert man auch für verwandte Wesen."

Ihn selber hatten Jacobi und einige Andere, vielleicht auch Herder in vorigen Zeiten, nicht für voll angesehen, wenn er mit ihnen in Gespräche über die höchsten Dinge geriet; er klebte ihnen wohl zu fest am Sicht- und Greifbaren, am Irdischen. Jetzt wußte er ganz sicher, daß er, der Naturforscher, beneidenswert war vor den Anderen, die auf dem weiten Meer der Spekulation schaukelnd hin und her fuhren, weil sie seinen Kompaß nicht besaßen.

Wenn L[avater] seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn J[acobi] sich abarbeitet,

eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern,[1]) wenn C[laudius] aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine ungestraft sagen: „Alles, was lebt, lebt durch Etwas außer si "? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Überlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer herunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären? Wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Einige Angst hatte Goethe vor Herders drittem Bande gehabt, ob nicht auch dieser Freund den Wunschbildern, mit denen doch Jeder gern spielt, zu sehr nachgeben werde. Jetzt las er das Buch wie ein Evangelium und fand den Schluß, wo Verstand und Rechtschaffenheit als das Ziel und Heil der Menschheit gepriesen werden, „herrlich, wahr und erquicklich." Er stimmte von Herzen zu. „Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden."

Und wie steht es einstweilen mit dem Glücke des nachdenklichen Menschen? Goethe hatte ja über diese Frage seit seiner Entfernung aus Deutschland noch fleißiger nachgedacht als sonst schon. Er hatte noch dieselbe Antwort wie früher: das Ganze des Lebens bleibt unsicher und bedenklich, aber schöne Minuten

[1]) Gemeint ist der Glaube an einen persönlichen Vatergott.

und Stunden können und müssen wie Perlen ausgestreut werden über den dunkeln Untergrund.

Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen achtgegeben und gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen, daß der Moment Alles ist und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Fünftes Kapitel

Zu den Musen tritt Cupido

November 1787 bis Januar 88

Als Goethe am 22sten Oktober nach Rom zurückkehrte, empfand er es als den Anfang einer neuen Epoche. Nach der großen Ausdehnung sagte er sich, daß er seine Kräfte nun wohl wieder zusammenziehen und auf wenige Aufgaben versammeln sollte. Nach dem Herumschweifen verlangte die Häuslichkeit ihr Recht. „Mein Gemüt", dachte er, „ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß."

Gerade als er so vernünftig dachte, drängte sich noch eine neue große Kunst in seinen Bezirk. Ende des Monats oder Anfang November traf Kayser in Rom ein; Wohnung war ihm schon bei Collinas eingerichtet; er wurde also sogleich ein Lebensgenosse Goethes, Schützens und Burys. Zur Malerei und Dichtkunst trat die Musik hinzu. Schon das Herbeischaffen, Aufstellen und Stimmen des Klaviers beschäftigten auch Goethes Gedanken; dann erklangen die Töne, und da gab es viel zu hören, zu denken, zu besprechen. Die Oper ‚Scherz, List und Rache', die Beiden schon soviel Zeit gekostet hatte, wurde nun vom Komponisten ihrem Dichter vorgetragen. Ebenso brachte Kayser die Symphonie zum ‚Egmont' mit — später nannte man solche Einleitungen „Ouverturen" — dazu sollten nun die Lieder und Zwischenspiele des Stückes kommen. Man redete über die geplante nächste Oper, deren Held der Großschwindler Cagliostro sein sollte. Am meisten aber hatte der Dichter mit seinen alten Singspielen ‚Erwin und Elmire' und ‚Claudine von Villabella' zu tun, da sie mit ‚Egmont' zusammen den jetzt fälligen fünften Band seiner Schriften füllen sollten. Sie waren bisher (nach dem Vorbild der seinerzeit aus Frankreich nach Deutschland eingewanderten Operetten) Prosastücke mit eingelegten Liedern gewesen; jetzt aber war Goethe im Lyrischen Theater der Italiener erzogen worden und vertrug solches Mischwerk nicht mehr. Ist ein Drama zum Vortrag durch Sänger bestimmt, so muß es auch ganz gesungen, also vom Dichter ganz in sangbaren Versen gehalten werden. Goethe mußte also seine Singspiele in Operntexte verwandeln: der Entschluß war nicht leicht! Wer beachtet oder achtet denn einen Operntext? Bedarf es zu dergleichen Versemacherei überhaupt eines Dichters? Nun, eine Kunst ist es allerdings auch und gar keine kleine Kunst: durch einen brauchbaren Text zuerst dem Tonsetzer, dann dem Theatermeister und schließlich den Sängern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte zu geben. Es gehört viel Kenntnis dazu, viel Geschick und sehr viel — Entsagung. Wenn ein solcher Text dem Leser schwach und öde erscheint, so sollte der Leser nicht schelten, denn dieser Text ist gar nicht zum Lesen bestimmt. Wenn ein Zimmermann das Gebälk eines Hauses aufgebaut hat, kann

man noch nicht darin wohnen. „Ihr müßt immer denken, daß diese Stücke gespielt werden müssen“ schrieb Goethe heim; „zum bloßen Aufführen hätte man sie viel besser machen können und müssen.“ Aber freilich wünschte er, daß seine jetzige Umdichtung der beiden Singspiele doch auch lesbar und dem Lesenden genießbar bleiben möge. Er hoffte ja, im Bunde mit Kayser, die Oper, also die vereinigten Künste der Dichtung, Musik, Bühnengestaltung und Schauspielerei, auf eine höhere Stufe führen zu können.

Er hätte auch am liebsten schon hier in Italien den ihm verbündeten Musiker, an den er glaubte, auf den Schild gehoben und dachte daran, passende Stücke aus ‚Scherz, List und Rache‘ in Konzerten vortragen zu lassen, damit das Ganze um so leichter die Bühne erobere. Er liebte diesen Christoph Kayser nun schon lange; jetzt, da sie zusammen lebten, fand er immer neue Tugenden an ihm. „Er ist so ganz und tief in seiner Kunst, als ich noch keinen Künstler gekannt habe“, so rühmte er ihn gegen den gemeinsamen Landsmann Philipp Seidel. Ein andermal heißt Kayser „einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird.“

Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Gegen Karl August lobte er ihn noch mehr, weil er Kaysers spätere Anstellung in Weimar im Plane hatte; er betonte hier besonders, daß die Steifböckigkeit, die man bei dem ersten dortigen Versuche an Kayser bemerkt hatte, nachgelassen habe.

Ich kann nicht sagen, wie sehr mich seine Gegenwart freut und erbaut. Einen männlicheren, solideren Künstler habe ich nie gekannt, und dabei hat er in der Vorstellungsart eine Geschmeidigkeit, in seinem Umgang eine Grazie, die man erst nach und nach entdeckt und gewahr wird. Sein Aufenthalt hier wird ihn ganz zur Reife bringen.

Kayser schmiegte sich an Goethe als an seinen Führer an; auf dessen Kosten lebte er hier ganz, wie schon vorher in Zürich zum Teil; auch liebte und verehrte er ihn, wie kaum ein Anderer. Das hinderte nicht, daß auch er zum Führer Goethes wurde. Er wußte bald, wo man in Rom jeweils die beste oder merkwürdigste Musik hören konnte; zu Hause belehrte er darüber abwechselnd mit Worten und am Klaviere; man mußte ihn nun heute in diese, morgen in jene Kirche begleiten. Da er namentlich auf alte Musik versessen war, kam er in die Bibliotheken, die Goethe noch nicht kannte, und fand dort auch Werke aus andern Fächern, auf die er nun die Aufmerksamkeit lenkte, z. B. Kupferwerke über das Rom vor zwei oder drei Jahrhunderten. Der demütige und stille Musiker regierte in diesem Junggesellen-Vereine also auch ein wenig mit.

*

In der Mitte des Dezembers ward das Wetter noch einmal so schön, daß die Wanderlust wieder erwachte: Kayser sollte doch auch die Bergorte sehen, von denen hier so viel geredet wurde. Also zogen zwei Frankfurter und ein Hanauer: Goethe, Kayser und Bury, in die Albanerberge, wie sie daheim in den Taunus hätten spazieren können. Am ersten Abend erreichten sie Frascati. Am nächsten Tage besuchten sie die schönsten

Villen der Nachbarschaft und bewunderten namentlich den Kolossalkopf des Antinous in der Villa auf Monte Dragone. Dieses Schloß hatte soviele Fenster, wie das Jahr Tage; aus einem derselben konnte man borghesische Ländereien überblicken, die jährlich 60000 Taler brachten: sicherlich für die Besitzer eine recht schöne Aussicht! Am dritten Tage wanderten die Drei über das Städtchen Rocca di Papa, dessen Häuser wie Nester an den Felsen klebten, auf der altrömischen via triumphalis, die zum Tempel des Jupiter Latialis, dem Bundesheiligtum der Völker Latiums, führte, also den Mons Albanus hinauf, der jetzt Monte Cavo hieß. In seinen Herbstferien war Goethe wegen Einfalls von schlechtem Wetter nicht hinaufgekommen; jetzt stand er oben und genoß die weite, sehr mannigfaltige Aussicht: dunkelblaue Seen und grüne Wiesen in alten vulkanischen Kratern, weiße Städtchen auf den Rücken der niedrigen Berge, die graue Campagna im Süden, die Stadt Rom und das Silberband ihres Flusses im Norden; im Westen sodann das Meer. Wollte ein Historiker hier das Wort nehmen, so könnte er wohl Stunden lang reden und immer von merkwürdigen Geschichten.

Bergab ging's nun nach Albano hinunter. Kayser, der sich nicht wohl genug fühlte, ging am nächsten Tage nach Rom zurück. Goethe und Bury aber schlugen einen Bogen über Aricia, Genzano, den schönen See von Nemi wieder zurück nach Albano. Am fünften Tage besuchten sie Castel Gandolfo und Marino und erreichten noch vor Abend Rom. Eine tüchtige Fußreise! Und durchaus bei unglaublich schönem Wetter! Die Natur mutete noch ganz herbstlich an. Außer den

immergrünen Bäumen hielten auch noch einige Eichen, ja, junge Kastanien ihr Laub. Und was sah man für Lichter, Farben, Formen in der Landschaft, sowohl am hellen Tage wie in den Dämmerungen! Goethe fühlte sich wieder einmal auf der Höhe des Lebens.

*

Die Umschmelzung der beiden Opern dauerte länger als vorausgesehen. ‚Erwin und Elmire' konnte erst am 16ten Januar nach Weimar abgehen; zwei Akte der ‚Claudine' folgten am 27sten Januar, der Schluß am 9ten Februar. Nun stand der Hügel ‚Tasso' vor den Augen des Dichters, und dahinter der große Berg: ‚Faust'. Ein paar vorhergehende Aufgaben, die Durchsicht von ‚Lila', ‚Jeri und Bäteli' und der ‚Fischerin' wollten nicht viel besagen. Auch die Sammlung seiner Gedichte erschien ihm leicht und angenehm.

Sein zweites Hauptgeschäft diesen Winter über war die fertige Ausbildung im Zeichnen und Kolorieren. Der höchste Gegenstand aller bildenden Kunst, der Mensch, wurde jetzt sein großes Studium: bisher hatte er sich nicht daran gewagt, wie man sich scheut, in die Sonne zu sehen. Vor allem der Kopf, das Gesicht: wie sollte er Herr darüber werden? Das beste Verfahren kannte er: abwechselnd selber zeichnen und die Werke der Meister betrachten. Seine früheren anatomischen Studien und die Teilnahme an Lavaters physiognomischem Treiben nützten ihm doch sehr. Zufällig hielt sich auch gerade der junge Camper in Rom auf, ein Sohn des großen holländischen Anatomen, um dessen Beifall sich Goethe in der Zwischenkiefersache

vergeblich bemüht hatte. Der junge Mann war gern bereit, die Lehre seines Vaters den deutschen Malern vorzutragen. Das war nicht der einzige Unterricht, den Goethe jetzt genoß. An vier Abenden der Woche ging er auch, ganz wie ein Student, zur Perspektive-Stunde.

Dazu trat nun fleißige Übung. Bis Neujahr am Gesicht und Kopf; dann stieg er auf's Schlüsselbein hinunter, zur Brust und so weiter, bis er zu Händen und Füßen gelangte.

Aber die rechte Künstlerfreude am eigenen Werke blieb leider aus; es kam nur selten ein Blatt zustande, das ihn ganz befriedigt oder auf Andere Eindruck gemacht hätte. Wohl bewies er ein Können, aber kein starkes, auch kein so leichtes, wie es den Meister, den Berufenen, kennzeichnet. Er sei wohl schon zu alt, seufzte er da; es werde wohl ein Pfuschen bleiben. Man kann sich bei dem Worte Pfuschen auch etwas Freundliches denken: Liebesarbeit, die ihren Verfertiger aufheitert und unter guten Freunden bleibt. Viel tröstlicher als diese Bescheidung aber war für Goethe die Überzeugung, daß er jetzt mit größeren Schritten als je zum Kennertum, zum sicheren Urteil, zum festen Stand in den Künsten gelange. Ja, er wollte jetzt behaupten, es sei unmöglich, ein Kunstwerk richtig zu beurteilen, wenn man sich nicht selber ähnlich wie der betreffende Künstler versucht habe. Jedenfalls glaubte er die Antiken nun erst zu verstehen, da er Kopf und Körper wissenschaftlich-zeichnend sich zu eigen machte. „Wenn Du nur einen Abend bei uns sein solltest unter den vielen Gipssachen", so schrieb er an Frau v. Stein, „wenn man die besten Sachen

nebeneinander setzen kann und sich dann das Fürtreffliche vom Guten so sehr, ja: unendlich absondert! Ich spreche nicht aus, wie glücklich ich bin, daß ich da zu sehen anfange, wo ich zeitlebens nur getappt habe."

Glücklich stimmte ihn auch die weitere Erkenntnis, daß diese Meister des Altertums mit der Natur übereinstimmten, ohne sie doch gröblich oder knechtisch nachzuahmen; sein eigenes beständiges Aufmerken auf alle Gegenstände, die ihn umgaben, fand er nun auch bei diesen Griechen und Römern wieder. „Es ist unsäglich, wie die Alten der Natur und mit welchem großen Sinn sie ihr gefolgt sind."

Früher hatte er gehorcht, wenn kluge Leute an Kunstwerken Dies und Das lobten oder tadelten, und wenn diese klugen Leute gar in Italien gewesen waren, so hatte er seinem eigenen Empfinden nicht mehr getraut. Nun fühlte er sich selber als Urteilsberechtigter, kein Andrer sollte ihn mehr einschüchtern. Sein Kennertum, sein Kunstwissen ward ja auch von den ihn Umgebenden anerkannt. Die sehr erfahrene Angelika versicherte, daß im *Sehen* der Kunstwerke diesem Freunde in Rom Wenige gleichkämen.

Aber auch der Starke fühlt sich sehr viel sicherer, wenn er wenigstens *einen* Verbündeten hat. Goethe zumal betrieb alle seine Studien immer am liebsten in Gesellschaft, suchte sie also auch zum gegenseitigen Lehren und Aufmerksammachen, zum gemeinsamen Suchen und Forschen. Sein Hausgenosse Bury, der sich jetzt erst recht zum Künstler entwickelte, war ihm ein gar angenehmer Gefährte; noch näher aber legte sich ihm Heinrich Meyer ans Herz, der stille Schweizer, den er schon im vorigen

Winter kennen gelernt hatte, der aber anfangs kaum ahnen ließ, welche Schätze von Wissen, Einsicht, Scharfsinn und andern Tugenden in ihm ruhten. Goethe erst war es, der diesen Menschen gleichsam aufschloß; er zeigte dem Schüchternen so große Freundschaft, war so hilfsbereit gegen diesen Hilfsbedürftigen, daß der bäurische Mensch aus dem Züribiet nun seine ganze in ihm ruhende Liebe und Treue auf den großen Dichter richtete und dabei höchst glücklich wurde. Welch' schönes Bewußtsein: der kleine Künstler konnte nun auch geben und dienen! Goethe mochte sich zuweilen zwischen Meyer und Kayser fühlen wie sein Romanheld Wilhelm Meister, wenn er seine Augen über Felix, Mignon und den Harfenspieler gleiten ließ. Gewiß war es eine ‚Wilhelmiade', sich das Schicksal anderer Menschen aufzuladen, aber welche Hoffnungen durfte er doch gerade auf diese Beiden setzen, die sich vertrauend an ihn lehnten! Er war bisher der Einzige, der ihren Wert kannte; um so herzlicher rühmte er sie gegen Andere. Den Freunden in Weimar mußte er jetzt auch über diesen wunderbaren Maler und Kunstkenner Meyer berichten, diesen von ihm gefundenen Edelstein.

Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt: so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland

lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht.

Ganz ähnlich lobte er in seinem Herzen auch die Angelika. „Es ist das beste Wesen von der Welt" und „Man hat keinen Begriff von einem solchen Talent mit solcher Einfalt, Herzensgüte und ächter Bescheidenheit." Alle Sonntage verbrachte er bei ihr, wie früher, aber auch einen Abend in der Woche ging er hin. Es tat ihr wohl, und sie nährte eine sanfte schwesterlich mütterliche Liebe zu ihm in ihrem Herzen und labte sich an dieser süßen sehnsüchtigen Empfindung. Gern entwarf sie ein Titelbild zu seinem ‚Egmont'; Lips stach es in Kupfer, und Beides, Zeichnung und Stich, schien dem Dichter besser, als er es in Deutschland hätte erlangen können.

*

Zuweilen überfiel ihn die Sorge, daß sein jetziges Guthaben und Wohlbefinden ihm nur für Rom und dies südliche Land beschert sei. Er dachte an seine vorigen Zustände jenseits der Alpen; er las ja auch aus den Briefen seiner besten Freundin heraus, wie es ihr dort viel schlechter ging, und litt dann mit ihr; er litt vorahnend auch für sich schon wieder am deutschen Klima.

Wenn ich von Deinen Übeln, von Deinem Zahnweh höre, wird mir's im Gemüte, wie ich Dir's nicht ausdrücken kann, daß Dir unter dem unglücklichen Himmel das Leben unter Schmerzen hingehn soll. Ich habe doch diese ganze Zeit keine Empfindung aller der Übel gehabt, die mich im Norden peinigten, und lebe mit ebenderselben Konstitution hier wohl und munter, so sehr, als ich dort litt. Ich habe manche Anzeichen, daß ich dieses Wohlsein, wie manches andre Gute in Italien zurücklassen werde.

Nicht daß er bereits in schwarzgallige Stimmung versunken wäre! Seine Lehre war ja, die Blume und Frucht des heutigen Tages zu genießen. Außerdem bleibt uns doch auch im Unglück die schöne Vergangenheit als Besitz; alles Gelernte gehört uns; er hatte Italien in einer so friedlichen Weise erobert, daß ihm kein Feind die Beute wieder abjagen konnte. Auch war er hier ein Andrer geworden: stärker, weiser, erfahrener, brauchbarer. Ja, namentlich brauchbarer. Und diese Stärke und Brauchbarkeit nahm er mit sich.

Er blickte auf seinen Freundeskreis in Rom und fühlte sich sehr ermutigt. Dieser Kreis bewies es, daß er jetzt liebenswert und für die Gesellschaft tauglich war. Diese Männer — und über ihnen thronend die einzige Frau Angelika — hielten ja bei ihm aus! Obwohl sie ihn jetzt nahe kannten, hörten sie nicht auf, ihn zu lieben; ihre Neigung zu ihm schien sogar zu wachsen. Achtung und Bewunderung aus der Nähe und Ferne zu empfangen, war er längst gewöhnt; darauf gaben ihm ja seine Talente und seine Rechtschaffenheit ein unzweifelhaftes Recht. Freunde und Freundinnen hatte er wohl auch immer einige gehabt, aber doch immer mit Fallen und Aufstehen. Manche waren schon bei Seite getreten; Andere hatten viel an ihm auszusetzen gehabt, namentlich an seinem Umgang, am Zusammenleben mit ihm. Die Freundin, die am tiefsten in ihn hinein sah und gegen ihn auch am aufrichtigsten war, machte kein Hehl daraus, daß sie ihn in der Entfernung viel mehr lieben könne, als in der Nähe. Diese seine Unleidlichkeit hatte er selber unzählige Male gefühlt. Er hatte dagegen angekämpft, hatte gesellig, höflich, freundlich

mit Jedermann sein wollen, zum Beispiel damals, wo er im Januar 1780 aus Lavaters liebevollem Hause nach Weimar zurückkehrte. Sein Vorsatz war ihm nicht gelungen; er wurde eben unwillkürlich und gegen seinen Willen steif, kalt, verschlossen, schweigsam, nicht bloß gegen Fremde und Halbfreunde, sondern sogar gegen seine Geliebtesten. Oft mußte er ihnen *schreiben*, um ihnen seine Liebe, sein Vertrauen ausdrücken zu können. Charlotte, der Herzog und Andere mußten ihn viele Male ertragen, um ihn zuweilen auch genießen zu können. Er hatte es gewußt und keine Gewalt über sich gehabt. Über ihn kam immer wieder das Erstarren; er trat in sich selbst zurück, statt sich, wie unzählige Andere, in Gesellschaft erst recht zu öffnen, zu entfalten. Dies Zurücktreten hatte er selbst als einen kranken Zustand empfunden.

Nun aber umgaben ihn Menschen, die sich keineswegs über ihn beklagten, die ihn vielmehr als Wohltäter empfanden, und er sah auch selber, daß er ihnen wohltat: *im täglichen Umgang*! Dabei spielte er nie in der falschen oder doch hohlen Weise der Höflinge und Politiker den Liebenswürdigen gegen sie; er nannte das Weiße weiß und das Schwarze schwarz, ob es dem Zuhörer bequem war oder nicht. Noch immer wurde der Unredliche, Unechte, Eitle, Anspruchsvolle von ihm verlacht oder derb zurückgestoßen, und doch lebte und webte er jetzt als Mittelpunkt eines Freundeskreises! Also war er jetzt selber für die Gesellschaft gesund geworden, war nicht mehr borniert, sondern ausgebreitet. Kein Vetter Michel mit Jedermann, aber fähig, ein Freund Aller zu sein, die auf einem rechten Wege gehen oder einen rechten Weg ehrlich suchen.

„Übrigens widersteh' ich allem Andringen der sogenannten großen Welt" schrieb er an Knebel um dieselbe Zeit der Wintersonnenwende, wo er sich seiner hiesigen Freunde als eines Beweises seiner eigenen Gesundheit freute. Nach dem Gesellig sein hatte ihn nicht gelüstet, um im gewöhnlichen Sinne gesellig zu sein, nämlich seine Zeit in der Gesellschaft herumzubringen, seine Zeit „totzuschlagen". „Ich will auch keine Stunde um der Menschen willen versäumen, die mir nichts geben können und denen ich nichts geben kann. Sie haben Freunde genug, die Visiten-Billets abgeben, einen Platz bei Tische und am Spieltische einnehmen!"

*

Ein großer Vorzug der ärmeren und mittleren Bürgersleute vor den „Gepuderten" war gerade hier in Rom, daß der Verkehr mit ihnen ohne Umstände und Zeitverlust vor sich ging. Zum Beispiel das Anbandeln zwischen Mann und Weib. Die Damen vom ersten und zweiten Range forderten von ihrem Galan einen höchst zeitraubenden, vielleicht auch sonst kostspieligen Dienst und haben am Ende auch nichts Besseres zu bieten als ein angenehmes Frauenzimmer im gewöhnlichen Bürgerstande. Goethe hatte bisher das ganze südländische Volk oft mit großem Wohlwollen betrachtet und es doch gewissermaßen mißachtet; er fühlte die Fremdheit, das andere Blut, das andere Seelenleben. Aber man macht mit der Zeit doch Unterschiede, und es konnte nicht ausbleiben, daß den jungen Mann die eine oder andere Schöne reizte, zumal jetzt, wo sich sogleich an das Weihnachtsfest das Treiben des Vor-

Karnevals anfetzte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der so lange Zeit von ihm zurückgedrängte Trieb nach dem andern Geschlechte ihn überfiel, ihn erregte, ihn bei aller Arbeit, bei jedem Geschäfte störte, ihn plagte, neckte, lockte, ärgerte, drückte, bekümmerte. Der ernste Mann hatte vielleicht einen kleinen Scherz mit einem hübschen Weibchen begonnen und eben nur beginnen wollen; ein kleines Spiel; nun aber erweist sich Cupido wie ein Teufelchen, wie der alte Teufel selber, der nach dem Sprüchworte uns ganz an sich reißt, wo wir ihm nur den kleinen Finger hinhielten. Goethe mußte sich selber die Gefahr gestehen:

Cupido, loser eigensinniger Knabe,
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Der prosaische Rat bei solchem Leiden ist: die Durstigen mögen doch diesen Durst löschen; dann können sie sich beruhigt wieder ihren Geschäften zuwenden. Zum Beispiel dachte der Herzog Karl August recht praktisch-prosaisch über die Sache; da ihn jetzt das Schicksal nach Holland führte, so erquickte er sich zur Zeit an den Holländerinnen; er hätte ebenso gern ge-

wußt, wie die schönen Römerinnen schmecken und welche Erfahrungen Goethe in diesem Punkte mache. Dieser setzte sich nun auch auf kein moralisches Pferd. Er hatte eben in seinem ‚Egmont' als Hälfte der Fabel die Liebschaft des vornehmen Herrn zu einem armen Bürgermädchen abgeschildert, ohne im geringsten zu moralisieren; er hätte jetzt auch selber im Leben nicht den Heiligen gespielt. Wenn eine römische Schöne ihn anstrahlte und willkommen hieß, warum sollte er als ein tugendsamer Joseph vor ihr entfliehen? „Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist". So schrieb er bei andrer Gelegenheit; was aber des Herzogs Frage anging, so kam ja die Liebe, das Wort in einem höheren Sinne genommen, hier gar nicht in Betracht; in Rom verstand man darunter nur das Vergnügen zwischen Mann und Weib. Dennoch hatte Goethe nicht den Mut zu einem ortsüblichen Liebeshandel:

Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegiert. Die öffentlichen Mädchen der Lust sind unsicher wie überall. Die Zitellen (unverheiratete Mädchen) sind keuscher als irgendwo; sie lassen sich nicht anrühren und fragen gleich, wenn man artig mit ihnen tut: „e che concluderemo?"[1]) Denn entweder man soll sie heuraten oder sie verheuraten, und wenn sie einen Mann haben, dann ist die Messe gesungen. Ja, man kann fast sagen, daß alle verheuratete Weiber Dem zu Gebote stehn, der die Familie erhalten will. Das sind denn alles böse Bedingungen! Und zu naschen ist nur bei Denen, die so unsicher sind als öffentliche Kreaturen.

[1]) Und was machen wir ab?

Von seinen mehr innerlichen Hemmungen konnte Goethe nicht wohl zu einem Freunde sprechen, der solche Scheu und Zartheit von sich selber nicht kannte. Aber auch seine Furcht vor dem syphilitischen Übel war wirklich sehr groß; sonst hätte ihn doch wohl eins der Malermodelle, die er zuweilen sah, über die Brücke gelockt. Man hörte ja auch oft genug von dem Mißgeschick eines Bekannten, der es darauf ankommen ließ. Da hatte zum Beispiel der junge Camper nur kurze Zeit sich unter den Schönen Roms umgesehen, als er schon Patient wurde. Und bald hörte man von einem andern Unglücksvogel.

Während Goethe vor solcher Gefahr zurückschauderte, las er in einem neuen Briefe seines munteren Herzogs, daß es Diesem sonst sehr wohl gehe; nur in dem unteren Körperteile fehle es zur Zeit. „Hämorrhoiden?" fragte der harmlose Leser in Rom. Aber der nächste Brief war deutlicher. Karl August hatte sich von Holland, wo die kriegerischen und politischen Geschäfte sehr bald erledigt waren, nicht geradenwegs in die Heimat begeben; er mußte erst noch in Mainz eine Kur bei dem berühmten Geheimrat Hoffmann durchmachen, denn die Nachbarschaft der Hämorrhoiden hatte gelitten. Das sei aber gar nicht so schlimm, schrieb der Patient und fuhr fort: aus Besorgnis vor dieser Ansteckung dürfe man nicht auf den Genuß der Weiber verzichten, denn Quecksilber sei ein vortreffliches Gegengift. Der junge Herzog dachte eben wie Graf Egmont: Der Ängstliche versäumt das Leben.

Um dieselbe Zeit aber, wo Karl August seine leichtsinnige Ermunterung hinschrieb, fand Goethe in Rom,

was er brauchte. Es war um die Mitte Januar, bei ansteigendem Karneval: die Deutschen bewegten sich also mehr als sonst zwischen dem römischen Bürgervolk, traten auch öfter in die Schenken ein; Gesang, Musik und Tanz erhöhten die Stimmung; der Wein löste die Zungen. In einer solchen Schenke half eine Tochter, die mit ihren vierundzwanzig Jahren schon seit vier Jahren Witwe war, jetzt wieder mit, die Gäste zu bedienen: wie leicht kam es da zu Blicken, Berührungen, Scherzen zwischen ihr und dem stolzen deutschen Herrn, der so freundlich mit ihrem einzigen Knäbchen tändelte! Der Wein tat dann auch seine Wirkung; an verstohlene Liebkosung reiht sich leicht die Frage: Wann und wo bist du allein? Und als er dann in der Dunkelheit den Weg zu ihrem Stübchen gefunden, heißt seine Bedingung: „So lange du mir gehörst, mußt du nur mir gehören!" Nun kann er endlich genießen, sorgenlos genießen!

Darum macht Faustine mein Glück; sie teilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreu'n.
Welche Seligkeit ist's! Wir wechseln sichere Küsse,
Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte; wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß,
Und so dämmert der Morgen heran, es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vettern und alten Muhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel!
Auch ihr Übrigen, fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht!

Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung
Die den Wandrer mit Mut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough[1]) den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn', dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Smyrna gesegelt,
„Malbrough" empfing ihn auch dort, „Malbrough" im Hafen das Land.
Glücklich bin ich entflohn: sie kennet Werther und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum.
Sie erkennet in ihm den freien, rüstigen Fremden,
Der in Bergen, in Schnee hölzerne Häuser bewohnt,
Teilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreu'n sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht römischen Busen und Leib.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg ich den Rat[2]), durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.

[1]) Das französische Spottlied „Marlborough s'en va-t-en guerre", auch in italienischer Sprache sehr verbreitet.

[2]) Horazens, bei Tag und Nacht die griechischen Meisterwerke zu lesen.

Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indes und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn getan[1]).

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht; sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

*

Solche Gesänge erklangen jetzt aus dem von langer Spannung erlösten Dichter oder, wenn sie noch nicht erklangen, so faßten sie doch Wurzeln und wuchsen empor. Gegen seinen auf solche Nachricht längst begierigen Herzog drückte er sich in Prosa aus. Er wolle nun auch im Vertrauen auf das Heilmittel den Gefahren trotzen, erwiderte er; auch habe er bereits der frostigen Enthaltsamkeit den Abschied gegeben.

Sie schreiben so überzeugend, daß man ein cervello tosto[2]) sein müßte, um nicht in den süßen Blumengarten gelockt zu werden. Es scheint, daß Ihre gute Gedanken

[1]) Mit Amors Triumvirn sind drei der römischen Liebesdichter Catull, Tibull, Properz und Ovid gemeint.

[2]) Vertrocknetes Gehirn.

unterm 22sten Januar unmittelbar nach Rom gewirkt haben, denn ich könnte schon von einigen anmutigen Spaziergängen erzählen. Soviel ist gewiß, und haben Sie als ein Doctor longe experimentissimus vollkommen recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüt erfrischt und den Körper in ein köstliches Gleichgewicht bringt, wie ich Solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit gespürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf dem engen Pfad der Enthaltsamkeit und Sicherheit einleiten wollte. . . .

Er sprach dann von seinen Arbeiten und Vorsätzen und wiederholte, daß er sich dem Herzog auch in Zukunft wie einem Arzte anvertrauen wolle.

Gebe der Himmel, daß ich mich nie wieder appesantiere, und wenn Sie fortfahren wollen, als Leibarzt an mir zu handeln, so sollen Sie Freude, wenigstens an der Folgsamkeit des Patienten, haben[1]).

*

Wieder einmal fühlte sich Goethe jetzt auf einem noch höheren Gipfel. Näher stand er jetzt den antiken Menschen, die die Natur frei walten ließen und lächelnd jede gesunde Lust genossen. „O wie fühl' ich in Rom mich so froh!" Bis zur Entzückung froh, wenn alles

[1]) Appesantieren: schwer, schwerblütig werden. Dieser in der Mitte seines 39ten Jahres geschriebene Brief ist der erste Beweis für einen Geschlechtsverkehr Goethes. Die Erwähnung, daß er die Erfahrung vom Nutzen einer solchen mäßigen Bewegung und von der Last der Enthaltsamkeit in seinem Leben mehr als einmal gemacht habe, klingt verdächtig: darüber hätte doch gerade der Herzog längst unterrichtet sein, und dann hätte Goethe mit andern Worten darauf anspielen müssen. Immerhin stehen wir hier vor einem Ignoramus und wohl auch Ignorabimus. Selbst die Ent-

Liebliche und Herrliche zusammenfloß, etwa nachts im Vollmondscheine: er wandelte an den Ruinen vorbei zum Liebchen. Dann war es, wie wenn die Halle der Götter sich ihm auftäte.

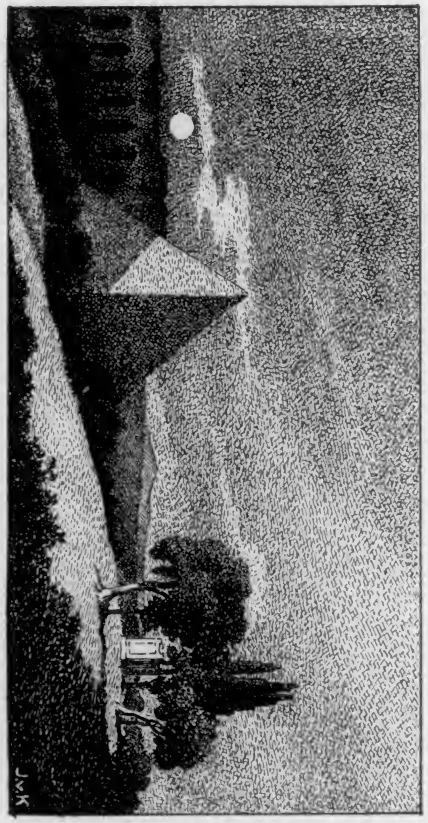
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem; Träum ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach, hier lieg' ich und strecke nach Deinen Knien die Hände
Flehend aus: o vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Hast Du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrtums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, sie auch! die herrlichsten Gaben
Teilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirkliche Gott? O, dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab! —
„Dichter, wohin versteigest du dich?" —
Vergieb mir! der hohe kapitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab!

---

stehungszeit der ‚Römischen Elegien', die oben angeführt sind, kennen wir nicht genau und wissen auch nicht, in welchem Maße Dichtung und Wahrheit hier verflochten sind; einige scheinen jedoch den römischen Tatsachen sehr nahe zu stehen. Die Briefstelle an Karl August würden wir so auffassen, als ob Goethe mit mehreren Frauenzimmern trotz der französischen Gefahr sich eingelassen habe; die ‚Elegien' wissen nur von der sicheren jungen Witwe. Man glaubt sie festgestellt zu haben als eine am 25ten März 1764 geborene Faustina Annunciata Lucia Antonini, Tochter des Wirtes Agostino di Giovanni; sie hat 1784 geheiratet und ist schon im selben Jahre Witwe geworden; ein Söhnchen wurde nachgeboren und stand zu Goethes Zeit im vierten Jahre.

Das Grabmal des Cajus Cestius, der kurz vor Beginn der christlichen Zeitrechnung starb: es war eine Pyramide in der Stadtmauer nahe dem Tore des heiligen Paulus und jetzt bezeichnete es den abseitigen Platz, wo man die Protestanten begrub: also malte auch Goethe sich hier seine letzte Ruhestätte aus für den Fall, daß er hier stürbe; ja er malte sie in dieser Zeit auch wirklich auf Papier. Es konnte doch sein Schicksal sein, bei Cestius begraben zu werden. Früher oder später. Sollte er denn nach einem andern Endpunkte streben? War es nicht das Klügste und Weiseste, in dieser zu seinen Bedürfnissen so wunderbar passenden Stadt so lange zu bleiben, bis Hermes, der Seelenführer, ihm winkte, um ihn hinunter zu begleiten in die blassen Gefilde der Unterwelt?

Aus Weimar bekam er zuweilen Nachrichten, die ihm den näher rückenden Abschied von Rom nicht eben erleichterten. Durch den zu harter Aufrichtigkeit verpflichteten Philipp Seidel erfuhr er, was man im Städtchen über ihn redete und klatschte. Schiller hatte im Anfang nur Loblieder auf den Anwesenden gehört; bei längerem Verweilen vernahm er doch auch die andern Töne. „Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen" hieß es da; „er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von achtzehnhundert Talern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen." Andere wollten es sogar bestimmt wissen, daß Goethe gegen des Herzogs ausdrücklichen Willen noch immer in Italien zögere; mit andern Worten: er werde überhaupt nicht zurückkommen; die Beiden seien miteinander



Die Pyramide des Cestius
Nach einer Tuschzeichnung Goethes 1788 (Goethe-Nationalmuseum, Weimar)

verfallen. Und einige Leute behaupteten, Goethe sei nun völlig übergeschnappt: wenn ein herzoglich sächsischer Geheimrat nun schon im zweiten Jahre in Rom unter kleinen Malern lebt und in einem fort Bilder besieht, was soll man da Anderes über ihn denken? Selbst seine Freunde sahen ein, daß er für die weimarische Landesverwaltung nicht gemacht sei, und vermuteten, daß er nach dieser Ausspannung noch weniger dazu tauge als vorher. „Wenn Goethe geübter in der Kunst wäre" meinte Charlotte v. Stein gegen Knebel, „sollte er seinen Geheimrat mit einem Platz in der Maler-Akademie vertauschen, und er würde sich glücklich dabei befinden."

Sobald er Weimar und sein Amt aufgab, — so konnte Goethe selber weiter denken — wurde er zum Beispiel der Sorge um Ilmenau enthoben, denn dort gab es plötzlich wieder große Not, der er doch auch in der Nähe nicht hätte abhelfen können. Zuerst war es dort gelungen, den im Schacht andringenden Wasserstrom durch ein Kunstgezeug zu bewältigen; vom 18ten November an wühlte er sich wieder im Trockenen in die Tiefe hinab. Anfang Dezember wurde der Zechstein erreicht, das Letzte über den gesuchten silberhaltigen Kupferschiefern und Sanderzen. Am 7ten Dezember aber hieb ein Bergmann wiederum Wasser an; und da quoll es so gewaltig heraus, daß die unten befindlichen Leute eilen mußten, ihr Leben zu retten. Dieser Strom war wohl zwölfmal so stark als der vorige und quoll in 115 Lachtern Tiefe! Nun mußten neue Maschinen und Einrichtungen ersonnen und ausgeführt werden, was viel Zeit und Geld kostete. Nun war aber auch deutlich, daß man mit dem bisherigen Vermögen der

Gewerkschaft nicht auskommen konnte; die Zeichner der Kuxen mußten zur selben Zeit um Zuschüsse ersucht werden, wo sich das Gerücht ausbreitete, daß das ihnen so sehr angerühmte Bergwerk ersoffen sei.

Eine schauderhafte Nachricht für den so viele Meilen entfernten Mitdirektor des Unternehmens! Seinen Kollegen schriftlich trösten und ermuntern: das war billig und bequem, und doch wußte er nichts Besseres. Er hatte Voigts Bericht an ihn gelesen, wie manche Leser seinerzeit den ‚Werther': mit höchster Spannung bis zum schlimmen Schlusse. Jetzt wurde ihm heimgezahlt!

Alles, was ich als dramatischer Dichter und Romanenschreiber an dem Menschengeschlecht verschuldet habe, daß ich die Herzen so oft nach Belieben erfreut und gequält, Das haben Sie reichlich durch Ihren letzten Brief gerochen. Er war trefflich komponiert, um mich alle Freuden und Hoffnungen mitempfinden zu lassen, und sodann, wenn schon nicht die Hoffnung, doch die nächste Freude zu ersäufen.

Ängstlich genug war aber auch, was er weiter über den Herzog vernahm. Seine letzte Erkrankung, wenn sie auch als fast geheilt hingestellt wurde: sie war doch ein neuer Beweis, daß Karl August die Gefahren und Schädlichkeiten beständig herausforderte. Schon lange wiederholte man die Frage: „Wohin soll das führen?" Eines Tages würde das böse Ende da sein. Und davon abgesehen: was alle Nächsten des Fürsten jetzt bejammerten, mußte auch Goethe für einen schlimmen Irrtum halten. Der Herzog von Weimar hatte sich in die hohe Politik und in einen Krieg gemischt: Das ließ sich noch begreifen. Nun aber wollte er nach schnell geendetem Krieg auch im Frieden ein preußischer Generalmajor bleiben. Nicht bloß dem Namen nach, sondern

wirklich ein Regiment Kürassiere exerzieren. Also auf Wochen und Monate seine fürstliche Residenz verlassen, um sie in seiner preußischen Garnison zu verbringen. Weimar unterlag gegen Aschersleben! Die Untertanen durften sich jetzt mit gutem Grunde beschweren: der Landesvater in preußischem Dienste bei Pferden und Reitern, sein nächster Berater im fernen Lande mit Bildern und Dichtungen beschäftigt, und der erste Minister ein großer Verzichter, der seine Akten redlich besorgte, aber keinen Trieb fühlte, die vom Fürsten fallen gelassenen Zügel zu ergreifen. Nur die Voigts und Schmidts taten noch ihre Schuldigkeit.

Mit ein paar Worten hätte sich Goethe aus diesen mißlichen Verhältnissen herausziehen können, und Niemand hätte es für ein Unrecht erklärt, wenn der von der Natur zu Künsten und Wissenschaften bestimmte Mann seine Gastrolle in Weimar beendigt hätte.

Aber was sollte er dann tun? Seines Vaters hinterlassenes Vermögen, an dem auch seiner toten Schwester hinterlassenes Töchterchen Miterbin war, reichte nicht aus, ihn und die Mutter von den Zinsen zu ernähren; vom Dichten und Grübeln konnte man sich erst recht nicht ernähren; er sah ja, wie schnell jetzt das Honorar für seine gesammelten Werke verschwand. Auch gelüstete ihn nicht, als Privatmann in Frankfurt seine Tage und Jahre abzuspinnen: des Vaters Beispiel war abschreckend. Verblieb also doch ein Geschäftsleben. Auch verlangte ihn nach Taten und Tätigkeit, wie über jeden Gesunden in der behaglichsten Stube bald das Bedürfnis kommt, sich wieder einmal draußen in Wind und Wetter zu tummeln. Goethe war nur

glücklich, wenn ihm Vieles, ja Allzu-Vieles durch Kopf und Herzen ging. Wenn er nun aber vom tätigen Leben wieder erfaßt werden wollte, so durfte er keine fremden Aufgaben suchen, solange er seinem bisherigen Herrn, der immer sein allerbester Freund gewesen, noch gute Dienste leisten konnte. Und gerade wenn Karl August in der Irre ging, so durfte ihn Goethe eben jetzt nicht verlassen. In diesem Sinne antwortete er Voigten, mit dem er auch die Sorge über den Fürsten teilte: „Mein Herz neigt sich zu meinen Freunden und aus diesem Paradiese wieder in die tätige Welt."

*

Weimar zog ihn an, und Rom hielt ihn fest. Da zeigte ihm ein Brief des Herzogs die vermittelnde dritte Möglichkeit, nach der wir bei solchem Zwiespalt immer verlangen. Nämlich die Aufgabe, im Dienste und auf Wunsch des Herrn noch einige Zeit, ein Jahr oder länger, in Italien zu bleiben. Der Brief kam gerade, als Goethe sich das Liebchen gewonnen hatte; nun ergriff ihn die Freude auf dies schöne, sich eröffnende Jahr so sehr, daß er aufspringen, in's Freie laufen mußte, vor's Tor hinaus, in die Einsamkeit, wo der Wind um ihn brauste. Hinausrennen: so hielt er es ja immer bei großen Erregungen.

Er selber hatte unbewußt den Brief des Herzogs hervorgerufen. Er hatte dargelegt, wie vornehme Reisende in Italien ihr Geld, ihre Zeit, ihre gute Laune verlieren müssen, wenn nicht ein wohlunterrichteter Führer sie sowohl lenkt wie beschützt. Er hatte angedeutet, daß Freund Einsiedel als Kammerherr der Herzogin-Mutter

im fremden Lande von keinem Nutzen sein könne, da Tätigkeit und Gewandtheit nicht zu den Tugenden dieses sonst recht angenehmen Menschen gehörten. Auf diese Ausführung antwortete nun Karl August: seiner Frau Mutter würde gewiß am besten gedient sein, wenn Goethe sie in Italien erwarte und herumführe.

Welche Aussicht! Alles Herrliche noch einmal aufsuchen können, neben überraschten und gelehrigen Freunden davor zu stehen, sie noch tiefer einzuweihen in diese Offenbarungen! „Für Andre wächst in mir das edle Gut"; so klang es jetzt wieder in ihm; „warum sucht'ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Nun aber die Kehrseite! Die Herzogin-Mutter war sicherlich eine Frau, wie sie der Kunstfreund gern zur Schülerin annimmt; es war leicht und behaglich, mit ihr umzugehn. Aber nach außen hin war sie doch eine Fürstin; sie hatte selber ein Land regiert und gehörte zur nächsten Verwandtschaft des preußischen Königshauses und anderer hochberühmter Fürsten. Sie kam nach Italien mit Herren und Damen, Dienern und Dienerinnen; es gelüstete sie gewiß auch, die Regierenden und den hohen Adel im fremden Lande zu begrüßen. Also mußte Goethe sie in Kreise hinein begleiten, die er bisher ängstlich vermieden, ja beinahe unhöflich abgewehrt hatte. Und wozu das? Goethe war der beste Führer zu den Kunststätten und Landschaften, aber würde er auch zum Hof- und Reisemarschall taugen? Wenn es sein sollte, mußte er sicherlich bald anfangen, sich auf diese Aufgabe vorzubereiten. Einen eigentlichen Auftrag hielt er noch nicht in Händen; Karl August hatte noch aus Mainz geschrieben, also die Sache noch

nicht mit seiner Mutter mündlich besprochen; mithin konnte Goethe die nächsten Monate, bis Ostern, auch noch nach seinem alten Plane leben, nämlich Landschaftsbilder kopieren und eigene im Freien malen, außerdem in den Sammlungen nochmals das Allerbeste sehen. Wenn dann der Herzog seinen Wunsch bestimmter wiederholte, so ging vom April für ihn ein neues italienisches Leben an. Er zeichnete es schon dem Herzog vor.

Bisher habe ich Allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am ersten um meine Hauptsachen zu tun war, weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, Etwas halb zu tun. Nun aber werde ich mich equipieren, einen Bedienten anschaffen, mein Quartier besser bestellen, genug: mich so einrichten, daß ich als der Ihrige öffentlich auftreten kann und am Anständigen nichts fehlt. Zuerst will ich den Kardinal Herzan und den Senator besuchen, dann zum Kardinal Staatssekretär und zu K. Bernis gehen[1]). Somit sind die Schleusen aufgezogen, und das Ubrige folgt von selbst. Ich will den Monat April ganz dieser Ausbreitung widmen, denn ich muß mich selbst wieder daran gewöhnen und das Leben mit mehreren Menschen auch als Studium und Ubung traktieren. Ich habe das Vertrauen eines verständigen Mannes, der in der Welt lebt, erworben; mit Dessen Hilfe will ich bald alle

[1]) Graf Franz v. Herzan und Harras war der Gesandte Josephs des Zweiten; er ließ den Freund des politisierenden Herzogs von Weimar schon längst überwachen. „Der Senator" bedeutete den Oberrichter der Stadt Rom; Es war der liebenswürdige und hochgebildete Principe Abondio Faustino Rezzonico. Der Kardinalstaatssektretär Fürst Buoncompagni ist schon früher erwähnt. Kardinal Bernis: Francois Joachim de Pierres, Graf von Lyon und Bernis, war Gesandter des französischen Königs; er ist auch als Dichter und Freund Voltaires bekannt.

Verhältnisse kennen lernen und sehen, was die Herzogin zu tun und zu lassen hat.

Was den Genuß der Natur und der Kunst betrifft, so bin ich gewiß, daß ihr ihn Niemand so verschaffen kann, wie ich es imstande bin. Kann ich noch das Verhältnis gegen das Publikum schicklich und wenig lästig machen, so werde ich mich meines Dienstes nicht zu schämen haben. Vielleicht schickt es sich, im Mai eine Exkursion nach Neapel zu machen: ich präsentiere mich alsdann auch dort bei Hofe und sondiere das Terrain. Ebenso machte ich es in Florenz, wenn ich der Herzogin entgegen gehe, denn es wäre meine Absicht, sie in Verona zu empfangen. Kommt sie alsdann mit Jemand an, der schon bekannt (und, wie ich mich zu betragen hoffe, beliebt) ist, so macht sich Alles leichter, besonders da man sowohl in Neapel als Florenz auf einem natürlichen Fuß bei Hofe — insofern sich Das denken läßt — lebt und Alles ohne Etikette und Steifheit wird abgetan werden können.

Was die häuslichen Einrichtungen betrifft: Diese sollen bestens bedacht werden. Einen großen Dienst werde ich der Herzogin erzeigen können: ihr alle leidige Verkäufer vom Halse zu halten, welche ein wahres aufpassendes Geschmeiß sind und ein besonder Geschick haben, Reisende zu kompromittieren und sich anzudringen. Ich werde ihr einige Sachen bestellen und anschaffen, die ihr Freude machen mit Wenigem. Ich habe diese Materie aus dem Fundament zu studieren Gelegenheit gehabt . . . . .

Noch will ich Niemand entschieden schreiben, daß ich hier bleibe. Auch von Ihnen noch von Weimar aus nähere Bestimmungen erwarten. Ich schreibe auch Ihrer Frau Mutter nichts und richte mich nur indessen gelassen hier drauf ein . . .

Bestätigen Sie mir Ihren Willen, daß ich Ostern hier bleiben soll, so sehe ich mich als einen Diener der Herzogin an und subordiniere meine übrige Existenz dieser Pflicht. Es wird mir anfangs wunderbar vorkommen und doch für die Zukunft heilsam sein, daß ich genötigt werde, wieder unter allerlei Menschen zu leben.

Sechstes Kapitel

Unbestimmter Zustand

Ende Januar bis Mitte März 1788

„Ich bin wohl und vergnügt und wäre ganz glücklich, wenn mich nicht das Schicksal zwischen Norden und Süden schwebend erhielte“. So hatte Goethe schon im Dezember seinen Zustand ausgedrückt; den ganzen Februar und die Hälfte März trug er nun heimlich die Frage mit sich, ob er im April oder im Herbst nach Deutschland zurückkehren oder im Anfang Sommer der Herzogin Amalie entgegenfahren und mit ihr noch einmal Italien von einem Ende zum anderen genießen werde.

Zunächst war der Karneval auszuhalten; er begann eben damals, wo Goethe sich bereit erklärte, Reisemarschall der Herzogin zu werden. Das schönste Wetter leitete die tolle Lustbarkeit ein, und Goethe genoß auch den Ausblick aus seinem Fenster. Er wohnte ja im Theater.

Der Obelisk, hinter ihm die Porta del Popolo, vor dem Obelisk, nach dem Corso zu, eine lange, mit Teppichen behängte Bühne für Zuschauer. Vor der Bühne das Seil, hinter dem die Pferde gehalten werden, die sich zum Ablaufen sträuben und bäumen. Der Platz an beiden Seiten gleichfalls mit Bühnen für Zuschauer, und die Straße hier,

auf dreitausend Schritte Alles voller Kutschen an beiden Seiten und voll Menschen; nur ein schmaler Lauf für die Pferde. Als Pferderennen betrachtet, ist es wenig oder nichts; die ganze Lokalität zusammen ist interessant und merkwürdig.

Das Wetter blieb schön, und die Narren trieben es nicht gar zu toll. Aber es ist für einen ernsten Mann eine arge Plage, zum zweiten Male und leider acht Tage lang diesen Unsinn, dieses Fratzenwesen ansehen zu müssen, ihm nicht entrinnen zu können. Und mitunter erschrak man doch auch vor dem Plötzlichen, dem Schamlosen, dem Wild-Verzerrten. Goethe hatte ein gutes Mittel, das Übel zu überwinden: er beschrieb es! Bertuch in Weimar hatte ein paar Bildchen gesehen, die Goethe voriges Jahr von diesem Maskentreiben nach Weimar geschickt hatte; er bat jetzt um eine Anzahl solcher Darstellungen für sein ‚Journal des Luxus und der Moden‘ und um etwas Text dazu. Goethe ließ von seinem Hausgenossen Schütz die raschen Zeichnungen machen, und er selber schrieb viele Stunden als ein Chronist Alles auf, was er sah oder vernahm. Es ist ein Vorteil des Schriftstellers, daß er als solcher sich Anteil und Vergnügen an Dingen schaffen kann, die ihn, seinen übrigen Menschen, sonst langweilen und niederdrücken würden.

*

In diesen Wochen, wo er nicht wußte, wann er nach Weimar zurückkehren werde, dachte er noch freundlicher als sonst an seinen dortigen Stellvertreter Philipp Seidel, ohne dessen Zuverlässigkeit sein langes Ausbleiben kaum denkbar gewesen wäre. Der arme Spenglerssohn aus Frankfurt war nun ein Dutzend Jahre halb Diener,

halb Freund seines wohlhabenden und berühmten Landsmannes gewesen; wir erinnern uns, daß er als der Einzige von Goethes italienischer Reise Bescheid wußte; er öffnete auch nachher alle in Weimar eingehenden Briefe und verwaltete alle Geld- und Wohnungsangelegenheiten. Göschen erhielt kein Manuskript, ehe nicht Philipp das Geld dafür im Beutel hatte; Goethe dichtete aber auch nichts, was Seidel nicht so gut wie jeder Andere beurteilen durfte. Jetzt zum Beispiel schrieb Seidel nach Rom, daß auch die alte deutsche ‚Claudine' viel besser gewesen sei als die neue verwelschte; von den Tugenden eines Operntextes hatte er eben keinen rechten Begriff. Aber er war ein gescheidter, kenntnisreicher Mann. Wie sein Herr dichtete und schriftstellerte auch er; wie dieser ergab er sich den Naturwissenschaften: Mikroskop-Ansichten und Kristallisationen waren jetzt seine Liebhaberei. Goethe lobte und tadelte ihn, wie er selber von Philipp gelobt und getadelt wurde. In allen wirtschaftlichen und praktischen Dingen konnte Philipp sicherlich als der Uberlegene auftreten. Er war nicht nur der goethische Hausmeister, sondern betrieb auch eine Zeit lang Nebengeschäfte auf eigene Rechnung, indem er Leinwandspinner und Strumpfwirker beschäftigte, deren Waren er weiter lieferte. Später hatte er in die geordnete Laufbahn des Staatsdieners im wirtschaftlichen Fache überzutreten gewünscht, und da Goethe die Kammer leitete, so war Seidel Kalkulator geworden. Er bewährte sich auch in diesem Amte, strebte sogar weit über seinen Platz hinaus, indem er eine Abhandlung über das Geld- und Münzwesen in verschiedenen Ländern vorbereitete. Er erbat jetzt Goethes

Fürsprache bei dessen Nachfolger Schmidt, um bald befördert zu werden; Goethe aber brachte Seidels Namen auch öfters vor den Herzog: „Ich will ihn nicht unbedingt empfehlen, weil er der Meinige war und im edelsten Sinne mein Geschöpf ist; aber ich wünsche, daß man ihn kennen lerne". Und bald darauf: „Lassen Sie seine Fähigkeiten prüfen; für seine Treue und Honettetät steh' ich".

An Seidel aber dachte er jetzt auch, wo ihn seine andauernde Entfernung von seinem angenommenen Söhnlein Fritz zuweilen drückte. Der Junge war ja nun schon ins sechzehnte Jahr eingetreten; jetzt mußte man mehr als bisher auf ihn aufpassen: „Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Fritz" schrieb Goethe in demselben Briefe an den Herzog, wo er sich zum längeren Außenbleiben bereit erklärte. „Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann."

Wie den Landesherrn, so bat er aber auch den Kammerkalkulator Seidel um eine väterliche Aufsicht über seinen angenommenen Sohn.

Uberlege doch, ob Du Zeit, Muße und Lust hast, Dich seiner anzunehmen und ihm einigen Unterricht zu geben. Ich wünsche es besonders, da ich noch nicht weiß, wie es mit mir auf Ostern wird. Mein Gedanke wäre: daß Du ihm von dem Rechnungswesen im allgemeinen Begriffe gäbest; dann im besonderen, was zu dieser und jener Art, besonders bei Kammern und Amtern nötig ist, ihn eben in den Begriff leitest von Dem, was bei einem Rechnungs-Amte vorkommt. Seine Fähigkeit zum Mechanischen prüftest, um überhaupt zu sehen, wo sein Gemüt hinaus will. Du könntest ihm einen neuen sinnlichen Begriff von den Einkünften eines Fürsten geben,

von der Art, wie sie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen usw. Genug: ihn mit praktischem, lebendigem Sinne in den Vorhof kameralistischer Beschäftigungen führen und mir schriftlich oder mündlich Deine Gedanken sagen. Du findest wohl Zeit hierzu und übernimmst wohl gern dieses Geschäfte, das löblich ist und wodurch Du mir eine Sorge abnimmst.

Denke zugleich an sein physisches Wohl und mache Dir eine Angelegenheit, zu sehen, wie es mit der Entwicklung seiner Kräfte geht und wird. Sprich Frau v. Stein über das Alles; ich habe ihr schon deshalb geschrieben. Du begreifst meine Absicht . . .

*

Die Vorfrühlings-Tage in Rom vergingen so reich und froh wie immer. Goethe suchte noch auf, was er bisher zu sehen versäumt hatte, zum Beispiel die Sammlung der Maler-Gesellschaft, die sich Akademie San Luca nannte; man bewahrte dort einen Schädel auf, der als derjenige Raffaels verehrt wurde; Karl August wünschte sich einen Abguß davon. Ein großes Gemälde dort zeigte den heiligen Lucas, wie er die ihm erscheinende Madonna malt; es ward gleichfalls dem Ersten der Maler zugeschrieben. Auch in die sogenannte Villa Raffaels kam Goethe endlich. „Es ist ein heilig Monument" und „Die Lage des Hauses ist sehr schön". Mit dem Maler hat in dieser Villa eigentlich nur ein Zimmer zu tun, in dem er, seine Geliebte im Arm, seinen Ruhm und die ganze Welt vergaß. „Raffael hat seine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtiert, in allerlei Arten von Kleidern und Kostümen". Goethe erkannte diese Fornarina nun auch als ein Modell zu vielen großen Gemälden des Künstlers.

Wenn er aber in Galerien kam, die er schon früher gesehen, so freute ihn seine sehr vermehrte Aufnahmefähigkeit für alle diese Schätze. Zum Beispiel: Die Galerie Borghese war ihm wie neu.

Zu Hause ward dann immer wieder fleißig geübt. Sogar im Ton-Modellieren versuchte er sich, und zwar machte er einen menschlichen Fuß, da er im Knochen- und Muskelstudium den Fuß als Letztes erforscht hatte. Wer doch Zeit hätte, alle Körperteile nach solcher Vorbereitung zu bilden! Nämlich hier in Rom, wo drei oder vier gute Freunde alle Arbeit begutachteten, wo man täglich an den Vorbildern der großen Meister sein eigenes Werk prüfen konnte.

Auch aus Büchern suchte er Kunst zu lernen. Leonardo da Vinci und Raffael Mengs haben über Malerei köstliche Sachen aufgeschrieben; er las sie und schlug auch in Sulzers früher gescholtenem Wörterbuche Manches auf. In einer Hinsicht ließen ihn diese Bücher ebenso wie Heinrich Meyer und die anderen kenntnisreichen Freunde im Stich: ihre Auskunft über das Farbenwesen war mangelhaft. Er hatte nun schon manche Zeichnung entstehen sehen und das Warum und Wie begriffen; kam es aber an die Färbung, so schien Alles dem Zufall, dem Geschmack, der Gewohnheit, dem Vorurteil, der Eigenheit der Künstler überlassen zu sein[1]). Sie handelten bloß aus schwankenden Überlieferungen und einem gewissen Impuls: Helldunkel, Harmonie der Farben, Kolorit drehten sich in einem wunderlichen Kreise bei ihnen; keins entwickelte sich aus dem andern,

[1]) Geschichte der Farbenlehre. Konfession des Verfassers.

griff notwendig in das andere ein. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Goethe hörte zwar von kalten und warmen Farben reden und davon, daß gewisse Farben gewisse andere „heben“; aber das war doch nur ein geringes, unverbundenes, unsicheres Wissen. Um so mehr fragte er selber danach, grübelte darüber, und, wie er denn manchmal liebte, durch paradoxe Behauptungen sowohl die Freunde zu verblüffen als auch der Wahrheit näherzukommen, so gefiel es ihm eines Tages zu behaupten: das Blaue sei keine Farbe. Man lachte, man stritt; Angelika aber machte sich den Scherz, eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen; sie hatte ihm schon einmal einen ähnlichen Gefallen getan. Für Goethe blieb es aber nicht bei dem geselligen Scherze. Er achtete nun auch in der freien Natur noch mehr als sonst auf alle Färbungen und bewunderte die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben, die Stufenfolge der Luftperspektive, die Bläue der Ferne sowie der nahen Schatten. Beim Scirocco-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen zeigten sich die schönsten meergrünen Schatten: hatte er sie nicht auch schon in der ersten Jugend angestaunt, wenn er am frühen Morgen bei der Kerze am Tische saß und das Morgenlicht anwachsend durch die Fenster drang?

Gewiß, hier eröffnete sich ihm wieder ein neues und weites Land der Betrachtung und des Genusses! Licht und Farbe!

*

Das poetische Geschäft durfte nicht versäumt werden. Drei Bände der Werke hatte er noch vor sich; Ende Februar überdachte er sie alle drei. Er stellte im Geiste seine kleineren und größeren Gedichte zusammen und überlegte, was einer Aufbesserung bedürfe. Manche Jugendeinfälle waren Ahnungen des Richtigen gewesen; jetzt erst hatte ihm die Erfahrung die anschaulichen Einzelheiten gezeigt. So wollte er ‚Des Künstlers Erdenwallen‘ neu ausführen und eine ‚Apotheose‘ folgen lassen. Auch den Plan des ‚Tasso‘ überlegte er und ebenso den Plan des ‚Faust‘. Er hatte sein altes Manuskript vor sich liegen, das er vor vierzehn, fünfzehn Jahren geschrieben, viele Stellen gleich in's Reine, rasch, ohne Änderungen hingeschrieben. Das Papier war nun vergilbt, die Ränder der nicht gehefteten Blätter abgestoßen und eingerissen; es kam ihm selber wie ein eben aufgefundenes Überbleibsel aus dem Altertum vor. Und die Sprache des Ganzen, der mittelalterliche Ton bestärkte diese Empfindung. Jetzt mochte es schwer sein, in dieser Weise fortzufahren, da er ein so neuer Mensch geworden war. Und worauf hatte er denn damals mit der ganzen Historie hinausgewollt? Er mußte sich wirklich besinnen. Aber er fand die alten Fäden wieder und spann sie nun im Geiste weiter aus bis zu Faustens Ende. Er schrieb auch eine neue Szene zu den alten, und siehe, sie paßte gut zum Vorigen[1]).

[1]) Es war entweder ‚Wald und Höhle‘, das Gespräch zwischen Faust und Mephisto oder die ‚Hexenküche‘. Von der letzteren sagte Goethe 1829 zu Eckermann, er habe sie im Garten Borgheſe gedichtet.

*

Fleißige Leute wohnten im „Studio der Deutſchen gegenüber Rondanini.“ Ihr Anführer ſchildert ſeine Hausgenoſſen in einem Briefe an Fritz v. Stein:

Herr Kayſer komponiert die Symphonie, die Lieder und Zwiſchenſpiele zu ‚Egmont‘. Herr Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei. Herr Bury von Hanau, ſonſt Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach Michael Angelo in der Kapelle Sixtina. Unſre Alte kocht; unſer Alter, der Vater von Filippo, ſchleicht herum; die hinkende Magd ſchwätzt mehr, als ſie tut; ein Bedienter, der ein Exjeſuit iſt, beſſert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeſſen werden.

Lerchen wurden in Rom viel gegeſſen; alſo konnte die Katze viele Köpfe heimbringen.

Am wenigſten wollte der Hausvater Collina beſagen, denn ſein Geiſt war recht altersſchwach. Er jammerte, daß ihm ſein Filippo gar nicht ſchreibe, und daß er nicht wiſſe, wie man den armen Sohn im fremden Lande erreichen könne; wenn er trotzdem auf Filippos weimariſche Briefe antwortete, redete er ihn „caro padre“ an, ſo ſehr war er ſelber ein caro padre.

Das Kind des Hauſes war Fritz Bury; er zählte ja erſt vierundzwanzig Jahre. Alſo wurde er auch zuerſt müde, wenn man nach dem Abendbrote noch ſaß und ſchwätzte. Die Andern ſahen, wie er gegen das Gähnen ankämpfte, wie ihm die Augen zufielen. Raſch ſprang dann Goethe auf und deklamierte feierlich den Schlafſegen über ihn:

Der Segen wird geſprochen!
Die Rieſin liegt in den Wochen;
Die Wölfe ſind ausgekrochen.

Sie liegt zwiſchen Eis und Nebel und Schnee,
Tränke gern Eicheln und Rübenkaffee,
Wenn ſie ihn nur hätte!
Da läuft die Maus!
Kind, geh zu Bette
Und löſche die Lichter aus!

*

Auf vornehme Bekanntſchaften wollte oder mußte ſich Goethe allmählich einrichten; ſicherlich machte er jetzt ſchon diejenige des römiſchen Oberrichters Fürſten Rezzonico. Sie hatten gemeinſame Bekannte oder Freunde, den vormals däniſchen Geſandten Freiherrn v. Diede und ſeine Gattin, eine Gräfin von Kallenberg aus Muskau. Rezzonico war in Deutſchland geweſen und Diedes vor einigen Jahren hier; jetzt lebten ſie in ihrem Burgſchloſſe Ziegenberg bei Nauheim. Frau v. Diede ſpielte gern und gut Klavier; dadurch kam bei Rezzonico die Rede auf Muſik und auf Goethes Freund Kayſer; der Fürſt lud Beide zu einem Konzert bei ſich ein, alſo auf das Kapitol, wo er als der Senator der Stadt wohnte. Er bat Kayſer, ſich hören zu laſſen, und Goethe erlabte ſich innig, daß ſein Freund neben den römiſchen Künſtlern und Künſtlerinnen ſo ehrenvoll beſtand.

Und zugleich erfreute er ſich am Fenſter der Ausſicht „auf die einzigſte Gegend der Welt“, die im Abendglanze da vor ihm lag. Linker Hand erſtreckte ſie ſich „vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel, um dahinter das Coliſeo hervorſchauen zu laſſen, in deſſen Gefolge man dann, das Auge

rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte“ [1]).

Karl August hatte sich nach seiner wirklichen oder anscheinenden Genesung in Mainz noch einige Zeit in den Rheingegenden bewegt, als „Kurier des Fürstenbundes“, wie man spottweise sagte; am 14ten Februar traf er endlich nach viermonatiger Abwesenheit in Weimar ein. Er sprach nun mit seiner Mutter über Goethes Bereitwilligkeit, ihr als Führer zu dienen; sie kamen aber zu dem Schlusse, keinen Gebrauch davon zu machen. Sie konnten sich wohl beide diesen so überaus fleißigen, zumeist so ernsthaften und oft schweigsamen, ja erstarrenden Freund nicht wohl als Teilnehmer einer Gesellschaft denken, die doch namentlich der Ausspannung und des Vergnügens wegen durch Italien reisen, in Italien verweilen wollte. An Goethes Tauglichkeit für das gesellige Leben, für den Zeitvertreib der höheren Stände vermochten sie nicht zu glauben. Er hatte Besseres zu tun, und ihnen würde mit der Aufopferung dieses Besseren wenig gedient werden.

Sicherlich vernahm der Herzog auch, daß manche Leute sich über die lange Abwesenheit des gutbesoldeten Geheimen Rates v. Goethe beschwerten. Seine baldige,

[1]) So Goethe im Alter nach einer 1824 von Fries und Thürmer gezeichneten Übersicht vom Kapitolsturm aus. Daß er mit Diedes hier zusammengewesen und daß Kayser mit Frau v. Diede am Klavier gewetteifert habe, ist Hinzudichtung oder Gedächtnistäuschung.

wenn auch nicht eilige Rückkehr war in der Tat wünschenswert. Aber nicht die Rückkehr ins Amt. Goethe leistete Großes und Unerreichbares, wenn er seine angefangenen Werke vollendete; die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Herzogtums Weimar würden Schmidt und einige Andere besser besorgen; sie standen den Dingen doch viel näher als der in ganz anderen Regionen schweifende Dichter, Kunstfreund und Naturforscher. Auf Schmidts Redlichkeit war unbedingter Verlaß; die kleineren Geister konnte man durch eine bessere Art der Kassenverwaltung und Rechnungsprüfung in Schach halten. Der Herzog entschloß sich also, Schmidt zum wirklichen verantwortlichen Präsidenten der Finanzen, der „Kammer“, zu machen. Damit Goethes Ehre nicht bei diesem Amtswechsel leide, ordnete er an, daß Dieser an allen Sitzungen der Kammer teilzunehmen das Recht haben solle; sein Sitz solle dann in dem für die Besuche des Herzogs vorbehaltenen Lehnstuhle sein. Mit andern Worten: Goethe sollte in Weimar ohne wirkliche Amtsgeschäfte sein Gehalt verzehren; solche Gelegenheiten, worin er dem Herzoge nützen und auch dem Lande dienen könnte, würden mit der Zeit sich bieten.

In der Nacht zum 25sten Februar schrieb der Herzog in diesem Sinne einen langen Brief nach Rom; vor der Absendung ließ er dies Schreiben zu Herdern tragen, für dessen Aufbesserung er jetzt gleichfalls besorgt war. Herder war gerührt von dem Briefe, „in einen sonderbaren Zustand der Dankbarkeit gesetzt“, wie der Zuschauer einer guten Tat. „Gnädigster, bester Herr!“ antwortete er. „Es ist doch wirklich schön, ein

Fürst zu sein, um durch überlegende Güte Andern und so Vielen Freude machen zu können."

Und sogleich schrieb Herder auch an Goethe einen vertraulichen Brief. Er gab ihm als sein nächster Freund den Rat: mit der Heimkehr nicht mehr zu zaudern.

Am 17ten März erhielt Goethe diese gewichtige Sendung. Herder schien ihm auszusprechen, was der Herzog, eben weil er der Herr war, bei sich behielt, was alle Freunde Goethes daheim dachten, ohne daß sie es nach Rom schreiben mochten, nämlich den Gedanken: „Wenn er überhaupt wieder mit uns leben will, so sollte er sich bald auf den Weg machen"[1]). Und sogleich antwortete Goethe dem Herzoge: „Ich komme!" Er fühlte ganz den Umfang von Karl Augusts Geduld und Güte, und seine Wünsche der letzten Wochen waren wie weggelöscht.

Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nötig und schicklich gehalten hätten, gerne meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich, durch manche Vorbereitung auch für Dieselbe nicht ganz unnütze in Italien gewesen zu sein.

[1]) Wir besitzen weder des Herzogs noch Herders Brief. Auf den ersteren schließen wir aus Goethes Antwort; für Herders Brief fehlt auch diese. Daß aber Herder den Ausschlag für Goethes frühe oder verfrühte Rückkehr aus Rom gab, folgt aus Briefstellen Goethes an Herder vom 22. September und 10. Oktober 1788: „O mein Bruder, welcher böse Geist trieb Dich, mich zurückzuberufen? Ich hätte Dich nun [in Rom] auffangen können, und wir hätten sie alle ausgelacht. — „Wenn Du in mein hold Quartierchen kommst, so laß Dich's einen Augenblick reuen, daß Du mich herausgejagt hast."

In alle Anordnungen des Herzogs über die weimarischen Dienstgeschäfte ging er dankbar zustimmend ein. Also bat er um jenen andauernden Urlaub, auf den des Herzogs Vorschläge hinausliefen, also um einen von Mitte Juni ab in Weimar zu verbringenden Urlaub.

Mein Wunsch ist: bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemütsart, die mich, sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glückes, Manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reisen zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen. Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt: Dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf; lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen: so wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, gesammelte und gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin und dorthin zu leiten sein. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll. Ich kann nur sagen: Herr, hie bin ich! Mache aus deinem Knecht, was du willst! Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, sollen mir lieb sein. Ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehen.

Nach dieser feierlichen Einleitung sprach er von den ihm nun abgenommenen Ämtern — denn auch von der Kriegskommission und der Wegebau-Direktion war

keine Rede mehr — und von seinem bisherigen Stellvertreter, nunmehrigen Nachfolger Schmidt.

Ohne die Gewißheit, daß Sie mit meinem Vikarius höchst zufrieden sein würden, hätte ich mich nicht entfernen, nicht so lange verweilen können. Er ist auf alle Weise ein Mann, zu solchen Plätzen geschaffen, welche ich nur einnahm, um sie zur rechten Zeit einem Fähigeren abtreten zu können. Wie freut mich's, daß sie gekommen ist! — — —

Die Kassenrevision und die neue Ordnung ist ein treffliches Institut: dadurch wird dem übelgesinnten Diener das Mittel genommen, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen; dem redlichen wird auf einmal aus mancher Verlegenheit geholfen. Hätte ich bei Antritt meiner Interims-Administration mehr Kenntnis der Details, in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen mehr Entschlossenheit, bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widersetzen mehr Festigkeit gehabt, so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit ersparen können. Es war Ihnen selbst mit der Zeit vorbehalten, zu tun, was unter andern Verhältnissen Andre nur gewünscht hatten.

Das Verhältnis, das Sie mir zur Kammer erhalten wollen, ist, ich wiederhole es, so ehrenvoll, daß ich gleich beschämt bin, es anzunehmen, als verlegen, es abzulehnen. Ich habe schon einmal meine Gründe gesagt, warum ich mich zu dem Letzteren neige, und würde sie wieder verstärkt anführen, wenn ich nicht fühlte, daß es beinahe ebenso unbescheiden sei, eine vorzügliche Gunst eigensinnig abzulehnen als sie hartnäckig ertrotzen zu wollen. Mein bestes Verhältnis zu Ihrem Ökonomischen wird immer die Freundschaft zu meinem Nachfolger bleiben, die sich, wie ich hoffe, künftig in einem genauern Umgange immer fester schließen und zu Ihrem Dienste enger verbinden soll. Besonders sehne ich mich recht, mich mit ihm über allgemeine Grundsätze zu besprechen, welche in keiner Session ausgemacht und nur still und ohne Geräusch durch die Geschäfte von einem einsichtsvollen, wohldenkenden und standhaften Manne durchgeführt werden können.

Der Herzog hatte ihm geschrieben, daß auch Herder und Voigt besser gestellt werden sollten. Wie gern las es Goethe!

Alles, was Herder unter Ihren Auspiciis unternimmt, gibt mir die größten Hoffnungen, und ich freue mich in jedem Sinne daran teilnehmen zu können[1]). Daß Sie für ihn und Voigten sorgen, erregt auch meine herzlichste Dankbarkeit. Sie kommen allen meinen Wünschen und Bitten zuvor. Möchte ich doch auch Ihrer völlig wiederhergestellten Gesundheit ganz gewiß werden! Möchten Sie Sich durch Ihre mancherlei äußeren Verhältnisse, durch Übernahme des Regiments keine disproportionierte Last auf Sich gelegt haben! Es werde und wende sich Alles zu Ihrem Besten!

---

[1]) Im Besonderen ist hier der Plan einer Allgemeinen Akademie zur Hebung des deutschen Gemeingeistes gemeint. Der Markgraf von Baden, der selber von dem rührigen Berliner Kapellmeister Reichardt darauf gebracht worden war, hatte ein Gutachten darüber oder einen Plan dafür von Herder erbeten. Karl August nahm auch Anteil. Die Fürsten gedachten diese unpolitische Akademie für ihren Fürstenbund zu gebrauchen. Es war aber bald keine Rede mehr davon.

Siebentes Kapitel

Ostern und Abschied

Mitte März bis 22. April 1788

Als Goethe noch glaubte, daß er in den Dienst der Herzogin Amalie treten werde, mußte er zugleich mit Tischbeins demnächstiger Rückkehr aus Neapel rechnen, denn dieser Freund hatte eine solche Absicht schon öfters gemeldet. Dann war Tischbeins großer Saal zu räumen; Goethes voriges Zimmer war inzwischen durch Kayser besetzt; also mußte er einen neuen Platz suchen, und es gehörte sich ja auch, daß der Hofherr der Herzogin solche Zimmer bewohnte, wo er einen eigenen Bedienten halten und Besuche der Vornehmen empfangen konnte. Zufällig traf es sich nun, daß im selben Hause, wo Collinas wohnten, das obere Stockwerk frei wurde; Goethe mietete es sogleich, und so geschah es, daß er für die letzten Wochen in Rom noch umzog und sich noch einmal in schönen, großen Zimmern ausbreitete. Er stellte auch wirklich einen eigenen Diener an, einen Deutschen, der nur mit seinem Vornamen Karl genannt wurde. Er nahm auch Kayſers Flügel mit hinauf, damit bei ihm Konzerte gegeben werden könnten. Angelika erschien und andere Freunde und bewunderten Kayſers phantasiereiches Spiel.

Eine Treppe höher: für den Blick auf den Corso bedeutete es nicht viel, aber nach hinten hinaus eröffnete sich jetzt eine neue Welt von unzähligen Gärtchen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt waren, und hinter den Gärten erhoben sich die Häuser mit Gartensälen, Terrassen, Balkonen, Loggien, flachen Dächern. Und jetzt war es Frühling! Fröhliche Menschen bewegten sich zwischen dem ersten Grün; die Vögel sangen, und auch die Männer und Frauen ließen sich gern hören, musikalisch und anders.

Eine Treppe höher: es war auch ein ganz anderes Licht! Jetzt eben kamen die Aquarelle an, die Kniep nach den Skizzen der sizilischen Reise ausgeführt hatte: Goethe war entzückt von ihnen; ihre Wirkung aber beruhte zum Teil auf dem sehr reinen und hellen Lichte, das hier oben durch die Fenster drang. Man glaubte auf Knieps Blättern die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felsen, die gelbrötlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel noch einmal zu sehen, noch einmal zu empfinden. Bald bemerkte Goethe, daß alle Bilder, die er hier auf die Staffelei stellte, viel auffallender und wirksamer wurden; Jedermann hatte nun seine Freude daran.

Da er nun noch mehr Platz hatte als bisher, kamen auch die Götter und Götterkinder noch besser zur Geltung. Tischbein hatte seine Gipsabgüsse dagelassen und Goethe nicht wenige dazu gekauft; man konnte es fast eine Menge nennen. Die große Juno Ludovisi beherrschte die Versammlung; kleinere Bilder von ihr standen zur Vergleichung. Die Medusa von Rondanini drüben übte ihre sonderbare Anziehung, denn er hatte

auch von ihr eine Kopie erworben; vorzügliche Büsten Jupiters waren da, auch ein Herkules. Halberhabene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Terrakotten, die Abgüsse von dem ägyptischen Serapis-Obelisk reihten sich an einander. Ein paar echte antike Überreste, Marmorfragmente u. dgl., hatte der deutsche Altertumsfreund aber auch an sich gebracht.

Einmal streckte er sogar die Hand aus nach einer großen und wertvollen antiken Statue. Das Geschäft war etwas dunkel, so dunkel, wie Manches im Kunsthandel; es wurde ein Käufer, möglichst ein Ausländer, gesucht für die aus dem Palast Caraffa Colombrano in Neapel heimlich herbeigeschaffte Figur einer Tänzerin. Der Preis war für das Gebotene nicht hoch. Goethe ward erregt von dem Gedanken, daß ihm eine solche Eroberung möglich sei; dreiviertel war er schon entschlossen; schließlich überwogen aber doch die Bedenken. Es war gar zu zweifelhaft, ob er dies große Werk bis Deutschland hindurch bringen würde. Ja, er mußte sich leider auch sagen, daß er die allermeisten ihm gehörenden Abgüsse nicht mitnehmen könne. Nur Bilder und Rollen konnte er jetzt einpacken und vorausschicken.

*

Im vorigen Jahre hatte er gleich nach dem Aschermittwoch die Fahrt nach Neapel getan; diesmal lebte er dem Osterfeste an den heiligsten Stätten der katholischen Christenheit entgegen. An ihm waren ja freilich die Zeremonien der Pfaffen verloren, und gegen die jetzt zugrunde liegende Kreuzigungs- und Auferstehungsgeschichte war er längst abgestumpft oder feindlich gestimmt; allerlei Augenweide durfte er aber doch erwarten, wenn der Papst und die Kardinäle in der Sixtina oder im Petersdome als Schauspieler auftraten. Auf Regie und Dekoration verstand man sich hier von Alters her. Und wenn diese hohen Schauspieler versagt hätten, so wäre doch die Ohrenlust übrig geblieben. Die berühmte päpstliche Kapelle bestand aus zweiunddreißig vollkommenen Sängern, je acht für die vier Stimmen; die Diskantisten und Altisten waren Verschnittene. Goethe aber hatte jetzt den besonderen Vorteil, daß er diese Musik mit Kayser erlebte und daß er durch diesen Freund auf viele Einzelheiten vorbereitet wurde. Kayser kannte einen Teil der Noten schon von früher her, hatte sie mitgebracht oder ließ sie sich nachschicken; um das Übrige bemühte er sich hier. Er spielte also viele Stücke auf dem Klaviere vor und sang sie mit Goethe und anderen Freunden durch. Es war um diese alte Musik freilich eine besondere Sache: auf einem Instrumente gespielt und von Laien gesungen, wollte sie nicht viel besagen; man mußte sie an jener Stelle hören, wo sie seit zweihundert Jahren an bestimmten Tagen erklang, und es kam bei ihr um so mehr auf die Vollkommenheit des Gesangs an, als keine Orgel noch sonst ein künstliches Klangwerkzeug dabei ertönte.

Der Sonntag Okuli, der auf den 24sten Februar fiel, eröffnete für Goethe die musikalische Lehr- und Freudenzeit: nämlich in der Sixtinischen Kapelle, die ihm vom heißen Sommer her so wohl vertraut war! Jetzt wohnten der Papst und die Kardinäle hier der Messe bei. Die letzteren, die sonst rot gekleidet sind, gingen der Fastenzeit wegen violett. Über ihnen aber

saßen, standen, beugten sich, lagerten sich Michel Angelos Gestalten aus der biblischen Geschichte und dem jüngsten Gericht. Das Ganze sei ein Bild, wie es Albrecht Dürer hätte malen können, meinte Goethe. Die Musik dazu war von dem Spanier Christoforo de Morales, der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hier päpstlicher Sänger gewesen ist. Kayser und Goethe entzückten sich an diesen Stimmen, an diesem Gesang, den keine Instrumenten-Einmischung verunreinigte, an dem Merkwürdigen der alten Musik.

Zu Hause nahmen sie dann etwas Ähnliches durch: Psalmen, in italienische Verse gebracht, als Soli, Duette und Chöre komponiert von dem venedischen Edelmann Benedetto Marcello, der freilich noch vor fünfzig Jahren gelebt hatte; sein Werk jedoch war höchst altertümlich, denn alte jüdische und griechische Melodien lagen zu Grunde.

Am Sonntag Lätare versäumte Goethe die Kapelle, um mit Angelika ein sehr schönes Gemälde zu sehen, das dem Correggio zugeschrieben wurde. Am Freitag und Samstag darauf waren sie in Sankt Peter und der den Mailändern gehörenden Kirche San Carlo; im Petersdom flötete und brauste die Orgel mit darein; in San Carlo, wo man die Leichenfeier für einen Kardinal hielt, ließen sich päpstliche Kapellisten vernehmen.

Es ward ein Requiem gesungen: zu zwei Sopranen, das Seltsamste, was man hören kann. Notabene: auch dabei war weder Orgel, noch andere Musik! Welch' ein leidig Instrument die Orgel sei, ist mir gestern Abend in dem Chor von Sankt Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Gesang bei der Vesper. Es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme und ist so gewaltig.

Am nächsten Morgen, Sonntag Judika, genoß man eine Motette von Palestrina in der Sixtina. Am Dienstag wollte es das Glück, daß zu Ehren einer vornehmen Fremden verschiedene Teile der Karwochs-Musik in einem Saale aufgeführt wurden.

Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Klavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich manche Handwerksburschen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit allemdem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können; er wird die Vergünstigung erhalten, eine Probe in der Kapelle anzuhören, wozu sonst Niemand gelassen wird.

Der nächste Sonntag war Palmarum: da teilte der Papst in der sixtinischen Kapelle die Palmen aus, wirkliche große Palmblätter an die in reiche Meßgewänder gekleideten und mit silbernen Mützen geschmückten Kardinäle und Ölzweige, mit ausgetrockneten Palmen kreuzweise gebunden, an die übrigen, die der Zeremonie beiwohnen durften. Eine feierliche Prozession im Gebäude begann und endete in der Kapelle. Und alle Kardinäle küßten sich mit dem Kuß des Friedens, wie sehr sie einander auch hassen mochten.

Am Grünen Donnerstage hält der Papst ein sehr feierliches Hochamt in der Peterskirche, in Anwesenheit aller Kardinäle und sonstigen Kirchenfürsten, mit Gesang, ohne Instrumenten-Begleitung. Eine Prozession in die paulinische Kapelle des Vatikans schließt sich daran, wo

das heilige Sakrament vom Kardinaldekanus ausgestellt wird. Sodann begibt sich der Papst auf die Loge über dem Eingang der Peterskirche; bis 1770 wurde hier die Bulle in coena Domini verlesen, worauf der Papst alle Ketzer in Bann tat, als passende Einleitung für den Segen, den er nachher an die getreue katholische Christenheit spendete. Dieses Segnen blieb bestehen. „Zugleich fällt Alles auf die Knie", berichtet Volkmann weiter; „die Kanonen werden gelöset; die paradierenden Truppen rühren das Spiel und geben eine Salve, und mit allen Glocken in Rom wird geläutet, welches auch bei andern Religionsverwandten, die übrigens bei diesem Fluch und Segen gleichgültig sind, einen großen Eindruck macht."

Darauf wäscht der Papst zwölf armen Priestern, die als Pilgrime nach Rom gekommen und sorgfältig unter den Vielen ausgewählt sind, die Füße, wonach sie neu eingekleidet und mit Geld beschenkt werden; nachher werden sie auch gespeist, wobei ihnen die Kardinäle das Essen auftragen. Diese selber halten danach ein Mahl, aber mehr symbolisch, zum Anschauen.

An diesem Tage werden in der Sixtina die Tenebren und ein Miserere von Tommaso Bai gesungen[1]).

Am Karfreitag ist wieder Hochamt in der sixtinischen Kapelle und nachher öffentliches Mahl der Kardinäle.

[1]) Miserere mei, Deus! Gott, erbarme dich meiner; Psalm 57 bei Luther, 50 nach katholischer Zählung. Tenebrae, Finsternis, heißt das feierliche Karwochen-Offizium, bei welchem unter Absingung der Lamentationen (Wehklagen) die auf dem Altar brennenden Kerzen eine nach der anderen ausgelöscht werden.

Sie sitzen nach der Reihe an der Wand, wie die Mönche in den Speisesälen der Klöster. Nach Tische werden die Tenebren und das Miserere vierstimmig gesungen. Aus der sixtinischen Kapelle gehen die Kardinäle in die Peterskirche und knien in einem Zirkul vor einer von den vier Tribunen in den Pfeilern der Kuppel nieder, von welcher ein Domherr ihnen mit drei daselbst aufbewahrten Reliquien, nämlich mit der Lanze, dem Schweißtuch und einem Stücke vom Kreuze Christi, den Segen gibt. Darauf kommen die Prozessionen von bußfertigen Sündern, welche gleichfalls mit diesen Reliquien eingesegnet werden.

Von fünf Uhr nachmittags bis abends sitzt der Kardinal-Pönitentiarius auf einem fünf Stufen erhöhten Throne, welcher mit einem Geländer umgeben ist, damit das Volk nicht zu sehr hinzudrängt. Dies heißt das Tribunal der Pönitenz. Er hört Beichte und berührt während der Zeit Alle, die sich darstellen, mit einem langen Stecken, wodurch sie auf hundert Tage Indulgenz erhalten, anstatt daß die andern Pönitentiare durch ein ähnliches Berühren nur auf vierzig Tage Indulgenz erteilen können[1]).

Alles wimmelt in diesen Tagen in der Peterskirche und auf den Gassen von Pilgrimen, die meistens einen Kittel und darüber einen kurzen Mantel, der bis an den Ellenbogen reicht, nebst einem Hute, Alles von schwarzer Wachsleinwand, tragen. Über die Schulter hängen sie einen kleinen Almosenkasten und steinernen Krug und führen einen langen Stab dabei in der Hand. Der ganze Aufzug sieht sonderbar aus.

Man kann sich bei solchen Feierlichkeiten einen Begriff von der Größe der Peterskirche machen, denn wenngleich einige Tausend Menschen darin versammlet sind, so bleibt der Platz doch geräumig, und man wird nicht gedrängt, die hundert silbernen Lampen, welche sonst beständig bei dem Grabe des Apostels Petrus brennen, sind an diesem Tage

[1]) Indulgenz: Ablaß von Kirchenstrafen oder vom Fegefeuer.

ausgelöscht; an deren Statt wird vor dem Baldachin des Altars ein Kreuz von zwanzig Fuß hoch in freier Luft aufgehangen und mit sechs- bis siebenhundert Lampen erleuchtet, welches der Kirche ein majestätisches Ansehen gibt.

Goethe sah und hörte von diesen Festlichkeiten Alles. In Sankt Peter war es nicht schwer, aber er bekam durch Gunst und Mühe guter Freunde auch Zutritt zur Sixtina, wo es denn freilich sehr eng herging. Er sah die Fußwaschung und die Speisung der Pilger, Alles. Auch viele Wallfahrer zogen an seinen Augen vorüber, denn an diesem Tage setzten sich auch die einheimischen Frommen in Bewegung, um die sieben Hauptkirchen der Stadt zu besuchen, denn Jeder, dem ein solcher Umgang wohl beglaubigt ward, erlangte nicht nur einen entsprechenden Ablaß vom Himmel, sondern auch ein Anrecht zur Teilnahme an einem Essen und geistlichen Volksfeste, das in der Villa Mattei für solche Frommen gestiftet war. Besonders gerührt ward Goethe durch eine Prozession von etwa vierzig zehn- bis zwölfjährigen Knaben, sauber wie Handwerkslehrlinge gekleidet, von einem alten Manne angeführt, der gleichfalls wie ein Handwerker aussah. Den Schluß aber bildeten einige bettelhafte, barfüßige, zerlumpte Jungen. Der Führer war ein alter, kinderloser Schuster, der sich schon lange einen Beruf daraus machte, arme Knaben aufzunehmen und in gute Lehrstellen zu bringen: die zerlumpten waren solche Knaben, für deren Ausbildung und Bekleidung erst noch die allgemeine Wohltätigkeit der Zuschauer, also auch jetzt die Gebelust der deutschen Herren, angeregt wurde. Am tiefsten wirkte auf Goethe doch immer wieder der Gesang.

Die Kapellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht[1]). Sie werden Karfreitags früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Übrige an seiner Stelle bleibt, Jedermann still ist und der Chor anfängt: „Populus meus, quid feci tibi?[2]) ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Funktionen. . . .

Ich habe nach meinem Wunsch Alles, was an den Funktionen genießbar war, genossen und über das Übrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effekt, wie man zu sagen pflegt, hat Nichts auf mich gemacht. Nichts hat mir eigentlich imponiert. Aber bewundert hab' ich Alles! Denn Das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Funktionen, besonders in der sixtinischen Kapelle, geschieht Alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommener Würde. Es kann aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Indem Goethe am Karsamstag in diesem Berichte fortfuhr, unterbrach ihn der Lärm von Christi Auferstehung. In den Kirchen wurde sie erst am Ostertage gefeiert; aber draußen brach jetzt schon die Vorfreude aus. Um Elf gaben die Kanonen der Engelsburg das Signal, daß nunmehr der Tod überwunden; dann be-

[1]) Die Improperien werden seit 1560 in der Bearbeitung Palestrinas nach alter Gregorianischer Melodie gesungen, in mehrstimmigem, schlichtem Satz, Note gegen Note. — Gregorio Allegri, 1590—1652, Römer, war Altist in der päpstlichen Kapelle. Sein ‚Miserere' ist ein zweichöriger Satz zu fünf und vier Stimmen.

[2]) Mein Volk, was habe ich dir getan? — Goethe schrieb stets: das Chor.

gannen alle Glocken zu läuten, und wer ein Gewehr hatte, gab Freudenschüsse ab, und wer mit Feuerwerkskörpern Lärm machen konnte, versäumte es nicht. Christ ist erstanden! Piff, paff! Bauß, bauß!

Am Ostersonntag ward dann die große Messe unter der Kuppel des Petersdomes vor dem hohen Altar zelebriert. Goethe sah von oben, von einer der Tribünen zu. Der schöne alte Papst und all das Gepränge stimmten gar gut zusammen.

Man glaubt in gewissen Augenblicken seinen Augen kaum, was da für eine Kunst, ein Verstand, ein Geschmack durch Jahrhunderte zusammengearbeitet haben, um einen Menschen bei lebendigem Leibe zu vergöttern. Ich hätte in dieser Stunde ein Kind oder ein Gläubiger sein mögen, um Alles in seinem höchsten Lichte zu sehen.

Dann folgte draußen die berühmte Benediktion. „Am ersten Ostertage", so lesen wir wieder im Volkmann, „erteilt der Papst abermals unter Paradierung sämtlicher Truppen und im Beisein aller Kardinäle dem Volke von der Tribüne der Peterskirche den Segen. Er hat die päpstliche Krone auf und sitzt auf einem in der Loge stehenden Throne. Nach Verlesung einiger Gebete steht der Papst auf und gibt einen dreifachen Segen, wobei die Kanonen wieder, wie am Grünen Donnerstag, gelöset werden. Zu gleicher Zeit wirft ein Kardinal die Zettel, worauf die Indulgentien stehen, welche der Papst mit gewissen Kirchen verbindet, unter das Volk, und der Papst begibt sich hinweg."

Am zweiten Ostertage schrieb Goethe auch einmal an den Minister v. Fritsch. „Die Feierlichkeiten der

Rom
Der päpstliche Segen am Ostertage

Die tragiſche und die komiſche Muſe
und Amor bei Goethes Büſte
Nach einer Zeichnung von Angelika Kauffmann

heiligen Woche ſind nun vorüber", berichtete er; „noch ſtehen uns zwei Feuerwerke bevor. Es iſt wohl ſchwerlich möglich, etwas Prächtigeres zu ſehen als das Enſemble der geſtrigen Funktionen. Auch die päpſtliche Demut der ſtillen Woche iſt ſchon ſtolz genug."

*

Oſtern war diesmal ſehr früh, auf den 23ten März, gefallen; noch einen Monat blieb Goethe in Rom. Von ſich aus hätte er ſeine Geſchäfte ſchneller abwickeln können; aber Kayſer wollte noch allerlei Muſikaliſches erforſchen und ſammeln; Bury bettelte um Aufſchub der Reiſe; Andere baten gleichfalls. Und fürchtete er ſich nicht ſelber vor dem Losreißen? „In jeder großen Trennung", erkannte er jetzt, „liegt ein Keim von Wahnſinn. Man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Oft ſtiegen ihm die Tränen auf, wenn er an den kommenden Abſchied dachte.

Alſo füllte er ſeine Tage noch immer voll mit Arbeiten, Studien und Betrachtungen der äußeren Welt. Immer lieber ward ihm als Begleiter und Mitforſcher der beſcheidene Heinrich Meyer, der vor den anderen Künſtlern nicht bloß das größere Wiſſen voraus, ſondern auch die Fähigkeit hatte, zu großen und klaren Erkenntniſſen und Lehrſätzen durchzudringen. Goethe fragte ſich manchmal, ob es nicht möglich ſei, dieſen Mann nach Weimar mitzunehmen, und wenn er ſich nicht ſchon entſchloſſen gehabt hätte, daß Kayſer, der ihm gleichfalls ſehr lieb war, ſein Reiſebegleiter ſein ſollte, ſo hätte er jetzt den Schweizer zum Mitkommen überredet. Zufällig ſchrieb um dieſe Zeit aber auch Tiſchbein aus

Neapel, daß er den Meyer dorthin wünsche, und dieser Aufenthalt in Neapel war dem guten Menschen ja auch sehr zu wünschen.

Indessen ging Goethe mit Meyer noch fleißig herum. Zum Beispiel in die Säle der französischen Akademie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Altertums versammelt waren.

In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist. Man fühlt: das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei? Selbst vorbereitet, steht man wie vernichtet! Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht: hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt Alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.

Er hatte geglaubt, einem Kanon, einem Prinzip der menschlichen Schönheit auf der Spur zu sein, wie vor ihm unter den Anatomen Camper, unter den Künstlern Lionardo, Dürer, Mengs und Andere. Vor der Fülle der Kunstwerke stand er ratlos da. Aber freilich blieb in ihm der Glaube von dem Zusammenhange des inneren Charakters mit der äußeren Form: also muß sich Eins in das Andere übersetzen lassen!

*

Wie schon angedeutet, an den Scheidenden schmiegten sich noch liebreicher als sonst alle die deutschen Kunstfreunde. Ein neuer war noch hinzugekommen, Friedrich Rehberg, aus Hannover stammend, in Berlin zuletzt

wohnhaft, Historienmaler, an Goethe durch Christian und Lotte Kestner empfohlen. Auch Verschaffeldt begann nun noch, die Kunstgenossen zu beneiden, die mit dem großen Manne in einem Hause wohnen durften. Von diesen fühlte sich Bury wie ein junger Bruder oder wie ein Sohn Goethes, aber auch Schütz erkannte dessen Wert. Erst recht wußte Moritz, wie sehr seine Leistung von Goethes Ermunterung abhing; von sich aus versank er, ohne träge zu sein, gar zu leicht in Träumerei und Grübelei. Er war gar zu sehr Philosoph, nämlich darin, daß er sich in Alles zu finden wußte, auch in sein eigenes unnützes Trödeln. Wie Goethe die Zeit auskaufte, bewunderte er aufrichtig; aber, so tröstete er sich, Gott hat die Menschen verschieden gemacht, es kann nicht Jeder ein Goethe sein, und Alles ist gut an seinem Platze. Verdrießlich nur, daß sein Verleger von ihm für das vorgeschossene Honorar gangbare Bücher verlangte.

„Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst", schrieb Goethe in dieser Zeit einmal auf; „sie werden nie wieder finden, was sie an mir gehabt haben; ich verlasse sie mit Schmerzen." Die Drei zu nennen, ist schwer, denn neben Bury, Meyer und Moritz steht doch Angelika als eine Vierte, die den drohenden Verlust tief empfand. Aussprechen konnte sie ihre Angst vor der nun so leer erscheinenden Zukunft nicht, wenn er die letzten Male kam, und ausdrücken nicht ihre Liebe als etwa mit bescheidenen Zeichen. Eins dieser Zeichen war, daß sie an einem Titelblatte für einen neuen Band seiner Werke malte: Die tragische und die komische Muse und Amor bei Goethes Büste.

Tischbein, der hier in Rom Goethes erster und lange Zeit sein wichtigster Freund gewesen war, blieb nach allen seinen Anmeldungen aus. Er schrieb eben jetzt aus Neapel, daß man seine Sachen in Rom einpacken, seine Wohnung kündigen möge, und an Goethe: daß es ihm leid tue, dem Scheidenden fern zu sein.

Ich wünschte, daß ich auf eine kurze Zeit nach Rom kommen könnte, um Ihnen noch einmal zu sehen, ehe Sie von dorten abreisen; aber ich bin jetzt in einem Zeitpunkt, da es unmöglich angeht. . . . Ich hätte Vieles mit Ihnen zu sprechen und Ihnen über Vieles zu fragen; ich bin in einer Lage, die guten und aufrichtigen Rat vonnöten hätte.

Die Unterstützung des Herzogs von Gotha sei zu gering, betonte er wieder, und in Rom verdiene er auch nicht genug; in Neapel aber habe er die Gunst des Hofes und der fremden Gesandten erlangt; Hamilton wolle ihn sogar dem König von England empfehlen, der einen guten historischen Maler benötige. Dann dachte er an Goethes früheren Plan, ein zweites Mal nach Neapel zu fahren.

Allen Leuten tut es sehr leid, daß Sie nicht wieder hierher kommen, besonders aber mir. Hätte ich Das gewußt, so wäre ich nicht in der Zeit von Rom weg gereist. Und wenn ich nicht die Arbeit am Hof angefangen hätte, so käme ich auf eine kurze Zeit auf Rom, um Ihnen noch einmal zu sehen und zu sprechen.

Das las sich freundschaftlich genug, aber freilich: mit Knieps von Liebe und Dank überquellenden Briefen aus demselben Neapel durfte man Tischbeins kluges Sichversorgen nicht vergleichen. Und erst recht nicht mit der Liebe der verbliebenen römischen Hausgenossen und häufigsten Gäste.

*

Je länger, je öfter gingen Goethes Gedanken nordwärts, der kommenden Reise vorauf. Wen würde er unterwegs besuchen? In Italien zog ihn Keiner besonders an. Jenseits der Alpen kam die Barbara Schultheß in Frage; dann der Schwager Schlosser und die Fahlmer in Emmendingen; Mercks Haus lag auch am Wege, und gleich darauf folgte Frankfurt, der Hirschgraben, das Vaterhaus, wo noch die Mutter waltete. Aber Vieles sträubte sich in ihm gegen diesen Weg; er scheute sich vor Merck wie vor Schlosser, vielleicht auch vor der Mutter. Schon in der Mitte März nahm er ihr die Hoffnung, ihn bei dieser Gelegenheit zu sehen [1]).

Wenn er über den Gotthard ging, lag zuerst Zürich am Wege; er mochte aber nicht die Stadt betreten, wo Lavater wohnte. Ihm fühlte sich Goethe völlig entfremdet, ja, aus neuer Ursache war er fast zu Haß gestimmt.

Lavater hatte lange auf einen Brief, einen Gruß des ehemaligen Freundes geharrt; schließlich erfuhr oder

[1]) Uns ist verborgen, wieviel Goethe über seine Mutter wußte und hörte. Ganz im Stillen lebte sie nicht. Wie überall, so wurde in Frankfurt über die jeweiligen Schauspieler sehr viel geredet, also wohl auch über die Frau Rat Goethe, die eine zwar mütterliche, aber auch höchst leidenschaftliche Freundschaft für die Schauspieler Großmann und Unzelmann betätigte. Diese Frau von siebenundfünfzig Jahren schrieb jetzt an Unzelmann, der vier Jahre jünger als ihr Sohn war, Briefe der größten Erregung. Sie mag also auch in den allgemeinen Komödianten-Klatsch hineingezogen sein. Goethe sah in Rom unter Anderen seinen engeren Landsmann Turneisen, der ihm gewiß Andeutungen machte.

ahnte er, daß Goethe inmitten der katholischen Welt, mit der sich Lavater immer gut vertrug, völlig dem alten Heidentum verfallen war. Mußte der Heilandsjünger Lavater diesen Verirrten nun aufgeben? Mit ihm zu disputieren war nicht möglich oder nicht ratsam. Aber Lavater glaubte immer gern, was er wünschte, und so dachte er jetzt an die selige Klettenberg, die nie daran gezweifelt hatte, daß auch der umherschweifende Ritter Wolfgang schließlich den Heiland finden werde. War doch schon Mancher, der sich als aufgeklärter Weltkenner für einen festen Mann hielt, im Sonnenlicht des Erlösers weich geworden. „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ hatte auch der ungläubige Nathanael, von dem Johannes berichtet, zuerst gefragt; er war, wie Goethe, ein angesehener und rechtschaffener Mann gewesen, nach dem besten Zeugnis „ein vortrefflicher Israeliter, in dem kein Falsch ist.“ Dieser Nathanael war dann zu Jesus geführt worden, hatte Dessen übernatürliches Wesen empfunden und dann hatte auch er sich gebeugt und bekannt: „Du bist Gottes Sohn!“ Christus aber hatte diesen Nathanael ohne weiteres zu seinen Jüngern hinzugenommen und darauf der ganzen Schar verheißen: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.“ In Lavaters Gedanken flossen Goethe und Nathanael zusammen, und schreiblustig, wie er immer war, schrieb er jetzt ein Buch, das er „Nathanael“ nannte: Oder die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christentums für Nathanael, Das ist: für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, trugllosem Wahrheitssinne! Leider fügte er zu dem wohlgemeinten

Buche eine wohlgemeinte Ungeschicklichkeit hinzu, eine Vorrede oder Anrede „an einen Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist.“ So sprach er auf den Ungenannten ein: „Edler! Trugloser! Lieber! Lieber! Ja wahrlich, viel Lieberer als Tausend, die sich Christen nennen, ja selbst als Viele, die ganz in allen Punkten meines besondersten Glaubens sind.“ Und so weiter, zwei, drei Seiten lang. Er tat sich etwas darauf zu gute, daß er Goethes Namen nicht ebenso öffentlich nannte, wie früher den Namen Moses Mendelssohns, als er diesen weisen Juden öffentlich hatte bekehren wollen; aber Hunderte erkannten doch sogleich, wer hier gemeint war, und als an Goethe diese gedruckte Anrede gelangte, schleuderte er das Buch von sich: „Du kommst mit Deiner Salbaderei an den Unrechten!“ rief er aus. „Ich bin kein Nathanael! Pack dich, Sophist, oder es gibt Stöße!“ Goethe glaubte jetzt wirklich nicht mehr an die Redlichkeit des vormals von ihm so hoch verehrten, so innig geliebten Mannes. Er wollte gar nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, und auch vor der Welt sollte diese Trennung des wahrhaftigen Heiden von dem christlichen Schelmen deutlich werden.

Zur selben Zeit aber stand er mit der beiderseitigen Freundin Barbara, der er einst von Lavater zugeführt worden war, in liebreichem Briefwechsel. Ihr erzählte er noch immer von seinen Arbeiten und schickte ihr das Fertige. Sie wußte, daß er jetzt den ‚Tasso‘ umschmelzen wollte. „Wenn Du von dem ersten Akt des „Tasso“ wenig gebrauchen kannst zu dem neuen“, antwortete sie ihm, „so geschieht uns desto besser: wir werden uns des neuen mit Andern freuen, und der alte

wird ein Edelstein im Schatzkästlein Deiner Freunde bleiben, gehört ihnen doch auch Etwas zum Voraus!“ Ganz erregt war sie von der Aussicht, daß sie ihn vielleicht bald wiedersehen würde, und von der Ungewißheit hierüber. Sie, die unschöne, nicht mehr junge Familienmutter, dachte an ihn fast wie eine Braut an den Bräutigam.

Wie leg' ich Dir's dann itzt genug ans Herz, mich nicht warten zu lassen auf die Nachricht der Wendung, die Dein Schicksal des Bleibens oder Gehens wegen genommen, und was dabei vor uns zu hoffen ist? Ich mag nichts als hoffen! Sollten die Träume, die wachend und schlafend so oft diese viele Monate durch Dich hinüber gezaubert haben, Träume bleiben? Ich mag nichts als hoffen! Und sollte das Weibchen umsonst so lang schon sich zersinnet haben, wie sie gefällig genug vor Dir erscheinen wolle? Das kann nicht sein!

Goethe antwortete ihr nun, daß sein Weg nicht über Zürich führe, sondern ostwärts durch die Gebirge von Graubünden, also über Chur und auf Lindau und Augsburg zu, allenfalls auch über Konstanz. Könnten sie sich nicht etwa außerhalb Zürichs begegnen?

*

Die poetische Arbeit auf der Heimreise würde der ‚Tasso‘ sein, wie es auf dem Wege herwärts die ‚Iphigenie‘ gewesen. Denn ‚Lila‘ und ‚Jery‘ waren fertig; er mußte also wohl an den ‚Tasso‘ heran, obwohl es ihm sauer fiel. Die beiden Akte in Prosa, die er seit sieben Jahren liegen hatte, genügten ihm gar nicht mehr; auch hemmte es ihn, daß der Herzog ihm damals von der Fortsetzung abgeraten. Aber im Gegenstande steckte

Etwas, was ihn nicht losließ. Goethes größte Neigung im erzählenden und dramatischen Dichten war ja, seine Brüder zu gestalten und ihre möglichen Schicksale auszubilden. Also Charaktere darzustellen, wie sie wirklich neben ihm aus seinen Vorfahren hätten hervorquellen können. Er ließ sie nicht gerade am Hirschgraben in Frankfurt aufwachsen, versetzte sie nicht immer in seine eigene Zeit, aber sie waren doch nahe Verwandte. Unter ihnen durfte neben Werther, Götz, Fernando, Faust, Wilhelm und Orestes auch Tasso nicht fehlen. War Goethe ein Dichter, so Tasso das Übermaß des Dichters: allzu reich begabt mit der Empfindungsfeinheit oder Empfindlichkeit, die die erste Bedingung des Künstlertums ist, allzu reich auch mit der Einbildungskraft und einer schweifenden, schwärmenden Phantasie, die sowohl in den Himmel wie in die Hölle den Weg rasch zurücklegt. Kann man Tugenden und Kräfte allzusehr haben? Ja, denn ihr Übermaß nimmt uns das Gleichgewicht im Wandeln auf dieser nicht für Dichter berechneten Erde. Jedes Mehr deutet auf ein Weniger an andrer Stelle. Einigermaßen glücklich durch Welt und Leben schlägt sich nur hindurch, wer die richtigen Maße für seine Umgebung in sich trägt und nach außen anlegt. Wie oft hatte Goethe nicht darunter gelitten, daß er unter Menschen wirken mußte, deren seelische Maße nicht zu den seinigen stimmten! Der Dichter Tasso paßte erst recht nicht in die Welt. Eben deshalb aber liebte ihn Goethe. Und gerade jetzt, auf einer Wanderung und nach dem Losreißen von Rom mochte er gern einen von seiner Phantasie Besessenen dramatisieren, dessen ganzes Leben eine Wanderung gewesen ist. Vor zwei

Jahren war in Rom eine ‚Vita di Torquato Tasso' herausgekommen, verfaßt vom Abbate Pierantonio Serassi; der deutsche Dichter vertiefte sich in das Buch, und neue Bilder reihten sich an die alten.

*

Hatte er nun in Rom auch Alles gesehen und besorgt? Oder war es geraten, für einen künftigen Besuch noch Entdeckungen übrig zu lassen? Er hatte zum Beispiel noch nicht die Sammlung von Arbeiten des großen Mengs aufgesucht, die Dessen noch lebender Freund, der spanische Gesandte Marquis Azara, aufbewahrte. Er, der große Altertums-Verehrer, hatte aber auch immer eine Scheu vor gewissen großartigen Bauten der alten Römer gehabt, den unterirdischen. Selbst von den Thermen hatte er wenig gesehen. Jetzt ging er mit den Freunden endlich zur Cloaca maxima und bewunderte dies heilsame Bauwerk; aber als man ihn dann auch zu den Katakomben bei San Sebastian führte, wo in engen unterirdischen Gängen die Sklaven und die Christen und Märtyrer ruhen, wo die ersten Anfänge christlicher Kunst zu suchen sind, wo die katholische Kirche ihre Reliquien wie aus einem unerschöpflichen Bergwerke zu Tage förderte, als, dort angelangt, die Geistlichen mit Fackeln ihn und seine Freunde hinunter führen wollten, als ihm die modrige Luft entgegenschlug, da versagte seine Wißbegier; er stieg zum Sonnenlicht hinauf und wartete geduldig, bis die Andern aus dem Schachte zurückkehrten.

Viel lieber wanderte er doch zwischen den ihm so vertrauten Trümmern herum und durch die gewohnten Straßen der Stadt.

*

Und eines Tages ging er den langen Corso zum letzten Male hinauf und sah zum letzten Male vom Kapitol hinab auf die geliebten Reste des Altertums. Es war Nacht, und der volle Mond beglänzte noch einmal diese sagenhafte Welt. Es umschwebten ihn „der Vorwelt silberne Gestalten." Für ihn hier zum letzten Male.

Seine Abschiedsbesuche lagen hinter ihm; von seinen angekauften Sachen und den ihm gemachten Geschenken rollte der größte Teil schon nach Norden zu; was als Hinterlassenschaft hierbleiben mußte, hatte er schon verteilt.

Und dann brach der Morgen an, wo die Freunde den Wagen umstanden, der ihn und Kayser davontragen sollte. Die letzten Wünsche, Grüße, Winke!

Das Tor lag hinter ihnen; dann die Brücke. Die Stadt versank hinter den Hügeln; die Kuppel des Petersdomes ward kleiner, und schließlich war auch sie verschwunden. Das gleichgültige, einsame Land umfing die Reisenden.

Tiefe Trauer legte sich drückend auf Goethes Herz. Nun war der Riß geschehen; nun konnte man untätig vor sich hinstarren. Wo hätte er eine solche Zufriedenheit wieder finden können, wie er sie in Rom genossen? Als ein gereifter Mann hatte er hier noch einmal das Glück einer freien, harmlosen Jugend, eines herrlichen

Wachſens und Ausbreitens erleben können, inmitten dieſer wunderbaren Stadt, wo die Jahrtauſende ſich friedlich neben einander gelagert haben. Um jetzt nicht zu verzweifeln, mußte er ſich vorreden, daß er einmal wiederkehren würde. Aber zunächſt trug ihn die unbarmherzige Karre nach Norden.

Auch ſeinen bisherigen Lebensgenoſſen, die in Rom bleiben durften, war es gar ſchwer ums Herz, als Goethes Gefährt dahinrollte. Sie hätten heute nicht arbeiten, nicht ruhig zu Hauſe ſitzen können. Moritz und Rehberg beſtellten gleich eine Kutſche, um nach Frascati zu fahren; Bury ſchloß ſich ihnen an; auch Karl durfte ſie begleiten; er verdiente es, denn er war glücklich, daß er doch wenigſtens eine kurze Zeit um den großen Mann hatte ſein dürfen.

Burys Schmerz ging am tiefſten. Er ſchaute die Berge an, ob man nicht hinauflaufen und von da Goethes Wagen noch einmal ſehen könnte. Am liebſten hätte er geheult wie ein Weib, aber Goethe hatte es ihm verboten. Manchmal blieb er ſtehen, damit die Andern ſein Geſicht nicht ſehen ſollten.

Goethe hatte auch in den letzten Monaten die ſtille Welt der Pflanzen keineswegs vergeſſen. Er war noch in den vernachläſſigten botaniſchen Garten gegangen, ja, er hatte ſelber ſoviel gegärtnert, wie es in Töpfen anging. Er freute ſich noch an den aufſprießenden Samen und Kernen, an den erſten Zuſtänden der neuen Pflanzenkinder. So waren ihm einige Dattelpalmen aufgegangen; eine davon ſchenkte er an einen römiſchen Bekannten, der ſie bei der Villa di Malta einpflanzte, wo ſie ſogleich gedieh. Auch eine Pinie ließ er zurück, die bei ihm

zur Welt gekommen war. Schütz trug ſie nach ſeiner Abfahrt zur Angelika, und ſie pflanzte das Bäumchen in ihren kleinen Garten: es wurde nun ihr Liebling. Ein drittes Bäumchen, eine indianiſche Feige, behielt Schütz fürs Haus zurück; ſie gedieh in ihrem Topf oder Kübel auf der Loggetta erſtaunlich gut.

Drei junge Bäumchen blieben auf dieſe Weiſe als Zeugen von Goethe in Rom zurück. Er aber nahm Mancherlei an Bildern, Mineralien, kleinen Kunſtwerken mit ſich nach Norden, als äußere Zeichen und zum Beweiſe, daß er im Paradieſe geweſen war.

Achtes Kapitel

Von Ponte molle bis zum Frauenplan

23. April bis 18. Juni 1788

Der lange Weg nach Norden sollte dem Reisenden einige neue Teile Italiens erschließen; also fuhr Goethe zunächst über Siena nach Florenz. Siena: eine höchst altertümliche, gotische Stadt, also nicht nach dem Geschmack des Antikisch-Gesinnten. Ein merkwürdiges Madonnen-Bild in San Domenico, gemalt 1281 von Guido di Graziano, einem der ältesten Maler dieser Stadt, heftete sich doch stark ins Gedächtnis.

Florenz, diesmal ein Aufenthalt für zwei Wochen: für Goethe war es wirklich die blühende Hauptstadt des blühenden Landes Toscana. Viel mehr als die Burgbauten der Paläste und was sonst mittelalterlich anmutete, sagten ihm hier die heiteren öffentlichen Gärten zu: hier wandelte er herum oder saß an stillen Plätzen, um in Versen die ebenso schöne Welt zu schildern, die einst den trotzdem unglücklichen Tasso umgab. Wenn Goethe später diese hier entstandenen Verse wieder las, so war es ihm, als ob er den größten Teil seiner Florentiner Tage in Lust- und Prachtgärten zugebracht habe.

Aber diese Stadt drängte ihm doch noch viel andres Schöne und Merkwürdige auf. Hier waren auch die Menschen gütig gewesen und hatten unzählige Kostbarkeiten hervorgebracht und um sich versammelt, wie sonst die Natur zur Sommerzeit. In Toscana regierte seit zweiundzwanzig Jahren der aufgeklärte und wohlwollende Großherzog Leopold, ein Bruder und Artverwandter Josephs des Zweiten, aber viel erfolgreicher, weil das persönliche Eingreifen und Überwachen im kleinen Bezirke möglich ist, während der Kaiser sich an allzuvielen Aufgaben in nahen und fernen Ländern vergebens abmattete. Leopold war ein großer Umgestalter, er hatte das Militär fast völlig verschwinden lassen, den Gewerbetreibenden freien Handel gewährt, die Schuldhaft aufgehoben, die Todesstrafe und die Folter durch Nichtanwendung abgeschafft; er schränkte den Adel, die Geistlichkeit und Möncherei immer mehr ein, sorgte für weltliche Krankenhäuser, tat viel für Armenpflege und arbeitete von früh bis spät als sorgsamer Diener seines Volkes. Namentlich lebte er selber mit den Seinen ohne alle Schlemmerei oder Prachtentfaltung. „Auch das Staatsgebäude näher zu betrachten, würde zu manchen Gedanken Anlaß geben“: Diese Worte schrieb Goethe von hier an seinen Herzog, der bei gleicher Aufgeklärtheit leider ganz andere Geschäfte betrieb.

Für Goethe, wie für alle Reisenden, mußte Florenz jedoch zuerst und zuletzt die Stadt der Künste sein: das Erbe der Medici, die Wiege Michel Angelos. Hier war mehr Kunst gesammelt oder versammelt als irgendwo in der Welt. Die Stadt, die etwa achtzigtausend Einwohner in 9000 Häusern beherbergte, war von außen

und innen eine der schönsten Italiens. Man zählte 17 ansehnliche Plätze, 10 Springbrunnen, 6 Säulen, 2 Pyramiden, 160 öffentliche Statuen, 162 Kirchen, 89 Klöster, 44 Pfarrkirchen, 12 Hospitäler usw. Schon auf den Straßen und Plätzen erkannte man zahlreiche Bildhauerwerke, die durch Stiche und Abgüsse in aller Welt berühmt geworden waren. Die sehr großen öffentlichen Kunstsammlungen aber waren hier viel mehr Gemeingut als in Rom; arme Bauern wurden neben den reichen Fremden in diesen Sälen herumgeführt und auf das Sehenswerte hingewiesen. Von der großherzoglichen Galerie in den Uffizien ward mit Recht gesagt, daß sie allein schon eine Reise nach Italien lohne. Man sah hier achtundfünfzig der schönsten aus dem Altertum geretteten Statuen, drei Gruppen, neunundachtzig Büsten und unzählige kleinere antike Überreste. Niobe und ihre Töchter hatten einen Saal für sich. Das Heiligtum der Sammlung und in einem achteckigen Tempelchen in auserlesenster Gesellschaft aufgestellt war jene Venus, die mit der einen Hand die Brust, mit der anderen den Leib verdecken möchte. „Die Medizäische Venus übertrifft alle Erwartung und übersteigt allen Glauben" bekannte auch Goethe. „Wie manche andre kostbare Antiken sind noch hier!"

Die Fülle an Gemälden in dieser Galerie und im Palast Pitti, wo der Großherzog wohnte, war nicht zu bewältigen; viele Meisterwerke der Berühmtesten forderten Betrachtung, aber hier eröffnete sich auch eine neue Provinz der Malerei und ihrer Geschichte. Zum ersten Male wandten sich die alten Florentiner an unsern deutschen Kunstfreund: Cimabue, Giotto, Fra Angelico,

Masaccio, Ghirlandajo, Botticelli, Filippo Lippi usw. „Besonders habe ich mich an die älteren Meister gehalten" berichtete Goethe am 6ten Mai nach Weimar. „Ich kenne nun die Urväter recht genau, und so lernt man ihre Schüler und Nachfolger erst kennen und schätzen[1])."

*

Am 11ten Mai machten sich unsere Reisenden mit einem neuen Fuhrmann wieder auf den Weg. Zuerst war es der bekannte nach Bologna; dann brachte sie eine neue Straße westwärts nach Modena, Parma, wo ein Bild von Garofalo zu sehen war, und weiter über Reggio, Parma, wo namentlich die Arbeiten Correggios lockten, Piacenza nach Mailand.

Am 22ten tauchte diese große, reiche Handelsstadt vor ihnen auf; in ihrer Mitte thronte ihr berühmter Dom, der größte Italiens nach Sankt Peter. Leider war er in der gotischen Zeit begonnen, anno 1386, und ward in jenem Sinne fortgeführt; die „Goten" aber verwechselten bekanntlich die Begriffe des Großen und Schönen, sowie des Großen und Ungeheuren. Goethes Reisebuch, der Volkmann, mußte zwar zugestehen, daß dieser Dom bei dem ersten Anblicke etwas Majestätisches habe, aber was half's? Er blieb gotisch; ja, er war

[1]) Aber die Kunstgelehrten machten es Goethe zum Vorwurf, daß er die Meister der florentinischen Frührenaissance sein Leben lang nicht gewürdigt und nicht hinreichend gekannt habe, also auch nicht die großen Baumeister und Plastiker Brunelesco, Verrocchio, Ghiberti, Luca della Robbia, Donatello. Vgl. Haarhaus, Auf Goethes Spuren II, 7.

in einem ganz besonders eigensinnigen Geschmacke gebaut. Also war Volkmann höchst unzufrieden:

Man erstaunt anfangs über die ungeheure Masse des Ganzen; sieht man aber die einzelnen Teile an, so bekommt man beinahe einen Ekel für die übertriebenen Zieraten.

Der Dom von Mailand

Bei keiner Kirche in Italien sind sie mit solcher Verschwendung angebracht. Es sollen bereits 4000 Statüen inwendig und auswendig stehen, und man läßt noch jährlich eine Menge neue verfertigen, obwohl der zehnte Teil hinlänglich wäre. Der Marmor dazu wird in der Gegend vom Lago maggiore gebrochen. Das ganze Gebäude ist dergestalt damit besetzt, daß man viele auf dem Dache und an der Mauer wegen der Höhe gar nicht sieht. Nach dem angefangenen Plan kann man mit Vermehrung dieses wunderlichen Zierats so lange fortfahren, bis die Kirche vor Alter einfällt.

„Es verlohnt sich der Mühe", fährt jedoch dieser Kundige fort, „das Dach dieser Kirche zu besteigen, nicht nur um die erstaunlichen Zieraten an Statüen, Basreliefs und anderer Bildhauerarbeit zu bewundern, sondern auch um das Vergnügen einer herrlichen Aussicht zu genießen. Man erblickt eine schöne, fruchtbare, mit Städten und Dörfern besäete und mit Kanälen durchschnittene Ebene, und sieht in der Entfernung, wie sich das apenninische Gebiet mit den Alpen vereinigt."

Goethe folgte dem Rate, stieg auf den Turm, beschaute nach Süden den Weg, den er gekommen war, und nordwärts die niederen Berge am Comer-See und dahinter das hohe Gebirge nach dem Gotthard und Graubünden zu. „Sähe ich Mailand jetzt im Herwege", dachte er, „und käme aus den Gebirgen in diese weite Gegend, diese frei gelegene Stadt — zögen sich die fernen Apenninen ahndungsvoll am Horizont hin: was würde ich für Hymnen singen und für Freude unter diesem schönen Himmel, dem Obste usw. haben! Nun ist mir verwöhntem Römer Nichts recht."

Recht war ihm namentlich dieser ungeheure Dom nicht; er sah ihn fast mit Volkmanns Augen. Es kam ihm vor, als ob man die armen Steine förmlich gequält habe, um sie in diese unnatürlichen Formen zu bringen. Auch die antiken Tempel zu Pästum, Segesta, Selinunt und Girgenti hielt er ja für Stein-Übersetzungen aus dem Holzbau, aber es ist etwas Vernünftiges, wenn eine starke oder schlanke Steinsäule an Stelle eines mächtigen

oder schlanken Baumstammes tritt; diese gotischen Kathedralen dagegen mußte man sich aus dem Holzschnitzwerk erklären, jener Messerschnitzelei, womit man vorher Heiligenschränkchen, Altäre und Kapellchen auszuzieren pflegte; solche eigentliche Kleinkunst war mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten an die riesigen Außenseiten der nordischen Mauern und Giebel gleichsam angeheftet; die gotischen Kirchenverzierer suchten die Größe in einer multiplizierten Kleinheit. Hier in Mailand hatten sie einen ganzen Marmorberg in die abgeschmacktesten Formen gezwungen[1]).

Welche Eindrücke Goethe vom Innern des Domes und den Reliquien mitnahm, ist schwer zu sagen. Irgendwo steht eine Bildsäule des geschundenen heiligen Bartholomäus, der ein Buch liest, während ihm seine Haut über die Schulter herabhängt. Das Anatomische daran ward sehr bewundert. Volkmann hatte in seinem Buche die Unterschrift des Bildhauers: Non me Praxiteles, sed Marcus finxit Agrates. Goethe strich die ersten drei Worte aus: wahrlich, Praxiteles hatte es nicht gemacht! In einer unterirdischen Kapelle ruht auf dem Altare der Kopf und Körper des heiligen Karl Borromäus in einem unschätzbaren Sarge aus Bergkristall und Silber. Vielleicht hatte Goethe mehr Auge für die Kristalle als für den eingetrockneten Kopf und die reichen Gewänder des verdorrten Körpers.

[1]) So Goethe 1788 im „Teutschen Merkur", Aufsatz ‚Baukunst'. Übrigens urteilt auch ein neuester Urteilsfähiger, der höchst gotisch-gesinnte Karl Scheffler: „der Mailänder Dom sei ohne jede künstlerische Wirkung, ohne Monumentalität und Größe."

Sicherlich besuchten er und sein Reisegefährte Kayser das zweitberühmte Gebäude der Stadt fleißig, nämlich die Ambrosische Bibliothek. Sie ist wie die Kirche, zu der sie gehört, nach demselben mailändischen Bischof Ambrosius genannt, der den Halleluja- und Antiphonengesang aus Griechenland herüberbrachte, den morgenländischen Hymnengesang in ganz Italien einführte und selber viele Hymnen verfaßt hat. Nach ihm heißt ja das alte und immer noch neue Tedeum der „Ambrosische Lobgesang." Kayser war hier, wie in Florenz und Bologna, beständig auf der Jagd nach alten musikalischen Handschriften; Goethe wird mehr den zahlreichen Gemälden, Bildhauer-Arbeiten, Münzen, Naturalien, Maschinen und anderen Merkwürdigkeiten nachgegangen sein, an denen dieses Bücherhaus gleichfalls reich ist. Unter 15 000 Handschriften befanden sich namentlich auch zwölf Bände von Leonardo da Vincis Hand: Traktate über Erfindungen und mancherlei Dinge, denn Leonardo „besaß ein großes Genie", wie Volkmann anerkennt; „er war ein Dichter, Mathematiker, Maler, Bildhauer, Chymiste und Architekt." Höchst merkwürdig waren die Anmerkungen in Lionardos Ausarbeitungen: er hatte sie von der Rechten zur Linken geschrieben, so daß man einen konvexen Spiegel brauchte, sie zu lesen.

Das größte und immer in gleichem Maße berühmte Gemälde dieses Meisters: Christi Abendmahl, hat er hier in Mailand gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an eine Wand des Speisesaals der Dominikaner-Mönche von Madonna delle Grazie gemalt. Schon äußerlich war es ein sehr großes Bild; dreizehn Männergestalten in anderthalbfacher Lebensgröße! An

seinem Platze aber tat es noch eine ganz besondere Wirkung, denn drunten im Saale aßen alltäglich die Mönche und, etwas erhöht, ihre Oberen; wieder höher schienen nun Christus und die Zwölfe eben gespeist zu haben: an einem ganz ähnlichen Tische, der mit ganz ähnlichen Laken bedeckt und mit Speise und Trank ganz ähnlich besetzt war. Gemütlich aber war diese Szene gar nicht, und das Gemälde verkündete dennoch keine gemeinsame Erquickung, sondern das Wort, das Christus soeben gesprochen, das bitter-schmerzliche Wort: „Einer ist unter euch, der mich verrät!"

Wie gesagt: dies Gemälde wurde von Anfang an in seinem Werte erkannt. Dennoch ging es allmählich unter, teils durch die Schuld von stumpfen Menschen, mehr noch, weil der hochgelehrte und sonst so scharfsichtige Maler Leonardo hier etwas Verkehrtes getan, indem er mit Ölfarben auf einen zwar von ihm vorbereiteten Untergrund, aber immerhin auf eine Mauerwand malte, die manchen Gefahren ausgesetzt war durch Dunst, aufsteigende Feuchtigkeit, Überschwemmung usw. An dem Bilde war also im Laufe der Jahrhunderte Manches verdorben und Manches erneuert, was fast ebenso schlimm war; Goethe wußte bei den Farben kaum, wo er noch die Hand und das Werk des großen Meisters verehren durfte. Immerhin, die Anlage des Ganzen, die Umrisse der Figuren, die Bewegungen der Hände, der Körper, der Köpfe waren sicherlich noch echt. „Es ist in seiner Art ein einzig Bild" sagte er; ihm erschien dies letzte große Bild, das er im Lande sah, wie ein rechter Schlußstein in das Gewölbe seiner Kunstbegriffe gesetzt.

*

Hierher, nach Mailand, waren die ersten Briefe der römischen Freunde bestellt worden; er selber hatte ihnen von Florenz und Bologna aus liebreich geschrieben. Und wie hatte sich Bury gefreut, als ihm „unsere Alte" den ersten Brief Goethes gab; er küßte ihn vielmals, „laufte" nach seinem Zimmer damit und wußte vor lauter Freude nicht, wie er ihn geschwind aufmachen sollte, und dann konnte er kaum lesen, weil sich die Tränen in seinen Augen drängten. Warum hatte er denn nicht auch schon nach Florenz geschrieben? Ach, es wären ja doch lauter Gedankenstriche geworden!

Moritz war auch jetzt noch zu keinem Briefe gekommen; er hatte es versucht, aber das Geschriebene war ihm nicht geraten. Und es mußte doch ein weitläufiger Brief werden, da er soviel auf dem Herzen hatte.

Angelika antwortete jetzt auf Goethes schriftlichen Abschied aus Rom und auf seine Briefe aus Florenz. Ihr weiches Frauenherz verbarg sich nicht.

Mir träumte vor ein paar Nächte, ich hätte Briefe von Ihnen empfangen, und war getröst' und sagte: „Es ist gut, daß er geschrieben; sonst wär ich bald aus Wehmut gestorben."

Mich vergnügt, zu wissen, daß Sie wohl seind: der Himmel erhalte Sie immer so! Ich lebe so ein trauriges Leben, in einer Art von Gleichgültigkeit. Weillen ich nicht sehen kann, was ich zu sehen wünsche, ist mir Alles eins, was ich sehe, oder wen ich sehe, ausgenommen unseren würdigen Freund Herrn Reiffenstein, mit dem ich von Ihnen sprechen kann. Die Sonntage, auf die ich mich sonsten so sehr gefreut, haben sich in traurige Tage verändert. Und Sie sagen: „Die Sonntage kommen nicht wieder!" Das will ich nicht hoffen: das Wort Nichtwiederkommen tönt zu hart!

Ja, es tönt hart, obwohl es das Ohr nicht beleidigt dieses Nicht oder Nie. Man muß es wegleugnen oder mit Gewalt an Anderes denken. Goethe strebte gewaltsam vorwärts. Hier in Mailand witterte er doch wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft. Die Gesteine der Natur, die er über den von Künstlern behauenen so lange vernachlässigt hatte[1]), lockten ihn wieder. Er suchte in Mailand einen gelehrten Mineralogen, den Pater Pini, auf, und wie er dessen Sammlung durchging, ward er auch wieder habsüchtig nach einzelnen schönen Stücken. Vielleicht hatte er in den nächsten Tagen und Wochen Gelegenheit, sie sich selber zu holen. Ein Hammer war jedenfalls zu kaufen, um die Gebirge damit anzuklopfen.

Sein Plan war schon seit einiger Zeit, über den Comer See nach Cleven (Chiavenna) und dann durch das Jakobstal über den Splügen ins Tal des Hinterrheins, den Rheinwald, in die via mala und nach Chur zu gelangen. Und so geschah es[2]).

Also hat Goethe den Lago maggiore nie gesehen. Wieso er ihn später so liebevoll hat beschreiben und Mignons Heimat schließlich hierher hat verlegen können, ist ein Rätsel. Waldemar v. Wasielewski tritt im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (IX, 182 ff.) dafür ein, daß Goethe und Kayser sofort bei ihrer Ankunft in Mailand, die er schon auf den 18ten Mai berechnet, zum Lago

[1]) Er brachte rund 200 Gesteinsproben aus Italien mit: 54 zwischen Innsbruck und Otricoli gesammelt, 15 bei Bologna, 26 bei Rom, 36 am Vesuv, 5 auf Ischia, 58 auf Sizilien, 14 am Monte Berico.

[2]) Das Goethe-Jahrbuch XXVIII, 13 und die Steinsammlung bezeugen es.

maggiore gefahren seien, dort auf Isola bella den Vollmond genossen hätten und am 22sten wiederum in Mailand angekommen seien. Ein wirklicher Beweis fehlt.

Am 28sten Mai ward Mailand verlassen, am 29sten der ganze Comer See bis Riva befahren, am nächsten Tage ging's über den Splügen, und über Vaduz und Feldkirch und zwar bei schlechtestem Wetter. Mann und Roß troffen von Wasser, als sie sich bis Chur durchgeschlagen hatten. Aber von der via mala hatte Goethe doch ein Bildchen gezeichnet.

Nach einiger Ruhe nach dieser Strapaze fuhr man über Vaduz und Feldkirch und am Bodensee entlang nach Konstanz. Am dritten Juni abends kamen sie, wieder nach einer harten Tagereise, dort im „Adler" an, jenem Gasthofe, den Goethe vom Dezember Neunundsiebzig her im Gedächtnis hatte. Seitdem war nicht nur dieses Haus äußerlich und innerlich gründlich erneuert worden: das ganze Städtchen schien sich in den wenigen Jahren verjüngt zu haben. Zahlreiche neue Gebäude und die lebhafte Bewegung auf den Straßen fielen auf; die frühere Verschlafenheit schien gewichen, und seltsamerweise hörte man viel französisch reden. Dieser Umschwung erklärte sich aus einem Genfer Bürgerkriege von 1782: Joseph der Zweite hatte denjenigen Genfern, die damals vor der siegreichen Partei fliehen mußten, in seiner vorderösterreichischen Landstadt Konstanz eine neue Heimat geboten. Aber auch Reisende zeigten sich jetzt häufiger, und in der benachbarten Schweiz war die Mode aufgekommen, daß junge Ehepaare nach der Trauung eine Zeit lang am Bodensee sich ihres Lebens freuten.

*

Noch am Abend ließ sich Goethe die Zeitungen reichen, um schnell wieder in Deutschland heimisch zu werden. Man brachte ihm Schubarts ‚Vaterländische Chronik'. Schubart war vor einem Jahre endlich aus dem Kerker herausgelassen, lebte jetzt in Stuttgart, und sein dortiger Tyrann war liebreich und erlaubte ihm sogar das Zeitungschreiben. Die letzte Nummer war vom 30ten Mai. Goethe las über die Frühjahrsmesse der Buchhändler zu Leipzig: unter dreitausend „Artikeln" hätten hervorgeschimmert die Namen Wieland, Goethe, Schiller, Müller, Adelung, Archenholz, Bürger, Stolberg, Zimmermann .... Welche Erinnerungen an vormalige Freunde erwachten da! Und sein eigener Name stand zwischen dem alten Plauderdichter Wieland und dem neuen wilden Theatermann Schiller! War das nun Zufall oder hatte es tiefere Bedeutung? Und ganz nahe stand er beiden Schwächlingen. O, er wußte schon, daß auch sein ‚Egmont' viel weniger Wirkung tat, als er gehofft. Er wußte auch, daß die Sammlung seiner Werke nur einen bescheidenen Absatz hatte. Nach vieljährigem Schweigen hatte er seit anderthalb Jahren Band auf Band erscheinen lassen, jetzt den fünften; trotzdem gehörte er wohl noch zu den Halbvergessenen, Halbbekannten! Schon das sehr bescheidene Äußere, das Göschen seinen gesammelten Dichtungen gegeben hatte, schien ja sein geringes Ansehen anzudeuten. Göschen war von ihm und Anderen wegen dieser Armlichkeit getadelt worden; er verteidigte sich jetzt in der Zeitung und erklärte: wer eine Ausgabe auf gutem holländischem Papiere von Goethes Schriften begehre, möge sich bei ihm melden. Und weiter: „Eine prächtige Ausgabe werde ich alsdann liefern, wenn ich

mit mehrerer Sicherheit den Enthusiasmus meiner Nation für ihre guten Schriftsteller berechnen kann."

*

In Schubarts Chronik stand aber noch eine zweite „Notiz vom Parnassus", die den Leser sehr nahe anging: eine Notiz in der Sprache von Schubarts altem Überschwang:

Herder, der größte Schriftsteller unserer Zeit, ist mit dem Domherrn Dalberg, dem jüngsten unter dem trefflichen deutschen Brüdertriumvirate, nach Italien gereist, um nach dem Golde noch unentdeckter literarischer Schätze seine Wünschelrute zucken zu lassen. Goethe, einer der glänzendsten Sterne in der Ehrenkrone Germaniens, hat auch in Italien große Eindrücke gemacht. Er trat in den ersten Gesellschaften mit deutscher Kraft und Geniuswürde auf, und überall bewunderte man seine großen Kenntnisse, sein tiefes Schönheitsgefühl und sein edles Betragen. (Wollte ganz Italien dienstfreundlichst gebeten haben, uns auch mal so ein paar Reisende herzuschicken, wie Herder und Goethe sind.)

Also Herder unterwegs nach Italien! Welches Glück für diesen Freund! Wie schade aber, daß Goethe ihn nicht in Weimar antreffen würde, daß sie sich nicht ein paar Wochen mit einander die Köpfe und Herzen frei reden konnten!

Am andern Morgen regnete es wieder; Goethe setzte sich früh hin, um an Herder zu schreiben. Aber wohin? Am besten nach Rom: der Freund würde dort sicherlich die Angelika aufsuchen oder Angelika von Herders Ankunft erfahren. Er mußte ihm Ratschläge geben, ihm auch seine römischen Schützlinge empfehlen.

Daß ich von Konstanz an Dich nach Rom zu schreiben habe, ist wohl eine seltsame Sache, die mir noch völlig den

Kopf verwirren könnte. Gestern abend lese ich in der ‚Vaterlandschronik', Du seiest wirklich mit Dalbergen verreist. Ich glaube es und ergebe mich darein, ob es gleich für mich ein sehr harter Fall ist. Reise glücklich und erbrich den Brief gesund: da, wo ich in meinem Leben das erstemal unbedingt glücklich war. Angelika wird Dir ihn geben. Vielleicht erhältst Du zu gleicher Zeit noch einen, denn ich schreibe gleich, wenn ich nach Hause komme, und Ihr haltet Euch wohl auf.

Wenn Ihr einen Antiquar braucht (wie Ihr denn einen braucht!), so nehmt einen Deutschen, der Hirt heißt. Er ist ein Pedante, weiß aber viel und wird jedem Fremden nützlich sein. Er nimmt des Tages mit einem Zechin fürlieb; wenn Ihr ihm etwas mehr gebt, so wird er dankbar sein. Er ist übrigens ein durchaus redlicher Mensch.

Alsdann suche einen jungen Maler Bury incontro Rondanini, den ich lieb habe, und laß Dir die farbigen Zeichnungen weisen, die er jetzt nach Carrache macht. Er arbeitet sehr brav. Mache, daß sie Dalberg sieht und Etwas bestellt. Dieser junge Mensch ist gar brav und gut, und wenn Du etwa das Museum oder sonst eine wichtige Sammlung mit ihm, zum zweiten Mal, aber notabene allein, sehen willst, so wird es Dir Freude machen und Nutzen schaffen. Er ist kein großer Redner, besonders vor Mehreren.

Meyer, der Schweizer, ist, fürchte ich, schon in Neapel. Wo er auch sei, mußt Du ihn kennen lernen.

Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, da ich Dir Dieses schreibe. Es ist eine starke Prüfung, die über mich ergeht. Lebe wohl, genieße, was Dir bescheert ist! Einer meiner angelegentlichsten Wünsche ist erfüllt. Wenn Du nach Castell Gandolfo kommst, so frage nach einer Pinie, die nicht weit vom Herrn Jenkins' Haus, nicht weit vom kleinen Theater steht. Dieses hatte ich in den Augen, als ich Dich so sehnlich wünschte.

Lebe wohl! Ich gehe zu den Deinigen und will ihnen die Zeit Deiner Abwesenheit verleben helfen.

*

Angelika Kauffmann
Nach einem Gemälde von Constanza (1787)

Barbara Schultheß
Nach dem Gemälde von W. Tischbein

Und nun warteten die Gäste im ‚Adler' auf ihren Besuch aus Zürich. Sie beide, denn Kayser stand der Barbara Schultheß noch näher als Goethe, weil er zwölf Jahre lang in ihrem Hause regelmäßig aus- und eingegangen war. Barbara liebte und übte die Musik; sie liebte Kaysers Spiel ganz besonders; er bildete ihre vier Töchter im Klavierspielen aus und hatte auch sonst seine Freude daran, diese Kinder der Witwe mit zu erziehen. Er machte oft auch den Vorleser und den Gelehrten des Hauses. Die Jungfern liebten ihn denn auch alle wie einen guten Oheim oder Vetter, Bäbe als die Älteste mit dem meisten Verstand, Döde, Liesli und Nannli — getauft waren sie Barbara, Dorothea, Elisabeth und Anna —, mehr kindlich. Zwei Abende der Woche pflegte Kayser im Schönenhof als Hausfreund zu verbringen; im Winter saßen sie dann um den berühmten Kolossus-Ofen herum, im Sommer in dem Erker, der eine schöne Aussicht über den See und die Promenade bot. Ganz leise wuchs dabei die junge Bäbe immer tiefer in das Herz des stillen, scheuen Junggesellen; er sprach oder schrieb allerdings nur von seiner Freundschaft für sie; aber die weise Mutter bemerkte doch, daß der gute Mensch von einem innigeren Glück träumte, von wärmerer Liebe, als ihre Bäbe ihm zu geben bereit war. Als nun aus Italien der Vorschlag zu einer Begegnung mit Goethe und Kayser kam und Bäbe gern mit nach Konstanz gefahren wäre, weil sie doch den Geheimrat v. Goethe auch ganz gut kenne — sie war vierzehn gewesen, als er zuletzt in Zürich war — da entschied die Mutter: Döde sei an der Reihe, nach Eßlingen mitgenommen zu werden. Denn nicht bloß nach Kon-

stanz, sondern weiter, zu ihren lieben Baroninnen v. Palm wollte man bei dieser Gelegenheit reisen. Auch der Vetter Heiri solle mit, ein Sohn vom Pfarrer Schinz in Seengen am Hallwyler See, wo die Schulthessens oft schöne Ferientage verbrachten. Heiri war ein Jüngling, der eben das Tabakrauchen gelernt hatte; er wollte Theologe werden, brauchte es also zum Predigtmachen. Dödeli zählte neunzehn Jahre und gehörte mehr zu den Lustigen als zu den Gelehrten. Die Mutter stand im vierundvierzigsten und war immer noch die große Respektsperson, die von den Vornehmsten wie Ihresgleichen genommen wurde.

Um zehn Uhr morgens kam die Zürcher Kutsche vor dem ‚Adler' an. Dödeli stieg mit großer Angst vor dem Herrn Rat v. Goethe heraus; sie fühlte sich vor so einem Hochgelehrten, den die ganze Welt lobte, gar zu sehr als ein Gänschen. Nun, der Anfang ist das Schwerste, und sie hatte ja nur eine Nebenrolle. „Jetzt wollt' ich, Du wärst an meiner Stelle, Bäben", schrieb sie um Elf an die ältere und gescheitere Schwester.

Es bessert jetzt; aber im Anfang klopfte mir das Herz gewaltig. Wir sind schon eine Stunde hier. Herr Kayser ist sehr freundlich, und der Andre, ach! Den kann ich nicht genug ansehen: so freundlich und artig ist er. Wir trinken jetzt ein Tee miteinander, auf unserm Zimmer, das recht luftig ist; es hat ein Erkel wie im Talegg. Denk! eben sagt Mama, es seit gut, daß ich brav schreibe; da sagt der Goethe: „Schreiben Sie auch meine Empfehlungen an Ihre Schwestern!" und Kayser desgleichen. Der Vetter hat auch die Augen ein wenig aufgetan, das freute mich; jetzt packt der Vetter aus in seiner Kammer, und ich sollt' mich ein wenig strählen, und doch! Mama packt der Frau Meiß Proträt aus, und Goethe beguckt es sehr begierig . . .

Frau v. Meiß, eine Schwester des Heinrich Schinz, war die große Schönheit der Familie, aber auch schon recht unglücklich in der Ehe. Dergleichen Frauen passen in Romane.

Das Erzählen dauerte von zehn Uhr morgens bis elf Uhr nachts. Frau Barbara kam nicht einmal dazu, das Reisekleid, in dem sie seit vier Uhr früh steckte, auszuziehen, und wir wissen nicht, ob Dödeli ihr Haar in Ordnung brachte. Draußen regnete es immer noch; also kam keine Lust zum Ausgehen auf. „Der gestrige Tag ging herum, ich weiß nicht wie" schrieb die Mutter am andern Morgen an die junge Bäbe.

Es wurde immer erzählt, meistens über Kunstsachen, wo einem immer Lichter aufgesteckt werden, viel Neues und viel Altes gesagt wird, so Vieles deutlich gemacht, davon der dunkle Begriff da lag und so nun Genuß wird. Der Rat gibt sich soviel Mühe und läßt keinen Augenblick verloren gehen. Ich weiß nicht, wie lang wir bleiben: eben bis es Zeit sein wird, zu gehen . . . Uber Vieles haben wir noch gar nicht gesprochen. Kayser ist wohl, sieht recht gut aus, geht mit Goethe, läßt aber Hoffnung zu einer Rückkehr.

Auch die nächsten Tage vergingen, wie wenn sie alle in Konstanz daheim wären und gar nicht weiter wollten. Frau Barbara machte die Hausmutter, sorgte und sparte wie im Schönenhof, und es fehlte ihr nur, daß sie nicht auch ihre drei übrigen Töchter zum Essen rufen konnte. Ihre Stube war der allgemeine Gesellschaftsraum. Döde fand dies häusliche Leben im Gasthof, wobei „der Andre", also Goethe, so als Herr und Vater über dem Ganzen schwebte, „kurios". So beschrieb sie es den Schwestern:

Des Morgens trinkt Kayser ganz früh auf seinem Zimmer sein' Kaffee. Darnach trinken wir unser Tee zusammen, nämlich die Mama, der Vetter und ich, wo oft Herr Kayser bei uns ist. Das währt so bis acht Uhr. Nachher kommt der Andre so um halb neun Uhr auch und ißt Butterschnitten. Dann raucht der Vetter, und wir sehen zum Fenster hinaus, oder ich arbeite; Kayser ist oft auf seinem Zimmer, und die Andern, Mama und Goethe, reden miteinander. Das währt bis ein Uhr. Dann speisen wir an einem ovalen Tisch: Gügeli und Däubli usw., sitzen so bis halb drei Uhr, dann es wird immer erzählt, nicht nur geessen. Dann um sechs Uhr das Tee und um Sieben spazieren und zuletzt um halb neun Uhr zu Nacht gespiesen, [bis] Zehn, halb Elf geschwatzt und erzählt.

Den jungen Leuten war das Leben ein wenig gar zu sanft und häuslich; schließlich machten sie allein eine Fahrt nach der Mainau und noch öfter strichen sie in der Stadt herum, besahen alle Kirchen, beschauten vom höchsten Turme die Gegend und belustigten sich auf dem Markte über die Genferinnen, die Alles selber in Körben einkauften, was man in Zürich den Mägden überließ; sie gingen auch auf einen andern Platz, wo die Genfer und Genferinnen lustwandelten und einander „musterten". Aber sehr oft erzählte Goethe doch auch Dinge, die ihnen sehr gefielen, z. B. über den Karneval in Rom, oder zeigte ihnen Kunststücke; einmal ließ er einen Mond scheinen, den er aus seinem Koffer holte; er hatte dergleichen durchscheinende Bilder aus Rom mitgebracht. Etwas Erhabenes haftete ihm freilich immer wieder an. Gekleidet ging er in einem braunen Kleide, und an seinen Schuhen waren prächtige Schnallen mit prächtigen Steinen.

Goethe und Barbara fühlten sich so recht als gute Freunde, und Kayser war der Dritte im Bunde. Selbst

über Lavater brauchten sie nicht uneins zu werden. Barbara war zwar dessen beste Freundin; sie hielt ihm schon manches Jahr die Treue und wollte dabei bleiben; aber sie kannte seine Fehler und Schwächen, wußte und verstand, daß Manche an ihm irre wurden. Erst kürzlich hatte sie in nächster Nähe gestanden, als ihre gute Freundin, die Fürstin von Dessau, sich von Lavater, mit dem sie sich sogar geduzt hatte, in Zorn und Groll abwandte. Jetzt war es mit Goethe ein ähnlicher Fall; man durfte wohl hoffen, daß zwischen diesen beiden außerordentlichen Menschen, die beide von der Menge leicht mißverstanden wurden, die Fäden sich wieder knüpfen würden. Dann war sie vielleicht bestimmt, die ersten Grüße wieder von Einem zum Andern zu tragen.

Es waren jetzt schöne Tage; nur Kayser kam nicht ganz zu seinem Recht, denn er „blangte" nach der jungen Bäbe und konnte diese Sehnsucht nicht einmal in Töne gießen: im ganzen Hause war kein Klavier! Frau Schultheß hatte eine Komposition ihrer ältesten Tochter, die öfter kleine Lieder setzte, mitgebracht; es war Georgs Lied im ‚Götz': „Es fing ein Knab' ein Vögelein". Goethe nahm es der Mutter sogleich aus der Hand: „Das behalte ich!" Eigentlich hatte es wohl dem Herrn Kayser gezeigt werden sollen, ob auch Alles richtig sei.

Bäbeli, wärst du doch selber nachgefahren! Aber es kam nur ein Brief von ihr. Darin stand: Dödeli solle doch Etwas für sie von Goethe erwischen, daß sie auch eine Erinnerung abbekomme. „Wohl, ich hab' was!" antwortete Diese am letzten Tage. „Denk! es

freut mich erstaunlich! Ein Brotkügeli, das er über ein Mittagessen in Händen herumdrückte! Ich sitz' immer neben ihm, und wenn ich ihm aufwarten kann, so tu ich's geschwind." Sie wollte noch weiter aufpassen, ob sie nicht noch was Besseres auffangen könne; z. B. das Bändeli, womit er sein Zwechli, sein Mundtuch, band. Es kam aber so, daß Goethe von der jungen Bäbi mehr empfing, als sie vorläufig von ihm; denn er hatte seine kleine Reise-Scheere verlegt oder verloren, und da gab man ihm Bäbes Scheere; die Mutter oder die Schwester hatte sie bei sich. Man mußte sich doch wohl zur Trennung entschließen!

Am Morgen des 10ten Juni fuhren die Reisewagen in verschiedener Richtung weiter. Der Dödeli tat fast noch Stunden lang die Hand weh, die Goethe beim Abschied so stark gedrückt hatte, aber diesen Schmerz empfand sie wie eine Ehre.

*

Acht Tage noch hatten Goethe und Kayser zu fahren. Nürnberg war die größte Stadt unterwegs. Am 18ten Juni, abends zehn Uhr, langten sie in Weimar an. Es war gerade Vollmond. Den letzten hatten sie in Mailand, den vorletzten noch über den Ruinen Roms gesehen. Welche Erinnerungen!

Man hatte sie am Frauenplane erst zwei Tage später erwartet. Aber der treue Seidel stand bereit, Rechnung über seine Statthalterschaft abzulegen. Fritz v. Stein hatte fast am ungeduldigsten gewartet; jetzt war es sein Amt, die Nachricht von der gesunden Ankunft nach Frankfurt an die gute Rätin Göthe zu schreiben.

Fritzens Mutter war in andern Jahren um diese Zeit auf dem Lande oder in einem Kurorte; jetzt verweilte sie noch, um sich an dem geliebten Freund endlich wieder satt zu sehen. Sogar der Herzog war anwesend; von seiner Gemahlin verstand es sich von selbst. Herzogin Amalie war noch nicht abgereist. Aber auch Herder saß noch still hinter seiner hohen Kirche. Im übrigen stimmte die Nachricht, daß ihn der Domherr v. Dalberg mit nach Italien nehmen wollte.

Gleich am nächsten Morgen durcheilte Goethe die Straßen, um sich seinen nächsten Freunden zu zeigen. Auch die Geheimen Räte und andere Mitarbeiter von früher begrüßte er in ihren Amtsstuben. Ein neuer Mann erhob sich in den Dienstzimmern der Kammer: der Hamburger Ridel, den Goethe selber hierher gezogen; ihm war er als künftiger Schwager von Kestners empfohlen worden, denn Ridel gedachte jene Amalie Buff heimzuführen, die einst zu dem Kinderhaufen im Teutschen Hause zu Wetzlar gehört hatte. Ridel hatte sich im April 1786 bei Goethe in Weimar vorgestellt; nun war er Erzieher des fünfjährigen Erbprinzen und Rat in der Kammer. Als Goethe in Ridels Amtszimmer trat und ihn freundschaftlich umarmte, war Dieser sehr erstaunt, denn er erkannte den Herrn nicht sogleich, wußte auch nicht, daß Goethe schon da war. „Er ist magerer geworden" fand er, „und war zudem sehr von der Sonne gebrannt".

Neuntes Kapitel

Im Hintergrunde: ein Schätzchen

19. Juni — 7. September 1788

Unter den Briefen, die daheim auf Goethe warteten, zeigte einer die Handschrift der Angelika. Er war abgesandt, als sie den ersten Gruß des Reisenden aus Bologna erhalten hatte und weitere aus Mailand erhoffte. In dem Briefe aus Bologna hatte sie gelesen, daß der ‚Tasso' gut fortschreite. „Ihr ‚Tasso', erwiderte sie, „wird von mir mit Liebe und Freude aufgenommen werden; yet it is joining new links to the chain. Und doch lese ich nur gerne anjetzo Ihre Worte und was von Ihnen kommt." Und sie erzählte, daß sie kürzlich Ursache gehabt habe, mit ihrem Gatten das bekannte Haus incontro Rondanini aufzusuchen.

Wir waren oben in Ihrem Kabinett. Ich fühlte, als wär ich an einem heiligen Orte, wo Jemand gewohnt, den man in größten Ehren hält — konnte fast nicht von der Stelle kommen — dachte auch an die himmlische Musik, die einstens der gute Kayser uns da vorgespielt. Ach, die schöne, liebe Zeit!

Angelika zählte jetzt siebenundvierzig Jahre; in dieser Lebenszeit fühlt jede Frau das Herannahen des

Alters. Eine böse Zeit; gar viel Poesie wandelt sich in Prosa, Hoffnung in Sorge, der leuchtende Tag in ängstliche Dunkelheit; der Sommer ist vergangen, und in leidliche Herbsttage bläst schon der Winter mit kaltnassen Windstößen, und graue Wolken verdecken das einst so blaue Himmelsgewölbe. In diesem selben Alter aber wie Angelika stand auch die Baronin v. Stein, die wir etwas aus den Augen verloren haben, weil Goethe in der letzten Zeit gleichfalls seine Gedanken mehr in andere Richtungen hatte wandern lassen.

Wir erinnern uns, daß die Freundschaft zwischen Goethe und Charlotten durch Briefe wieder hergestellt worden war. Aber es blieb doch die große räumliche und zeitliche Trennung: also erlebten sie viele Dinge nicht mehr oder nur noch schwach mit einander. Charlottens mittlerer Sohn starb; Goethe, der sich so viel Mühe um den kranken Ernst gegeben, erfuhr es spät, Charlotte kränkelte und erlitt den Übergang zum Alter: Das ließ sich schon gar nicht teilen. Von jeher war der Herzog der größte Gegenstand ihrer gemeinsamen Sorge gewesen; jetzt geschah die traurige Entwicklung Karl Augusts zum preußischen Generalmajor, und sie beide hatten keine Gelegenheit, offen darüber zu reden. Charlotte nahm nur wenige neue Gegenstände in Herz und Sinn, Goethe um so mehr; also wuchsen sie auseinander. Die stets wahrhaftige Frau wollte sich nicht selber belügen: mit diesem trefflichen Vorsatze geraten viele Menschen leider ins Schwarzsehen und Schwarzfärben hinein. Manchmal sagte sie sich, auch wenn sie freundlichste Briefe von Goethe bekam, daß er für sie ver-

loren sei. Sie liebte eine gewisse wehmütige Volksmelodie; sie machte neue Verse dazu:

Ihr Gedanken, fliehet mich,
Wie mein Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich an Stunden,
Mit ihm liebevoll empfunden.
O wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein!

Wenn mein Aug' die Träne quillt
Und der Schmerz das Herz aufschwillt,
Wenn es Dich den Lüften nennet,
Aus der Brust der Atem brennet,
Bleibt doch Alles um mich leer,
Keine Antwort wird mir mehr.

Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort!
Weiß mein Herz an Nichts zu binden,
Weiß nichts Gutes mehr zu finden:
Alles, Alles floh mit Dir!
Ich allein verarmt in mir!

Vor Jahren hatte ihr Goethe einmal ein Lied geschickt, in dem er zuerst den Mond anredete, der über sein Schindeldach und den Wiesengrund der Ilm seinen milden Schimmer ergoß; dann, weiterdenkend, hatte sich der Dichter zu seiner Geliebten am andern Rande dieses lieben Tales gewandt. „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!" rief er ihr zu, ihren eigenen Glauben wiederholend; aber dies Verzichten und Absondern erlabt noch nicht die dürstende Seele; ein Besitz, ein Trank des Lebens, muß hinzukommen.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menschen, unbewußt
Oder wohl veracht't,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!

Ja, wir müssen zu zweien dem Leben gegenüberstehen! Mann und Weib sich schön ergänzend, Gaben tauschend, Lasten teilend. Wenn aber der Freund seine Freundin verläßt, wenn sie sich einsam sieht? Da muß man die Zähne aufeinander beißen, seine Not aushalten, im eigenen Innern die Kraft suchen, die nicht mehr von dem Andern herüberströmt. Charlotte schrieb sich Goethes alte Verse jetzt um in ein neues Lied an den Mond:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz,

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Lösch' das Bild aus meinem Herz'
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Tränen weint.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so!

Jeden Nachklang in der Bruſt
Froh- und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einſamkeit.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt,

Was dem Menſchen unbekannt
Oder wohl veracht't
In dem himmliſchen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

Je länger Goethe ausblieb, um ſo mehr verbohrte ſich Charlotte in den Gedanken, daß ſie ihn nie wiederſehen werde. Bald war es eine Furcht oder Ahnung, daß er dort oder auf der Heimreiſe verunglücken würde; bald mehr klare Ueberlegung: da er ſich dort ſo wohl befinde, würde er wohl dort bleiben; ja, es ſei ihm zu wünſchen. Irgendwie mußte ſie ſich an die Tatſache gewöhnen, daß ſie von ihrem Goethe nur noch einen kleinen Teil beſitze, einen immer kleiner werdenden Teil. Aus ſeinen Briefen las ſie heraus, daß er ſich glücklich, viel glücklicher als jemals fühlte: Das war das Gegenteil einer Liebeserklärung! Früher hatte er es ohne ihre Gegenwart nicht lange aushalten können; jetzt genügten ihm Italiens Sonne, Italiens Kunſt und das Leben unter Künſtlern. Sie genügten ihm nicht bloß, ſie flößten ihm eine Zufriedenheit, ein Wohlſein ein, wie er ſie in Weimar, alſo an der Seite der Freundin nie genoſſen hatte.

Ob es Goethe klar erkannte, daß er dieſer Frau untreu geworden war? Als er den Plan erwog, ob

er in den Dienſt der Herzogin-Mutter treten und noch ein Jahr in Italien verbringen ſollte: fiel da ſein Heimweh nach Charlotten oder ihre Sehnſucht nach ihm noch ſchwer in die Wagſchale?

Und kehrte er dann heim, weil ihn die Geliebte an unſichtbaren Fäden zog? Verließ er Rom, Florenz, Bologna, Parma, Mailand und das Land Italien etwa mit Freuden wie Einer, der auf dem Wege zur Heimat, zur Geliebten vordringt? O ja, er ſehnte ſich auch nach den Freunden und vor allem nach ſeiner bewährteſten, beſten Freundin; aber das Roß, das ihn nach Norden zog, hieß nicht Liebe, ſondern Pflicht.

Nun ſtanden ſie ſich gegenüber: Goethe verjüngt, braun und ſtraff vom Reiſeleben, Charlotte dagegen merklich gealtert. Beide guten Willens, das herzliche Miteinanderleben der früheren Jahre neu zu beginnen, aber zwiſchen ſie drängte ſich doch die Tatſache, daß auch die Entfernung erträglich oder gar angenehm geweſen war. Was iſt eine Liebe, wo der Eine den Andern nicht braucht? Goethe aber war ſchuldig, den Beweis der Entbehrlichkeit herbeigeführt zu haben; ja, er klagte auch jetzt noch nicht, wie ſehr er unter der Trennung gelitten habe, ſondern erzählte von verlaſſenen Herrlichkeiten und erlebten Freuden. Konnte da Charlotte anders als eiferſüchtig fühlen gegen dasſelbe Land, wofür er Liebe erwecken wollte? Konnte ihr der Lobredner Roms noch ebenſo gefallen wie der alte deutſche Goethe? Er freute ſich, jetzt ein Andrer, ein Neuer zu ſein; aber ſie hatte wahrlich nicht die langen Monate der Einſamkeit ihre Arme nach einem Andern, einem Neuen ausgeſtreckt!

Kurz, die Freude des Wiederſehens war gering; Charlotte verbarg ihre Mißſtimmung oder ihre Gleichgültigkeit gegen ſeine neuen Götter nicht; er dagegen empfand dieſe kalte Aufnahme tief, verſtummte, ward wieder der Schweigſame und Verſchloſſene. Ja, es entſtand — Langeweile zwiſchen ihnen. Und Charlotte war hart genug, dies harte Wort „Langeweile“ auszuſprechen.

*

Mit den Andern ging es dem Heimgekehrten erheblich beſſer. Der Jüngling Friedrich v. Stein gefiel ihm ſehr gut: für dieſen lieben Sohn wollte er gern auch ferner ſorgen. Bei Herders hing jedes Auge an ſeinem Munde. Im Wittums-Palais ſetzte man ihm zu, daß er doch wieder mit nach Italien fahren möge, um die Herzogin und ihre Geſellſchaft in all die Herrlichkeiten einzuführen, die er ſo beredt zu ſchildern wußte. Ach, die Luſt dazu ward zuweilen groß, aber macht ein vernünftiger Menſch eine beſchwerliche Fahrt von zwei Monaten, um nach vierzehn Tagen, weil man ihm zuredet, zum Ausgangspunkte zurückzukehren?

Ganz nach Wunſch wurde er auch vom Herzoge und deſſen Gemahlin aufgenommen; er ſollte nur immer erzählen und lange bei ihnen bleiben. Auch ihr kleiner Sohn machte ihm Freude; es reizte ſeinen Vaterſinn, die Entwicklung dieſes Knaben zu beobachten und zu begünſtigen. Bei Hofe waren gerade Diedes zu Beſuch, die ihre eigenen italieniſchen Eindrücke mit ſeinen neueſten Berichten verglichen; auch kam der Prinz Auguſt von Gotha herüber, mit dem ſich Goethe zumeiſt vortrefflich

verſtand: dieſer Herr kannte Italien gleichfalls. Goethe aß jetzt faſt jeden Tag beim Herzoge oder im Palais der Herzogin-Mutter.

Äußerlich war es ein lebhaftes, fröhliches Geſchäftigſein; aber ſchon empfand Goethe wieder das deutſche Klima, denn es war häßliches Wetter in dieſem Sommer. Namentlich drückte ihn ſein ſonderbares Verhältnis mit Frau v. Stein. Sie war unzufrieden mit ihm und er mit ihr: iſt eine gründliche Ausſprache in ſolchem Falle nützlich oder ſchädlich?

„Dieſen Nachmittag“, antwortete er ihr auf ein von ihr erhaltenes Zettelchen, „will ich ſuchen, bei Zeit vom Hof abzukommen; ich komme zu Dir hinüber. Heute früh komm' ich auch noch einen Augenblick. Gerne will ich Alles hören, was Du mir zu ſagen haſt. Ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt ſo zerſtreuten, ich will nicht ſagen: zerriſſenen Weſen nehmeſt. Dir darf ich wohl ſagen, daß mein Innres nicht iſt wie mein Äußres.“

*

Es gab in Weimar eine Familie Vulpius, gelehrter Abſtammung, wie ſchon die Abkehr vom deutſchen Namen „Fuchs“ beſagte, aber durch Kinderlaſt und andere Umſtände ſehr verarmt. Vor zwei Jahren war ihr Haupt, ein ganz kleiner Rechtskundiger, geſtorben; er hinterließ aus der erſten von zwei Ehen einen Sohn, Auguſt, und zwei Töchter, Chriſtiane und Erneſtine. Eine Vatersſchweſter, Tante Juliane, nahm ſich dieſer jungen Menſchen an; dieſe Tante lebte aber auch in bedrängten Umſtänden.

Der junge Auguſt Vulpius hatte trotz dieſer Armut das Gymnaſium beſuchen und auch in Jena ſtudieren können; nur wollte ſich leider noch keine Brotſtelle für ihn auftun. Er zeigte Geſchick im Dichten und Bücherſchreiben; einige Buchhändler benutzten ihn; aber ſolche Literaten-Arbeit brachte nur ſehr kärglichen Lohn. Er mußte ſeine Feder wohl auch in Bittſchriften verſuchen, worin er ſeine und ſeiner Schweſtern üble Lage ſchilderte. Goethe hatte ihn, ehe er nach Italien reiſte, unterſtützt; er kannte die poetiſchen Jugendſünden des armen Burſchen; ſie waren zwar kein Grund, ihn zu unterſtützen, aber auch keiner, ihn zurückzuſtoßen.

Jetzt lebte dieſer Vulpius als Sekretär eines Vornehmen in Nürnberg; die Stelle war ſchlecht und nicht einmal ſicher, denn ſein Herr wünſchte ſich einen noch demütigeren jungen Mann, der nicht bloß ihm, ſondern auch dem Hausknecht bei ſeinen Geſchäften helfe. Als nun Vulpius von Goethes Heimkehr hörte, richtete er ein neues Geſuch an ihn, ſchickte es aber an ſeine ältere Schweſter Chriſtiane, daß ſie es zum Herrn Geheimen Rat hintrage, wenn er wieder da ſei.

So ſtand eines Tages Mamſell Vulpius vor Goethe, ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, ſchönäugig, rotwangig, bräunlich, derb und friſch, von unterſetztem, mehr ländlichem als ſtädtiſchem Körperbau, ungebildet, auch unverbildet, ein Naturweſen, wie der blühende wilde Roſenſtrauch oder das Reh im Walde Naturweſen ſind. Goethe fühlte ſich an die Italienerinnen erinnert. Er fragte das Mädchen nach ihres Bruders und ihren eigenen Verhältniſſen; er ſah, daß Chriſtiane noch mehr Gefahr lief als der junge Literat: in was für Hände

kann ſo ein armes, naives, weichherziges Mädchen geraten! Sie ging mit in die Fabrik künſtlicher Blumen, die Bertuchs Frau und Schwägerin in ihrem Hauſe am Erfurter Tore[1]) eingerichtet hatten; aber das gab nur für einige Tage der Woche Arbeit und Verdienſt. Tante Juliane wußte auch nicht viel Rat. Kurz, Goethe erkannte, daß er hier ein gutes Naturkind leicht zum Schätzchen gewinnen und zugleich eine Wilhelmiade begehen konnte, wozu er ſich ja immer wieder getrieben fühlte. Er zog alſo Chriſtelchen an ſein Herz und nahm ihr Schickſal in ſeine Hände, womit er auch das Schickſal ihrer Geſchwiſter ergriff und das der alten Tante dazu. Sie waren ja alle willige, fleißige Menſchen, die nur des Führers und Beſchützers bedurften.

Am 12ten Juli ſcheint der Bund zwiſchen dem einſamen Manne und dem vertrauenden jungen Weibe geſchloſſen zu ſein. In ſchicklicher Heimlichkeit kamen und lebten ſie zuſammen; es vergingen gewiß Monate, ehe einige Nachbarn etwas bemerkten. Das war möglich, weil Goethe draußen vor dem Städtchen noch das Gartenhaus beſaß, wo er an ſchönen Tagen gern verweilte, auch des Nachts bleiben konnte und ſchon immer zuweilen geblieben war. Es fiel nicht auf, daß er jetzt im Sommer zur Hälfte da draußen lebte. „Ja, mein Lieber“ ſchrieb er am 21ſten Juli an Fritz Jacobi, „ich bin wieder zurück und ſitze in meinem Garten hinter der Roſenwand, unter den Aſchenzweigen[2]) und komme nach und nach zu mir ſelbſt. Ich war in Italien ſehr glück-

[1]) Heute Gaſthof Chemnitius.

[2]) Aſche bedeutet in Weimar 1) Aſche, cinis, 2) Blumentöpfe, 3) Eſche, althochdeutſch asc.

lich." ... „Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein."

Auch bei Tage konnte sich Christiane leicht genug in seinen Garten schleichen, und war der Freund dann vielleicht in der Stadt oder bei Hofe, so hatte sie einen Schlüssel zum Hause und konnte ihn erwarten, ganz wie die Gattin den von seinen Geschäften heimkehrenden Gatten erwartet; und es hatte doch auch immer den Reiz des besprochenen Stelldicheins. So konnte es sich sogar ereignen, daß Goethe sich in sein eigenes Haus schlich, um dort die Geliebte zu überraschen, daß er sie darin suchte. Unten war sie nicht, auch oben nicht in den vordersten Zimmern.

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube;
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich sie, gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet auf dem Sofa liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen:
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rat, ob ich sie weckte.

Da betrachtet ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zuhause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wider.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.

Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe! dacht ich: kann der Schlummer,
Der Verräter jedes falschen Zuges,
Kann er Dir nicht schaden? Nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte?
Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern!
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede, noch zum Kusse.
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich!
Wär's ein Irrtum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet!

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schleich' ich meiner Wege.

Öffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt: wie immer bei verschloßnen Türen
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Seh' ich diese Nacht den Engel wieder,
O wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe!

Als unschuldig empfand Goethe dies Mädchen: weil es wie ein Kind ihm gefolgt war, als er es an die Hand genommen. Sie hatte gar nicht daran gedacht, sich gegen einen solchen hochgestellten und bewunderten Mann zu verteidigen oder auf ihre Ehre, ihren Vorteil und den guten Schein zu achten. Nun schämte sie sich freilich, daß Alles so rasch gegangen war; aber ihr Beschützer tröstete sie und sagte ihr in schlichtem Deutsch Gedanken, die er für sich dann auch in antiken Versen wiederholte.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell Dich ergeben,
Glaub' es: ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir!
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz;
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen,
O so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt!
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber,
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

Ja, er war durch dies Mädchen gleichsam wieder nach Rom zurückversetzt, das seine Seele noch nicht ganz verlassen hatte. Er dichtete in antikem Versmaß, mit Beispielen aus der griechisch-römischen Sagenwelt und namentlich auch aus antiker Gesinnung heraus. Noch

mehr: er hatte endlich einmal antikisch, ganz wie ein Mann jener Heidenzeit, gehandelt; er war nicht wie sonst der Zauderer, der bedenkliche, ängstliche Philister gewesen, sondern hatte zugegriffen, hatte festgehalten, was die Göttin Gelegenheit ihm hinhielt. Ja, in Christelchens Gestalt war ihm diesmal die wunderreiche Göttin Fortuna erschienen:

. . . . . Ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab;
Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende: lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.

*

Wohl brauchte sein Herz ein neues Geschäft, da er im Süden so viele geliebte Dinge und Menschen verlassen und daheim so wenig Ersatz dafür fand. Gerade jetzt schien sich seine Gesellschaft in Weimar ganz aufzulösen. Der Herzog hatte militärische und andere Fahrten vor, nach Dresden, Dessau, Aschersleben; Frau v. Stein fühlte sich nach ihrem Landgute hingezogen, wo in den Erntemonaten die Pflichten der Hausfrau sich häuften; Herders Abreise war auf den 7ten August festgesetzt; die Reisekarawane der Herzogin Amalie sollte am 15ten August sich in Bewegung setzen; mit ihr zogen nicht nur Einsiedel und „die Fräulein" Luise v. Göchhausen fort, sondern auch Goethes musikalischer Freund Christoph Kayser. Vielleicht hatte Goethe es selber angeregt und eingerichtet, denn sicherlich mußte es zu Kaysers Heil gereichen, wenn er ein Jahr und länger

ganz nahe der kunstliebenden Fürstin lebte, fleißig mit ihr musizierte und sich in ihrer Gunst mit jeder Woche mehr befestigte; dann war ihm wohl eine Anstellung in Weimar auf Lebenszeit sicher, die Nachfolge nämlich des längst verbrauchten Hofkapellmeisters Wolf. Zunächst aber verschlimmerte Kayſers Fortgehen Goethes innerliche Einsamkeit.

Um so mehr beglückte ihn der heimliche Schatz. Wir wissen nicht, wo die Familie Vulpius wohnte; es kann auch in Goethes nächster Nähe, in der Seifengasse, gewesen sein. Christiane wird sicherlich auch in seine Stadtwohnung geschlüpft sein, bei Tage mit einem Vorwande, oder nachts im Dunkeln oder ganz früh, ehe andere Frühaufsteher sich regten. Goethe konnte es wohl einrichten, daß sie unbemerkt ins Haus und an seine Tür gelangte. Aber wie leicht scheucht ein Hindernis so ein Mädchen zurück, und der Sehnende wartet vergebens!

O du loses, leidig-liebes Mädchen,
Sag' mir an: womit hab' ich's verschuldet,
Daß du mich auf diese Folter spannest,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch so freundlich gestern Abend
Mir die Hände, lispeltest so lieblich:
„Ja, ich komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube."

Angelehnet ließ ich meine Türe,
Hatte wohl die Angeln erst geprüfet
Und mich recht gefreut, daß sie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens ist vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel!

Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beständig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leisen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig Alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken, wie ich denke,
Hätte sie Gefühl, wie ich empfinde,
Würde sie den Morgen nicht erwarten,
Würde schon in dieser Stunde kommen!"

Hüpft ein Kätzchen oben übern Boden,
Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht: Was, im Hause,
Immer hofft' ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang und immer länger;
Und es fing der Tag schon an zu grauen,
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

„Ist es ihre Türe?" „Wär's die meine!"
Daß ich, aufgestemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb-erhellten Türe,
Ob sie nicht sich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auch die leisen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell- und heller.
Hört' ich schon des Nachbars Türe gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,
War das Tor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder,
Knarrten Türen, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, sehnsuchtsvollen Atem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden!

Frau v. Stein ahnte es freilich nicht, daß Goethes Herz und Kopf gerade voll von so einem Schätzchen waren, wenn sie ihm in seinen Garten ein Frühstück und ein Briefchen sandte, fast wie in alter Zeit, jetzt aber nur, um vor ihrer Abreise es an Freundlichkeit nicht fehlen zu lassen. Ob Fritz zu ihm kommen sollte, fragte sie im Abschiedszettel, als ihr Wagen schon bereit stand. „Fritz soll mir lieb sein" schrieb er sogleich zurück.

Es freut mich immer seine Gegenwart und wenn ich ihm was sein kann. Laß mir die Archivscheine[1]) zurück und lebe wohl! Mögest Du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein! Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Kayser geht mit der Herzogin wieder fort: Das sage nicht weiter, ob ich gleich denke, es ist kein Geheimnis mehr. Und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben, Herder geht nun auch, und — so lebe tausendmal wohl!

[1]) Vgl. Bd VI, S. 281, 284.

*

Christiane Vulpius
Bleistift- und Federzeichnungen von Goethe
im Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Charles Gore
Nach einem Gemälde von Guttenbrunner (1777)
in der Landesbibliothek zu Weimar

Der Herzog hatte im Bade Pyrmont eine englische Familie Gore kennen gelernt und sie dringend nach Weimar eingeladen. Im Herbst des vorigen Jahres waren sie dann auch gekommen, aber damals war Karl August abwesend; Anfang Juli erschienen sie jetzt wieder. Herr Gore war ein Witwer mit zwei ledigen Töchtern; eine dritte war in Florenz verheiratet. Der Vater, ein Mann im sechzigsten Jahre, hatte sich als Schiffsbauer erheblichen Reichtum erworben und führte seitdem ein Reiseleben; er kannte fast ganz Europa, ein wenig auch die andern Erdteile. Und er war nicht bloß rasch über die Länder hinweg geeilt, sondern hatte sie in einer Hinsicht genauer betrachtet als irgend ein Zeitgenosse, nämlich von der Seeseite. Von großem Nutzen war ihm sein schönes Talent zum Zeichnen und zum Malen in Wasserfarben; er malte alle Küsten und Häfen ab, an jedem wichtigen Punkte Wochen lang verweilend; namentlich zeichnete er auch Tausende von Schiffen, deren Besonderheiten er als Fachmann erkannte und sorgfältig wiedergab. Wenn er also seine Mappen öffnete, so segelte der Beschauer mit diesem kundigen Führer von Strand zu Strand und sah alle Arten von Seefahrzeugen, die es gibt. Reisen über Land hatte Gore aber auch vielfach unternommen; kurz, er hatte als Erdkundiger fast seines Gleichen nicht. Zumeist hatten ihn seine Töchter begleitet; sie waren schön und feingesittet, nach der vornehm-zurückhaltenden Art der Engländer. Karl August verliebte sich in die jüngste der Schwestern, Emilie, und schon deshalb hätte er diese so lange wandernde Familie gern in Weimar seßhaft gemacht; es lag ihm aber auch sonst daran, so reiche

und so hochgebildete Leute in seine kleine und arme Residenz zu ziehen; darin war er ein guter Landesvater. Er wollte auch gern glauben, daß seine Gemahlin sehr gewinne, wenn Miß Eliza und Miß Emily ihr oft Gesellschaft leisteten. Nun waren sie da und gefielen in Weimar so halbwegs. Die kleine Schardt schwärmte für sie, wie für alles Englische; den Meisten kamen die Gores etwas langweilig vor; man merkte trotz dieser Weitgereistheit doch immer wieder die ziemlich engen Grenzen des englischen geistigen und sittlichen Lebens. Herzogin Luise, die ihres Gatten Verliebtheit in die schöne Emily wohl bemerkte, war wirklich nicht so entzückt von den beiden Schwestern, wie ihr Gatte ihr versicherte, daß sie es sei; sie zog ihre bisherigen Freundinnen, die einfachen deutschen Hausfrauen Karoline Herder und Charlotte v. Stein, diesen Fremden einstweilen noch vor. Goethe sträubte sich gar nicht gegen eine neue Freundschaft, die er mit Karl August gemeinsam hätte pflegen können; aber wie er bisher noch nie mit einem nichtdeutschen Menschen in ein nahes Verhältnis gekommen war, so konnten diese Engländer ihm auch nicht das Gefühl der Seelenverwandtschaft geben. Eliza, die ältere Schwester, bekam „ein warmes Herz" für ihn; er bemerkte es wohl gar nicht. „Gores sind recht gut" urteilte er „wenn man in ihrer Art mit ihnen lebt; sie sind aber in sittlichen und Kunstbegriffen so eingeschränkt, daß ich gewissermaßen gar nicht mit ihnen reden kann."

Einen besonderen Reiz hatte es, wenn Karl August jetzt mit seinem Freunde auf die Emily Gore zu sprechen kam: der sonst so derbe Herzog plagte sich wahrhaftig

mit einer zwecklosen, rein geistigen Liebe zu einer tugendhaften Engländerin! Man hatte dergleichen in früheren Zeiten schon einmal mit der Gräfin Werthern erlebt, aber jetzt war Karl August doch älter und praktischer. Er, der seit zehn Jahren für Goethes Gebundenheit an Frau v. Stein nur Lächeln und Kopfschütteln gehabt hatte! Er, der ja längst in seiner Gemahlin eine edle Freundin zur Seite hatte: jene Engländerin konnte oder wollte ihm wohl kaum mehr bieten, als er schon besaß — abgesehen von einem schöneren Gesicht, wovon doch aber gerade Karl August nicht satt wurde. Und das Köstlichste dabei: Goethe, der alte Heilige, dachte, wenn Jener die kühle Engländerin bewunderte, an ein handfestes Schätzchen, das er gestern genossen oder heute genießen wollte. „Frech und froh" fühlte er sich dann.

Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heißem Augeln, derben Küssen!
Sei ein armer Hund erfrischt
Von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen, gib der frischen Brust
Nichts von Pein und alle Lust!

Als er in diesen Tagen einmal zu Karoline Herder kam, hörte sie mit Staunen, was für Lustiges, ja Betäubendes er über seine häusliche und menschliche Situation sagte, „und doch," schrieb sie ihrem jetzt nach Süden reisenden Gatten: „es war in Allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat."

Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion[1]) und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und Dergleichen. Alles, was Du in Deinen drei Bänden der „Philosophie" von den Tartaren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besäße.

„Essen und Trinken und Dergleichen": daß in diesem Falle unter Dergleichen die Christiane Vulpius zu verstehen war, wußte Karoline noch nicht. Aber Alle bemerkten, daß Goethe die materiellen Genüsse mehr als früher schätzte. Er sei sinnlich geworden, drückte es die Stein aus, und die Herderin urteilte: „Sie hat nicht ganz unrecht; das Hof-Gehen und das Hof-Essen hat etwas für ihn bekommen." Andere rühmten dagegen seine größere Vergnügtheit und Gesprächigkeit.

Er war den Philistern näher gerückt, teilte mit ihnen aber auch ihre Haupttugend der Väterlichkeit und Mütterlichkeit. Er fühlte, daß sein Schätzchen zu versorgen war, vielleicht auch bald ein Kindchen. Er mußte also besser ans Geldverdienen denken. Seit zwölf Jahren hatte er nichts an Zeitschriften gegeben; jetzt fragte er bei Wieland an, ob er Aufsätze über Italien für den ‚Merkur' brauchen könne. Ohne solche Aussicht auf raschen Lohn arbeitete er an seinem Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Für die nächsten Monate nahm er sich noch viel Arbeit vor: insofern freute er sich über des Herzogs Reisepläne. Die Hauptaufgabe war die Fertigstellung des ‚Tasso'.

[1]) Anpassung an den uns zugemessenen Teil.

*

Als er dies Schauspiel zuerst begann anno 1780, war es rasch eine Lobpreisung edler Frauen und unter dieser Hülle eine Verherrlichung seiner eigenen Geliebten geworden. „Ich habe, am ‚Tasso' schreibend, Dich angebetet" hieß es damals. Er hatte auch ihr damals Worte des Gegenlobs in den Mund gelegt, die er jetzt in wohlklingende Verse übersetzen mußte, Worte, in denen Frau v. Stein ihn selber rühmte:

Ihn mußt' ich ehren: darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir: Entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt . . .

Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch,
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf . . .
Die Sorge schwieg; die Ahnung selbst verstummte,
Und, glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.

Nun aber grollte ihm Charlotte, und der Zwiespalt drohte zur Trennung zu werden. So stieß auch die Prinzessin ihren Dichter von sich, ihm zur Strafe — zu einer Strafe aber, die sie teilen mußte.

Er scheide nur! Allein ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;

Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.

Welch' eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.

Um dieſe Zeit, wo der Dichter im ‚Taſſo' Altes und Neues zuſammenſchmolz, mag Charlotte ihm ihre eigene Faſſung des Mondliedes gegeben oder geſchickt haben. Er reichte ihr das Gedicht zurück: noch einmal umgeſchmolzen, ihre Verſe mit den ſeinigen verbunden. Und nun lehrte er, was ſie oft gelehrt: Beſcheidung mit dem geringeren, aber möglichen Glücke. So ſollte ſie jetzt leſen:

Fülleſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Raſt und Ruh!
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu;

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt. —

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit Dem genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht!

Auch in den ‚Taſſo' ſchrieb er dieſe Mondſchein-Stimmung und ähnliche Gedanken hinein. Hier iſt es die Prinzeſſin, die ſie ausſpricht:

Wohl iſt ſie ſchön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien!
So ſelten, daß ſie Das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!

Es reißt sich los, was erst sich uns ergab;
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück — allein, wir kennen's nicht!
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen!

*

Von dem überspannten Dichter Tasso, der sich und Andern Weh bereitet, zum Kriegsrat Merck in Darmstadt scheint es ein kühner Sprung zu sein, und nur der Zufall schiebt einen Brief Mercks vor Goethes Augen, als er an Tassos schwärmenden Reden bildet. Hier die verzückten Augen des Italieners, dort der Mann, der uns immer als die Verkörperung der Kritik und des treffenden Spottes erschien. Aber Mercks Phantasie hatte gleichfalls keine schwachen Schwingen, und zu seiner Umgebung paßte er nicht viel besser als Tasso. Denn er glich Goethen in der Mannigfaltigkeit seiner Liebhabereien und Forschungen. Er war allerdings mehr als Goethe zum Praktischen veranlagt, aber gerade Das ward ihm zum Unglück, denn der praktische Sinn, mit Phantasie verbunden, führt zu Unternehmungen, die Geld kosten, oft geradezu verschlingen. Mercks Neigung zu den bildenden Künsten veranlaßte ihn zum Handeln mit Kupferstichen und Gemälden, zum Vermitteln zwischen Verkäufern und reichen Gönnern. Seine Liebe zu Mineralien machte ihn zum großen Sammler; und als er, ebenso wie sein Freund in Weimar, an die Anatomie und die Urgeschichte der Tiere geriet, ging er auf Entdeckungen und Ausgrabungen der Überreste aus. Die vorgeschichtlichen Tiere im mittleren Europa sah man damals für Elefanten und Nashörner an: gegen 300 Elefanten und 28 Rhinozerosse trieb Merck in deutschen Ländern auf, und ihre Gebeine füllten sein Haus in beängstigender Weise. Gefährlicher aber war sein Trieb zu gewerblichen und gemeinnützigen Versuchen. Eine Zeit lang betrieb er eine Buchdruckerei in einem nahen Dorfe. Seit kurzem hatte er sich auf die Baumwoll-Spinnerei und Weberei geworfen, weil das darmstädtische Land fast noch mehr als andere deutsche Gebiete unter dem Übel der Übervölkerung litt, nämlich darunter, daß nicht genug Erwerbsgelegenheiten für die Einwohner da waren, so daß die meisten ebenso träge wie armselig ihre Tage verbrachten. Von Fabriken mußte das Heil kommen. Hätte ein tüchtiger Fürst das Land regiert, so wäre Merck vielleicht ein großer Minister geworden; sicherlich hätte er mit größtem Eifer an der Wohlfahrt von Tausenden mitgeholfen; aber der Landgraf von Darmstadt, der Vater der weimarischen Herzogin Luise, war ein verrückter Kerl, und die Gunst des besser beschaffenen Erbprinzen konnte dem in kleinem Amte festgehaltenen Merck noch nicht viel helfen. Sicherlich hätte er anderwärts sein Heil versuchen sollen; er war auch einige Male nahe daran, aber es klammerte sich schon zu Vieles in Darmstadt an seinen Gliedern fest; er konnte sie nicht mehr herausziehen.

Und plötzlich hielt Goethe einen Brief in der Hand, worin sein alter Kamerad ihn mit Sie anredete und einen Ton anschlug, den man von diesem immer gern scherzenden, stichelnden Freunde am wenigsten erwartet hätte.

Einer der unglücklichsten Menschen, der Ihnen ehedem wert war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an.

Ich habe eine weitläufige Cotton-Fabrique übernommen, wovon ich nichts verstanden habe; bin mit rohen und verarbeiteten Waren überladen, die im Preise gefallen sind; ich soll bezahlen und habe kein Geld. Man wird alles angreifen; Alles wird in der Verwirrung verloren gehn, meine Frau und Kinder kommen an den Bettelstab — und mit mir wird's werden, wie Gott will. Meine Frau und meine Freunde bereden mich: ich hätte mächtige Freunde, die mich unterstützen könnten. Ein paar tausend Taler bares Geld zu rechter Zeit im dringendsten Fall ohne Interessen einstweilen vorgeliehen, würde wenigstens den nahen Umsturz verhüten. Noch vor der Messe muß mir geholfen sein: sonst ist Alles zu spät.

Es ist mir unmöglich, mich näher zu erklären. Kein Unglück ist in der Welt ohne eigene Schuld, und hier liegt viel verborgen. Ich kann nichts für mich anführen als die dringendste Not meiner armen Familie und daß ich als ein Mensch menschliches Mitleid verdiene.

Wenn Ihnen dies verwirrte Blatt einiger Aufmerksamkeit wert scheint, so antworten Sie mir entweder selbst oder richten Ihre Antwort an den Herrn Schleiermacher, des Herrn Erbprinzen Kabinettssekretär, der von meiner ganzen Lage unterrichtet ist. Vielleicht wäre der Herzog und die Herzogin-Mutter geneigt, Etwas für mich zu tun.

Ich bin so mutlos geworden, daß ich diesen Schritt der Bitte, und zwar der ungestümsten, nicht würde gewagt haben, wenn ich nicht dem Flehen meiner Frau nachgegeben hätte. Diese Unschuldige mit ihren armen Kindern verdient Rücksicht jetzt und in der Folge von Ihrer Hülfe, wenn nicht mehr von mir die Rede sein wird. Mein Schwager Arpeau ist soeben abgereist, mich mit seinem Sohne zu besuchen, weil er mich in den blühendsten Umständen glaubt, und vielleicht ist, indem er ins Haus tritt, Alles verwüstet, in den Händen der Gläubiger, wenn nicht bald Hülfe, und zwar vom Himmel, erscheint!

Lassen Sie sich indessen durch das Unmögliche nicht abschrecken und tun Sie wenigstens einen Schritt, sich mir in

diesem Falle zu nähern. Das Zuverlässigste wäre, wenn Sie mir unter Adresse des Herrn Schleiermacher Etwas, wenn es auch nur Nachricht und einfache Antwort wäre, wollten zukommen lassen.

Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen (und so verdient glücklichen) Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen.

Leben Sie bis in das späteste Alter, umgeben mit allem dem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht! Für mich bleibt Nichts übrig als ein Abgrund von Elend, der nur mit meinem Leben für mich sich endigen kann und für die Meinigen noch auf lange, lange Jahre fortdauert.

Goethe trug den Brief zum Herzoge, der ja mit dem Schreiber gleichfalls befreundet war; Beide urteilten: Das Fehlen von ein paar tausend Talern ist hier das kleinere Übel; hier tritt Gemütskrankheit zutage! Goethe schrieb an den berühmten Arzt Sömmering in Mainz, einen gemeinsamen Freund, um Näheres zu erfahren. Zugleich ward überlegt, wie man den alten Freund vor rücksichtslos drängenden Gläubigern beschützen könne, wenn es wirklich nötig sei.

*

Die Briefe aus Rom brachten dagegen immer wieder Vergnügen und Freude in das Haus am Frauenplan. Bury glaubte, das „beste Bild von Caracci" und einen gar köstlichen „Herzog von Urbino von Baroccio" für Goethe höchst billig erworben zu haben; er stellte sie vorläufig in Goethes vormaliges Kabinett, und wenn er sich dort hinsetzte, sie zu bewundern, so war ihm allemal, die Tür müsse aufgehen und Goethe eintreten.

Auch Schütz, Rehberg, Verschaffeldt, Reiffenstein, Hirt, Moritz und Andere berichteten Erfreuliches. Moritz bekannte sich fast für einen Seelenpatienten, der von Goethe geheilt worden sei; so Wertvolles habe er von ihm gelernt. Er erblicke die Dinge um sich herum jetzt mit Goethes Augen, versicherte er, sehne sich aber dabei gar sehr nach Goethes Augen.

Doch kann mein Umgang mit Ihnen mir nun nicht mehr entrissen werden: auch von Ihnen selber nicht, wenn Sie es gleich wollten, weil ich immer mehr suche, in mein innerstes Wesen einzuweben, was ich sonst zu verlieren Gefahr laufen könnte, und weil nun einmal, mit Ihren Gedanken zusammengenommen, der Ton Ihrer Stimme und Ihr Bild mir vorschwebt . . .

Ich höre Ihre warnende Stimme, wenn ich an Abgründe gerate, und ziehe schnell meinen Fuß zurück: so leitet Ihre Rechte mich auf ebener Bahn . . .

Ich denke an Sie, wenn ich des Abends aus der Porta del Popolo links nach der Tiber zu den einsamen Spaziergang hinaufgehe, bis dahin, wo der Strom sich krümmt . . .

Möcht' ich doch itzt nur eine einzige Stunde mit Ihnen . . . reden können, um mich auf die Weise mit dem Gegenstande selbst, worüber ich nachdenke, mündlich zu besprechen und seine antwortende Stimme zu vernehmen . . .

An Fleiß soll es mir, solange ich lebe, nicht mehr fehlen, weil ich wohl einsehe, daß das Leben auf keine andere Weise erträglich und sehr oft auch angenehm wird.

Wer viel geforscht und gedacht hat, hört vom andern Manne nichts lieber, als daß ein dankbarer Schüler ihn als Meister liebt. Die Frauenliebe empfängt er aus einer anderen Sphäre. Angelika fuhr fort, ihre Seufzer nach Norden zu senden, und immer blieb die berühmte Künstlerin gegen Goethe demütig.

Daß Sie, mein teurer Freund, so bald nach Ihrer Ankunft an mich gedacht und mir geschrieben, ist mir ein neues Zeugnis Ihrer Güte, denn ich kann mir leicht vorstellen: Freunde und Geschäfte in großer Menge haben auf Sie gewartet. Es freut mich, daß Sie Ihren jungen Freund Fritz so sehr nach Ihrem Wunsch angetroffen haben. Wie sehr wird sich Der erfreut haben! Fast so wie ich mich erfreuen würde, Sie wieder zu sehen! Wann oder ob dieser glückliche Augenblick wieder kommen wird, Das weiß der Himmel. Daß ich mit meinen Gedanken (ich darf nicht sagen: wie oft!) in Weimar bin, Das weiß ich. Daß meine Tage ohne Freude und ohne Genuß vorübergehen, Das weiß ich auch . . .

Und zwei Wochen später:

Mir träumte verwichene Nacht: Sie waren wieder gekommen; ich sah Sie von ferne und eilte Ihnen entgegen bis zur Haustüre, fasse Ihre beiden Hände, die ich so fest an mein Herz gedruckt, daß — ich davon erwachte! Ich war böse auf mich, daß ich mein geträumtes Glück zu lebhaft gefühlt und mir selbsten dardurch das Vergnügen abgekürzt. Doch bin ich mit diesem Tag zufrieden, denn heute empfing ich Ihren lieben Brief von 19. Juli. Daß Sie ohneracht' der vielen, mancherlei Zerstreuungen, der vielen Geschäften, Freunden und Bekannten im Geiste wieder zurück nach Rom kehren, wundert mich nicht. Daß Sie meiner gedenken, ist ein Zeichen Ihrer Güte, vor die ich Ihnen unendlich danke. Ich erfreue mich an Ihrem Wohlsein herzlich und wünsche Ihnen ununterbrochen den Genuß vergnügter Tagen. Ich lebe so das Leben in Hoffnung eines besseren Leben . . .

Rom ist schön, aber nun vor mich — Doch stille! Daß ich meiner Feder einmal Meister werden könnte! Der Brief von Ihrem jungen Freund hat mir viel Freude gemacht; auch ist mir lieb zu wissen, daß Herr Kayser wieder kommt und daß ich Herrn Herder kennen werde. Aber Sie kommen nicht: Das ist mein ewiger Schmerz und meine Klage.

*

Diese ferne Freundin sehnte sich nach ihm, und die nahe Freundin wandte sich zürnend ab. Eines Tages fragte er die Herderin, ob sie und die Imhoff im Winter oft zum Tee zu ihm kommen wollten. „Ja, wenn die Stein auch kommt" erwiderte Karoline, und Goethe darauf: „Ach, mit Der ist nicht viel anzufangen; sie ist verstimmt, und es scheint nicht, daß Etwas werden will." Karoline dachte: Er sollte männlicher sein und sie bei der Hand nehmen und deutsch mit ihr reden! So machte es nämlich ihr Eheherr, wenn sie in böser Laune herumging.

Der Herzog aber, um dessentwillen Goethe namentlich heimgekehrt war, drückte ihn gleichfalls. Er war freundschaftlich genug und konnte von Goethes Erzählungen nicht satt werden. Aber als er eben abreisen sollte und Goethe sich nun seinen Arbeiten recht frei widmen wollte, zog sich Karl August einen schlimmen Fuß zu. Nun mußte ihm Goethe erst recht wieder Gesellschaft leisten! Jeder Unfall, jede Erkrankung des Herzogs war für die Seinen leider auch ein Ärgernis. Sie wußten im voraus, daß er sich nicht genug schonen und pflegen, sondern bei der ersten Besserung Alles wieder verderben würde. Wirklich tat er sich auch diesmal wieder Gewalt an und wollte die abreisenden Gores nach Leipzig begleiten; da ward der Fuß schon unterwegs so schlimm, daß er in Tümpling bei Jena liegen blieb und umkehren mußte. „Es ist wieder ein rechtes Probestückchen" schrieb Goethe nach Kochberg, „wie er sich und Andern das Leben sauer macht. Ich mache so ein gut Gesicht als möglich und bin in einer innerlichen Verzweiflung, nicht über diesen besonderen Fall,

sondern weil dieser Fall wieder sein und unser ganzes Schicksal repräsentiert."

Auch hier hätte man das Übel auf Disproportion zurückführen können. Des Herzogs Kräfte und Mittel reichten nicht zu seinen unbändigen Vorsätzen. Goethe hatte sich wohl darein ergeben, daß Karl August sich in die hohe Politik mischte: es blieb doch ein Stein des Anstoßes! Der Herzog weihte ihn in alle die neuesten diplomatischen Vorgänge und Geheimnisse ein, in die Ränke und Gegenränke, in die Möglichkeiten der Machtverschiebung in Europa. Aber wie heißt es im Kirchenliede? „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren" und „Ihre Anschläge sind balde verloren". Es war in den letzten zwei Jahren schon Manches anders geschehen und beschlossen, als Karl August zum Vorteil der kleinen deutschen Länder angestrebt hatte, und Goethe sah deutlich genug, daß aus diesem Hin und Her der verschiedensten Kräfte für alle Länder und Völker kaum etwas Gutes entsprießen konnte; noch deutlicher erkannte er, daß Preußen wohl den kleinen Herzog von Weimar und seine andern Vettern zeitweise benutzte, sowie man im Schach auch die Bauern verwendet: nie aber gehört die Sicherheit dieser Bauern zu der eigentlichen Absicht des Schachspielers. Also vergeudete der preußische politische Agent und Kürassieroberst, Generalmajor Herzog von Weimar in solchen Diensten Zeit, Kraft und Geld und versäumte zugleich seine wirkliche Pflicht. Goethe sah es, sprach es gegen die Nächsten aus oder er schwieg: immer wußte er, daß hier nichts zu tun sei.

Aber muß man als schwacher Zuschauer dabei stehen? Da war die alte Frage wieder! Als er an Frau v. Stein

über des Herzogs Fuß schrieb, erwähnte er auch ihr Söhnchen: „Fritz ist gar gut; nur helfe ich ihm wenig, wie ich denn überhaupt gänzlich unnütz bin.“ Und dazu paßte dann der Schluß:

Lebewohl! Erfreue Dich Deiner Einsamkeit! Es wird nicht lange währen, so hab' ich, will's Gott, sie auch wieder gewonnen, um sie nie zu verlassen. Adieu!

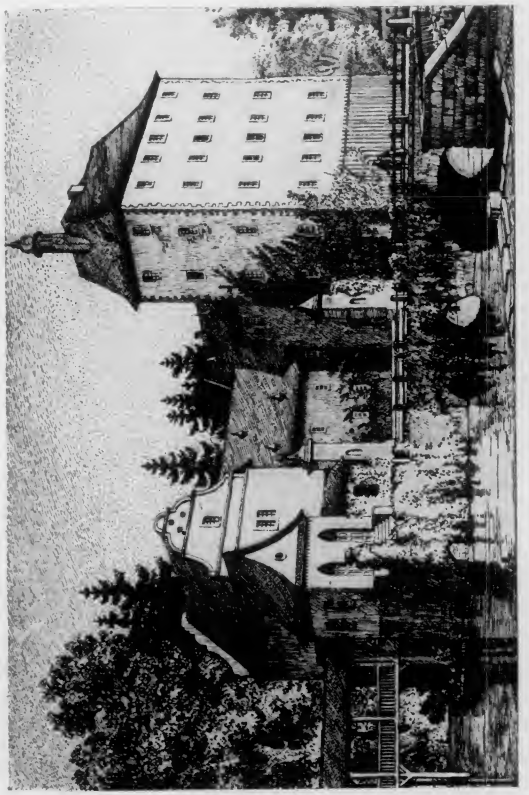
*

Charlotte stutzte doch, als sie diese Zeilen las. Sie schrieb ihm ihren Eindruck und lud ihn ein, zu seiner Aufmunterung nach Kochberg zu kommen. Sie schrieb um so freundlicher, da sie ihn zum Geburtstage beglückwünschen mußte. Er aber gedachte des schlechten Wetters, das gerade diesen Sommer schon lange anhielt; auch sehnte er sich gar nicht nach langen Aussprachen in der alten Burg. Also entschuldigte er sich:

Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief etwas konfus war. Es wird sich Alles geben und auflösen; man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.

Ich fürchte mich dergestalt für [= vor] Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen: Da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.

Charlotte hatte aber auch die Herderin und ihre Schwägerin Schardt eingeladen; sie wünschte ihren Sohn Fritz gleichfalls zu sehen. Eine gemeinsame Fahrt mit diesen Dreien konnte oder mochte Goethe doch nicht wohl ablehnen. Am 5ten September von Sechs bis halb Elf geschah sie, über Berka und Blankenhain auf



Schloß Kochberg
Federzeichnung von Ludwig Bartning

Schiller
Nach einem Ölgemälde der Ludowica Simanowitz

sehr stoßigen Wegen. Als sie anlangten, kam ihnen Lotte v. Lengefeld aus dem Schlosse zuerst entgegengesprungen, um den Besuch zu empfangen; sie war in Rudolstadt zu Hause, lebte aber auch hier wie eine Tochter. Nun erschien auch die Herrin des Hauses; Karoline Herder achtete darauf, wie sie ihren alten Freund begrüßte: nur kühl-freundlich, ohne Herz! Goethe empfand es und war nun längst nicht mehr so angeregt und anregend, wie er unterwegs gewesen. Nachmittags zeigte er Bilder und las Stellen aus Herders Reise-Briefen vor. Ein rechtes Vergnügen wollte nicht aufkommen.

Am nächsten Tage las er Aufsätze über italienische Dinge, die in den ‚Merkur' gegeben werden sollten: ‚Rosaliens Heiligtum', ‚Stundenmaß der Italiener', ‚Zur Theorie der bildenden Kunst'. Der Abend ward mit einem Mondschein-Spaziergang beendigt.

Am andern Morgen, es war Sonntag, fuhren sie nach Rudolstadt, zu Lengefelds, Frau v. Stein war ihre Führerin. Die Familie, die sie besuchen wollten, bestand aus einer verwitweten Mutter, einer verheirateten Tochter Karoline, der schon erwähnten Lotte und dem Gatten Karolines, einem Geheimen Rate v. Beulwitz. Als ein guter Freund der beiden Töchter trat auch Schiller den Gästen entgegen. Die beiden Dichter reichten sich zum ersten Male die Hand und sprachen mit einander. Goethe betrug sich gut gegen den jüngeren Ruhmesgenossen und gegen Jedermann, und die Stimmung ward viel besser und fröhlich-erregter als oben in der Burg. Um so rascher verflogen die Stunden.

Als Goethe dann mit seinen drei Damen wieder hinauf nach Kochberg fuhr, erzählte er von seinem ‚Tasso'. Dann kam irgendwie sein Gedicht über die ‚Rosenkreuzer' zur Sprache:

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet!
Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Täler ist der Weg geleitet,
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrtum sei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

„Ein wunderbares Lied", und wunderbar war es schon, daß sie selber in ihrem Wagen sich den Berg hinaufwanden, während er seinen Helden, den Bruder Markus, gleichfalls zu einem Gipfel emporsteigen ließ, ein Ziel zu erreichen, wohin ihn die Oberen mit unbekanntem Zwecke sandten. Der Abend sank ein, wie eben jetzt auch:

Und neben hin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwischen dunkeln Wolken thront;
Er sammelt Kraft, die Höhe zu ersteigen:
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
„Nun", spricht er zu sich selbst, „nun muß sich zeigen,
Ob etwas Menschlichs in der Nähe wohnt."
Er steigt und horcht und ist wie neugeboren:
Ein Glockenklang erschallt in seine Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen,
Sieht er ein nahes, sanft geschwungnes Tal.
Sein stilles Auge leuchtet vor Vergnügen,
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal
In grüner Au ein schön Gebäude liegen,
Soeben trifft's der letzte Sonnenstrahl;
Er eilt durch Wiesen, die der Tau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegen leuchtet.

Kochberg als Kloster! So mußten es sich die Zuhörer vorstellen, und es war keine schwere Aufgabe für die Phantasie. Vor Jahrhunderten hätte Alles hier so geschehen können, wie es der Dichter nun erzählte. Die Frauen atmeten kaum, wie er, fortsprechend, des Wanderers kurzen Schlaf, nach einer gedankenschweren Abend-Unterredung, sein Erwachen und Aufstehen schilderte: geheimnisvolle Töne dringen an sein Ohr.

Er eilt an's Fenster, dort vielleicht zu schauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er sieht den Tag im fernen Osten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft gestreift,
Und — soll er wirklich seinen Augen trauen? —
Ein seltsam Licht, das durch den Garten schweift:
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er sich eilend durch die Gänge wenden.

Er sieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe stehn;
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Rosen ihren Gurt umwunden sehn;
Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
Von früher Mühe recht erquickt und schön.
Sie eilen nun und löschen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus und schwinden in die Ferne.

Für die diesmaligen Kochberger Gäste bedeutete der andere Morgen Abschied und neue Wagenfahrt. Heute aber ging es bei schönstem Wetter in das herrliche Saale-Tal hinab und über Orlamünde nach Jena. Das Gespräch kam auf Schillers Gedicht ‚Die Götter Griechenlands', das im Märzheft des ‚Merkur' gestanden, und Goethe ward beredt über die Eigenschaften, die die Alten ihren Göttern und Heroen in der bildenden Kunst beigelegt

haben. Einen Teil der Standbilder müsse man beiseite lassen, nämlich jene, wo die Künstler ihre Auftraggeber oder deren geliebte Weiber schmeichelnd zum Vorbild nahmen. Wo sie aber ihre innere Anschauung verwirklichen durften, da bestehe ein strenges Verhältnis zwischen den gewählten Formen oder Linien und den geistigen Kräften, Richtungen, Schwächen, Bedürfnissen, Besonderheiten usw., die dargestellt werden sollten, denn diese Künstler konnten die Eigenschaften in Stein ausdrücken und waren sich ganz klar, wie das Eine ins Andre zu übersetzen war. Es ist ja durchaus möglich. „Nichts ist drinnen, Nichts ist draußen, denn was innen, Das ist außen." „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male." Es wäre eine herrliche Aufgabe, an den schönsten antiken Bildwerken im Einzelnen, ganz genau, mit Zirkel und Maß diese Übersetzung festzustellen. Die Damen fragten: Ob er es nicht tun möchte? — „Ja wenn Ludwig der Vierzehnte noch lebte! Der hatte einen Sinn für das Große. Wenn man zehn Jahre lang zehn- bis zwölftausend Taler in Rom ausgeben könnte, ließe sich's machen." Goethe ward ganz erregt von solchen Gedanken.

In Jena kehrten sie bei Knebel ein, und da sprach man nicht über die medicäische Venus und den Apollo von Belvedere, sondern über die große Zehe des Herzogs von Weimar. „Goethe mußte immer beim kranken Zehen des Herzogs sein" drückte es die Herderin aus; „auch an seinem Geburtstage". Jetzt war diese berühmte Zehe noch nicht ganz heil; trotzdem reiste der Herzog heute noch nach Dresden zu den dortigen militärischen Schauspielen. Knebel schalt auf die ganze

Wirtschaft in Weimar, und Keiner mochte den Fürsten verteidigen, den sie doch alle auch liebten.

*

Der Dichter Schiller hatte sich im letzten Herbst und Winter in Weimar gut eingelebt, aber die zwei Männer, auf die er am meisten gehofft hatte, blieben ihm lange Zeit unerreichbar. Der Herzog war viel verreist und ließ erkennen, daß er keinen neuen Dichter in Weimar nötig habe, und Goethe verweilte in der Ferne. Als er endlich zurückkehrte, war Schiller auf's Land gegangen, in das Dorf Volkstädt an der Saale, um der Familie v. Lengefeld nahe zu sein, die er seit vorigem Dezember kannte; ein guter Freund hatte ihn damals nach Rudolstadt geführt, und die jüngere Tochter, Lotte, hatte dann die winterliche Festzeit in Weimar zugebracht. Diese Lotte war ein gutes rundliches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, die gern las und für Dichter und schöne Geister viel Sinn hatte. Schiller stand nun sowohl mit diesem Fräulein wie mit ihrer verheirateten Schwester in einem zarten Freundschaftsbunde; ob Ernsteres daraus werden sollte, ward kaum bedacht. Eine große Gewalt hatte über ihn das andere Geschlecht nicht gerade; seine Arbeiten, sein Streben, sein Aufstieg füllten ihm Kopf und Herz. Die drei Theaterstücke, die ihn berühmt gemacht hatten, achtete er kaum noch; als Ausweis seines Genies betrachtete er jetzt den ‚Don Carlos', der aber auf den Theatern und bei den Lesern zunächst noch nicht die erwartete große Wirkung tat. Seit kurzem hatte er sich darauf geworfen, Geschichte zu schreiben, obwohl er gar kein Geschichts-

kenner war; er nahm sich nur vor, gewisse Vorgänge, zunächst den Aufstand der Niederländer gegen Philipp den Zweiten, lebendiger, anschaulicher, fesselnder zu erzählen, als bisher geschehen war; er tat es mit gutem Grunde, weil ihn die anhaltende dichterische Arbeit, nämlich seine überaus angespannte Art des Dichtens, allzu bald erschöpfen und aufreiben mußte. Immer wieder beschäftigten ihn auch Zeitschriften-Pläne; die etwaige Übernahme von Wielands ‚Merkur' oder ein neues eigenes Unternehmen mit Göschen wurden jetzt mit seinem besten Freunde, Körner in Dresden, brieflich erwogen.

Eine Freundschaft mit Goethe erschien ihm längst als etwas höchst Wünschenswertes: Goethe war der ältere Bruder, an den sich der noch tastende und schwankende Schiller gern gehalten hätte. Nicht lange hatte er die Rückkehr des merkwürdigen Mannes erfahren, so schrieb Schiller an seinen Freund Ridel in Weimar einen Brief, der sichtlich zum Zeigen bestimmt war.

Goethe ist jetzt bei Ihnen. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. Wenige Sterbliche haben mich so interessiert. Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie, mir von Goethe viel zu schreiben. Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles Schöne von meinetwegen, was sich sagen läßt.

Die ‚Iphigenia' hat mir wieder einen recht schönen Tag gemacht — obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können.

Goethe ließ diesen Gruß freundlich erwidern; sonst war aber nichts da, was ihn mit diesem neuen Dichter

verband. Vielmehr verdroß es ihn, daß das Publikum sich in den letzten Jahren an Schillers wild-erregten Arbeiten und dem üppigen Romane ‚Ardinghello' seines alten Bekannten Heinse entzückt oder erhitzt hatte. Nicht, daß er eifersüchtig gewesen wäre! Je mehr wir reifen, um so mehr fühlen wir uns von Unreifen umgeben: Das ist unvermeidlich. Jede höhere Kunstansicht trägt, wie überhaupt jede Erhöhung, ihre Strafe in sich. Aber, wie gesagt, Schiller konnte ihm nichts geben und empfahl sich seinem Herzen auch nicht einmal als ein Schutz- und Hilfsbedürftiger. Er war nur der gute Bekannte von einigen seiner Freunde. In diesem Sinne begrüßte er ihn in Rudolstadt am 7ten September, und als sie schieden, war es noch ebenso. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen" schrieb Schiller am Freitag darauf seinem Dresdener Freunde.

Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe[1]), trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, was diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse.

Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang: freilich war die Gesellschaft zu groß und

[1]) Goethes Größe ist mindestens auf 1 m 76 cm heutigen Maßes zu schätzen; Schiller war größer.

Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; Alles, was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen...

Goethe sprach also von Rom und Neapel, von der Unsauberkeit der Italiener und der Engelsnatur der Angelika Kaufmann; aber es kam zu keinem vertraulichen Worte über Schillers oder Goethes Arbeiten, über Poesie, Geschichte, Zeitschriften, nicht einmal über die Brüder in Apoll. Schiller erkannte, daß er hier entsagen oder sich gedulden mußte, und schrieb an Körner auch den richtigen Grund.

Im Ganzen genommen, ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden. Und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige: seine Welt ist nicht die meine; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Zehntes Kapitel

Liebreichste Arbeit am ‚Tasso'

Herbst 1788 bis Frühsommer 89

Die Deutschen in Italien erzählten einander: Goethe komme bald zurück oder sei bereits unterwegs, und seine näheren Freunde schrieben ihm schon entgegen, wie sehr sie sich nach ihm sehnten und auf das Wiedersehen freuten. Jede Post aus dem Süden brachte ihm solch' einen warmen Wind von Liebe und Freundschaft mit. Nicht nur aus Rom, wo Fritz Bury, Philipp Moritz und Frau Angelika mit aufrichtiger Verehrung an ihm hingen und ein halbes oder ganzes Dutzend Anderer als seine ehrlichen Freunde gelten durften; auch in Neapel gab es neben dem ruhigen Papa Hackert eine Kolonie solcher Zugehörigen. An der Uferstraße Chiaja, vor deren Fenstern und Balkons die herrlichste Aussicht der Welt sich ausbreitet, wohnten drei arme deutsche Maler in gemeinsamer Junggesellenwirtschaft zusammen: Tischbein, Meyer und Kniep. Tischbein schrieb jetzt an Goethe mit einigem Schuld- oder Versäumnis-Bewußtsein; Kniep fügte den Seufzer hinzu: „Wären Sie nur auch da!" und Heinrich Meyer klagte: „Ich fühle mich ohne Sie wie allein und verlassen in der Welt; mit Ihnen ist die Fackel erloschen,

die mich in den Künsten durch die Nacht des Zweifels führte; allein irre ich nun und tappe im Finstern."

Dem Empfänger dieser Liebeszeichen ging es beinahe ebenso. „Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe" gestand Goethe einem andern Freunde zu gleicher Zeit. Seine Augen wollten sich feuchten, wenn er gewisse Verse aus Ovids ‚Tristia' widerholte:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit . . .[1])

Aber er raffte sich aus solchen Stimmungen gewaltsam auf: das Heute soll nicht unter dem verschwundenen Gestern leiden! Das Hier nicht unter dem Dort! Der Besitz nicht unter dem Eingebüßten! „Ich suche es mir nicht zu verbergen, aber mich soviel als möglich auch hier wieder einzurichten."

*

Unterdessen fuhren zwei Wagen mit neuen Kunstpilgern ins Land Italien hinein. Bald kamen also auch Briefe von der Herzogin Amalie, von Fräulein v. Göchhausen, von Einsiedel und aus dem andern Wagen von Herder. Ihre Nachrichten gaben in Weimar leider mehr Stoff zu Gesprächen und sorglichen Gedanken, als man vorausgesehen. Zuerst mißlang Goethes Plan mit Kayser. Dieser Künstler hätte, da er zweimal in Italien gewesen, eine Art Reisemarschall der Herzogin

[1]) Wenn mir das tieftraurige Bild aufsteigt von jener Nacht, die mir das letzte Ende Zeit in der Stadt gewesen ist, . . . Vollständiger und mit einer Übersetzung Riemers am Schluß der ‚Italienischen Reise'.

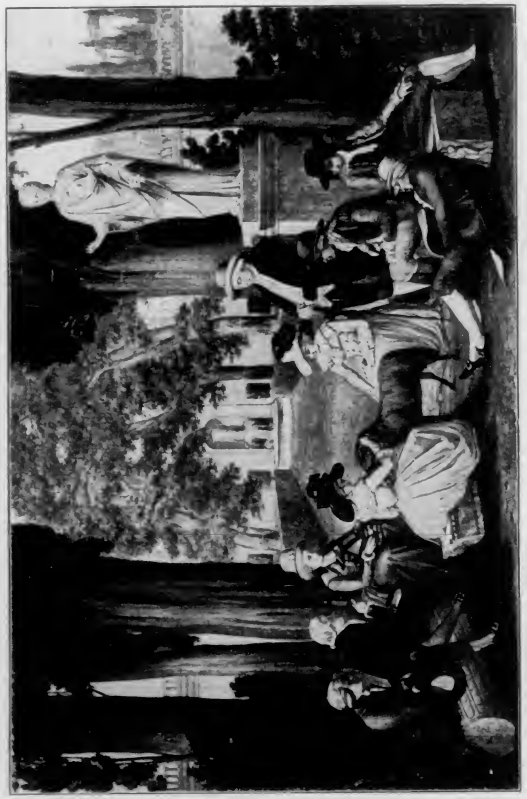
und nachher ihr Musikfreund und Konzertmeister sein können; aber schon in Regensburg und München fühlte er sich unter dem vornehmen Volk nicht mehr wohl; in Innsbruck entdeckte er dem Herrn v. Einsiedel, daß er nicht bei ihnen bleiben könne; in Bozen mußte man ihm seine Freiheit geben. Herder traf ihn dort zu seiner großen Überraschung im Gasthofe, und auf die Frage, was nun werden solle, wußte Kayser kaum zu antworten. Zu Goethe wagte er sich nicht zurück; also wieder nach Zürich und Klavierstunden geben!

Dem Generalsuperintendenten Herder war es unterdessen mit seiner Reisebegleitung fast noch schlimmer ergangen. In Augsburg hatte er sich mit seinem Domherrn v. Dalberg getroffen, aber nun war auf einmal auch die Frau v. Seckendorff, Siegmunds Witwe und ehemalige Sophie v. Kalb aus Weimar, in Augsburg und wollte gleichfalls nach Italien reisen, nämlich ihrer Gesundheit wegen. Und während man in Weimar noch fragte, ob sie sich wohl der Herzogin anschließen werde, und Goethe scherzte: für eine Frau wäre es immer angenehmer, mit zwei Herren als in der Herzogin Wagen mit zwei Frauen zu fahren, da saß diese kurbedürftige Dame schon längst neben dem kleinen verwachsenen Domherrn, tat anfangs etwas schüchtern, so daß ihr Herder freundlich zuredete; sie übernahm aber rasch genug die Leitung des Ganzen, und der weimarische Oberhofprediger durfte nun einem Liebespaare zusehen, das kein Ehepaar werden konnte, da Dalberg die priesterlichen Weihen hatte. Herder und sein Diener waren also etwas lästig und überflüssig; der Diener verlor seinen Sitzplatz und mußte nebenher reiten, und Herder

rechnete ſich aus, daß Dalbergs Ausgaben durch ſeine Begleiterin erheblich ſtiegen: jetzt drücke den guten Mann vielleicht ſein früheres edelmütiges Verſprechen, alle Koſten für den zu dieſer Reiſe beredeten Freund zu tragen. Oder wenn Dalberg gutwillig genug blieb, was ſagte die gnädige Frau dazu? Kurz, er fühlte ſich betrogen; er hätte einen kurzen Entſchluß faſſen ſollen, umkehren oder ſich einen Vetturin nehmen und auf eigene Rechnung nach Rom reiſen ſollen; aber Herder war immer ſchwach und unentſchloſſen; er fühlte ſich jetzt im fremden Lande erſt recht hilflos und fraß ſeinen Grimm Tag für Tag in ſich hinein — auf ebenderſelben Strecke, wo Andere ſich von Herzen freuen, daß ſie nun in den berühmten Gefilden Italiens eine Schönheit nach der andern entdecken.

Am 19ten September langte dieſer verärgerte Reiſende in Rom an, ging ſogleich auch in Goethes vormaliges Quartier und mit Bury zur Angelika, die ihm jenen alten Brief aus Konſtanz gab, ſah auch ſchon Reiffenſtein und ſah ſeinen Freund Goethe, nämlich Trippels Büſte von ihm. In den nächſten Tagen ging er mit Bury, Moritz, Hirt, Rehberg, Verſchaffeldt herum und wunderte ſich doch über das hohe Maß von Liebe und Verehrung, das Goethe ſich hier erworben hatte. Ihm ſelber tat es die Angelika am meiſten an; Reiffenſtein war ein würdiger Mann; mit Moritz ließ ſich philoſophieren; die Andern aber, was waren ſie mehr als Künſtlerburſchen? Mit Staunen erkannte der Herr Generalſuperintendent, daß auch der Geheime Rat v. Goethe hier nur wie ein Künſtlerburſche gelebt hatte bald aber kam er auch zu dem Schluſſe, daß Goethes

Karl v. Dalberg
Nach einem Gemälde im Gleim-Haus zu Halberſtadt



Besuch in der Villa d'Este zu Tivoli

Nach einem Aquarell von Joh. Georg Schütz

Verschollen

J. G. Schütz Herder Angel. L. v. Göchhausen Anna Reifenstein Amalie Einsiedel Zucchi

Kauffmann

Ratschläge und Urteile über das Leben in Italien nichts taugten, nämlich für ihn nicht, den Bischof von Weimar, der doch seinen geistlichen Stand, seinen hohen Rang als Gelehrter, seinen Ruhm darzustellen hatte. Er vergab seiner Würde in Weimar nie etwas und verkehrte nur mit den Vornehmsten; in dieser geistlichen Hauptstadt wollte er sich gleichfalls nicht erniedrigen. Als am 4ten Oktober der Reisewagen der Herzogin Amalie in Rom anlangte, da fühlte Herder sich etwas besser geborgen, denn bisher war er immer noch ein Anhängsel an den katholischen Domherrn und an der den Domherrn beherrschenden adligen Konkubine geblieben; jetzt gehörte er zum Kreise einer Altesse. Aber auch jetzt kam er nur zeitweise zu einem freudigen Genusse Italiens. Die wirklichen Übel verdoppelte, verdreifachte er durch seine Reizbarkeit und sein schnelles und tatenloses Mißtrauen, das sich auch gegen den fernen Freund Goethe richtete. Zuweilen war es ihm, als sei er durch lauter Intrigen nach Rom geführt worden, als stehe Goethe in der Kette der Intriganten.

Zu gleicher Zeit saß Goethe manche Stunde bei Herders Frau und Kindern und ward mehr als je von ihnen geliebt. Mit Karoline teilte er alle ihre Gedanken über den leidenden Gatten, sie richtete sich an der Festigkeit des Freundes auf und wünschte, daß auch ihr Gatte auf Dessen redliche Ratschläge höre. Einmal war der berühmte Geschichtsschreiber Johannes Müller aus Schaffhausen, der nun in die Politik der Gegenwart geraten war, eben in Weimar und bei Beiden gewesen, und deshalb politisierten und philosophierten auch Goethe und Karoline. Der Kaiser

Joseph der Zweite wirtschafte das Haus Österreich so sehr herunter, meinte Goethe, daß es sich in hundert Jahren nicht wieder erholen könne. Die Herderin antwortete: „So wird's unserm Herzog auch gehen." — „Ja, nicht anders!" versetzte der Geheime Rat, und sogleich wandte er die Erkenntnis von der Gefahr, daß ein Fürst seinen persönlichen Trieben folge, statt das von der Sache und von den Umständen Geforderte zu tun, auch auf die Privatmenschen an. „So geht's uns allen", fuhr er fort, „wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Orte, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf ergangen. Ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein Anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet. Und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit! Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter. . . . Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menschen das Rauhe hervorkehrt."

Herder nahm es gar nicht gut auf, als ihm seine Frau als Goethes gläubige Schülerin diese „goldenen Worte" vorlegte. „Du hast überhaupt gefehlt, daß Du ihm aus meinem Briefe soviel mitgeteilt hast", antwortete er. „Ich bin nicht Goethe; ich habe auf meinem Lebenswege nie nach seinen Maximen handeln können; also kann ich's auch in Rom nicht." Jedermann gibt seinen persönlichsten Eigenschaften gern einen guten Namen; also erklärte Herder seine Schlaffheit

mit dem Satze: „Ich will lieber untertreten werden als untertreten." Und, fuhr er fort:

> Goethe spricht über Rom wie ein Kind und hat auch wie ein Kind, freilich mit aller Eigenheit, hier gelebet, deshalb er es denn auch so sehr preiset. . . . Auch von Goethes Gesellen habe ich eigentlich wenig; es sind junge Maler, mit denen am Ende doch nicht viel zu tun ist, geschweige daß ich mit ihnen Jahre lang leben sollte. Goethe wohnte unter ihnen und wußte sie zu brauchen; wie er sie auch durch Arbeiten, die er für die Herzogin-Mutter bestellen und machen ließ, zu belohnen wußte; Das alles kann ich nun nicht. Sie sind alle gutwillige Leute, die aber von meinem Kreise zu fern abliegen. . . .

Der Schluß aber war echt herderisch: „Glaube auch nicht, daß ich Etwas gegen Goethe habe. Alles, was er sagt, ist wahr, und ich habe ihn lieb wie einen Bruder."

*

In Weimar ward über den heimgekehrten Goethe noch viel geurteilt, und die Meinungen gingen sehr auseinander. Verändert fand ihn Jedermann; ob aber zu seinem Vorteil? Sicherlich war er viel lebendiger, geselliger, freundschaftlicher, fröhlicher. „Sein Umgang ist reich und kostbar, aber wie starke Getränke", urteilte Knebel; er verglich Goethe dem Charakter nach mit Caesar, und Frau v. Stein stimmte zu. Seine Fröhlichkeit wuchs zuweilen bis zum oberflächlichen Lustigseinwollen an oder sank dazu hinab. Es konnte vorkommen, daß er ganz leere Gespräche führte oder auf einem „tanzenden Picknick" mit keiner gehaltvollen Frau ein Wort redete, dagegen mit der Jugend in

einem fort tanzte, den Fräuleins die Hände küßte, ihnen dicke Schmeicheleien ſagte, daß ſie vor Freude erröteten. Charlotte v. Kalb fand es abſcheulich, daß er die Schwachen auf dieſe Weiſe reize, und Karoline Herder ſprach ärgerlich über dies „Gelecke an den jungen Mädchen". Dabei zeigte er ſich doch auch immer wieder als der alte verſchloſſene und ſteife Goethe: wann trug er nun eine Maske? Er konnte eine Geſellſchaft in ſeine Wohnung bitten und ſie ſozuſagen mit Langeweile bewirten; er konnte die von der Sitte geforderten Beſuche unterlaſſen, und ſelbſt Karoline Herder, die vieljährige Freundin, gegen die er ſich zuweilen recht offen äußerte, klagte: „Es iſt nur ſchlimm, daß er immer ſeinen Panzer anhat!"

Als Charlotte v. Stein wieder zum Winter in die Stadt zurückkehrte, zeigte ſie ihre Unzufriedenheit mit dem neuen Goethe deutlich: durch Kälte und Herbheit, wie es ihre Art war. Sie hatte aber jetzt große Not mit ihrem Ehemanne; er bekam eine Lähmung im rechten Arm, die er für einen Schlaganfall hielt; ſeitdem betrug er ſich wie ein Todeskandidat, der nur noch für den Abſchluß der irdiſchen Geſchäfte zu ſorgen hat. Um dieſe Zeit kann ihr auch zugetragen ſein, welchen Verkehr Goethe mit der leichtſinnigen Chriſtiane Vulpius unterhalte. Jedenfalls tat er nichts, ihr wieder nahezukommen. Was blieb ihr da Anderes übrig, als noch mehr in Trauer und Schweigen zu verſinken?

*

Als Hauptgeſchäft betrieb Goethe jetzt die Zuſammenſtellung ſeiner Gedichte, alſo auch die Nachfeile

daran. Daneben bildete er am ‚Taſſo' weiter und vollendete das kleine, dramatiſche Gedicht: Künſtlers Apotheoſe. Dergleichen war in den Augen der Leute eine gar geringe Arbeit gegen frühere Zeiten, wo er das Dichten nebenbei betrieben hatte; von allen vormaligen Amtsgeſchäften behielt er nur die Mitaufſicht über das zweifelhafte Bergwerk in Ilmenau. Man ſah ja auch, daß er in Weimar nicht ausgefüllt wurde. Zuerſt beſuchte er den Hof in Gotha, dann fuhr er oft nach Jena hinüber, dort lebte er mit Knebel zuſammen, war aber in der Hauptſache Student der Anatomie bei Loder; beſonders beſchäftigte ihn die Muskellehre, und ſein eigentliches Ziel war die Vollendung ſeiner großen phyſiognomiſch-künſtleriſchen Entdeckungen: wie bei Statuen und Bildern Inneres und Äußeres gegenſeitig zuſammenhängen. „Ich bin noch immer gegen Jedermann darüber geheimnisvoll" ſchrieb er an Herder, „und werde mich um ſo mehr beeifern, Etwas zu tun, weil ich Dich, noch wenn Du von Rom kommſt, in Verwunderung ſetzen möchte, daß Viel unternommen iſt." Auch am vergnügten Treiben der Akademiker nach den Lehr- und Lernſtunden beteiligte er ſich gern, weiteren vergnügten Verkehr fand er im nahen Dackendorf in der Familie v. Ziegeſar. Kurz, er reihte Allotria an Allotria, vom Standpunkte der Philiſter aus geſehen. Für das Land, als Gegenleiſtung zu ſeinem hohen Gehalte, mochte er nicht arbeiten.

Aber gerade in Jena ließ er ſich verführen, wieder in Verwaltungsgeſchäfte einzugreifen. In früheren Jahren hatte er hier an Verbeſſerungen des Flußbetts, der Uferſtreifen gearbeitet; jetzt ſah er Gelegenheit zu neuen,

nützlichen Eingriffen; alſo ſchrieb er dem Herzoge darüber. Kinderfreund, wie er war, nahm er ein paarmal den kleinen Prinzen Karl Friedrich nach Jena mit; ſofort ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß der künftige Landesherr zeitweiſe am Sitz der Akademie erzogen werden ſolle: er gönnte den Bürgern dieſe freundliche Ausſicht. Die Profeſſoren und Beamten ſprachen ihm ihre Wünſche aus, war der Amtloſe doch immer noch der nächſte Freund des Herzogs. Ihm ſelber lagen die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen und Anſtalten am Herzen. Kurz, die Fürſorge für Jena gehörte doch irgendwie zu ſeinen Aufgaben.

Auch das Bergwerk in Ilmenau hatte er bei ſeinem Abſchiede von ſonſtiger Verwaltungsarbeit unter ſeiner Aufſicht behalten. Zu tun war da für ihn freilich ſo gut wie nichts, wenn man nicht das Warten für eine Mühe hält. Er konnte nur hinreiſen und ſich die neue Maſchine anſehen, die das eindringende Waſſer aus dem Schachte herauspumpen ſollte. Die verdrießliche Quelle war jetzt bis 25 Lachter Tiefe herabgeſenkt. Goethe fuhr ſelber ſo tief hinab, um ſich die gefährliche Arbeit, die dort unten an den Pumpſätzen getan werden mußte, mit eigenen Augen anzuſehen. Am Erfolge zweifelte er nicht; nur mußten die Aktionäre noch einige Jahre länger Geduld haben, und es dauerte etwas länger, ehe der weimariſche Herzog ein reicher Fürſt wurde.

*

Als Goethe am 22ſten November von ſeinem anatomiſchen Kurſus aus Jena zurückkehrte, kam Knebel, der nirgends eine rechte Heimat hatte, mit ihm nach

Weimar, um dort eine Zeit lang zu leben. Zehn Tage vorher war Schiller aus ſeiner Sommerwohnung zurückgekehrt; auch er betrachtete Weimar als ſeine „einſtweilige Heimat". Und am dritten Dezember erſchien weit tiefer, von Süden her Profeſſor Moritz; ihm war in Rom das Geld ausgegangen, alſo mußte er wohl oder übel in Berlin, wo ſeine Freunde lebten, wieder Boden zu faſſen ſuchen; große Eile, dahin zu gelangen, hatte er jedoch nicht.

Goethe, Knebel, Schiller, Moritz: vier Männer ohne Weib und Kind, ohne Amt und beſtimmtes Geſchäft, ihren Geburtsländern und Blutsverwandten fern und nirgends feſt angewachſen: ſie hätten einen Verein der Freiſchwebenden, der nur in der luftigen Republik der Geiſter Beheimateten, begründen können. Dieſes Nicht-am-Boden-Haften, dies Emporgehobenſein über die Philiſterwelt, dieſe große Freiheit von Pflichten und Sorgen: es hatte manche Vorteile, aber Keiner der Vier fühlte ſich behaglich in ſeinen ungebundenen, aber auch unbeſtimmten und wenig geſchützten Verhältniſſen. Schiller zum Beiſpiel beſaß außer ſeinem Talent und ein paar guten Freunden nichts als Schulden; ſein Schickſal hing alſo völlig ab von ſeiner Geſundheit, dem raſchen Fluß ſeiner Arbeit und der Gunſt des Publikums. Dabei fühlte er ſelber, daß er ſich als Dichter zu ſtark verausgabte; eben deshalb hatte er ſich ja auf die handwerksmäßige Schriftſtellerei als Broterwerb geworfen und war ſo auch zur Geſchichtsſchreiberei gelangt, deren unendlicher Stoff dem Geiſte immer neue Kräfte verleiht, immer neue Aufgaben ſtellt, ganz wie die Nahrung unſerem Blute. Unter ſeinen neuen

weimarischen Bekannten mag Hofrat Voigt zuerst auf den Gedanken gekommen sein: der historische Schriftsteller Schiller könnte doch auch mündliche Geschichts-Vorträge an der nahen Akademie halten; sein bekannter Dichtername wäre ein Anreiz für manche Studenten, nach Jena zu kommen; für ihn aber würde diese Anstellung mit dem Professortitel ein Herausreißen aus dem Zustande des literarischen Vagabunden — Schiller selber benannte sich so — bedeuten. Ein festes Gehalt war für solche ungewöhnliche Professur allerdings nicht vorhanden; aber diese Anstellung wäre doch der erste Schritt zu einem guten bürgerlichen Zustande. Zum Beispiel bot sich dem Professor eher als dem Literaten die Gelegenheit, sich günstig zu verheiraten, woran Schiller doch manchmal dachte.

Voigt sprach über seinen Gedanken mit Goethe. Diesem war es angenehm, dem jüngeren Dichter, dem Freunde der Lengefelds, einen Dienst zu erweisen; er trug also den Plan in Gotha vor, wohin Karl August mit ihm gereist war; die beiden Herzoge hatten nichts dagegen, und so richtete Goethe in ihrem Auftrage an den Geheimen Rat in Weimar ein „gehorsamstes Promemoria".

Herr Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rat erteilt, der sich seit einiger Zeit teils hier, teils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine ‚Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung', Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so geriet man auf den Gedanken, ob man Selbigen nicht in Jena

fixieren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen. Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert. Sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

In diesen Rücksichten hat man ihn sondiert, und er hat eine Erklärung dahin gegeben: daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferiert werden sollte. Er würde suchen, sich in der Geschichte festzusetzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu sein.

Goethe bat seine Kollegen um Eile, „damit mehrgedachter Rat Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualifizieren könne". Denn Schiller war ja nicht einmal Magister der Fakultät, in die er jetzt als Professor eintreten sollte. Und in seinem neuen Fache besaß er über das Schulwissen hinaus nur einige zufällige bei der Schriftstellerei und dem dramatischen Geschäft angelesene Kenntnisse; auch hatte er noch nie unterrichtet oder sich im Vortrag geübt; seine Lehrgabe war also höchst zweifelhaft. Trotzdem wurde ihm am 15ten Dezember ein Schreiben Goethes überbracht, wodurch seine Ernennung vorläufig erfolgte. Es brauchte nur noch die Zustimmung der Höfe zu Meiningen, Hildburghausen und Coburg nachträglich eingeholt werden.

Schiller fühlte das Bedenkliche dieser plötzlichen Ehrung wohl; er verhehlte auch Goethen nicht, wie gering seine historischen Kenntnisse eigentlich seien. „Docendo discitur" tröstete Dieser; er hatte selber schon mehr als einmal Dinge gelehrt, um sich ordentlicher und gründ-

licher damit zu befaſſen. Und Schiller dachte dann auch an den braven Reitknecht Sancho Panſa, dem ſein Herr das Königreich einer zu erobernden Inſel verſprach: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus!“

Eine große Genugtuung war es dem jüngeren Manne, daß gerade Goethe ſich in ſeiner Angelegenheit ſo raſch-tätig und teilnehmend erwieſen hatte. Um ſo peinlicher war ihm bald nachher die Entdeckung, daß er trotzdem mit dieſem Hochbewunderten noch genau ſo ſtand wie vorher; der Anfang einer Freundſchaft ſtand als Anfang ſtill. Goethe ſchien immer von Andern in Anſpruch genommen, wenn ſich Schiller ihm gern zugewandt hätte: vom Herzoge, von Moritz, von ſeinem alten Freunde Knebel und allermeiſt von ſeinen Arbeiten. Warum machte er nicht auch Stunden für den hochſtrebenden jüngeren Dichter frei? Warum zeigte er ſich bei den zufälligen Begegnungen nicht herzlicher? Schiller hatte vor kurzem in der Jenaiſchen Literaturzeitung eine große Beſprechung des ‚Egmont‘ erſcheinen laſſen; ſie war viel mehr für den Dichter als das Publikum gemeint geweſen. „Sieh, ich bin würdig, mit Dir zu reden!“ Das war ihr Sinn. „Ich fühle Deine Größe ganz, aber auch ich bin ein Meiſter vom Fach. Ich kenne gerade dies Stück Geſchichte ſo gut wie Du; ich habe über menſchliche Charaktere, über ſittliche Fragen ernſtlich gedacht; ich verſtehe das poetiſche und beſonders das dramatiſche Handwerk. Ich ſehe Deine Kraft, Klugheit, Kunſt und kann Dir auch Deine Fehler zeigen.“ Goethe las dieſe Rezenſion halb mit Beifall, halb mit

Widerſpruch; wohl erkannte er die Urteilsfähigkeit dieſes Kunſtrichters, aber er zog nicht die gewünſchte Folgerung, daß die Nachbarn auch Freunde ſein könnten.

Dagegen ſah Schiller von weitem mit an, wie ſehr liebreich Goethe mit Moritz umging, den er auch in ſeine Wohnung aufgenommen hatte. War dieſer Gaſt etwa ein Größerer? Moritz hatte früher Schillers Jugendwerk ‚Kabale und Liebe‘ in der ‚Voſſiſchen Zeitung‘ als pöbelhaftes und unſinniges Zeug heruntergeriſſen und über Schiller geſagt: „Alles, was dieſer Verfaſſer angreift, wird unter ſeinen Händen zu Schaum und Blaſe“. Nachher hatten ſich die beiden jungen Männer in Leipzig perſönlich kennen gelernt, und ſeitdem ſtanden ſie ſich ganz gut miteinander. Als ſie ſich in Weimar wiederſahen, fand auch Schiller den durch ſeine Reiſen Gereiften ſehr intereſſant. „Sein Weſen hat viel Tiefe; ſeine Seele wirkt ſchwer, aber er bearbeitet ſeine Ideen zu möglichſter Klarheit.“ . . . „Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht. Hier gefällt er auch ſehr. Frau v. Stein ſoll ihm ſehr gewogen ſein; bei der Frau v. Kalb iſt er auch gut angeſchrieben, und er gefällt ſich auch bei den hieſigen Damen.“ Namentlich gewann er auch die Gunſt des Herzogs, dem er engliſchen Unterricht erteilte; Karl Auguſt wollte nämlich der Emilie Gore gern in ihrer Sprache ſagen, wie ſehr er ſie ſchätze.

Moritz hatte ſich in der letzten Zeit beſonders mit äſthetiſchen Grund- und Hauptfragen beſchäftigt und ſprach über die Dichtkunſt mit um ſo größerer Autorität, weil er trotz ſeines vielgeleſenen Romans ſich ſelber

die Dichtergabe absprach. Die weimarischen Damen hörten ihm sehr gern zu; mit Erstaunen lernten sie von ihm erst noch die Größe ihres Goethe sehen. Moritz machte ihnen klar, daß Goethe nicht bloß ein hervorragender Dichter sei wie einige Andere auch, sondern daß er alle Mitsänger unter den Deutschen hinter sich lasse. Er zeigte den Frauen insbesondere den „Mittelpunkt" in einzelnen Werken Goethes, während sie bisher allzusehr den Endpunkt beachtet hatten; er gab ihnen auf, in anderen Dichtungen diesen Mittelpunkt zu suchen, und wenn Charlotte v. Kalb ihren Schiller auch anerkannt wissen wollte, so zerrupfte er ihr etwa ‚Kabale und Liebe' und bewies, daß kein Funke poetisches Drama darinnen sei. Man dürfe nichts Schlechtes dulden, predigte er mit Inbrunst, sondern solle das Gute zehn- und zwanzigmal, ja bis zum Auswendiglernen lesen, wie es die Alten getan haben. Als das Gute nannte er immer wieder Goethes Werke, Shakespeares Dramen und Homer in Vossens Übersetzung, auch die griechischen Tragiker, wenn man ihnen gewachsen sei. „Wenn wir Frauen mit Moritz allein sind", erzählt Karoline Herder ihrem Gatten, „da geht es gar hübsch; er ist alsdann unser Prophet, und unsere Kenntnisse nehmen jedesmal zu." Schon daß er ein wunderlicher und unschöner Mensch war, brachte ihn dem Gemüt der Frauen näher; man konnte ihn auch belächeln oder auslachen.

Der überaus fleißige Schiller hatte keine Lust, am Teetisch mit Moritz um die Gunst der Damen zu ringen. Verdrießlich mußte ihm freilich sein, was er über den Priesterdienst dieses begabten Menschen vor Goethes

Altar hörte. „Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung Anderer; aber an Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist." Man las jetzt auch eine neue Schrift dieses Goethe-Apostels; sie hieß: ‚Über die bildende Nachahmung des Schönen' und war schwere Kost, mit der die Frauen sich eine Zeitlang abmühten, um Ästhetik zu lernen. Schiller fand sie voll Schwärmerei und glaubte Herder heraus zu hören, mit dem Moritz noch ein paar Wochen in Rom zusammen gewesen war; aber Goethe gehörte durch seine römischen Gespräche gleichfalls zu den Vätern dieser Abhandlung.

Moritz blieb noch den ganzen Januar (1789) in Weimar. Schiller ergrimmte oft gegen den Kleineren, weil er so übertrieben diente, gegen den Andern, weil er den Weihrauch anzunehmen schien.

Ihn selbst riefen die Beiden nicht zu ihren Gesprächen, und er, der über die gleichen Dinge grübelte, wäre doch der berufenste Dritte im Bunde gewesen. Lag es etwa daran, daß Goethe in ihm eine Kraft gleichen Ranges witterte, aber nur bequeme Verehrer begehrte, denen er Gunstbeweise, aber kein Bruderherz schuldig war? Schillers Trotz bäumte sich auf. Ein wenig fühlte er sich aber auch wie jener Fuchs, der die Trauben sauer fand.

Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung. Er ist an Nichts zu fassen. Ich glaube in der Tat: er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz

wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben: Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen um sich herum nicht aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.

Aber war es denn ein Unrecht, wenn Goethe diesen jüngeren Dichter als wesensfremd, wie einen Gegenpol empfand? Man denke: Schiller hatte keinen Sinn für die Natur und ging beinahe ohne Augen durch die Welt, denn er verachtete das Sinnliche. Er kam vierzehn Tage lang nicht aus seiner Stube heraus; dort arbeitete er zwölf Stunden am Tage, immer mit Denken, Lesen, Schreiben beschäftigt. Sein jetziges Dichten war ein Philosophieren in Versen. Das Unbewußte, Ursprüngliche, Naive schien diesem Dichter ganz abzugehen. Noch ward viel gestritten über sein langes Gedicht im ‚Merkur': ‚Die Götter Griechenlands'; zum Beispiel Friedrich Stolberg entrüstete sich heftig über diesen heidnischen Angriff gegen seinen geliebten Christengott. In der antikischen Gesinnung schienen also Goethe und Schiller doch einig zu sein. Aber Goethe spürte doch auch bei diesem Gedicht das ihm völlig Fremde. Denn was er selber ernst und real meinte, war bei Schiller nur eine Fiktion, ein Gedanken- oder Phantasiespiel mit Unwirklichkeiten. Schiller meinte gar nicht die historischen Gottheiten der Heiden und Christen und Theisten. „Der Gott, den ich in den ‚Göttern Griechenlands' in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen, schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie, in eine Vorstellungsart zusammengefaßt." So äußerte er sich gegen seinen besten Freund. Jetzt baute Schiller an einem andern sehr langen philosophischen Gedichte, in dem er die Künstler idealisieren wollte. Er hoffte unter der Arbeit immer wieder auf Goethes Lob; hätte er gewußt oder bedacht, wie real-vernünftig Dieser das Künstler-Thema in ‚Erdenwallen', ‚Vergötterung' und ‚Apotheose' behandelt hatte, so hätte auch er erkennen müssen, daß hier zwei deutsche Dichter in verschiedenen Sprachen dachten und redeten.

Schiller hatte seinen zornigen Erguß über Goethes Kälte und Ichliebe an seinen schon öfters erwähnten Freund Körner in Dresden gerichtet. Dieser ermahnte, trotz allem die Freundschaft zu suchen. „Du kannst keck mit dem Gefühle: Anch'io son' pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Überlegenheit besitzt . . . Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vorteil." Auch gegen seine kluge Rudolstädter Freundin Karoline v. Beulwitz hatte sich Schiller ähnlich zornig geäußert; auch sie nahm stark für Goethe Partei, da sie seit Jahren

viel Gutes von ihm wußte[1]); Schiller aber gab ihr eine vortreffliche und stolze Antwort:

Was Sie von Goethen schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen, und man hat wirklich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich Das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind . . . Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen! Diese ist: gebrauche deine Kräfte! Wenn Jedes mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann es den Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und Andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.

*

Das Verhältnis zwischen Goethe und Frau v. Stein kränkelte noch Woche für Woche. Sie sahen sich alle paar Tage in kleineren oder größeren Gesellschaften; Moritz war eine Zeit lang ein Bindeglied, Knebel auf die Dauer; am stärksten blieben sie noch durch den Jüngling Fritz vereinigt, dem Goethe seine väterliche Freundschaft treu bewahrte. Fritz trug noch Grüße hin und wieder; aber wenn Charlotte jetzt in einem Briefe Goethes die alte Schlußwendung las: „Liebe mich" oder „Behalte mich lieb", so ward ihr dieser Zucker auf der Zunge zu bitterem Essig.

[1]) Ihr Brief ist uns jedoch nicht erhalten.

Karoline Herder, die diese erkaltete Freundschaft mit ansah, hielt ihn und sie für ungeschickte Leute und meinte, sie sollten sich einmal gegenseitig kräftig schütteln, daß Groll und Galle herauskämen, und sich dann wieder vertragen — so wie es im Herderhause üblich war. Sie verstand namentlich die Steinin nicht. Bis diese ihr im Anfang März ihren Kummer deutlicher zeigte und von der Christiane Vulpius erzählte.

Man war nicht prüde in Weimar, und Frau v. Stein erwartete von den Männern keine übermäßige Tugend. Wenn ein lediger Herr, der sich nicht verheiraten will, ein heimliches Schätzchen hält, geht es Niemand was an: so dachte auch jede erfahrene Frau. Hier aber handelte es sich um Goethe! Um denselben, den der kluge Professor Moritz vor den weimarischen Damen als das „summum der Menschheit" vergöttert hatte, von dem Karoline, die ihn so viele Jahre kannte, soeben an ihren Mann geschrieben hatte: „Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr; aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter Allen". Und hatte ihn nicht Charlotte v. Stein seit dreizehn Jahren eben deshalb geliebt, weil er so viel höher stand als alle anderen Männer? Und hatte Goethes Höhe sich nicht auch dadurch bewiesen, daß er den Trieb des männlichen Tieres zum weiblichen Tiere nicht zu empfinden schien oder diesen Trieb durch geistige Kräfte und edelste Geschäfte überwand? Die meisten Männer sind dazu nicht fähig; Goethe aber war doch nun vierzig Jahre alt geworden, ohne ins Gewöhnliche zu versinken: warum denn jetzt noch? Unsere Freunde haben ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir so bleiben, wie wir uns ihnen in den

Jahren, wo sie uns lieb gewannen, gezeigt haben. Und sollten sie dieses Recht nicht haben, so dürfen sie doch laut klagen, wenn wir plötzlich in neuer Gestalt vor ihnen erscheinen, denn sie liebten ja unsere vorige Beschaffenheit. Charlotte hatte ihren Freund Goethe wegen seiner Reinheit und Heiligkeit so tief in ihr Herz geschlossen, daß er jetzt nicht mehr herauszulösen war; ihn vergessen, ihn in sich abtöten vermochte sie nicht, aber da er sich gewandelt hatte, so ward nun ihre Liebe zum Zorn gegen den Prinzen Egmont, der mit einem Klärchen spielte, gegen den großen Dichter Goethe, der tagsüber noch am ‚Tasso' feilte und des Abends sich mit einem übelberufenen Mädchen vergnügte. „Sie verdenkt ihm Dies sehr", schrieb Karoline Herder über Charlotte und Goethe am 8ten März nach Rom. „Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon vierzig Jahre alt ist, so sollte er nichts tun, wodurch er sich zu den Andern so herabwürdigt".

Im poetischen Bilde sagte Charlotte Dasselbe um diese Zeit in einem Briefe. Der „mühsame Begriff" von ihrem vieljährigen Freunde liege ihr manchmal wie eine Krankheit auf,

und ist mir wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen.

Die Frau des Oberhofpredigers sah dies Verhältnis mit der Mamsell Vulpius läßlicher an. Goethe hatte ihr von seinen heimlichen Sünden selber nichts verraten, aber neulich halb im Scherze, halb im Ernste versichert: ihr eigener Mann, der doch an das eheliche Leben gewöhnt sei, werde sich in Italien nicht eher wohl fühlen, als bis er einen Ersatz dafür habe. Karoline

hatte ihm Das geglaubt und dem Gatten förmlich schriftliche Erlaubnis und Ermunterung gegeben, nämlich für das Gebiet jenseits der Alpen. Herder aber war jetzt gerade wieder recht böse auf Goethe und besonders auf alle Ratschläge Goethes. „Hole der Henker den Gott, um den Alles ringsumher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet!" So schrieb er jetzt über den ihm allzusehr gerühmten Dichter Goethe, auf den er eifersüchtig war. Die Neuigkeit über das „Klärchen" aus der Familie Vulpius erregte ihn weniger als die Glorie, die seine eigene Frau zuweilen um diesen Freund malte.

Was Du mir von Goethes Klärchen schreibst, mißfällt mir mehr, als daß es mich wundern sollte. Ein armes Mädchen — ich könnte mir's um Alles nicht erlauben! Aber die Menschen denken verschieden, und die Art, wie er hier unter rohen, obwohl guten Menschen gelebt hat, hat nichts Anderes hervorbringen können. Auf mich macht Italien in Allem nun einmal den ganz entgegengesetzten Eindruck. Ich kehre wie ein Geist zurück und kann Dir nicht sagen, wie mir vor dem gewöhnlichen Troß der Buhlerinnen usw. ekelt.

*

Am ‚Tasso' arbeitete Goethe viel länger und viel sorgsamer als je an einem vergleichbaren Werke. Schon 1781 hatte er die Anfänge den Freunden zugesandt und vorgelesen; als er im Frühjahr 1788 nach Neapel und Sizilien reiste, nahm er diese umzuschmelzende erste Fassung mit; auch während des zweiten Aufenthaltes in Rom vertiefte er sich öfters darein. Durch Serassis Tasso-Biographie neu belehrt, überdachte er dann die einzelnen Akte auf der Rückreise in Florenz, Mailand

und anderwärts; aber auch nach der Ankunft in Weimar verging noch ein volles Jahr, ehe alle Szenen aufgeschrieben waren und ihren Schöpfer befriedigten. Diesmal sollte ein Vollendetes von ihm ausgehen, nachdem er in Italien soviel Vollendetes und Vollkommenes gesehen; er mußte sich selber und die nächsten Freunde überzeugen, daß er nicht umsonst in die beste Schule gegangen war. Sein Herzog hatte in vorigen Zeiten nicht geglaubt, daß dieses Stück gelingen könne; indem Goethe gegen diesen Zweifel ankämpfte, spannte er sich um so mehr an. Viel öfter und tiefer noch rang er im Stillen mit seiner nächsten Freundin. Einst hatte er sie in den ersten Akten verherrlicht oder, wie er sich ausdrückte, angebetet; jetzt mußte er der Zürnenden beweisen, daß er nicht, wie sie meinte, im Sinken, sondern noch im Steigen begriffen war. Ganz anders wieder regte ihn Philipp Moritz an, der, zwei Monate lang bei ihm wohnend, als Nächster dem Wachstum der Arbeit zusah: da dieser junge Freund ihn zu den größten Meistern alter und neuer Zeiten rechnete, so fühlte sich der Dichter um so mehr verpflichtet, in jedem Verse das Höchste zu leisten. „Er arbeitet viel am ‚Tasso'" schrieb Karoline Herder in den ersten Tagen von 1789 an ihren Mann, „und Moritz soll nicht eher reisen, als bis er damit fertig ist." Die Herderin hatte aber gleichfalls ihr Verdienst am glücklichen Gelingen, denn ihre Freude an den fertigen Szenen war so lebhaft und herzlich, daß diese Freude zuweilen wie ein Kraftstrom auf den Dichter hinüber floß. Er las ihr fertige Szenen vor oder sandte sie ihr: sie empfand zuerst den Wohllaut dieser aus Worten gewobenen Musik.

Jawohl, die Jamben seien noch besser als in der ‚Iphigenie', bestätigte Goethe. Sie fragte ihn nach dem eigentlichen Sinn des Dramas; er sprach über solche Kunstgeheimnisse nie gern; ihr aber gab er das Grundthema an: „Die Disproportion des Talents mit dem Leben." Auch auf die noch persönlichere Frage nach seinen Modellen antwortete er freundlich. Charlotte v. Kalb, die ja noch neu im Kreise der Freunde war, glaubte nämlich die weimarischen Vorbilder des Stückes gar deutlich zu erkennen: Goethe selbst, die Herzogin Luise, die Stein, den Herzog. Die Herderin wußte über die früheren Vorgänge in Weimar besseren Bescheid und konnte jetzt die Kalbin auch darüber belehren, wie sich ein Dichter zu seinen Erlebnissen und den ihm zum Vorbilde dienenden wirklichen Menschen verhält, denn Goethe hatte es ihr kürzlich klar gemacht. Sie hatte sich nämlich geärgert, daß sie jetzt in dem Gedichtband seiner Werke den ‚Pater Brey' mit abgedruckt fand, in welcher Posse sie selber neben Merck, Herder und Leuchsenring abgemalt war. „Ob sie denn wirklich diese Person, dieses Lorchen, gewesen sei?" fragte sie. „Beileibe nicht!" rief Goethe aus und setzte ihr auseinander, daß der Dichter immer nur soviel von einem wirklichen Menschen nehme, als notwendig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben. So sollten sie jetzt auch aufhören, das neue Drama unter diesem falschen Gesichtspunkt zu lesen, obwohl darin viel Deutendes über seine eigene Person stecken möge. Denn im ‚Tasso' treten nicht eigentliche Menschen auf, sondern Charaktere, poetisch-dramatische oder, was dasselbe sagt, ganze Charaktere. Hier ist z. B. Tasso der Charakter

des Dichters, des Nur-Dichters, des Phantasiemenschen, während Lebenskunst und Klugheit in den beiden andern Männern des Stückes gestaltet sind. Alle wirklichen Menschen sind aus solchen poetischen oder abgezogenen Charakteren gleichsam gemischt; sie haben also zugleich mehr und weniger zu bieten. Daß der Dichter allerlei Züge von seinen Freunden und Bekannten nimmt, ist notwendig; sonst möchten seine „Charaktere" Gedanken- und Luftgeschöpfe werden.

Karoline war so sehr von Goethes Dichter-Drama entzückt, daß sie die erste große Szene, als Goethe sie ihr lieh, eilig abschrieb, um auch ihrem Mann damit eine Freude zu machen. „Mich dünkt, Das sei ein wunderschöner Anfang: der Vorhang so schön aufgemacht! Die Prinzessin, die Freundin, und der Dichter so wunderschön-anziehend; man kennt und liebt sie nun und wird nun Alles mit ihnen teilen". Noch andere Szenen schrieb sie ab und schickte sie nach Rom. Der Empfänger stimmte nun freilich nicht ganz in Karolinens Enthusiasmus ein, eben weil es ihn verdroß, daß es ein Enthusiasmus war, daß seine Frau in eine ähnliche Goethe-Vergötterung geriet wie der gute Moritz. „Goethes Szene des ‚Tasso' habe ich mit Vergnügen gelesen" erwiderte er kühl. „Er kann nicht anders als sich selbst idealisieren und immer aus sich schreiben, so daß er sich zugleich selbst malet. Für mich ist Das gut, aber ich fürchte, wie Das durch die fünf Akte gehen werde." Welch' einen starken Gegenspieler zu Tasso Goethe in diesen letzten Zeiten auch aus sich selber herausgestaltet hatte, wußten damals eben seine besten Freunde noch nicht. Er konnte auch gerade die vierte

Szene des ersten Aufzugs, wo Antonio zu den vier andern Personen hinzutritt, erst ganz zuletzt fertigbringen; der Leser und Vorleser mußte sich also lange mit den drei ersten Auftritten begnügen, die freilich, mit Tassos Dichterkrönung und Seligkeit endigend, wie ein abgeschlossenes Stück Poesie wirken konnten. So las sie Herder im Anfang Mai im Garten der Villa d'Este zu Rom vor, auf dem Platze „unter den großen Zypressen": Herzogin Amalie und Angelika Kauffmann lauschten ihm mit anderen Freunden. So hatte sie Goethe einige Wochen vorher nächsten Freunden mitgeteilt und vorgelesen, der Herzogin, die ihre schwere Stunde erwartete, und auch im Saale der Frau v. Stein.

*

Goethe verglich einmal den ‚Tasso' mit einem Orangenbaum, weil er sehr langsam wachse; es war aber auch in anderem Betracht ein italienisches Gewächs. Der Glanz eines blauen südlichen Himmels liegt über allen Szenen; die Menschen leben im Freien, wandeln in großen Gärten herum; man sieht sie zwischen Blumenbeeten und alten Bäumen. Tragisch ist der Held und sein Schicksal; aber der Zuschauer dieser Entwicklung fühlt sich von einer milden, warmen Luft umgeben; ihm wird längst nicht so bange wie bei einem nordischen Stücke, wo zum menschlichen Unglück noch der Sturmwind heult, die Wolken tief hängen und unsere Glieder vor Frost erzittern. Goethe tat die Hauptarbeit am ‚Tasso', als er wieder am deutschen Klima litt: gerade in jenem Jahre folgte auf einen unfreundlichen Sommer ein sehr langer, kalter Winter mit untermischtem Schlackerwetter;

zeitweise war es mitten im Städtchen Weimar so kotig, daß die Frauen sich deswegen nicht auf die Straße wagten. Eben jetzt schuf der Dichter ein Land Italien um sich her! Eben jetzt redete er italienisch in deutscher Zunge, so wohllautend wie noch nie ein Deutscher vor ihm. Und schuf für Jeden, dessen Phantasie mit ihm gehen konnte, einen Aufenthalt in Italien. Er zaubert uns in unsern deutschen Winter den schönsten Lenz, einen frühen, südländischen Lenz.

Ja, es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immergrünen Bäume
Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Zitronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Der Dichter dieser zarten Tasso-Verse zeigte nur eine Seite, war nur eine zeitweilige Erscheinung Goethes. Nicht nur, daß seine poetischen Stunden mit prosaischen abwechselten, auch ganz andere Arten Poesie drängten sich zwischen die Blätter, die er der heiligen Agathe zu Bologna oder der strengen Herzogin zu Weimar vorlegen konnte. Er war ein Mann von Fleisch und Blut, und gegen die Kälte und das üble Wetter der Heimat kannte er nicht bloß das phantastische Mittel, sich im Geiste ins lachende Land Hesperien zu versetzen, sondern auch das realistische Philistermittel

des geheizten Stübchens, des wohlbesetzten Tisches und des Anschmiegens an eine geliebte Gesellin dieser warmen Einsamkeit. Mit innigem Vergnügen schmiedete er auch diese Philister-Erfahrung in Verse um, die er für sich selbst als Erotica aufhob, auch Erotica romana nannte, denn er redete darin noch immer von der römischen Faustina, um das Christelchen nicht zu nennen, das sich zu ihm ins Gartenhaus schlich.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich-geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest ...

Blick und Händedruck und Küsse, gemütliche Worte,
Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch' ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß!

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt ...
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers,
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.

Fast der Einzige, dem er solche Verse zu zeigen Lust hatte, war der Herzog. Dieser aber war, indem seine Gattin mit einem neuen Kinde ging, wieder geschlechts-

krank geworden, wenn er es nicht noch mit dem alten Übel zu tun hatte. Goethe litt mit ihm in teilnehmender Sorge und ſchmiedete nun auch ſcheltende Diſtichen über die Schlange, die in dieſer ſchlechten Zeit die Luſt der Männer und Weiber vergiftet, während ſie den Alten ganz unbekannt war; Karl Auguſts Troſt und Heilmittel dagegen, Queckſilber-Arznei, rühmte ſein Dichter wahrhaftig auch in Verſen; aber für ſich ſelber fühlte er ſich doch nur ſicher und glücklich im Zutrauen zu ſeinem geſunden Mädchen, das ſich ihm völlig, aber auch nur ihm allein anvertraute.

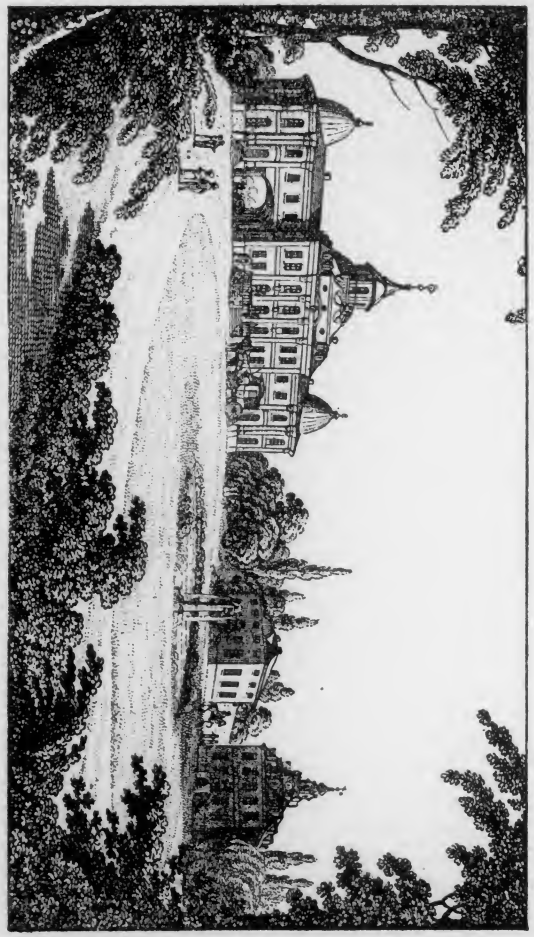
Eins nur fleh' ich im Stillen, an euch, ihr Grazien, wend' ich
Dieſes heiße Gebet tief aus dem Buſen herauf:
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir! Reichet mir Amor die Hand,
O, ſo gebet mir ſtets, ſobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!

*

Daß Goethe in Hexametern und Pentametern von ſeinem weimariſchen Schätzchen redete, hatte noch eine tiefere Urſache. Der regelrechte Nordländer denkt, wenn er ſolch ein Koſeding in den Arm nimmt, weder an alte lateiniſche Verſe, noch an die neueren Menſchen in Rom; für Goethe bedeutete dieſe Chriſtiane Vulpius ein bewußtes Heidentum und ein wieder gewonnenes Stück des verlaſſenen Italiens. Wenn er für das Verweilen in Weimar noch weiter entſchieden bleiben ſollte, wo das Heimweh nach Rom noch ſo oft über ihn kam, ſo mußte er nach einem Mittleren ſtreben: konnte man nicht in Weimar halb wie in Rom leben?

Konnte man nicht viel Römiſches nach Weimar verpflanzen? Er hatte nicht wenige Samen von Blumen und Bäumen aus Italien mitgebracht; ſie gingen jetzt auf. Die größte Kunſtgärtnerei des Landes, eine wiſſenſchaftliche Gärtnerei des Herzogs, befand ſich neben dem Schlößchen, welches ſeinen italieniſchen Namen nach dem päpſtlichen Belvedere zu Rom trägt. Blickt man von der Höhe, auf der dies Schloß ſteht, um ſich, ſo bietet ſich an ſchönen Tagen ein gar erfreuliches Bild, das wohl an die Luſt- und Prachtgärten der italieniſchen Großen erinnern kann. Dieſe Umgebung empfand der Heimgekehrte als „harmoniſch“: hier, „wo ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.“

Der Gedanke, daß eine italieniſche Inſel oder Kolonie ſehr bald in Thüringen möglich ſei, lag nahe, da Herder, die Herzogin Mutter, Einſiedel und die Fräulein Göchhauſen nach ihrer Rückkehr mit ihm in gleichen Erinnerungen, Liebhabereien und Wünſchen ſich erfreuen und betätigen würden. Wie er ſelber getan, würden ſie Bilder, Bücher, Noten und andere italieniſche Erzeugniſſe mitbringen. Die Herzogin Amalie konnte im fernen Lande aber auch Menſchen einladen, die ſie in Weimar beſuchen ſollten, und wirklich erlabte ſich Angelika jetzt ſchon in der Vorfreude auf dieſe Reiſe. Und konnte nicht auch Goethe, der Freund des Herzogs, einige der Künſtler, die er dort geliebt hatte, in ſeine Nähe berufen? Sie lebten ja dort im fremdem Lande nur erſt von der Hand in den Mund. Zwar Tiſchbein kam nicht mehr in Frage; er hatte ſich gegen ſeinen bisherigen Gönner, den ſehr ehrenwerten Herzog



Lustschloß Belvedere. Von Schwerdgeburth

von Gotha, übel benommen, indem er nur von ihm zehrte, ohne sich in drei Jahren einmal durch eine Künstlergabe zu bedanken oder sonst zu empfehlen. Wohl war Tischbein gedankenreich und unternehmend, aber es fehlte ihm gar sehr an Kraft und Fleiß zum Ausführen. Ein Nachklang von deutschem Gemüt schwankte noch in seiner Seele, aber er wollte fein sein, statt einfach seine Arbeit und Pflicht zu tun; man konnte sich nicht auf ihn verlassen, „seitdem er von den Italienern in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuschen gelernt hat." Mit dem Nachruf: „Es ist schade um ihn!" wandte sich Goethe von ihm ab; mochte er bei den Italienern sein Glück finden!

Der andere römische Hausgenosse, Bury oder Fritz der Zweite, schmeichelte sich jetzt bei der Herzogin Amalie ein: vielleicht gefiel es ihr, diesen guten Menschen und hoffnungsvollen Künstler ganz an ihren Hof zu ziehen und nach Deutschland zurückzuführen. Goethes Sehnsucht richtete sich jedoch viel mehr auf den ernsteren Mann, seinen eigenen Glaubensgenossen Heinrich Meyer, der auch gerade seines Zuspruchs, seiner Hilfe viel mehr bedurfte. Ihm ging es zuerst in Neapel, nachher wieder in Rom gar nicht gut; er kränkelte und hoffte vergeblich auf eine Brotstelle in seiner Heimat Zürich. Gern hätte ihn Goethe jetzt sogleich zu sich gerufen; er fühlte aber, daß gerade Meyer in Rom und Italien noch wichtigste Erkenntnisse sammeln konnte. Zunächst empfahl er ihn daher der Herzogin-Mutter. „Was Sie für die einigen jungen Leute, Meyern und Bury, tun können, versäumen Sie nicht! Es ist keine schönere Wohltat, als jungen Menschen in gewissen

Zeitpunkten beizustehen. Vielleicht find' ich in der Folge Gelegenheit, für diese guten Menschen weiter zu sorgen."

Sonderbar traf es sich, daß Goethe einen der andern schweizer Künstler aus Rom nach Weimar einladen konnte, ehe sich für den geliebten Heinrich Meyer ein Amtchen fand. Heinrich Lips, Lavaters vormaliger Schützling, hatte für Göschens Ausgabe der goethischen Werke gute Kupferstiche geliefert, dann auch für ein Prachtwerk über ‚das römische Carneval', zu dem Goethe den Text beisteuerte; es erschien Ostern 1789 bei Ettinger in Gotha; Bertuch, der unternehmendste Mann in Weimar, war auch daran beteiligt. Bei dieser Gelegenheit entstand der Wunsch, einen so vortrefflichen Stecher nach Weimar zu ziehen, damit man ihn bei manchen anderen geplanten Unternehmungen zur Hand habe. Bertuch versprach diesem Manne viel Verdienstgelegenheit; der Herzog ward bestimmt, ihm 150 Taler im Jahr zuzusichern, wogegen Lips nur etwas Unterricht in der Zeichenschule geben sollte; mit 150 Talern konnte ein einzelner Mann damals Wohnung und Essen bezahlen. Kurz, Goethe schrieb an Lips, der jetzt sein Zimmernachfolger bei Collinas war, und stellte ihm die Aussichten eines Stechers in Deutschland und Weimar als recht günstig vor. „Chodowiecky wird alt und schwach; schon jetzt wird Manches sich ehe an Sie und in der Folge Alles an Sie wenden. . . . Sie kommen [in Weimar] in einen Zirkel, der die ganze buchhändlerische und Kunstlage von Deutschland übersieht und darauf wirkt; man wird Ihnen auch übrigens Alles zu erleichtern suchen. Ferner haben Sie

Dresden in der Nähe, Berlin, Kassel, Gotha, wo mehr oder weniger Kunstschätze aufbewahrt werden, und hier am Orte finden Sie eine Lebensart und Umgang, wie sie einem denkenden und freigeborenen Künstler gemäß sind. Vielleicht unternehmen wir einmal ein ernsteres Werk; ich habe viele Ideen, die nach und nach reif werden."

Lips hätte sich eigentlich lieber zum großen Maler ausgebildet, statt nachschaffender Kupferstecher zu bleiben; trotzdem nahm er das Angebot an; denn er hatte sich nun lange genug immer nur durchgehungert! In Weimar dachte er sich bald Schüler und Gehilfen zu erziehen, die ihm das Handwerkliche abnahmen; dann hatte er sein sicheres Brot, und es war der Weg zur höheren Kunst für ihn wieder frei.

Lips versorgt und Meyer in Not: dieser Gedanke war unerträglich. Goethe ergriff eine gute Gelegenheit, wo ihm der Herzog nichts abschlagen konnte; dann schrieb er eine freudige Nachricht nach Rom:

> Wenn Sie noch zwei Jahre bleiben wollen, kann ich Ihnen jährlich 100 Scudi[1]) versprechen, welches wenigstens eine Zubuße ist und bei Ihrer Art zu leben Sie erleichtert und Ihnen Raum zum Studieren gibt . . . Sind die zwei Jahre herum, so kommen Sie zu uns. Für das Reisegeld sorge ich und sorge, daß Sie eine Situation hier finden, die Ihrer Gemütsart angemessen ist. Wenn ich Ihnen keine große Pension versprechen kann, so sollen Sie doch haben, was Sie brauchen.

Uber die römischen Schweizer wurden die unter dem thüringischen Himmel zur Kunst Heranwachsenden

[1]) 1 Scudo etwa 4 Goldmark.

keineswegs überſehen. Ein junger Horny verſprach, ein guter Maler zu werden; man ſchickte ihn zur nächſten Ausbildung zu einem Lehrer in Eiſenach. Ein gewiſſer Facius kam aus Gera nach Weimar und ſuchte ſich vorerſt als Petſchaftſtecher zu ernähren; gelernt hatte dieſer vierundzwanzigjährige Menſch als Kaufmann. Einmal ſtach er einen jungen Herkuleskopf nach einer antiken Gemme in Stahl ſo über alle Erwartung ſchön, daß Goethe entzückt war und ſogleich die Herzogin und den Herzog um Gelder anging, damit Facius wenigſtens ein Jahr lang von der Handwerksarbeit befreit werde und ſich bei dem Bildhauer Döll in Gotha ausbilden könne. „Dieſer Menſch ſoll uns Ehre machen“, verſicherte er; er gedachte ihn zum Steinſchneiden und anderer Kleinkunſt zu erziehen.

Der einheimiſche Bildhauer Martin Klauer hatte reichliche Beſchäftigung und ging gerade jetzt ſeinen beſonderen Weg zu dem gemeinſamen Ziele, daß Weimar eine Kunſthauptſtadt werde. Nachdem er ſehr zahlreiche Steinfiguren und Gipsabgüſſe, Büſten, Statuen, Ornamente für die Nähe und Ferne gemacht hatte, ging er damit um, ebenſolche eigenen Werke und Nachbildungen antiker Muſter in gebranntem Ton, alſo haltbarer, herzuſtellen. In England betrieb man ſolche Kunſt ſchon einige Zeit, in Deutſchland hatte man ſie voralters auch gekannt; jetzt aber verſtand ſich Niemand darauf. Klauer machte ſeine Verſuche, und ein Goethekopf war unter den erſten Erzeugniſſen ſeines Ofens zu erwarten, wenn die Sache glückte.

*

Gewiß! es mußte gelingen, das ſo günſtig gelegene Weimar zum Mittelpunkt der ſchönen Künſte für die deutſchen Länder zu machen. Von hier aus wirkte Wieland durch ſeinen ‚Merkur‘ auf viele Leſer; der höchſt betriebſame Bertuch hatte zuerſt die Allgemeine Deutſche Literaturzeitung gegründet, die in Jena redigiert und gedruckt wurde, und gleich danach, 1786, ein monatliches ‚Journal des Luxus und der Moden‘, für deſſen Herſtellung in Weimar ſelbſt eine Druckerei und Kunſtanſtalt erſtand. Er ſchien ſich zu einem Lenker oder Beherrſcher der künſtleriſchen Gewerbe aufzuſchwingen; namentlich half ihm ſein Freund Kraus, ein ſtets bereiter und gewandter Zeichner und Maler.

Goethe hatte freilich noch viel höhere Ziele als ſolche Beratung und Ausnutzung der reichen und vornehmen Leute, die für ihr Geld das Neueſte und Feinſte begehren. Er wünſchte weithin die Kraft zu beweiſen, die Heinrich Meyer, dieſer beſcheidene Schweiger, der für ihn trotzdem eine Autorität war, ihm zuſchrieb. Da er kein großer bildender Künſtler werden konnte, wollte er gern der große Lehrer der Künſtler und Kunſtfreunde ſein. „Sie ſagen darin“, ſchrieb ihm Meyer über ſeine letzten Briefe, „mit wenig Worten mehr lehrreiche und nützliche Wahrheit über die Kunſt, als ſonſt ſeit langer Zeit in ganzen Bänden nicht iſt geſchrieben worden. Was Sie ohnlängſt im ‚Deutſchen Merkur‘ (glaub ich) haben ſetzen laſſen, iſt nicht weniger wahr und ſchön. Möchte es Ihnen doch gefallen, noch fernerhin das Apoſtelamt des guten Geſchmacks zu verwalten!“

*

Als Chriſtoph Kayſer ſich in Bozen von der Herzogin Amalie loslöſte, verlor Goethe ſeinen muſikaliſchen Mitarbeiter, denn nun brach ſein ſo viele Jahre liebevoll aufrecht erhaltenes Zutrauen zur Leiſtungsfähigkeit dieſes Jugendfreundes überhaupt zuſammen. Nun ſchien der Dichter erſt deutlich zu ſehen, wie wenig ſein von ihm auserwählter und Andern ſo ſtark angerühmter Tonkünſtler dieſe lange Zeit fertig gebracht hatte; von einer Berufung zum muſikaliſchen Anführer in Weimar konnte gewiß keine Rede mehr ſein. Und Goethe hatte doch fertige Operntexte und plante neue Opern; er bedurfte für ſich ſelbſt eines nahen Muſikers ebenſo ſehr wie der ausführenden bildenden Künſtler.

Eines Tages kündigte der Berliner Hofkapellmeiſter Friedrich Reichardt ſeinen Beſuch in Weimar an. Er hatte die ‚Claudine von Villa bella‘ in Muſik geſetzt, wollte ſie zuerſt dem Dichter vorſpielen und dann im Deutſchen Theater in Berlin aufführen laſſen. Reichardt, nur wenig älter als Kayſer, hatte ſchon hundertmal ſoviel geleiſtet und trat überall als ein Bedeutender und Erfolgreicher auf. Aus Königsberg gebürtig, früh zum Hofkapellmeiſter Friedrichs des Großen ernannt, hatte er namentlich in Berlin den kecken Umgang mit Menſchen gelernt, wie er ſeinem angeborenen Weſen gemäß war. Durch ſein dreiſtes, oft auch rückſichtsloſes Reden, Schreiben und Druckenlaſſen Deſſen, was er für wahr hielt, machte er ſich zahlreiche Bekanntſchaften, manche Freunde, allerdings auch viel Feinde, aber da die meiſten Menſchen feige ſind, ſchlägt ſich der Mutige von einer Stellung zur andern durch. Als Muſiker gehörte Reichardt mit ſeinem Freunde Abraham Schulz und einigen

Andern zu einer neuen Gruppe, die man als Volksfreunde bezeichnen könnte, nämlich zu den Liebhabern und Schöpfern einfacher Melodien, zu den Verehrern jener bisher mißachteten Lieder, die die kleinen und gemeinen Leute unter ſich ſangen und weiter gaben. Er hatte nun ſchon viele Gedichte komponiert, die auch an zahlreichen Stellen recht gern geſungen wurden; auch Goetheſche Verſe hatten in ſeinen Tönen oft ihren Weg an Örter gefunden, wohin ſie ſonſt ſo leicht nicht gekommen wären.

Die zudringlichen, rückſichtsloſen Kerle, zu denen Reichardt dem Gerüchte nach gehören ſollte, waren ſonſt nicht nach Goethes Geſchmack. Als man ſich aber am 23ſten April gegenüberſtand, freute ſich der Dichter an dem friſchen Zupacken dieſes fröhlichen Muſikanten, und zum Erſtaunen einiger Leute, die Beide kannten, nahm er den Mann zu ſich ins Haus, um dort bequemer zuſammen mit ihm zu arbeiten. Elf Tage hatten ſie nun ihr Weſen mit einander; zuweilen wurden die nächſten Muſikfreunde eingeladen, um Reichardts Vortrag der ‚Claudine‘ oder der ‚Athalie‘ ſeines Freundes Abraham Schulz zu hören. Nur Einiges ſei gut an der ‚Claudine‘, meinte Caroline Herder, die ihres Gatten ſtarke Abneigung gegen dieſen Landsmann kannte, aber Goethe finde Alles hübſch. Reichardt ſang einen ſchönen hohen Tenor und trug ſeine Lieder recht gut vor; wer wollte auch leugnen, daß zum Beiſpiel ſeine Melodie zu dem ſchon oft komponierten ‚Veilchen‘ die glücklichſte war?[1])

[1]) Mozarts Geſtaltung dieſes einfachen Liedchens zu einer dramatiſchen Szene kam erſt in eben dieſem Jahre 1789 heraus.

Goethe gab ſeinem Gaſte auch neue Texte, und Reichardt wagte ſich an Alles heran; ſehr glücklich ſetzte er ſogar eine poetiſch gehobene Briefſtelle in einem früheren Briefe an Frau v. Stein: „Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt, forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht“...

Als ſie eines Nachmittags im ſchönſten Probieren waren, meldete der Diener einen Beſucher: „Herr Bürger aus Göttingen“.

Welch' eine Welle von Gefühlen flutete über Goethen! Einer der berühmteſten deutſchen Lieder- und Balladendichter wünſchte jetzt einzutreten bei dem andern Dichter Goethe und bei dem Muſiker Reichardt, der auch Bürgers Komponiſt ſchon manchmal geweſen war. Vor fünfzehn Jahren hatte der Verfaſſer des ‚Götz‘ den Verfaſſer der ‚Lenore‘ höchſt ſtürmiſch begrüßt: „Sollen Die ſich nicht anfaſſen, deren Weg mit einander geht?“ Aber ſeitdem war Goethe geſtiegen, geſtiegen, immerfort geſtiegen, und Bürger mehr und mehr in den Sumpf geraten. Was wollte nun dieſer unglückliche Menſch hier in Weimar? Etwa den Herzog, der ihn früher einmal freundlich begrüßt hatte, um eine Stelle bitten? Er friſtete ſich jetzt, tief in Schulden ſteckend, als Privatlehrer an der Univerſität Göttingen. Er hatte ſicherlich gehört, daß der Dichter Schiller in Jena angeſtellt worden ſei, und glaubte nun wohl, daß der Dichter Bürger an Gelehrſamkeit doch noch erheblich mehr zu bieten habe.

Goethe ließ Reichardt vor ſeinem Klaviere und begab ſich ins Empfangszimmer. Bürger tritt ihm entgegen: „Ich bin auf einer kleinen Reiſe ...“ und denkt, ſein Bruder in Apoll, dem er kürzlich erſt die neue,

zweite Sammlung ſeiner Gedichte geſchickt hatte, werde ihn an die Bruſt ziehen und ausrufen: „Wie freue ich mich, lieber Bürger, Sie endlich von Angeſicht zu ſehen!“ Aber Goethe verneigt ſich nur, weiſt auf das Sofa, bittet Platz zu nehmen. Und da ſitzen nun die beiden großen, genialen Dichter, Einer iſt ſo verlegen wie der Andere, und Goethe fragt, um doch Etwas zu ſagen: wie ſtark dieſen Winter die Frequenz der Univerſität Göttingen geweſen ſei. Und ſogleich iſt dann die Sitzung vorbei, Bürger verbeugt ſich, Goethe ſteht mitten im Zimmer und verbeugt ſich gleichfalls. Und auf der Straße ballt Bürger die Fauſt. Und wie er ſeine Reiſe fortſetzte, machte er Verſe auf dieſes Erlebnis, denn die Erbitterung gehört ja auch zu den Muſen:

Mich drängt' es, in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künſtler und Miniſter.
Den edeln Künſtler wollt' ich ſehn
Und nicht das Alltagsſtück Miniſter.
Doch ſteif und kalt blieb der Miniſter
Vor meinem trauten Künſtler ſtehn,
Und vor dem hölzernen Miniſter
Kriegt' ich den Künſtler nicht zu ſehn:
Hol' ihn der Kuckuk und ſein Küſter![1])

[1]) Sicher wiſſen wir, daß Bürger aus ſeinen zerrütteten Verhältniſſen in Göttingen fortſtrebte, und ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Goethe ein Geſpräch über eine Anſtellung im Weimariſchen, etwa in Jena, erwartete und fürchtete. Bürger, der in Weimar bei Bertuch freundlich aufgenommen worden war, ritt zunächſt nach Jena weiter, um dort den Profeſſor Schütz zu beſuchen, an deſſen Literaturzeitung er mitarbeiten ſollte und wollte. Dieſen Freund fragte er nach ſeiner Rückkehr brieflich: „Sagen Sie mir doch einmal bei Gelegenheit, ob ſich wohl bei Ihnen mit Aeſthetik, theoretiſchen und prak-

tiſchen Vorleſungen über ſchöne Literatur u. Dgl. einige hundert Taler gewinnen ließen? Ob man mir für's erſte wenigſtens gleich den Profeſſortitel erteilte?" Von Goethe fand der Heimgekehrte einen ſehr kurzen Brief vor: „Sie haben mir ein angenehmes Geſchenk in der neuen Ausgabe Ihrer Schriften gemacht; ich danke Ihnen recht ſehr für dieſes Andenken. Leider hielten Sie ſich neulich bei uns ſo kurze Zeit auf, daß ich das Vergnügen Ihrer Unterhaltung nicht genießen konnte, wie ich gewünſcht hätte. Leben Sie wohl und behalten mich in geneigtem Andenken." Im Mai 1798 erzählte Fichte, offenbar nach Goethes Munde: „Bürger wollte, wie Goethe wußte, in Jena etabliert werden, und zwar durch Goethes Einfluß. Weil dieſer aber Bürger in Jena nicht haben wollte, zeigte er ſich kalt, damit Jener keinen darauf zielenden Antrag ſtelle."

Elftes Kapitel

Schwanken des Freundes, Verluſt der Freundin

Sommer 1789

In der Zeit, wo Schiller ſich auf ſein Lehramt in Jena vorbereitete und Bürger von Göttingen nach Jena ſtrebte, entſtand in Göttingen der Plan, durch eine Berufung Herders, des berühmten philoſophiſchen Theologen, den bereits großen Ruhm der nunmehr fünfzigjährigen Univerſität noch zu vermehren. Der angeſehene Philologe Heyne übernahm die Anfrage nach Herders Bereitſchaft und Bedingungen; Karoline öffnete ſeinen Brief an Stelle des verreiſten Gatten. Sie mochte zuerſt gar nicht daran denken, daß ihr Mann und ſie ſelber unter Profeſſoren und Studenten leben ſollten; ſie dachte ſich dann aber doch müde und matt über die Sache, achtete auf Träume und Wahrzeichen, denn ſie war überaus abergläubiſch, und ſchließlich bekam ſie Luſt zur Auswanderung. Ungefähr ebenſo ging es auch ihrem Gatten, als er das Schreiben nach Rom bekam. Er war ebenſo unentſchloſſen und ebenſo abergläubiſch wie ſeine Frau; in Weimar hielt ihn Nichts feſt, aber nach Göttingen zog ihn auch Nichts. Vier Stunden

täglich auf dem Katheder zu sitzen, um grobschlächtige Studentenbengel zu gemeinen Dorf- und Stadtpredigern auszubilden, schien diesem von seinem hohen Werte so fest überzeugten Manne keine seiner würdige Aufgabe; anderseits kam er aber auch in Weimar nie zu seinem Rechte. Allerlei Vorzeichen sprachen für eine Änderung; gab ihm nicht das „gute Schicksal“ schon dadurch einen Wink, daß er diesen Ruf gerade in der Ferne erhielt, wo er sich aus den alten Verhältnissen gar nicht mehr loszureißen brauchte und von der alten Umgebung nicht beeinflußt wurde? Weimar kam ihm plötzlich wie ein abgetragenes Kleid vor, das man nicht wieder anziehen mag, ja fast wie ausgeatmete Luft. Jetzt war er durch die Reise wieder aufgefrischt, jetzt war er eben noch jung genug und stark genug zu einem neuen Anfang. Aber, die Freunde in Weimar? Er schrieb an Karoline, daß auch Diese wohl zu entbehren seien.

Die Herzogin, weißt Du, liebe ich am meisten; Du kennst aber ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav: was kann, was mag er aber für mich tun? Und überhaupt: wie müde ich des Zusammenhanges mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, [die] Unsereins nicht lenken kann, mag ich Dir nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinahe einleuchtend; er ist's im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt ist ja für uns eigentlich keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahr mehr werden.

Ein entscheidendes und männliches Wort sprechen mochte er jedoch noch nicht, und die schriftliche Beratung zwischen Weimar und Rom kostete eine langwierige Zeit. Er selber war überzeugt, daß er höchstens achtzehnhundert

Taler Jahresgehalt von Göttingen verlangen könne, wollte aber Karolines Meinung hören, ob er nicht zweitausend fordern solle; Diese vergaß ein paarmal, darauf zu antworten, und als sie schließlich für richtig hielt, den Wert ihres Mannes auf dreitausend hinaufzuschrauben, war viel Zeit vergangen. Nun graute ihm doch auch vor dem Professorleben. „Sobald Dir Dein Geist etwas gegen Göttingen sagt“, schrieb er Karolinen, „so hat es gewiß Gott gesagt, und ich nehme sogleich einen andern Ausweg.“

Es ist nicht erkennbar, ob die Herderin sich mit dem alten treuen Freunde Goethe sogleich aussprach, wie ihr eigenes Herz sie ohne Zweifel antrieb, oder ob sie zögerte. Bekannt im Städtchen wurde die Berufung durch einen Brief, den der Direktor des Gymnasiums, der alte Heinze, aus Göttingen erhielt. Die Damen, die mit Herders befreundet waren, wurden sehr traurig; sie kamen rasch zu dem Schlusse: „Der Herzog darf ihn nicht fortlassen.“ Herzogin Luise erfuhr die Neuigkeit am spätesten, da sie am 12ten April eine lebensgefährliche Entbindung durchmachte, deren trauriges Ergebnis ein toter Prinz war. Als es Karoline ihr dann endlich berichten konnte, ließ sie durch die Frau v. Stein den wieder abwesenden Herzog bitten, Alles zu tun, um Herders Bleiben zu bewirken. Der Herzog selbst hatte unterdessen die Neuigkeit über seinen Oberhofprediger durch den Fürsten von Dessau erfahren.

Goethe hielt sich zurück, als Karoline endlich mit ihm sprach. Er redete weder zu noch ab, erklärte jedoch den Ruf für ein glückliches Ereignis, das allemal zu Herders und der Seinen Vorteil gereichen müsse. „Glaubt nicht“, sagte er zu der Frau, „daß er in Göt-

tingen frei von Verdruß und Ärger sein wird; er wird überall die Neider und Heuchler und wie sie heißen, finden; sein Gemüt bringt er ja überall mit! Also von dieser Seite ist's dort nicht um ein Haar besser als überall. Kurz, laßt das Gemüt aus dem Spiel und bleibt bei dem äußerlichen Vorteil stehn! Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen lassen; er ruiniert sich Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb; er ist viel zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht. Es ist gut, daß der Antrag gekommen ist. Jetzt kann ihm durch das Muß und mit Ehren ein gutes und sicheres Etablissement für ihn und die Seinigen gemacht werden, und die ganze Stadt wird damit zufrieden sein und es wünschen."

Am 2ten Mai kam der Herzog aus seiner Garnison auf ein paar Tage zurück und gab Goethen eine Handschrift: was er für Herdern zu tun bereit sei. Es waren 6 Punkte: Heimliche Bezahlung aller Schulden — sie waren auf 2000 Taler zu schätzen —, Ernennung zum Vizekonsistorialpräsidenten; Gehaltserhöhung; das Kanzelariat der Universität Jena; für Karoline ein Witwengehalt; schließlich die Studienkosten der Kinder.

Herder befand sich jetzt auf der Rückreise; er grollte wieder einmal allen Fürstlichkeiten, denn die Herzogin Amalie hatte ihn in Italien nicht so geehrt und begünstigt, wie er beanspruchte; er hing jetzt sehr stark nach der Göttinger Seite. Es dauerte noch lange, ehe er das weimarische Angebot erhielt. Seine Frau sandte ihm auf die Stationen unterwegs neue Lobsprüche auf Goethe, und dieser selbst schrieb ihm entgegen, freilich

mit jener freundschaftlichen Väterlichkeit, die gerade der stolze Herder, der um fünf Jahre Ältere, nicht ertragen konnte. Was verstand denn Goethe überhaupt von Herders Lebensbedürfnissen! Dieser Günstling des Schicksals warnte ihn jetzt vor Übereilung, aber Herder litt ja gerade unter seiner Entschlußlosigkeit. Goethe rechtfertigte sich freilich damit, daß er durch Karoline wisse, wie sehr Herder bereits für Göttingen entschieden sei.

Wenn es Dein Glück, Dein ökonomischer Vorteil ist, so will ich Dir es gern gönnen und selbst raten; aber wenn man vorteilhaft tauschen will, so muß man Das nicht verachten, was man besitzt! Entschließe Dich zu Nichts, bis Du wieder da bist! Laß uns Alles erwägen, und Dein und Deiner Kinder Heil soll entscheiden. Jetzt beruhige Dich! Allein, unberaten, ohne Stimme eines Freundes, agitiert von so vielen Gegenständen, unbehaglich mitten in den Unbequemlichkeiten der Reise, da ist wahrlich nicht der Platz, einen Entschluß zu fassen, der das künftige Schicksal bestimmen soll. Hier ist zu rechnen und nicht zu fühlen, zu erwägen und nicht in einen Loostopf zu greifen.

Dein und Deiner Frauen jetziger Zustand macht mir recht bange. Wenn ihr Euch nicht im Glauben und Zutrauen an einen Freund halten mögt, den Ihr lange genug kennt, so seid Ihr in Gefahr, Euch auf Zeitlebens zu Grunde zu richten.

Ich wiederhole: Mir ist nicht an Weimar noch Göttingen gelegen, sondern an Dir und den Deinigen. Bedenke, daß Du nicht als ein junger Mensch Dein einzeln Schicksal aufs Spiel setzest, das in der Folge sich immer wieder bessern kann, wenn man es auch einmal verpfuscht — sondern daß Du in Jahren, mit einer großen Familie Dich veränderst, und daß Dein Gemüt, wie Das Deiner Frau, nicht aushalten würde, wenn der Göttinger Zustand mißlingen und Euch drückend werden sollte.

Reise glücklich und komm gebadet zu uns! Dann wollen wir konsultieren, und Dein Heil soll das höchste Gesetz sein.

Frau v. Stein kränkelte auch in dieſem Frühjahr noch an Leib und Seele. Gegen ihren böſen Huſten und ihre Magenkrämpfe wurde ihr eine Kur an den heilſamen Quellen zu Wiesbaden und Ems empfohlen, und ſie beſchloß, dorthin zu gehen, aber wo iſt der Geſundbrunnen, der auch von Kummer und Angſt heilt?

Als ſie die böſe Neuigkeit von Goethes Schätzchen zuerſt erfuhr, konnte ſie ſich noch mit der Erfahrung tröſten, daß ſolche Verhältniſſe zumeiſt von kurzer Dauer ſind und daß ſie die Seele der Männer wenig berühren. Wahrhaftig, was konnte, wenn der erſte Reiz und Rauſch vorüber war, die Mamſell Vulpius einem Goethe ſein? Aber die Monate vergingen, und das Verhältnis blieb beſtehen; immer mehr drängte ſich nun auch die Wahrſcheinlichkeit auf, daß Goethe von dieſer Perſon ein Kind haben werde, und dann ſah die Sache doch ſehr ernſthaft aus. Andere feine Herren betrachten ſogar die verdrießliche Tatſache, daß ein uneheliches Söhnchen oder Töchterchen erſcheint, nur als eine Verpflichtung des Geldbeutels; das Kind wird irgendwo auf dem Lande erzogen und die törichte Mutter leidlich abgelohnt oder verſorgt. Von Goethe, der ſchon gegen fremde Hilfsbedürftige ſo gern wohltätig war, der in ſeinem Weſen ſo überaus viel Väterliches hatte, mußte gerade Charlotte ein ganz anderes Verhalten erwarten. Wenn dieſes liederliche Mädchen die Mutter von einem Kinde Goethes wurde, dann war das im Anfange lockere Band zwiſchen ihr und ihm nicht mehr zerreißbar; dann war der große Goethe an eine Perſon gefeſſelt, über die Jedermann im Städtchen ſpöttiſch grinſen und Geſchichten erzählen durfte. Weiter:

wenn Goethe ein eigenes Kind hatte, ſo blieb Fritz v. Stein, gegen den er ſich jetzt noch immer ſehr liebreich bewies, ſein Sohn im alten Sinne nicht mehr; Fritzens Mutter verlor alſo auch damit eine Ausſicht, die bisher zum Glück ihres Lebens gehört hatte.

Iſt es Grillenfängerei, ein Kind zu fürchten, das ſich noch nicht angemeldet hat? So blieb doch die andere Tatſache, daß Goethe nunmehr ſchon eine geraume Zeit mit dem Mädchen umging. Alſo liebte er dies Weſen; er hatte es in ſein Herz genommen, in dasſelbe Herz, in dem zu herrſchen ſo viele Jahre Charlottens größtes Glück geweſen war. Und da er dies Geſchöpf liebte, ſo konnte er die alte Freundin freilich nicht mehr lieben und nichts mehr tun, um die vorige innige Freundſchaft wieder herzuſtellen.

„Sie iſt ſehr, ſehr unglücklich“ ſchrieb Karoline Herder am 8ten Mai über die Stein an ihren Mann, „und Goethe beträgt ſich nicht hübſch... Ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr Leben. Sie iſt den Dienstag nach Ems ins Bad gegangen. Er hat ſein Herz, wie ſie glaubt, ganz von ihr gewendet und ſich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H— vorher geweſen, geſchenkt.“

Unzählige Frauen haben in ihrer großen Betrübnis geglaubt, durch einen langen Brief an ihren Geliebten ihn zur Umkehr bewegen zu können. Sie nennen es: einen letzten Verſuch machen. Sie ſuchen ſorgfältig die Worte, formen die Sätze, rühren die Erinnerungen auf, denen er nicht Widerſtand leiſten kann; ſie ſpitzen ihre Vorwürfe ſo klug zu, daß ſcharfe Pfeile ſein Herz im Innerſten treffen müſſen. Auch Charlotte, die ſonſt

keine Freundin von vielen Worten war, gebrauchte dies Mittel und hoffte noch einmal. Sie ſandte Goethen einen Brief, als ſie ihre Reiſe ins Bad antrat: er konnte und ſollte alſo nicht ſogleich antworten; er ſollte ihre ernſten Gedanken wenigſtens eine Woche lang mit ſich herumtragen müſſen.

Ihr Weg führte über Frankfurt; alſo mußte ſie endlich Goethes Heimat begrüßen, ſein Vaterhaus betreten und ſeiner Mutter den erſten Beſuch machen. Die beiden Frauen hatten ſich noch nie geſehen und waren doch durch das gemeinſame Ziel ihrer Liebe, ihrer Sorge, ihres Stolzes ſo viele Jahre innig verbunden; aber auch durch Charlottes Sohn Fritz waren ſie wie blutsverwandt, denn er war längſt hier geweſen und war der Frau Rat von ihrem eigenen Sohn wie ein Enkel und Erbe empfohlen worden. Auch nach Offenbach zur Frau v. La Roche ließ ſich Charlotte fahren; dann beſuchte ſie in Mainz den Koadjutor Karl v. Dalberg, und dann ſaß ſie einſam in Wiesbaden, jenem elenden, nur wegen ſeiner heißen Quellen beſuchenswerten Städtchen im Lande Uſingen. Sie ſehnte ſich nach Briefen aus der Heimat und beſonders nach der Handſchrift Goethes, nach einer Wiederholung der ſo oft von ihm empfangenen Liebesworte. Aber es vergingen Wochen und Wochen.

Am erſten Juni endlich, als er einige Tage mit dem kleinen Erbprinzen oben auf Belvedere verbrachte, ſetzte er ſich zu der nötigen und peinlichen Erwiderung hin.

Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließeſt, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weiſe betrübt hat.

Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in einem ſolchen Falle ſchwer iſt, aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen.

Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht vorausſah, dem Erbprinzen etwas ſein zu können, hatte ich kaum etwas Anders im Sinne als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen: Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich Andre nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblicke hartnäckig wiederholen laſſen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menſchen uſw. Und Das alles, eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher iſt: ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte innigſte Verhältnis verloren haben ſollte!

Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen! Aber Das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt du mir die Lippen verſchloſſen; wenn ich mitteilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und

Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest?

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicher Weise hast Du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden: Du verstärkst die hypochondrische, quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest.

Möge Dir die Kur, die Reise recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Du mich wieder erkennen werdest.

Aber Charlotte gab nun die Hoffnung auf. Sie schrieb über den Brief den einen vielsagenden Buchstaben: O!!! Wenn er die Sache so ansah, daß die Entfremdung und Erkältung zwischen ihnen beiden von ihrem Kaffeetrinken, ihren krankhaften Stimmungen, ja von ihrer vorsätzlichen üblen Laune herrühre, wenn er sich gar keiner Schuld bewußt war, so durfte sie auf keine Verständigung mehr hoffen. Hier lag kein Kranker vor ihr; es gab nur noch einen Toten zu betrauern, einen für sie Toten.

Als Goethe das böse Schreiben abgesandt hatte, bekam er einen Brief seiner Mutter. Sie erzählte von Charlottens Besuche und mag auch wohl ihren leidenden und bedrückten Zustand bedauert haben. Jedenfalls

fühlte er nun wieder mehr Mitleid mit ihr, nachdem er die nötige scharfe Antwort gegeben, und es trieb ihn, durch einen zweiten Brief die Gebeugte wieder aufzurichten und ihr seinen guten Willen zu einer Erneuerung des alten guten Verhältnisses deutlicher zu zeigen. Also suchte er die vorige Härte zu mildern.

Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrscheinlich war er Dir so unangenehm zu lesen als mir zu schreiben. Indeß ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegen einander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern.

Ich klage nicht über meine hiesige Lage. Ich habe mich gut darein gefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältnis und durch andere Kombinationen Alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Tätigkeit zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in Deinem als meinem Sinne und versichere Dich: daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben.

Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen

bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen: es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen.

Wohl war es eine große Ehre, die Goethe der ſechsundvierzigjährigen Frau gönnte, wenn er ſeine Zukunft, ja ſeine eigene Beſchaffenheit, ſein inneres Weſen von ihrer Freundſchaft in dieſem hohen Maße abhängig erklärte; aber indem er jetzt ausſagte, daß ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr immer ſein Lebensbrot geweſen ſei, ſo erinnerte ſie ſich dagegen, wie lange und tief ſie ſchon unter ſeiner Verſchloſſenheit, ſeinen unnötigen Geheimniſſen gelitten hatte. Ja, er dichtete ſich wohl etwas vor, wenn er glaubte, ihr Miterleben nicht entbehren zu können. Jetzt bat er ſie ſogar, ſein Verhältnis zu ſeiner Beiſchläferin mit ihm zu erleben, damit es nicht ausarte. Dieſen Wunſch hatte er ſich wohl nicht reiflich überlegt; jedenfalls war nichts darauf zu antworten.

Als Charlotte am 6ten Juli von ihrer ſchmerzlichen Badereiſe nach Weimar zurückkehrte, fand ſie in ihrem Zimmer neben andern Grüßen auch ein freundliches Willkommen von einem ehemaligen alten Freunde angeheftet. So nannte ſie ihn jetzt: den ehemaligen Freund.

*

Herders ſchwankten noch Wochen lang zwiſchen Weimar und Göttingen. Den langſam Rückfahrenden verlangte nach Frau und Kindern, nicht nach Weimar. Seine und Karolines Freunde und Freundinnen auf immer zu verlaſſen, ſchien ihm nur eine Kleinigkeit.

„Ach Gott," meinte er, „was ſind ſie uns, was ſind ſie Dir, was ſind ſie mir geweſen? Die gute Kalbin ſchätze ich gewiß wie Du; aber Der iſt auch wiederum Schiller genug, und am Ende haben doch wir beide einzig und allein mit uns ſelbſt gelebet." Karoline hatte ihm kürzlich geklagt, daß Knebel ſich jetzt ganz teilnahmslos zeige, während Goethe ſich immer als treuer Freund bewähre. „Über Knebel denkſt Du vielleicht zu hart" erwiderte ihr Mann; „noch neulich entfuhr es der Herzogin [Amalie], daß er's geweſen, der Jahre lang dem Herzog vorgepredigt: es ſei unverzeihlich, wie ich ſtehe. Als von Goethe das Geſpräch kam, zuckte ſie die Achſeln und ſagte: es ſei ſchade, daß er nichts zuſtande bringen könne und ſich in die Perſon Anderer nie zu verſetzen wiſſe." Noch ehe ſie Dies las, ſchrieb Karoline jedoch ſchon wieder: Goethe liebt Dich und iſt's vor allen Menſchen wert, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achteſt und liebſt an der Angelika, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er iſt von dieſer Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal — vor ſechs Jahren war's — ſo heilig zuſagteſt.

Und noch einmal am 15ten Juni: „O, Den mußt Du als Deinen treuen Bruder lieben und behalten!"

Am 9ten Juli kam Herder in Weimar wieder Aug' in Auge mit den dortigen Gönnern und Freunden, und ſogleich ſchmolz ſein Widerſtand hinweg; er blieb als Vizepräſident des Konſiſtoriums mit 1800 Thalern Gehalt[1]), Tilgung ſeiner Schulden und andern Vorteilen.

[1]) Ebenſoviel bezog Goethe.

Goethe hatte ſich namentlich auch bemüht, daß für die ſechs Kinder von der Herrſchaft aus geſorgt werde, und gebeten, daß der Herzog ſelbſt, die Herzogin Luiſe und die Herzogin-Mutter ſie gewiſſermaßen adoptierten, mit Kleidern verſahen, die Erziehungskoſten übernahmen, auch in ihren Teſtamenten bedachten. Von der Herzogin Amalie bekam er zunächſt einen Korb; ſie hatte ſchon viel für Herder getan und mochte ihn in Rom und Neapel ſatt bekommen haben. Aber Goethe bedrängte ſie noch einmal, indem er ſich wegen ſeiner erſten übergroßen Forderung entſchuldigte.

Wollten Sie nur jährlich 100 bis 150 Taler für ein Kind, etwa für Adelberten, bis zu deſſen Majorennität ausſetzen, ſo würde es mit dem aufrichtigſten Dank erkannt werden. Es iſt für Eure Durchlaucht eine wahre Kleinigkeit, und da der Herzog und die Herzogin ein Gleiches tun, bedeutet es in der großen Familie ſchon Etwas. Laſſen mich Eure Durchlaucht mit dieſem Anliegen nicht unerhört! Was das Vermächtnis betrifft, ſo abſtrahiere ich vorerſt davon, bis Eure Durchlaucht zurückkommen. Und ſollten Sie es nicht tunlich finden, ſo will ich ſelbſt dereinſt von meinem geringen Nachlaſſe dem Kinde Etwas beſtimmen.

Goethe war Pate des zweiten Herderſchen Sohnes und er liebte auch dieſen, ſeinen Guſtel, vor den Andern. Fritz v. Stein ſtand jetzt im ſiebzehnten Jahre und war ſchon zu ſehr an eigene Pflichten gebunden, als daß man ihn einfach mitnehmen konnte, wenn man Luſt zu junger Geſellſchaft hatte; der zwölfjährige Auguſt Herder wollte und durfte immer mitkommen; er eignete ſich auch noch zum Spielgefährten des ſechsjährigen Erbprinzen, den Goethe gleichfalls bevaterte. Dieſen Sommer durfte Auguſt mit ſeinem

guten Geheimrat oben auf Belvedere einige Wochen leben und dann einen ganzen Monat mit ihm in Eiſenach und Wilhelmsthal verbringen. Hier war der Knabe auch oft unter den Augen ſeines Fürſten. „Der Herzog hat auf dieſer Tour Auguſten ſehr lieb gewonnen“, berichtete Goethe den Eltern, „und ich hoffe, der Junge ſoll dadurch in eine Exiſtenz kommen, die für ihn paßt.“

Wenige Zeilen tiefer ſchrieb er Herdern, daß er ſich aus dem Gebirge nach Weimar zu den Freunden ſehne, „und um ein gewiſſes kleines Erotikon wieder zu finden, deſſen Exiſtenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben“.

Dies kleine Erotikon trug ihm, der ſchon längſt ein väterlicher Mann war, jetzt unter dem Herzen ſein erſtes leibliches Kind.

Zwölftes Kapitel

Erdschöpfung, Faust, Metamorphose und ein Söhnchen

Winter 1789/90.

Seit Italien wußte Goethe über die vulkanischen Erscheinungen mehr Bescheid als die meisten deutschen Erdforscher, denn sie kannten vielleicht nur die Rhön oder die Karlsbader heißen Sprudel von eigenem Sehen her. Im Ganzen hatten ihm die noch tätigen Vulkane: Vesuv, Stromboli, Ätna und die phlegräischen Gefilde den selbstverständlichen großen, aber doch keinen ungeheuren Eindruck gemacht. Er schrieb ihnen eine ähnliche Ursache und Wirkung wie den Erdbeben zu, die zwar für ihre Bezirke Leben und Tod, für die Gestaltung ganzer Länder aber nicht eben viel bedeuten. Er fand diese tätigen Vulkane alle am Meere gelegen; die ausgebrannten, den großen Monte Cavo oder die kleineren bei Rom, konnte man sich leicht an ehemaligen Gewässern denken, so daß die Feuer erloschen waren, als das Wasser sie nicht mehr speiste: eindringendes Wasser war also immer irgendwie beteiligt. Die unterirdischen Grundlagen des Feuers dachte sich Goethe nicht sehr tief, vielleicht etwas unter dem Boden des nahen Meeres,

also weit oberhalb von seinem geliebten Grundgebirge, dem Granit.

Noch vor seiner Rückkehr entstand in Deutschland ein Streit zwischen den deutschen Fachleuten, namentlich auch zwischen dem berühmten Freiberger Werner und dem jüngeren Voigt, Goethes mehrjährigem Arbeitsgenossen in mineralogischen und geologischen Dingen. Es entstanden die Parteien der Neptunisten und Vulkanisten; der Kampf ging namentlich über den Ursprung des Basalts. Goethe glaubte anfangs vermitteln zu können; er neigte aber doch nach seiner eigenen inneren Beschaffenheit, nach seinen bisherigen Denkgewohnheiten und nach den ihm am besten bekannten geologischen Verhältnissen, den mitteldeutschen, mehr zur Wasser-Partei Werners. Zu jener Zeit hielt man allgemein das Innere der Erde für eine starre und kalte Masse; zwar jeder Bergmann kannte die Zunahme der Wärme bei tieferem Eindringen, aber man zog keine weittragenden Schlüsse daraus. Newton hatte vermutet, das Innere der Erde müsse feurig-flüssig sein: man übersieht aber auch oft die Meinung eines Großen. Goethe selber hatte wenig Sinn für die Astronomie, weil ihm die mathematische Begabung fehlte; er kannte nur Kants Naturgeschichte und Theorie des Himmels, in der die Planeten für kalte und tote Klumpen gelten, die um die flammende Sonnenkugel kreisten. Nun kamen die Vulkanisten von sich aus zu dem Glauben, daß unsere Erde ein feurig-flüssiger Ball mit einer verhältnismäßig dünnen abgekühlten Rinde sein müsse. Daraus folgte, daß die Oberfläche, auf der wir wohnen, wesentlich von unten herauf, also vom Feuer, bestimmt ist. Das große

Erdfeuer tritt uns aus den Schlünden der Vulkane, wenn sie arbeiten, noch heute zutage und die heißen Quellen hat es für uns gekocht. Die Neptunisten dagegen glaubten die Erde von oben her gestaltet; sie ist der Bodensatz des Chaos, der breiigen Urflut; die Vulkane sind nur örtliche und zeitliche Erscheinungen, unterirdisch brennende Kohlenlager, wie man ja auch Bergbrände an der Erdoberfläche hat.

Goethe ehrte in Werner, dem Führer der Wasserpartei, schon längst seinen Lehrer: er war es mittelbar durch eben den jüngeren Voigt gewesen, der sich jetzt ganz der vulkanistischen Ketzerei ergab. Am 16ten September erschien der berühmte Mann in Weimar. Goethe zeigte ihm seine Mineralien und erzählte von seinen Reisen: er hatte ein viel größeres Stück der Erdkruste gesehen als Werner, der sein ganzes Wissen und Denken eigentlich auf das sächsische Erzgebirge aufbaute. Beide Männer verstanden sich gut; der „steife Meißner" und der steife Frankfurter wurden miteinander schnell genug warm und lebhaft. Am nächsten Tage fuhren sie nach Jena hinüber, wo die mineralogische Sammlung im Schlosse, die der wunderliche Magister Lenz verwaltete, und auch eine größere Bibliothek zu gelehrten Gesprächen noch besseren Stoff bot; Knebel konnte daran teilnehmen; man wanderte auch nach Dornburg hinaus und verband nach der alten Regel utile dulci.

Kein Wunder, daß Goethe nunmehr das Bedürfnis empfand, die Erdgeschichte, wie er sie jetzt mit seinen geistigen Augen sah, auf das Papier zu bringen. Es war ihm gegenwärtig, daß Werner hier, Voigt dort entgegengesetzte Wahrheiten lehrten, daß auch er keine

siegenden Beweise für die Richtigkeit seiner Lehre besaß; er erinnerte sich auch wohl an seinen Faust, der schwer darunter litt, „daß wir nichts wissen können"; er war sich also bewußt, daß er statt fester Tatsachen auch nur Vermutungen vortragen könne. Sei es darum!

Damit eine Wissenschaft aus der Stelle rücke, die Erweiterungen vollkommener werden, sind Hypothesen so gut als Erfahrungen und Beobachtungen nötig. Was der Beobachter treu und sorgfältig gesammelt hat, was ein Vergleich in dem Geist allenfalls geordnet hat, vereinigt der Philosoph unter einem Gesichtspunkt, verbindet es zu einem Ganzen und macht es dadurch übersehbar und genießbar. Sei auch eine solche Theorie, eine solche Hypothese nur eine Dichtung, so gewährt sie schon Nutzen genug: sie lehrt uns, einzelne Dinge in Verbindung, entfernte Dinge in einer Nachbarschaft zu sehen, und es werden die Lücken einer Erkenntnis nicht eher sichtbar als eben dadurch. Es finden sich gewisse Verhältnisse, die sich aus ihnen nicht erklären lassen. Eben dadurch wird man aufmerksam gemacht, gehet diesen Punkten nach, die eben deswegen die interessantesten sind, weil sie auf ganz neue Seiten führen. Und was mehr ist als Alles: eine Hypothese erhebt die Seele und gibt ihr die Elastizität wieder, welche ihr einzelne zerstückte Erfahrungen gleichsam rauben. Sie sind in der Naturlehre, was in der Moral der Glaube an Gott, in Allem die Unsterblichkeit der Seele ist. Diese erhabenen Empfindungen verbinden in sich Alles, was übrigens gut in dem Menschen ist, heben ihn über sich selbst weg und führen ihn weiter, als er ohne sie gekommen wär'.

Man hat also Unrecht, sich über die Menge der Theorien und Hypothesen zu beklagen; es ist vielmehr besser, je mehr ihrer gemacht werden. Es sind Stufen, auf denen man das Publikum nur kurze Zeit muß ruhen lassen, um es alsdenn immer höher und weiter hinauf zu führen. In diesem Sinne halte ich es gar nicht für überflüssig, noch eine Theorie von der Entstehung der Erde zu wagen, die zwar an sich nicht neu ist, wohl aber Manches in eine neue Verbindung stellt ...

Der vielbeschäftigte Mann kam jetzt leider nicht dazu, nach dieser vielversprechenden Einleitung seine Theorie niederzuschreiben. Wir wissen, daß er die Mitte der Erde oder vielmehr jene Hauptmasse, zu der keine menschliche Anstrengung jemals reichen kann, als unerkennbar beiseite ließ. Das obere Gebiet, auf dem sich jetzt lebende Wesen bewegen, war auch in seinen Augen ursprünglich ein Chaos, sozusagen ein festflüssiger Dunst, ein regelloses Gemisch aller Elemente. Der Anfang alles Geschehens stellt sich als eine Scheidung dar, vielleicht nach der Schwere; die Gase stiegen nach oben, die Stoffe, aus denen sich nachher Gesteine bildeten, sanken nach unten; die verbleibende dickflüssige Mitte ward mehr und mehr zu dem, was uns als Weltmeer bekannt ist. Unten legten sich die festen Massen schalenartig übereinander und kristallisierten; das erste, älteste Gestein war der Granit. An einigen Stellen ragten die Spitzen der Felsen allmählich über dem abgeklärten und gesunkenen Ozean hinaus: Inseln entstanden und Festländer. Indem dieser Prozeß der Senkung des Wassers fortschritt, kam es, bildlich gesprochen, zu manchen harten Kämpfen zwischen den Gebirgen oder Ländern mit den an sie anbrandenden oder in ihnen eingeschlossenen Meeresteilen. Unsere jetzigen großen Täler sind als Provinzen zu betrachten, die das Meer an das Land hat zuletzt abtreten müssen. Im Meere waren unterdessen Tiere entstanden, deren kalkige Schalen nun auch zum Aufbau der Gründe dienten; ebenso gab es auf den herausgetauchten Inseln Pflanzen: viele von ihnen wurden als abgestorbene Reste ins Meer hinausgeschwemmt und verwandelten sich langsam in Kohlen. Das letzte

Gestein, das sich im Ozean niederschlug und kristallisierte, war der Basalt.

Die immer breiter herauswachsenden Rücken der Inseln und Festländer wurden vom Meere benagt, das Täler schuf und sie mit Sand, Ton und Lehm, den letzten Ergebnissen der Erosion, bedeckte. Als in den jüngsten Zeiten der Erdgeschichte eine Senkung des Wasserspiegels diese weiten Furchen trocken legte, vermochten die Flüsse nur schmale Rinnen darin einzugraben. Wo (wie im Apennin) steile Gebirge früher den Zutritt des Meeres gehindert hatten, war nur ein Gewirr enger und unfruchtbarer Täler entstanden; in flacherem und tieferem Land (wie in Toskana und Böhmen) hatte es freier und breiter gewirkt und die sanftgeneigten Flächen mit fruchtbarem Boden erfüllt.

Vor dieser Zeit schon hatten sich aber hier und da die Kohlenlager entzündet; die Basaltdecke war zerschmolzen, an anderen Stellen vom sinkenden Meer zerrissen, so daß sie nur in einzelnen Fetzen erhalten blieb. So entstanden die Vulkane, die erloschen, sobald früher oder später der Brand sich verzehrt hatte: heitere Hügel, neu geschaffene, üppig fruchtbare Landstrecken wie Kampanien waren dann die Zeugen für das vergangene Wirken zerstörender Kräfte[1]).

*

[1]) Die beiden letzten Absätze entnehme ich wörtlich dem sehr gehaltreichen Werke: 'Goethes geologische Studien' von Max Semper, dessen Verfasser uns sehr deutlich zeigt, in welchem Meer von Schwierigkeiten wir bei diesen Berichten über ein längst verflossenes Stück Wissenschaftsgeschichte herumgetrieben werden. Um es vorweg zu nehmen: Goethes von

Vielleicht kam Goethe bei seiner Erdgeschichte nur deshalb nicht über die Einleitung hinaus, weil er zu einem militärischen Manöver berufen wurde. Er hatte schon im Frühjahr Lust bekommen, sich ein solches Schauspiel, von dem sein Fürst mit Begeisterung sprach, anzusehen; er meinte damals die große preußische Truppenschau, die alljährlich bei Magdeburg, genauer: bei Körbelitz, noch ebenso wie unter dem Alten Fritzen abgehalten wurde. Damals hatte er seinen Wunsch zu spät geäußert; als er jetzt in Jena mit Werner und Knebel beim Glase Wein in die Tiefe des Ur-Weltmeers versank und die Felsmassen vom Granit bis zum Basalt kristallisieren ließ, kam ein Brief seines Herzogs an und forderte ihn auf, die Herzogin zu den kleineren Reiter-Übungen nach Aschersleben zu begleiten.

Am 29ten September reiste man ab, und in den nächsten Tagen führte der königlich preußische Generalmajor Herzog von Weimar sein Kürassierregiment, vormals v. Rohr, seiner hohen Gemahlin und seinem poetischen Freunde Goethe in allen Kriegskünsten vor. Leider war das Wetter ziemlich schlecht, und die Garnison Aschersleben bot wenig Unterhaltung. Um so mehr reizte der nahe Harz; im Bodetale konnte Goethe Führer sein; er konnte den weimarischen Freunden zeigen, an

Andern übernommene oder selbst gefundene geognostischen Ansichten sind für die Nachfolger von keinem Wert gewesen; diese Wissenschaft steckt aber auch heute noch besonders tief in Hypothesen. Und alle Urteilsfähigen unterscheiden sehr zwischen dem Naturforscher Goethe und den Ergebnissen seiner Forschung; er selber behält viel Vorbildliches, auch wo er irrte.

welchen Stellen Kraus die ihnen bekannten wissenschaftlichen Landschaften hatte zeichnen müssen; er konnte ihnen oben auf der Roßtrappe, von dieser würdigsten Kanzel herab seine Erdschöpfung verdeutlichen und mit der Hand auf die Granitkristalle weisen, die er zu sehen glaubte. Konnte sie wählen lassen zwischen Poseidon und Hephaistos als Schöpfern unserer Erdoberfläche.

*

Am 8ten Oktober mit dem herzoglichen Paare zurückgekehrt, reiste er schon zwei Tage darauf nach Leipzig, um mit den Buchhändlern zu reden, hauptsächlich aber um für August Vulpius zu sorgen, durch dessen Hilfsbedürftigkeit er im vorigen Jahre zu seinem Schätzchen gekommen war, das ihm jetzt auch ein Kindchen versprach. Dieser ihm nun verwandt werdende Mann stand mit seinen siebenundzwanzig Jahren noch immer nicht am rechten Orte; er war nach manchen Mißerfolgen auch mißmutig und zaghaft geworden. Einige Versuche Goethes, ihn als Hauslehrer zu empfehlen, waren vergebens getan; nun glaubte der Gönner, unter den mancherlei Geschäften des Buchhandels müßte sich doch ein für diesen Halbgelehrten passendes finden lassen. Er schrieb deshalb an Göschen; dieser nahm ihn auf Goethes Bitte vorläufig auf, sprach ihm aber sehr bald jede Aussicht ab: er eigne sich nicht für trockene Buchhändlerarbeit, sei zum Übersetzen nicht kenntnisreich genug, für Korrekturlesen zu ungenau und als Schriftsteller stehe er auf zu unsicherem Boden. Auch zum Hauslehrer werde er wohl kaum taugen, da

er zu schwach im Französischen und unmusikalisch sei; sonst hätte ihm der Kreissteuereinnehmer Weiße, der seit Gellerts Tode der oberste deutsche Hofmeister-Besorger war, eine Stelle verschaffen können. Goethe wandte sich nun auch an seinen alten Bekannten Breitkopf; er selber war bereit, für den Bruder seiner Geliebten einen regelmäßigen Zuschuß zu leisten, und hoffte auf diese Weise trotz Göschens Urteil dem nicht unbegabten und sicherlich gutartigen Vulpius eine Existenz in der Buchhändlerstadt einrichten zu können. Vermutlich brachte er aber auch von den mündlichen Unterredungen mit diesen Kaufleuten nur unverbindliche Zusagen guten Willens nach Weimar zurück.

Dort fand er einen Brief von Kayser aus Zürich vor, der sich ihm wieder nähern wollte, jedoch kein neues Vertrauen einflößte. Namentlich aber fand er den Freund Knebel gleichfalls wieder einmal als Patienten. Der adlige Major und Fürstenfreund Karl v. Knebel hatte mit dem armen August Vulpius die schlimme Eigenschaft gemein, daß er trotz vieler Gaben und Tugenden den andern Leuten nicht recht brauchbar erschien; kein Wunder, daß er oft in trübe Stimmungen versank! Jetzt glaubte er es in Weimar oder in der Nähe nicht mehr aushalten zu können und bat den Herzog um einen Urlaub, d. h. um die Erlaubnis, von seiner weimarischen Pension im Auslande zu leben. Dieser antwortete sehr freundlich, konnte aber das wirklich erlösende Wort nicht aussprechen, nämlich die Ernennung Knebels zum Kanzler der jenaischen Akademie oder die Verleihung eines andern würdigen Postens. Die

Freunde redeten auf den Unzufriedenen ein, trotzdem in dem alten Kreise zu bleiben, wo man ihn liebe; den Winter über harrte Knebel noch aus; dann wandte er sich nach seiner fränkischen Heimat, nach Ansbach und Nürnberg.

Wenn sich Goethe mit solchen ihre Stätte und Arbeit immer noch suchenden Menschen verglich oder wenn sonst die Frage wieder auftauchte, ob er mit der Rückkehr nach Weimar das Rechte getroffen, da konnte er diese Frage auch allgemein fassen: Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein? Oder, da der Begriff Mensch doch zu allgemein ist, ein Mensch von Goethes Art, ein Dichter, Künstler, Forscher, Grübler?

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung. Dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut: Der Deutsche versteht sich auf den Nektar wie ihr!
Dann geziemende Kleidung. Und Freunde, vertraulich zu schwatzen.
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu: Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten getan.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint.
Gut — schon dank ich euch, Götter! Ihr habt den glücklichsten Menschen
Eh'stens fertig: denn ihr gönntet das Meiste mir schon!

Wäre es Goethe zu verdenken gewesen, wenn er seiner eigenen Kraft und Einsicht (außer dem „guten Glück" oder „den Göttern") all sein Erreichtes zugeschrieben hätte? Er war aber fest überzeugt, daß sein

Wohlbefinden aus einer andern Quelle floß: aus der Güte seines Herrn und Beschützers Karl August. Gerade jetzt, wo er seine Dichterwerke gesammelt den deutschen Lesern anbot und der Dank dieser Leser doch im Ganzen nur spärlich und schwächlich ausfiel und sich erst recht nicht in irdische Güter verwandeln ließ. Iphigenia, Egmont, Tasso: auf der Geldwage wogen sie leicht! Wie im Publikum, so hätten seine Werke auch bei den allermeisten Fürsten nicht für solche Werte gegolten, daß man ihren Urheber begehrt oder belohnt hätte; ein Friedrich der Große, ein Joseph der Zweite hatten für ihn keine Stunde der Beachtung gehabt; der neue König von Preußen, die Kurfürsten, die allermeisten andern Herzoge und Fürsten: was fragten sie nach ihm und nach der ganzen deutschen Literatur! Also war es doch wirklich Karl Augusts Person, der er sein gutes Schicksal zu danken hatte.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!
Doch was prieset du ihn, den Taten und Werke verkünden
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht!
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht (als ein Dichter!) verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mir nach, und Frankreich mochte mich lesen;
England, freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.

Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäzen[1]).

Karl August gab sich auch auswärts gern mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten ab; jetzt gerade ließ er sich in Berlin von dem immer lebendigen Kapellmeister Reichardt dessen Gedanken und Pläne über eine nötige und mögliche Verbesserung des deutschen Schauspiels und der deutschen Oper vortragen; er trat über diesen Gegenstand brieflich auch mit Friedrich Schröder in Verkehr. Schröder in Hamburg war als Theaterdirektor, Schauspieler und Schauspieldichter jetzt ohne Zweifel Conrad Ekhofs würdigster Nachfolger. Karl August hatte Bellomos Truppe, die nun fünf Jahre in Weimar spielte, mit der Zeit satt bekommen; eigentlich bot sie für dies kleine Städtchen (und den kursächsischen Badeort Lauchstädt, wo sie im Sommer spielte) erstaunlich viel. Im Schauspiel brachte sie Stücke von Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller[2]) neben der üblichen Theaterware von Iffland, Schröder, Jünger, Großmann und dem jungen weimarischen Landsmann Kotzebue; in der Operette und

[1]) Chinesische Glasbilder, auf denen Werther und Lotte dargestellt waren, sah man 1779 bei Glückstadt auf einem ostindischen Kauffahrer in der Kajüte des Kapitäns. — Goethe kündigte obiges Gedicht zu Ehren Karl Augusts diesem selbst am 10. Mai 1789 als bevorstehend an; in Druck erschien es erst 1800.

[2]) Von Goethe: ‚Clavigo' und ‚Geschwister'; Schiller: ‚Räuber', ‚Fiesko', ‚Kabale und Liebe'; Lessing: ‚Minna' und Emilia Galotti'; Shakespeare: ‚Kaufmann von Venedig', ‚Lear', ‚König Johann', ‚Hamlet'.

Oper mußte man ihre Leistungen geradezu bewundern. Bellomos Unternehmen war halb frei, halb dem Hofmarschall als dem Vertreter der fürstlichen Gönner und Gönnerinnen untergeordnet. Nicht einmal einen Schauspieler annehmen oder entlassen konnte er ohne Zustimmung von oben; er spielte in dem Gesellschafts- und Theatergebäude, welches der Herzog gegenüber dem Palais seiner Frau Mutter hatte erbauen lassen; seine sichere und nötigste Einnahme hatte er von den fürstlichen Personen; also war nicht viel Unterschied von dem seinigen und einem Hoftheater. Karl August jedoch bekam Lust, dies Theater ganz unter seine eigene, durch einen Untergebenen zu besorgende Direktion und ganz auf die Hofkasse zu nehmen, also ebenso, wie man es in seinen ersten Jugendjahren gehalten hatte, bis das Schloß abbrannte. Sein Freund Goethe aber blieb gegen diesen neuen Plan kühl; er hatte für sich den Gedanken der Theaterverbesserung durchgearbeitet und erledigt: nämlich in dem allerdings noch unfertigen Romane von dem Wilhelm Meister, der so lange Zeit ein Lehrling blieb: woher sollte er jetzt sogleich einen neuen Glauben an den Aufstieg des deutschen Theaters nehmen? Oder gar Lust bekommen, mit seinen eigenen Schultern den Thespiskarren bergauf zu schieben?

Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte: sie haben keinen Geschmack. (Versteht sich: auch im Durchschnitt.) Den roheren Teil hat man durch Abwechselung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honettetät zum besten. Ritter, Räuber, Wohltätige, Dankbare, ein redlicher, biederer tiers-état, ein infamer Adel usw. und durchaus eine wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt: Das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unsrer Romane und Schauspiele.

Mit andern Worten: die Zerrbilder von Friedrich Schiller und die Biedermannsstücke von Iffland bezeichneten noch die bessere Hälfte der üblichen und möglichen Darbietungen. „Was ich unter diesen Aspekten", schreibt Goethe an Reichardt weiter, „von Ihrem Theater hoffe, es mag dirigieren, wer will, können Sie denken."

*

Der im Jahre 1774 mitabgebrannte Theatersaal war ersetzt worden, aber die Tatsache, daß nach fünfzehn Jahren das große Residenz-Schloß sich noch immer als Ruine vorstellte, erregte wohl manchen Tadel. Bei leeren Kassen ist schwer bauen! Ende 1788 entschloß sich Karl August, endlich einen Anfang zu machen, und nun fand sich in Weimar und im ganzen Ländchen kein für diese Aufgabe ausreichender Baumeister. Goethe, der weitgereiste Kunstkenner, der selber den Vitruv und Palladio eifrig studiert hatte, ward um Rat gefragt. Er empfahl einen hamburgischen Architekten August Arens, den er in Rom kennen gelernt hatte, und Arens sagte zu. Als sich jedoch seine Ankunft immer wieder verzögerte, ward der Merseburger Stiftsbaumeister Chryselius eingeladen; mit ihm einigte sich die Schloßbau-Kommission, der, wie sich versteht, auch Goethe angehörte, zunächst dahin, daß die alten Umfassungsmauern in der Hauptsache beibehalten und die umgebenden Gräben

und Teiche zugeschüttet werden sollten; auch ward beschlossen, daß „deutsche" Dächer aufzusetzen seien, nicht italienische, d. h. flache, wie Goethe gern gesehen hätte.

Anfangs Juni stellte sich Arens endlich ein; er blieb aber nur vierzehn Tage; ebenso blieb er im Januar und Februar 1790 nur wenige Wochen. Goethe hätte ihn gern bewogen, nach Weimar überzusiedeln, damit der künftigen Künstlerstadt ein Baumeister hohen Ranges nicht fehle. Er führte ihn deshalb auch zum Koadjutor nach Erfurt und zum gothaischen Herzoge, um ihm auch dort Aufträge zu verschaffen und lobte ihn fleißig gegen den wieder einmal abwesenden Karl August:

Arens hat uns recht schön auf's Klare geholfen, und wir können den ersten Schritt mit Zutrauen und gutem Mut wagen. Arens hat auch einige artige Zeichnungen für den Park hinterlassen und sich durchaus als ein geschickter, verständiger und redlicher Mann gezeigt . . .

Hier werden Sie bei Ihrer Rückkunft Alles bereit finden, und man wird sogleich mit der Arbeit anfangen können. Die meiste Zeit des vergangenen Monats [Januar] habe ich auf dieses Geschäfte verwendet.

Am 9ten April (1790) geschah endlich der feierliche Anfang der großen Erneuerung des uralten Herrschaftssitzes.

*

Bei seiner Berufung in die Schloßbau-Kommission erklärte sich Goethe gegen den Herzog: „Das Beste, was man für die Sache tun kann, ist: für die Menschen zu sorgen, die das, was geschehen soll, klug angeben und genau ausführen. Wir verstehen's ja alle nicht und höchstens können wir wählen".

Diese staatsmännische Einsicht paßte noch besser auf das Bergwerk zu Ilmenau. „Wir verstehen's ja alle nicht". Es war droben noch kein grober Fehler begangen worden, aber man kam auch nicht recht vorwärts. Wie sollte es auch auf die Dauer taugen, daß am Orte selbst nur Handwerker und Untergeordnete sich betätigten, während die Herren, die das entscheidende Wort zu sprechen hatten, eine Tagereise weit in Weimar saßen! Und unter diesen Herren war kein einziger Fachmann! Wie töricht auch, daß ein Mann wie Goethe sich mit den ilmenauischen Alltagssorgen plagte oder vor ihnen behütet werden mußte! Zum Beispiel war einmal zum Bau eines „Kunstgezeugs" übermäßig viel teures Eisen verbraucht worden; da mußte Voigt den Berg-Geschworenen bitten, „diese ärgerliche Eisenrechnung" Goethen nicht vorzulegen.

Ich suche den trefflichen Mann alle nicht schlechterdings notwendige verdrüßliche Dinge zu überheben. Es ist nicht gut, einen solchen Mann auf dergleichen Art nicht so zu schonen, wie er es so sehr verdient; kein Wunder wär' es sonst, er zög' sich ganz zurück.

Es ist früher erzählt worden, welche große Mühe die Bewältigung des im Schacht eingedrungenen Wassers machte. In einem Ländchen, wo man mit dem Bergbau eben erst anfing, fehlte es eben durchaus an Sachverständigen, wenn sich solche Schwierigkeiten zeigten. In Kursachsen gab es deren genug, aber es hielt schwer, sich ein paar erfahrene Kunststeiger daher zu leihen; im Herbst 1789 kamen sie an. Glücklich aber traf es sich zu eben dieser Zeit, daß der jüngere Bruder Voigts, der treffliche Mineraloge und Geognost, noch bereit

stand, in Ilmenau zu helfen, und sich sogar willig erklärte, oben im kalten einsamen Gebirge das ganze Jahr zu wohnen, wie sehr auch seine Frau sich dagegen sträubte. Goethe verschaffte ihm den Titel „Bergrat“ und ein auskömmliches Gehalt. Nun war ihm leichter ums Herz, wenn er an Ilmenau dachte.

*

Wie für das elende, in Armut verkommene Bergnest inmitten der hohen Wälder, fühlte Goethe sich auch als Vormund für das liebe alte Studentennest an der Saale, das sich so fröhlich gebärdete, aber der Verwaltung doch auch manche Sorge machte. Einmal drohte sich dort eine Freimaurerloge aufzutun. Dergleichen war wirklich bedrohlich, denn eine Loge bedeutete eine neue Korporation neben der oder gegen die alte Korporation Jenas, die Akademie; diese neue Körperschaft konnte nur die dort schon häufigen Streitigkeiten noch weiter vermehren. In ganz Deutschland hatte man die Erfahrung gemacht, daß durch solche geheimen Gesellschaften überhaupt die Narren und Schelmen gar zu leicht einen gefährlichen Einfluß gewannen. Man sollte all das Geheimwesen nicht dulden, war Goethes Meinung. „Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publizität.“ Es gelang ihm, die jenaischen Professoren von seiner (und des Herzogs!) Ansicht zu überzeugen, und Bode in Weimar, der trotz aller übeln Erfahrungen immer noch für seine geliebte Freimaurerei lebte und webte, mußte sich dann auch darein fügen.

In Jena lehrte seit dem 26sten Mai der neue Professor Schiller. Anfangs hatte der Dichter der ‚Räuber‘ gewaltigen Zulauf; bald war der Reiz der Neuheit verschwunden, und der Poet und Schriftsteller empfand das Lehramt wie einen geliehenen Rock. Er las nur zwei Stunden in der Woche; also schadete diese Anstrengung seinem wahren Berufe nicht zu sehr. Aber es war nicht das Rechte. Am 3. August verlobte er sich im Lauchstädter Bade mit dem Fräulein v. Lengefeld, zunächst heimlich, da er ja an Heiraten noch nicht denken konnte; er verdiente kaum für sich allein das Nötigste, und Schulden waren auch noch abzutragen. Er grübelte nun über neue Anstellungen und Erwerbsmittel; bot sich das Bessere nicht auswärts, so mußte er hier in Jena doch wenigstens zweihundert Taler im Jahre mehr haben; einigen Zuschuß würde seine Lotte auch von ihrer Mutter bekommen. Die Schwestern in Rudolstadt planten und grübelten mit ihm: „Ich habe schon gedacht“ schrieb ihnen Schiller, „wie es vielleicht möglich wäre, unsere Vereinigung auf das Frühjahr durch Goethen zu befördern, und die Idee wird mir immer annehmlicher. Auf ein fixes Gehalt kommt Alles an. Wie wär's, wenn wir uns Goethen anvertrauten, so daß er sich für unser Verhältnis interessiert, daß es ihm gleichsam in die Hände gegeben wird?“ Aber Goethe kam bald danach nach Jena, wohnte in Knebels Stube, arbeitete mit dem Botaniker Batsch und kümmerte sich wieder einmal wie schon öfter nicht um den Professor Schiller. Die Schwestern hatten unterdessen die Frau v. Stein ins Vertrauen gezogen, und diese vertrat ihre Sache sogleich tapfer gegen den Herzog und die Herzogin.

Schiller bekam die benötigten zweihundert Taler im Jahr zugesichert, und am 22. Februar 1790 konnte er sich in der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena mit seiner geliebten Lotte in aller Stille trauen lassen.

In der dritten Woche danach war Goethe wieder mehrere Tage in Jena, hatte diesmal aber wirklich keine Zeit, sich um das neue Ehepaar zu kümmern, denn jetzt gab es hier Krieg zwischen Militär und Studentenschaft, und er hatte den Auftrag vom Geheimen Konsilium — der Herzog selber war abwesend — Frieden zu stiften. Neckereien zwischen den Soldaten und den Studenten waren in Jena von jeher üblich gewesen; diesmal hatte die Wachpatrouille unter Führung eines Feldwebels Wachtel die Burschen angegriffen und mehrere verletzt. Prorektor Schütz verlangte Genugtuung und strenge Bestrafung der Soldaten; die ganze Universität stand hinter ihm. Als Goethe eintraf und sich zuerst mit Griesbach und Loder von der einen und Major v. Bentheim von der andern Partei beriet, hatte das Militärgericht eben stattgefunden; es glaubte, die Sache mit vierzehn Tagen Arrest für den Feldwebel und noch leichteren Strafen für die andern Angreifer aus der Welt schaffen zu können; aber nun nahmen die Studenten eine drohende Haltung ein. Sie kannten ihren eigenen Karzer mehr von der lustigen Seite und empfanden einen bloßen Arrest als eine Verhöhnung der Beleidigten. Anderseits gaben aber auch die Soldaten ihren alten Haß gegen die begünstigten akademischen Bürger unzweideutig zu erkennen. Goethe hatte keine kleine Mühe, seine Beruhigungspülverchen bald hier bald dort einzugeben. Er brachte es aber dahin, daß

der offene Kampf unterblieb, vielmehr die Rückkehr und Entscheidung des Herzogs abgewartet wurde. Dieser ließ alsbald die schuldige Kompagnie nach Weimar verlegen, setzte ihren Hauptmann ab; Wachtel ward gleichfalls kassiert und bekam fünfzig Fuchtelhiebe zum Abschiede.

*

Zuweilen war unter den Geheimen Räten auch von der großen Politik die Rede, von einem drohenden Krieg u. dgl. Ein andermal tauchte in Berlin, wo der Herzog lange Zeit verweilte, die Behauptung auf, daß die ernestinischen Herzogtümer ein verbrieftes Erbrecht auf die Ober- und Niederlausitz hätten: nun mußte auch Goethe diese verwickelte Streitfrage auf ein paar Tage in den Kopf nehmen; das Hauptstudium überließ er jedoch den Kollegen. Gelegentlich ließ er es doch merken, daß er sich an keine andere Arbeit gebunden fühle als an diejenige für das Ilmenauer Bergwerk und für den neuen Schloßbau.

Um diese Zeit schrieb einmal die Frau v. Schardt an den bayreuthischen Minister v. Seckendorff, einen Bruder des verstorbenen weimarischen Kammerherrn, ihre Meinung über die Diener Karl Augusts, und sie sprach offenbar als eine Stimme der Einsichtigsten.

„Alles, was uns hier fehlt", meinte sie, „ist ein gerechter, edler und für das Gute eifriger Minister, der sich nicht scheut, zu reden. Fritsch ist nicht der Mann dazu. Goethen, der sicherlich den Charakter dazu hätte, fehlt der Sinn dafür. Er fühlt, daß er in den Geschäften nicht die Geschicklichkeit hat, die über die Schwierigkeiten hinwegführt, und deshalb hat er sie aufgegeben. Er ist dem Herzoge ganz nützlich, da er ihm als Freund dient; ich kann die Ungerechtigkeit nicht

erkennen, die die Leute darin finden, daß er sein Gehalt weiter behält. Hat ein Fürst nicht das Recht, einem Manne, den er liebt, Gutes zu erweisen?"

Goethe strebte schon lange danach, daß sein Herr bessere Berater bekomme. Ein eifriger, sachkundiger, seine ganze Kraft einsetzender erster Minister war in der Tat des Landes und des Herzogs Bedürfnis. Der alte Herr v. Fritsch verknöcherte immer mehr. Ehe man ihn aber mit hohen Ehren in den wohlverdienten Ruhestand komplimentieren konnte, mußte der bessere Nachfolger gefunden werden. Solch einen kraftvollen, leitenden Minister bildete Goethe für eine fernere Zukunft schon längst heran: sein geliebter Fritz v. Stein mußte aber zunächst erst einmal an Akademien und anderwärts studieren und die Welt kennen lernen. Inzwischen waren die Augen offen zu halten, ob sich nicht in Preußen oder andern Ländern der rechte Mann entdecken lasse.

Goethe lenkte aber auch immer wieder die Augen seines Herrn auf die Tugenden des ihm von Ilmenau her bekannt gewordenen Hofrats Christian Gottlob Voigt, dessen Leistungen manches Jahr unbeachtet und schlecht belohnt geblieben waren. Im März 1789 wurde Voigt endlich zum Geheimen Regierungsrat ernannt; bald nahm ihn der Herzog einmal zu Verhandlungen nach Berlin mit, damit er zum ersten Male Blicke in eine größere politische Welt, eine weit ausgedehnte Staatsverwaltung tun konnte. Da der Herzog ihn dort sehr schätzen lernte, so war sein zunehmender Einfluß und auch seine schließliche Berufung in die höchste Behörde der Heimat, den Geheimen Rat, vorauszusehen.

*

Goethe selber durfte ja schon deshalb im Geheimen Rate nicht mehr mitwirken, weil seine ‚Werke' ihn noch immer verlangten. Der ‚Tasso' war endlich ganz fertig und ausgefeilt da; nun war ‚Faust' als der nächste große Berg zu bewältigen. Wie lange sollte das dauern, wenn er jeden Schritt dabei ebenso vorsichtig-zierlich machte wie bei den fünf Akten Tassos? Und überhaupt: wie sollte der Dichter des ‚Tasso' ein Werk vollenden, das der Dichter des ‚Götz' angefangen hatte? Lag nicht eine Welt zwischen beiden? Der in Italien zum klassischen Wesen völlig Erzogene hatte sich, bildlich gesprochen, an das Zeichnen mit dem Silberstift gewöhnt; wie hätte er sogleich wieder im altdeutsch-groben Holzschnitt geschickt sein können?[1]) Aber sicherlich ließ sich auch eine Art mittlerer Stil denken: die allzu plumpe Volkssprache der alten Faust-Anfänge konnte verfeinert, Prosa in Verse emporgehoben werden usw. Goethe tat es; er schuf die Schülerszene und diejenige in Auerbachs Keller um, verbesserte auch sonst Manches, tat die in den letzten Jahren neu entstandenen Szenen hinzu: ‚Hexenküche' und ‚Wald und Höhle'; aber dann ging ihm die Kraft aus. Den schauerlichen Schluß von Gretchens Erdenleben konnte er nicht so lassen, wie er in der Handschrift dalag und vermochte ihn doch auch nicht nach Gebühr zu verbessern. Und dann kam erst die wahre Schwierigkeit: den Helden selbst zu seinem Ende

[1]) Silberstifte gab es damals wirklich neben den Bleistiften; man zeichnete damit auf Pergament oder besonders zubereitetem Papier. Herder verglich später Goethes Manier in der ‚Natürlichen Tochter' mit einer höchst zarten, fast ätherischen Silberstift-Zeichnung.

zu führen. Ja, zu welchem Ende? „Ein solcher Böse-wicht gehört in die Hölle“ erwiderte das Volk seit Jahrhunderten; Goethe aber war ein Heide, also lag für ihn die Sache schwierig.

Er machte es nicht ganz so wie Alexander, der den Knoten des Gordios, da er ihn nicht auflösen konnte, mit dem Schwerte zerhieb, aber er half sich doch auch auf eine recht einfache Weise. Er schrieb über alle noch nötige Leistung in Gedanken die zwei weisen Worte cura posterior[1]) und schrieb mit der Feder hinter das Titelwort ‚Faust‘ die andern zwei Worte: Ein Fragment. Er brach das längst fertige, jetzt aber nicht befriedigende Stück der Gretchen-Tragödie (Valentins Tod, Gretchen im Kerker, Fausts Rettungsversuch) von dem Vorhergehenden ab; der dann verbleibende Schluß war ja auch deutlich genug: Gretchens ohnmächtiges Hinsinken in der Kirche und der Gesang des Chores: Quid sum miser tunc dicturus? Dies irae, dies illa![2])

Am 10ten Januar 1790 sandte er diesen ‚Faust‘ an Göschen ab. Die zu seinen gesammelten Schriften sonst noch fehlenden kleineren Sachen waren inzwischen auch fertig geworden. Also war von ihm aus diese große Aufgabe, die Verbesserung und Herausgabe seiner sämtlichen Arbeiten, die für das Publikum reif waren, geleistet.

„Und ich fühle mich nun erst als ein freier Mensch“ schrieb er an seinen Herzog, „da ich diese Verbindlichkeit erfüllt habe. Nun kann es an andre Sachen gehn!“

[1]) Spätere Sorge.

[2]) Was werde ich Elender dann sagen können? Tag des Zornes, jener Tag.

*

Welche Hauptarbeit war bei diesem vielseitigen Manne nun an der Reihe? Es konnte der halbfertige Roman von jenem Wilhelm Meister sein, der bisher noch ein Schüler geblieben, oder eine Oper — tatsächlich wechselte Goethe darüber Briefe mit dem rührigen Tonsetzer Reichardt — oder eine Theorie, worin die Physiognomik auf eine praktische Weise mit der plastischen Kunst verflochten wurde, oder auch Etwas aus dem weiten Gebiet der Naturwissenschaften. Eine Anzeige in der Jenaischen Literatur-Zeitung vom 11. November gab den Ausschlag; darin stand, daß zur nächsten Ostermesse ein Buch des Konrektors Sprengel zu Spandau erscheinen solle: ‚Versuch, die Konstruktion der Blumen zu erklären‘. Goethe entschloß sich sogleich, diesem Sprengel zwar nicht zuvorzukommen, aber gleichzeitig mit ihm auf dem Plane zu sein. Einiges Schriftliche zum Gegenstande hatte er aus jener Zeit liegen, wo er in Rom dem Professor Moritz seine Gedanken vorgetragen; jetzt stellte er seine Lehre ganz ordentlich dar, in Paragraphen, nämlich in ganz kurzen, numerierten Absätzen. Und sogleich sah er sich nach einiger Hülfe, nach einem ersten Leser um. Vor seiner italienischen Reise hatte er an einem Wintertage beim Schlittschuhlaufen zufällig einen jungen Naturforscher namens Batsch kennen gelernt, der aus Jena gebürtig war und damals in Weimar in sehr bedrängten Verhältnissen sich durchhungerte, seiner Zukunft noch ganz ungewiß; Goethe hatte geholfen, diesen jungen Mann zum Professor in der medizinischen Fakultät zu Jena zu machen, denn die Botanik, der Batsch sich besonders widmete, wurde ja nur als Hilfswissenschaft der Ärzte gepflegt.

Jetzt konnte Goethe von diesem Begünstigten Beistand erwarten; er verbrachte deshalb die Tage vor Weihnachten in Jena und ging mit Batsch die einzelnen Paragraphen — es wurden ihrer einhundertdreiundzwanzig — durch, um Einwände, Berichtigungen, Ergänzungen des Fachmanns zu hören und durchzusprechen. Man hätte zu diesem Werkchen einige Abbildungen anfertigen lassen, auch den Text durch einzelne Ausführungen verdeutlichen sollen, aber die gebotene Eile zwang, solche Verbesserung für die Zukunft aufzusparen; jetzt galt es, das Grundsätzliche, das von Goethe Gefundene oder Geschaute öffentlich als sein Eigentum auszusprechen.

Um Geschautes und Gefundenes handelte es sich. Wir erinnern uns, daß Goethe einen starken Trieb und auch die Fähigkeit hatte, in dem Gewirre der mannigfaltigsten Wesen, die wir als Pflanzen zusammenfassen, eine Pflanze zu sehen, die Pflanze, die gleichsam im Mittelpunkte der höchst bunten Versammlung steht, von der alle andern nur Aus- oder Abartungen zu sein scheinen. Er verdichtete die vielen Bilder zu einem. Er dachte und sprach also über die Pflanze, die es gar nicht gibt, wie wenn sie vor ihm stände; er kannte diese planta generalis so genau, daß er ihre Lebensgeschichte erzählen konnte. Diese Biographie nennt er Metamorphose, wie man ja auch wohl die Lebensgeschichte eines Menschen seine Metamorphose nennen könnte. Das griechische Wort deutet auf ein Wesen, das sich beständig wandelt und dabei im Grunde dasselbe bleibt. Die Wandelbarkeit vieler einzelnen Pflanzen, ihre Anpassung an die örtlichen und zeitlichen Umstände, war

Goethes erster starker Eindruck, also auch sein erstes Studium gewesen, nachdem er auf die Geheimnisse der Botanik aufmerksam geworden; eben diese Erkenntnis, daß die Pflanze kein starres Gebilde, sondern ein beständig Werdendes ist, hatte ihn dahin geführt, ihr Werden zu beobachten und sich nicht dem Herbarien-Sammeln, dem genauen Bestimmen der Geschlechter, Arten und Unterarten, sondern der Morphologie, der Gestaltungslehre, zu widmen. Indem er nun die Wandlungen der vor seinen Augen lebenden Pflanzen (und damit auch seiner gedachten Grundpflanze) im Einzelnen verfolgte, hatte er gesehen, daß ihren so verschieden sich darstellenden Teilen immer dasselbe Organ zugrunde liegt, welches sich an den verschiedenen Orten, unter den verschiedenen Einflüssen umbildet, wobei das Wort Einfluß nur teilweise bildlich gemeint ist. Goethe schrieb dem aus den Wurzeln im Stengel aufsteigenden, anfangs trüberen, nach oben hin durch immer feinere Siebe geklärten Nahrungssaft eine große Rolle bei der Änderung zu, die die Pflanze bei ihrem Sich-Ausdehnen und Zusammenziehen erfährt. „Die Pflanze arbeitet sich stufenweise feiner aus", die einzelne Pflanze, indem sie von Stengelknoten zu Stengelknoten immer feiner durchgeseihte Säfte nach

Goethes Urpflanze

oben treibt. Luft und Licht wirken dann auch mit. Das proteïsche Organ, das allen Pflanzenteilen zugrunde liegt, nannte er Blatt. Damit ist nicht das einzelne sichtbare, allemal von seinen besonderen Umständen veränderte Blatt gemeint, sondern ein auch diesen sichtbaren Blättern zugrunde liegendes Urwesen.

Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte tragen, so sind es doch nur immer dieselbigen Organe, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ, welches am Stengel als Blatt sich ausgedehnt und eine höchst mannigfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatt wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmal auszudehnen. (§ 115.)

Soeben wurde das hier gemeinte Blatt ein Urwesen genannt; aber wir dürfen nicht übersehen, daß Goethe seine früher geliebte „Urpflanze" in dieser seiner ersten botanischen Schrift nicht erwähnt. Er fragt gar nicht, ob jemals eine Pflanzenart sich in eine andere umgewandelt habe; er äußert keinen Zweifel an der Konstanz der Arten; er deutet noch viel weniger an, daß alle Pflanzen von einem Pflanzen-Adam abstammen könnten. Ja, er handelt nicht einmal von den niederen Pflanzen, den Moosen, Flechten usw., die doch historisch recht wichtig sein würden; er spricht auch nicht von älteren und jüngeren Perioden der Erdgeschichte; er handelt immer nur von der Umbildung der Blätter, weil er das Blatt als den Urzustand der ganzen

Pflanze erkannt hatte[1]). War dieses Blatt nicht ein Schritt noch über die Urpflanze hinaus? Aber nirgends wird ein Urblatt angedeutet, von dem die Blätter vieler Pflanzenarten abstammen könnten. Goethe hat es nur mit den einzelnen Individuen zu tun, hinter denen für ihn allerdings auch die allgemeine oder symbolische Pflanze als die Einheit des Mannigfaltigen schwebt, anschaulich-faßlich für ihn selber, aber nicht für viele Andere.

Einigermaßen erleichtert hatte er sich seine Aufgabe, indem er sich nur auf die einjährigen Laubpflanzen beschränkte; die meisten Bäume rechnete er allerdings dazu: ihre Stämme und Äste sind der Mutterboden für solche einjährigen Pflanzen, die bei ihnen aus Augen, wie anderwärts aus Samen sich entwickeln.

Professor Batsch nahm seines Gönners botanische Ausführungen sehr willig an; der rechnende Göschen aber lehnte es ab, den Verlag zu übernehmen. Goethe war sehr erstaunt über diese Weigerung, handelte es sich doch nur um ein paar Bogen, an denen im schlimmsten Falle keine große Summe Geldes verloren ging. War Göschens Widerstreben etwa symbolisch zu verstehen? Der Verleger ist dem Verfasser gegenüber der erste und wichtigste Vertreter des Publikums; Dieses aber ist

[1]) Aus manchen Blättern gehen ganze Pflanzen hervor, z. B. gewisse Begonien und das jetzt bekannte Usambara-Veilchen. Goethe liebte im Alter ein Laubmoos Bryophyllum calcynium; er sandte diese „pantheistische Pflanze" zweimal an Marianne v. Willemer nach Frankfurt. Vgl. die kleinen Gedichte: „Was erst still gekeimt in Sachsen" und „Wie aus einem Blatte unzählig frische Lebenszweige sprießen".

vor allen Dingen bequem, und wenn es sich einen Begriff über einen Dichter gemacht hat, soll ihm dieser Dichter nicht mit ganz andersartigen Poesien kommen als bisher, geschweige denn mit wissenschaftlichen Erörterungen. Schuster, bleib bei deinem Leisten!: Das ist so recht ein Spruch aus dem Herzen des Leservolks. Wenn Jemand ein weites, breites Leben führen möchte, werden es seine Bekannten immer als lästig und anmaßend empfinden.

Ettinger in Gotha teilte Göschens Bedenken nicht. Im März 1790 erschien bei ihm auf 86 Seiten: J. W. v. Goethe, Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären.

*

Seine vieljährige beste Freundin, zu der er alle seine Gedanken und Gefühle getragen hatte, wandte sich mit zornig-stolzer Miene zu eben derselben Zeit von ihm, wo sein demütiges Schätzchen zum ersten Male in dem schutzbedürftigen Zustande der Schwangerschaft ihre bittenden und vertrauenden Augen auf die seinen richtete. Da war gewiß nicht lange zu wählen! Jetzt setzte er innerlich mehr und mehr dies verachtete arme Geschöpf zu seiner Lebensgenossin ein, und aus dem Innerlichen erwächst das Äußerliche.

Sein Quartier bei Helmershausen am Frauenplan bot keinen Platz für dies Mädchen und ihr zu erwartendes Kindchen und ihre nächsten Verwandten, die jüngere Schwester und die alte Tante, von der Christiane nicht wohl zu trennen war. Goethe war kein Privatmann; als des Herzogs hoher Diener und bester Freund konnte er nicht daran denken, seinen Besuchern, einheimischen und fremden, sein ungebildetes Schätzchen und ihre Familie Vulpius allemal mit vorzusetzen, wenn sie bei ihm eintraten. Er konnte mit der Lagergenossin auch nicht den ganzen Tag zusammen leben: aber gibt es nicht getrennte Wohnungen neben, über, unter, vor und hinter einander? Wir wissen nicht, was zwischen dem Herzoge und seinem Freunde über diese Schwierigkeit gesprochen wurde; jedenfalls aber machte Karl August in dem herrschaftlichen Jägerhause[1]) zwei Quartiere, die früher die Familien v. Staff und v. Werther bewohnt hatten, für Goethe frei. Von zwei Wohnungen konnte die eine für den Geheimen Rat v. Goethe und seine Gäste sein, die andere für seinen weiblichen Anhang. Wir wissen nicht, wann die Familie Vulpius in dies vornehme Quartier übersiedelte; auch bei Goethe läßt sich der Tag nicht bestimmt sagen, denn es geschah allmählich. Schon Anfang November (89) hielt er sich manchmal dort auf; am 20ten waren die meisten seiner Sachen hinaufgeschafft; bald konnte er nach Rom berichten, daß er in den neuen Zimmern gar anmutig wohne. Es waren nur ein paar hundert Schritte von der alten zur neuen Wohnung, aber da sie auf dem Wege nach Belvedere ins Freie führten, empfand er doch einen großen Unterschied.

In den ersten Tagen des Dezember schien die Niederkunft Christianens einzutreten. Goethe tue ihr

[1]) Herrschaftlich bedeutet ursprünglich: der Landes- oder Ortsherrschaft gehörig. Quartier: eine Wohnung, die nicht das ganze Haus umfaßt.

leid, schreibt Karoline v. Beulwitz am 5ten Dezember an Schiller. „Sein Liebchen ist in Kindesnöten seit fünf Tagen und wird vermutlich sterben.“ Und fünf Tage später: „Er ist krank oder sagt sich krank seines Liebchens wegen und geht nicht aus.“ Gleich danach ging es dem Christelchen aber wieder so gut, daß Goethe auf mehrere Tage nach Jena ging, zu den früher erwähnten Arbeiten mit dem Botaniker Batsch. Erst am Weihnachtstage ward das Kind geboren, ein Knäbchen. Am Sonntag darauf, am 27. Dezember früh um acht Uhr, geschah die Taufe in der Sakristei der Hofkirche zu Sankt Jakob; der zweite Hofdiakon, Oberkonsistorialrat Schultze, vollzog sie. Einzige Patin war Tante Juliane Vulpius; die gewählten Namen waren August Walther; August war als Rufname gemeint: so ward auch der Bruder der ledigen Mutter, Christian August, gerufen.

Goethes Sohn war also rechtlich und kirchlich nur ein neuer Sprößling der Familie Vulpius. Wo das Kindchen seine ersten Lebenstage verbrachte, wo Christiane wohnte, ist uns nicht überliefert.

Als der Frühling kam, trug die junge Mutter ihr Kleines im alten thüringischen Kindermantel an die frische Luft in die wärmende Sonne, und die Leute streckten die Hälse, ob das Kindchen mehr Goethe oder mehr Vulpius sei. Zu gleicher Zeit erschienen vor einem anderen Publikum und wurden dem allgemeinen Urteile ausgesetzt: ‚Faust, ein Fragment‘ und ‚Die Metamorphose der Pflanzen‘.

Dreizehntes Kapitel

Nochmals Venedig

10. März bis 18. Juni 1790.

Da sich Christiane Vulpius ihrem Beschützer nun abwechselnd als Geliebte und Mütterchen zeigte, ward sie ihm noch werter. Jetzt erst, durch das gemeinsame Kind, gehörte sie ihm auch als Weib ganz, und er genoß diesen seinen sicheren Besitz in vollen Zügen. Wieviel besser hatte er es doch als sein Fürst und Freund, der sich auf seinen vielen Zügen bald mit diesem, bald mit jenem willigen Frauenzimmer eingelassen hatte und sich nicht bloß zu hochpolitischen Zwecken am Berliner Hofe aufhielt, sondern auch zu dem höchst prosaischen, seine Schmierkur gegen das syphilitische Übel zu Ende zu bringen!

Eigentlich war es unbedacht, daß Goethe eines Tages an den Freund Einsiedel schrieb: wenn die Herzogin-Mutter nicht schon demnächst in Weimar zurück zu erwarten wäre, hätte er vielleicht Lust bekommen, sie aus Italien abzuholen. Einsiedel und seine Herrin nahmen ihn sogleich beim Worte; ihre Rückkehr sei gar nicht so nahe; er solle ihnen ja entgegenfahren; dann könne er ihnen noch ein großes Stück des nördlichen Italiens zeigen.

Am 28ten Februar erbat sich Goethe Urlaub vom Herzog; am 10ten März fuhr er in einem kleinen fürstlichen Reisewagen ab; sein jüngerer Diener Paul Götze begleitete ihn, während Sutor das Haus hütete. Große Lust hatte er gehabt, den August Herder mitzunehmen, und der Knabe hatte sich auch schon Hoffnung gemacht: es war für Beide ein schwerer Augenblick, als Goethe allein in den Wagen stieg. Früher wäre Fritz v. Stein als Reisekamerad in Frage gekommen; von ihm verabschiedete sich der väterliche Freund diesmal durch ein Briefchen: „Grüße die Deinen und behalte mich lieb, wie ich Dich immer lieb und wert behalten werde!" In solchen Satz mußte er jetzt das Lebewohl für jene Frau einwickeln, die ihm bei der vorigen gleichen Fahrt noch der halben Welt gleichwog!

Drei höchst verdrießliche Tage wurde er in Jena aufgehalten, es war davon schon die Rede. „Die freie Luft wird mir desto besser schmecken" dachte er, aber jetzt bereits fühlte er Heimweh nach einem gewissen Stübchen in Weimar und Angst für die zwei Hilfsbedürftigen in diesem Stübchen dort. „Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt", schrieb er an Herder, „so fiel mir erst ein, daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlassen sind, wenn ihnen Irgendetwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!" Für August Herder legte er ein besonderes Blatt bei. „Es tat mir herzlich leid, daß ich ihn zurücklassen mußte" wiederholte er den Eltern. Auch an Knebel, den Unbeschäftigten, als

Reisegefährten hatte er gedacht, aber besser allein! „Ich habe so ganz meine eigene Weise, nach der ich leben muß oder ganz elend bin."

*

Am 13ten März begann von Jena aus die Tag- und Nachtfahrt mit Postpferden. Die Vorboten des Frühlings kämpften gegen den alten Winter. Saalfeld, Judenbach, Koburg, Bamberg, Erlangen waren die ersten Stationen. In Nürnberg blieb man sieben Stunden; die noch vorhandenen Gemälde Albrecht Dürers — sie hingen zumeist im Rathause — wurden liebreich betrachtet. Auch die Sebaldskirche und die Bildersammlung des Herrn v. Murr wurden besucht. Das anfangs schöne Wetter verwandelte sich jetzt in trübes und kotiges.

In Augsburg verweilte Goethe drei Tage, vielleicht nur, um die bestimmteren Nachrichten des Herrn v. Einsiedel abzuwarten. Aber wieviel gab es in dieser alten wohlhabenden Reichsstadt auch zu sehen! Zahlreiche Kirchen und stattliche Gebäude der Patrizier. Ein Bilderkabinett fehlte nicht, Fresco- und andere Gemälde Johann Holzers machten einen angenehmen Eindruck. Ein Turm ward bestiegen; an der Hand einer gedruckten Beschreibung von Augsburg konnte man sich leicht unterrichten.

Am 19ten März ging es durch die große Ebene nach Süden weiter: schön gebaute Dörfer, reinliche und rechtliche Leute.

Dann ins Land Tirol. Viel Schnee auf den Bergen. In Innsbruck stieg er in der ‚Sonne' ab und fuhr zum

Schlosse Ambras hinaus, die dortigen Schätze zu sehen; eine kleine Bronzefigur mit eingelegten silbernen Augen zog ihn an; eine altdeutsche Handschrift konnte ihn an den seligen Bodmer, den Liebhaber solcher Dinge, erinnern. Sie handelte „von Heinrich von Argon, Sohn Wilhelms Grafen von Narbon“ und war „gedichtet von Wolfram von Eschenbach, übersetzt von Thurlin, dediziert König Wenzel“.

Am 22sten März erneuerte Goethe eine halbe Nachmittagsstunde lang seine alte Bekanntschaft mit dem Brennerpaß. Dann ging es abwärts ins Welschland, also nach Trient, Roveredo und diesmal die gerade Talstraße der Etsch weiter nach Verona.

*

Hier gönnte er sich ein wenig Ruhe. Wie war er aber auch in den letzten Tagen durchgeschüttelt worden!

Nun konnte er wieder bei seinen geliebten Antiken verweilen. Wir erinnern uns, daß es hier im Museo lapidario nur kleinere Werke zu sehen gab: Grabmäler, Urnen, Altäre, Meilensteine. Die Brüder Eteokles und Polynikes glaubte Goethe auf einem Grabsteine zu erkennen; ein Hermes schien der Erde aus einer Schale zu opfern, wahrscheinlich als Führer der Toten; ein Ehepaar war rührend, wie es sich die Hände zum Abschied reichte, sie sitzend, er vor ihr stehend. Auf einem Altare war eine Art von Bacchanal abgebildet, aber sehr gemäßigt und sittlich, die Frauen bekleidet und ruhig, die Männer wilder, doch nicht allzu wild.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn;
Zimbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod, und die Asche da drinnen
Scheint in dem stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freu'n.

Jetzt, wo er nach dem Wagen-Gerüttel im Gasthofe stille saß, konnte er bequem wieder Verse aufschreiben. Er hatte sich diesmal keine poetische Arbeit mitgenommen, glaubte er doch, daß er sogleich nach der hastigen Fahrt ganz der Gesellschaft angehören werde; aber ein Dichter kann manchmal die Muse durch eifrigstes Bitten und Beschwören nicht herbeirufen, und zu andern Zeiten flüstert sie plötzlich ihm schöne Worte ins Ohr. Die Tage waren hell, als er diesmal in Italien einfuhr; die Kirschbäume fingen eben an zu blühen; der Zauber des südlicheren Landes wirkte!

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich vom Felsen herab, Efeu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Über die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:[1])
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerißnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

[1]) Also von Süden her, denn Virgil ist in einem Dorfe bei Mantua geboren. In den letzten Tagen war es immer Nordostwind gewesen.

Wovon sprachen sie, der Dichter und die Musen? Am liebsten doch von dem Schätzchen daheim, von der Faustina, denn so hieß das weimarische Christelchen im antiken Versmaße, das ihrem Freunde jetzt am geläufigsten war.

Immer halt ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!“ schölte mich einer, „und so verbringst du die Tage?“
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten;
Postillione sind Herrn! Dann die Dogana dazu![1])
„Ich verstehe dich nicht! Du widersprichst dir! Du scheinest
Paradiesisch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt.“
Ach! ich verstehe mich wohl! Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

*

Am 29sten März brachte ein Fuhrmann unsere Reisenden nach Vicenza; der eigene Wagen blieb im Gasthof zu Verona stehen. Am andern Tage ging es

[1]) Dogana: Zollamt; mit dem Kämmerer: Kammerdiener würde der gute Götze gemeint sein, wenn es nicht poetische Übertreibung wäre, wie auch vorher „den zwanzigsten Tag“; in genauer Prosa müßte es wohl: den vierzehnten Tag heißen. Im zweitnächsten Verse Rinaldo: Tassos Held im ‚Befreiten Jerusalem‘, Geliebter der Zauberin Armida.

weiter nach Padua und am 31. März mit der Barke auf der Brenta nach Venedig.

Hier glitten sie sogleich in den Großen Kanal hinein und suchten den Gasthof, den Einsiedel als Treffpunkt genannt hatte. Dieser Gasthof war aber in ganz Venedig unbekannt, und so stieg Goethe, vom Zufall geführt, nahe an der Rialto-Brücke in einer kleinen Schenke ab, deren Wirt ihn ganz merkwürdig an den guten alten weimarischen Professor Musäus erinnerte.

Die ersten Erkundigungen zielten auf die Herzogin-Mutter und ihre Begleiter; auch der in Einsiedels Briefe genannte Bankherr wußte noch nichts von ihrer Anwesenheit oder baldigen Ankunft. Also hieß es: Warten! Beschäftigungslos unter den Amphibien hier herumwandeln. Das war kein Unglück, aber Goethe genoß diese unerwarteten Ferien doch auch nicht als ein besonderes Glück. Da hätte er unterwegs nicht so zu eilen brauchen oder noch ein paar Wochen bei seinem Liebchen bleiben können. Wohl war Venedig ein Ort von vielen Reizen, aber aus dem immerwährenden Lärm dieser venetianischen Menschen hörte er jetzt gar oft die alte Weisheit heraus: Zuhause ist's am besten!

Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und Die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, Das und tue zuhause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will!

Sein früheres Wohlwollen für dies Gewimmel, für diese großen Kinder, diese unverhüllte Menschennatur, wollte sich nur selten einstellen. Überhaupt, so lange er sich jetzt wieder auf italienischem Boden be-

wegte, war es ihm wie das Wiederſehen mit einer geweſenen Geliebten, die in den letzten Jahren leider ſehr an Schönheit ab- und an Gewöhnlichkeit zugenommen hat. „Ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieſer Nation“: ſo bezeichnete er ſich jetzt gegen Herder, der ihm ſo oft die Mängel des Südens mit ſcharfen Worten gegeißelt hatte. Aber auch dem Herzoge ſchrieb er, daß ſeiner Liebe für Italien durch die neue Reiſe ein tödlicher Stoß verſetzt werde. Und ähnlich ſprach er es in Verſen aus.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land, doch ach! Fauſtinen ſind' ich nicht wieder,
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

Und alſo konnte er ſeine neuen Diſtichen nicht mehr Elegien nennen; ſie wurden jetzt nur Epigramme, venetianiſche Stachel- und Spottverſe ſtatt der römiſchen liebreichen Klagen.

*

Zu Palmarum hatte er in Venedig eintreffen wollen, um in der Oſterwoche durch Genüſſe der Augen und Ohren, „von dem Leiden des guten Mannes auch einigen Vorteil zu haben“; erſt einige Tage ſpäter, am Mittwoch der Charwoche, war das Ziel erreicht. Am Grünen Donnerstag kam er dann mit ſeinem Paul Götze gerade zur rechten Zeit auf den Markusplatz.

Der Doge, der eben im Dome die feierliche Meſſe angehört, ſchritt unter Kanonendonner mit dem päpſtlichen Nuntius und den Senatoren zur Piazzetta hinunter und beſtieg eine höchſt prächtige Barke, um nach Sankt Jakob am Rialto die an dieſem Tage üblichen päpſtlichen Abläſſe zu bringen. Der Doge hatte einen großen rotbrokatnen, mit Pelz beſetzten Rock und dergleichen Schuhe an; ſeine Mütze ſchien von gleichem Stoffe und war unten mit einer breiten Treſſe eingefaßt. Die Senatoren trugen ſich veilchenblau und ſchwarz.

Am Charfreitage ging Goethe mit ſeinem Diener zu Fuß wiederum nach dem Markusplatze; es war häßliches Wetter, in der Nacht hatte es ſogar geſchneit. Im Dome vergaß man das Wetter. Die beiden Deutſchen betrachteten die Wunder und Wunderlichkeiten, all die ungeheure vergeudete Pracht. Sah nicht die Kuppel, weil die unzähligen Bilder mit Gold unterlegt waren, wie ein umgekehrter meſſingner Keſſel aus?[1]) Und wohin das Auge ſich richtete: wieviel edles Material, wieviel geduldigſte Arbeit, aber auch welche Geſchmacksverirrungen! Und überall die Erzeugniſſe des Aberglaubens! Auf einem der vielen Altäre ſah man ein Marienbild, das dem Pinſel des Apoſtels Lukas zugeſchrieben wurde; an einer andern Stelle ſollte ein Marmorkopf, dem zu Ehren beſtändig eine Lampe brannte, beſagen, daß hier im Jahre 1094 der heilige Markus ſich gezeigt habe. Im Domſchatz wurde ein Finger der heiligen Magdalena, der Schädel Johannes

[1]) Ein Urteil Volkmanns.

des Täufers und sodann das Höchste: ein Becher voll noch flüssigen Blutes des gekreuzigten Heilands aufbewahrt.

Heute am Todestage des Erlösers wohnte Seine Serenität der Doge mit seinem Gefolge in Trauergewändern der Messe bei. Nach der Predigt geschah feierlicher Umgang, und dann wurde der Leib des Gekreuzigten — ein hölzernes Bildwerk — begraben; der Großkanzler drückte das herzogliche Siegel auf den verschlossenen Stein.

Feierlich sahen wir neben dem Dogen den Nuntius gehen;
Sie begraben den Herrn. Einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

Abends um halb sieben waren Goethe und Götze wieder auf dem Platze und sahen zu, wie jetzt zuerst die Brüderschaft von Sankt Rochus ihren eigenen Heiland begrub; der Anblick war prächtig wegen der vielen und großen Wachslichter, wovon die meisten wohl fünf Zoll im Durchschnitt maßen. Der Zug der Brüder, die alle in graue Leinwand gekleidet waren, ging rund um den Platz herum und dann in die Kirche; dort wurde ihnen und wohl noch tausend Anderen jenes Blut des Heilands gezeigt. Viele andere Brüderschaften folgten dieser ersten, taten und sahen das Gleiche. Oft waren die Bilder und Klänge sehr feierlich; dazwischen aber schob sich das Gemeine. Zum Beispiel: wenn bei der Prozession um den Platz in den Trauer-Gesängen eine kleine Pause einfiel, da schrien sogleich die Händler und brüllten ihre Waren aus: Heiße Kastanien! Äpfel! Oliven! Gebackenes! Heiße Kastanien!

Am Charsamstag fuhren die beiden Deutschen wieder auf der Gondel durch die Stadt.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.

Das Ziel waren heute die kirchlichen Gebäude von Sankt Rochus mit ihren Kunstwerken (Tintorettos Leben Christi in drei Sälen) und die Große Schule der Carita, wo Tizians Reinigung der Maria das Bewunderungswürdigste war. Im Hofe dieses Klosters aber feierte Goethe das Wiedersehen mit seiner geliebten Wendeltreppe des Palladio, „la quale riesce mirabilmente", und zeigte seinem Diener, den er überall mehr wie einen Schüler behandelte, die wenigen fertig gewordenen Teile jenes prächtigen Wohngebäudes, das der große Meister hier im Sinne des Altertums hatte schaffen wollen. „Man ist entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffentum."

Das Pfaffentum aber drängte sich in dieser Stadt sogleich wieder auf!

Am ersten Ostertage begannen schon früh um vier alle Glocken zu läuten; wenn sie zuweilen Pausen machten und auch die Ohren von ihrem Gedröhn sich gern ausgeruht hätten, da bullerten die Kanonen los. Mehr als 100 Schüsse gaben sie ab, bis es zehn Uhr schlug, um welche Stunde der Doge, gefolgt von sämtlichen Senatoren, sich wieder in den Markusdom begab. Diesmal war er mit einem prächtigen goldgewirkten Kleide angetan; man beging ja den höchsten Feiertag!

Freude allen Menschen! Das Siegel zerbrochen! Der Stein abgewälzt! Der Leichnam nicht mehr da!

„Offen stehet das Grab! Welch' herrlich Wunder! Der Herr ist Auferstanden!" — Wer's glaubt! Schelmen, ihr trugt ihn ja weg!

Damit er doch einen ihm genehmeren Genuß habe, hörte Goethe mit seinem Paul die festliche Messe in der Pieta: so hieß eins jener vier „Hospitäler", wo kleine Mädchen zum Gesang und Spiel auf allen Instrumenten ausgebildet wurden; sie führten die ganze Musik allein auf, machten's hier aber keck und herzlos. Goethe hatte Schöneres erwartet.

Abends um Sechs fuhr der Doge abermals unter großer Begleitung aus, und abermals donnerten die Kanonen; jetzt mußte der aufgeputzte alte Mann, der ja überhaupt eine Zeremonialfigur war, sich zur Kirche St. Zachariae begeben und dort die Predigt hören.

Noch lange in die Nacht hinein zog sich der Lärm des großen Kirchenfestes; das Volk tat, wie wenn es sich heute für eine Ewigkeit Schweigen und Trauern entschädigen müsse; Goethe aber, müde vom langen Tage, konnte vor Lärm nicht einschlafen:

Höllengespenster seid ihr und keine Christen, ihr Schreier,
Die ihr den lieblichen Schlaf mir von den Augen verscheucht!
Warum macht der Pfaffe so viele tausend Gebärden
Und verscheuchet euch nicht wieder zur Hölle zurück!

Am zweiten Feiertage hatte man doch noch einen wirklichen Genuß. Sie gingen abends zur Kirche der Bettelmönche, die zu einem andern der vier erwähnten

Hospitäler gehörte: gerade den Gesang dieser Mädchen trug Goethe von früher her in dankbarster Erinnerung; nach vier gewissen schönen Altstimmen hatte er sich manchmal gesehnt. Auch heute ward es eine herrliche Musik, viel vollkommener als gestern in der Pieta.

Einen zierlichen Käfig erblick' ich: hinter dem Gitter
Regten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.
Mädchen wissen sonst nur uns zu ermüden; Venedig,
Heil dir, daß du sie auch uns zu erquicken ernährst!

*

Gewiß, an manchen schönen Einzelheiten konnten Augen und Ohren in diesen katholischen Formen der Gottesverehrung sich erfreuen. Aber vom Ganzen fühlte sich Goethe angewidert. Er verglich ja immer wieder diese kleinliche Pfaffenkultur mit der von ihr verdrängten antiken Geisteswelt; die beiden Kulturen verhielten sich etwa so zu einander wie der puppige geflügelte Löwe des heiligen Markus, den man hier überall sah, zu den aus dem Altertume geretteten großen plastischen Werken.

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Turm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns[1]).
Aber nun ruhen sie traurig: der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron!

[1]) Rhea (Kybele), Gemahlin des Kronos, Mutter von Zeus, Poseidon, Hades, Hera, Demeter und Hestia, hat auf Bildwerken zwei Löwen neben ihrem Throne.

Was auch Helden getan, was Kluge gedacht, es verachtet's
Wähnender christlicher Stolz neben den Wundern des Herrn.
Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem Besten heraus, was uns der Heide verließ.
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brot, das er zum Gott sich geweiht.

„Juden und Heiden hinaus!" so „duldet" der christliche Schwärmer.
„Christ und Heide verflucht!" murmelt ein jüdischer Bart.
„Mit dem Christen an Spieß und mit dem Juden ins Feuer!"
Singt ein türkisches Kind Christen und Juden zum Spott.
Welcher ist der Klügste? Entscheide! Aber sind diese
Narren in deinem Palast, Gottheit, so geh' ich vorbei!
„Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappere, wie gestern so heut!"
Schelte mir nicht die Pfaffen! Sie kennen des Menschen Bedürfnis,
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur wie wild er sich zeigt!" —
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an!

Nun war gerade an diesem in Venedig so ernsthaft und eifrig betriebenen katholischen Kultus das Unredliche ganz allgemein bekannt. Das Christentum des gemeinen Mannes bestand darin, daß er Freitags kein Fleisch anrührte und sich von dem Pfaffen häufig genug Freisprechung von den vorigen Sünden holte, um dann vergnügt auf's neue zu sündigen; von den Vornehmen Venedigs aber berichtete Volkmann: „Sie sind zu klug, um Alles zu glauben, und fallen daher ins Entgegengesetzte und glauben lieber garnichts." Trotzdem verharrten sie streng in allen kirchlichen Pflichten und erwiesen der Geistlichkeit größte äußerliche Hochachtung: Das gehörte zu ihrer Staatsweisheit; sie waren ja die Herrscher in dieser Patrizier-Republik und wollten, daß Alles so bliebe, wie es war.

Goethe trug namentlich als Kunstfreund einen ehrlichen Haß gegen die katholische Kirche in sich; sie hatte die antike Welt- und Kunstfreude erstickt und nachher den Versuch einer Renaissance verdorben. Aber der ganze Mensch lehnte sich gegen die römische Kirche auf. Es verdroß ihn, daß lutherische Deutsche, Engländer usw. draußen im Sande des Lido vergraben wurden, weil diese frommen Katholiken nicht neben solchen Ketzern die Auferstehung ihrer Knochen erwarten wollten. Aber er fühlte sich hier doch nicht, wie einst sein Vater, als aufgeklärter Christ, als Protestant, sondern als Unchrist. Er lehnte sich gegen allen Anhang des Nazareners auf, also auch gegen ihren Führer selbst. Irgendwie flossen ihm Christus und Lavater zusammen. Denn er hatte innerlich noch manchmal mit dem frommen Manne in Zürich zu tun, den er einst als den Nachfolger Christi und als ein Vorbild des rechten Lebens verehrt hatte; jetzt herrschte ein kaltes Schweigen zwischen dem Dichter und dem Prediger, aber Heinrich Lips, der über Zürich nach Weimar gekommen war, hatte wohl die Erinnerung an seinen ersten Gönner stark aufgefrischt. Und gewiß bekam Goethe noch einige Kenntnis von den neuesten Schriften dieses so übermäßig Fleißigen und ärgerte sich dann von neuem.

In ein Puppenspiel hatt' ich mich als Knabe verliebet;
Lange zog es mich an, bis ich es endlich zerschlug.
So griff Lavater jung nach der gekreuzigten Puppe,
Und er wird sie wohl kaum erst vor dem Grabe noch los.
Gönnet ihm alle die Lust noch in dem letzten Momente!
Herz' er betrogen sie noch, wenn ihm der Atem entgeht!

„Die gekreuzigte Puppe": Goethe verwarf auch den wirklichen Christus und sagte sich von ihm los:

Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht! Ich möchte am Ende der Reise
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter, mich nahn...

„Böcke, zur Linken mit euch!" so ordnet künftig der Richter:
„Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!"
Wohl! Doch Eines ist noch von ihm zu hoffen! Dann sagt er:
„Seid, Vernünftige, mir grad gegenüber gestellt!"

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Christ.

*

Goethe entstammte einem rechtlich-frommen Hause, und als er seine erste Selbständigkeit erlangt hatte, war er zwar kein vollgläubiger Christ, aber doch ein Freund gläubiger Christen, ein ehrlicher Liebhaber des Christentums, ja der christlichen Heiligkeit, wie sie Lavater und manche Sektierer verkörperten. Solch ein Frömmigkeitsfreund war er auch viele Jahre geblieben. Was hatte sich nun eigentlich ereignet, daß er sich jetzt so heftig gegen alles Kirchliche und Christliche erklärte?

Man sollte kaum so fragen. Die meisten Menschen leben allerdings in einem Gemenge von Lehren und Urteilen, die einander widersprechen; sie verschlingen das Christliche und Heidnische nach- und durcheinander. Aber der klare Denker weiß, daß Christentum und Heidentum als unversöhnliche Gegensätze behandelt werden sollten. Goethe war allmählich ein Grieche und Römer geworden, also ein Unchrist, also ein Gegner des Christentums. Seine Sache war es nicht, auf beiden Seiten zu hinken. Trotzdem fragen wir nochmals: Woher gerade jetzt diese Schärfe?

Im letzten Jahre hatte Goethe zwei Erlebnisse gehabt, die seine Umwandlung zum Heiden vollendeten. Er hatte als ein vollkräftiger Mann Wohlgefallen an einem aufgeblühten Mädchen gefunden; dies Mädchen hatte sich ihm vertrauensvoll hingegeben und hatte ihm in der Folge einen Sohn geboren. Nun sorgte er als Mann und Vater für sein Liebchen und sein Kind. War das nicht alles in schönster Ordnung? Hatte er nicht treulich nach dem Willen der Natur gehandelt? Hatte nicht Gott selbst die Fortpflanzung seiner Menschheit auf diese Triebe begründet? Ein paar Vernünftige nickten ihr Ja zu diesen Fragen, und auch die Unvernünftigen begriffen mit Grinsen, daß der wohlhabende Mann gern eine zärtliche Gesellin hatte. Aber von Klugen und Toren, ganz allgemein ward von ihm verlangt, daß er eben diese natürlichen und verständlichen Dinge als heimliche Sünden betreibe! Es durfte davon getuschelt, aber nicht laut gesprochen werden. Die Mutter seines Kindes durfte nicht vor andern Leuten an seiner Seite erscheinen. Er hätte sein Söhnchen nicht

vor andern Leuten liebkosen dürfen. Auch seine freisinnigsten Freunde, der Herzog und der Generalsuperintendent, würden ihm von solcher Öffentlichkeit ernstlich abraten. Karl August versicherte, als dieser natürliche Sohn zur Welt kam, seinem Freunde Goethe, daß er gern wie ein Pate für den Jungen einstehen würde, falls dem Erzeuger Etwas zustieße, und ein solches Wort des Landesherrn bedeutete gewiß das allergrößte Patengeschenk. Aber der Fürst dachte nicht daran, durfte nicht daran denken, sich nun wirklich als einen christlichen Taufpaten in das Kirchenbuch eintragen zu lassen: dafür war nur die arme Tante Juliane nicht zu gut! Und ebenso wenig konnte der oberste Geistliche sich herabwürdigen, das uneheliche Kind seines besten Freundes zu taufen. Mit der Herzogin Luise stand sich Goethe seit vielen Jahren auf's allerbeste; er half ihr ja auch, ihren einzigen Sohn zu erziehen. Aber hätte er mit ihr über sein Augustchen oder dessen Mutter auch nur reden dürfen? Frau v. Stein hatte sich leider deutlich ausgesprochen, daß sie den Liebhaber einer solchen gewöhnlichen Dirne für einen Gesunkenen hielt. Und seine anderen nächsten Freundinnen und Freunde von ehemals? Er mochte an Kestners denken, die inmitten einer großen Kinderschar glücklich lebten, oder an Lavaters, in deren Hause ihm einst die Seligkeit des Familienbundes so warm ans Herz gedrungen war: irgendwie hielten ihn doch alle diese braven Leute für einen Verirrten. Sie alle wünschten, daß er ebendas Mädchen von sich stoße, das er für seinen köstlichsten Besitz ansah, daß er grausam gegen die kindliche Seele sei, die ihm vertraut hatte. Seine eigene Mutter war

gewiß keine engherzige Frau, aber mochte er ihr berichten, daß sie in dieser Christiane Vulpius jetzt eine neue Tochter und durch ihr Kind ein Enkelchen habe?

Für einen so stolzen Menschen, wie er immer gewesen, war es besonders schwer, die Rolle des heimlichen Sünders zu spielen.

Keinem Menschen hatte er Unrecht getan und er fühlte sie doch alle als Gegner. Was warfen sie ihm vor? Ein menschliches und natürliches Handeln! Wie aber konnten die Menschen dazu gelangen, sich gegen sich selbst zu wenden und menschliches Handeln zu mißbilligen? Nur dadurch, daß sie seit vielen Jahrhunderten von ihren Lehrern, ihren Priestern der Wahrheit und Natur entfremdet und an ein künstliches „geistliches" Denken gewöhnt worden waren, das einst unter einer heißeren Sonne in lebensfeindlichen Schwärmerköpfen entstand. Die Pfaffen leiteten immer neue Geschlechter in ein höchst seltsames Glaubensgebäude hinein, weil sie, die Pfaffen, in diesem Gebäude einen bequemen Dienst und besetzten Tisch fanden. Wenn das Lernen nicht leicht ist, so ist das Umlernen fürchterlich schwer, und so bekannte sich denn eine Generation nach der andern zu einem palästinischen Jungfrauensohn, der in der Abkehr von allem Irdischen, von allem lebendigen Leben die Erlösung der Menschen von dem Teufel, dem Herrn dieser Erde, gefunden und sie mit seinem Blute und Kreuzestode vom Zorne eines überirdischen Gottes losgekauft haben sollte. Allerdings ist dieser Glaube so widersinnig, daß ihn die Menschen nicht völlig annehmen können, aber der ihnen aufgeredete

Halb- oder Viertelsglaube reichte doch hin, ihr Denken und Handeln zu verwirren.

Die allermeisten Menschen sind feige; sie passen sich den Vorurteilen der Menge oder der Führer an; auch Goethe war keine Kampfnatur, aber jetzt richtete er sich trotzig auf und entschied sich, seinen Weg allein zu gehen. Bisher hatte er das Bedürfnis der Einigkeit mit seiner Umgebung gehabt; jetzt entsagte er diesem schönen Zustande. Es war nicht seine Gewohnheit, sich im Stehen oder Sitzen irgendwo anzulehnen; jetzt mußte er auch auf die innere Anlehnung verzichten. Das besagte aber auch, daß er es aufgab, die Andern zu belehren und zu bekehren, zu sich heran zu ziehen.

Immer glaubt' ich gutmütig, von Andern etwas zu lernen,
Vierzig Jahr' war ich alt, da mich der Irrtum verließ.
Töricht war ich immer, daß Andre zu lehren ich glaubte.
Lehre Jeden du selbst, Schicksal, wie er es bedarf!

Das andere große Erlebnis dieses seines vierzigsten Jahres war die französische Revolution gewesen. Eine äußerlich erkennbare Wirkung hatten die Ereignisse zu Paris und Versailles in den deutschen Vaterländern noch nicht und also auch nicht in Goethes Leben oder seinem Schaffen als Schriftsteller. Fast unverständlich war der Satz, den er kurz vor der Abfahrt nach Venedig an Fritz Jacobi schrieb: „Daß die französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst Du Dir denken." Das Inwiefern blieb er schuldig, aber es läßt sich freilich denken, daß auch er von den ungeheuern und höchst neuen Vorgängen erschüttert wurde. Jede echte Revolution klärt uns auf, belehrt den Lernfähigen gewaltig. Was wir für fest hielten,

gleichsam zu den unveränderlichen Grundfelsen der Erde rechneten, erweist sich plötzlich als zeitlich, vergänglich, schwächlich. Wir müssen unsere Weltansicht prüfen und berichtigen. In unserer Umgebung ist das vorher Unbestrittene plötzlich zum Streitgegenstande geworden. Zwei entgegengesetzte Parteien fordern von uns Heerfolge. Entziehen wir uns der einen wie der andern, so bedeutet Das den Entschluß zur Einsamkeit und eine gewaltige Selbstbehauptung. Goethe setzte jenen Satz an Jacobi merkwürdig fort. „Übrigens", schrieb er, „studiere ich die Alten und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will." Ein Altgrieche, Altrömer im Herzogtum Weimar? Damit erklärte er sich als selbständige Macht oder, bescheidener ausgedrückt, als ein abseits von den Menschen lebender Freier. Noch bescheidener: als ein nur halb Anwesender.

*

Das Spiel des Schicksals hielt jetzt diesen griechischen Deutschen, diesen freien Fürstendiener in der Wasser-Republik Venedig fest: das Wasser regierte diesmal von oben und unten, so viel regnete es jetzt in die Kanäle. Mehrere Tage war das Wetter so häßlich, daß man das Haus nicht verließ. Goethes Aufgabe aber war eine höchst verdrießliche: Auf eine hohe Dame zu warten, der es gefiel, sich unterwegs nach Herzenslust aufzuhalten und noch jede Einladung anzunehmen. Wir bemerkten schon, daß unser Poet sich die Langeweile durch Versemachen vertrieb.

Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geschenk gibst du in einem Moment:
Gibst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachstum;
Manches kleine Gedicht gibst du dem Büchelchen hier.

„Sankt Johannes im Kot" heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Kot.

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische.
Hier ist Venedig: du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.
Unglückselige Frösche, die ihr Venedig bewohnet,
Springt ihr zum Wasser heraus, springt ihr auf hartes Gestein.

Gieße nur, tränke nur fort, die rotbemäntelten Frösche,
Wässre das durstende Land, daß es uns Brocolli schickt.
Nur durchwässre mir nicht dies Büchlein! Es sei mir ein Fläschchen
Reinen Arraks, und Punsch mache sich Jeder nach Lust!

Alle Neun, sie winkten mir oft — ich meine die Musen —
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick,
Doch von Göttern ist voll der Olymp! Du kamst, mich zu retten:
Langeweile! Du bist, Mutter der Musen, gegrüßt!

Dichten ist ein lustig Metier; nur find' ich es teuer:
Wie dies Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

Eine ernsthaftere Aufgabe stellte die fremde Stadt doch auch: das Studium ihrer Kunstwerke. Wenn das Wetter es immer erlaubte, gondelten oder wanderten die beiden Deutschen herum, um sich dann vor Bildern und Statuen müde zu stehen und zu sehen; die Beiden, denn Paul Götze mußte die ganze venetianische Kunstgeschichte zur Gesellschaft mit erlernen. Sein Meister aber hatte zu seinem eigenen Unterricht das vortreffliche Werk ‚Della pittura Veneziana' des Grafen Zanetti zur Hand. Eine große Anzahl Kirchen, Schulen und Paläste wurden der Reihe nach besucht; unter Schulen verstand man hier die Versammlungshäuser von Gilden, Brüderschaften, Stiftungen; sie waren oft von Alters her wie an Gelde so auch an Kunstwerken reich. Da Goethe diesmal die geschichtliche Entwicklung der Malerei besser erkennen wollte, so zog ihn die Sankt Georgskirche der Griechen zuerst und besonders an; ihre halb morgenländischen, fast „indianisch"[1]) anmutenden Gemälde mißfielen ihm; er empfand sie als Werke eines trocknen Mönchs-Bigottismus, aber sie waren doch das Älteste der christlichen Malerei, und zuweilen waren sie auch schon mit einem sehr leichten und fertigen Pinsel gemalt. Wie sonderbar zeigte sich hier die Madonna! Die Stirnknochen über den Augen sehr stark, die Augen übermäßig groß und lang geschlitzt, das Nasenbein schmal, aber erhöht, die Nasenspitze fein, der Mund übermäßig klein und nur in der Mitte der Lippe breit. Solche fremdartigen Gemälde konnten wohl nur in einer Zeit entstehen, wo das Bild als solches etwas Seltenes, Kostbares, Heiliges war. Damals hat man gewiß weltliche Gegenstände gar nie abgebildet, sondern die heiligen Dinge gewannen, indem sie in Gemälde verwandelt wurden, dadurch noch neue Verehrung. So amalgamiert war damals der Begriff von Religion und Kunst! Eine höchst jungfräuliche Kunst — der

[1]) Indisch.

aber auch Alles fehlt, was gereifte, entwickeltere Sinne gewähren.

Goethe machte sich viele Gedanken über die auf solche Anfänge folgenden Epochen der Kunst: die Kirche blieb immer ihre Herrscherin; die männlichsten unter den Künstlern konnten sich nur durch List einige Freiheit suchen: indem sie die Nebenfiguren heimlich für sich selber zur Hauptsache machten oder indem sie eine Menge Menschen, eine große Architektur, eine weite Landschaft zum christlichen Wunder oder Märtyrerleiden hinzumalten; dazu reizte ja auch vielmals schon der große Raum, den die Auftraggeber ausgefüllt haben wollten.

Goethe schaute, dachte, las, schaute wieder; aber man wird endlich auch müde, einem Tizian, Tintoretto und Paul Veronese in alle Farbenkünste und sonstige Feinheiten zu folgen. Die bequemste Erholung nach solcher Anstrengung ist das absichtslose Spazieren und Gaffen auf den Plätzen und Gassen. Auch Das ist lehrreich. Hier mußte man Vieles wiederfinden, was die alten Maler zu ihrem Vergnügen auf ihren Tafeln mit angebracht haben; hier trieben sich ja die Urenkelsöhne, Urenkeltöchter ihrer Modelle in fröhlichem Leben umher.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
  Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße;
  Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! Da ersah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
  Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste getäuscht Wasser genießen für Wein.

Da zog nämlich ein Akrobat in den Kirchspielen herum mit seinen vier Kindern, die er von frühester Kindheit abgerichtet hatte; wo ihm genug Menschen nahe schienen, ward in die Trompete geblasen, ein Teppich ausgebreitet; die Nachbarn schlürften herbei, die Vorstellung begann. Eins der kleinen Mädchen trug den sonderbaren Namen Amerikana, ein andres, das neckischste, das wohl auch das jüngste war, hieß Bettina. Goethe hatte seine Lust an diesen behenden Kindern, ihren Schlangenwindungen, ihren furchtlosen Wagnissen; Bettina konnte ihn, da sie ihren Formen nach so gut noch Knabe wie Mädchen war, an Mignon erinnern, nur daß dies Kind Venezias ein höchst vergnügtes Wesen war, auch sehr bereitwillig, mit dem Vater zu arbeiten. Ja, der Alte verstand aber auch seine Sache.

Vier gefällige Kinder hast du zum Gaukeln erzogen,
  Alter Gaukler, und schickst sie nun zum Sammeln umher.
„Meine Güter trag' ich bei mir": so sagte der Weise;
  „Meine Güter", sagst du, „hab' ich mir selber gemacht."

Far Bottegha, Werkstätte machen, nannten es die Leutchen, wenn sie mit Kreide auf den Steinen den Raum bezeichneten, den sie für sich brauchten, den also die Zuschauer frei machen mußten. Goethe stellte sich mit Willen ungeschickt dahin, wo er nicht bleiben durfte.

Gern überschreit' ich die Grenze, mit breiter Kreide gezogen.
  Macht sie Bottegha, das Kind, drängt sie mich artig zurück.

Zuweilen war es gräßlich anzusehen, wie bei den Kunststücken die rosenfarbenen Gestalten durcheinander wirbelten, aber auch dann erinnerten sie an Bilder, wohlbekannte Bilder:

So verwirret mit dumpf-willkürlich-verwebten Gestalten,
Höllisch und trübe gesinnt, Breughel, den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn.
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Kentauren
Singend, mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärs glaubet zu gehn, Alles veränderlich schwebt;
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd;
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Sohlen betritt.

Wie von der künstlichsten Hand geschnitzt das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied und Alles Gelenk und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt und Tiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur,
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu!

Alles seh' ich so gerne von Dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödlichen Sprunge
Wieder stehest und läufst, eben, ob nichts wär' geschehn.

Wenn sie aber zum Einsammeln kam und ihn bittend anschaute, da hätte er sie am liebsten aufgehoben und geküßt.

„Ich empfehle mich euch, seid wacker!" sagst du und reichest
Mir dein Tellerchen dar, lächelst und dankest gar schön.
Ach, empfohlen bist du genug, und wärst du nur älter,
Wacker wollten wir sein, wach bis zum Krähen des Hahns.

Zugleich sah er, wie das Kind Allen gefiel, den alten Weibern so gut wie ihm, Vornehmen wie Geringen; es freuten sich Kinder und Große, wo sie unter den Ihrigen sich zeigte.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht: die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armut fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer und klopft dir die Wange; der Säckel
Tut sich dir kärglich zwar, aber er tut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bei dir, daß er ein Kind ist wie du.

„Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife wie jetzt.
Doch Bettinen sing ich indes, denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

*

Die Freude an der halbwüchsigen Springerin war doch nur eine angenehme Unterbrechung ernsthafter Studien[1]). An die sogenannte Gesellschaft vergeudete er schon gar keine Zeit. Die Adligen der Stadt verhielten sich spröde gegen die Fremden: Das war diesem

[1]) Vielleicht steckt hinter diesen vielen Versen nur der Eindruck einer einzigen angenehmen Viertelstunde. „Gaukler 5 Soldi" sagt das Ausgabenbuch unter dem 21. April.

Fremden nach Wunsch. Nur mit dem alten Zucchi ging er viel um, einem Bruder von Angelikas Eheherrn. Dieser Zucchi mußte ihm Vorträge über den Adreßkalender halten, nämlich über die Verfassung seiner Heimat, über alle die Ämter und Würden, über die Mängel und die noch übrigen Vorzüge dieser altehrwürdigen und altersschwachen Republik. Daneben las Goethe Geschichtswerke über die vormaligen Taten und Leiden dieser Wasserbürger. Alles in Allem war Das die vortrefflichste Vorbereitung auf den größten Feiertag der Stadt: den Himmelfahrtstag, wo sich die jährliche Vermählung des Dogen mit der Adria vollzog[1]). Die große Waffensammlung und -werkstatt des Staates ward auch wieder besucht. Auf der Schiffswerft waren zwei neue Kauffahrer in Arbeit, von denen der eine auf 19 000 Dukaten geschätzt wurde. Ein andermal konnte man sich von einem dänischen Kapitän sein Schiff, die Jungfrau Anna, zeigen lassen.

Als Kunst-Erzeugnisse Venedigs, die über die ganze Erde verhandelt wurden, waren Spiegel und andere Glaswaren berühmt. Am 15ten April fuhren Goethe und Götze zur Insel Murano, um diese Fabrikation mit anzusehen. Jetzt wurden nur noch an zwei Tagen der Woche Spiegel geblasen, wirklich geblasen: bei Johann Mota von Leuten, die sich einer großen Lungenkraft erfreuten. Man blies sie in Zylindern von 3 bis 4½ Fuß, die dann durchschnitten und als Platten abgekühlt wurden; diese geblasenen Spiegel waren kleiner

[1]) Wir haben kein Zeugnis, daß Goethe sie mit angesehen, aber wer könnte es bezweifeln?

als die gegossenen französischen und deutschen, aber sie galten für reiner und feiner. In etwa dreißig anderen Häusern der Insel wurden dann noch allerlei Arten von Glaswaren und namentlich auch die berühmten gläsernen Blumen hergestellt. Diese letzteren waren erstaunliche Leistungen. In vielen Tiegeln stand flüssiges Glas auf dem Feuer und sah in allen Töpfen übereins aus; der Blumenmacher nahm bald aus diesem oder jenem Tiegel; erst beim Erkalten zeigten sich die Farben. Übrigens wuchsen auf dieser Glasblumen-Insel auch natürliche Blumen, denn hier blieb Raum für schöne Gärten, so daß Mancher aus der Stadt hierher fuhr, um sich einmal wieder an frischem Grün zu erfreuen.

Es versteht sich, daß auch der Lido wieder besucht wurde; am 22ten April geschah es. Diesmal war es Götze, der, als sie die Höhe der Landzunge erstiegen, zum ersten Male das Meer erblickte: „Die ungeheure Meeresfläche, mit Hunderten von großen und kleinen Schiffen bestreut".

Als sie dann herumspazierten und auch an den Fleck kamen, wo die Juden begraben wurden, sah Götze ein weißes Schädelstück im Sande blinken, hob es auf und präsentierte es seinem Herrn im Scherze als einen Judenkopf. Dieser sah genauer zu, erkannte leicht einen halben Schafschädel, sah noch genauer zu, und eine Entdeckung beglückte ihn! Denn hier erkannte er mit leiblichen und geistigen Augen, daß der Schädel (der Tiere und des Menschen) aus Wirbelknochen besteht, also eine Fortsetzung und Umwandlung der Wirbelsäule ist. Ein starkes Zeugnis für die Entwicklungs-

fähigkeit der Formen! Ein ſtarker Beweis für die Entwicklungsgeſchichte: die drei hinterſten Schädelknochen hatte Goethe ſchon früher mit der Wirbelſäule in Verbindung gebracht; jetzt aber gewahrte er plötzlich, daß noch drei weitere Wirbel im Schädel enthalten ſeien: das Gaumenbein, der Oberkiefer und der Zwiſchenknochen; er ſah die Übergänge. Er konnte weiter erkennen, wie die mächtigen Sinneswerkzeuge des Kopfes auf die Geſtaltung dieſer Wirbelmaſſen eingewirkt haben. Dieſe Entdeckung gehörte in ſeine künftige Schrift über die Metamorphoſe der Tiere[1]).

[1]) Goethe ſäumte jedoch lange, dieſe Entdeckung bekannt zu geben, erfuhr alſo auch keine kalte Ablehnung von den Fachleuten, wie ihm beim Zwiſchenkieferknochen geſchehen war. Im Jahre 1806 gewann Oken ganz dieſelbe Erkenntnis an einem Hirſchkuhſchädel, den er bei einer Brockenbeſteigung fand; 1807 ſprach er ſie in ſeiner jenaiſchen Antrittsrede aus. Goethe folgte ihm darin erſt 1820 und 23. Später, nach Goethes Tode, kam es zu bedauerlichen Angriffen des vorher zu Unrecht beſchuldigten Oken gegen Goethe, als ob Dieſer die Idee von ihm erſt übernommen habe. Sie iſt aber ſogleich nach jener Szene auf dem Lido, in zwei Briefen angedeutet. An Charlotte v. Kalb ſchreibt Goethe am 30. April: „Sagen Sie Herdern, daß ich der Tiergeſtalt und ihren mancherlei Umbildungen um eine ganze Formel näher gerückt bin und zwar durch den ſonderbarſten Zufall. Auch hab' ich durch die Betrachtung der Fiſche und Seekrebſe viel gewonnen." Jener Schafſchädel findet ſich noch heute im Goethe-Nationalmuſeum. — Goethes Wirbeltheorie hat lange Zeit Fachgelehrten als eine gute „Arbeitshypotheſe" gegolten; ſpäter wurde ſie angezweifelt, doch genießt ſie noch heute Anſehen.

*

„Ich habe aber auch geſehen, geleſen, gedacht, gedichtet, wie ſonſt nicht in einem Jahre" ſchrieb Goethe über dieſe Wochen an Karoline Herder. Er verſchwieg auch den Grund ſolcher Geiſtesanſtrengung nicht: kein Freund, keine Geliebte zog ihn in Zerſtreuungen hinein.

Das vorige Mal, als er im Oktober 1786 in dieſer Stadt herumwanderte, beſaß Charlotte v. Stein ſein Herz; für ſie zugleich ſammelte er ſeine Eindrücke, wie ein Ehemann weniger für ſich als für ſeine Familie Reichtümer erwirbt. Jetzt konnte er kein Tagebuch mehr für dieſe andere Hälfte ſeines Weſens ſchreiben und keine große Kiſte mit allerlei Gaben für ſie vorbereiten.

Eine Liebe hatt' ich: ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig' und ertrag den Verluſt!

Dem Verluſt ſtand der ſchöne Gewinn gegenüber, daß er ſich diesmal zu einem Schätzchen ſehnen konnte, das ihm zwar wenig Seelengemeinſchaft, aber recht viele irdiſche Freuden verſprach, herzliche und echte Freuden. Wie ſehr er jenes unwiſſende Mädchen und ihr Kindchen liebte, war ihm nie ſo deutlich geworden als jetzt, wo er ſie in weiter Ferne denken mußte. Chriſtiane ſollte ihre Brieflein bei Herrn Herder abgeben; aber dieſer Freund war eben jetzt ſchwer krank, und ſeine Frau fand nicht viel Zeit, an Goethe zu ſchreiben; es dauerte alſo lange, ehe Goethe irgend ein Lebenszeichen von ſeinen Nächſten bekam. Als er es endlich in der Hand hielt, las er, daß es ſeinem Bübchen nicht gut gehe. Es handelte ſich nur um eine der zu

erwartenden Kinderkrankheiten, aber „ich bin noch nicht daran gewohnt“ sagte er sich, um seine Unruhe vor sich selber zu entschuldigen. Der nächste Brief meldete, daß der Kleine wieder wohlauf sei: nun konnte der Vater sich wieder sorglos die vergangenen und künftigen Freuden mit seinem Christelchen ausmalen.

.Hätte er denn nicht auch hier recht bequem nach einem zeitweiligen Christelchen greifen können? Sie strichen ihm ja am Armel vorbei, nickten ihm zu, lächelten, flüsterten. Oder verdienen diese willigen Geschöpfe nur Abscheu, Verachtung, grobe Abweisung? O nein! Wenn wir sonst gegen alle Welt uns des besten Willens befleißigen, wie sollten wir es nicht auch gegen die Eidechslein tun, die aus ihren Schlupfwinkeln heraus schlüpfen, über die Steine des Wegs eilen und dann wieder im Dunkel einer Ritze verschwinden? Es machte Goethen Spaß, die leichten Dirnen als Eidechsen, Lacerten, anzusehen.

Wer Lacerten gesehn, Der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den Eilenden drein.
Sieh, hier ist sie und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein.

Das Wort Spelonca bedeutet fast so viel wie Räuberhöhle, aber in der aristokratischen Republik Venedig wurden keine Verbrecher geduldet, und so wollte eine Spelunke hier nur ein Kaffeehaus der

Nebengassen besagen, ein Haus, wo Männer und Weiber sich im Dunkeln fühlten.

„Seid Ihr ein Fremder, mein Herr, bewohnt Ihr Venedig?“ so fragten
Zwei Lacerten, die mich in die Spelunke gelockt.
„Ratet!“ — „Ihr seid ein Franzos? Ein Napolitaner?“ so schwatzten
Hin und wieder die Zwei, schlürften den Kaffee hinein.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu sein.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so!

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann!“
So sang unter andern gemeinen Liedern[1]) ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

Liebe flößest du ein und Begier; ich fühl' es und brenne.
Liebenswürdige nun flöße Vertrauen mir ein!

Da eben fehlte es! Goethe war so viel Jahre ängstlich-vorsichtig gewesen: wie hätte er sich jetzt hinreißen lassen können, wo er nun auch sein deutsches Liebchen vor der bösesten Krankheit zu schützen hatte und wo er in Gedanken schon die Vorfreude genoß auf die Abende, die ihm sein Christelchen aufsparte. Immer wieder freute er sich dieser Hoffnung, dieses Besitzes.

---

[1]) D. h. Volksliedern.

Welch' ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fraget mich?
Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche! Das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen. Es bleibt mir am Herzen verwahrt.

Lange sucht' ich ein Weib mir; ich suchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhascht' ich Dich mir, Dirnchen: da fand ich ein Weib.

Ob erfüllt sei, was Moses und die Propheten gesprochen,
An dem heiligen Christ, Freunde, Das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft.

O wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, sehnte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

„Sage, wie lebst du?" — „Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie: nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch Dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und berechnet mir ihn erst drüben am kalten Gestad'!

Wunderlich vermischten sich dem Liebenden Lust und Leid; die Freude am Gewonnenen verwandelt sich in Sehnsucht, sobald uns die Entfernung bewußt wird. Kein Fleck in der Natur ist so schön, daß man nicht

den Händedruck der Geliebten, den Blick in ihre Augen vorzöge. Wie wenig lockten unsern Italienfahrer doch diesmal die herrlichen Städte Florenz, Rom und Neapel!

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendet rückwärts
Nach dem Schnee des Gebirgs bald sich der schmachtende Blick
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

Weit und schön ist die Welt, doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen!
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

In einen Brief an Karoline Herder fügte er diese Verse von seinem „Gärtchen" ein; er hatte das Bedürfnis, wenigstens vor seinen nächsten Freunden auszusprechen, wie wert ihm dies Mädchen war. Und als Herder ihm ein gutes Wort über Christiane und Augustchen schrieb, antwortete er sehr erfreut:

Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassnen danke ich Euch von Herzen. Sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.

Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens gerückt.

*

Der Herzogin Amalie fiel dagen die Trennung vom Süden sehr schwer. Endlich näherte sie sich doch den Lagunen Venedigs.

Als ihr Vorläufer erschien am 5ten Mai der Maler Heinrich Meyer, den sie von Rom aus mitgenommen hatte. Goethe war sehr glücklich, als er diesen Mann wieder in seine Arme schloß: hatte er doch seit Monaten für sein Leben gefürchtet! Nun durfte man hoffen, daß Meyers Mutter und Schwester ihm am Züricher See daheim vollends seine frühere Kraft wieder anpflegen würden.

Am Abend des 6ten Mai kam die Herzogin mit ihrer Gesellschaft endlich an; auch Bury gehörte zu ihren Reisegenossen. Nun begleitete Goethe zwei Wochen lang diese Dame als ein Führer zu allem Sehenswürdigen. Oder er las ihr vor, auch seine neuen Epigramme, denn nach dem Geschmack der Herzogin waren sie. Goethe selbst empfand es als großen Vorteil, daß er nun, selber gut vorbereitet, mit den Malern Bury und Meyer noch einmal vor der ganzen venetianischen Malerei vorbei wanderte. Förderlich und sehr erfreulich aber ward ihm sogar auch eine Berührung mit der vornehmen Welt, die man der Herzogin verdankte, denn der französische Gesandte, Marquis Marc Marie de Bombelles, konnte ihnen zu mancher Sehenswürdigkeit Zutritt verschaffen, die Fremden sonst verschlossen blieb. Außerdem veranstaltete er in seinem Palaste am Großen Kanal die schönsten Unterhaltungen. Es war für unsere Gesellschaft allemal ein Fest, wenn ihre Gondeln vor seinen Treppen anlegten, die Diener herbeieilten, sie ehrenvoll zu empfangen, wenn dann

der freundliche Hausherr ihnen entgegentrat, um seine Gäste mit feinsten Genüssen zu bewirten. Er war früher französischer General gewesen, hatte dann als Diplomat in Regensburg und Lissabon gelebt und schien nun hier das beneidenswerteste Dasein zu verbringen. Nur freilich durfte man nicht an die Revolution in Paris, an das mögliche oder vielmehr wahrscheinliche böseste Fortschreiten dieses erwachten Ungeheuers denken.

*

Am 22sten Mai ging es zu Wasser nach Padua. Viele Gemälde wurden besehen, auch der Botanische Garten und auch der merkwürdige Kreuzgang an jener Kirche der heiligen Justina, wo Goethe sich einst so weltverlassen gefühlt hatte.

Am 24sten traf man in Vicenza ein; die Rotonda und die Wallfahrtskirche auf dem Monte Berico wurden am nächsten Tage besucht.

Verona ward in den nächsten zwei Tagen durchwandert; der erste Weg führte zur berühmten Arena.

Am 28sten Mai unternahmen sie einen Ausflug nach Mantua, wo auch Goethe noch nicht gewesen war. Diese Festung, seit einigen Menschenaltern in österreichischen Händen, lag in einem See oder Sumpfe, war deshalb einen großen Teil des Jahres ungesund und ward auch nur noch von zehntausend Menschen bewohnt. Kunstwerke aus besseren Zeiten gab es hier noch viele. Unsere deutschen Freunde besuchten die Stadt, wie sie Vicenza besucht hatten: wegen eines Künstlers, dessen Spuren hier auf Schritt und Tritt zu

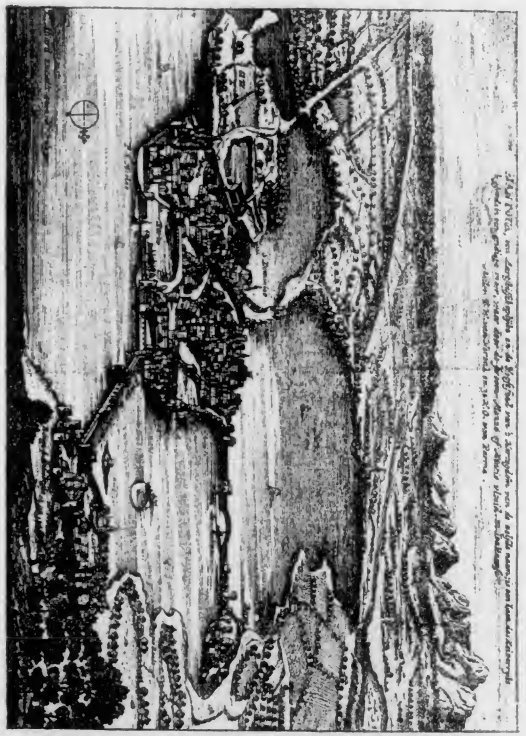
finden waren. Raffaels beſter Schüler und Mitarbeiter war Giulio Pippi aus Rom geweſen, bekannter unter dem Namen Giulio Romano. Nach großen Leiſtungen in ſeiner Vaterſtadt ward er vom Herzog Federigo Gonzaga nach Mantua berufen, wo er dann zweiundzwanzig Jahre lang als der herrſchende Baumeiſter und Maler

Die Antoniuskirche in Padua

wirkte. Er konnte im Großen ſchaffen: Paläſte bauen, Dome umgeſtalten, Freskenbilder in Reihen angeben und malen. Viel davon war ſeit ſeinem Tode (in Luthers Sterbejahre 1546) durch Soldatenhand geraubt oder zerſtört worden; aber es lohnte ſich noch ſehr, den ehemals herzoglichen Palaſt und den Palaſt del Te zu beſuchen, da die Plündernden die auf die Wände ge-

Die Kirche der heiligen Justina in Padua

malten Bilder wohl hatten ſitzen laſſen müſſen. Da war im herzoglichen Palaſt noch ein berühmtes Fresko



Mantua

von Phöbus und dem Wagen der Aurora; „die Pferde ſind voll Bewegung und Feuer“ bezeugt Volkmann. Im Palaſt del Te ſah man den Fall Phaetons und

den Sieg Jupiters über die Titanen, die den Himmel ſtürmen wollten, die Hochzeit der Pſyche und Anderes, was zum Teil ſchon durch Stiche bekannt war. Einige andere Bilder gefielen der Herzogin ſo gut, daß ſie Kopien davon durch Bury verlangte, denn dieſer ihr ſo angenehme Menſch ſollte doch noch einige Zeit in Italien bleiben, ehe er als Mitglied der künftigen weimariſchen Künſtler-Republik berufen werden konnte. Welch' ein Schmerz für den leidenſchaftlich lebhaften Bury, als Goethe ihm verkündete: man werde ſich hier von ihm ohne Abſchiedsſzene trennen: er dürfe bei der letzten gemeinſamen Mahlzeit kein Zeichen der Trauer von ſich geben! Er mußte an die Arbeit gehen und die Aurora abmalen, während die Wagen der Freunde davon rollten.

*

Meyer hatte ſeinen Weg nach Zürich bereits angetreten, und ſo fuhren denn nun die Weimariſchen am 1ſten Juni allein von Verona ab, Goethe mit ſeinem Paul Götze wieder im Chäschen, die Herzogin mit den Ihren im großen Reiſewagen. Oft aber ſaß auch der Dichter bei der Fürſtin und tröſtete ſie mit ſeinen Reden über das Zurückbleiben des ſüdlichen Paradieſes und erweckte ihr Hoffnungen auf künftiges Wohlſein in Weimar. Denn ſie fürchtete ſich faſt vor der Heimat; ihr erſchien es oft ſo, als erwarte ſie im dunkeln Norden nur noch ein langweiliges graues Alter und ein ſteinernes Grab in der kalten Kirche. „Wir wollen uns ein Italien um uns ſchaffen“ war dann der gemeinſame Vorſatz.

Bei schönstem Wetter fuhren sie durch Tirol. In Innsbruck jedoch erlebten sie, als sie abends im Gasthof saßen, einen großen Schrecken. Ein Fremder erzählte so nebenbei: Herder sei gestorben, zum Leidwesen Aller, die ihn gekannt hätten.

Man sträubte sich, die Nachricht zu glauben, aber man wußte freilich, daß der Freund schwer krank gewesen war, und der Fremde versicherte, was er sage, habe in der Augsburgischen Zeitung gestanden. Betrübt ging man zu Bett; nur der junge Arzt der Herzogin, Dr. Huschke, blieb auf und suchte alle Zeitungen zusammen. Nirgends stand Herders Name, dagegen fand er, daß Heinicke in Leipzig gestorben war zum Leidwesen Aller, die ihn gekannt hatten. Samuel Heinicke war der erste große Taubstummenlehrer Deutschlands. Daß jener Fremde Herdern mit Heinicken verwechselt habe, hoffte und glaubte man; immerhin war es zweifelhaft.

Vom 5ten bis 7ten Juni verweilte man in Innsbruck, denn Herzogin Amalie besuchte dort die österreichische Erzherzogin Maria Elisabeth, eine der vielen Schwestern des kürzlich verstorbenen Kaisers Joseph des Zweiten.

In Augsburg erweckte ein Brief Herders helle Freude: also lebte er doch noch! Goethe erwiderte sogleich: „Es war ein verfluchter Begriff, wenn ich mir einige Augenblicke denken mußte, daß Du abgetreten seist." In Herders Briefe standen betrübende Nachrichten, aber die Hauptsache war doch, daß der alte Freund fähig gewesen war, sie zu schreiben.

Auch ein Brief des Herzogs wartete auf Goethe und enthielt die Einladung zu einem ganz großen militärischen Schauspiel, einem preußischen Militärlager in Schlesien. Darunter war die Einleitung eines Krieges mit Österreich zu verstehen, allerdings nur die Einleitung; man hoffte, sich zu vertragen, ehe die Kanonen losgingen. Die Staatsweisen nannten die Sache eine „bewaffnete Negotiation".

*

Schon von Verona aus hatte Goethe an Knebel in Ansbach geschrieben, ob er nicht nach Nürnberg kommen wolle, um mit den weimarischen Durchreisenden ein paar Tage zu verbringen. Jetzt, durch Herders Brief erfuhr er, welcher Schlag diesen schon längst vom Schicksal angefeindeten Freund betroffen hatte. Knebel hatte bei seinem Weggange aus Weimar in Ansbach seine alte Mutter, seine junge Schwester Henriette und von seinen Brüdern den jüngsten, Max, wiedergefunden. Max stand als Rittmeister in der kleinen Ansbachischen Armee, mußte sich aber auch im Hofdienst betätigen und hatte kürzlich den Markgrafen und dessen Geliebte, eine Engländerin, auf einer italienischen Reise begleitet. Eines Tages gingen nun der heimgekehrte Karl und Max im nahen Wäldchen spazieren; Karl, von Goethe zu allem Naturwissenschaftlichen angestiftet, betrachtete gerade die merkwürdigen Moose an einem Baumstamme, als ein Schuß knallte: sein Bruder lag als Leiche da! Karl schrie: „Mörder! Mörder!", rannte, den Mörder

zu verfolgen, rief Bauern herbei und merkte dann erst, daß Max die Pistole in der Hand hielt. Nun grübelte er Tage, Wochen lang über die Gründe dieses Selbstmords. Denn es lag hier keine besondere Ursache, sondern nichts mehr oder nichts weniger vor als bei dem berühmten Werther: der allgegenwärtige, gräßliche Gegensatz der Wirklichkeit gegen die Wünsche und Ideale eines in diese rohe Welt nicht passenden, zarten und edeln Menschen, wobei denn auch in diesem Falle die seelische Gespanntheit des körperlich vollkräftigen Mannes mitwirkte, der keine weibliche Hälfte fand, an der er sich vergeuden konnte, der diese weibliche Hälfte nur deshalb nicht fand, weil sein Ideal zu hoch gestellt war.

Als unsere Reisenden am 12ten Juni um zehn Uhr nachts vor dem Roten Roß zu Nürnberg anlangten, trat Knebel ihnen entgegen. Er hatte auch seine Schwester mitgebracht. Es handelte sich jetzt für die Familie um die Frage, ob sie das ihnen widerwärtig gewordene Ansbach verlassen und vielleicht nahe bei Weimar wohnen wollten. Karl August wünschte, daß sie nach Jena zögen; er war bereit, Knebels Pension zu erhöhen. Für Henriette fand sich dann vielleicht eine Hofdamen-Stelle, und Herzogin Amalie sah sich jetzt schon das Fräulein darauf an.

Man betrachtete nun in den nächsten zwei Tagen die Gemälde und Merkwürdigkeiten zusammen, Rathaus, Sebaldskirche, Schloß usw.; zu ernsten Gesprächen fanden sich die Stunden auch. Mit dem Glauben an baldiges Wiedersehen trennten sie sich.

Als die Wagen am 18ten Juni in Weimar einfuhren, fand die nach zweiundzwanzig Monaten zurückkehrende Herzogin-Mutter ihren Nächsten, den regierenden Sohn, nicht vor; er war wieder einmal in politischen Geschäften nach Berlin gereist und ging von dort in militärischen Geschäften nach Schlesien weiter.

Goethe aber trat in ein Zimmer, wo sein Liebchen auf ihn wartete und ihm sein Kindchen entgegenhielt.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild. nS.: neben Seite

Adelung, Joh. Christoph (1732—1806) 162.
Agathe, Heilige († 251) 240.
d'Agincourt, J. B. (1730 bis 1804) 36—37.
Albacini, Carlo 37.
Allegri, Gregorio (1587 bis 1652) 135.
Angelico, Fra Fiesole (1387 bis 1455) 152.
Anhalt—Dessau, Fürst Leopold III (1740—1817) 257.
Arens, August 283—284.
Ariost, Ludovico (1474 bis 1533) 34.
Arpeau 198.
d'Azara, José Nicolo (1731 bis 1804) 146.

Baden, Markgraf Karl Friedrich (1728—1811) 125.
Bai, Tommaso (c. 1650 bis 1714) 132.
Baroccio, Federigo (1528 bis 1612) 199.
Batsch, A. J. G. C. (1761 bis 1802) 287. 293. 294. 297. 299.
Bayle, Pierre (1647 bis 1706) 53.
Bellini, Giovanni (1428 bis 1516) 324.
Bellomo, Joseph 281 bis 282.
v. Bentheim, Major 288.
Bernis, Kardinal (1715 bis 1794) 108.
Bertuch, Friedrich Justin (1747—1822) 111. 246. 249.
Bettine 325—327.
v. Beulwitz, Karoline geb. v. Lengefeld (1763 bis 1847) 205. 231. 249.
Bode, Christoph (1730 bis 1793) 286.
Bombelles, Marquis 336 bis 337.
Botticelli, Sandro (1447 bis 1510) 153.
Breitkopf, Joh. G. J. (1719 bis 1794) 278.
Breughel, Pieter d. jüng. (1564—1637) 326.
Brunellesco, Filippo (1379 bis 1446) 153.
Buff, Amalie 171.
Buoncompagni, Prinz 35, 108.
Bürger, Gottfr. August (1747—1794) 162. 252 bis 255.
Bury, Friedrich (1763 bis 1823) 30. 38. 80. 83. 87. 118. 137. 139. 148. 159. 164. 199. 213. 216. 245. 336. 341.

Cagliostro (1743—1795) 2. 81.
Camper, Andr. Gilles 85 bis 86. 95.
Camper, Petrus (1722 bis 1789) 85—86. 138.
Caracci, Malerfamilie (15. u. 16. Jahrh.) 199.
Cassas, Louis Fr. (1756 bis 1827) 57.
Casti, Giambattista (1721 bis 1803) 34. 36.
Cestius, Gajus (1. Jahrh. v. Chr.) 100. 101. Pyramide des C. B. 102.
Chodowiecki, Daniel (1726 bis 1801) 246.
Chryselius 283.
Cimabue, Giovanni (c. 1240 bis 1302) 152.
Cimarosa, Domenico (1749 bis 1801) 27. 30.
Claude Lorrain (1600 bis 1682) 6. 7.
Claudius, Matthias (1740 bis 1815) 76—78.
Collina, röm. Familie 1, 118, 246.
Correggio, Antonio (c. 1494—1534) 153.

v. Dalberg, Karl (1744 bis 1817) 35. 163. 171. 215 bis 217. 262. B. nS. 216.
Dante Alighieri (1265 bis 1321) 34.
Deutscher Kaiser: Joseph II. (1741—1790) 43. 44. 218. 280. 342.
v. Diede auf Ziegenberg, Wilh. Chr. (1732—1807) und Frau 119. 120. 178.
Dies, Albert (1755—1797) 39.
Döll, Friedr. W. Eugen (1750—1816) 248.
Donatello (c. 1386—1466) 153.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 138. 303. 326.

Eckermann, J. P. (1792 bis 1854) 117.
v. Einsiedel, Friedr. Hild. (1750—1828) 106. 214 bis 215. 243. 301. 303. 307. B. nS. 217.
Ekhof, Konrad (1720—1778) 281.
Ettinger, Carl Wilh. 246. 297.

Facius, Fr. Wilh. (1764 bis 1843) 248.
Faustine (* 1764) 96—100. 241. 306. 308.
Fichte, Joh. Gottl. (1762 bis 1814) 254.
Frankreich: König Ludwig XIV. (1638—1715) 208.
Fries, Ernst (1801—1833) 120.
Frieß, Joh. Graf 36. 38.
v. Fritsch, Jakob Fr. (1731 bis 1814) 136. 289—290.

Ghiberti, Lorenzo (1378 bis 1455) 153.
Ghirlandajo, Domenico (1449—1494) 153.
Giotto di Bondone (c. 1266 bis 1337) 152.
Giulio Romano (1492 bis 1546) 338.
v. Göchhausen, Luise (1752 bis 1802) 185. 214. 243. B. nS. 217.
Gore, engl. Familie 189 bis 191. 202. B. nS. 189.
Göschen, Georg Joachim (1752—1828) 42. 112. 162. 210. 246. 277. 292. 297.

v. Goethe, Auguſt (1789 bis 1830) 299—300. 318. 331 bis 332. 335. 345.
Goethe, Eliſabeth geb. Textor (1731—1808) 2. 141. 171. 262. 264. 318—319.
Götze, Paul (1759—1835) 302. 306. 309—311. 322. 329. 341.
di Graziano, Guido 150.
Griesbach, Joh. Jak. (1745 bis 1812) 288.
Großmann, G. F. W. (1746—1796) 141, 281.
Guochino 26.

Haarhaus, Julius R. (* 1867) 153.
Hackert, Philipp (1737 bis 1807) 6—11. 38. 39. 213. B. nS. 6.
Hamilton, Sir William (1730—1803) 140.
Heinicke, Samuel (1727 bis 1790) 342.
Heinſe, Wilhelm (1749 bis 1803) 211.
Heinze, Joh. Michael (1717 bis 1790) 257.
Herder, Auguſt (1776 bis 1838) 268—269. 302.
Herder, Joh. Gottfr. (1744 bis 1803) 12. 16—18. 48. 53—56. 60. 62, 75—78. 121—125. 163—164. 171. 178. 185. 188. 201. 214 bis 219. 221. 229. 235—239. 243. 255—259. 263. 266 bis 269. 291. 302. 308. 318. 330—331. 335. 342. B. nS. 53. 217.
Herder, Karoline geb. Flachsland (1750—1809) 190—192. 202. 204—208. 217—220. 228. 233—238. 251. 255—259. 261. 263. 266—269. 331. 335.
v. Herzan, Franz, Kardinal 108.
Heſſen-Darmſtadt, Landgraf Ludwig IX. (1719 bis 1790) 197.
Heyne, Chr. Gottl. (1729 bis 1812) 255.
Hirt, Aloys (1759—1839) 164. 200. 216.
Hoffmann, Chriſtoph Ludw. (1721—1807) 95.
Holzer, Joh. (1708—1740) 303.
Homer 41. 42. 228.
Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.) 8.
Horny 248.
Huſchke, Wilh. Ernſt (1760 bis 1828) 342.

Iffland, Aug. Wilh. (1759 bis 1814) 281. 283.
v. Imhoff, Luiſe geb. v. Schardt (1750—1803) 60. 202.
Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 32. 53. 76—78. 181. 320—321.
Jenkins, Thomas (c. 1730 bis 1798) 30. 66. 67. 164.
Jünger, Joh. Fr. (1759 bis 1797) 281.

v. Kalb, Charlotte geb. Marſchalk v. Oſtheim (1761 bis 1843) 60. 61. 220. 227 bis 228. 237. 267. 330.
Kauffmann, Angelika verh. Zucchi (1741—1807) 5. 28 bis 30. 52. 65. 67. 87. 89. 90. 116. 126. 130. 139. 149. 159. 163—164. 172—173. 200—201. 212—213. 216 bis 217. 239. 267. B. nS. 66. 164. 217.

Kayſer, Chriſtoph (1755 bis 1823) 1. 2. 27. 70—71. 80 bis 84. 88. 118. 119. 126. 129—137. 147. 157. 165 bis 170. 185—186. 201. 214 bis 215. 250. 278.
Keſtner, Joh. Chr. u. Charl. geb. Buff 139. 171. 318.
Kirſch, Auguſt Chriſtoph (1763—1787) 39.
Klauer, Mart. (1742—1801) 248.
v. Klettenberg, Suſanne (1723—1774) 142.
v. Knebel, Henriette (1755 bis 1813) 343—344.
v. Knebel, Karl (1744—1834) 31. 60—62. 103. 208. 219. 221—223. 226. 232. 267. 272. 278—279. 287. 302. 343—344.
v. Knebel, Max († 1790) 343—344.
Kniep, Chriſtoph (1748 bis 1825) 7. 127. 140. 213.
Körner, Chr. Gottfr. (1756 bis 1831) 61. 210—212. 231.
Kotzebue, Auguſt (1761 bis 1819) 281.
Kraus, Georg Melchior (1733—1806) 249. 277.

Lactantius (4. Jahrh.) 76.
v. La Roche, Sophie geb. Gutermann (1731—1807) 262.
Lavater, Kaſpar (1741 bis 1801) 76. 78. 85. 91. 141 bis 143. 246. 315—316. 318.
Leibniz, Gottfr. W. (1646 bis 1716) 53.
v. Lengefeld, Familie 209. 224. 287.
v. Lengefeld, Charlotte (1766—1826) 205. 209. 287.
Lenz, Joh. Georg (1748 bis 1832) 272.
Leonardo da Vinci (1452 bis 1519) 28. 29. 38. 115. 138. 157—158.
Leſſing, Gotth. Ephraim (1729—1781) 53. 281.
Leuchſenring, Franz Michael (1746—1827) 237
v. Linné, Karl (1707—1778) 69.
Lippi, Filippo (1402—1469) 153.
Lips, Joh. Heinr. (1758 bis 1817) 38. 89. 246—247. 315.
Loder, Juſtus Chr. (1753 bis 1832) 221. 288.
Lucheſini, Marcheſe (1751 bis 1825) 35—36.

Mäcenas (c. 69—8 v. Chr.) 8.
Makko 39.
Mantua, Federigo Gonzaga, Herzog 338.
Maſaccio (1401—1428) 153.
v. Meiß, Frau geb. Schinz 166—167.
Mendelsſohn, Moſes (1729—1786) 143.
Mengs, Raphael (1728 bis 1779) 37. 115. 138. 146.
Merck, Joh. Heinrich (1741 bis 1791) 141. 196—199. 237.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832) 5. 38. 87—88. 115. 137—139. 164. 213. 245 bis 247. 249. 336. B. nS. 7.
Michel Angelo (1475 bis 1564) 38. 151.
Moore, James (1740—1793) 28.
de Morales, Chriſtoforo (16. Jahrh.) 130.

Moritz, Karl Philipp (1756 bis 1793) 5. 22—26. 37—39. 70. 139. 148. 159. 200. 213. 216. 223. 226—229. 232 bis 233. 236. 238. 293.
Mozart, Wolfg. Amadeus (1756—1791) 251.
Müller, Joh. (1752—1809) 217.
v. Murr, Christoph Gottl. (1733—1811) 303.
Musäus, Joh. K. August (1735—1787) 307.

Newton, Isaak (1643 bis 1727) 271.

Oken, Lorenz (1779—1851) 330.
Österreich, Erzherzogin Maria Elisabeth 342.
Ovidius Naso (43 v. —17 n. Chr.) 214.

Palestrina (1526—1594) 131. 135.
Palladio (1518—1580) 283. 311.
v. Palm, Familie 166.
Palmyra, Königin Zenobia (3. Jahrh.) 10.
Pini, Pater 160.
Piombino, Prinz 36.
Poussin, Gaspard (1613 bis 1675) 6. 7.
Preußen, König Friedrich II. (1712—1786) 35. 250. 276. 280.
Propertius, Sextus (c. 49 bis 16 v. Chr.) 8.

Raffael Santi (1483 bis 1520) 3. 5. 28. 38. 114. 338.
Rehberg, Friedrich (1758 bis 1835) 138. 148. 200. 216.
Reichardt, Joh. Fr. (1752 bis 1814) 125. 250. 253, 281. 283, 293.
Reiffenstein, Joh. Fr. (1719—1793) 5. 15. 28. 30. 65. 71. 159. 200. 216. B. nS. 66. 217.
Rezzonico, Ab. Faust., Fürst 108. 119.
Ridel, J. K. R. (1759—1821) 171. 210.
Riemer, Fr. Wilh. (1774 bis 1845) 214.
Riggi, Maddalena 67. B. nS. 66. 67.
della Robbia, Luca (1399 bis 1482) 153.
Römische Kaiser: Hadrian (76—138) 10. Caracalla (188—217) 10. Aurelian (214—275) 10.
Römische Päpste: Julius III. (1550—1555) 22. Clemens XIV. Ganganelli (1705 bis 1774) 28.
Rosa, Salvator (1615—1673) 7.

Sachsen-Gotha, Herzog Ernst II. (1745—1804) 243 bis 245. 284.
Sachsen-Gotha, Prinz August (1772—1822) 178.
Sachsen-Teschen, Herzogin Christine (1742—1798) 43.
Sachsen-Weimar, Herzogin-Mutter Amalie (1739 bis 1807) 60. 71. 106—110. 120. 122. 126. 171. 178. 185. 198. 214—216. 219. 239. 243. 245. 258. 263. 267. 268. 301. 307. 336. 341 bis 342. 344—345. B. nS. 217.
Sachsen-Weimar, Herzog Karl August (1757—1828) 2. 20. 35. 48. 49. 50. 57. 61. 71—74. 82. 93—95. 98. 99. 101. 104—109. 113. 120 bis 125. 150. 171. 173. 178 bis 179. 185. 189—191. 198 bis 199. 202—204. 208 bis 209. 218. 222. 224. 226 bis 227. 236. 237. 241. 242. 246—248. 252. 256—258. 263. 267—269. 276—277. 280—284. 286—288. 289 bis 290. 298—299. 301 bis 302. 308. 318. 343—345.
Sachsen-Weimar, Herzogin Luise (1757—1830) 190—191. 197. 237. 239 bis 241. 256—257. 268. 276 bis 277. 318.
Sachsen-Weimar, Erbprinz Karl Friedrich (1783 bis 1853) 222. 262. 263. 268.
v. Schardt, Sophie geb. v. Bernstorff (1755—1819) 60. 190. 204—208. 289.
Scheffler, Karl (* 1869) 156.
Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 60—63. 101. 162. 205. 207. 209—212. 223 bis 232. 252. 255. 281. 283. 287—288. B. nS. 205.
Schinz, Heinrich 166—170.
Schleiermacher, Kabinetssekretär 198—199.
Schlosser, Georg (1739 bis 1799) 141.
Schmidt, Joh. Christoph 101. 105. 113. 121—124.
Schröder, Friedrich (1744 bis 1816) 281.
Schubart, Chr. F. D. (1739 bis 1791) 162—163.
Schultheß, Barbara geb. Wolf (1745—1818) 1. 141. 143—144. 165—170. B. nS. 165.
Schultze, Oberkonsistorialrat 300.
Schulz, Abraham (1747 bis 1800) 250—251.
Schütz, Christian Gottfr. (1747—1832) 253. 288.
Schütz, Georg (1755—1813) 30. 38. 80. 111. 118. 139. 200. B. nS. 217.
v. Seckendorff, Minister 289.
v. Seckendorff, Sophie geb. v. Kalb 215—218.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 82. 101. 111—113. 171.
Semper, Max (* 1870) 275.
Serassi, Pierantonio 146. 235.
Shakespeare, William (1564—1616) 228. 281.
Sömmering, Sam. Thomas (1755—1830) 199.
Spinoza, Baruch (1632 bis 1677) 53—56.
Sprengel, Konrad (1750 bis 1816) 293.
v. Staff, Familie 299.
v. Stein, Josias (1735—1793) 220.
v. Stein, Charlotte (1742 bis 1827) 1. 3. 5. 12. 60—62. 86. 103. 114. 171. 173—179. 185. 188. 190—192. 194. 202—206. 219—220. 227. 232—234. 236—239. 252. 257. 260—266. 287. 298. 318. 331.
v. Stein, Ernst (1767—1787) 173.
v. Stein, Fritz (1772—1844) 113—114. 118. 170. 178. 188. 201. 204. 219. 232. 261. 263. 268—269. 290. 302.
v. Stolberg, Friedrich (1750 bis 1819) 162. 230.

Strack, Ludw. Philipp (1761 bis 1836) 39.
Sutor 302.

Taſſo, Torquato (1555 bis 1595) 34. 145—146. 150.
Thürmer, Joſeph (1789 bis 1833) 120.
Tintoretto (1518—1594) 311. 324.
Tiſchbein, Wilhelm (1751 bis 1829) 1. 20. 38. 51. 70 bis 71. 126—127. 140. 213. 243—245.
Tizian (1477—1576) 7. 311. 324.
Toskana, Großherzog Leopold (ſpäter Kaiſer Leopold II. 1747—1792) 151.
Trippel, Alexander (1744 bis 1793) 52.
Turneiſen 141.

Unzelmann, Karl W. Ferd. (1753—1832) 141.

Varus, Quinctilius († 9 n. Chr.) 8.
Vergilius Maro (70—19 v. Chr.) 305.
Veroneſe, Paolo (1530 bis 1588) 324.
de Verrocchio, Andrea (1435—1488) 153.
Verſchaffeldt, Maximilian (1754—1818) 39. 139. 200. 216. B. nS. 217.
Vitruvius Pollio 283.
Voigt, Chriſtian Gottl. (1743—1819) 60. 74—75. 101. 104—105. 125. 224. 285. 290.
Voigt, Joh. Carl Wilh. (1752—1821) 271—272. 285—286.
Volkmann, Joh. Jak. (1732 bis 1803) 132. 153—157. 309. 314.
Volpato, Giovanni (1730 bis 1803) 30.
Vulpius, Auguſt (1762 bis 1827) 179—180. 277—278. 300.
Vulpius, Chriſtiane (1764 bis 1816) 179—188. 192. 220. 233—235. 241—242. 260—261. 298—301. 306. 317—319. 331—335. 345. B. nS. 188.
Vulpius, Erneſtine († 1806) 179. 298.
Vulpius, Juliane († 1806) 179. 181. 298. 300. 318.

Wachtel, Feldwebel 288 bis 289.
v. Waſielewski, Waldemar 160.
Weiße, Chr. Felix (1726 bis 1804) 278.
Werner, Abr. Gottl. (1750 bis 1817) 271—272. 276.
v. Werther, Familie 299.
v. Werthern-Neunheilingen, Jeanette Luiſe geb. vom Stein (1752—1813) 191.
Wieland, Chriſtoph Martin (1733—1813) 162. 210. 249.
Wolf, Ernſt Wilh. (1735 bis 1792) 186.
Wolfram von Eſchenbach (12.—13. Jahrh.) 304.
Worthley, Charles 37.

Zanetti, Graf 323.
v. Ziegeſar, Familie 221.
v. Zimmermann, Joh. Georg (1728—1795) 162.
Zucchi, Antonio (1728 bis 1795) 28—30. 172. B. nS. 217.
Zucchi in Venedig 328.

2. Orte und Länder

Aetna 270.
Albano 1. 65. 66. 68. 84.
Anio 11.
Ansbach 279. 343—344.
Apenninen 275.
Aricia 84.
Aſchersleben 276.
Augsburg 144. 303.

Bajä 322.
Belvedere 243. 269. B. 244.
Berka 204.
Berlin 247. 250. 289—290. 301.
Blankenhain 204.
Bodenſee 161.
Bodetal 276.
Böhmen 275.
Bologna 153. 157. 159. 172. 240.
Bolſena 4.
Bozen 215.
Brenner 304.

Chiavenna 160.
Chur 144. 160.
Coburg 225.
Comer See 160—161.

Darmſtadt 197.
Dornburg 272.
Drackendorf 221.
Dresden 210. 211. 247.

Eiſenach 269.
Ems 260—261.
Erfurt 284.
Erlangen 303.
Etſch 304.

Feldkirch 161.
Florenz 109. 150—153. 157. 159. 235. 335.
Frankfurt a. M. 1. 2. 141. 262.
Frascati 11. 65. 66. 68. 83. 148. B. S. 11.

Gandolfo, Caſtell 11. 65. 66. 68. 84. B. nS. 66.
Genzano 65. 68. 84.
Glückſtadt 281.
Gotha 221. 224. 247.
Göttingen 252—253. 255 bis 259. 266—269.
Graubünden 144.

Hildburghauſen 225.

Ilmenau 75. 103—104. 221 bis 222. 285—286. 289.
Innsbruck 215. 303. 342.
Jena 207. 221—222. 224 bis 226. 252—255. 258. 272. 276. 286—289. 293—294. 302—303. 344.
Judenbach 303.

Kampanien 84. 275.
Karlsbad 270.
Kaſſel 247.
Koburg 303.
Kochberg 204. B. nS. 204.
Königsberg 250.
Konſtanz 144. 161—170. 216.
Körbelitz 276.

Lago maggiore 154. 160 bis 161.
Larici 68.
Lauchſtädt 281.
Leipzig 277—278.
Lindau 144.
Liſſabon 337.

Magdeburg 276.
Mailand 1. 153—161. 172. 235. B. 154.
Mainz 262.

Mantua 305. 337—341. B. 340.
Marino 65. 84. B. 65.
Meiningen 225.
Modena 1. 153.
Monte Cavo 84. 270.
München 215.

Neapel 1. 6. 13. 37. 38. 39. 109. 140. 212—213. 235. 245. 335.
Nemi 68. 84. B. 84.
Nürnberg 170. 279. 303. 344.

Offenbach 262.
Orlamünde 207.

Padua 13. 337. B. 338. 339.
Palermo 13.
Paris 320. 337.
Parma 153.
Piazenza 153.
Pyrmont 189.

Regensburg 215. 337.
Reggio 153.
Rhön 270.
Rom 1—149. 199. 212—213. 216—217. 242—247. 335. B. Trajanssäule 23, Pyramide des Cestius 102. Päpstl. Segen nS. 136. Villa d'Este nS. 217.
Roßtrappe 277.
Roveredo 304.
Rudolstadt 205. 209. 211. 287.

Saalfeld 303.
Schaffhausen 217.
Siena 150.
Sizilien 235.
Splügen 161.
Stromboli 270.
Stuttgart 162.

Tiber 22.
Tirol 303. 342.
Tivoli 7—11. B. 8. 9.
Toskana 1. 275.
Trient 304.
Tümpling 202.

Usingen 262.

Vaduz 161.
Velletri 65. 68.
Venedig 307—337.
Verona 304—306. 337. 341. 343.
Versailles 320.
Vesuv 270.
via mala 160—161.
Vicenza 306. 337.
Volkstädt 209.

Weimar 42. 59. 70. 101. 170—302. 341.
Wenigenjena 288.
Wiesbaden 260. 262.
Wilhelmstal 269.

Zürich 1. 141. 215. 245. 278. 315. 341.

3. Sachen

Abendmahl von Leonardo 157—158.
Adel 35—37. 84. 87. 99. 101.
Amtstätigkeit 2—3. 20. 71—75. 103—106. 119-125. 221—222. 289—290.
Anatomie 221.
Antike Überreste und antike Gesinnung 37. 84. 87. 99—101. 184.
Arbeitsweise 39—40. 85 bis 86. 111.

Baden und Schwimmen 22.
Baukunst 57. 146. 153—156. 283—284. 338.
Bäume 148—149.
Bergbau 221—222. 285 bis 286. S. Ilmenau.
Bildnisse Goethes 52. 248. B. nS. 52. 137.
Botanisches 12—16. 69. 148—149. 293—298.
Buchhändler und Verleger 277—278. S. Ettinger, Göschen.

Christentum 142—143. 315 bis 321. S. Katholische Kirche.

Dichten, eigenes 2—3. 42 bis 48. 51. 59. 117. 220—221. 235—238. 291—292. S. die Werke.
Dichter und Schriftsteller 33—34. 162—163. S. Herder, Schiller, Wieland.
Dichtkunst 227—228. 237 bis 238.
Dirnen 332—335.

Erdgeschichte 270—277.
Essen und Trinken 168. 192. 241.

Fabriken 197—198.
Farbenlehre 115—116.
Frauen s. Weibl. Geschlecht, Freundschaft.
Freimaurer 286.
Freundschaft mit Männern s. Herder, Knebel, Karl Aug. v. Sachsen, H. Meyer, Kayser, Bury u. a.
Freundschaft und Liebe mit Frauen s. Charl. v. Stein, Ang. Kauffmann, Barbara Schultheß, M. Riggi, Faustina, Chr. Vulpius.
Fronleichnamfest 1. 3—5.
Fürsten 218. 280—281. S. Sachsen.

Gaukler 325—327.
Geistliche 4. 33—34. 43. 54. S. Herder, Lavater.
Geschichtliches 68. 224 bis 225.
Geschlechtskrankheit des Herzogs 95. 242. 301.
Geschlechtsverkehr 92 bis 100. 184. 234—235. 317. 333.
Gesundheit 21. 49. 58. 89.
Gipsabgüsse 127—128.
Goethe von anderen beurteilt 60—63. 101—103. 172. 200—201. 211—212. 219—220. 229—230. 289.
Gotik 153—156.

Haltung anderen gegenüber 90—91. 219—220.
Heiligenfeste 18—19.

Italienisches Volk 18 bis 19. 25. 31—34. 66. 92—93. 307—313.

Kaffee 264.
Karneval 110—111.
Kastraten 26—27. 30. 129.
Katakomben 146.
Katholische Kirche 3—5. 18 bis 19. 32. 128—137. 309 bis 315. 324.
Kinder 29. 113—114. 178. 261—262. 268—269. 299 bis 300. 331—332. S. August Goethe, Bettine.
Kirchenstaat 43.

Klima 20. 21. 64. 204. 239. 303. 305.
Knochen 329—330.
Kunstbetrachtung 208. 249.
Kunstsammlungen 28—29. 36—37. 57. 114—115. 138. 152. 322—324. 338—341.

Lebensweise 279.

Madonna 323.
Mailänder Dom 153 bis 156.
Malerei 6—12. 38—40. 150. 152—153. 189. 323.
Militärisches 276. 343.
Mineralogie 160.
Mondscheinstimmung 174 bis 176. 194—195.
Musik 80—83. 129—135. 250—252. 312—313. S. Operndichtung.

Naturbetrachtung 230. S. Botanisches, Farbenlehre, Knochen.

Obelisken 35. 57—58. 111.
Operndichtung 2. 27. 70. 80—83. 250. 293.
Ostern 135—137. 311—313.

Philosophie 16—18. 53 bis 56. 75—79.
Plastik 40.
Politik 43—47.

Revolution, französische 320—321.

Scirocco 21. 116.
Seligsprechung 24—26.
Silberstift 291.
Spiegel 328—329.

Theater 26—28. 30. 66. 281 bis 282.
Tierquälerei 32—33.
Tonbildhauerkunst 248.

Universitäten 224—226. 253—254. 255—259. 286 bis 289.
Urpflanze 12. 14. 296. V. 295.

Vulkane 270—275.

Wasserfälle 8. 11.
Weibliches Geschlecht 31. 32. 67. 92—100. 172—178. 180—188. 220. 260—266. S. Freundschaft.
Wohnungen Goethes 1. 126—128. 182. 186. 298 bis 299.

Zeichnen 11. 38—42. 50. 69. 85—89.

4. Werke

Dramatische Form

Claudine von Villabella 81. 85. 112. 250—251.
Clavigo 59. 281.
Egmont 42—48. 51. 59. 89. 94. 280.
Erwin und Elmire 81. 85.
Faust 16. 51. 85. 117. 291 bis 292. 300.
Die Fischerin 85.
Die Geschwister 59. 281.
Götz v. Berlichingen 59.
Der Großkophta 2. 81.

Iphigenie auf Tauris 5. 59. 144. 210. 237. 280.
Iphigenie in Delphi 2.
Jery und Bätely 85. 144.
Künstlers Apotheose 221.
Künstlers Erdenwallen 117.
Lila 85. 144.
Die Mitschuldigen 59.
Nausikaa 2.
Pater Brey 237.
Scherz, List und Rache 80—82.
Stella 59.
Tasso 51. 59. 85. 117. 143 bis 146. 172. 192—196. 221. 234—240. 280. 291.
Triumph der Empfindsamkeit 59.
Die Vögel 59.

Epische Form

Wilhelm Meister 27. 51. 282. 293.
Werther 59. 104. 281.

Lyrische Form

An den Mond (Füllest wieder) 174—176. 194—195.
Der Besuch (Meine Liebste) 182.
Du sorgtest freundlich 50.
Die Geheimnisse 206—207.
Morgenklagen (O du loses) 186—188.
Römische Elegien 96—100. 184.
Das Veilchen 251.
Venetianische Epigramme 307—335.
Zueignung (Der Morgen kam) 59.

Aufsätze und wissenschaftliche Schriften

Aufsätze im ‚Merkur' über italienische Dinge (‚Rosaliens Heiligtum'; ‚Stundenmaß der Italiener'; ‚Zur Theorie der bildenden Kunst') 205. 249.
Metamorphose der Pflanzen 14. 293—298. 300.

Bildende Kunst

Skulpturen 41.
Zeichnungen 11. 38—42. 50. 69. 85—86.

Gesammelte Werke

(bei Göschen herausgegeben) 2. 42. 51. 59. 117. 162.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Bisher erschienene Bände des Werkes:

I. 1741—1771. Lehrjahre. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband Gz. 7,80, in Ganzleinen Gz. 10,40.

II. 1771—1774. Der erste Ruhm. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Im Druck.)

III. 1774—1776. Die Geniezeit. Mit vielen Abbildung. Pappbd. Gz. 7,80, Ganzleinenbd. Gz. 10,40.

IV. u. V. erscheinen nach dem vorliegenden Band VII.

VI. 1786—1788. Die Flucht nach dem Süden. Mit 32 doppelseitigen Bildertafeln und zahlreichen Textabbildungen. In Pappband Gz. 10,20, in Ganzleinen Gz. 12,80.

Das Werk wird fortgesetzt

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode:

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. I. Band: 1749—1803. Im alten Reiche. 2. Ausgabe, 6. und 7. Tausend. In Pappband Gz. 10,80, in geschmackvollem Ganzleinenband Gz. 14,60. / II. Band: 1803 bis 1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband Gz. 8,40, in geschmackvollem Ganzleinenband Gz. 10,80. / III. Band: 1816—1832. Das Alter. Mit Nachrufen 1832—1861 und Ergänzungen 1769—1816. (Im Druck.)

Charlotte von Stein. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tausend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen Gz. 10,80, in Ganzleinen-Geschenkband Gz. 14,60.

Der weimarische Musenhof. 20. bis 25. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,20, in Ganzleinenband m. reich. Golddruck Gz. 10,80.

Goethes Leben im Garten am Stern. 37. bis 42. Tausend. Mit vielen Abbildg. Auf holzfreiem Papier. Pappband Gz. 10,—, i. Ganzleinen m. echt. Gold Gz. 12,—.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode:

Goethes Lebenskunst. Achte Auflage. 26. bis 29. Tausend. Mit vielen Abbildungen. In Pappband Gz. 6,40, in schönem Ganzleinenband Gz. 8,60.

Goethes Liebesleben. 13. bis 15. Tausend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,40, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck Gz. 10,20.

Neues über Goethes Liebe. Gebunden Gz. 6.

Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Als Anhang ist beigegeben: eine vollständige Bibliographie der Friederiken-Literatur. Gebunden Gz. 6,—.

Karl August von Weimar. Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden Gz. 7,50.

Goethes Sohn. 4. bis 6. Tausend. Mit 16 Bildnissen. Ganzleinen Gz. 8,40.

Die Tonkunst in Goethes Leben. Drittes und viertes Tausend. Zwei Bände. Über 700 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln und Musikstücken. Auf reinweißem Friedenspapier. Gebunden Gz. 10,—.

Goethes Weg zur Höhe. Dritte, durchgesehene Aufl. 7. bis 11. Tausend. Geschmackvoll gebunden Gz. 3,—.

Goethe und Lotte. Von Prof. Dr. Heinrich Gloël. Liebhaber-Ausgabe auf bestem holzfreien Papier. Einband in Sechsfarbendruck. Gz. 9,60.

Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Werner Deetjen. Mit mehreren Bildertafeln und Bildern im Text. Pappband Gz. 6,30, Ganzleinenband Gz. 9,50. Vorzugsausgabe auf Bütten in Ganzleder Gz. 19,—.

Goethes Kopf und Gestalt. Von Karl Bauer, Maler in München. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln Gz. 2,40.

Ladenpreis = Gz. × Schlüsselzahl, die in jeder Buchhandlg. zu erfahren ist.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JUN 16 1933		

M

13220799

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

0113220799

BUTLER STACKS

VOLUME 8

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Vereinsamung

1790–1794

Von Valerian Tornius

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JUN 2 8 1933		

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Fortgeführt von

Valerian Tornius

*

1790 — 1794

Vereinsamung

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1925 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Goethe
Nach einem Stich von Joh. Heinr. Lips

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1790–1794

Vereinsamung

Von Valerian Tornius

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1926

GTD
B632
v.3

25-2985 (Coutts)
8

Vorwort

Der vorliegende Band umfaßt den Zeitraum von Goethes Rückkehr aus Venedig bis zum Beginn seiner Freundschaft mit Schiller. Reich an Enttäuschungen und Bitternissen mancherlei Art — so kann man den Inhalt dieser Jahre bezeichnen. Wegen seines Herzensbundes mit Christiane von der Weimarer Gesellschaft scheel angesehen, von der besten Freundin und Vertrauten, Charlotte von Stein, aus gleichem Grunde gescholten und geschmäht, als Dichter seiner letzten Werke (Egmont, Tasso) nur von wenigen beachtet und anerkannt, als Naturforscher fast jeglichen Verständnisses entbehrend, fühlt Goethe sich zurückgesetzt und vereinsamt wie nie zuvor. Das beim Rückblick auf diese Jahre später in der „Kampagne in Frankreich" ausgesprochene Bekenntnis „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", deutet die schmerzliche Grundstimmung jenes Lebensabschnittes an, die selbst ein stilles Familienglück und die rege Anteilnahme einiger Freunde an seinem Schaffen nicht zu lindern vermochten.

Außerlich sind die Jahre gekennzeichnet durch die schwüle politische Atmosphäre, die zunächst im Osten, wenn auch nur vorübergehend, durch die Rivalität Österreichs und Preußens bedingt wird, dann jedoch in den kriegerischen Folgeerscheinungen der französischen

Revolution ihre Entladung findet. Dreimal muß Goethe infolge dieser Ereignisse die Stätte häuslichen Behagens mit dem Aufenthalt unter freiem Himmel vertauschen. Das erste Mal, um sich nur als Augenzeuge mit der „großen Demonstration eines kriegerischen Vorhabens" zu begnügen, die beiden andern Male dagegen, um in unmittelbarer Nähe des Kanonendonners die Schrecken des Krieges kennen zu lernen. Valmy und Mainz bleiben aus diesen Feldzugserfahrungen als markante Erlebnisse in seiner Erinnerung haften.

Sein tätiges Wirken daheim erhält zwei neue Richtungen: Einesteils ist es die energische Wendung nach den Naturwissenschaften hin, unter denen die Chromatik insbesondere ihn zu beschäftigen beginnt; anderenteils die nicht ohne Widerstreben erfolgte Übernahme der Theaterleitung. Letztere legte ihm nicht nur eine amtliche Verantwortung auf, sondern regte gleichzeitig seine dramatische Schaffenslust an, die sich jedoch an ungeeigneten Stoffen versuchte und darum fehlschlug. Der Dichter trat überhaupt in diesen Jahren stark in den Hintergrund; was er ersann, mißlang, und nur zuletzt erhob er sich wieder auf seine frühere Höhe und errang mit dem „Reineke Fuchs" einen schönen Erfolg.

Dem aufmerksamen Betrachter wird es schwerlich entgehen, daß jene dichterische Unfruchtbarkeit ihre Ursache keineswegs allein in einer schöpferischen Indisposition hat. Es fehlte vielmehr Goethe seit Italien der anregende Freund, dessen er zeitlebens bis in sein hohes Alter bedurfte, um wahrhaft Großes zu leisten. Der kongeniale Freund, aus dessen Ideenwelt er eine anregende und befruchtende Förderung seines

eigenen Schaffens gewinnen konnte, trat erst im Juni 1794 ihm nahe. Und von diesem Augenblick, der Annäherung an Schiller, begann für Goethe eine neue bedeutsame Arbeitsperiode, deren Schilderung dem nächsten Bande vorbehalten bleiben soll.

*

Was die in dem vorliegenden Bande gegebene Darstellung von Goethes Leben anbelangt, sei nur kurz bemerkt, daß ich mich eifrigst bemüht habe, in Methode und Anordnung mich meinem Vorgänger anzupassen. Es geschah nicht ohne eine gewisse Selbstentäußerung meinerseits; denn Gedankengang und Arbeitsweise zweier mit einem Stoff sich beschäftigenden Verfasser müssen notwendigerweise verschieden sein. Wenn ich aber trotzdem nach Möglichkeit bestrebt war, eine Abweichung in Auffassung und Darstellungsart zu vermeiden, so tat ich es, um die Geschlossenheit der ganzen Biographie nicht zu stören. Sehr wertvoll waren mir darum Bodes hinterlassene Entwürfe zu den beiden ersten Abschnitten, von denen ich Einiges sogar wörtlich in meine Schilderung übernommen habe. Im weiteren Verlauf bin ich dann eigene Wege gegangen und, wie ich wünsche und hoffe, zur Zufriedenheit aller jener, die das Werk im Sinne meines Vorgängers fortgeführt sehen möchten.

Allen denjenigen jedoch, die mir bei meiner Arbeit durch Rat und Tat wertvolle Beihilfe geleistet und mich bei der Auswahl des Bildermaterials unterstützt haben, sei an dieser Stelle bestens gedankt, insbesondere Frau Anna Bode, die mir die Hinterlassenschaft ihres Gatten an Exzerpten bereitwilligst zur Verfügung stellte,

ferner Frau Notar Margreth Hofmann, aus deren reichhaltiger Silhouettensammlung einige schöne Schattenrisse veröffentlicht werden, endlich den Herren Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Prof. Dr. Julius Wahle, Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Herrn Prof. Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek zu Weimar, sowie den Leitern des Dresdner Kupferstichkabinetts, des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertum in Breslau und der Städtischen Museen in Koblenz und Trier.

Leipzig, Sommer 1925

Dr. Valerian Tornius

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V.

1. Kapitel. **Schlesien. 26. Juli bis 6. Oktober 1790** S. 1

Die politische Lage. — Besuch in Dresden. — Im Lager. — Breslau. — Schuckmann. — Hermes. — Ausflug in die Grafschaft Glatz. — Salzgruben von Wieliczka. — Botanik und Anatomie. — Riesengebirge. — Heimkehr.

2. Kapitel. **„Ein ruhiges innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr." Oktober 1790 bis September 1791** S. 29

Christiane. — Besuch bei Schiller. — Anatomische Studien. — Beiträge zur Optik. Erstes Stück. — Römische Elegien und Venezianische Epigramme. — Allerlei amtliche Pflichten. — Ilmenau. — Gründung der Freitagsgesellschaft.

3. Kapitel. **Die Gründung des Hoftheaters** S. 55

Des Herzogs Plan. — Unterhandlungen mit Bellomo. — Goethes Übernahme der Theaterleitung. — Die Schauspieler. — „Der Anfang ist in allen Sachen schwer". — Lauchstädt. — Eigenes Schaffen für die Bühne. — Opernentwürfe. — Der Groß-Cophta.

4. Kapitel. **Letztes Behagen im Jägerhause. September 1791 bis 8. August 1792** S. 84

Theatersorgen. — Christiane Neumann. — Spielplan. — Beiträge zur Optik. Zweites Stück. — Vorträge in der Freitagsgesellschaft. — Karl August Böttiger. — Johann Heinrich Meyers Ankunft. — Wohnungswechsel. — Schloßbau. — Studentenunruhen in Jena. — Auszug der Studenten. — Beilegung der Affäre.

5. Kapitel. **Die französische Revolution. 1789—1792** S. 119

Vorboten und Ursachen. — Politische Zustände in Deutschland. — Duodezfürstentyrannei. — Die „Tyrannendichter". — Adel und Bürgertum. — Deutsche Sympathien mit der französischen Revolution. — Goethe und die Revolution. — Ihre Auswirkungen im Ausland. — Kriegsausbruch.

6. Kapitel. **Die Kampagne in Frankreich. 8. August bis 22. Oktober 1792** S. 139

Abreise zur Front. — Besuch bei der Mutter. — Mainz (Forster und Sömmering). Antikes Grabmonument beim Dorfe Igel. — Im Lager bei Karl August. — Verdun. — Vormarsch. — Argonnen. — Feldzug-Strapazen. — Die Kanonade von Valmy. — Rückzug. — Schwere Tage. — Abermals Verdun. — Seltsame Erlebnisse. — Luxemburg.

7. Kapitel. **Besuche in Pempelfort, Duisburg und Münster. 22. Oktober bis 16. Dezember 1792** S. 174

Trier. — Wyttenbach. — Moselfahrt. Trarbach. — Koblenz. — Rheinabwärts. — Bei Jacobis in Pempelfort. — Sorglose und heitere Wochen. — Abstecher nach Duisburg (Plessing). — Bei der Fürstin Gallitzin in Münster. — Der neue Amor. — Heimreise.

8. Kapitel. **Wieder in Weimar. 16. Dezember 1792 bis 12. Mai 1793** S. 200

Im Hause am Frauenplan. — Ablehnung der Ratsherrnstelle in Frankfurt. — Meyer als Mitarbeiter. — Studien zur Farbenlehre. — Theaterreformen. — Spielplan. — Der Bürgergeneral. — Künstlers Fug und Recht. — Reineke Fuchs.

9. Kapitel. **Die Belagerung von Mainz. 12. Mai bis 22. August 1793** S. 245

Die politische und militärische Lage. — Das besetzte Mainz. — Hätschelhans bei Frau Aja. — Abreise ins Hauptquartier. — Lagererlebnisse. — Ausfall der Franzosen auf

Marienborn. — Wissenschaftliche und dichterische Arbeit im Lager. — Briefwechsel mit der Heimat. (Christiane.) — Bombardement von Mainz. — Übergabe der Festung. — Klubistenflüchtlinge. — Das zerschossene Mainz. — Besuch bei Schlosser. — Rückreise.

10. Kapitel. **Stilles Wirken und Schaffen. September 1793 bis Juni 1794** S. 287

Prinz Konstantins Tod. — Verschiedene Todesfälle. — Das botanische Institut in Jena. — Gründung der naturforschenden Gesellschaft. — Das Theater. — Die Aufgeregten. — Reise der Söhne Megaprazons. — Reineke Fuchs erscheint.

Seitenzeiger . . . . . S. 309
1. Personen . . . . . S. 309
2. Orte und Länder . . . . . S. 314
3. Sachen . . . . . S. 316
4. Werke . . . . . S. 317

Abbildungen

Personen

Karl August Boettiger nS. 96
Braunschweig: Herzog Karl Ferdinand nS. 152
Cagliostro S. 79
Georg Adam Forster S. 141
Goethe, Titelbild, nS. 289
Charles Gore nS. 273
Joh. Tim. Hermes nS. 17
Lene Jacobi S. 189
Lotte Jacobi S. 189
Franz Kirms nS. 56
Ch. Gottfried Körner nS. 32
Minna Körner nS. 32
Aug. von Kotzebue nS. 89
Christiane Neumann S. 87, nS. 88
Preußen: Prinz Friedrich Ludwig Christian (Louis Ferdinand) S. 155, nS. 272
Sachsen-Weimar: Herzogin Anna Amalie S. 48
Herzog Karl August nS. 25, S. 148
Prinz Konstantin S. 289
Friedr. v. Schuckmann nS. 16
Sam. Thomas Sömmering nS. 281
August Vulpius nS. 72
Christiane Vulpius nS. 97, nS. 105
Hugo Joh. Wyttenbach nS. 176

Orte

Breslau nS. 9
Dresden nS. 8
Körnerhaus in Loschwitz nS. 33
Lauchstädt: Kurgebäude und -Anlagen nS. 57
Grundriß des Theaters S. 68
Mainz von der Favorite nS. 280
Münster: Haus der Fürstin Gallitzin nS. 185
Rheingegend b. Koblenz nS. 184
Riesenkoppe nS. 24
Trier: Kloster St. Maximin nS. 177
Stadtansicht nS. 145
Weimar: Goethes Haus am Frauenplan nS. 113
Am Ende der kalten Küche nS. 201
Hoftheater (Grundriß) S. 65
Jägerhaus nS. 104
Römisches Haus nS. 288
Schloß nach dem Brande nS. 200

Verschiedenes

Auszug der Jenaer Studenten 1792 nS. 112
Goethes camera obscura S. 40
Goethes Gedicht „Hausgarten", Illustration nS. 241
Goethes Prisma S. 93
Grabmonument bei Igel nS. 144
Kanonade von Valmy nS. 153
Mainz: Bombardement und Brand nS. 280
Die Mystifizierten (Faksimile) nS. 73
Versammlung der Tiere (Reineke Fuchs) nS. 240

Urheber der Abbildungen

Bolt nS. 89
Dircks nS. 176
Endner nS. 32
Everdingen nS. 240
Goethe nS. 241
Gore nS. 280
Horny nS. 201
Klauer nS. 289
Kraus nS. 25, nS. 273
Krüger nS. 16
Lieber nS. 241
Lips Titelbild, nS. 97
Martinet nS. 153
Meyer nS. 105
Paß nS. 144
Rösel nS. 113
Schmeller nS. 56
Schroeder nS. 152
Thönert nS. 17
Tischbein, J. F. Aug. nS. 96
Vogel nS. 281
Westermayer nS. 288
Zingg nS. 8

Erstes Kapitel

Schlesien

(26. Juli bis 6. Oktober 1790)

Während Goethe über den Brenner heimwärts fuhr, bereiteten sich in der Politik Ereignisse vor, die den Ausbruch eines großen Krieges befürchten ließen. Im allgemeinen pflegte man in deutschen Landen damals kriegerische Verwicklungen auf dem Balkan gleichgültig hinzunehmen. Die Zeit, da die Moslems vor den Toren Wiens gestanden und die westeuropäische Kultur ernst bedroht hatten, gehörte schon einer fernen Vergangenheit an, und die sogenannte Türkengefahr war höchstens noch ein Kinderschreck. Darum versetzte man sich gern, „wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander" schlugen — was häufig genug geschah —, in die Rolle eines Zuschauers, der in sicherer Geborgenheit einem aufregenden Kampf gleichsam zur Belustigung beiwohnt, und tat, wie jener brave Bürger in der Spaziergangsszene des „Faust":

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Diesmal konnte man sich jedoch nicht in eine solche Sicherheit wiegen, und wenn auch die Türken selbst

keinen Anlaß zur Beunruhigung boten, ſo rückte doch die Möglichkeit einer Erweiterung des Kriegsſchauplatzes in greifbare Nähe. Denn durch die Erfolge, die Rußland und Öſterreich in ihrem gemeinſamen Raubfeldzug gegen die Hohe Pforte erzielt hatten, wurde das politiſche Gleichgewicht der Mächte empfindlich gefährdet, und Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der als Nachfolger des großen Friedrich ſich ſtolz als Schiedsrichter Europas fühlte, ſchien der Augenblick gekommen, um entweder Rußland und Öſterreich zum Nachgeben und Verzicht auf Gebietserweiterung zu zwingen oder Anſprüche für Preußen geltend zu machen und dieſe gegebenenfalls mit Waffengewalt durchzuſetzen. Während in Reichenbach, wo der alte Fritz einſt den Sieg über Daun erfochten hatte, die Diplomaten der verſchiedenen Länder in langwierigen Verhandlungen über die Löſung des Konflikts berieten und um die Bedingungen feilſchten, ſtand die friderizianiſche Armee zur Bekräftigung der preußiſchen Forderungen angriffsbereit: ein Korps von 30 000 Mann unter dem Befehl des Grafen Henckel von Donnersmarck an der littauiſchen Grenze gegen Rußland und die Hauptarmee, 200 000 Mann ſtark, von dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig geführt, als Bedrohung Öſterreichs in der Grafſchaft Glatz. Hierher hatte ſich auch der König begeben, deſſen Hauptquartier ſich in dem Schloß Schönwalde zwiſchen Frankenſtein und Silberberg befand.

Goethes Souverän, deſſen militäriſche Neigungen nach Betätigung verlangten, war bereits Ende Mai, als die Spannung zwiſchen Öſterreich und Preußen

jeden Augenblick einen Ausbruch der Feindſeligkeiten erwarten ließ, über Berlin nach Schleſien gereiſt. Sein Aſchersleber Regiment mußte zwar daheim bleiben, aber dafür hatte er das Kommando über die Magdeburgiſche Kavallerie erhalten. Sein Quartier lag bei Groß-Zirlau. Auf der Heimreiſe aus Italien hatte Goethe in Augsburg vom Herzog die Einladung erhalten, in das Lager zu kommen. Da er noch nie Zeuge einer großen militäriſchen Revue geweſen war und außerdem gelegentlich in einem Schreiben an Karl Auguſt die Abſicht ausgeſprochen hatte, das Jahr 1790 möglichſt viel im Freien zu verbringen, begrüßte er dieſe Einladung mit Freuden. Er ſchrieb darum gleich nach ſeiner Rückkehr dem Herzog, er „werde alles einrichten, um bald abgehen zu können“, nur wollte er einige dringende Geſchäfte vorher noch erledigen; die Überſiedlung der Herzogin-Mutter nach Belvedere, die Regelung der finanziellen Miſere, in die der Kammerherr von Einſiedel geraten war, die Überwachung des Schloßbaus u. a. Aber ſchon eine Woche ſpäter konnte er melden, daß alles eingerichtet und eingeleitet ſei, daß der Schloßbau munter fortſchreite und daß der letzte (ſiebente) Band der „Schriften“ gedruckt ſei, und daß er nunmehr bald zu der „großen Demonſtration eines kriegeriſchen Vorhabens“ aufbrechen werde, von der er wünſche, daß ſie „zum Heil und Frommen von Deutſchland und Europa ausſchlagen möge“. So gönnte er ſich nur wenige Wochen ruhigen häuslichen Glücks, um dann am 26. Juli morgens in Begleitung ſeines Dieners Paul Götze die ſchleſiſche Reiſe anzutreten, von der er erhoffte, daß ſie ihm die ſchönſte Gelegenheit

bieten werde, seine Kenntnisse in mehr als einem Fache zu erweitern.

*

Die Fahrt führte ihn über Jena, Gera, Rochlitz, Nossen nach Dresden, wo er am 28. Juli früh halb acht Uhr anlangte. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er die sächsische Hauptstadt nicht gesehen, was begreiflicherweise den Wunsch in ihm weckte, hier einige Tage zu verweilen. Vor allem reizten ihn die Gemäldegalerie, die antiken Skulpturen und die Gipsabgüsse. Aber mit welchen anderen Augen mußte der durch seine italienischen Studien künstlerisch gereifte Einundvierzigjährige jetzt diese Kunstschätze betrachten als seinerzeit der blutjunge Student, der hier die erste Vorstellung von wirklicher Kunst gewonnen hatte! Das Urteil, das Goethe später in seiner Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ über die Dresdner Kunstschätze fällte, daß sie „eine ewige Quelle echten Kunstsinns für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer, heilsam“ seien, mag wohl auf die Erfahrung seines zweiten Dresdner Aufenthalts zurückgehen. Nicht im Taumel der Begeisterung, sondern mit kritisch abwägendem Verständnis wird er jetzt den Gegenständen gegenübergetreten sein, wofür auch seine Beurteilung der „Dresdner Geschmäcke“ zeugt, über die er sich einige Jahre später in Briefen an Meyer und in den „Xenien“ lustig macht. Das Xenion „Neueste Schule“:

Eh'mals hatte man einen Geschmack. Nun giebt es Geschmäcke!
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

bezieht sich auf den Freiherrn Friedrich von Racknitz, mit dem Goethe gerade bei seinem zweiten Dresdner Aufenthalt viel verkehrte.

Den kurfürstlichen Hausmarschall Racknitz, einen ehemaligen Offizier, hatte Goethe 1786 in Karlsbad kennen gelernt. Gemeinsame mineralogische Neigungen und Kunstinteressen führten beide Männer zu einer Annäherung. Deswegen stattete Goethe ihm gleich nach seiner Ankunft in Dresden einen Besuch ab und betrachtete seine Sammlung von „schönen und artigen Sachen“, die jedoch, da Racknitz mehr ein Seltsamkeitskrämer als echter Kunstkenner war, was aus seinem Prachtwerk „Darstellung der Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst“ deutlich hervorgeht, keinen überwältigenden Eindruck auf Goethe gemacht haben muß.

Ein anderer Bekannter aus Karlsbad, der preußische Gesandte Graf Karl Friedrich von Geßler, den Goethe ebenfalls besuchte, brachte ihn zu dem Ober-Appellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner in Loschwitz. Alte Erinnerungen aus der Jugendzeit wurden bei dieser Gelegenheit aufgefrischt; denn Körners Frau, Minna, war die Tochter des Leipziger Kupferstechers Johann Michael Stock, unter dessen Anleitung der junge Goethe das Radieren gelernt hatte. Außerdem lebte Minnas unverheiratete Schwester Dora noch im Körnerschen Hause. Anfangs verhielt sich Goethe beim Wiedersehen sehr reserviert; dann taute er jedoch auf „und war“ — wie Körner seinem Schützling Schiller meldete — „zuletzt sehr mitteilend, aber seine Art, sich anzukündigen“,

fügte der Briefschreiber hinzu, „hat doch immer etwas Kaltes und Zurückhaltendes“. Diesen Antrittsbesuch Goethes in Loschwitz bei Körner wird man als Anknüpfung dauernder Wechselbeziehungen zwischen den beiden Männern bezeichnen dürfen, die dann später, gefördert durch Schiller, sich zu einer herzlichen Freundschaft entwickelten.

Von andern Männern, mit denen Goethe bei seinem Dresdner Aufenthalt in Berührung trat, seien erwähnt der Arzt und Inspektor des Naturalienkabinetts Karl Friedrich Titius, der ihm vermutlich bei der Besichtigung der anatomischen Sammlungen als Cicerone diente, der Maler Ramberg, dessen Bekanntschaft ihm Körner vermittelte, der Lexicograph und Bibliothekar Johann Christoph Adelung und der Akademiedirektor Johann Casanova, ein Bruder des berühmten Abenteurers.

Nach mehreren genußreichen Tagen, die Goethe, laut seinem eigenen Bekenntnis, mehr gegeben als er gehofft hatte, setzte er am 31. Juli über Bautzen, Görlitz, Hirschberg seine Reise fort und traf am 2. August in dem Standquartier des Herzogs ein, den er, „wohl, stark und dick, auch der besten Laune“ antraf.

Inzwischen war in der politischen Lage ein bedeutender Umschwung eingetreten. Friedrich Wilhelm der Zweite mochte gern als Erbe seines großen Oheims die Machtstellung Preußens stärken, aber es fehlte ihm sowohl an Ausdauer wie an Energie zur erfolgreichen Durchführung seiner eingeleiteten Operationen. Ein ernsthafter langwieriger Krieg wäre nicht seine Sache gewesen. Es kam hinzu, daß der bisherige Bundesgenosse England die preußischen Eroberungspläne nicht

billigte und insgeheim Österreich zum Widerstande ermutigte. Da auch Kaiser Leopold keinen militärischen Ehrgeiz besaß, so lag gewissermaßen auf beiden Seiten die Bereitwilligkeit vor, die Feindseligkeiten zu beenden, noch ehe sie begannen, was durchaus dem Gedankengang Goethes entsprach, der schon im Februar dieses Jahres seiner Meinung darüber in den Worten Ausdruck gegeben hatte: „Denn da eigentlich der Zweck des Krieges nur der Friede sein kann, so geziemt einem Krieger gar wohl, wenn er ohne Krieg Friede machen und erhalten kann“. Und in der Tat kam in Reichenbach am 27. Juli eine Einigung der Mächte zustande, bei der Friedrich Wilhelm der Zweite auf jede Gebietserweiterung und jeden nennenswerten Vorteil verzichtete, während Österreich seine an der Donau gemachten Eroberungen zurückgeben mußte. So verlief die mit einem erheblichen Aufwand von Machtmitteln in Szene gesetzte kriegerische Demonstration wie das Hornberger Schießen.

*

Beim Eintreffen Goethes im herzoglichen Lager war die Kriegsgefahr also bereits gebannt. Bot sich ihm nun auch keine Gelegenheit mehr, Augenzeuge einer blutigen Feldschlacht zu sein, so konnte er doch das Lagerleben aus eigener Anschauung gründlich kennen lernen. Seine Eindrücke faßte er in einem liebenswürdigen Epigramm zusammen, das er Herder zuschickte:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.

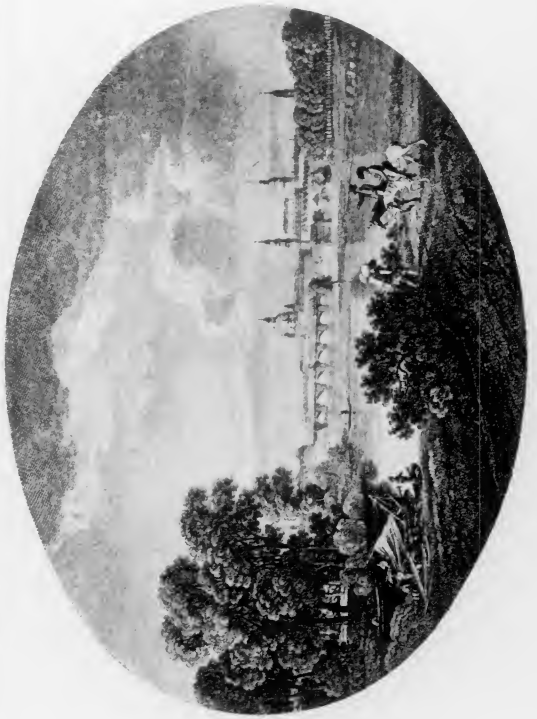
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! O bringe,
Wenn uns Mavors[1]) betrügt, bring uns Cupido den Krieg.

Das Lagerleben sollte von keiner langen Dauer sein. Die Armee hatte zwar den Rückzugsbefehl noch nicht erhalten, weil der König erst die Ankunft der Ratifikationsurkunde aus Wien abwarten wollte. Diese Wartezeit nutzte Goethe reichlich für Ausflüge in die Umgebung aus, um Land und Leute kennen zu lernen. Über die Ausbeute der dabei gewonnenen Erfahrungen schrieb er am 10. August an Herder:

Seit Anfange des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirges und der Ebene durchstrichen, und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Aussichten vergütet. Ich werde viel zu erzählen haben, wenn es mir im Winter wieder erzählerisch wird. Schreiben kann ich nicht, daß wißt Ihr.

Schlesien bot in der Tat einem aufmerksamen Beobachter eine Fülle belehrender Anregungen und Eindrücke. Das Land war während seiner bald fünfzigjährigen Zugehörigkeit zu Preußen aufgeblüht. Friedrich der Große hatte ihm eine ganz besondere Sorgfalt angedeihen lassen, hatte die schweren Kriegsschäden repariert, Handel und Wandel gefördert, Industrie und Gewerbe belebt, Wohlstand und Kultur in jeder Weise gehoben und durch seine Politik die Schlesier zu guten preußischen Staatsbürgern herangebildet. Die verschiedenen Gewerbe und Industriezweige, die hier ge-

[1]) Der alte Name des Mars (bei Plautus).



Dresden
Nach einem Kupferstich von A. Zingg 1805
(Kupferstichkabinett Dresden)

Ansicht von Breslau, von Norden aus gesehen

Nach einem Kupferstich um 1800

(Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau)

pflegt wurden, wie die Leineweberei, die Kalk- und Ziegelbrennerei, der Steinkohlenbergbau, die Eisengewinnung, daneben die zahlreichen Mineralquellen und nicht zuletzt die geotektonischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, aber schließlich auch der ganze Verwaltungsapparat mußten einem mit so vielseitigen Interessen ausgestatteten Manne wie Goethe eine Quelle ständiger Bereicherung seines Wissensdranges sein. Nur ungern unterbrach er darum seine Studien und verließ die anmutige Gebirgsgegend, um, offiziellen Verpflichtungen sich fügend, nach Breslau zu eilen, wo der Abschluß des Friedens in Gegenwart des Königs feierlich begangen werden sollte.

Am 10. August finden wir den Herzog mit seinem Minister in dem Dörfchen Gräbschen bei Breslau, aber schon am nächsten Tage sind sie beide in der Stadt und wohnen dem Einzug des Königs, seiner Generalität und des diplomatischen Korps bei.

*

Die uralte Haupt- und Handelsstadt an der Oder, die damals ohne die Besatzung 56 000 Einwohner zählte, hatte sich anläßlich dieses Ereignisses besonders festlich herausgeputzt, so daß man in dem schimmernden Gepränge gar nicht recht den eigentlichen Charakter der Stadt zu erkennen vermochte. Dieser trug noch ein ganz mittelalterliches Gepräge. Die schmalen Häuser standen wie Schwalbennester aneinandergedrängt und kehrten ihre Giebelseiten den engen Gassen zu. Zwischen den angrenzenden Dächern lagen die Wasserrinnen, die noch einige Fuß über die Straße hinaus-

ragten, so daß bei Regenwetter der schwarztonige Erdboden sich in einen schlammigen Brei verwandelte. Außerdem gab es eine Wasserleitung aus Holzröhren; verfaulte nun die eine oder die andere, so versumpfte der Boden auch von unten. Durch diese schmutzigen Gassen pulsierte ein reger lärmender Straßenverkehr, in dem Russen, Polen, Orientalen und namentlich jüdische Händler sehr auffällig in Erscheinung traten.

Die vielen Kirchen, Kapellen und Klöster mit ihren zahlreichen Priestern und Mönchen verstärkten ebenfalls den altertümlichen Eindruck und verliehen der schlesischen Metropole das Aussehen einer rein katholischen Stadt, obwohl die Katholiken nur ein Drittel der Bevölkerung bildeten und die Protestanten die maßgebende Rolle spielten. Ganz im Gegensatz zum Lande vertrugen sich beide Konfessionen hier gut. Der Geist der Duldsamkeit, dem Friedrich der Große eine weitherzige Herrschaft eingeräumt hatte, waltete bemerkbar, durften doch selbst die in so vielen katholischen Ländern verbotenen Jesuiten hier an den Schulen tätig sein, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie Ordenskleid und Namen ablegten. Die sog. Universität war immer noch ein Jesuitenkollegium, wenn sie auch nicht mehr so hieß; ein katholisches Gymnasium gehörte dazu. Sonst gab es noch ein lutherisches Gymnasium, an dem als Lehrer Prorektor Schummel und Professor Gedicke wirkten, die in einem guten literarischen Ruf standen; ferner eine Realschule und ein Realgymnasium[1]), dessen Leitung

[1]) Der Name „Realgymnasium" wurde für die Anstalt „Zu Maria Magdalena" in diesen Jahren wirklich schon gebraucht.

vor kurzem dem begabten und namhaften Philologen Maso aus Gotha übertragen worden war. Diese Schulmänner sowie den Propst Hermes und einige vornehme Herren hatte Goethe in seinem Notizbuch vermerkt, wohl mit der Absicht, mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen.

Zunächst hielten ihn jedoch die offiziellen Hoffestlichkeiten von seinen Besuchen zurück. Als Begleiter des Herzogs konnte er sich nicht von ihnen ausschließen, so gern er es getan hätte; denn die in fast ununterbrochener Folge stattfindenden Diners, Soupers, Assembleen und Bälle waren nicht nach seinem Geschmack. So fehlte er weder bei der Cour am Einzugstage des Königs, noch bei dem Fest, das die Kaufmannschaft zur Feier der Thronbesteigung veranstaltete, und nahm am 18. August an der königlichen Tafel teil.

Wie weit er bei dieser Gelegenheit in nähere Berührung mit Friedrich Wilhelm dem Zweiten trat, entzieht sich unserer Kenntnis. Anknüpfungspunkte waren zwischen den beiden Männern wohl vorhanden, so vor allem durch die Beziehungen des Königs zu Reichardt, der sich damals noch seiner vollen Gunst erfreute, aber sie dürften kaum für eine engere Fühlungnahme ausgereicht haben.

Dagegen sollte der Name Reichardt eine andere Bekanntschaft Goethes vermitteln, die eine tiefere gegenseitige Anteilnahme zur Folge hatte. Diese betraf den Oberbergdirektor Freiherrn von Schuckmann, der später preußischer Polizei- und Innenminister wurde. Die erste Begegnung fand bei der Empfangscour statt. Schuckmann berichtet über sie an Reichardt:

Ich sah einen farbigen Rock — gegen das Costüm und aus diesem supplicantenähnlichen gemeinen Rocke ein ungemeines Gesicht hervorblicken. Fragte lange vergebens nach dem Eigentümer — und höre endlich — Goethe! Wir machten Bekanntschaft, aber freilich wie man sie so macht. Ich nahm Deinen Namen zum Empfehlen und hoffe ihn wohl noch mehr zu sehen."

Die Gelegenheit bot sich dann auch bald. Am 17. August speiste Goethe bei Schuckmann, ehe er zu den Festlichkeiten im Zwinger ging, und legte sich in der Unterhaltung schon viel weniger Zurückhaltung auf. Einen vertrauteren Umgang mit ihm scheint er jedoch erst nach seiner Rückkehr aus Oberschlesien gepflogen zu haben. Über die Ergebnisse dieser Zusammenkünfte schrieb Schuckmann an seinen Freund Reichardt:

Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck[1]) schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Konvention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen; und das wohl aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatz die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen, und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen die Hörer ihm zu, nicht ab.

Goethe hatte Schuckmann ebenfalls schätzen gelernt. Besonders seine verwaltungstechnischen Kenntnisse und

[1]) Neue Bekanntschaften erregten bei Goethe immer eine gewisse Befangenheit. In dieser Verlegenheit fand er häufig nicht die richtigen Worte, um sich auszudrücken, und blieb für den Fremden darum unverständlich und dunkel.

Erfahrungen schienen ihm geeignet, dem weimarischen Land von Nutzen zu sein. Wenn er ihm darum bald nach seiner Rückkehr aus Schlesien im Auftrage seines Souveräns die Stelle eines Geheimen Rats im Conseil anbot, so geschah es gewiß, weil er sich manchen Vorteil für Weimar davon versprach. Aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Doch wahrten beide Männer einander auch später ein warmes Gedenken und wechselten gelegentlich Briefe.

Durch Schuckmanns Vermittlung lernte Goethe den Direktor der schlesischen Bergwerke Graf Reden kennen. Wir wissen, wie sehr sich Goethe für den Bergbau in jenen Jahren interessierte und wie begierig er war, auf diesem Gebiet neue Kenntnisse zu erwerben. Niemand konnte ihm dabei bessere Auskünfte geben als der Graf, der namentlich in der Wiederherstellung der Blei- und Silbergewinnung Hervorragendes geleistet hatte. Als er Goethes Interesse für diese Dinge sah und zugleich erfuhr, daß der Herzog auch regen Anteil an allen bergmännischen Fragen nahm, erbot er sich, die Herren, wenn sie eine anstrengende Fahrt nicht scheuten, selbst in sein oberschlesisches Revier zu führen und ihnen auf der Friedrichsgrube bei Tarnowitz Einrichtungen zu zeigen, aus deren Besichtigung sich vielleicht nutzbringende Anregungen für die Ausgestaltung der Ilmenauer Anlagen ergeben dürften. Der Plan wurde mit Begeisterung aufgenommen und die Ausführung für Ende des Monats festgesetzt.

Aber nicht nur mit offiziellen Persönlichkeiten wie Schuckmann, Graf Reden und dem dirigierenden Minister von Hoym, dessen Tüchtigkeit als Verwaltungs-

beamter sich überall bemerkbar machte, knüpfte Goethe Beziehungen an, sondern auch die Vertreter der Gelehrsamkeit suchte er, wie sein Tagebuch meldet, in der schlesischen Hauptstadt auf. Unter den Letzteren war es insbesondere der Popularphilosoph Christian Garve, dem Goethe ohnehin einen Gegenbesuch schuldete. Garve, der einst Gellerts Nachfolger in Leipzig gewesen war, diese Dozententätigkeit jedoch krankheitshalber bald hatte aufgeben müssen, lebte, mit seinen philosophischen Arbeiten beschäftigt, still und zurückgezogen. Er kannte Goethes Dichtungen und fühlte ihre Eigentümlichkeit und Tiefe, ohne sich jedoch mit ihrer Wesensart ganz anfreunden zu können. So hielt er den „Tasso" für ein vortreffliches Produkt der Goetheschen Muse, aber er stimmte doch mit dem Urteil seines Freundes Weiße überein, der in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" den Mangel einer Handlung am „Tasso" rügte und in ihm weiter nichts als eine Folge von Szenen sah, „deren jede für sich einen vorzüglichen Wert hat und deren zuweilen drei oder vier ein poetisches Ganzes ausmachen". Auch Garve bestätigt den Eindruck anderer, daß Goethe bei der ersten Begegnung sehr steif und formell sei; er sah aber darin nicht, wie manche vermuteten, Stolz, sondern lediglich eine gewisse Zurückhaltung.

In Breslau lebte ferner der pommersche Prediger Johann Timotheus Hermes, dessen vielgelesener fünfbändiger Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" ihm eine große Popularität verschafft hatte, auf die er nicht wenig stolz war. Er nahm an, daß Goethe ihm, als volkstümlichster literarischer Persönlichkeit Breslaus, selbstverständlich einen Besuch machen würde. Dies scheint auch, nach einer Tagebuchnotiz zu schließen, Goethes Absicht gewesen zu sein. Als der Besuch aber nicht erfolgte, entschloß sich Hermes selbst zu diesem Schritt. Mit geziemender Würde — so erzählt man sich — stieg er die Stufen zu Goethes Wohnung empor, als unerwartet der Dichter ihm plötzlich auf der Treppe begegnete. Da er ihn bereits einmal gesehen hatte, wußte er sofort, wer vor ihm stand. Er lüftete deshalb den Hut und fragte ehrerbietig, ob er wohl die Ehre habe, den Dichter des „Werther" vor sich zu sehen. „Mein Name ist Goethe", antwortete dieser kurz, „und wer sind Sie?" — „Ich bin der Verfasser von ‚Sophiens Reise nach Sachsen'." — „Und der ist?" fragte Goethe und setzte dann ruhig, unbekümmert um den bitter enttäuschten Dichter, seinen Weg fort. Wieviel Wahrheit und wieviel böswillige Erfindung bei dieser Erzählung mitsprechen, läßt sich nicht feststellen; doch soll der Bericht aus glaubhafter Quelle stammen.

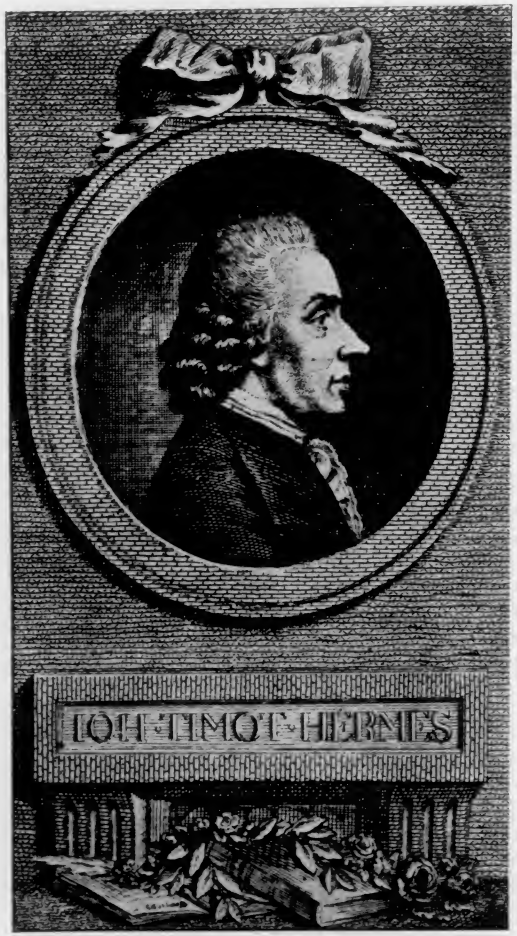
*

Nachdem Goethe an den Zerstreuungen des Hoflebens reichlichen Anteil genommen hatte und der vielen offiziellen Veranstaltungen überdrüssig geworden war, sehnte er sich wieder in die freie Natur zurück. Der Ausflug nach Oberschlesien konnte erst Anfang September ausgeführt werden. So beschloß denn Goethe, die noch übrigbleibende Zeit nach eigenem Gutdünken auszunutzen und einen Ausflug in die Grafschaft Glatz zu unternehmen. In Begleitung des Grafen Lavalette, eines Husaren-Rittmeisters, der sich der Gunst Karl

Auguſts erfreute, und ſeines Dieners Götze verließ er am 26. Auguſt Breslau.

Man reiſte über Nimptſch und Frankenſtein und beſuchte am nächſten Tage das Bergſtädtchen Reichenſtein, das wegen ſeiner Arſeniklager bekannt war. Goethe kaufte ſich ſchöne Stücke gewaſchenen Schwefels teils für ſeine Mineralſammlung, teils zum Verſchenken an andere Liebhaber. Am Nachmittag erreichte man auf dem Wege über das Reichenſteiner Gebirge den Badeort Landeck, deſſen warme Quelle viele Kurgäſte anlockte. Hier hatte auch Friedrich der Große einmal drei Wochen lang zugebracht. Die Bäder waren gut; Unterkunft und Beköſtigung der Kurgäſte ließen nichts zu wünſchen übrig. Goethe blieb hier, nach genauer Beſichtigung aller Einrichtungen und der Umgebung mit ihren Verſchönerungsanlagen, bis zum ſpäten Abend und fuhr dann nachts in der Richtung nach Glatz weiter. So überraſchte ihn ſein einunddierzigſter Geburtstag im Reiſewagen. In der Frühe wurde die berühmte Bergfeſtung erreicht, allein längere Raſt durfte man ſich nicht erlauben; denn drei Meilen entfernt winkte Wünſchelburg, das Endziel der Fahrt. Dieſer Ort liegt am nördlichen Abhang des Heuſcheuer-Gebirges, und die „Heuſcheuer“ wünſchte Goethe ſchon lange zu beſteigen. Man hatte ſie ſchon vor Wochen von dem erſten Grenzquartier ſo oft geſehen, ihre Form mit ihrem Namen ſo übereinſtimmend gefunden, allerlei von dem Felſengewirr dort oben, das jetzt als Feſtung ausgebaut wurde, vernommen, daß das Ganze wohl eine Beſteigung lohnte. Oben ſtellte ſich der Major von Rauch, der dieſe natürliche Feſtung ausbaute, den Gäſten zur Verfügung. Da

Friedrich Freiherr von Schuckmann
Lithographiert von Werner nach einer Zeichnung von Franz Krüger
(Kupferſtichkabinett Berlin)



Johann Timotheus Hermes
Nach einem Kupferstich von Thönert
(Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau)

das Gebirge nach Böhmen zu hier steil abfällt, bietet sich dem Besucher ein ungemein fesselndes Panorama. Am nächsten Tage ging es ins Böhmische hinein über Braunau nach Weckelsdorf und Adersbach. Unterwegs waren die sogenannten „Steine" zu sehen, einzelne, etwa hundert und mehr Fuß hohe Felsen von mannigfaltigster Gestalt und zuweilen ganz seltsamen Formen. Am 31. August wurde die Rückreise über Landshut angetreten, die noch Gelegenheit zu manchen lehrreichen geologischen Betrachtungen gab, und am 1. September weilte man wieder in Breslau.

*

Zu einem längeren Aufenthalt war diesmal keine Zeit, denn schon am nächsten Tage fand der Aufbruch nach Oberschlesien statt. In schneller Fahrt bei Tag und Nacht ging es zuerst im Tal der Oder über Ohlau und Brieg nach Oppeln und von dort über Groß-Strelitz nach Tarnowitz. Dieses Städtchen bedeutete ein Stück deutscher Kultur inmitten des polnisch redenden Schlesiens. Es war der Sitz einer königlichen Bergdirektion, die von hier aus den Bergbau überwachte. Früher befanden sich die Schächte im Orte selbst, jetzt lagen sie in einiger Entfernung von ihm. Ihnen — darunter vor allem der eine Viertelmeile vor der Stadt liegenden Friedrichshütte — galten hauptsächlich Goethes und des Herzogs Besuch. Hier konnten sie ein anschauliches Bild von dem aufblühenden Blei- und Silberbergbau gewinnen. Graf Reden zeigte seinen Gästen die Anlagen, machte sie vertraut mit allen Einrichtungen und veranlaßte sie, nach der Besichtigung ihre Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Zur Begrüßung Goethes

hatte im Namen der Knappschaft ein Bergbeamter den Pegasus bestiegen und in einem schwülstigen Gedicht, dessen Ton ganz an die seligen Bardensänger erinnerte, dem berühmten Gast eine Huldigung dargebracht, die mit folgenden Versen begann:

Willkommen, Stolz der Teutschen, in Schlesiens Gefilden!
Willkommen, Thuiskos holder Sohn!
Hier auf des zweiten Morvens wilder Feuerkron,
Hier, wo Vulkans Enkel für die tapfren Brennen
Aus Herthas Mutterschoß die Waffen glühn,
Hier, wo sie edles Silber von den Erzen trennen
Und Feuerschlünde bis zu den Wolken glühn . . .[1]).

Bei der Weiterfahrt mochte Graf Reden vielleicht Goethe an den dichtenden Bergmann erinnert und ihm nahegelegt haben, daß er eine Antwort wohl verdiene. Und Goethe verfertigte darauf, während der Wagen seinen Bleistift arg schüttelte, dieses Epigramm:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen: es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Die Verse wurden von fremder Hand später in das Fremdenbuch eingetragen. Hätte Goethe geahnt, welchen Unwillen seine bescheidene Improvisation erregen sollte, so würde er gewiß auf diesen poetischen Einfall verzichtet haben. Denn die Tarnowitzer waren in ihrem Nationalstolz tief gekränkt, und noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fühlte sich ein gewisser Kosmeli durch jenes Epigramm veranlaßt, ein Pamphlet auf Goethe zu schreiben, daß der in Tarnowitz erscheinende „Bergfreund" mit Behagen abdruckte.

[1]) Morven: Nordschottland bei Ossian; Brennen: poetische Bezeichnung der Preußen; Hertha: Nerthus, die germanische Göttin, die Tacitus als Mutter Erde bezeichnet.

Doch wenden wir uns zu den Reisenden. Von Tarnowitz aus führte die Fahrt weiter nach Osten, immer weiter ins polnische Land hinein. Krakau war das nächste Ziel. Die alte, im fruchtbaren Weichseltal gelegene Krönungsstadt bot mit ihren 72 Kirchen und 30 Klöstern von fern einen stolzen Anblick. Wer die polnische Geschichte sich verdeutlichen wollte, fand hier reichliche Gelegenheit dazu. Aber Goethe hatte sich für Krakau nur einen Namen aufgeschrieben: Prof. Scheidt. Dieser wirkte an der uralten Universität und war der Nachfolger von Jaskiewicz, der die naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten seiner Heimat gesammelt hatte. Scheidt hatte den Ruf eines ausgezeichneten Mineralogen und konnte Goethe hinsichtlich des Bergbaus alle gewünschten Auskünfte geben. Dem Studium der Bergwerke galt ja in erster Linie der oberschlesische Ausflug, und so legten die Reisenden weniger Gewicht auf Krakau als auf die in der Nähe befindlichen Salzgruben von Wieliczka, deren Anlagen eine Sehenswürdigkeit waren.

In fünf Stockwerken baute sich das unterirdische Wieliczka auf, seiner Ausdehnung nach viel größer als das altertümliche, aus Holzhäusern bestehende Städtchen, das über ihm lag. Zehn Tageschächte führten hinunter. Die Bergleute stiegen auf Leitern in die Tiefe, die Besucher wählten einen anderen Weg. Über dem Schacht Danielowicz befand sich nämlich eine Winde, die durch Pferde in Bewegung gesetzt wurde. Daran hing ein

fünfzölliges Tau. An diesem Tau waren starke Stricke befestigt, die in einem aus Bindfaden geflochtenen Gurt endigten. Den Gurt band man sich um den Leib, während man mit den Händen das starke Tau umklammerte. So hingen an einer Stelle drei bis vier Mann einander gegenübersitzend, alle die Hände am Tau haltend. Sie wurden zunächst vier Ellen herabgelassen; dann bildete man eine neue Traube und das geschah so fort, bis etwa zwölf oder sechzehn Personen am Tau hingen, ein paar Knappen nicht gerechnet, die am Tauende mit Lichtern in einem Korb hockten. Nun fuhr das Seil ziemlich schnell hinab, etwa 30 Klafter tief. Im Schacht angelangt, gaben die Knappen ein Lichtzeichen, worauf das Seil wieder vier Ellen heruntergelassen wurde, so daß die erste „Traube" aussteigen konnte. Das ging dann so weiter, bis alle festen Boden unter den Füßen hatten. Zunächst betrat man eine Kapelle, die mit ihren Säulen, ihrem Altar und allen Zieraten ganz aus Salz gebildet war. Auf dem Altar stand ein Christus- und Marienbild mit davor knienden betenden Mönchen gleichfalls durchweg aus Salz. Der Besucher fand in den weitläufigen verschlungenen Stollengängen eine Fülle von Sehenswürdigkeiten: Höhlen und Schluchten mit seltsamen Kristallgebilden und sogar einem Teich, den man bengalisch zu beleuchten pflegte. Es muß Goethe bei dem Herumwandern durch dieses Labyrinth seltsam vorgekommen sein, daß er gerade hier tief im Erdinnern den östlichsten Punkt seiner Erdenpilgerschaft erreichte; denn daß ihn der Weg noch einmal so weit nach Osten und gar noch weiter führen würde, war nicht wahrscheinlich.

Ehe Karl August und Goethe ihre Rückfahrt antraten, statteten sie noch der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau einen Besuch ab. Dann erfolgte die Heimreise. Ob diese nun über die Kreisstädte Lublinitz, Rosenberg, Kreuzburg, Öls, oder von Lublinitz im Tal der Malapane über die Kreuzburger Hütte genommen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Für die letzte Route spricht der Umstand, daß auf diesem Wege die Hochöfen lagen, die Graf Reden seinen weimarischen Gästen gewiß gern zeigen wollte, umsomehr, als auch der König sie kurz zuvor besichtigt hatte. Jedenfalls trafen die Reisenden am 10. September in Breslau ein.

*

In dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau fühlte sich Goethe nicht mehr wohl. Der Hauptzweck seiner Reise war erreicht — die Kenntnis des Landes und seiner geologischen Beschaffenheit; Schlesien konnte ihm also nichts Besonderes mehr bieten. Außerdem sehnte er sich nach seiner Häuslichkeit und den intimeren Freunden zurück. Das geht deutlich aus einem Brief hervor, den er gleich nach seiner Ankunft in Breslau an Herders schrieb:

Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab ich vorerst nichts weiter zu wünschen."

Der gleiche Wunsch, Breslau den Rücken kehren zu dürfen, klingt uns aus einem Brief an Voigt entgegen. Er fand, daß bei manchem Guten hier doch immer ein

trauriges Leben ſei. Die zeremonielle Steifheit und Oberflächlichkeit des Hoflebens behagte ihm nicht auf die Dauer, und aus dem Umgang mit den paar intereſſanten Männern, die er kennengelernt hatte, zog er infolge der vielen Zerſtreuungen, die einem gründlichen und ausgebreiteten Gedankenaustauſch hinderlich im Wege ſtanden, keinen erſprießlichen Nutzen für ſich. Was Wunder, wenn er des Treibens müde, mitten in der bewegteſten Welt, wie er ſpäter den „Tag- und Jahresheften“ anvertraute, als Einſiedler in ſich ſelbſt abgeſchloſſen lebte und Troſt und Befriedigung in wiſſenſchaftlicher Arbeit ſuchte.

Seit ſeiner Heimkehr aus Italien hatte ſich in Goethes Schaffen inſofern ein bemerkenswerter Umſchwung angekündigt, als die Naturwiſſenſchaft mehr denn je das Betätigungsfeld ſeines Denkens geworden war. In einem venezianiſchen Epigramm ſpricht er deutlich darüber.

„Mit Botanik gibſt du dich ab? Mit Optik? Was tuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?“
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

Auch der Brief an Knebel vom 9. Juli beſtätigt dieſen Wandel. Er lautet:

Meinen Fauſt und das botaniſche Werkchen wirſt du erhalten haben, mit jenem habe ich die faſt ſo mühſame als genialiſche Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt, mit dieſem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beſchaulichkeit wandeln werde. Mein Gemüt treibt mich mehr als jemals zur Naturwiſſenſchaft, und mich wundert nur, daß in dem proſaiſchen Deutſchland noch ein Wölkchen Poeſie über meinem Scheitel ſchweben bleibt.

In Schleſien beſchäftigten Goethe jedoch weniger botaniſche als anatomiſche Studien. Jene Entdeckung auf dem Lido, daß ſämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden ſeien, hatte ihn zu eingehenden Unterſuchungen des Knochenbaus angeregt, die ihn ſchließlich in der Überzeugung bekräftigten, daß ein „allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus“ ſämtlichen organiſchen Geſchöpfen eigen ſei, ſich „in allen ſeinen Teilen auf gewiſſen mittleren Stufen gar wohl beobachten“ laſſe und auch da anerkannt werden müſſe, „wenn er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit ins Verborgene beſcheiden zurückzieht“. Und ſo hatte Goethe in allem Gewühl begonnen, ſeine Abhandlung über die Tiere zu ſchreiben, aber wohl bald erkannt, daß in einem ſolchen von Zerſtreuungen ausgefüllten Daſein, wie er es in Breslau führen mußte, eine derartig ſchwierige Aufgabe nicht zu löſen ſei.

Um ſich jedoch nicht zu ſehr ins Abſtrakte zu verlieren, begann er gleichzeitig mit der Abfaſſung des Librettos für eine komiſche Oper „Die Myſtifizierten“ oder der „Conte“.

Im übrigen war die poetiſche Ausbeute, die Goethe von der ſchleſiſchen Reiſe mitbrachte, gering. Seit Italien dichtete er gern, auch in dieſer Hinſicht nicht den Einfluß der Antike verleugnend, in epigrammatiſcher Form. Anlaß dazu gaben momentane Eindrücke, deren poetiſchen Niederſchlag er wie in Venedig

seinem Notizbuch anvertraute. So hatte er ein neues Buch von Lavater (Nathanael) gelesen und sich über die darin vorgetragene Weisheit seines ehemaligen Freundes gründlich geärgert. Folgende darauf gemünzte Distichen geben seinen Mißmut zu erkennen:

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn:
Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold[1]).
Kreuzigen sollte man jeden Propheten vom dreißigsten Jahre,
Kennt er die Welt erst, so wird aus dem Betrognen ein Schelm.

Das richtete sich schon nicht mehr allein gegen Lavater, Goethe war sich seiner Abneigung gegen das Christentum als eine Religion der Sklaven, Schwachen und Weltflüchtigen längst bewußt. Er sah in ihr den Rettungsanker des Haufens, der sich daran klammert, um den Kampf mit der Wahrheit nicht aufzunehmen. „Zum Erdulden ist's gut ein Christ zu sein, nicht zu wanken," schrieb er, „und so machte sich auch diese Lehre zuerst."

Und wie in Venedig die Sehnsucht nach der fernen Geliebten als Grundthema alle Reflexionen durchzieht,

[1]) Fassung im Tagebuch der schlesischen Reise:

Lavater prägt den Stempel des Geistes auf (Dinge) Wahnsinn und Lüge,
Wer den Probierstein nicht hat, nimmt sie für redliches Gold.
Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild. Lange betrog sich das Volk.

Mittagseite der Riesenkoppe
Nach einem alten Kupferstich
(Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau)

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar
Nach einem Stich von C. Müller nach G. M. Kraus
(Goethe-Nationalmuseum)

so taucht auch hier in Schlesien Christianens Bild mit dem eigenartigen Zauber seiner sinnlichen Reize vor der Seele des Dichters auf und mahnt ihn an das Glück, das er in dieser Frau besitzt.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh[1]).

*

In seinen Briefen an Herder machte Goethe den Aufbruch aus Breslau von dem Eintreffen eines Kuriers aus Petersburg abhängig; denn von der Zustimmung Rußlands hing schließlich die endgültige Lösung des preußisch-österreichischen Konflikts ab. Daß man jedoch

[1]) Anmerkung: 1. Fassung im Notizbuch der schlesischen Reise:
In der Dämmerung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Lange den Boten des Tags schauen, den fürstlichen Stern,
Ungeduldig den Blick der Himmelsfürstin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft hast du mich mächtig geweckt
Nun erscheint (ihr) mir Boten des Morgens Ihr (aus die) himmlischen Augen
Meines (Mädchens) und stets kommt mir die Sonne zu früh.

in den diplomatischen Kreisen keinen ernsten Widerspruch gegen die Reichenbacher Verträge von dieser Seite erwartete, zeigte die Aufstellung unbedeutender Truppenkontingente an der littauischen Grenze. Wichtiger schien vielmehr das Einverständnis des Sultans zu sein. Als nun ein Kurier aus dem türkischen Feldlager herbeieilte, um vom dortigen Oberbefehlshaber die Gutheißung der Abmachungen zu überbringen, gab der König den Befehl zur Demobilisation. Karl August war damit seiner Pflichten als Brigadeführer enthoben und konnte nun mit seinem Freunde Breslau verlassen.

Der Herzog blieb noch einige Tage da, bis der Hof nach Berlin zurückkehrte, Goethe jedoch trat seine Heimreise am 19. September an und zwar in der Richtung über das Riesengebirge, dessen höchsten Gipfel — die Schneekoppe — er in der Frühe des 22. September bestieg, nachdem er einige Nachtstunden in der inzwischen abgebrannten Hampelbaude gerastet hatte. Hier auf der Schneekoppe machte er einige botanische Beobachtungen über den Enzian, den er in seinem Notizbuch als eine Art von Syngenesia bezeichnete, und fügte hinzu: „Die fünf Staubfäden lassen sich in ihrem gesunden Zustande ungern und nicht ohne (anscheinende) Zerreißung trennen.“ In Warmbrunn interessierte er sich besonders für die Stein- und Glasschneidearbeiten. Er sah derartige Kunstwerke stets mit großem Vergnügen und suchte dieses Kunstgewerbe in Thüringen emsig zu fördern. Deswegen sollte auch später der junge Facius aus Greiz i. V., den er unter seine Obhut genommen hatte und von dessen Talent er sich viel versprach, hierher geschickt werden, damit er das

Handwerkliche gründlich erlerne. Wie in Lips einen neuen Chodowiecki, so wünschte Goethe in Facius einen künstlerischen Erben Johann Anton Pichlers, des größten Edelsteinschneiders jener Zeit, heranzubilden.

Am 25. September dürfte Goethe über Görlitz, Bautzen, Bischofswerda, Schmiedefeld kommend, in Dresden wieder eingetroffen sein. Diesmal verbrachte er hier acht Tage; denn er sollte den Herzog erwarten, der direkt aus Breslau kam. Außer mit Racknitz verkehrte Goethe jetzt vor allem mit Körner. Sie sprachen nun schon wie gute Bekannte miteinander, viel vertrauter als letzthin. Von der Kunst wandte sich ihr Gespräch häufig zur Philosophie. Körner war ein vorzüglicher Kenner der Kantischen Philosophie, und Goethe hatte sich, wie das auch von Schuckmann bestätigt wird, gerade jetzt in die Lehre des Königsberger Weisen vertieft und sich mit seiner „Kritik der Urteilskraft“ beschäftigt, in der ihm die Nebeneinanderstellung von Kunst und Natur, die beiden das Recht gibt, aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln, sympathisch sein mußte. Körner erging es genau wie einige Wochen später Schiller, er konnte sich mit Goethes philosophischer Denkungsart nicht befreunden, die nach beider Ansicht ziel zu subjektivistisch sei und statt aus der Seele zuviel aus der Sinnenwelt hervorhole. Aber er meinte, wie er bald darauf dem Freunde in Jena schrieb, daß es für ihn und jenen gut sei, sich an ihm zu reiben, damit er sie warne, wenn sie sich im Intellektuellen zu weit verlören. Erst Schiller sollte Goethe zu einem tieferen Studium Kants anregen und ihm die Augen über die gedanklichen Schönheiten seiner Philosophie öffnen.

Nachdem der Herzog in Dresden eingetroffen war und Goethe mit ihm noch die Stadt durchſtreift und manches Sehenswürdige betrachtet hatte, reiſten ſie am 3. Oktober über Freiberg und Jena nach Weimar, wo Goethe am 6. anlangte. Elf Tage ſpäter faßt er in einem Brief an Knebel die Eindrücke und Erfahrungen ſeiner Reiſe zuſammen:

Wir ſind nun wohl und glücklich aus Schleſien zurückgekommen, und ich begrüße dich wieder aus Thüringen. Ich kann ſehr zufrieden von meiner Reiſe ſein, denn ich habe ſehr Intereſſantes geſehen, beſonders hat mich Dresden zuletzt recht glücklich gemacht. Sehen wir uns wieder, ſo werde ich manches erzählen und mitteilen können. Meine kleinen Arbeiten gehen auch immer fort, und ich denke noch vor Ende des Jahres das anatomiſche Werkchen zu endigen.

Zweites Kapitel

„Ein ruhiges innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr"

(Oktober 1790 bis September 1791)

Zwei Quartiere im kleinen Jägerhauſe vor dem Frauentor an der Straße nach Belvedere waren jetzt Goethes Heimat. In dem erſten Stockwerk hatte er ſich eine nette Wohnung eingerichtet, und in dem zweiten lebte die Familie Vulpius, d. h. Chriſtiane, ihre Schweſter, ihre Tante und der kleine Auguſt. Dieſe getrennte Wohnweiſe ermöglichte es Goethe, ſeinen offiziellen Pflichten zu genügen und Beſuche zu empfangen, ohne daß jemand an ſeinen privaten Verhältniſſen Anſtoß nehmen konnte. Andererſeits empfand er die Nähe der Geliebten als notwendige Vorausſetzung innerer Befriedigung, nach der er ein tiefes Verlangen trug.

Wir wiſſen, wie bei dem unruhigen Leben der letzten Monate dieſe Sehnſucht ihn ganz beſonders heftig in Schleſien ergriff. Das Zuſammenſein mit ſeiner Geliebten und ſeinem Kinde in einer warmen Stube war ihm verlockender als alle Bewegtheit der großen Welt. Nun hatte er endlich das erwünſchte häusliche Behagen. Er ſah dem erſten geiſtigen Leben

und dem Wachstum seines eigenen Kindes zu und er nannte ein Mädchen sein eigen, das vor allen andern, die ihn bisher beschäftigt hatten, einen großen Vorzug besaß, daß es ihm in unbeschränkter Liebe und völliger Hingabe ergeben war.

Nur eins erfüllte ihn zuweilen mit Bitterkeit und Schmerz: der gänzliche Mangel an Verständnis gegenüber einer solchen Gewissensehe in der öffentlichen Meinung. Daß die streng auf Konvention haltende Gesellschaft seinen Schritt verurteilen würde, damit hatte wohl Goethe von vornherein gerechnet, aber daß sich diese ablehnende Meinung zu Feindschaft und Haß verdichten und immer wieder von neuem böswilligen Klatsch in die Welt streuen sollte, war ihm nicht in den Sinn gekommen. Selbst Schiller konnte sich nicht enthalten, Glossen zu machen. An seinen Freund Körner schrieb er am 1. November:

Übrigens ergeht es ihm (Goethe) närrisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne.

Körner dachte jedoch viel großzügiger als Schiller über den Fall. In seinem Antwortschreiben äußerte er sich dazu folgendermaßen:

Seine Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältnis nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf ihn loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Konkubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin.

Daß es auch in der besten Gesellschaft Menschen gab, die das Gebaren der Weimaraner töricht fanden, zeigt uns ein Brief Karolinens von Dacheröden an Wilhelm von Humboldt, ihren späteren Gatten. Sie erzählt zunächst, daß Goethe, der mit der Herzogin-Mutter einige Wochen in Erfurt geweilt hätte, etwas sehr Anziehendes in seinem Wesen habe, daß er im vertrauten Verkehr offen, geistvoll und herzlich sei und nur, wenn ein Dritter dazu käme, fades Zeug spräche, und fährt dann fort:

Die Weimaraner plagen und verschrauben ihn auch. Was für ein Lärm über das Kind ist, ist unglaublich. Die regierende Herzogin ist indelikat genug gewesen, ihm sagen zu lassen: sie fände es sonderbar, daß er ihr sein Kind alle Tage vor der Nase herumtragen ließe. Wie albern! Einige meinen, er werde sich wohl noch gar das Schätzchen antrauen lassen, um dem Kinde eine gesicherte Existenz zu schaffen.

Nun, an die Heirat dachte Goethe vorerst wohl nicht. Eine solche rechtliche Sanierung seines „anrüchigen" Liebesbundes wäre eine Herausforderung gewesen, die ihm die weimarische Gesellschaft in ihrem damaligen Zustande niemals verziehen hätte. So begnügte man sich, wie vieles andere Fremdartige, das man an Goethe

seit seiner Rückkehr von Italien wahrzunehmen glaubte, auch diese eigenmächtige, von der üblichen Schablone abweichende Handlungsweise mit einem Achselzucken der Empörung als „römische Freiheit und Sittenlosigkeit“ abzutun. Und wozu bedurfte es eines priesterlichen Segens, hatte doch Goethe in Christiane keine Salondame gefunden, die, in Repräsentationspflichten geübt, seinem Hauswesen ein äußeres Dekor geben sollte, sondern ein schlichtes sinnliches Naturkind, das nur ihm gehören und seine erotischen Bedürfnisse befriedigen wollte, wie es die achtzehnte römische Elegie so reizend zum Ausdruck bringt.

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter Rosen der Lust;
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück: sie teilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Gutes lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! Wir wechseln sichere Küsse,
Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken nun festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten, das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

*

Christian Gottfried und Minna Körner
Nach Silberstiftzeichnungen von Gustav Georg Endner
(Körner-Museum, Dresden)

Das Körnerhaus in Loschwitz
Nach einem zeitgenössischen Aquarell
(Körner-Museum, Dresden)

Das stille Familienglück im Jägerhause hielt Goethe ganz in seinem Bann. Selten verließ er sein Heim und auch dann nur für kurze Zeit. Das geschah beispielsweise Ende Oktober, als er einen kleinen Ausflug nach Jena unternahm, um bei dieser Gelegenheit gleichzeitig Schiller und seiner jungen Frau einen Besuch abzustatten. Man unterhielt sich über Dresden, über den gemeinsamen Freund Körner und über Kants Philosophie. Es dürfte wohl das erste längere und gründliche Gespräch zwischen den beiden Männern gewesen sein; aber sie kamen auch diesmal einander nicht nahe, vielmehr erkannten sie nur noch deutlicher die Verschiedenheit ihrer Naturen. Immerhin blieb Schiller doch nicht die Eigenart und Tiefe des Goetheschen Denkens verborgen. Er gewann einen nachhaltigen Eindruck von der Vielseitigkeit seines Geistes und dessen innigem Bestreben, „sich ein Ganzes zu erbauen", und darin erblickte er die Größe dieses Mannes.

Jenes Streben und Wirken nach allen Richtungen, in dem sich Goethes Eigentümlichkeit offenbarte, meldete sich gerade jetzt wieder in erstaunlichem Maße zu Wort. Ständig beschäftigte ihn gleichzeitig eine Fülle verschiedener Aufgaben und Pläne. Aus Schlesien zurückgekehrt, lag ihm zunächst daran, seine auf der Reise gesammelten anatomischen Erfahrungen in feste Form zu bringen. „Versuch über die Gestalt der Tiere" lautete die Überschrift seiner Abhandlung. Aber von vornherein setzte sich Goethe das Ziel, sein Thema zu begrenzen: er wollte nicht alle Tiere, sondern nur die vollkommensten — die Säugetiere — in den Kreis seiner Betrachtungen einbeziehen und sich dabei haupt-

sächlich auf das Gebiet der Osteologie beschränken, das ihm ja am vertrautesten war. Ausgehend von den Bemühungen der vergleichenden Anatomie, die bisher im Vergleichen der Tiere untereinander, der Tiere mit dem Menschen und des Menschen mit den Tieren und in der Aufstellung einer Terminologie der Anatomie bestanden hatten, versuchte Goethe, da nach seiner Ansicht die Methode des Tierzergliederes mit der des Menschenzergliederers nicht völlig übereinstimmen konnte und sich daraus eine Art Schwanken in der Methode der vergleichenden Anatomie ergeben mußte, zur Beseitigung dieser Unsicherheit einen allgemeinen Typus, ein allgemeines Schema auszuarbeiten, dem sowohl Menschen wie Tiere untergeordnet sein sollten. Wer Goethes immer wieder bei aller Naturbetrachtung hervortretendes Bemühen kennt, im Mannigfaltigen das Einfache zu erblicken und im Besonderen das Allgemeine zu erschauen, dieses Bemühen, das sich schon in seinen Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen offenbart, weiß im voraus, welcher Art ein solcher allgemeiner Typus sein wird: ein Mittelding zwischen Erfahrung und Idee, ein von der Natur abgelauschtes und doch nur in der Phantasie bestehendes Vorbild, wie es schon die „Urpflanze" war. Goethes Einbildungskraft sah jenes schematische Tier ganz deutlich, gleichsam lebendig vor sich; er hatte es nur als Hypothese in die Wissenschaft einzuführen.

Bei Goethe handelte es sich um die Auffindung eines osteologischen Typus, eines normalen Säugetierskeletts, wozu ihm seine früheren anatomischen Studien, seine Entdeckung des Zwischenkiefers und der Schädelentwicklung aus Wirbelknochen sehr zustatten kamen. Immerhin schien ihm, vielleicht belehrt durch die kühle Aufnahme, welche die Wissenschaft seinerzeit der Zwischenkieferfrage bereitet hatte, weise Vorsicht geboten. Er diktierte darum:

Man würde sich bei Ausarbeitung dieses Typus vor unnötigen Neuerungen hüten, man würde die von der menschlichen Gestalt hergenommenen Benennungen immer mehr auf die Gestalt der Tiere zu übertragen suchen, und sich vielleicht nur um weniges von der Methode und Ordnung, wonach bisher die Anatomie des menschlichen Gebäudes vorgetragen worden, entfernen, um nicht empirisch, nach der besonderen Bildung eines Geschöpfes das Gebäude der andern zu betrachten und zu beurteilen, sondern eine Methode aufzufinden, wonach zuerst die vollkommensten Tiere rationell betrachtet und vielleicht in der Folge die übrigen Klassen erkannt werden könnten.

Wir kennen Goethes Lieblingsidee: die Metamorphose. Wie er sie auf die Pflanze anwandte, so sollte sie auch beim Tiere Geltung erlangen, obschon hier größere Schwierigkeiten zu überwinden waren, weil die harten Knochen einer Metamorphose mehr widerstrebten als die weichen Stengel und Blätter, und schließlich die Gestalt des Tieres sich aus den mannigfaltigsten Teilen zusammensetzte. Doch lassen die Notizen und Vorarbeiten deutlich erkennen, daß Goethe, wie bei der Pflanze, auf einen Urtypus hinarbeitete. So heißt es in einem Entwurf:

Wir können den Menschen nicht als das Urbild der Tiere, die Tiere nicht als das Urbild des Menschen ansehen; die Wissenschaft ist weit genug vorwärts gerückt, daß wir gegenwärtig die Gestalt finden können, auf welche sich die übrigen beziehen lassen.

Und in einem anderen spricht er von der „Ausarbeitung dieses Bildes“ und führt aus, daß der Typus alle Knochen und Knochenteile, die bei den einzelnen Tieren oder den Menschen manchmal schwer erkennbar sind, genau zeigen müsse.

Goethe diktierte im Spätherbst drei Wochen lang an seinem anatomischen Werkchen. Dann traten Schwierigkeiten ein, die ihn zwangen, die Arbeit zu unterbrechen. Vielleicht trug die geringe Teilnahme seiner Umgebung auch daran Schuld; denn die Herzogin-Mutter, Herder u. a. fanden keinen Geschmack an den Knochenstudien und hätten es lieber gesehen, wenn Goethe wieder zur Dichtung zurückgekehrt wäre. Jedenfalls mußte er die Absicht, das Heft noch vor Ostern erscheinen zu lassen, vorderhand aufgeben.

*

Ob auch die Musen in den nächsten Monaten zeitweilig einen Tribut von Goethe forderten, so blieb doch in diesem ruhigen, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachten Jahr die Naturwissenschaft seine Lieblingsbeschäftigung. Als die Anatomie ad acta gelegt worden war, setzten die Versuche mit der Farbenlehre ein.

Von jeher hatte Goethe für die Licht- und Schattenwirkungen in der Natur ein aufmerksames Auge gehabt. Sein Zeichentalent bestärkte ihn darin. Wenn er einen Spaziergang machte, so erfreute ihn das wohltuende einfache Grün einer frischgemähten Wiese oder die Zauberpracht der Farben, mit denen sich die vegetabilische Natur in der Stunde ihrer Hochzeitsfeier schmückt. Am tiefsten ging ihm der Sinn für Farbenharmonien

in Italien auf, wo eine blaue Ferne den lieblichsten Übergang des Himmels zur Erde vorgaukelt, wo die untergehende Sonne einen Begriff vom höchsten Rot bis zum leichtesten Gelb gibt, wo durch einen verbreiteten reinen Duft ein lebhafter Glanz in tausendfachen Spielarten über der Gegend schwebt und ein angenehmes Blau selbst die nächsten Schatten färbt. Beobachtete er nun das mannigfaltige Farbenspiel, so konnte er „leicht bemerken, daß diese zarten Erscheinungen, die bei gewissen Veränderungen des Körpers so leicht entstehen und verschwinden, nicht etwa zufällig sind, sondern von beständigen Gesetzen abhängen. Gewisse Farben sind gewissen Geschöpfen eigen, und jede Veränderung der äußerlichen Erscheinung läßt uns auf eine innere wesentliche Veränderung schließen. Die Rose verbleicht, indem sie verblüht, und die bunte Farbe des Waldes verkündigt uns die rauhe Jahreszeit“.

Aber auch die Werke der Malerei stellten ihn in dieser Richtung vor Probleme. Von Kindesbeinen an Umgang mit Künstlern pflegend, war er früh auf den wichtigsten Teil der Malerei, die Farbengebung, hingewiesen worden; „denn wenn jemand Ursache hat, sich um die Wirkungen und Verhältnisse der Farben zu bekümmern: so ist es der Maler, der sie überall suchen, überall finden, sie versetzen, verändern und abstufen muß.“ Der Optiker, der darauf ausgeht, die Farben zu verbannen, vermag ihm nichts zu bieten, denn ob er gleich die bunten Farben des Prismas mit den übrigen Beobachtern bewundert, bleibt es jenem immerhin ein Rätsel, wie er sie über die Gegenstände verteilen soll, beruht doch ein Teil der Harmonie eines Gemäldes auf

Licht und Schatten, durch deren sorgsame Verteilung der Maler sein Bild zu gestalten weiß.

Solche und ähnliche Erwägungen veranlaßten Goethe, sich eingehend mit den wissenschaftlichen Grundlagen der Farbenlehre zu beschäftigen. Er hatte sich von dem alten Professor Büttner in Jena die notwendigen Instrumente dazu geliehen und stellte nun mit ihnen seine Betrachtungen an. Die prismatischen Untersuchungen gaben ihm dabei den ersten Fingerzeig. Er sah, daß, wenn man durch ein Prisma die Gegenstände eines Zimmers und einer Landschaft betrachtete, diese in bunten Farben erstrahlten, die gleichsam den Regenbogen in mannigfaltiger Weise wiederholten. Betrachtete er dagegen einen reinen blauen Himmel, so sah er ihn blau, ohne das mindeste Farbenspiel an ihm wahrzunehmen. Die gleiche Erfahrung machte er bei einfarbigen oder schwarzen Flächen. Trübte jedoch den blauen Himmel nur das mindeste Wölkchen, so zeigte sich, wie auch horizontale Linien zugleich gefärbt und gebogen erschienen. Als Resultat dieser Versuche konnte Goethe folgende Thesen aufstellen:

Das Prisma zeigt den Augen desjenigen, der durch dasselbe sieht, alle farbige oder unfarbige Flächen in demselben Zustande, wie er sie mit dem bloßen Auge sieht, ohne weitere Veränderung, als daß sie wegen Stärke und Düsternheit des Glases ein wenig dunkel erscheinen, welches aber auch schon der Fall bei gläsernen Tafeln ist.

Das Prisma zeigt nur Farben da, wo Licht und Schatten horizontal wechseln; deswegen zeigt es gewöhnlich an allen horizontalen Rändern Farben, weil kaum ein Rand zu denken ist, wo nicht auch Abweichung der Farbe oder des Lichts und des Schattens von einem Gegenstande zum andern existiert.

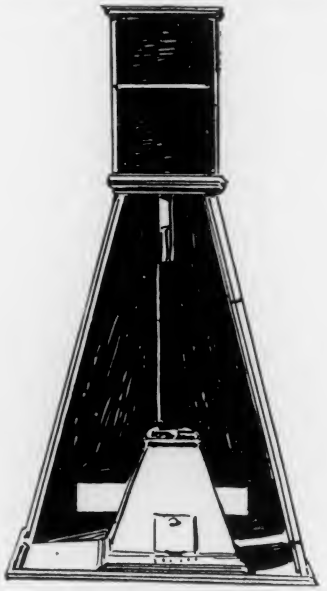
Das Prisma zeigt die Farben nicht aufeinanderfolgend, sondern einander entgegengesetzt.

Welche revolutionäre Bedeutung hatten denn nun alle diese Entdeckungen für Goethe? Nach Newtons herrschender Ansicht ist das von jedermann als einheitlich empfundene weiße Licht aus verschiedenfarbigen Strahlen zusammengesetzt; im Prisma werden diese Strahlen in verschiedenen Winkeln gebrochen und dadurch einzeln sichtbar; man kann sie als ein Farbenband auffangen. Diese Spektralfarben lassen sich wiederum durch eine Sammellinse zu weißem Licht vereinigen. Weiß ist also nur eine Summe der natürlichen Farben vom Rot bis Violett. Goethe dagegen hatte die Wahrnehmung gemacht, daß das Licht einer weißen Wand keineswegs in Regenbogenfarben zerlegt wurde; diese Farben entstanden nur, wo ein Helles und ein Dunkles wechselten. Er kam daher zu der Überzeugung, daß die Farben der Gegenstände durch ein trübendes Medium zwischen ihnen und dem reinen Sonnenlicht hervorgerufen würden; aber immer handelte es sich um ein Zusammenwirken von Hell und Dunkel. Goethe war von seiner Entdeckung so durchdrungen, daß er an Reichardt schrieb:

Unter den Arbeiten, die mich jetzt am meisten interessieren, ist eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben. Ich habe schon angefangen, sie zu schreiben, ich hoffe sie zu Michaeli fertig zu haben. Wenn ich mich nicht betrüge, so muß sie mancherlei Revolutionen sowohl in der Naturlehre als in der Kunst hervorbringen.

Eifrig studierte Goethe, was die physikalischen Lehrbücher über Newtons Theorie berichteten. Er ver-

ſchaffte ſich deſſen Optik in ihrer lateiniſchen Ausgabe von 1706; er reihte Verſuche an Verſuche, ſowohl im Zimmer wie im Freien; er konſtruierte ſich eine Camera obscura mit ſchwarz beſchlagenen Wänden. Immer



Goethes Camera obscura

mehr feſtigte ſich ſeine Überzeugung von Newtons Irrtum. In einem Epigramm ſprach er ſie auf folgende Weiſe aus:

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säkulum glaubt.

Er meinte, jedermann müſſe das einſehen, wenn er ihm ſeine Verſuche vorführe, und wandte ſich mit dieſer Abſicht an einen in der Nachbarſchaft wohnenden Phyſiker. Dieſer kam, war jedoch keineswegs überraſcht und erklärte zu Goethes Verwunderung, daß dieſe Phänomene längſt bekannt und durch die Newtonſche Theorie vollkommen erklärbar ſeien. Der Experimentator ließ ſich durch ſolche Einwendungen keineswegs in ſeinem Glauben erſchüttern und ſetzte ſeine Verſuche unentwegt fort und beſchrieb ſie mit einer Klarheit und Anſchaulichkeit, wie es ihm niemand hätte nachmachen können. Sehr bald war ein Teil der Arbeit fertig. Er hieß „Beiträge zur Optik. Erſtes Stück mit XXVII Tafeln. Weimar, im Verlage des Induſtrie-Comptoirs".

Goethe ſagte darin nicht etwa, daß er Newtons Lehre umſtoßen wolle, nein, er erklärte vorſichtshalber ſogar ſolches Wagnis für verwegen, weil Newtons Verſuche verwickelt und beſchwerlich nachzuahmen und ohne die genaueſte Einſicht in die höhere Mathematik nicht nachzuprüfen ſeien. Die Mathematik war aber gerade nicht ſein Steckenpferd, und ſo begnügte er ſich mit der Feſtſtellung:

Dieſe Schwierigkeiten würden mich mutlos gemacht haben, wenn ich nicht bedacht hätte: daß reine Erfahrungen zum Fundament der ganzen Naturwiſſenſchaft liegen ſollten, daß man eine Reihe derſelben aufſtellen könne, ohne auf irgendeinen weitern Bezug Rückſicht zu nehmen; daß eine Theorie nur erſt alsdann ſchätzenswert ſei, wenn ſie alle Erfahrungen unter ſich begreift und der praktiſchen Anwendung derſelben zu Hilfe kommt, daß endlich die Berechnung ſelbſt, wenn ſie nicht, wie ſo oft geſchehen iſt, vergebene Bemühung ſein ſoll, auf ſicherer Baſis fortarbeiten müſſe. In dieſer

Überzeugung entschloß ich mich, den physikalischen Teil der Lehre des Lichtes und der Farben ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen, und gleichsam für einen Augenblick zu supponieren, als wenn in demselben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden wäre.

Freunden gegenüber drückte er sich jedoch viel mehr selbstbewußt über seine Entdeckung aus, wie aus einem Brief an Reichardt hervorgeht:

Mein optisches Wesen und Treiben empfehle ich Ihrer fortdauernden Aufmerksamkeit; es freut mich, wenn Sie die Art der Behandlung mehr als die Sache ergötzt hat. Sie werden in der Folge noch wunderbare Dinge zu sehen kriegen und wenn ich mich nicht sehr irre, so wird die Newtonsche Hypothese von diverser Refrangibilität der Lichtstrahlen, von ihrer Spaltung in sieben oder Gott weiß wie viel, bunte einfache Strahlen wie eine alte Mauer zusammenfallen, wenn ich nur erst ihr Fundament werde untergraben haben. Denn einer so wohl verteidigten Festung ist bloß durch Minieren anzukommen. Ich werde Versuch an Versuch stellen und die Theorie nicht eher vortragen, bis sie jeder aus den Versuchen selbst nehmen kann und muß.

Inzwischen war das erste Stück der „Beiträge zur Optik" erschienen, aber die Aufnahme war nicht, wie sie Goethe erwartet haben mochte. Die Physiker verhielten sich völlig ablehnend. In den gelehrten Zeitschriften, Wörterbüchern und Kompendien wurden sie zwar angezeigt, doch in einer Weise, die sie der Vergessenheit empfahl, was den Verfasser nur in seinem Glauben an den Dünkel, den Eigensinn und die Geistesverstocktheit der Fachgelehrten bestärkte. Mehr Anteilnahme fand er in den Kreisen der höheren Gesellschaftsschichten, wo ja überhaupt für das Halbwissenschaftliche und geistreiche Dilettantische eine größere Neigung vorhanden war.

Das mit bewußter Ausschaltung alles „Historischen" nur auf Tatsächliches gerichtete „gegenständliche Denkvermögen", die klare und anschauliche Beschreibung der Versuche, die zur Erläuterung beigefügten Farbentafeln, die er in Sutors Spielkartenwerkstätte hatte anfertigen lassen und die eine bequeme Nachprüfung der Experimente gestatteten, dies alles konnte auf den gebildeten Laien seinen Eindruck nicht verfehlen. Der Herzog, der Goethe so viel „Raum, Muße und Bequemlichkeit zu seinem neuen Vorhaben" vergönnt hatte, schien den Bestrebungen Interesse entgegenzubringen; denn Goethe unterrichtete ihn fast in jedem Briefe über den Fortschritt seiner Arbeiten. Ebenso schenkte der Fürst Primas Dalberg den Versuchen dauernde Aufmerksamkeit, und der Herzog Ernst von Gotha stellte dem eifrigen Experimentator seine physikalischen Apparate zur Verfügung, deren er sich mit Nutzen bediente. Jedenfalls erfreute Goethe die Teilnahme der Wenigen und veranlaßte ihn unbekümmert um das abfällige Urteil der Fachgelehrten zum weiteren Fortschreiten auf dem einmal betretenen Pfade. Ja, er trug sich sogar im Herbst 1791 mit dem Gedanken, seine Untersuchungen auch auf das Gebiet der Akustik auszudehnen, und bemühte sich, für diesen Zweck Reichardt als Mitarbeiter zu gewinnen.

Lassen Sie uns die Akustik gemeinsam angreifen! Diese großen Gegenstände müssen von mehreren, aber zu gleicher Zeit bearbeitet werden, wenn die Wissenschaft fortrücken soll. Ich kann mich nicht genug auf die Chemie und auf den chemischen Teil der Naturlehre berufen. Eine Wissenschaft kann nie das Besitztum eines Einzigen werden, und wenn sie es eine Zeitlang wird, so schadet auch ein solcher außerordentlicher Mensch, indem er nutzt, oft beides in gleichem

Maße. Ich muß nur langsam gehen, aber ich freue mich schon sehr über die Teilnahme, die tätige nämlich, die ich von allen Seiten bemerke.

*

Goethes Eifer zu den Naturwissenschaften war echt und wurde in seinem nachdenklichen Wesen durch seine häufige Berührung mit der Natur immer wieder von neuem belebt. Vielleicht wäre dieser Trieb nicht so stark mit seiner Seele verwachsen, wenn der Dichter Goethe auf seinem eigensten Gebiete mehr Erfolg gehabt hätte. Aber die merkliche Kühle des Publikums gegenüber seinem letzten poetischen Schaffen, die ihn schon nach seiner Rückkehr aus Italien verstimmt hatte, wollte nicht schwinden, auch jetzt nicht, da sein bisheriges dichterisches Lebenswerk gesammelt vorlag. Der Absatz der Bücher war im allgemeinen schwach. Hier und da fanden sich wohl einzelne, die für Goethes Verskunst und Gedankentiefe Verständnis aufbrachten, allein man konnte sie fast bei Namen aufzählen. Nur in Berlin schien sich so etwas wie eine Goethegemeinde zu bilden. Einen nicht geringen Anteil daran hatte der „liebe Gesellschafter" des Dichters in Italien: der Professor Karl Philipp Moritz.

Göschen, der Verleger der „Schriften", wollte zwar die Verbindung mit Goethe weiter aufrecht erhalten. Aber er hatte ja „Die Metamorphose der Pflanzen" abgelehnt und dadurch den Verfasser gezwungen, sich nach anderen Verlegern umzusehen. Das war garnicht nach Goethes Sinn, dem es sehr daran lag, daß alles in einer Hand vereinigt lag. Als nun Göschen im Sommer 1791 sich an ihn mit einem liebenswürdigen

Brief wandte, in dem er durchblicken ließ, daß er wieder Einiges verlegen möchte, skizzierte ihm Goethe wohl in dem Antwortschreiben seine literarischen Pläne, bemerkte jedoch, daß er „in der Folge ebensoviel in der Naturlehre als in der Dichtkunst arbeiten würde" und schloß, was beinahe einer höflichen Ablehnung gleichkam, den Brief mit den Worten:

Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größeres Publikum Geschmack findet, so muß ich denn freilich nach den Umständen zu Werke gehen und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.

Meine ersteren[1]) habe ich nicht außer Augen gelassen und korrigiere ein Exemplar, wie es mir die Zeit erlaubt, um von meiner Seite bereit zu sein, wenn eine neue Ausgabe für nötig und rätlich gehalten würde.

Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben und empfehle mich Ihrem Andenken.

In jenem Briefe teilte Goethe auch mit, daß er die Dichtungen, die in Italien teilweise entstanden seien, noch liegen habe und daß er an einem größeren Roman arbeite. Die Dichtungen waren die „Römischen Elegien" und die „Venezianischen Epigramme", der Roman: „Wilhelm Meister". Die „Elegien" hätte Goethe gern drucken lassen, aber Herder, der sich über die allzu große Offenheit darin empörte, riet ab. So mußten sie noch eine Weile auf die Drucklegung harren, mit Ausnahme jener wunderbaren dreizehnten Elegie, in der der Dichter Amor als Cicerone feiert. Diese erschien allein 1791 im Juliheft der Berliner Deutschen Monatsschrift. Daselbst veröffentlichte er auch im gleichen Jahr

[1]) Die poetischen Werke.

die „Venezianischen Epigramme“, zu denen er jedoch immer wieder neue hinzudichtete.

Wir wissen aus früheren Abschnitten, daß den Hauptinhalt der „Elegien“ und „Epigramme“ Goethes Liebe zu Christiane bildete, daß nur das Kolorit der Stimmung italienisch und die Form der Antike nachempfunden ist. Niemals hat die natürliche und ursprüngliche Sinnenfreude eines reifen Mannes eine schönere künstlerische Gestaltung erfahren als in diesen Hexametern und Pentametern, die bald die Reize der Geliebten begeistert feiern, bald entzückende Bilder entrollen — die schlummernde Schöne, die Begegnung mit ihr in der Schenke, die Ermunterung Amors —, bald von beglückendem Liebesgenuß schwärmerisch erzählen, bald in schelmischer Weise für erotische Erlebnisse Analoga aus der Mythologie zitieren. Freilich, sie sind keine literarische Kost für Backfische oder prüde Philisterseelen. Man darf an sie nicht den Maßstab christlicher Sittlichkeit legen, sondern man muß sie mit jener antiken Unbefangenheit genießen, die das klassische Altertum gegenüber allen dionysischen Regungen der menschlichen Natur wahrte. Dann wird man auch mit dem Urteil des in moralischen Dingen sonst so strengen Schiller übereinstimmen, daß hier „zwar die konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz verletzt sei und daß eine Wärme in ihnen herrsche, eine Zartheit und ein echter körnichter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt“.

Ob auch das Erotische im Inhalt dieser Dichtungen überwiegt, so soll doch nicht übersehen werden, daß noch anderes in ihnen enthalten ist: die verständnisvolle

Auslegung der Antike, das tiefe Erfassen klassischer Kunst, die meisterhafte Zeichnung italienischer Zustände und Sitten. Mehr als die „Elegien“ weisen die „Epigramme“ in dieser Hinsicht eine ungeheure Vielseitigkeit auf. Über Dogen und Vetturine, Fürsten und Priester, Demagogen und Schwärmer, Politik und Revolution, Heidentum und Christentum, Malerei, Dichtung, Sprache, Naturwissenschaft, über alles finden sich kluge und belehrende Worte. Ja, es gibt wohl kaum etwas, mit dem Goethe sich damals beschäftigte, das nicht einen Widerhall in irgendeinem Epigramm gefunden hätte. So sind sie gewissermaßen das poetische Tagebuch des Jahres 1790. Und er widmete es der Herzogin Anna Amalie, der er eine Abschrift von 74 Epigrammen mit folgendem Distichon überreichte:

„Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mirs gegeben,
Die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft.“

Keiner Würdigeren konnte er diese Verse widmen; denn sie war in Weimar doch wohl die einzige Frau, die mit regem Interesse und wirklichem Verständnis die mannigfaltigen Phasen seines dichterischen Schaffens verfolgte und die dank ihrem tiefen Einfühlungsvermögen selbst in Werken, denen die Teilnahme anderer versagt blieb, die künstlerischen Schönheiten wahrzunehmen verstand. Auf ihre Aufmunterung hin legte er nach langer Zeit wieder Hand an den „Wilhelm Meister“, dessen Vollendung von allen, welche die sechs Bücher der ersten Fassung kannten, sehnsüchtig erwartet wurde. Und die Vollendung lag ja auch durchaus, wie er in einem Brief an seinen Freund Jacobi gestanden hatte,

Herzogin Anna Amalie

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

im Bereich seiner nächsten literarischen Pläne. Gegen Ende des Jahres 1790 machte er sich an die Arbeit, er diktierte, aber dann trat eine Stockung ein — es ging nicht weiter.

Wenn Goethe bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten Unterbrechungen eintreten lassen mußte, so geschah es, weil es ihm hier oft an den notwendigen Vorkenntnissen oder der erforderlichen Literatur fehlte. Die Gestaltung rein dichterischer Werke, wie „Tasso" und „Faust", erforderte wiederum Inspiration, die von der Gunst des Augenblicks abhing. Aber warum konnte er diesen Roman, der ihn nun schon mehr als ein Jahrzehnt beschäftigte, nicht zu Ende führen? An Stoff mangelte es ihm nicht, kluge Gedanken flossen ihm stets aus der Feder, und die Erfindung von Entwicklungen, Verwicklungen und Lösungen fiel ihm nicht schwer. Außerdem brauchte sein künstlerisches Ingenium hier nicht auf jeder Seite in Erscheinung zu treten. Es bleibt also nur die Erklärung möglich, daß es ihn nicht reizte, sich fortdauernd mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, oder daß er den Weg, den er zu wählen hatte, noch nicht deutlich genug vor sich sah.

*

Obwohl Goethe sich von allen seinen Amtspflichten hatte entbinden lassen, um ganz seinen Studien und Neigungen zu leben, keine Sitzungen des geheimen Conseils besuchte, keine Abteilung leitete, blieb er doch der geheime, d. h. vertrauteste Berater des Herzogs in allen wichtigen Angelegenheiten. Seine Befugnisse gingen so weit, daß er gelegentlich der Herzogin-Mutter

Herzogin Anna Amalie

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

im Bereich seiner nächsten literarischen Pläne. Gegen Ende des Jahres 1790 machte er sich an die Arbeit, er diktierte, aber dann trat eine Stockung ein — es ging nicht weiter.

Wenn Goethe bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten Unterbrechungen eintreten lassen mußte, so geschah es, weil es ihm hier oft an den notwendigen Vorkenntnissen oder der erforderlichen Literatur fehlte. Die Gestaltung rein dichterischer Werke, wie „Tasso“ und „Faust“, erforderte wiederum Inspiration, die von der Gunst des Augenblicks abhing. Aber warum konnte er diesen Roman, der ihn nun schon mehr als ein Jahrzehnt beschäftigte, nicht zu Ende führen? An Stoff mangelte es ihm nicht, kluge Gedanken flossen ihm stets aus der Feder, und die Erfindung von Entwicklungen, Verwicklungen und Lösungen fiel ihm nicht schwer. Außerdem brauchte sein künstlerisches Ingenium hier nicht auf jeder Seite in Erscheinung zu treten. Es bleibt also nur die Erklärung möglich, daß es ihn nicht reizte, sich fortdauernd mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, oder daß er den Weg, den er zu wählen hatte, noch nicht deutlich genug vor sich sah.

*

Obwohl Goethe sich von allen seinen Amtspflichten hatte entbinden lassen, um ganz seinen Studien und Neigungen zu leben, keine Sitzungen des geheimen Conseils besuchte, keine Abteilung leitete, blieb er doch der geheime, d. h. vertrauteste Berater des Herzogs in allen wichtigen Angelegenheiten. Seine Befugnisse gingen so weit, daß er gelegentlich der Herzogin-Mutter

als ein Vormund gegenübertrat, der statt ihres Sohnes, des Herzogs, zu ihr sprach, und sie fügte sich gern seinem Rat und seinen Anordnungen. Ihre Beziehungen zueinander waren jetzt viel besser als zu jener Zeit, da Frau von Stein, die intimste Freundin der regierenden Herzogin, Goethe am nächsten stand. Er durfte ihr sagen, was sie für Herders Familie und gegen Einsiedels Schulden tun sollte; und sie wiederum vertraute ihm an, daß sie ihre langjährige Hofdame, die Göchhausen, mit der sie nicht mehr in gutem Einvernehmen lebte, los werden wollte. An ihrer Stelle wünschte sie sich Knebels Schwester Henriette, und Goethe übernahm das Amt, diese Angelegenheit ins reine zu bringen.

Der Herzog hätte sich für die Erledigung der weimarischen Regierungsgeschäfte, wenn er in Aschersleben bei seiner Garnison oder in Schloß Wilhelmstal weilte, keinen besseren Stellvertreter als Goethe wählen können. Er überwachte als Vorsitzender der Schloßbaukommission die Bauarbeiten, bei denen es mancherlei zu bedenken gab, da jeder Mißgriff mit Rücksicht auf künftige Geschlechter vermieden werden mußte, und suchte gerade jetzt im Zusammenwirken mit dem Hamburger Architekten Arens geeignete künstlerische Lösungen zu finden. Er kümmerte sich um die Landesuniversität, deren Ansehen und Gedeihen mit der Berufung namhafter Gelehrter aufs innigste zusammenhing. Er war ferner emsig auf die Hebung der Zeichenschule bedacht. Seit 1789 wirkte hier Johann Heinrich Lips, den er einst auf der Schweizerreise bei Lavater kennengelernt hatte und der zur Zeit ihn porträtierte. Die hervorragendste künstlerische Bereicherung dieses Instituts versprach er

sich jedoch von seinem römischen Freunde Heinrich Meyer, auf dessen Kommen er sehnsüchtig wartete. Als ihm dieser dann im Winter schrieb, daß seine Gesundheit wieder hergestellt sei, riet ihm Goethe, er möge den Sommer noch zur Erholung in seinem schönen Vaterlande verbringen und erst im Herbst kommen.

Sie sollen völlige Freiheit haben zu arbeiten, was Sie wollen; ich freue mich recht darauf, mit Ihnen so manches durchzusprechen, was uns beide gleich interessiert.

Auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion loszuarbeiten, die Abweichungen zu suchen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studieren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen, zu so schweren Unternehmungen wünschte ich, daß Sie das Ihrige beitrügen, wie ich von meiner Seite manches vorgearbeitet habe.

Auch das Ilmenauer Bergwerksunternehmen war immer noch Gegenstand von Goethes Sorge. Zwei Wasserräder pumpten dort das Wasser von der Bergwerkssohle in die Höhe, aber es gelang ihnen nicht, diese Sohle ganz trocken zu legen, und wenn einmal eine der Maschinen wegen eines Schadens stille stand, lief in den Schächten soviel Wasser zusammen, daß man wieder von vorn beginnen mußte. Zu Anfang des Jahres 1791 erklärten die Steiger und Beamten, es sei keine Aussicht vorhanden, mit den gegenwärtigen technischen Mitteln das Wasser zu bewältigen. Man stand nun vor den Fragen: sollte man das Bergwerk ersaufen und damit alle schönen Hoffnungen vernichten lassen? Oder sollte man neue Pumpen zu den alten hinzufügen? War das in dem engen Schachte überhaupt möglich, oder mußte man gar einen zweiten

Schacht in die Tiefe führen? Es gab viel Kopfzerbrechen. Goethe und Voigt entschlossen sich, den Kampf mit dem Wasser fortzusetzen, nachdem ihr sächsischer Berater Baldauf gezeigt hatte, wie es in dem vorhandenen Schacht zu machen wäre. Allein es bedurfte dazu der Zustimmung der Gewerkschaft, denn von den Teilhabern mußten erhebliche Zubußen gefordert werden. Sie ließen also eine „Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau" drucken und schrieben einen Gewerktag auf den 6. Juni aus.

Goethe und Voigt waren schon zwei Tage vorher zur Stelle. Von den Kuxbesitzern erschienen sieben, darunter Bertuch, der die maßgebendste Stimme hatte. Goethe hielt eine lange Ansprache, in der er die Anwesenden bat, mit der Kommission alle Einzelheiten zu betrachten und alle künftigen Möglichkeiten zu erwägen. Das geschah denn auch ebenso gründlich wie freundschaftlich; die Gelder wurden bewilligt, der Vorschlag, im Johannesschacht noch zwei Züge einbauen zu lassen, bewilligt und schließlich noch der herzoglichen Bergwerkskommission der Dank der Gewerkschaft für ihre besondere Vorsorge und Sachwaltung ausgesprochen. Goethe und Voigt weilten bis zum 16. Juni in Ilmenau. Der Herzog war gleichfalls gekommen und hatte den Sorgenschacht bis zum zweiten Absatz befahren. So schien vorderhand die Angelegenheit erledigt, und es blieb nur zu wünschen, daß den Bemühungen ein glücklicher Erfolg beschieden werde.

In diesem Monat reifte auch der Plan, mit dem Goethe sich schon lange getragen hatte, der Verwirklichung entgegen. Es war die Gründung einer gelehrten

Gesellschaft, die sich in regelmäßigen Zeitabständen versammeln und in Vorträgen Wissenschaft und Kunst pflegen sollte. Sie bezweckte also gegenseitige Belehrung und Anregung, daneben gleichzeitig eine höhere Unterhaltung für den Herzog und die beiden Herzoginnen, die als Ehrenmitglieder ständig den Sitzungen beiwohnen konnten. Am 1. Juli teilte Goethe den Plan dem Herzog mit. „Wir könnten wirklich", schreibt er an ihn, „mit unseren eigenen Kräften, verbunden mit Jena, viel tun, wenn nur manchmal ein Reunionspunkt wäre. Bis Sie wiederkommen, soll das Projekt reifer sein". Er ging sehr schnell ans Werk; denn vier Tage darauf wurden die Satzungen bereits von den ersten Mitgliedern der neuen Vereinigung — Goethe, Voigt, Wieland, Bertuch, Herder, Knebel, Bode und Buchholtz — aufgestellt und genehmigt. Ferner faßte man den Beschluß:

> In dem nächsten Monat September wird der Anfang dieser Zusammenkünfte gemacht werden. Über Zeit und Ort wird man noch übereinkommen und einander davon Nachricht geben.

Die Teilnahme an den Sitzungen sollte nicht bloß auf die in Weimar ansässigen Schöngeister und Gelehrten beschränkt bleiben. Man dachte auch an die tätige Mitwirkung und Unterstützung der Jenaer Professoren und anderer feinsinniger Köpfe.

Zum erstenmal versammelte sich die Gesellschaft am 9. September im Palais der Herzogin-Mutter. Goethe eröffnete sie mit einer Ansprache. Darin brachte er zum Ausdruck, daß derjenige, der in Geschäften arbeitet und um der Menschen willen manches unternimmt, auch

mit Menschen umgehen und Gleichgesinnte aufsuchen müßte. Künstler und Wissenschaftler, die mehr in der Einsamkeit lebten und ihre Werke schüfen, glaubten dagegen die Gesellschaft entbehren zu können. Das sei jedoch ein Selbstbetrug. Dichter und Künstler bewegten sich stets in einer auserlesenen Gesellschaft, da sie im Verkehr mit den vortrefflichen Werken aller Jahrhunderte und aller Nationen ständen und außerdem, um Wirkung zu tun, immer das edelste Publikum vor Augen hätten. Was den Wissenschaftler anbelange, so sei das Gefühl der größeren Allgemeinheit auch für ihn von Wichtigkeit, denn der lebendige Umgang mit unterrichteten Menschen und die Freimütigkeit des Umgangs könnten ihm, einerlei ob sie zum Streit oder zur Einigkeit führten, nur zum Nutzen gereichen.

Wo in mehreren Menschen ein natürlicher unüberwindlicher Trieb zu Bearbeitung gewisser Fächer sich regt, wo dieser Trieb durch die Lage und äußere Verhältnisse immer aufs neue angefeuert wird, wo an dem Plaße selbst so viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unterstützung stattfindet, so daß alles gleichsam von selbst gerät, wo so manche Schätze der echten Kunst aufbewahret, so manche Kenntnisse von Reisenden zusammengebracht werden, wo die Nachbarschaft tätige Männer in allen Fächern versammelt, wo neue Bücher sowohl, als Privatkorrespondenz den Gedankenkreis immer in einer frischen Bewegung erhalten, an einem solchen Orte scheint es natürlich, daß man gewisse festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt.

Drittes Kapitel

Die Gründung des Hoftheaters

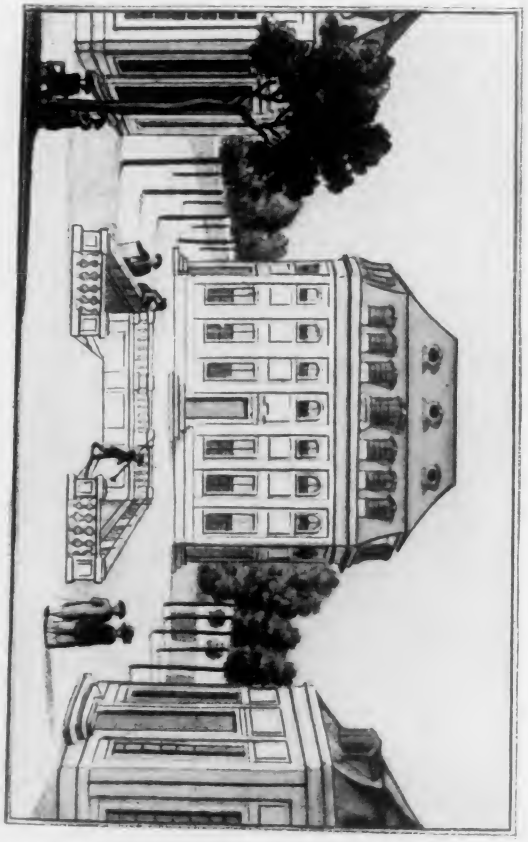
Ganz ohne eine amtliche Tätigkeit sollte Goethe jedoch in diesem ruhigen innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachten Jahr nicht bleiben. Der Herzog übertrug ihm die Leitung des neu zu gründenden Hoftheaters.

Wir wissen, daß Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien sehr geringschätzig über das deutsche Theater urteilte. Er sah in ihm die „mechanischste aller Wissenschaften“ und wunderte sich darüber, daß der Herzog ein eigenes Hoftheater ins Leben rufen wollte. Aber Karl August ließ sich nicht von dem Gedanken abbringen, und er wurde darin von seiner Mutter energisch unterstützt. Wenn andere Fürsten sich diesen Luxus bieten konnten, warum sollte er, der in seinem Ländchen die besten deutschen Dichter beherbergte, sich nicht ein Gleiches gestatten?

Zunächst dachte er, wie aus seinem skizzierten Plan hervorgeht, noch gar nicht an die Gründung einer Bühne im Sinne eines Hoftheaters mit einem Intendanten als verantwortungsvollem künstlerischen Leiter an der Spitze. Rein vom finanziellen Standpunkte aus glaubte er besser zu fahren, wenn er vorläufig für ein

Jahr ſelbſt die Schauſpieler engagierte und ihnen einen „folgſamen, ſtillen Menſchen“ zum Vorgeſetzten gäbe, der wie Bellomo die Verantwortung gegenüber dem Hofamt und dem Publikum trüge, aber weder am Gewinn beteiligt ſei, noch für den Verluſt aufzukommen habe und obendrein nichts ohne ſeine Einwilligung tun dürfte, damit kein Nachteil für das Schauſpiel erwüchſe. Der künftige Poſten eines Theaterdirektors war alſo nichts mehr als der eines Verwaltungsbeamten. Erſt hatte er den Schauſpieler Johann Chriſtian Neumann von der Bellomoſchen Truppe für dieſes Amt auserſehen. Da Neumann ablehnte, verfiel er auf den Mannheimer Heinrich Beck, der am 27. Dezember als Hamlet in Weimar gaſtiert und großen Beifall gefunden hatte. Aber auch Beck gab eine Abſage. Desgleichen der Schauſpieler Einer. Nun wurde beſchloſſen, mit dem Leipziger Theaterdirektor Joſeph Seconda Verhandlungen anzuknüpfen. Vorher mußte man allerdings mit Bellomo ins reine kommen. In Weimar geſchah das einfach durch Löſung des Vertrages. Bellomo beſaß jedoch das Sommertheater in Lauchſtädt, das während der Badeſaiſon gute Erträge abwarf, und hatte dort für ſechs Jahre noch das Spielprivilegium. Franz Kirms, bisher „Assessor cum voto“ im Hofmarſchall- und Stall-Amt, ſchien dem Herzog der geeignete Mann für dieſe Unterhandlungen zu ſein. In der Tat entledigte ſich Kirms ſeiner Aufgabe mit großem diplomatiſchen Geſchick. Es gelang ihm, die von Bellomo geforderte Kaufſumme von 1775 Talern auf 1200 Taler herabzudrücken, wofür „das Lauchſtädter Haus ſamt Cedirung des Privilegii und Decora-

Hofrat Franz Kirms
Nach einer Zeichnung von Joh. Joſeph Schmeller
(Goethe-Nationalmuſeum)



Kurgebäude und -Anlagen in Lauchstädt
Nach einem zeitgenössischen kolorierten Stich
(Staatsbibliothek, Berlin)

tiones“ in den Besitz des Herzogs überging. Da aber noch keine Entscheidung darüber getroffen worden war, in welchem Verhältnis das künftige Theater zum Hof stehen sollte, wurde der herzogliche Konzertmeister Kranz als Käufer vorgeschoben. Das Gesuch wegen Übertragung der Konzession auf die neue Gesellschaft reichte Goethe durch Vermittlung des Herrn von Racknitz bei der kursächsischen Regierung ein.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von der bevorstehenden Neuordnung der Weimarer Theaterverhältnisse bereits verbreitet. Von allen Seiten kamen Angebote und meldeten sich Fürsprecher, die diesen oder jenen Schauspieler angestellt wissen wollten. Das war dem Herzog zu viel. Er sah ein, daß eine mit autoritativer Vollmacht ausgestattete Persönlichkeit vorhanden sein müsse, um „zu verhindern, daß nicht schon bei der ersten Empfängnis der Embryo verunstaltet werde“. Es gab niemand, der sich zuverlässiger für diese Stellung eignete, als Goethe. Er sprach mit ihm, und letzterer willigte, wenn auch vielleicht mit Widerstreben, ein. Am 17. Januar schrieb er an Kirms, daß er Goethe die Leitung der Angelegenheit übertragen habe.

Lassen auch Sie also diesen Vorsatz kund werden, und behandeln nun das Geschäfte ganz öffentlich und mit Goethen: ich werde dadurch aller Zudringlichkeiten los und schiebe alles Letzterem zu.

Das sollte also mit anderen Worten so viel heißen, wie: damit ich keinen Verdruß mit dem Schauspielervolk habe und mir alle Unbequemlichkeiten vom Halse schaffe, erteile ich Goethe in der ganzen Angelegenheit Prokura und gebe ihm Kirms als wirtschaftlichen

Beirat, bis der „folgsame stille Mensch" gefunden ist, der die Komödianten einexerzieren und in guter Zucht halten soll. Dieser „folgsame stille Mensch" — man dachte sich dabei wohl einen sachkundigen Mann wie Ekhof — ließ sich jedoch, wie die Ergebnislosigkeit der einzelnen Verhandlungen zeigte, keineswegs leicht gewinnen. Nachdem auch Seconda als Aspirant ausgeschieden war, lag das Wohl und Wehe der jungen Bühne allein in Goethes Hand.

*

Es mochte für Goethe schwierig sein, sich mit dem ihm anvertrauten Amt zu befreunden, stand er doch, wie gesagt, der Theatereinrichtung mit einigem Zweifel gegenüber. Aber der Ernst und die Gründlichkeit, mit denen er stets neue Aufgaben anzupacken pflegte, ließen ihn seine Bedenken überwinden und sich den übernommenen Pflichten widmen. Sehr bezeichnend dafür ist der Brief, den er am 20. März an Fritz Jacobi schreibt:

Ich gehe sehr piano zu Werke, vielleicht kommt doch fürs Publikum und für mich etwas heraus. Wenigstens wird mir's Pflicht, diesen Teil näher zu studieren, alle Jahre ein paar spielbare Stücke zu schreiben. Das Übrige mag sich finden.

Zunächst galt es, ein gutes Ensemble zusammenzustellen; denn davon hingen letzten Endes die künstlerischen Leistungen ab, deren Hebung vor allem notwendig schien, weil ihre Minderwertigkeit ja den Anlaß zur Unzufriedenheit über Bellomo gegeben hatte. Der Schwierigkeit dieser Aufgabe war Goethe sich durchaus bewußt. Um gute Kräfte zu verpflichten, hätte man Gastspiele veranstalten müssen. Dafür reichte jedoch die

Zeit nicht aus. Es blieb also nichts anderes übrig, als aus den vorhandenen Schauspielern und Schauspielerinnen der Bellomoschen Truppe die besten auszuwählen, sich bei den Neuengagements auf die Empfehlung tüchtiger Theaterpraktiker zu verlassen und im übrigen die Verträge mit den noch unbekannten Mitgliedern des Ensembles so kurzfristig als möglich zu bemessen. Goethe verfuhr wie beim Beginn einer Kupferstichsammlung.

Anfangs ist man genötigt, allerlei Gutes und Schlechtes mit aufzunehmen; nach und nach, wie man bessere Acquisitionen macht, schließt man das Schlechte aus.

Von Bellomos Truppe wurden übernommen: der schon erwähnte Einer, der eigentlich Krako hieß, ferner Friedrich Malcolmi mit seinen drei Töchtern, von denen die jüngste, Amalie, später die treffliche Wolff wurde, Domaratius und die jugendliche Christiane Neumann, ein vielversprechendes Talent. Als neue Mitglieder kamen hinzu Fischer und Frau, Becker, Genast, Krüger, Amor und Frau. J. Franz Fischer, der bisher am Königl. Nationaltheater in Prag gewirkt hatte, wurde gleichzeitig als Regisseur verpflichtet. Außerhalb Weimar lag in seinen Händen die Gesamtleitung. Sein Rollenfach waren zärtliche und humoristische Alte. Goethe charakterisiert ihn mit den Worten: „Ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfach begnügend". Der jugendliche Heinrich Becker versprach, sich zu einem guten Charakterspieler zu entwickeln. Auch er erfreute sich einer Vorzugsstellung bei Goethe, obwohl er ihn durch

seine Schrullen häufig ärgerte. Karl Friedrich Krüger vertrat das Liebhaberfach. Er scheint sehr vielseitig begabt gewesen zu sein, denn Goethe verzeichnet als seine Rollen: „Aventuriers, Raisonneurs, Chevaliers, Bediente, intrikate und Charakterrollen, Männer von Stande". Anton Genast aus Schlesien glänzte in komischen Charakterrollen. Das Schicksal fügte es, daß er während der gesamten Direktionstätigkeit Goethes dem Weimarer Theater angehörte, und so hat sich auch keiner so genau mit seinen Instruktionen vertraut gemacht, wie er. Die übrigen Mitglieder wirkten mehr oder minder in Nebenrollen und zeichneten sich durch keine hervortretenden Eigenschaften aus.

Da die Schauspieler aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands kamen — zumeist waren es wohl Oberdeutsche, Österreicher und Schlesier — so kann man sich leicht vorstellen, welch ein seltsames Gemisch von Dialekten auf der Bühne herrschte, zumal eine Bühnensprache im heutigen Sinne fehlte und jeder redete, wie er es eben von Kindesbeinen an gewohnt war. Dazu gesellte sich noch eine schnelle und undeutliche Aussprache. Ähnlich sah es mit der mimischen Darstellung aus. Alles beschränkte sich hier nur auf einen äußerlichen Ausdruck. Ein Schauspieler überbot den anderen an krasser naturalistischer Ausdrucksweise, wofür die jungen Stürmer und Dränger in ihren Bühnenanweisungen ja genügend Stoff boten. Das innere Leben, die Psychologie der dramatischen Gestalten, brachten nur wenige hervorragende Schauspieler jener Zeit mimisch zur Darstellung. Hier schien also eine tüchtige Schulung dringendes Erfordernis zu sein.

Und noch in einer andern Hinsicht war eine gehörige Zucht notwendig: im Zusammenspiel. In „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" wird geschildert, wie die Schauspieler ihre Individualität möglichst hervorzudrängen suchten, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken. Wilhelm geißelt dieses rohe unkünstlerische Verhalten und stellt als nachahmungswertes Vorbild die Tonkünstler eines Orchesters hin:

> Wie sehr bemühen sie sich nicht, ihre Instrumente übereinzustimmen, die Stärke und Schwäche des Tons so auszudrücken, wie es der Stimme gemäß ist, die man ihnen zugeteilt hat. Nur der Ungeschicklichste würde glauben, sich bei dem Solo eines andern durch ein vorlautes Accompagnieren Ehre zu machen. Jeder ist auf den Sinn des Komponisten gerichtet und trägt für sein Teil alles dazu bei, ihn auszudrücken, es sei viel oder wenig, was er dabei zu tun hat.

Darum verlangt Wilhelm, die Schauspieler sollten sich dem Dramaturgen ebenso fügen wie die Orchestermusiker dem Kapellmeister: man setze das größte Vergnügen und Glück darein, miteinander übereinzustimmen. Und auf dieses Ziel steuerte Goethe von vornherein los. Wenige Wochen nach Beginn seiner Theaterleitung schrieb er:

> Im Ganzen macht mir unser Theater Vergnügen, es ist schon um vieles besser als das vorige, und es kommt nun darauf an, daß sie sich zusammenspielen, auf gewisse mechanische Vorteile aufmerksam werden und nach und nach aus dem abenteuerlichen Schlendrian, in dem die mehrsten deutschen Schauspieler bequem hinleiern, nach und nach herausgebracht werden.

Über das Verfahren, wie dies zu machen sei, hat Goethe sich später in den „Tag- und Jahresheften"

ausgesprochen. Er suchte in jedem Stück den vorzüglichsten Schauspieler zu bemerken und die übrigen ihm anzunähern. Das war im Anfang nicht leicht, vor allem weil man die neu engagierten Mitglieder nicht kannte und nicht wußte, was sie leisteten. Da in der damaligen Zeit Schauspiel und Oper nicht voneinander getrennt waren, mußte jedes Mitglied auf beiden Gebieten sich betätigen. Es konnte leicht vorkommen, daß jemand, der als Schauspieler versagte, immerhin als Sänger sich hervortat. Deswegen ließ Goethe, um sich selbst ein Urteil über das Talent der Einzelnen zu bilden und um gleichzeitig niemand zu kränken, einen Zettel anschlagen:

Da die Gesellschaft meistenteils neu zusammengetreten ist, so sind die Anfangsrollen nicht als Debüts zu betrachten, sondern es wird jedem Einzelnen noch Gelegenheit gegeben werden, sich dem Publikum zu empfehlen.

Diesem Versprechen kam Goethe, nach Genasts Bericht, mit großer Gewissenhaftigkeit nach. Damit legte er sich aber auch, wenigstens für die erste Zeit, auf einen bestimmten Spielplan fest. Man mußte öfters dieselben Stücke spielen, die schon Bellomo gegeben hatte. Allein „ein Direktor spielt alles, ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt, wird sorgfältig benutzt". Und da der Geschmack des damaligen Publikums von keinem künstlerischen Ehrgeiz getragen war, so schlich sich manches Minderwertige in den Spielplan ein. Ferner hatte man auf die Neuhinzugetretenen Rücksicht zu nehmen und mußte ältere Stücke und Singspiele, die ihnen bereits vertraut waren, aufführen. Unter solchen Umständen ließ sich eine

Reform des Spielplans nicht von heute auf morgen durchführen, und es ist begreiflich, daß Goethe in dieser Hinsicht nur ganz piano zu Werke ging.

*

Im April 1791 weilte der berühmte Hamburger Schauspieler und Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schröder in Weimar. Dieser Mann hatte sich um die Hebung des deutschen Theaters hervorragende Verdienste erworben. Was Lessing theoretisch in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" verfochten hatte — die notwendige Abkehr von der Nachahmung der französischen Klassizisten und die Anlehnung an Shakespeare — ist von Schröder in der Praxis durchgeführt worden. Die Eroberung des großen britischen Dichters für die deutsche Bühne war seine bedeutendste Tat. Freilich bot er dem Publikum nicht den unverfälschten Shakespeare. Dieses besaß auch gar nicht die Geschmacksreife, um dessen Dramen in ihrer ursprünglichen Gestalt in sich aufzunehmen. Es ließ sich von dem dramatischen Inhalt, dem plastischen Aufbau und der technisch stets interessant behandelten Fabel wohl fortreißen, aber die tragischen Notwendigkeiten erschienen ihm ungefüge und roh, geschah es doch, daß, als der „Othello" in Hamburg mit dem Originalschluß gespielt wurde, im Zuschauerraum mehrere Damen in Ohnmacht fielen. Solchen Umständen Rechnung tragend, sowie jenen für das Zeitalter der Aufklärung charakteristischen Forderungen, die Wucht der tragischen Spruchfällung durch sittliche Normierung zu dämpfen, allzusehr nachgebend, schuf Schröder seine Shakespearebearbeitungen, die uns

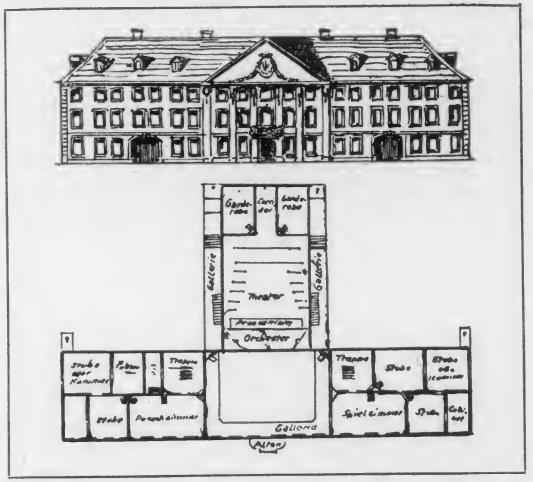
heute wohl als Verstümmelungen erscheinen, aber in jener Zeit immerhin ihren Zweck erfüllten: das Publikum von der französischen Geschmacksrichtung zu befreien, es an eine kräftigere, urwüchsigere und lebensvollere dramatische Kunst zu gewöhnen und es für das wertvolle neuere deutsche Drama vorzubereiten, dessen Pflege Schröder ebenfalls mit Eifer betrieb.

Ein weiteres Verdienst Schröders waren seine Reformen der Schauspielkunst. Er führte mit Erfolg einen Kampf gegen den bis zur Affektation gesteigerten Deklamationston, setzte eine einfache natürliche Sprechweise durch, die sich nichts erlauben durfte, was gegen die schlichte Wahrheit verstieß, rückte die Menschendarstellung in den Vordergrund aller schauspielerischen Leistung, führte durch Leseproben die Darsteller in den Geist der Dichtung und das Wesen ihrer Rollen ein, pflegte als Erster in Deutschland ein sorgfältiges Zusammenspiel und verschaffte schließlich, dank dem Ansehen seiner kraftvollen Persönlichkeit und seiner sicheren Haltung bei der Ausübung der Direktionsgewalt, dem mißachteten Schauspielerstande eine bessere gesellschaftliche Geltung.

Goethe hatte Schröder schon vor zehn Jahren in Weimar kennengelernt. Es läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß er damals, da ihn das Theaterwesen noch aufs Lebhafteste beschäftigte, seine Gedanken über Bühne und Schauspielkunst mit jenem ausgetauscht hat, von denen gewiß etliche in den „Wilhelm Meister" übergingen. Jetzt, bei der zweiten Zusammenkunft, mochte ihm der Rat eines solchen erfahrenen Theaterfachmannes ganz besonders erwünscht gewesen sein. Schröder scheint denn auch bei seiner Anwesenheit in Weimar Goethe

manchen wertvollen Wink gegeben zu haben, zumal er sich für die Neugründung interessierte. Denn gleich nach seiner Weiterreise schreibt Goethe an ihn;

Dankbar für den Anteil, den Sie an unserm Theater bei seiner Entstehung haben nehmen wollen, darf ich Sie wohl ersuchen, es auch ferner nicht außer Augen zu lassen. Wollten



Steiners Entwurfszeichnung von 1779 für das Redouten- und Komödienhaus an der Esplanade in Weimar

Sie mir die Gesetze und Regeln, welche bei Ihrer Gesellschaft in Übung sind, mitteilen, so würden Sie mich sehr verbinden. Es kann nicht anders als vorteilhaft sein, die Erfahrungen eines Mannes zu nutzen, den sein Vaterland als Meister in seiner Kunst anerkennt.

Am 5. April fand Bellomos Abschiedsvorstellung statt. Der junge August Vulpius, Christianens Bruder,

war beauftragt worden, die Abschiedsrede zu dichten. Madame Weyrauch sprach sie, aber Bellomo hatte zuvor alle Stellen herausgestrichen, die eine dankbare Gesinnung gegenüber dem Hof und dem Publikum bekundeten. Der Herr Theaterdirektor war begreiflicherweise über die etwas schroffe Art, wie man sich seiner entledigte, nicht gerade erbaut. Schon im Januar hatte er, als man über die Kaufsumme für das Lauchstädter Haus zu einer Einigung gelangt war, in einem Schreiben an Kirms diese Mißstimmung deutlich durchblicken lassen. Er hoffte wenigstens, daß man „des armen guten Bellomo sich dann und wann erinnern" werde, „der, wenn man ihn auch (leider oft) verdunkeln wollte, doch immer ehrlich und redlich gehandelt" habe. Aber es weinte ihm in Weimar niemand eine Träne nach.

Endlich waren die Vorbereitungen so weit getroffen, daß das neue Hoftheater am 7. Mai mit Ifflands „Jägern" eröffnet werden konnte. Vor Beginn der Vorstellung sprach Domaratius einen von Goethe gedichteten Prolog, der vorsichtig und geschickt die Schwierigkeiten des jungen Unternehmens kennzeichnete. „Der Anfang ist in allen Sachen schwer". Mit diesem, gewissermaßen als Motto dienenden Verse suchte der Dichter auf die Unzulänglichkeiten des Vorhandenen hinzuweisen und gleichzeitig Nachsicht zu wecken. Und dann stellte er als das erstrebenswerte Ziel, die „Harmonie des ganzen Spiels" hin, das vorläufig noch nicht erreichbar sei; denn

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel

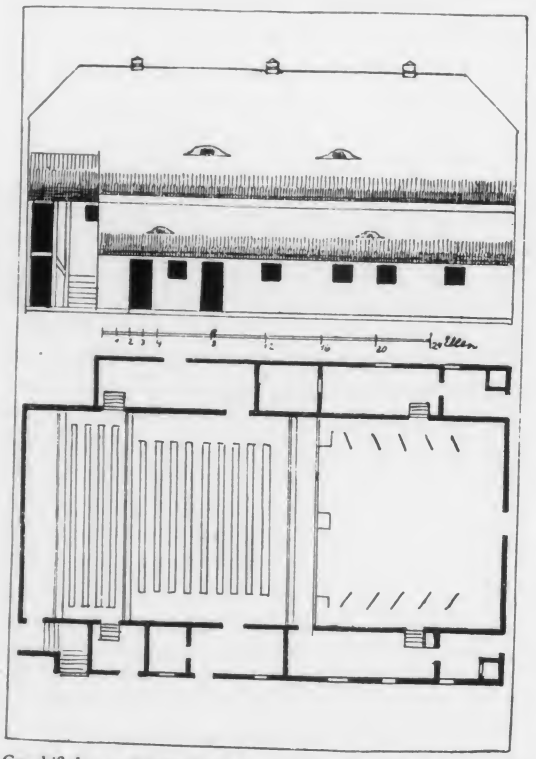
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen,
Denn hier gilt nicht, daß einer atemlos
Dem andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nun bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir mit bestem Willen
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Die Spielzeit war, da der Sommer vor der Tür stand, von kurzer Dauer. Es wurden im ganzen 14 Vorstellungen gegeben. An neuen Bühnenwerken lernte das Publikum nur Dyks Trauerspiel „Graf von Essex", Kotzebues Lustspiel „Bruder Moritz" und Dittersdorfs Singspiel „Das rote Käppchen" kennen. Alle übrigen Stücke hatten sich schon in Bellomos Repertoire befunden. Goethe schien mit den Anfangserfolgen zufrieden zu sein. An Reichardt schrieb er, daß ihm das Theater Vergnügen mache, und dem Herzog meldete er nach Aschersleben am 17. Mai:

Das Schauspiel überwindet alle feindseligen Einflüsse, die Einnahme ist gut, die Menschen im Durchschnitt genügsam und wer ihnen den Spaß verderben will, behält immer Unrecht. Ich habe die besten Hoffnungen, in einem Jahr soll es anders aussehen.

Vom 13. Juni bis zum 14. August gastierte die Truppe in Lauchstädt. Dieses, im ehemaligen Bistum Merseburg gelegene, unbedeutende Landstädtchen, spielte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine ganz andere Rolle als heute. Seitdem der Hallenser Pro-



Grundriß des von Bellomo 1785 erbauten Theaters in Lauchstädt, in dem die Weimaraner bis 1801 spielten.

fessor Friedrich Hoffmann die Eisenhaltigkeit der dortigen Quelle festgestellt hatte, stieg der Ruf Lauchstädts als Kur- und Badeort von Jahr zu Jahr. Bald wurde

er die beliebteste Sommerfrische der vornehmen Welt Mitteldeutschlands. Die ersten Adelsfamilien Sachsens und Thüringens, Staatsbeamte und hohe Militärpersonen dieser Länder, Gelehrte der Universitäten Halle, Jena und Leipzig, reiche Kaufherren, ja sogar Fürstlichkeiten mit ihren Familien kamen hierher, um Genesung und Erholung zu finden. Selbst der Landesvater, Kurfürst Friedrich August von Sachsen, weilte mit großem Gefolge in den siebziger Jahren fünfmal hier zur Kur. Er war es auch, der dafür sorgte, daß das Städtchen äußerlich das Gepräge eines Luxus- und Modebades erhielt. Es wurden für die damalige Zeit mustergültige Badeeinrichtungen geschaffen: die Quelle nach Entwürfen des Stiftsbaumeisters Chryselius in Merseburg neu eingefaßt, Pavillons für Bäder und ein geräumiger Saal erbaut. Reizende Parkanlagen verschönerten das landschaftliche Bild; dort und in der stattlichen Lindenallee mit ihren Verkaufshallen, im Kurhaus und in den Konditoreien herrschte ein buntbewegtes Treiben.

Das einzige Gebäude, das sich nicht in die gefällige Umgebung einfügte, war das Theater. Das 36 Ellen lange und 15 Ellen breite Haus ähnelte sehr einer gewöhnlichen Scheune. „Ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände geteilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben.“ So schildert uns Goethe die wenig einladende Stätte, die seiner Truppe im Sommer als Heim dienen sollte. Aber man mußte sich

mit diesen primitiven Verhältnissen begnügen; Geld zu Umbauten durfte nicht ausgegeben werden, im Gegenteil, man hoffte sogar auf einen ansehnlichen Überschuß, der dem Theater in Weimar zugute kommen würde. Darum war Sparsamkeit überall geboten. Aus diesen Gründen hatte man auch das Weimarer Stadtorchester zu Hause gelassen, das durch die ortsansässigen, allerdings sehr minderwertigen Stadtmusikanten ersetzt wurde. Immerhin fand die Operette mehr Beifall als das Schauspiel, da unrichtige Deklamation und Aktion einiger Schauspieler und Schauspielerinnen sowie falsche Rollenbesetzungen auf diesem Gebiet Ursache zur Rüge gaben.

Goethe kümmerte sich in diesem Jahre, weil aus Mangel an Zeit zu genügender Vorbereitung noch vieles beim Alten bleiben mußte, sehr wenig um Lauchstädt. Nur gelegentlich berichtet er dem Herzog, daß die Anstalt reüssiere, alles recht leidlich gehe, einige Inkonvenienzen abgerechnet, die Herrn Fischer zu schaffen machten. Auf den Schultern des Regisseurs Fischer lastete nämlich die ganze Leitung des Sommertheaters. Das war keine leichte Aufgabe. Die Instandsetzung der ungenügenden Theaterlokalitäten, die Orchesterschwierigkeiten, die Einstudierung neuer Stücke, da das mitgebrachte Repertoire nicht genügte, und endlich der Kampf mit der Widerspenstigkeit der Mitglieder, die sich gegen die ihnen zugewiesenen Rollen auflehnten — alles dies zusammen bot Fischer fortwährend Anlaß zu Klagen, die er in seinen breit und weitschweifig gehaltenen Wochenberichten nach Weimar gelangen ließ.

Diese Widerwärtigkeiten setzten sich fort und bereiteten Fischer viel Ärgernis, als die Truppe Mitte August

nach Erfurt übersiedelte, wo sie bis zum 25. September blieb, um mit einer Aufführung des „Dom Carlos“ die diesjährige Gastspielsaison zu schließen. Der Herzog konnte mit dem Resultat zufrieden sein. Für die ganze Zeit vom 7. Mai bis zum 25. September hatte er Goethe nur 1098 Taler zur Verfügung gestellt. War auch kein Überschuß erzielt worden, so ging doch die Entreprise ohne Fehlbetrag aus ihrer ersten Tätigkeit hervor.

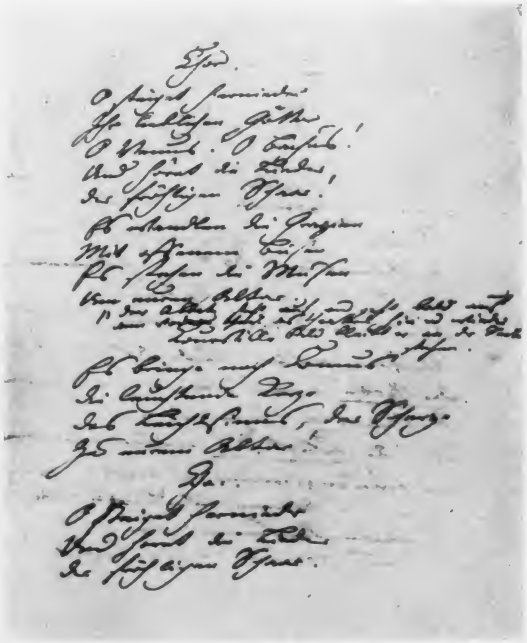
*

Die Übernahme der Theaterleitung hatte für Goethe insofern noch eine besondere Bedeutung, als er dadurch zu dramatischem Schaffen von neuem angeregt wurde. Sowohl seinem Freunde Jacobi, wie Reichardt teilte er mit, daß er jetzt einige spielbare Stücke zu schreiben gedenke, in denen er sich „einigermaßen dem Geschmack des Augenblicks“ nähern wolle. Da das Publikum der Oper und dem Singspiel vorläufig eine größere Neigung als dem Schauspiel entgegenbrachte, war es ganz verständlich, daß er, von jenem Gesichtspunkt aus betrachtet, der ersteren zunächst seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es gab eine Menge italienische und französische Opern, denen ein deutscher Text fehlte, andere wiederum, wo ein schon vorhandener deutscher Text „zu besserer Singbarkeit umzuarbeiten“ war. Auf seine Veranlassung griffen Vulpius und Einsiedel hier tätig ein.

Die Partituren werden durch ganz Deutschland verschickt Fleiß und Lust, die man hierbei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt. („Tag- und Jahreshefte“).

Goethe selbst gab sich mit solchen Bearbeitungen vorläufig nicht ab. Ihn reizte es mehr, eigene Operntexte zu schreiben, und da er sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiet mehrfach betätigt hatte, war ihm jene Dichtungsform recht geläufig geworden. Wir erinnern uns der Operette „Scherz, List und Rache", die er noch vor seiner Italienreise dichtete, der Umarbeitung seiner beiden Singspiele „Claudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire" während seines römischen Aufenthalts und schließlich der Fragment gebliebenen Operette „Die ungleichen Hausgenossen". Diese dichterische Betätigung brachte Goethe in nähere Berührung mit der Musik. Zuerst war es sein Landsmann, der in Zürich lebende Philipp Christoph Kayser, gewesen, der ihm als musikalischer Mitarbeiter zur Seite gestanden hatte. „Jery und Bätely" und „Scherz, List und Rache" waren geradezu für ihn geschrieben worden. Dann trat 1789 der Berliner Hofkapellmeister Friedrich Reichardt als Komponist Goethescher Texte an Kaysers Stelle. Die von ihm vertonte „Claudine von Villa Bella" erlebte am 29. Juli desselben Jahres in Berlin ihre Uraufführung, und zwar nicht im Opernhaus, wo nur italienische Oper gepflegt wurde, sondern in dem früheren Döbbelinschen Deutschen Theater, das seit 1787 königlich geworden war. Obgleich die Aufführung sehr mittelmäßig ausfiel und nur schwachen Beifall erntete, blieb sie doch insofern ein Ereignis, als sie einen Versuch darstellte, dem deutschen Singspiel Geltung zu verschaffen. Der Mißerfolg entmutigte Reichardt keineswegs. Als Kapellmeister des Opernhauses schrieb er jetzt eine italienische Oper „Brenno", die noch im Herbst

August Vulpius
Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Malers
(Goethe-Nationalmuseum)



Erste Seite des Librettos zu der Oper „Die Mystifizierten"
(Nach der Handschrift im Goethe-Schiller-Archiv)

des gleichen Jahres über die Bretter ging und eine fast begeisterte Aufnahme fand. Reichardt sehnte sich jedoch nach deutschen Triumphen und fragte bei Goethe an, wie weit der „Faust" und der „Conte" gediehen seien. Goethe antwortete:

Zuerst wünsche ich viel Glück zu Brenno! Ich hoffe, der Barbar wird auf dem Wege der musikalischen und italienischen Metempsychose[1]) sich sehr humanisiert haben. Ferner zur Acquisition von Fischern[2]) und zu allem Künftigen. In den Künsten: wer nicht das Beste hat, hat Nichts!

Zu einem deutschen Texte zu einer ernsthaft genannten Oper kann Rat werden. Nur müßte ich vor allen Dingen näher von dem Bedürfnis Ihres Theaters, vom herrschenden Geschmack, vom Möglichen auf Ihrer Bühne p. p. unterrichtet sein. Man kann, wie Sie wohl wissen, ein solches Werk auf mehr als eine Weise anlegen und ausführen. Der beste Effekt ist, wenn es den Schauspielern recht auf den Leib gepaßt und wenn dem Lieblingsgeschmack des Publikums geschmeichelt wird, ohne daß man ihnen das schon Gewohnte bringt. Also erwarte ich darüber mehr. Auch kann ich unter ein Jahr solch' ein opus nicht liefern.

Der Inhalt für die ernsthafte Oper sollte der Ossian'schen Sagenwelt entnommen werden. Mit Verwendung der nordischen Mythologie und der Zaubersagen getraute sich Goethe ein brauchbares Libretto zurechtzimmern zu können. Um sicher zu gehen, wünschte er vorher Einblick in die Texte der Opern zu gewinnen, die seit dem Regierungsantritt des Königs gegeben worden waren und Effekt gemacht hatten. Den Plan trug er schon im Kopfe herum und wollte ihn Reichardt bei

[1]) Seelenwanderung. Brenno war ein gallischer Held.

[2]) Ludwig Fischer aus Mainz, ein hervorragender Bassist von ungewöhnlichem Stimmumfang.

seinem nächsten Besuch in Weimar vortragen. Der Besuch kam aber nicht zustande, denn sowohl Reichardt wie Goethe waren in den nächsten Monaten viel unterwegs. Ersterer behielt sein Vorhaben dabei ständig vor Augen, ja, er beabsichtigte neben dieser großen Oper nichts Geringeres, als alle Goetheschen Texte, die Musik verlangten oder vertrugen, zu vertonen, während der Dichter nur zögernd auf seine Anregungen und Pläne einging. Bei allem Lobenswürdigen seiner temperamentvollen Anteilnahme an Goethes Schaffen, war Reichardt doch ein ungestümer und zudringlicher Mensch, der sich gern in allerlei Dinge hineinmischte, die ihn nichts angingen — ein Grund für Goethe zu einer vorsichtigen Stellungnahme. Andererseits reichte das Mißtrauen doch nicht hin, um Reichardts Freundlichkeit durch Unfreundlichkeit zu vergelten. Nach seiner Rückkehr aus Schlesien schrieb ihm darum Goethe in einem verbindlichen Brief, der nichts versprach, doch auch nichts ablehnte:

Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner emanzipierten Kinder[1]) annehmen — ich denke nicht mehr an sie. Machen Sie damit, was Ihnen gut däucht! Es wird mir lieb und recht sein.

Eine große Oper zu unternehmen, würde mich jetzt viel Resignation kosten; ich habe kein Gemüt zu allem diesem Wesen. Wenn es aber der König befehlen sollte, so will ich mit Vergnügen gehorchen, mich zusammennehmen und nach bestem Vermögen arbeiten.

Auf „Jery und Bätely" verlange ich sehr, wie auch auf die anderen Sachen.

An den „Conte" habe ich nicht wieder gedacht. Es

[1]) Goethes Singspiele.

können die Geschöpfe sich nur in ihren Elementen gehörig organisieren; Es ist jetzt kein Sang und Klang um mich her — wenn es nicht noch die Fiedelei zum Tanze ist! Und da können Sie mir gleich einen Gefallen tun, wenn Sie mir auf das schnellste ein halb Dutzend oder ein halb Hundert Tänze schicken aus Ihrem rhythmischen Reichtume, zu Englischen und Quadrillen. Nur recht charakteristische: die Figuren erfinden wir schon!

Ein Befehl des Königs hätte Goethes Arbeitsgemeinschaft mit Reichardt gegen alle Nörgler und Tadler gesichert. Ein solcher Befehl gab außerdem die Gewähr eines Erfolges; denn eine neue Oper konnte nur auf fürstliche Anordnung und Kosten eingeübt und aufgeführt werden, war doch jede Opernaufführung eine höfische Angelegenheit. Reichardt kam Goethes Wunsch nach und schickte ihm die verlangten Tänze. Gleichzeitig erinnerte er ihn nochmals an die nordische Heldenoper. Und jetzt scheint Goethe in der Tat sich zu einer Abfassung des Librettos aufgerafft zu haben.

Zur Oper bereite ich mich. Schon habe ich in Gedanken Fingaln, Ossianen, Schwanen und einigen nordischen Heldinnen und Zauberinnen die Opernstelzen untergebunden und lasse sie vor mir auf und ab spazieren. Um so etwas zu machen, muß man alles poetische Gewissen, alle poetische Scham nach dem edlen Beispiel der Italiener ablegen.

Aber weder die Ossianoper noch der mehrfach in den Briefen erwähnte „Conte" gelangten zur Ausführung. Von dem Letzteren besitzen wir wenigstens Bruchstücke. Wir erinnern uns, daß die Anregungen zu dieser opera buffa der sensationelle Halsbandprozeß gab, in den auch der durch seine Schwindeleien berüchtigte Abenteurer Cagliostro verwickelt war.

*

Kein Ereignis hat die Demoralisierung der französischen Gesellschaft des ancien régime so bloßgelegt wie diese Skandalgeschichte. Handelnde Personen waren ein lüsterner, nach Hofgunst strebender Kardinal, ein gräfliches Hochstaplerehepaar, einige adlige Helfershelfer und „Cagliostro", das schuldlose Opfer — die Königin Marie Antoinette. Die Hauptschuldige, die an den Lüneviller Offizier der Gendarmerie de la Motte verheiratete Jeanne de St. Remy, der ihre Abstammung aus dem Hause Valois eine königliche Rente von jährlich 800 Livres eintrug, die jedoch für ihr verschwenderisches Leben nicht ausreichte, hatte es verstanden, den Kardinal Fürst Louis Rohan, einen der ersten Prälaten Frankreichs, der sich in dauernder Ungnade bei der Königin befand, durch geschickte Manipulationen glauben zu machen, daß sie bei der Königin sehr gut angeschrieben sei und jederzeit zu ihr Zutritt habe, obgleich sie in Wirklichkeit nur ein einziges Mal bei Gelegenheit der Überreichung einer Bittschrift mit ihr persönlich in Berührung gekommen war. Die Gräfin de la Motte versprach dem Kardinal, sie werde durch ihre Beziehungen ihm wieder die Gunst der Herrscherin verschaffen, und dieser ging in seinem blinden Eifer und in seiner Leichtgläubigkeit so weit, daß er eine ihm während eines Abendspaziergangs in den Gärten von Versailles entgegentretende Kokotte, die eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit Marie Antoinette aufwies, für die Königin selbst hielt und die Rose, die sie ihm überreichte, für das erste Zeichen ihrer Huld ansah. Von dem Gefühl beseelt, der Vermittlerin für diese Versöhnung sich erkenntlich zu zeigen, gab er ihr zunächst hohe Summen

zur Verteiluug an die Armen und erklärte sich auffallend schnell bereit, ein von den Hofjuwelieren Boehmer und Bassange angebotenes Perlenhalsband im Wert von 1 600 000 Francs, das angeblich die Königin zu besitzen wünsche, aber nur ratenweise bezahlen könne, durch Kauf zu erwerben, nachdem einige gefälschte Briefe seine letzten Zweifel behoben hatten. Erfreut eilte der Verblendete in die Wohnung der Gräfin, wo auch unmittelbar darauf ein Bote eintrat, der, sich durch ein Billet der Königin legitimierend, die Erklärung abgab, daß er beauftragt sei, den Schmuck zu holen. Aber statt zu der Königin trug man ihn zu dem Grafen de la Motte, der ihn auseinandernahm und mit einem Teil desselben nach London reiste, um ihn dort zu verkaufen. Als infolge Versäumnis des ersten Zahlungstermins die Juweliere sich an die Königin wandten, wurde der Schwindel aufgedeckt, und die Schuldigen, darunter auch der Kardinal, kamen ins Gefängnis. In dem darauf folgenden Prozeß erlangte der Kardinal zwar Freispruch, die Königin aber war aufs schlimmste diskreditiert; denn in den Augen der Menge galt sie als die Urheberin des Ganzen. Unter den Verhafteten befand sich auch der Sizilianer Joseph Balsamo, genannt Graf Cagliostro, der durch seine Zauberkünste und seinen alchimistischen Hokuspokus in den siebziger Jahren die dem Wunderglauben leicht zugängliche europäische Gesellschaft in Aufregung versetzt und viele Leichtgläubige, zu denen der Kardinal Rohan ebenfalls gehörte, in seine Netze verstrickt hatte. Er kam bei der Verurteilung noch mit der gelinden Strafe der Verbannung davon und setzte seine Schwindel-

manöver anderwärts fort, bis ihn in den Kasematten des Forts San Leo bei Urbino sein Schicksal ereilte.

Auf Goethe machte der Halsbandprozeß einen tiefen, beinahe erschütternden Eindruck. Mit richtigem Blick sah er darin ein Symptom der Verfallserscheinungen seiner Zeit und befürchtete die allerschlimmsten Folgen für die nächste Zukunft. Sein Ausspruch, daß die moralische und politische Welt mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken wie eine große Stadt unterminiert sei, sollte, wie die Ereignisse bald zeigten, seine unantastbare Richtigkeit haben. Der Wunder- und Gespensterglauben, die theosophischen Phantastereien und magischen Spekulationen, kurzum das ganze mystisch-exzentrische Gebaren der Zeit hatte die Gesellschaft infiziert und sie um die Klarheit des Urteils gebracht. Sonst wäre es unmöglich gewesen, daß ein Mann wie Cagliostro ungehemmt sein anrüchiges Gewerbe treiben und überall blind ergebene Verehrer und Verehrerinnen finden konnte, die ihm fürstliche Ehren erwiesen, seine Anwesenheit durch Bankette feierten, ihn mit Geschenken überhäuften, um seine Gunst bettelten, Fußfälle vor ihm taten und seine Hände küßten. Und zu dieser Verhimmelung in Taten und Gebärden gesellte sich noch eine fast größere in Worten. Der Kardinal Rohan schrieb der Gräfin de la Motte voll innerster Überzeugung:

Sehen Sie selbst, wie ungerecht die Behauptung der Welt ist, ich ruinierte mich für den Grafen Cagliostro, während er doch der bedeutendste Mensch ist, den ich kenne, und selbst ein Gott.

Und der leicht überquellende Lavater sah in Cagliostro einen Mann, wie es wenige gäbe, bedauerte

Cagliostro
Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

nur, daß ihm das Gefühl für das Evangelium fehlte, und schilderte ihn in einem Briefe an Goethe mit den Worten:

Cagliostro ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabener und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein Parazelsischer Sternnarr, — ein hermetischer Philosoph — ein Arkanist — ein Antiphilosoph — das ist nun wohl das Schlimmste — was von ihm gesagt werden kann. Ohn' alles, was von ihm erzählt wird — so, wie er dasteht, gewiß ein erzfester, höchst prägnanter Mann.

Cagliostro und der Halsbandprozeß verfolgten Goethe bis nach Italien. In Palermo forschte er, wie wir wissen, nach dem Stammbaum des Erzschwindlers und, nach Rom zurückgekehrt, suchte er, wie in so vielen Fällen seines Lebens, sich der drückenden Betrachtungen über die ganze Angelegenheit durch eine Dichtung und zwar in der Form eines Librettos zu einer komischen Oper unter dem Titel „Die Mystifizierten" zu entledigen. Aber er blieb in den Ansätzen stecken: „Die Mystifizierten" oder der „Conte", wie Goethe später in seinen Briefen an Reichardt die Oper nannte, wollte trotz mehrfacher, nach Unterbrechungen immer wieder aufgenommener Versuche nicht vom Fleck.

Da entschloß sich Goethe nach der Übernahme der Theaterleitung, die ihm die freiwillige Pflicht auferlegte, für die Bühne ein paar spielbare Stücke zu schreiben, zu einer neuen Gestaltung des Stoffes, und zwar diesmal in Form eines Lustspiels, dem er nach dem lächerlichen prahlerischen Namen, den sich Cagliostro beigelegt hatte, die Überschrift „Der Groß-Cophta" gab. Das harmlose Stück entstand im Spätsommer des Jahres

1791. Am 5. September sandte er bereits den Schluß an Herder mit folgendem Begleitschreiben:

Hier schicke ich die zwei letzten Akte des
Groß-Cophta.

So möchte ich das Stück heißen, wenn Du es billigst. Wenn dieser Titel nicht alles sagt, so sagt er doch das meiste und hat was neues und abenteuerliches.

Liest man das Lustspiel, so ist man zunächst erstaunt über die leichte und oberflächliche Art, mit der Goethe hier Zustände und Ereignisse behandelt, die ihn nach seinem eigenen späteren Zeugnis bis ins tiefste Gemüt erschüttert hatten. Ein zeitgeschichtliches Drama, in dem sich die schwüle Gewitteratmosphäre vor dem Ausbruch der großen Revolution beklemmend fühlbar macht, hatte er schreiben wollen, und unter der Feder war nur eine schwächliche Tragikomödie entstanden, deren Inhalt kaum merklich auf die gewaltige politische Erschütterung Bezug nahm. Und doch hätte der Stoff sich vorzüglich für eine satirische Komödie aristophanischen Stils geeignet. Aber Goethe lag diese beißende Satire, wie sie in den Fastnachtsspielen und kleinen Dramen seiner Jugend so geistreich zum Ausdruck gelangt war, in diesen Jahren seines Schaffens nicht mehr. Und besonders scheute er aus übertriebenen höfischen Rücksichten vor der politischen Satire zurück. So erklärt es sich, daß er den Hauptpersonen keine Namen gab, sondern sie nur als Domherr, Graf, Ritter, Marquis usw. auftreten ließ, daß er die Handlung an keinen bestimmten Ort band und daß er nur im allgemeinen die Sittenverderbnis einer höheren Gesellschaft schilderte, in der ein Schwindler sein Wesen

trieb. Vom theatralischen Gesichtspunkt aus betrachtet, hat das Werk gewisse Vorzüge: die Handlung entbehrt nicht der Spannung und der geschickten Führung, die Gespräche fließen flott und leicht dahin, aber es fehlt dem Ganzen jener übermütige Ton und jene anmutige Heiterkeit, die nun einmal das notwendigste Zubehör eines Lustspiels bilden.

Goethe erlebte mit dem „Groß-Cophta" keine Freude. Als das Stück im März 1792 bei Unger in Berlin erschien, fand es eine sehr kühle Aufnahme. Selbst die aufrichtigsten Verehrer der Goetheschen Muse schüttelten die Köpfe. Johann Georg Forster war am meisten entsetzt. Er schrieb an seinen Freund Jacobi:

Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta, den er uns schon längst mit einiger Emphase angekündigt hatte; dies Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schöne entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter für den man sich interessiert, dieser platte hochadlige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht.

Auch die Aufführung des „Groß-Cophta" vermochte trotz der guten Darstellung für ihn keine Teilnahme zu wecken. Sie fand am 17. Dezember 1791 statt und wurde in diesem und dem folgenden Jahre nur dreimal wiederholt, um dann ganz von der Bühne zu verschwinden. Die Unzulänglichkeit seines Werkes hat Goethe wohl bald selbst erkannt. Als er nach Jahren

seine „Kampagne in Frankreich" niederschrieb, faßt er sein Urteil dahin zusammen:

Aber eben deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern Effekt. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Teil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzt.

Nur einen späten Bewunderer fand der „Groß-Cophta": Johann Peter Eckermann. Er ist aber wohl auch der einzige geblieben.

Viertes Kapitel

Letztes Behagen im Jägerhause

(September 1791 bis 8. August 1792)

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Tränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.
Wir aber, die wir hier noch fremde sind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsere Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euren, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dies Los gewährt.

Mit diesen Versen, gesprochen von Madame Gatto, ließ Goethe die Winterspielzeit des neuen Hoftheaters am 1. Oktober in Weimar eröffnen. Erneut wies er im weiteren Verlaufe des von ihm gedichteten Prologs, wie seinerzeit bei der Eröffnung, auf die großen Schwierigkeiten hin, mit denen die Bühnenkunst zu kämpfen hätte — „vielleicht in Deutschland mehr, als anderswo“ — und bat zum Schluß, mit dem Beifall nicht zu kargen; denn er sei der schönste Lohn für die Leistung

des Schauspielers, und das Publikum lege in ihm ein Kapital an, das Zinsen trage. Daß Goethe so um die Anteilnahme des Publikums warb, hatte einen zwingenden Grund. Er wußte, wie Erfolge auf diesem Gebiet ausschließlich von der Lust und Liebe der Darsteller abhingen und wie diese wiederum nur durch das Interesse und den Beifall der Zuschauer geweckt würden. Aber auch er selbst hatte kein rechtes Zutrauen zu seiner neuen Aufgabe und zu ihrem Gelingen. Die erforderliche Begeisterung für die übernommene Pflicht wollte sich nicht einstellen. Viel lieber hätte er diese schönen Herbsttage bei seinem Freunde Knebel in Jena verlebt, als sich hier mit den Schauspielern abzugeben. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten erhoffte er „etwas Reelles und Bleibendes“, während seiner Meinung nach die vorübergehende Theatererscheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick äußere, für den sie bestimmt sei.

Er wäre dieses Geschäfts gewiß bald müde geworden, wenn in ihm nicht ein Wilhelm Meister gesteckt hätte, nämlich jener Wilhelm, der für seine väterliche Liebe, Hilfe, Fürsorge immer neue Auswirkungsmöglichkeiten brauchte. Eine solche Gelegenheit zur Betätigung gab ihm ein jugendliches Mitglied der Theatertruppe: Christiane Neumann. Sie war mit ihren Eltern 1784 nach Weimar gekommen und hatte schon als Neunjährige durch ihr Talent Aufmerksamkeit erregt. Mit entzückender Anmut verbanden sich in ihrem Wesen Gemütstiefe und frühreife Klugheit, und ihre künstlerische Veranlagung versprach bei gründlicher Ausbildung ein tüchtiges Können. Die Herzogin-Mutter

hatte sich darum mit mütterlicher Sorgfalt ihrer angenommen, und Corona Schröter war von ihr beauftragt worden, die geistige Entwicklung des Kindes zu fördern. Als ihr Vater, ein geschätzter Schauspieler, starb, schwebten gerade die Verhandlungen mit Bellomo. Goethe hätte gewiß die Witwe, die als Schauspielerin wenig brauchbar schien, kaum in sein Personal aufgenommen, wenn nicht die Tochter gewesen wäre, auf deren Fähigkeiten er große Hoffnungen setzte. Sie zählte noch nicht vierzehn Jahre, als sie unter seiner Leitung abwechselnd in Knaben- und Liebhaberrollen zu spielen begann. In Shakespeares „König Johann" wurde ihr die Rolle des Prinzen Artur übertragen. Bei den Proben konzentrierte sich Goethes Aufmerksamkeit ganz auf sie, und er bemühte sich, alle andern mit ihr in Harmonie zu bringen. Er fühlte es tief, daß dieses schöne und hochbegabte Kind nun vom Schicksal ganz und gar seiner Obhut anvertraut war, und er las in ihren Augen, wie das vaterlose Wesen von ihm die Ausbildung und Führung ihres Talents erwartete. Anton Genast hat uns eine Schilderung der Hauptprobe hinterlassen, die deutlich zeigt, welchen Anteil Goethe an dem Mädchen nahm.

Bei der Hauptprobe von „König Johann" zeigte Christiane nicht genug Entsetzen vor dem glühenden Eisen; ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund; eine schöne und

Christiane Neumann

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung beider zueinander.

Und Goethes Mühe blieb nicht unbelohnt. Die Aufführung fand allgemein Beifall, und in Bertuchs Monatsschrift hob der Kritiker besonders hervor die „rührenden Feinheiten, durch welche der junge Artur seine Augen zu erhalten sucht". Shakespeares „König Johann" deutete schon das Bestreben an, den Spielplan auf eine ernste Grundlage zu stellen. Im allgemeinen wurde er jedoch durch Werke leichteren Genres bestritten und durch Singspiele wie „Das rote Käppchen" und „Hieronymus Knicker" von Dittersdorf und die „Theatralischen Abenteuer" von Cimarosa und Mozart. Im Trauer- und Lustspiel beherrschten Iffland und Kotzebue alle Bühnen. Iffland war selbst Schauspieler, kannte also genau die Bühne und ihre Erfordernisse sowie den Geschmack des Publikums. Seine Stücke zeichneten sich durchweg durch gute Rollen aus, die den Ausführenden Gelegenheit zur Entfaltung ihrer darstellerischen Fähigkeiten gaben. Ein Ifflandsches Stück konnte darum immer auf eine beifällige Aufnahme rechnen. Ein sehr gefährlicher Rivale erwuchs ihm jedoch jetzt in dem dreißigjährigen russischen Gouvernements-Magistrats-Präsidenten zu Reval August von Kotzebue, der sich mit seinen Theaterstücken immer mehr in die Gunst des Publikums hineinschmeichelte. Er verdankte zum Teil seine Bühnenkenntnis dem glücklichen Umstande, daß er in Weimar geboren und aufgewachsen war. Dort hatte er schon als Kind häufig Theaterstücke gesehen — im Schloß, im Reithaus, im Redoutenhaus an der Esplanade — hatte in seinem

Christiane Becker
geb. Neumann
Nach einer Silberstiftzeichnung
(Goethe-Nationalmuseum)

August von Kotzebue
Stich von Fr. Bolt 1797
(Goethe-Nationalmuseum)

sechzehnten Jahre neben seiner Schwester Amalie und dem Dichter Goethe selbst das Liebhabertheater einmal betreten dürfen und war seitdem in jedem Ort, wohin ihn sein Weg führte, Begründer, Leiter und eifrigstes Mitglied von Dilettantenaufführungen geworden. Das Komödienschreiben fiel ihm sehr leicht; denn in der Erfindung von Handlungen und Konflikten war er jedem anderen weit überlegen. Mißglückte ihm die Arbeit, wurde schnell eine andere in Angriff genommen und ausgeführt. So überschwemmte er mit seinen Stücken die deutschen Bühnen, und man spielte sie gern, weil sie, ob lustig oder rührend, immer wirksam waren. Sein Rührstück „Menschenhaß und Reue" galt eine Zeitlang als das berühmteste Trauerspiel in ganz Europa. Der junge Schiller sah es in Weimar noch zu Bellomos Zeiten, und als seine Freundinnen über den Verfasser spotten wollten, verteidigte er ihn, weil er an ihm „die Klauen des Löwen" erkannte, freilich nur des Theaterlöwen. Goethe hatte den Sohn der verwittweten Legationsrätin Kotzebue und den Neffen des seligen Musäus noch in freundlicher Erinnerung; jetzt hieß der neue Theaterdirektor den zugkräftigen Autor aus geschäftlichen Rücksichten willkommen. Seine Stücke gewährten ihm obendrein den einen großen Vorteil, daß er durch sie das Publikum, seine Ansprüche und Neigungen kennen lernte, was für seine dramatische Laufbahn von Wert sein mußte. Er sah sehr genau, wo die Verdienste dieses Schriftstellers lagen, und nahm ihn auch gegen voreilige Tadler in Schutz. Er rügte an ihm nur, daß er sich nicht innerhalb der ihm von der Natur angewiesenen Grenzen halte, sondern sich in

tausend Dinge mischte, von denen er nichts verstand. Aus solchen Umständen entstanden in späteren Jahren manche Unzuträglichkeiten, die trotz ihrer Schärfe es nie vermocht haben, Goethes sachliches Urteil zu trüben; er machte stets zwischen dem Menschen mit seinen kleinlichen Charaktereigenschaften und dem Theaterdichter einen Unterschied.

Shakespeares „König Johann" war das erste bedeutende Werk, das Goethe inszenierte. Im November begannen die Proben zu seinem eigenen neuesten Bühnenwerk, dem „Groß-Cophta". Es war für ihn ein Versuch, der ihm zeigen sollte, ob er sich für einen Theaterdichter im herkömmlichen Sinn wohl eigne. Wir wissen aus dem vorhergehenden Kapitel, daß dieser Versuch mißlang, das heißt daß Goethe, obwohl das Stück mit den besten Kräften besetzt und auf die Einstudierung großer Eifer verwandt worden war, sich mit einem bescheidenen Achtungserfolg begnügen mußte. Hier scheinen also seinem Schaffen in einer Richtung Grenzen gezogen zu sein — einem Kotzebue konnte er es jedenfalls nicht gleich tun.

Nachdem im Januar sein „Clavigo" und Shakespeares „Hamlet" in der Eschenburgschen Bearbeitung herausgekommen waren, setzte sich Goethe nun für Schillers „Dom Carlos" ein, vielleicht in dem richtigen Gefühl, daß in diesem Drama ein theaterwirksamerer Dichter als er zu Worte komme. Man hatte den „Dom Carlos" schon im Herbst während des Erfurter Gastspiels gegeben, aber schlecht. Die Aufführung mußte ganz umgemodelt werden, wenn sie einen durchschlagenden Erfolg haben sollte. Goethe unterzog sich dieser mühevollen Aufgabe

mit großem Eifer. Auch darüber besitzen wir Genasts Zeugnis.

Die alten Schauspieler konnten durchaus keine fließende Rezitation der Schillerschen Jamben zustande bringen; die langen Silben dehnten sie so ungeheuerlich, daß man glaubte, eine Sägemühle zu hören, und trotz einer Menge Leseproben, welche Goethe hielt, hoben sie immer noch den Vers mit schwerfälliger Absichtlichkeit hervor.

Die Aufführung des „Dom Carlos" am 28. Februar, die man als den ersten großen Theatererfolg während Goethes Direktionstätigkeit bezeichnen darf, offenbarte dem Dramaturgen Goethe wohl mit aller Deutlichkeit, wie not eine Reform des Schauspiels tat. Aber daß sich diese nicht von heute auf morgen bewerkstelligen ließ, sondern in langsamer gründlicher Schulung und vor allem mit einem jungen Personal — denn die ältere Generation würde kaum von ihrem eingewurzelten Schlendrian sich lossagen können — dessen war er sich von vornherein bewußt. Am ehesten glaubte er auf diesem Wege etwas zu erreichen, wenn er selbst das Vorbild hinstellte und die Schauspieler zur Nachahmung anreizte. Das tat er denn auch bei der Einstudierung der beiden Teile „Heinrichs des Vierten" von Shakespeare. Genast berichtet, er habe in den Leseproben den Falstaff mit so sprudelndem Humor und so überaus treffender Charakteristik gelesen, daß Krüger, der diese Rolle gab, seiner Anleitung in Ton und Gebärde folgte und ein trefflicher Falstaff wurde.

So hatte Goethe, trotz seiner noch etwas kargen Anteilnahme am Theater, doch manches in dieser ersten Spielzeit schon erreicht, einiges zur Hebung des Re-

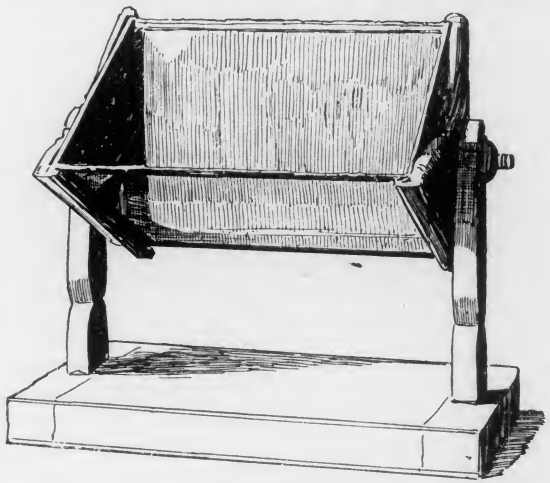
pertoires beigetragen, einiges zur Verbesserung der Schauspielkunst getan. Und darum konnte er, rückblickend auf die Leistungen des Jahres, in der Abschiedsvorstellung am 11. Juni in seinem Epilog dem Publikum sagen lassen:

Ihr freut euch dessen, was wir Neues bringen,
Und das Bekannte besser und vollkommener
Von uns zu hören, freut euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die Euren;
Ihr nehmet Teil an uns, wie wir an euch!

*

Die Hauptschuld an Goethes mangelhaftem Theaterinteresse trugen die Naturwissenschaften, die ihn fortwährend vom Herbst bis zum Frühling beschäftigten. Das erste Stück der „Beiträge zur Optik" war erschienen; ihm folgte zu Ostern 1792 das zweite Stück. In seinem ersten Heft hatte er, sozusagen, einen Rechenfehler gemacht. Er war von der Annahme ausgegangen, daß in jedem besseren Hause ein Prisma vorhanden sei, oder daß man ein solches sich leicht beschaffen könne. Es stellte sich jedoch heraus, daß der Handel keine Prismen mehr führte. Deswegen empfahl er seinen Lesern zur Benutzung einen einfachen Apparat, den jeder geschickte Glaser leicht anzufertigen vermochte. Er bestand aus zwei gut geschliffenen länglichen Glastafeln, die durch zwei bleierne Dreiecke in einem Winkel von 60 Graden verbunden wurden, wobei der untere Rand mit Fensterblei verwahrt und alle Fugen gut verkittet sein mußten. Bei Versuchen sollte man das Instrument mit reinem Wasser füllen. Ein solches prismatisches Gefäß besaß

den Vorzug, daß man durch dasselbe bequem große und kleine Tafeln betrachten und die Erscheinung der farbigen Ränder ohne Anstrengung der Augen beobachten konnte. Dieser Beschreibung des Apparates folgte nun, paragraphenweise formuliert, eine Anzahl prismatischer Versuche mit grauen und farbigen Flächen,



Goethes Prisma

die das im ersten Heft Vorgebrachte ergänzten. Aber auf Grund der gewonnenen subjektiven Erfahrungen gesetzmäßige Schlußfolgerungen zu ziehen, vermied Goethe vorläufig. Diese behielt er sich für später vor. Er wollte langsam vorwärtsschreiten und, um keine Fehltritte zu tun, seine Schritte zusammenziehen. Als er im Juni an Forster in Mainz, den er für einen

Freund seiner Sache hielt, das zweite Heft schickte, schrieb er gleichzeitig an ihn:

Sie werden in diesem zweiten Stücke weniger, als Sie hofften, finden, das dritte soll schon mehr bringen, und mit dem vierten, hoffe ich, soll sich der Ballon in die Luft heben, den ich aufs sorgfältigste zu konstruieren und zu füllen habe, um keinen ikarischen Fall zu tun.

Aus allen Nachrichten, die Goethe über seine optischen Versuche versandte, hört man deutlich den Wunsch heraus, teilnehmende Freunde zu gewinnen. Kein Brief geht an Knebel in dieser Zeit, der nicht einen Hinweis auf jene enthält. Bald teilt er ihm die Eindrücke mit, die er aus einem bisher ihm unbekannten Buche über das Thema gewonnen habe, bald lädt er ihn ein, ein paar hübschen Experimenten in seinem Laboratorium beizuwohnen. Und auch Forster schreibt er: „Wie sehr wünsche ich, Sie einmal in meiner camera obscura bewirten zu können". Das Licht- und Farbenwesen hatte ihn ganz und gar in seinen Bann gezogen, und es entsprach darum völlig seiner innersten Uberzeugung, wenn er glaubte, sich „von dieser Seite ein Kind des Lichts" nennen zu dürfen.

Goethes Bedürfnis nach Teilnahme an seinen wissenschaftlichen Bestrebungen kam die Gründung der „Freitagsgesellschaft" sehr gelegen. Gleich in der ersten Sitzung am 9. September sprach er über seine optischen Versuche und bei einer späteren Zusammenkunft im Herbst fuhr er in seinen Darlegungen fort. So hatte er doch wenigstens ein kleines Auditorium, dem er seine Ergebnisse und Forschungen vortragen konnte.

Die „Freitagsgesellschaft" erwies sich als eine sehr

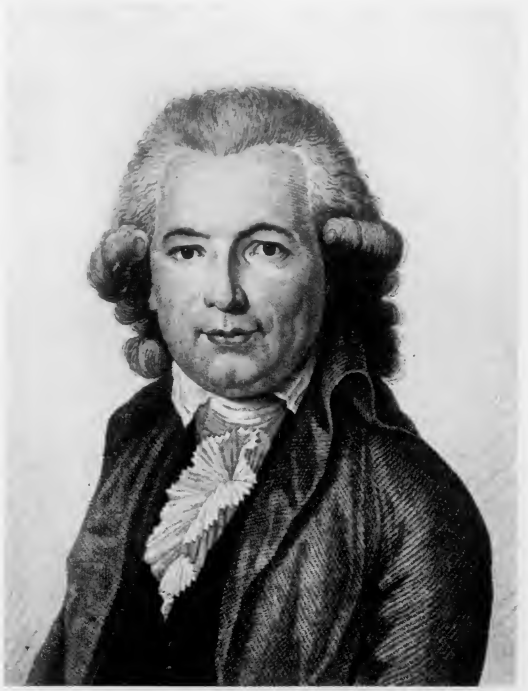
ersprießliche Einrichtung, deren anregende Wirksamkeit bei ihrer weiteren Entwicklung immer deutlicher in Erscheinung trat. Am 13. Oktober versammelte man sich zum zweiten Male, und zwar in Goethes Wohnung. Man kam überein, daß die Sitzungen möglichst an jedem ersten Freitag des Monats zwischen fünf und acht Uhr abends stattfinden sollten, wählte Goethe für diesen Winter zum Präsidenten und faßte außerdem den weisen Beschluß, daß keine Vorlesung über eine halbe Stunde dauern dürfe. Dadurch war die Möglichkeit zur Behandlung mehrerer wissenschaftlichen Themata an einem Abend und zu einer eingehenden Diskussion gegeben. Geographie und Archäologie, Physik und Chemie, Medizin, Rechtslehre, kurzum jede wissenschaftliche Disziplin fand in abwechslungsvoller Reihenfolge Berücksichtigung, doch immer so, daß verschiedene Fächer an einem Abend behandelt wurden, damit keine Einseitigkeit einträte.

Der Hofapotheker Buchholz zeigte, welche merkwürdige Wirkung pulverisierte Kohle auf faulendes Wasser ausübe, Knebel erörterte die Frage, warum Minerva immer mit einer Eule dargestellt werde, Bertuch sprach über das Alter und den Ursprung der englischen Gärten, Voigt einmal über die neuesten Entdeckungen an der westlichen Küste Nordamerikas, das andere Mal über die neue preußische Justizreform, wobei er sich mit den Zuhörern den Spaß machte, über den frommen Kaiser und Pfaffenknecht Justinian und dessen Buhlerin Theodora so zu sprechen, daß alle beständig an Berlin, an den preußischen König, die Wöllnerische Clique und die Gräfin Dönhoff dachten.

Der Herzog und die Herzogin genossen diese Anspielungen wie alle anderen.

Goethes Beteiligung an den Vorträgen beschränkte sich nicht bloß auf die erwähnten „Betrachtungen über das Farbenprisma“. Einmal zeigte er Versuche mit einem gewissen Opal (Weltauge genannt), der Wasser oder geschmolzenes Wachs einzusaugen vermag und auf diese Weise durchsichtig wird. Ein ander Mal las er das Neueste von seinem Freunde Karl Philipp Moritz vor: „Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Stil“. Moritz lehrte hier in Goethes Sinne: der deutlichen und mit Interesse gedachten Vorstellung folgen die Worte von selbst; also ist alle Aufmerksamkeit auf das Gegenständliche zu richten, auf die klare Anschauung und das Durchdenken, weniger auf den Ausdruck. Am 2. März trug er ein Lehrgedicht über die Pflanzen in deutschen Hexametern von einem Schweden vor, das ihm die Gräfin Harrach aus Wien zugesandt hatte. Aber am besten unterhielt Goethe die Gesellschaft am 23. März, als er ihr seinen Besuch bei Cagliostros Mutter und Schwester schilderte. Karl August Böttiger, der uns über die Sitzungen der „Freitagsgesellschaft“ am ausgiebigsten unterrichtet und über den gleich zu reden sein wird, schreibt anläßlich dieses Cagliostrovortrages:

Vergeblich würde ich mich bemühen, die Schilderungen und kleinen entzückenden Details wiederzugeben, die Goethe in der Erzählung dieses kleinen Reise-Abenteuers zu verwenden gewußt hat. Enfin la sauce valait bien la viande. So schwebt mir jetzt gleich noch das Gemälde vor Augen: Wie beim ersten Besuch bei der Familie Goethe mit seinem Begleiter ins große Gemach eingewiesen worden war, so verweilte die Schwester, die sie in der Küche angetroffen hatten,



Karl August Böttiger
Stich nach einem Gemälde von J. Fr. Aug. Tischbein
(Goethe-Nationalmuseum)

Christiane

Nach einer Zeichnung von Johann Heinrich Lips
(Goethe-Nationalmuseum)

noch etwas in derselben. Als sie hereintrat — erzählte Goethe — hatte sie eine reine weiße Schürze umgetan und statt der klappernden Korkpantoffeln Schuhe mit einem roten Bändchen angezogen. „Sie setzte sich mir schief gegenüber, stemmte beide Hände auf die Knie und befühlte nun, so vorwärts gebogen, mit arglosem, unbeleidigendem Blicke jede Muskelbewegung des ihr fremden Mannes“ . . . . .

Noch hat Goethe eine Summe in den Händen, die er der armen Familie, welche durch Cagliostros neueste Schicksale in Rom[1]) aller Hoffnung beraubt sein muß, noch zuschicken wird. Einer aus der Gesellschaft glaubt, es sei das Honorar, welches Goethe von Unger in Berlin für das Manuskript des „Groß-Cophta“ erhalten hat. Mir ist's auch aus anderen Gründen wahrscheinlich, und so wäre es in der Tat höchst sonderbar, daß eine Summe Geldes, die durch ein Schauspiel erworben wurde, das Cagliostros Betrügereien und stirnlose Frechheit geißelt, dieses nämlichen Cagliostros alter Mutter und hilfloser Schwester in Palermo zur Erquickung gereicht und daß beides ein und derselbe Deutsche tat.

Im November hatte sich der Mitgliederbestand der „Freitagsgesellschaft“ bereits auf fünfzehn erhöht. Es waren inzwischen hinzugewählt worden Kästner, Hufeland und Böttiger. Johann Friedrich Kästner, vormals Hauslehrer in der Familie von Stein, amtierte jetzt als Pagenvorsteher und Professor am Gymnasium. Der junge Christoph Wilhelm Hufeland — er zählte neunundzwanzig Jahre — übte seine ärztliche Praxis schon seit seinem einundzwanzigsten Jahre aus, weil sein Vater, der alte weimarische Hofmedikus, erblindet war und

[1]) Er war zum Tode verurteilt und am 6. April 1791 zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden. Er starb 1795 im Gefängnis.

dem Sohn seine Patienten übergeben und vererben wollte. Bisher hatte sein Nachfolger, der auch Goethes Gesundheit betraute, sich weniger durch glückliche Kuren als durch vortreffliche Schriften bekannt gemacht. Der junge Gelehrte hatte offenbar über eine vernünftige Gesundheitspflege viel nachgedacht und verstand sich auf die Naturwissenschaften besser als die meisten Ärzte seiner Zeit. Er führte sich in der „Freitagsgesellschaft" mit einem Vortrag über die Verlängerung der Lebensdauer ein und rief durch seine Ausführungen einen solchen Eindruck bei dem anwesenden Herzog hervor, daß er sogleich beschloß, ihn als Professor nach Jena zu berufen.

Der aus Reichenbach im Vogtlande gebürtige Karl August Böttiger war noch ein neuer Mann in Weimar; er hatte eben sein Amt als Direktor des Gymnasiums angetreten. Trotz seiner dreißig Jahre stand er schon in dem Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes, und von Anfang an bezeugten ihm auch die Weimarischen Primaner, daß sie unter seiner Führung sich gern in das Studium der alten Autoren vertieften. Er war ein ausgezeichneter Kenner der antiken Welt und leistete in dieser Hinsicht sowohl Goethe wie später Schiller manchen wertvollen Dienst. Aber auch die neue und neueste Literatur verfolgte er mit Aufmerksamkeit. Er suchte und fand bald Anschluß an Wieland, Herder und andere Größen Weimars und erwarb sich ebenso schnell den Ruf eines gefälligen wie liebenswürdigen Menschen.

Am 4. November wohnte er zum ersten Male einer Sitzung der „Freitagsgesellschaft" bei. Er wunderte sich,

wie ungezwungen es dabei zuging, obwohl doch die fürstlichen Herrschaften und einige Hofdamen zugegen waren. Man saß, ohne jedes Zeremoniell, in zwangloser Reihenfolge, und auf einer großen Tafel inmitten des Saales lagen Zeichnungen und andere Gegenstände zur Ansicht aus. Nach jedem Vortrag erhob man sich, diskutierte über das Vernommene, und der Herzog und die Herzogin stellten dazwischen Fragen. Auf Böttiger machte die Sitzung einen tiefen Eindruck. Als er nach Hause kam, setzte er sich hin und schrieb, was er gesehen und gehört hatte, nieder. Das tat er auch nach den folgenden Sitzungen. So wurde er der Chronist der „Freitagsgesellschaft".

Aber noch mehr: Böttiger gebührt das Verdienst, der erste literarische Berichterstatter des klassischen Weimars geworden zu sein. Nach der Regel, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, hatten bisher die großen Dichter dieses Städtchens bei ihren Mitbürgern wenig Beachtung gefunden. Niemand war es eingefallen, etwa ihre Aussprüche oder Nachrichten über ihr Leben und ihre Verhältnisse zu Papier zu bringen, obgleich schon damals des öftern Reisende von weither kamen, um mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Ein solcher wißbegieriger Reisender war zum Beispiel der russische Schriftsteller und Historiker Karamsin, der zwei Jahre zuvor Weimar einen Besuch abgestattet, Herder und Wieland bei dieser Gelegenheit kennengelernt und nachher seine Gespräche mit ihnen aufgezeichnet hatte. Und so kam im Februar 1792 der Livländer Karl Graß — ein ehemaliger Theologe, der jetzt Landschaftsmaler war — und trat zusammen mit Lips bei Goethe ein.

Den Eindruck, den er von ihm gewann, vertraute er seinem Tagebuch an:

Das Gesicht Goethes ist voll Feuer, und doch Weichheit, nicht wie bei Herder: Marmor. Sein Auge ist rund und frei, braun, ein dunkler Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt. Sein Blick ist oft unmerklich auf Sachen gewandt, die er gar nicht zu bemerken scheint. Er ist voll Manneskraft in seinem Wort und Tun. Überlegend, prüfend im Urteil . . . .

Böttiger machte es sich nun zur Aufgabe, alles, was er an den großen Zeitgenossen selbst wahrnahm oder was ihm deren Bekannte zutrugen, in Notizen festzuhalten in der Überzeugung, daß diese tagebuchartigen Aufzeichnungen künftig von Wert sein könnten. Ahnen durfte Wieland es freilich nicht, daß dieser eifrige Zuhörer seine drolligen Geschichten und Anekdoten aus früheren Jahren für die Nachwelt aufhob, und Goethe würde gewiß seinem neuen Mitbürger gegenüber die frostigste Miene aufgesetzt haben, wenn der Wind ihm einen der Zettel zugetragen hätte, auf denen in Böttigers Handschrift zu lesen stand: „Diese Vulpius ist übrigens eine kleine unausstehliche Person, die mit dem so wohl gewachsenen, männlich schönen Goethe . . . nicht wenig konstrastiert“ oder ein Ausspruch des trockenen Geheimrats Bode über Goethes optische Studien: „Die Genies müssen immer eine Puppe haben, womit sie spielen, und weil sie Kraft in sich fühlen, so wollen sie mit Felsenstücken wie mit Schnellkäulchen spielen.“

Böttiger war trotz solcher kleinen Randglossen ein ehrlicher Bewunderer Goethes. Er freute sich aufrichtig, daß ihm dieser Mann im Umgang ebenso groß

erschien wie in seinen Schriften. So vertraute er nach einem Abendessen in Wielands Heim, bei dem Goethe viel über Italien und antike Kunst gesprochen hatte, seinem Tagebuch an: „Es ist Wonne, Goethe über solche Gegenstände mit lichtvoller Präzision sprechen zu hören. Wieland spricht viel breitschweifiger.“ Und ein ander Mal — es geschah nach seiner ersten Anwesenheit in der „Freitagsgesellschaft“, als Goethe seine Betrachtungen über das Farbenprisma anstellte — resümierte er: „Goethe ist ebensogroß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauspiel- und Operndirektor, Naturforscher und Schriftsteller ist.“

*

Noch ein neues Mitglied der „Freitagsgesellschaft“ wäre zu erwähnen: der Maler Johann Heinrich Meyer aus Stäfa am Züricher See. Er traf wenige Wochen nach dem Philologen und Literaten Böttiger, sehnlichst von Goethe erwartet, in Weimar ein. Es verstand sich von selbst, daß er bei dem Freunde abstieg und wohnen blieb. Zwei Treppen hoch, neben Christiane und den Ihrigen, fand sich auch noch für ihn ein Zimmerchen. Eigentlich hatte man sich im Jägerhause zum Herbst auf einen anderen Hausgenossen eingerichtet, auf ein Brüderchen oder Schwesterchen für den munteren kleinen August. Ein totgeborener Knabe zerstörte jedoch am 14. Oktober diese Hoffnung.

Nun erst, durch Meyers Hinzutritt zur Familie, schien Goethes Haushalt vollständig zu sein. Nun erst fand er in nächster Nähe alles, dessen er zu seiner Lebens-

haltung bedurfte: eine Geliebte, ein Kind, einen Freund. Jetzt bot ihm die Häuslichkeit im vollen Maße jenes Behagen, wie es sich der Vereinsamte nach seiner Rückkehr aus Italien im stillen erträumt hatte. So wurde das Jägerhaus Zeuge eines idyllischen Glückes, das aus Liebe und Freundschaft gewoben war. Christiane hing mit hingebungsvoller Zärtlichkeit an ihrem Wohltäter und betraute als umsichtige und sparsame Wirtschafterin seinen Haushalt, der blondlockige Knabe gedieh und bereitete dem Vaterherzen von Tag zu Tag immer mehr Freude, und der bescheidene dankbare Freund und Hausgenosse bot ihm zu jeder Stunde, wenn es ihn danach verlangte, Gelegenheit zu einer Aussprache über die höheren Dinge, die ihn gerade beschäftigten. So seltsam es klingt: Christiane und Meyer ergänzten sich und befriedigten zusammen Goethes Bedürfnis nach einem nächsten Mitmenschen.

Dieses Bedürfnis erstreckte sich im Falle des Letzteren auf einen treuen Mitarbeiter und Gehilfen bei seinen wissenschaftlichen Studien. Es traf sich günstig, daß der Famulus Meyer als Maler von vornherein an den Versuchen mit Licht und Farbe innerlich beteiligt war; denn Goethe geriet, wie wir wissen, immer tiefer in dieses Gebiet hinein. Schon im Sommer hatte er Regenbogen entstehen lassen, daß der alte Hofmechanikus Neubert ganz voll Erstaunen gewesen war. Goethe fuhr aber mit wachsendem Eifer im Experimentieren immer weiter fort. Seine camera obscura und der sonstige Apparat im Jägerhause genügten ihm bald nicht mehr, er arbeitete teils im Freien, teils im Theatersaal, der sich völlig verfinstern ließ, und Meyer leistete

ihm dabei vortreffliche Handlangerdienste. Wie sehr er sich in Intentionen Goethes hineinlebte, lehrt die Tatsache, daß er selbst auf Grund der gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zu malen begann. So zeigte er während einer Sitzung der „Freitagsgesellschaft" ein Gemälde vor, dessen Farben „nach den neuen prismatischen Versuchen von Goethe" gewählt waren und das auch bei Abendbeleuchtung „herrliche Wirkung" tat. Das Bild fiel obendrein dadurch auf, daß Köpfe und Kostüme sich getreu an antike Vorbilder hielten. Dargestellt sah man die Brüder Kastor und Polydeukes, wie sie die Töchter des Leukippus rauben, die sich noch innig aneinander halten, während sie schon von den Armen der kräftigen Jünglinge ergriffen werden. Die Herzoginnen bewunderten das Bild sehr, und Wieland nannte es gar ein Stück von seinem heidnischen Evangelium.

Aber noch in anderer Hinsicht fand Goethe in Meyer einen treuen Berater. Der Herzog wünschte für die von ihm so geschätzte Familie des Engländers Gore, die er gern dauernd an seine Residenz gefesselt hätte, eine geräumige Wohnung. Am geeignetsten erschienen ihm die beiden Quartiere im Jägerhause, in denen Goethes „kleine, aber nicht heilige Familie" sich so wohl fühlte. Karl August bat also, da er keinen anderen Ausweg sah, der Freund möchte die Wohnung ihm zur Verfügung stellen. Das bedeutete jedoch für den Herzog gleichzeitig ein Versprechen, den Ausquartierten auf eine andere Weise schadlos zu halten, ja, seine Wohnungsverhältnisse möglichst zu verbessern. Zunächst dachte man an eine Wohnung in dem Heiden-

reichschen Hause vor dem Frauentor. Daran scheint es Wieland, der dort wohnte, besonders gelegen gewesen zu sein, da er sich selbst mit Hauskaufgedanken trug und gern gesehen hätte, wenn ein anderer an seine Stelle getreten und die laufende Miete übernommen hätte. Jedenfalls kamen, ob nun durch Wieland oder durch andere, die in seinem oder eigenem persönlichen Interesse zu handeln glaubten, Verwicklungen zustande, die Goethe Anfang Mai zu einer kategorischen Erklärung zwangen, daß er das Heidenreichsche Haus auf keinen Fall beziehen würde. In dem Schreiben an den Herzog, das diese Weigerung enthielt, setzte er noch hinzu:

Nur so viel sage ich: daß von Prinz August[1]) und Herdern an bis zur letzten Hökerin auf dem Markte alles in Bewegung gesetzt worden, daß ein Halbdutzend bei diesen Veränderungen interessierte Menschen die Elastizität des armen Wielands so mißbraucht haben, um eine dem Zeitalter angemessene Schwingung hervorzubringen.

Wie sehr wünschte ich Ihnen umständlich die Geschichte, wie ich sie weiß, erzählen zu können, und Sie würden mir beifallen, daß ich lieber in das alte Haus zurückziehen, als abermal einen allgemeinen Tadel über mich ergehen lasse, wo ich nur leide.

Unter solchen Umständen drängte die Wohnungsfrage zur Entscheidung, wenn Goethe nicht der Gefahr ausgesetzt werden sollte, im nächsten Winter ohne Quartier zu bleiben. Man griff darum auf den Voigtschen Vorschlag zurück, das Helmershausensche Grundstück am Frauenplan zu erwerben, in dem Goethe bereits früher zur Miete gewohnt hatte. Der Herzog willigte ein,

[1]) Prinz August von Gotha.

Das Jägerhaus, in dem Goethe von 1789—1792 wohnte
(Goethe-Nationalmuseum)

Chriſtiane und ihr Sohn Auguſt
Nach einem Aquarell von Heinrich Meyer, 1793
(Goethe-Nationalmuſeum)

Voigt vermittelte den Handel, und für 6000 meißneriſche Gulden ging das ſtattliche Haus am 24. Mai in den Beſitz Karl Auguſts über, der es ſeinem Freunde zu dauerndem Aufenthalt überließ und ſpäter ſchenkte.

Damit hatte das ſchöne Idyll im Jägerhauſe ein Ende. Jetzt hieß es plötzlich: Umzug in ein Haus, in dem es vorläufig noch ſehr unwohnlich ausſah, weil das Vorderhaus eines gründlichen Umbaus bedurfte und eine große Treppenanlage notwendig ſchien. Ferner waren die bisherigen Mieter noch anderweitig unterzubringen. Goethe bedang ſich deshalb aus, daß Helmershauſen auch ſeinen Garten ſogleich hergäbe, damit man das an der Ackerwand ſtehende Gartenhaus als vorläufige Wohnſtätte mit benutzen könnte. Im übrigen ſtanden die Hinterhauszimmer gleich zu ſeiner Verfügung. Die Leitung der Umgeſtaltung des Gebäudes, der Ausſchmückung und Einrichtung der inneren Räume wurde Meyer übertragen, der damit eine ſeiner künſtleriſchen Befähigung angemeſſene Aufgabe erhielt und der die nächſten Monate ihr vollauf ſeine Arbeitskraft widmete.

Ehe der Umzug im Sommer ſtattfand, malte er noch gewiſſermaßen zur Erinnerung an das Idyll im Jägerhauſe Chriſtiane und ihr Söhnchen in der Haltung ganz wie eine Raffaelſche Madonna mit dem Jeſusknaben, in der Ausführung der Geſtalten und Geſichtszüge freilich bedeutend gröber.

*

Unter den äußeren Angelegenheiten, die Goethe vom Herbſt bis zum Frühling beſchäftigten, ſpielte der Schloßbau eine nicht unweſentliche Rolle. Er ſchritt nur lang-

sam vorwärts, weil man sich nach den vorhandenen Geldmitteln richten und mit wenigen Handwerkern begnügen mußte. Es handelte sich jetzt um den nach Osten, nach der Ilm und dem Webicht zugekehrten Flügel, der früher unter anderem die Schloßkirche und das Theater enthalten hatte. In der Mitte hatte sich eine Auffahrt befunden; jetzt sollte an ihrer Statt eine Haupt- und Prachttreppe erbaut werden; eines Theaters bedurfte man nicht mehr, und für die Kirche blieb kein Raum. Große und kleine Säle sollten hier entstehen. Goethes Streben ging nach wie vor dahin, Baumeister Arens in Hamburg völlig für Weimar zu gewinnen, damit alles nach seiner Einsicht und seinem Geschmack ausgeführt werde. Arens verhielt sich jedoch ziemlich spröde, ließ sich zwar den Titel eines fürstlichen Baurats, den Goethe ihm erwirkte, gefallen, wollte sich aber nicht einmal zu einem jährlichen Besuche verpflichten. Er hatte in seiner Heimatstadt Hamburg mehr zu tun und bessere Aufträge, die ihm einen reichlicheren Gewinn einbrachten. Man sandte schließlich den Baumeister Steiner zu ihm nach Hamburg, um die Verbindung mit ihm aufrechtzuerhalten, mußte jedoch bald einsehen, daß auch dieses Bemühen keine Ergebnisse zeitigte.

Der Fürst von Dessau riet, für den inneren Ausbau des zweistöckigen großen Saales den Pariser Architekten Clérisseau heranzuziehen, einen hochangesehenen Künstler, der schon mit Winckelmann befreundet gewesen war; jetzt zählte er 72 Jahre. Goethe wandte sich an den alten Herrn, und Clérisseau schickte Entwürfe, die schon durch ihre Zeichnungsart gefielen. Aber zur Ausführung kamen sie nicht.

Während dieser langwierige Aufbau der alten Residenz vor sich ging, mochte der Bauherr manchmal das Gefühl haben, daß der geplante Palast für seine eigene Person am wenigsten sich eignen werde. Ihm war ja in der freien Luft am wohlsten, fern von solchen Menschen, die zu einem steifen Zeremoniell nötigen. Sein einzimmeriges Häuschen von dem im Jahre 1778 stattgefundenen Luisenfeste sagte ihm freilich auch nicht mehr zu; es lag jetzt zu tief im Schatten der herangewachsenen Bäume und noch zu wenig entfernt von der Stadt. Außerdem war dieses Borkenhäuschen durch einen neuen Weg, der von den Ruinen hinunter zu der Ilm führte, den Spaziergängern zu nahe gerückt worden. Darum wünschte er sich ein größeres Gartenhaus, und zwar am Ende des Parkes, wohin sich die Schritte der Müßiggänger nicht verloren. Er wählte den Bauplatz so, daß das Gebäude zum großen Teil über einen Abhang hinausragte, was begreiflicherweise nicht geringes Kopfschütteln hervorrief. Vielleicht hatte ihm Arens den kühnen Vorschlag gemacht, da von ihm auch der erste Entwurf herrührte. Man dachte sich das Gebäude als ein „Römisches Haus“, genauer als eine neurömische Villa auf den Grundmauern und Ruinen eines größeren altrömischen Baues. Am 28. März 1792 wurde der Grundstein gelegt.

*

Seitdem der Forschungstrieb in Goethe erwacht war, übte Jena, die gelehrte Metropole des Landes, eine besondere Anziehungskraft auf ihn aus. Die Einrichtungen und Sammlungen der Universität boten ihm

für seine Versuche und Studien eine Fülle von Anregungen; ferner lebten und wirkten hier Männer wie Büttner, Loder, Göttling, deren reiche wissenschaftliche Erfahrungen ihm von Nutzen waren, und hier wohnte schließlich sein Freund Knebel, den er am liebsten von allen seinen damaligen Zeitgenossen in die Geheimnisse seiner Gedankenwerkstätte einweihte. Man begreift darum sein Ungehaltensein darüber, daß die leidigen Theatergeschäfte ihn der Möglichkeit beraubten, nach Lust und Herzensdrang jederzeit nach Jena zu fahren und auf Spaziergängen im Saaletal oder bei traulichen Plauderstündchen am Kamin dem Freunde sein übervolles Herz auszuschütten.

Außer diesen in den Jahren 1791 und 1792, wie gesagt, sehr kärglich bemessenen Gelegenheiten, mußte er einige Male auf Geheiß des Herzogs in amtlicher Eigenschaft nach Jena, und zwar zur Lösung wichtiger Studentenfragen. Als Goethe in Leipzig studierte, stand Jena in dem Ruf, im Gegensatz zu dem galanten Klein-Paris, ein Dorado studentischen Übermuts zu sein, jenes Übermuts, der im Duellieren und Zechen das Wesentliche des Studiums erblickte. Raufbold, der Held des anmutigen und witzigen Zachariäschen Epos „Der Renommist“ galt schlechtweg als typischer Vertreter des Jenenser Studententums. Das änderte sich aber mit dem Augenblick, da Karl Leonhard Reinhold, Wielands Schwiegersohn, auf das Katheder für Philosophie in Jena berufen wurde. Der Kantische Geist ergriff damals mächtig die ernstgesinnte studierende Jugend. Er wirkte auf sie wie ein stählendes Bad. Reinhold, ein liebenswerter, guter, aber auch tapferer

Mann, der ehemals Mönch gewesen war, wurde der beste Verkünder der Kantischen Lehre, indem er es ausgezeichnet verstand, klar und fesselnd die Gedankengänge des Königsberger Philosophen zu erläutern. Die Studenten strömten ihm in Scharen zu. Sein Hörsaal konnte oft die vielen hundert andächtig lauschenden Musenjünger kaum fassen. Kirchtürme und große Männer erschienen aus der Ferne größer, als sie in Wirklichkeit seien, schrieb ein zeitgenössischer Besucher Jenas, aber Schiller und Reinhold würden in der Nähe nicht kleiner. Und viele Reisende urteilten, das alte Sauf- und Raufnest Jena sei gar nicht wiederzuerkennen. Allein, noch waren die Prahlerei und der Schlägergeist vergangener Zeiten doch nicht ganz überwunden. Trotz aller Verbote bestanden die Orden weiter, deren Mitglieder ihre Lust daran hatten, gerade das Verbotene zu tun und den Gesetzen der Philister ihre eigenen gegenüberzustellen. Sie brachten die roheren Elemente in der Studentenschaft ganz unter ihren Einfluß, maßten sich das Vorrecht an, die wahren Vertreter der studierenden Jugend zu sein, und tyrannisierten den gesitteteren Teil.

Eines Tages kam in einem Kreise von Reinholds Schülern die Rede darauf, daß an dieser hohen Schule, wo die jungen Leute so eifrig Kant studierten und zu solcher philosophischen und moralischen Bildung gediehen, dennoch fast jede Woche sechs bis acht Duelle stattfänden. Einige meinten, der Zweikampf sei nun einmal ein notwendiges Übel; andere dagegen stellten ihn als lächerlich, unsinnig, unritterlich hin und erklärten, es hänge ganz von den Studenten selbst ab

diesen Unfug abzuschaffen und Besseres an die Stelle zu setzen. Ein zwanzigjähriger Theologe namens Stephani begann begeistert von der wahren akademischen Freiheit und echten Ehre zu reden; er machte Vorschläge für eine zukünftige Ordnung und fand unter den Anwesenden lebhafte Zustimmung; in den nächsten Tagen schlossen sich diesen Ersten Hunderte von Studenten an, ja, die Ordensobern erklärten, keinen Widerstand leisten zu wollen, wenn das Werk zustande käme. Am 19. November 1791 wandten sich die Führer der neuen Bewegung an den Herzog Karl August und baten ihn, einige Kommissarien zu ernennen, unter deren Aufsicht und Leitung die Studenten ihren wohltätigen Plan fertigstellen könnten. Sie schlugen selbst drei Männer als Kommissare vor, zu denen sie besonderes Vertrauen hegten: Goethe und die Professoren Schnaubert und Schütz. Inzwischen arbeiteten sie ihren „Plan zur Abschaffung der Duelle" aus: ein Gericht, das aus Studenten, Professoren und Kommissarien der Regierungen gemischt sein sollte, ein strenges akademisches Strafgesetz und eine Organisation nach natürlichen Landsmannschaften. Ein Student übersandte diesen ausgearbeiteten Plan an Goethe mit der Bitte, ihn dem Herzog zu unterbreiten. Goethes Antwort war freundlich. Er wünschte sich „Einfluß genug, diese gute Sache fördern zu helfen und dabei das schmeichelhafte Zutrauen zu verdienen", womit ihn ein so schätzbarer Teil der akademischen Bürger beehrt habe. Er ließ sich die Sache durch den Kopf gehen und erstattete dem Herzog ein Gutachten, in dem er sich sehr scharf gegen alle studentischen Orden und

Geheimverbindungen aussprach und die Bestrebungen der Duellgegner befürwortete.

Sehr erwünscht ist jene Verbindung junger Leute in diesem Augenblick; sie sprechen das deutlich aus, was von vielen Vernünftigen schon lange gedacht und ausgeübt wird, sie sind auf alle Weise zu begünstigen.

Im weiteren Verlauf seines Entwurfs zu dem amtlichen Gutachten befaßte sich nun Goethe mit der Gründung einer Gerichtsinstitution, die er ebenfalls für möglich und empfehlenswert hielt.

Warum sollte es nicht schicklich sein, ein Gericht zu bestellen, in welchem sittliche junge Männer über die Punkte der Sittlichkeit und ihrer Verletzung mit urteilen, und indem sie durch die Gegenwart ihrer Lehrer ihre allzu große Empfindlichkeit mäßigen lernen, auch wieder durch ihre Gegenwart die Gleichgültigkeit des Alters über gewisse Punkte gleichsam wieder aufs neue beleben?

Es ist kein pädagogisches Institut, das in gewissen Punkten nicht vorwärts gerückt wäre, wo man nicht junge Leute durch Ämter, Urteil über ihresgleichen auszubilden suchte. Was im Kleinen mit Jüngeren möglich ist, warum sollte es im Großen mit Älteren nicht möglich sein? Und sollte es der gesetzgebenden und ausübenden Macht nachteilig sein, vernünftige Menschen öffentlich in ihren Interessen zu sehen, da sie bisher einzelne übelgesinnte Menschen, zum Hohn der Gesetze und der ausübenden Gewalt beschränkte und oft niedrige Privatvorteile zum Schaden des Ganzen benutzen sah? Ich bin überzeugt, daß es der Augenblick ist, den so verdienten Ruhm der Jenaischen Akademie noch mehr zu heben. Sie braucht so wenig als jeder seinen Beifall verdienende Lehrer um die Gunst ungesitteter Menschen zu buhlen. Man zerstöre alle geheime Verbindungen, es entstehe daraus was wolle. Man beschütze Sittlichkeit und alle die, die sich dazu bekennen, die guten Folgen werden alle Erwartung übertreffen, und selbst im Augenblicke wird keine

ſchlimme Wirkung zu beſorgen ſein. Man beſtimme die Geſetze gegen Übertreter der Sittlichkeit, gegen die Störer der Ruhe nach den Bedürfniſſen des Augenblicks. Man gebe vernünftigen jungen Leuten einen ſchicklichen Anteil an der Beurteilung einzelner Fälle, und man wird von dieſem Punkt aus ſich ein neues Licht über die ganze Akademie verbreiten ſehen.

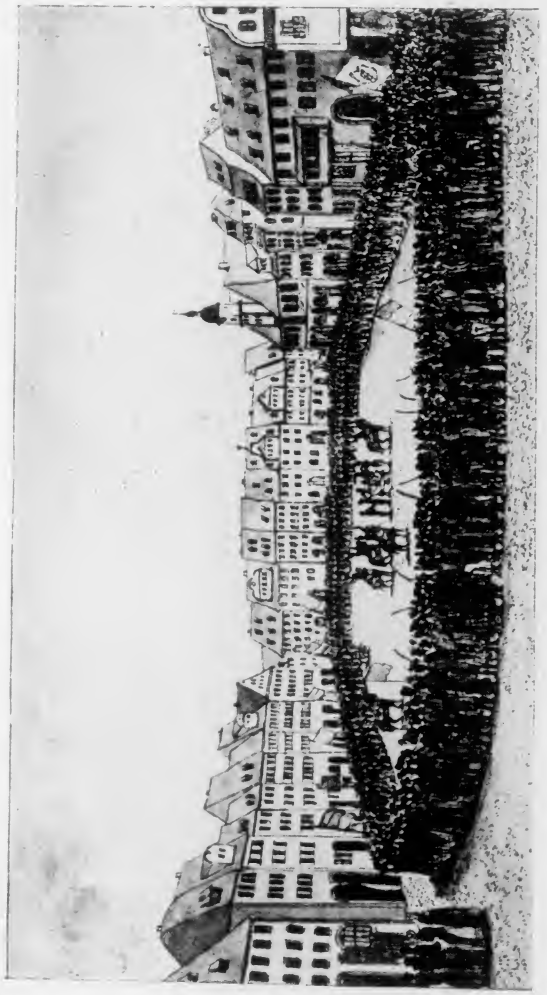
Nur mit den vorgeſehenen Gradationen der Strafen war Goethe nicht einverſtanden. Es ſollte nämlich die Herausforderung zum Duell mit Relegation, das Duell ſelbſt mit Relegation cum infamia, jeder Schlag mit der Hand durch zwei Tage Karzer, ebenſo das Fernbleiben vom Gericht mit Karzer beſtraft werden. Goethes Vorſchlag zu einem ganz einfachen Geſetz lautete folgendermaßen:

1. Jede wörtliche Beleidigung werde durch Abbitte in Gegenwart des Beleidigten und einiger von ihm erbetenen Freunde,

2. das Schuppen oder Stoßen, viel oder wenig, mit einer Karzerſtrafe,

3. jeder Schlag mit einer irremiſſiblen Relegation beſtraft. Es braucht alſo der ganzen komplizierten Organiſation, des ganzen Gerichts der Beiſitzer und aller der Umſtände nicht, jeder vernünftige Menſch iſt in Ruhe, und es wird ihm gleich Ruhe geſchafft.

Während die Herren in Weimar noch über die Sache nachdachten und ſie ſich von allen Seiten ſorgfältig überlegten, ſchritten die Duellgegner in Jena ſchon in ihren Beſtrebungen weiter. Sie verſandten an ihre Brüder auf den übrigen deutſchen Akademien ein Sendſchreiben, das von dem Tone jugendlicher Begeiſterung getragen war.



Auszug der Jenaer Studenten 1792
Nach einem zeitgenöſſiſchen Farbenſtich
(Goethe-Nationalmuſeum)

Goethes Wohnhaus am Frauenplan
Nach einem Aquarell von C. Rösel, 1828
(Goethe-Nationalmuseum)

Die goldenen Tage brechen für Europa an, seitdem die Menschen, durch das Licht der Philosophie aus dem tierischen Schlummer geweckt, mit reger Kraft anfangen, die Vernunft auf den ihr gebührenden Thron der Gesetzgebung zu erheben, der bisher ein Raub der Willkür und noch öfters der schrecklichsten Vorurteile war. Überall regt sich der Geist der Nationen, die göttlichen Rechte derselben geltend zu machen ... Wir, deutsche Brüder, sollten nichts zu diesem großen Werke beitragen? ... Nicht den Drang empfinden, auch unter uns die Vernunft als höchste Gesetzgeberin einzuführen? ... Die Vernunft duldet keine Vorurteile, die sie höhnen. Der Zweikampf ist ein solches Vorurteil; und wenn wir nichts zu seiner Abschaffung tun, wird uns die Nachwelt mit allen vorhergehenden akademischen Geschlechtern in eine Klasse, in die Klasse roher, unaufgeklärter Menschen werfen.

In Weimar kam man immer noch zu keinem festen Beschluß. Man glaubte das von den Studenten geforderte Ehrengericht nicht einführen zu können, „ohne die verschiedenen Jurisdiktionsverhältnisse der Landesherrschaft und der Universität zu verwirren". Man verhielt sich auch skeptisch gegenüber der ganzen Strömung und hielt sie für eine Modeerscheinung. Die Duellgegner hatten einmal das unglückliche Wort fallen lassen, sie würden ihre Streitigkeiten künftig bei einer Tasse Schokolade schlichten. Sogleich wurde ihnen der Spottname „Schokoladisten" angehängt. Welcher erfahrene Mann konnte wohl annehmen, daß in dieser von jeher so wilden Studentenschaft nun die Schokoladisten vorherrschen würden? Als einer ihrer Führer bei Goethe um ein Gespräch nachsuchte, wurde ihm von letzterem mitgeteilt, daß wenig Hoffnung zur Lösung der Angelegenheit im gewünschten Sinn vorhanden sei; man halte die Eingabe nur für das Werk einiger

besserer Köpfe, während die Masse nach wie vor den rohen Sitten zugetan sei; die Regierung müsse jedoch die Menschen nicht so behandeln, wie sie sein wollten, sondern wie sie in Wirklichkeit seien.

Nur zu einem scharfen Vorgehen gegen die längst verbotenen, aber immer noch bestehenden Orden, die, nach Goethes Ansicht, die Brutnester der Roheit waren, wollte sich die Regierung entschließen. Ein in Jena studierender Grieche, Cyriakus Polizzo aus Thessalien, hatte, weil ihm seine eigenen ehrgeizigen Pläne mißlangen, aus Rache der weimarischen Regierung allerlei hinterbracht. Daraufhin wurde achtzehn Studierenden das consilium abeundi erteilt und neue Verbote gegen die Ordensverbindungen erlassen. Diese Maßregelung der Denunzierten erregte allgemeine Empörung in Jena. Es war nun eine natürliche Folge, daß die Orden wieder zu einem höheren Ansehen gelangten, erschienen sie doch jetzt plötzlich als die Schutzwehr der akademischen Freiheit. Die Regierung und der Prorektor Ulrich steigerten durch weitere Ungeschicklichkeiten die Mißstimmung der Studentenschaft, und als schließlich am 14. Juli ein Kommando von 16 Husaren und 50 Jägern in Jena einrückte — entgegen einer früher gegebenen Zusicherung —, da beschlossen die Studenten den allgemeinen Auszug, nachdem vorher der Spion Polizzo bestraft und das Haus des Prorektors demoliert worden war. Etwa 450 Mann stark verließen sie unter Fahnen und Musik am 19. Juli, 3 Uhr morgens, die Musenstadt an der Saale durchs Johannestor und zogen um Weimar herum (da der Durchmarsch nicht gestattet wurde) nach dem Dorfe Nohra, das an der

Erfurt-Weimarer Chaussee im Kurmainzischen lag, um von dort Verhandlungen mit dem Statthalter von Dalberg anzuknüpfen, die ihnen die Möglichkeit einer Fortsetzung ihrer Studien in Erfurt bieten sollten.

Goethe erhielt die Nachricht von dem Auszug der Studenten unmittelbar darauf. Da der Herzog abwesend war, mußte schnell gehandelt werden; denn die Entfernung so vieler Studenten gefährdete ernst die Existenz der Universität. Kurz entschlossen schrieb er noch am gleichen Tage, um gewissermaßen dem Vorhaben der Emigrierten zuvorzukommen, im Einverständnis mit Voigt und den anderen Geheimräten an Dalberg und machte ihn auf die secessio der Jenaer Studenten aufmerksam, die nach Erfurt und anderen Orten zögen, „um von dorther gleichsam als von einem monte sacro mit den patribus zu kapitulieren und sich beliebige Kapitulationen zu machen“. Goethe vertuschte etwas die Gefahr, indem er nur von einer Anzahl Studierender sprach, während in Wirklichkeit die Schar der Emigranten ziemlich groß war. Weiter hieß es dann in dem Schreiben:

> Man ist keineswegs gesonnen, diejenigen aufzuhalten, welche sich den Anordnungen, die man zum allgemeinen Besten rätlich glaubt, nicht fügen wollen, und wird sie in Frieden ziehen lassen, um so mehr, da die Akademie nur durch diese Krise gewinnen kann, indem sie rohe und unruhige Subjekte los wird, und so kann ihr dieser sonst unangenehme Vorfall zum Nutzen gereichen.

Goethe glaubte gewiß, er würde dadurch, daß er ein höchst unerfreuliches Bild von den Emigranten entwarf, Dalberg von Verhandlungen mit ihnen abschrecken. Darin dürfte er sich jedoch geirrt haben; denn obwohl

der Statthalter ihm und dem Weimarischen Hof freundschaftlich gesinnt war, hieß der Vorteil, der sich durch den Zuzug von fast einem halben Tausend Studenten der dortigen Universität bot, ihn alle persönlichen Rücksichten zurückstellen. Er erklärte sich also zur Aufnahme der Emigranten bereit, wenn sie sich unverwandt als cives academici einschrieben. Auch darin täuschte sich Goethe, wenn er annahm, durch diese Krise würde die Jenaer Universität nur gewinnen; denn es zeigte sich schon in den nächsten Tagen, daß die in Jena verbliebenen Studenten mit den fortgezogenen so gut wie einig waren; sie erklärten, auch sie würden mit Semesterschluß die Universität verlassen, wenn nicht die Ausgewanderten zurückgerufen würden.

Diese Hiobsbotschaft und die Geneigtheit Dalbergs, die Emigranten in Erfurt aufzunehmen, übten einen moralischen Druck auf die weimarische Regierung aus. Sie schickte einen Kommissar zur Verhandlung mit den Emigranten und erklärte sich zu weitgehenden Zugeständnissen bereit. Nun zogen die Studenten am 23. Juli von Nohra nach Jena zurück, diesmal mit fliegenden Fahnen durch Weimar. Hier schlossen sich ihnen zwei Universitätsprofessoren an, und dann ging es durch das Mühltal nach Jena, wo die Bürgerschaft ihnen einen ehrenvollen und herzlichen Empfang mit Böllerschüssen, Musik und Ansprachen bereitete.

*

Die Jenaer Affäre war Goethe äußerst ungelegen gekommen. Einesteils machte ihm der Umzug in seine neue Wohnung viel zu schaffen, anderenteils drohten

politische Gewitterwolken wieder am Horizont, die Veranlassung dazu geben konnten, sein häusliches Behagen mit einem unruhigen Lagerleben zu vertauschen. Der Krieg mit Frankreich stand unmittelbar vor dem Ausbruch. Mitte Juni hatte sich der Herzog zur Armee begeben, dann erfolgte gegen Ende des Monats der Durchzug preußischer Truppen durch Weimar, und schließlich, Anfang Juli, kam der König selbst auf seiner Reise zur Front nach Erfurt. Als Stellvertreter des Herzogs mußte Goethe dabei zugegen sein. Nach Weimar zurückgekehrt, schüttete er Caroline Herder in launiger Weise sein Herz aus in einem Briefe:

Da sich des Königs von Preußen Majestät in Gnaden entschlossen hat, Frankreich in einen Aschenhaufen zu verwandeln, so hat ihn sein Weg über Erfurt und Gotha gebracht. Mich haben ihm entgegen die unsterblichen Götter nach Erfurt getragen, um ihm daselbst aufzuwarten, und zu seiner Rechten zu sitzen, wie der Herr Christus zur Rechten des allmächtigen Vaters des Himmels und der Erde.

Goethe würde auf alle diese Kriegsvorbereitungen kein so großes Gewicht gelegt haben, wenn er nicht selbst dadurch in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Denn er mußte jeden Tag gewärtig sein, daß ihn sein Herzog zu sich beschied. Und so schwer ihm auch jetzt die Trennung von Weimar fallen mochte, dem Wunsche seines Herrschers durfte er, nachdem er ihm eben erst durch den Hauskauf eine solche Gnade erwiesen hatte, nicht ausweichen. Die Ungewißheit, was in der nächsten Zeit werden sollte, versetzte ihn in eine Unruhe, von der er sich gern durch einige stille Tage bei seinem Freunde Fritz Jacobi befreit hätte. Der Brief, den er

am 6. August an ihn schreibt, spiegelt deutlich seine seelische Verfassung wieder.

Ich bin in einer Verwirrung und Ungewißheit meines Zustandes auf den nächsten Tag, daß ich fast krank werde, denn Unentschlossenheit ist die größte Krankheit, und mir kommt sie von außen und wirft mich hin und wieder.

Die Vorgänge in Jena hatten auch nicht wenig dazu beigetragen, seine Nervosität zu vermehren. Obwohl sie eine rein studentische Angelegenheit waren, so lag für den, der tiefer in die Flucht der Erscheinungen eindrang, doch in ihnen weit mehr. Sie waren eines der vielen Anzeichen, die ahnen ließen, daß eine neue Zeit am Firmament dämmerte. Bisher hatte man die gewaltige Revolution, welche die Gemüter des Nachbarlandes so tief erschütterte, nur in der Wirkung kennen gelernt, die sie auf einige Dichter und kühne Männer ausübte. Man war gewissermaßen bestrebt gewesen, ihren geistigen Gehalt zu ergründen. Jetzt sollten sich die Waffen der Anhänger des ancien régime und der Republikaner in blutigem Ringen auf dem Schlachtfeld kreuzen. Kein Wunder, daß alle Welt mit Spannung diesem Ereignis entgegensah. Und wie sollte Goethe, dem nun die Aussicht winkte, als Augenzeuge aus der Nähe einem kriegerischen Schauspiel beizuwohnen, wie sollte ihn, den Dichter, trotz seiner Abneigung gegen den Krieg, das Schlachtenerlebnis als solches nicht allein schon reizen?

Fünftes Kapitel

Die französische Revolution

(1789 bis 1792)

Als am 14. Juli 1789 das französische Volk die Bastille erstürmt hatte, löste die Nachricht von diesem Ereignis in deutschen Landen einen unbeschreiblichen Jubel aus. Man empfand es als ein göttliches Strafgericht, das über ein verrottetes System hereingebrochen war, um einer elenden Mißwirtschaft ein Ende zu bereiten. Nur wenige kannten damals die wahren Voraussetzungen des gewaltsamen Umsturzes, ebenso wie wenige ahnten, daß sich hier in Paris eine weltgeschichtliche Begebenheit vollzog, die sich weit über die Grenzen Frankreichs fühlbar machen sollte.

Es war nicht nur der aufgespeicherte Groll entrüsteter Volksmassen, der, sich gegen die Unterdrücker richtend, sich in einer leidenschaftlichen Freiheitsbewegung entlud, sondern bei der Revolution handelte es sich vielmehr um die notwendige Folgeerscheinung einer seit Jahrzehnten bereits vorbereiteten Revolutionierung des Geistes. Die ideellen Ursachen, die über die eigene Nation hinaus die gesamte zivilisierte Menschheit angingen, haben zweifellos stärker den Sturz des Alten bedingt, als die Mißstimmung entrechteter und unzu-

friedener Bevölkerungsschichten. Die Verkündung der Souveränität der Vernunft, wie sie von hervorragenden Geistern des achtzehnten Jahrhunderts gepredigt wurde, der Spott und die Ironie, die ein Voltaire über die kirchlichen und monarchischen Einrichtungen ausgoß, die Aufklärungstätigkeit eines Diderot und d'Alembert, die materialistische Philosophie eines Helvétius und Holbach und vor allem Rousseaus Evangelium von der Gleichheit aller Menschen ohne Unterschied der Herkunft und von den Staatshoheitsrechten des Volkes — alle diese Ideen und Lehren, die auch Widerhall in den Seelen der deutschen Dichter und Denker weckten, waren dazu angetan, überlebte Vorurteile zu beseitigen, die bisher geltenden Autoritäten zu untergraben und an Stelle der Privilegien einzelner Stände die Proklamierung der allgemeinen Menschenrechte zu setzen. Allerdings würden sie in Frankreich nie eine solche elementare Wirkung ausgeübt haben, wenn nicht die damaligen Zustände so zerrüttet gewesen wären. Die Idee des Königtums war durch Ludwig den Fünfzehnten herabgewürdigt worden, in den höheren Schichten der Gesellschaft herrschten ein lockerer Lebenswandel und ein zügelloser unsinniger Luxus, der die verarmte bürgerliche Bevölkerung empören mußte, das Landvolk ächzte unter der Last der Steuern, dazu gesellte sich in den Dörfern eine fast chronisch gewordene Hungersnot, die hier und da Bauernaufstände zeitigte oder Scharen von Bauern auf der Suche nach günstigeren Lebensbedingungen in die Städte trieb, wo sie nur die ohnehin schon große Zahl von Bettlern vermehren halfen. Kurzum, das Elend unter dem Volk war so entsetzlich, daß eine Erleichterung seiner Lage kommen mußte. Die revolutionären Denker hatten gesprochen, die Zeit schien zum revolutionären Handeln reif. Der Sturm auf die Bastille leitete die gewaltige Volkserhebung ein.

*

In Deutschland lagen die politischen und ökonomischen Verhältnisse nicht so tief danieder wie im benachbarten Frankreich, obschon auch hier der Absolutismus in manchen Kleinstaaten eine Mißwirtschaft erzeugt hatte, die genügend Veranlassung zu heftigem Unwillen bot. Die demokratische Idee des Rechts- und Verfassungsstaates, der auf einem Gesellschaftsvertrag zwischen Volk und Fürsten und zwischen den Volksgenossen untereinander beruht, beschäftigte in Deutschland ebenfalls die Edelsten der Nation. Aber die den Deutschen eigene Indolenz gegenüber politischem Handeln, sobald es Neuerungen betrifft, hinderte die Entfaltung der Aktivität. Hinzu kam, daß einige ausgezeichnete Fürsten, wie Friedrich der Große und Joseph der Zweite, durch fortschrittliche Gesinnung und guten Willen vieles ausgleichen halfen, was der Unverstand anderer Machthaber verschuldete. Selbst ein so willkürlicher Despot, wie Karl Eugen von Württemberg, der sich mit brutaler Rücksichtslosigkeit über alle Menschenrechte hinwegsetzte, wurde von seinen Untertanen ohne Auflehnung geduldet. Der Cäsarenwahnsinn feierte seine Orgien nicht etwa an den Höfen der einflußreichen und mächtigen Souveräne, sondern in den Ländern der kleinen und kleinsten Duodezfürsten. Je bedeutungsloser die politische Stellung eines solchen fürstlichen Gernegroß war, desto über-

mütiger ließ er die Untertanen seine Launen fühlen. Wenn der Markgraf von Bayreuth einen Jägerburschen erschoß, nur weil er ihm widersprochen hatte, oder Fürst Hyazinth von Nassau-Siegen einen Bauern deswegen hinrichten ließ, um zu beweisen, daß er in seinem Lande Herr über Leben und Tod sei, oder Prinz Joseph von Hildburghausen bei den Sitzungen seines Geheimen Conseils stets einen scharf geschliffenen Dolch neben sich liegen hatte, den er, wenn ihm der Vorschlag einer seiner Räte mißfiel, diesem ins Gesicht schleuderte, so zeigt das, bis zu welchen Auswüchsen der Despotismus dieser Potentaten gediehen war. Berücksichtigt man nun noch die aller Beschreibung spottende Mätressenwirtschaft, die an den meisten Höfen blühte und deren Unkosten das gedrückte Volk bestreiten mußte, so wird man diesen fürstlichen Absolutismus nicht anders denn als Tyrannei bezeichnen können.

Der Begriff „Tyrann" wurde darum auch das Losungswort der Dichter des Göttinger Hainbundes und derer, die diesem Kreise nahe standen. Vossens „Trinklied für Freie", das sich gegen die Mätressenwirtschaft der Fürsten richtete und mit einem Trunke „Tyrannenbluts" beim Freudenmahl die Rache des betrogenen Bräutigams, dem die Braut entführt wurde, besiegeln will. Millers Gedicht „An meine Freunde in Göttingen", das in begeisterten Worten die Freiheit feiert, und vor allem der große „Freiheitsgesang" der Stolbergs, der am leidenschaftlichsten die Tyrannei verdammt, sind charakteristische Beispiele dieser Dichtungsart. Prägnant und eindrucksvoll gibt Bürger die gleiche Stimmung wieder in seinem Gedicht:

Der Bauer.

An einen durchlauchtigsten Tyrannen.

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen hau'n?

Wer bist du, daß durch Saat und Forst
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
Entatmet, wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brot.

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott sendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Und wie in der Lyrik, so brach auch im Drama der Groll gegen die Freveltaten des entarteten Absolutismus sich Bahn, freilich hier in etwas verhaltenen Tönen. Nur in geschichtlichen Dramen wagte man die offene Rebellion zu predigen. Lessings „Emilia Galotti" wirkte in dieser Hinsicht epochemachend, obzwar irgendeine politische Anspielung auf deutsche Verhältnisse in dem Stück fehlte. Schiller ging in seinen „Räubern" bereits einen Schritt weiter. Er setzte ihnen das Motto „In Tyrannos" vor und ließ Karl Moor in der gewaltigen Szene des dritten Aktes dem Pater eine leidenschaftliche Anklage gegen die staatlichen, kirchlichen und

gesellschaftlichen Zustände ins Gesicht schleudern. Ja, er wagte sogar durch Karls Mund das kühne Bekenntnis auszusprechen: „Ah! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“ Obgleich Schiller im „Fiesko“ sich am hemmungslosesten als Tyrannenhasser zeigt, so hat er seine deutlichste und vernehmlichste Sprache über die verbrecherische Willkür eines Fürsten doch in „Kabale und Liebe“ gesprochen. Nicht gegen einen einzelnen richtet sich seine Empörung, sondern gegen den Despotismus im allgemeinen, gegen die Folgen, die er zeitigt, gegen das ganze System. Kein deutsches Drama des achtzehnten Jahrhunderts birgt soviel Revolutionär-Aufreizendes in sich wie dieses, das mit rücksichtsloser Offenheit die Höflings-, Günstlings- und Mätressenwirtschaft jener Zeit brandmarkt. Wäre Schiller in die Hände seines Landesvaters geraten, so würde es ihm ähnlich, ja vielleicht noch schlimmer ergangen sein als seinen Landsleuten Schubart und von Moser, die das freimütige Bekenntnis ihrer Uberzeugung mit langjähriger Festungshaft büßen mußten.

Trugen denn jene kleinen fürstlichen Despoten allein die Schuld an den Verfall der sittlichen und gesellschaftlichen Zustände oder waren sie nicht auch nur Opfer einer allgemeinen Korruption? „Es wäre schwer zu sagen“, bemerkt Karl Biedermann in seinem grundlegenden Werk „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, „ob mehr die Fürsten des vorigen Jahrhunderts den Adel, oder mehr der Adel die Fürsten verdorben habe. Gewiß ist, daß an Schamlosigkeit und Verleugnung jedes

edleren Gefühls, ja sogar des gemeinsten Anstandes, beide nur zu häufig miteinander wetteiferten.“ In der Tat, wenn man eine Charakteristik des deutschen Adels jener Tage nur aus den Memoiren und Aufzeichnungen, die aufrichtig denkende Angehörige seines Standes niedergeschrieben haben, gewinnen möchte, so ergeben sich schon Bilder von einer abschreckenden Verwahrlosung der Sitten, wie sie Hogarth nicht drastischer zum Ausdruck gebracht hätte. Die Unverfrorenheit, mit der sich der Adel über die geltenden Gesetze hinwegsetzte, läßt sich nur dadurch erklären, daß er glaubte, außerhalb des allgemein geltenden Rechts stehen zu können. Fälle, die eine Bestrafung adliger Missetäter nach sich zogen, kamen äußerst selten vor, und die Delikte mußten dann schon sehr schwieriger Natur gewesen sein. Zumeist sah man jedoch die Schloßherren und Großgrundbesitzer mit ihren Leibeigenen ebenso willkürlich und eigenmächtig verfahren wie die Fürsten mit ihren Untergebenen, ohne daß die weltlichen Gerichte sich einmischten. Der Adel wurde eben überall durch besondere Vorrechte geschützt. Man lese nur die 29 Paragraphen der von Pauli 1753 veröffentlichten „Einleitung in die Kenntnis des deutschen hohen und niederen Adels“, wenn man die Benachteiligung der Bürgerlichen gegenüber den Angehörigen des adligen Standes in krassester Form dokumentiert sehen will. Da finden wir u. a. Sätze wie die folgenden: „Es muß den Adligen mit mehrerer Höflichkeit begegnet werden als den Bürgerlichen. — Ein Adliger kann auch höhere Alimentationsgelder als Bürgerliche verlangen, welche auch so reichlich ihm zuzusprechen, daß er sich Bediente halten

dürfe. — Ein Adliger muß nicht zu gar zu schlechten Bedingungen auch vom Staat selbst ohne Not gezwungen werden. — Adlige pflegen in denen Kirchen eigene verschlossene Stühle und Erbbegräbnisse zu haben. — Adlige werden schriftlich zitiert, und in der Gerichtsstube wird ihnen ein Stuhl zum Sitzen gegeben." Es ist verständlich, daß solche Bevorzugungen vor dem Gesetz den Standesdünkel des Adels unerträglich steigerten, der schließlich zu einer grenzenlosen Selbstüberhebung führte, wie sie sich etwa in den Worten der Freifrau Karoline von Wöllwarth-Pahl ausdrückt: „Adel und gemeine Leute sind zwei spezifisch unterschiedene Rassen des menschlichen Geschlechts, deren Unterschied auch im künftigen Leben fortdauern wird." An Beispielen einer solchen Nichtachtung der Bürgerlichen war die damalige Zeit sehr reich. Namentlich der sächsische Adel leistete in dieser Hinsicht Unerhörtes. Eine ergötzliche Geschichte, die jenen Hochmut trefflich charakterisiert, erzählt Heinrich Schmidt in seinen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen."

Ein junger kurländischer Graf war mit einem andern Burschen, seinem Landsmann, der ihm von seinen Eltern als Begleiter auf die Universität mitgegeben war, nach Lauchstädt gereist, um dort einen adligen Ball mit ihm zu besuchen. Der Begleiter des Grafen hatte ein Fräulein zum Tanz aufgefordert und war mit ihr zu einer Ecossaise angetreten. Sie figurieren hinauf, und wie es zu ihren Touren kommen soll, tritt das Fräulein, eine Baronesse, auf ihn zu und fragt ihn nach seinem Namen. „Mickwitz", erwidert er. „Baron Mickwitz wohl?" fragt sie. „Nein bloß Mickwitz." „Also kein Baron? O, so verzeihen Sie, Meine Mutter hat mir nur dann zu tanzen gestattet, wenn mein Tänzer wenigstens ein Baron wäre." Damit trat sie ab; Mickwitz setzte sich wohl darüber hinaus, war aber doch dadurch etwas verstimmt, und so fand ihn der junge Graf, der gleich um die Ursache fragte. Er erzählte das Vorgefallene, und der Graf verspricht — mehr sich selbst — Genugtuung, indem er sich die junge Baronesse zeigen läßt. Er fordert sie zum Tanze auf, tritt mit ihr an, und als es zu ihrem Tanze kommen soll, fragt sie der Graf nach ihrem Namen. „Baronin N. N." — „Komtesse wollen Sie wohl sagen?" — „Nein, Baronesse". — „O, so verzeihen Sie. Mein Vater hat mir bloß erlaubt, mit Gräfinnen zu tanzen," und tritt vom Tanz ab.

Allerdings trug das Bürgertum jener Tage durch seine kriecherische Haltung, mit der es um die Gunst des Adels buhlte, namentlich in den fürstlichen Residenzen, wo seine Stellung durch das Abhängigkeitsverhältnis vom Hofe stark beeinflußt wurde, viel zur Züchtung jenes Hochmuts bei. Bürgerliche waren stolz, wenn sie irgendein Aristokrat des Umgangs würdigte. Professoren ließen ihre Vorlesungen ausfallen, wenn die jungen Herren vom Adel keine Lust hatten, die Collegia zu besuchen, ja, viele priesen es als Gottes Vorsehung, daß es ihnen vergönnt sei, „Personen von so erhabenem Stande auch nur zu sehen", geschweige denn, mit ihnen zu verkehren. Natürlich war es nicht überall so. Es gab gebildete Adlige, die frei von einer derartigen Dünkelhaftigkeit waren und gern Bürgerliche in ihre Kreise zogen. Sie waren jedoch Ausnahmeerscheinungen. Selbst in Weimar, wo der Adel entschieden auf einem über den Durchschnitt hinausragenden Bildungsniveau stand, sah man im Bürger einen Menschen zweiter Klasse, obschon man es ihn hier nicht so fühlen ließ wie anderswo, und sogar ein Goethe mußte bekennen, als man ihn aus höfischen Rücksichten geadelt hatte:

In Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich so sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienste erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden, seine Persönlichkeit aber geht verloren, er mag sich stellen wie er will.

Bei der Spannung, die im Allgemeinen zwischen Adel und Bürgertum vorhanden war, erscheint es durchaus begreiflich, daß dieser Gegensatz in der Literatur, vor allem der dramatischen, sich Ausdruck verschaffte. In den Dramen der Stürmer und Dränger, doch auch denen Ifflands und Kotzebues begegnet man nur selten in Gesinnung und Handlungsweise wahrhaft vornehmen Aristokraten. Zumeist sind sie in den schwärzesten Farben gemalt und als Wollüstlinge, Verführer oder in jeder Beziehung verächtliche Kreaturen dargestellt. Schillers „Kabale und Liebe" allein bringt einen gerechten Ausgleich. Der Dichter begnügt sich nicht damit, lediglich einen schurkischen Vertreter des Adels in dem Präsidenten von Walter zu zeichnen, sondern er stellt ihm einen schwärmerischen, tugendhaften Sohn gegenüber, der die Gebrechen seines Standes erkannt hat und mutig ausruft:

Ich bin ein Edelmann — Laß doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist als der Riß zum unendlichen Weltall? Oder mein Wappen gültiger als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann? — Ich bin des Präsidenten Sohn. Eben darum. Wer als die Liebe kann mir die Flüche versüßen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Alle diese aufgezeichneten Mißstände — die Willkürherrschaft der Fürsten, das Weiberregiment an den Höfen, die Anmaßung und der Dünkel des Adels —

mußten dazu führen, daß die besten Deutschen die französische Revolution mit Begeisterung begrüßten, umsomehr, als die Gebildeten von der Idee des Kosmopolitismus tief erfüllt waren, die durch die Ereignisse in Paris der Verwirklichung näher gerückt schien. Selbst der Dichter, der am stärksten das patriotische Moment in seiner Dichtung betont, Klopstock, selbst er jubelte dem neuen Reichstag Galliens zu und zog die gallische Bürgerkrone dem Lorbeer Friedrichs vor. Der große Weise in Königsberg sah in der Revolution eine tatsächliche Bürgschaft für die fortschrittliche Entwicklung der Menschheit, Fichte pries sie als Anbruch einer neuen Zeit, und Hegel meinte, eine herrliche Epoche würde entstehen. Wenn die philosophischen Führer des deutschen Volkes sich für die Revolution begeisterten, wie viel mehr mußte sich dieser Enthusiasmus unter der jüngeren Dichtergeneration und in der akademischen Jugend bemerkbar machen. Darum ist es verwunderlich, daß die Revolution in der zeitgenössischen Dichtung keinen tieferen Widerhall gefunden hat. Wie in der vorhergegangenen Tyrannenlyrik, so strömen auch hier die Dichter ihr Empfinden in einem hohlen Pathos aus und gefallen sich in der Ausmalung blutrünstiger Bilder, nur daß sie die Farben noch greller als ihre Vorgänger auftragen. Nirgends ein wirklich zu Herzen gehender Ton, der von einer inneren Anteilnahme an dem großen Weltgeschehen zeugt. Und das Gleiche gilt von den Flugschriften, die sich mehr oder minder an die niedrigsten Instinkte der Masse wenden. Ernstliche Versuche, sich mit den Voraussetzungen und Ideen der Revolution zu beschäftigen und ihre Folgen zu

prüfen, wie sie der geheime Hannoversche Kanzleisekretär Brandes unternahm, stehen vereinzelt da. Im allgemeinen gewinnt man durchaus den Eindruck, daß die Revolution, abgesehen von der Sympathie, die ihr einige erleuchtete Köpfe entgegenbrachten, nur zu Beginn in den bürgerlichen Schichten Deutschlands eine hell auflodernde Begeisterung entfachte, die jedoch einem schnell verlöschenden Strohfeuer glich. So konnte der eben erwähnte Brandes in seiner 1792 veröffentlichten Untersuchung „Über einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland" mit Recht feststellen, daß die Begebenheiten in Frankreich den Hang zu Staatsrevolutionen bei einzelnen Menschen und den Begriff von der Gleichheit der Menschen, verbunden mit der Abneigung gegen die privilegierten Stände, außerordentlich befördert hätten, ohne daß dadurch eine drohende Gefahr des Umsturzes für Deutschland heraufbeschworen worden sei. Der Verfasser zog daraus den glaubwürdigen Schluß:

Die Folgen des Einflusses der Französischen Revolution auf die Gesinnungen und Neigungen sind freilich durchaus nicht mit Gewißheit anzugeben, noch vorher zu sehen. Mir scheint es jedoch leicht wahrscheinlich, daß, wenn keine neue Veranlassungen eintreten, die öffentliche Ruhe in Deutschland im Allgemeinen garnichts zu befürchten hat. Es zeigen sich in den meisten Staaten keine Symptome, die eine Furcht für um sich greifende innere Unruhen wahrscheinlich machen. Wenn es auch Staaten gibt, wo im Großen eine Unzufriedenheit verbreitet sein sollte, so dürfte glücklicher Weise, die Gährung nicht aufbrausen, wenn nicht äußere Umstände hinzutreten. Ja, fast ausschließlich scheint allenthalben noch der Zeitpunkt vorhanden, wo billige Maßregeln der Regierungen diese Gährungen im Werden ersticken können.

Unleugbar hat die blutige Entwicklung der französischen Revolution viel dazu beigetragen, die Sympathien zu dämpfen, ja, teilweise sogar zu vernichten. Das zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher als bei Goethe. Wenn wir auch, außer jener kurz vor seiner zweiten Italienreise in einem Briefe an Fritz Jacobi ausgesprochenen mystischen Andeutung, daß die französische Revolution für ihn ebenfalls eine Revolution gewesen sei, keine dokumentarische Festlegung seiner Stellungnahme zu diesem Ereignis kennen, so wäre es doch verfehlt, anzunehmen, er habe jener politischen Tatsache gleichgültig gegenübergestanden. Bei seiner auf alle Außenreize empfindlich reagierenden seelischen Konstitution und insbesondere bei der revolutionären Einstellung seines Geistes in jenen Jahren, worauf die erwähnte Briefstelle zweifellos hindeutet, konnte er keinesfalls teilnahmlos bleiben. Sein politisches Drama „Die Aufgeregten", über das noch zu sprechen sein wird, gibt uns darüber die nötige Auskunft. Freilich seine durch die naturwissenschaftlichen Studien und durch die Ansicht, daß sich das Organische allmählich fortschreitend entwickle, vertiefte Auffassung von der Evolution der Natur mußte, auf politische Zustände übertragen, ihn auch hier zu dieser Anschauung bekehren. Es erscheint darum nur folgerichtig, daß er die Ereignisse sehr bald satirisch glossierte, wie es in einigen venezianischen Epigrammen geschah.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befrein, so wag es, Vielen zu dienen!
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's.

—

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken!
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

—

Tolle Zeiten hab ich erlebt und hab nicht ermangelt,
Selbst auch töricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

—

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt."

—

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

—

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

Diese Epigramme beweisen zur Genüge, daß Goethe mit den Folgeerscheinungen, welche die französische Revolution zeitigte, sich nicht einverstanden erklären konnte, so berechtigt ihm auch fürs erste die Revolution in Frankreich an und für sich erscheinen mochte. Ein Menschenalter später faßte er, seine ablehnende Stellung gegenüber der Revolution verteidigend, seine Ansicht in folgende Worte zusammen:

Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und

empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig sein, daß man in Deutschland *künstlicher Weise* ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.

Ebensowenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen *Freund des Bestehenden*. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich garnichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

*

Es ist charakteristisch für die politische Kurzsichtigkeit der Regierungen in Deutschland, daß sie die möglichen Folgen der französischen Revolution auf die Nachbarländer gänzlich unterschätzten. Man betrachtete sie als eine interne französische Angelegenheit und gefiel sich in der Rolle eines gleichgültigen Zuschauers, der kaltblütig die Entwicklung der Dinge abwartet. Warum hätte man sich auch aufregen sollen? In deutschen Landen herrschte ja Ruhe, und sollten sich hier und da Unzufriedene erheben, so fühlten sich die Fürsten stark genug, die paar Empörer schnell zur Raison zu bringen.

Sie sagten sich, Frankreich sei nicht Deutschland, und die Zustände im „Heiligen römischen Reich deutscher Nation" erschienen den meisten von ihnen, verglichen mit denen des Nachbarreiches, paradiesisch schön. An die gehässigen Ausfälle der schwärmenden jungen Dichter gegen die Tyrannen war man seit zwei Jahrzehnten gewöhnt. Man nahm sie deswegen schon nicht mehr ernst. Und außerdem hielt sich fast jeder dieser Potentaten für einen Wohltäter der Menschheit und bezog darum den Vorwurf „Tyrann" nicht auf sich selbst, sondern auf andere, die für minder aufgeklärt galten. Kurzum, Grund zur Befürchtung einer Revolution im eigenen Lande lag, trotz der augenblicklichen Sympathiekundgebungen einzelner Ideologen für die Ereignisse in Paris, nach Ansicht der Regierungen nicht vor. Und an die Möglichkeit, daß ein vom Bürgerkrieg zerfleischtes Volk seine Soldaten über die Grenzen schicken könnte, wollte niemand glauben.

Aber die Tatsachen erwiesen sich stärker, als man anfangs angenommen hatte. Der anarchische Zustand in Paris und in den Provinzen wuchs von Tag zu Tag. Die Volksführer Bailly und Lafayette, denen man erst begeistert zugejubelt hatte, büßten immer mehr an Einfluß ein, die Radikalen gewannen Uberhand, und ein Mirabeau mußte wie ein Löwe in Wort und Tat um die Erhaltung der Monarchie kämpfen. Am Jahrestag des Bastillensturmes, der mit einem großen Verbrüderungsfeste auf dem Marsfelde gefeiert wurde und der die Eintracht der Nation offenbaren sollte, schien es noch, als stünde der König auf festem Boden. Aber die Jakobiner begannen immer heftiger gegen seine

Stellung Sturm zu laufen, und Marat forderte offen seine Gefangennahme. Solange Mirabeau seine mächtige Stimme in der Nationalversammlung erheben und den Jakobinern trotzen konnte, befand sich das Königtum außer Gefahr. Als jedoch der große Führer der Frührevolution, durch Aufregung und Anstrengung aufgerieben, nach einer kurzen Krankheit am 2. April 1791 gestorben war und sich über seinem Grabe im Pantheon noch einmal die Parteien geeinigt hatten, wurde die Lage des Königs immer drückender und bedrohlicher. Der leidenschaftliche Anwalt, der ihn verteidigt hatte, fehlte, und die Gemäßigten, die sich für ihn noch einsetzten, gerieten, von den Jakobinern bedrängt, immer mehr unter den Schlitten. Da faßte Ludwig den Entschluß, dem Beispiel vieler Aristokraten zu folgen und mit seiner Familie heimlich Paris zu verlassen. In der Nacht des 20. Juli kam der Plan zur Ausführung. Ganz nahe dem Ziele, dem Heerlager des ihm ergebenen Generals Bouillé in Metz, wurde er erkannt und dann, von Nationalgardisten eskortiert, nach Paris zurückgeführt.

Die mißlungene Flucht des Königs, die eine ernste Gefahr für sein Leben heraufbeschwor, bewirkte, daß man zum ersten Mal den Gedanken einer Einmischung des Auslandes in die Verhältnisse Frankreichs erwog, um die unglückliche königliche Familie aus den Händen ihrer Feinde zu befreien. Außerdem stand das monarchische Prinzip auf dem Spiel. Am 25. August trafen sich die Souveräne Österreichs und Preußens, Leopold der Zweite und Friedrich Wilhelm der Zweite, in dem sächsischen Pillnitz, und zwei Tage darauf beschloß man eine Kund-

gebung, welche „die vollkommene Freiheit des Königs von Frankreich" forderte, machte jedoch, entgegen den Absichten des Grafen Artois, der schon einen fertigen Kriegsplan mitgebracht hatte, das aktive Eingreifen von der Mitwirkung anderer europäischer Mächte abhängig.

Das zur Selbständigkeit erwachte französische Volk, das sein Selbstbestimmungsrecht eben erst, am 14. September, durch den König hatte beschwören lassen, fühlte sich durch diese Drohung aufs äußerste gereizt. Namentlich die Girondisten unter Führung Brissots schäumten vor Wut. Sie meinten, es bedürfe eines gewaltsamen Antriebes, um das Volk, das bereits gegenüber den neuen Verhältnissen gleichgültig zu werden begann, von neuem aufzurütteln, und erblickten in einem Kriege einen willkommenen Anlaß dazu; daneben hoffte man, bei dieser Gelegenheit vielleicht das Königtum stürzen zu können. Lafayette mit seinen Freunden dagegen rechnete darauf, mit Hilfe eines Krieges die Monarchie wieder aufzurichten. So waren die Hauptparteien, obschon aus verschiedenen Gründen, in ihrem Kriegswillen einig. Es fehlte nur eine offenkundige und überzeugende Ursache, durch die man die Massen für den Krieg begeistern konnte. Diese bot sich in den Umtrieben der zahlreichen Emigranten am Rhein, die sich auf dem Gebiet des Kurfürsten Clemens August von Mainz zu schaffen machten. Da der Kurfürst jedoch den Emigranten die Umtriebe untersagte und außerdem Österreich Anstalten traf, das Reichsgebiet zu schützen, wenn es angegriffen würde, schien vorläufig kein Anlaß vorhanden. Immerhin forderte die französische

Regierung auf einen am 25. Januar 1792 gefaßten Beschluß hin, der Kaiser von Deutschland solle erklären, daß er jedem gegen die Souveränität und Unabhängigkeit der französischen Nation gerichteten Vertrag entsage. Statt eines solchen Verzichtes schloß Leopold mit Preußen einen Schutz- und Freundschaftsvertrag. Wenige Wochen darauf starb der Kaiser. Dumouriez als Minister des Auswärtigen richtete nunmehr ein Ultimatum nach Wien, das den obigen Verzicht und die Zurückziehung der österreichischen Truppen forderte. Leopolds Sohn und Nachfolger, Franz der Zweite — der sich den Einflüsterungen der Emigranten zugänglicher als sein Vater zeigte — stellte Gegenforderungen, welche die Souveränität Frankreichs verletzten: Rückerstattung der im Elsaß konfiszierten Güter des Papstes und deutscher Fürsten sowie Reformen im Innern, damit die Ruhe der europäischen Staaten nicht gefährdet werde. Die Antwort war eine Kriegserklärung, die Ludwig widerstrebend am 20. April beantragen mußte. Preußen, das sich merkwürdig zurückhaltend während dieser ganzen Zeit gezeigt hatte, wohl weil die polnischen Angelegenheiten ihm wichtiger als die französischen schienen, mußte sich nun, dem Vertrage zufolge, zur Unterstützung Österreichs aufraffen und an der Seite des Bundesgenossen in den Kampf ziehen.

Die Franzosen hatten etwa 82 000 Mann an der Grenze zusammengezogen, die in drei Korps eingeteilt waren. Rochambeau befehligte die Nordarmee, Lafayette die Mittelarmee und Luckner die Ostarmee. Ihnen standen ungefähr eben so viel Österreicher und Emigranten gegenüber. Ein Teil davon befand sich unter

dem Oberbefehls Clerfayts in der Gegend von Brüssel, ein anderer im Breisgau unter Hohenlohe-Kirchberg, und ein dritter sollte sich mit den Preußen vereinigen. Die preußische Armee zählte 42 000 Mann, die von Koblenz aus unter dem Kommando des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in Lothringen einrücken sollte. Bevor dies geschah, erließ der Herzog auf Anraten der Emigranten ein Manifest an das französische Volk, das der Hauptstadt und den Empörern mit Vernichtung drohte, falls man es wagte, dem König auch nur ein Haar zu krümmen. Der hochfahrende Ton dieses höchst überflüssigen Manifestes erregte nun den Nationalstolz der Franzosen, schürte deren Haß gegen die Emigranten und bestärkte den Kriegswillen des Feindes, dessen erste Operationen — sein Einbruch in Belgien, den die Österreicher leicht zurückschlugen — vom Mißgeschick betroffen waren.

So war die allgemeine Lage, als Goethe mit Heinrich Meyer, der ihn bis Gotha begleitete, und seinem Diener Paul Götze am 8. August Weimar verließ, um sich nach dem Kriegsschauplatz zu begeben.

Sechstes Kapitel

Die Kampagne in Frankreich

(8. August bis 22. Oktober 1792)

Wie während der Reise nach Schlesien, so führte auch jetzt wieder Götze ein Rechnungsbuch, in dem er die Einnahmen und Ausgaben ausführlich niederschrieb. Dieses Buch ist aber auch noch in einer anderen Hinsicht belehrend; denn es unterrichtet uns über die Reiseroute, die Goethe einschlug. Er fuhr, nachdem er sich von Meyer in Gotha getrennt hatte, über Eisenach, Hünfeld, Fulda, Schlüchtern, Gelnhausen, Hanau und traf am Nachmittag des 12. August in seiner Vaterstadt ein. Es fehlen zwar nähere Angaben über das Wiedersehen mit der Mutter — er schreibt nur an Christiane, daß er sie wohl und vergnügt angetroffen habe —, aber man kann sich lebhaft vorstellen, wie Frau Aja erfreut und beglückt gewesen sein mag, endlich nach dreizehnjähriger Trennung ihren Hätschelhans wieder in die Arme zu schließen. Nur sollten die Festtage des Beisammenseins mit dem geliebten Sohne zu ihrem Leidwesen nicht von langer Dauer sein. Anfangs hatte Goethe, wie aus Briefen an Herder und Jacobi hervorgeht, zwar die Absicht, zum mindesten bis zum Ende des Monats in Frankfurt zu verweilen, aber dann müssen vom Kriegsschau-

platz eingetroffene Nachrichten ihn vermutlich bewogen haben, seinen Aufenthalt abzukürzen. Die Mutter dürfte gewiß über diesen Entschluß nicht erbaut gewesen sein, und allein die Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen bei der Rückkehr wird ihren Trennungsschmerz gemildert haben.

Vieles hatten Mutter und Sohn miteinander zu besprechen. Vor allem erfuhr sie jetzt zum ersten Male aus seinem Munde Näheres über seinen „Bettschatz", und Goethe mag dabei aus seinem Glücksgefühl kein Hehl gemacht haben. Sie sah auch, mit welcher liebevollen Sorgfalt er Geschenke für seine Christiane einkaufte, wie er eifrig darauf bedacht war, sie zu erfreuen, und sie selbst fügte ihrerseits zu dem „Judenkrämchen" noch einen sehr schönen Rock und Karako hinzu. Der Absender hatte nur den lebhaften Wunsch, als Mäuschen beim Auspacken zugegen zu sein, und in der Vorstellung malte er sich schon aus, welche Augelchen die Empfängerin angesichts der übersandten Herrlichkeiten machen würde.

Am 21. August verließ Goethe Frankfurt und fuhr zunächst nach Mainz. Hier betrat er zum erstenmal heißen Boden; denn Mainz war der Zufluchtsort zahlreicher Emigranten. Außerdem gab es gerade hier viele unter den gebildeten Deutschen, die offen mit der französischen Revolution sympathisierten und die Gründung einer rheinischen Republik mit Anschluß an Frankreich propagierten. Einer der Hauptführer dieser Bewegung war der Forschungsreisende Johann Georg Adam Forster, der seit 1788 in Mainz das Amt eines Bibliothekars bekleidete. Goethe stattete nach seiner

Georg Forster

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

Ankunft erſt dem königlich preußiſchen Kammerherrn und Oberhofmeiſter Johann Heinrich Freiherrn von Stein, der eine Art Reſidentenſtelle innehatte, ſeinen Beſuch ab. Durch ihn erfuhr er über den Stand der kriegeriſchen Operationen. Ferner verſah jener ihn mit Jägers topographiſchem Atlas, der dem nach dem Kriegsſchauplatz Reiſenden wichtige Dienſte leiſten ſollte. Bei Stein machte Goethe die Bekanntſchaft mehrerer Emigrantendamen, unter denen eine Brünette, die angebliche Geliebte des Herzogs von Orleans, und eine Blondine, Marie Catherine de Brignole-Sale, Herzogin von Monaco, ſein Intereſſe erweckten. Von der letzteren behauptete er ſpäter in der „Kampagne in Frankreich“:

Anmutiger war nichts zu ſehen als dieſe ſchlanke Blondine; jung, heiter, poſſenhaft; kein Mann, auf den ſie's anlegte, hätte ſich verwahren können. Ich beobachtete ſie mit freiem Gemüt und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, ſo friſch und munter ihr Weſen treibend, mir abermals begegnen zu ſehen.

Die zwei Abende, die Goethe in Mainz verweilte, wurden in Geſellſchaft Sömmerings, Forſters, Hubers und anderer Freunde in heiterer Stimmung verbracht. Mit dem Anatomieprofeſſor Samuel Thomas Sömmering ſtand Goethe ſchon ſeit 1784 in regem Briefwechſel. Er hatte ihn bei ſeinen Unterſuchungen über den Zwiſchenknochen unterſtützt und nahm nun Anteil an ſeinen chromatiſchen Studien. So boten dieſe Themen willkommene Gelegenheit zum Gedankenaustauſch, der den Naturforſcher Forſter gewiß ebenſo intereſſierte. Forſter war aber nebenbei noch Dichter. Er hatte kurz vorher die „Sakontala“ überſetzt und ein Exemplar

Goethe zugeſchickt, deſſen Empfang der Dichter mit folgendem Epigramm beſtätigte:

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Will ich, was reizt und entzückt, will ich, was ſättigt und nährt,
Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn ich, Sakontala, dich, und ſo iſt alles geſagt.

Ludwig Ferdinand Huber war Goethe unbekannt, es ſei denn, daß er von Körner, mit dem Huber eine Freundſchaft verband, ſchon manches über ihn vernommen hatte. Er bekleidete das Amt eines Legationsſekretärs bei der kurſächſiſchen Geſandtſchaft. Als Schriftſteller und Rezenſent ſpielte er noch keine Rolle. Den Eindruck, den er von Goethe empfing, ſchilderte er wenige Tage darauf in einem Briefe an Körner:

Er war geſellſchaftlich luſtig, und ich bin in dieſer Rückſicht ſehr erbaut von ihm geweſen. Übrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen; es war z. B. durch einen höchſt natürlichen Zuſammenhang von Dir die Rede, ohne daß nur eine Silbe von ihm herauskam.

Die ihn früher kannten, finden, daß ſeine Phyſiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erſchlafftes bekommen hat. Zugleich ſcheint er politica im Kopf zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratuliere.

Es iſt merkwürdig, daß Huber auf die Politik anſpielte. Nach Goethes Bericht in der „Kampagne in Frankreich“ ſei überhaupt von politiſchen Dingen nicht die Rede geweſen, weil man ſich gegenſeitig habe ſchonen wollen. Die Unterhaltung drehte ſich vielmehr um

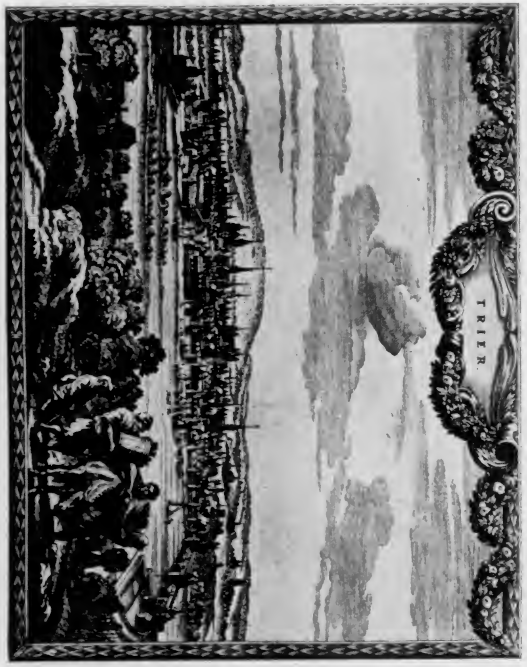
heitere Erlebnisse und Erinnerungen; es wurden wohlwollende Scherze auf dem Boden der Wissenschaft zum besten gegeben; Goethe erzählte „niedlich und launig manches von Italien", und die Anwesenden konnten nur immer wieder in seinem heitern Behagen und lebhaften Reden die große Ähnlichkeit mit Frau Aja feststellen.

Am 23. August setzte Goethe seine Reise über Bingen nach Trier fort. Unterwegs begegnete ihm in einem Hohlweg ein kleines Abenteuer, das ihn abermals in Berührung mit dem Emigrantenschicksal brachte. Er erwies sich als hilfsbereiter Kavalier gegenüber zwei Französinnen, die unter der unwirschen Behandlung ihres Postillons zu leiden hatten und Gefahr liefen, von ihm auf die Straße gesetzt zu werden. Die hübschen Frauenzimmer hatten es jedoch weniger dem Herrn als seinem Diener angetan, der auch in Trier sich nicht dem Banne ihrer Augen entziehen konnte. Hier sah Goethe den ersten Weimaraner: den jüngsten Sohn des weimarischen Ministers von Fritsch, der als Leutnant beim Regiment des Herzogs stand.

Auf der Weiterfahrt nach Luxemburg erregte das Grabmonument der Familie der Sekundinier bei dem Dorfe Igel Goethes besondere Aufmerksamkeit. Er besichtigte es vorerst nur flüchtig, die genauere Betrachtung dieses spätrömischen Denkmals der Rückreise vorbehaltend [1]). Der Anblick eines Restes römischen

[1]) Goethe hat seine Eindrücke von diesem Monument später in der „Kampagne in Frankreich" und in einem Altersaufsatz (1829) niedergelegt. Zu letzterem wurde er durch ein von H. Zumpft nach dem Original verfertigtes Modell angeregt.

Das römische Denkmal bei Igel
Von William Pas
Nach einem Stich von Com. Rooker
(Goethe-Nationalmuseum)



Ansicht von Trier
Nach einem Kupferstich aus dem 18. Jahrhundert
(Stadtbibliothek Trier)

Altertums auf deutschem Boden mußte den Liebhaber der Antike aufs höchste erfreuen. Obzwar im dritten nachchristlichen Jahrhundert — also einer Zeit des Kunstverfalls — errichtet, offenbart dieser architektonisch-plastisch verzierte Obelisk in seinen verschiedenen künstlerisch übereinander gestellten, sich nach oben zu verringernden Stockwerken, auf denen Familien- und häusliche Verhältnisse, Amtsgeschäfte, Handel und Gewerbe und mythologische Szenen ausgemeißelt sind, nach Goethes Ansicht doch noch so viel von trefflicher Kunst, namentlich was die Bildhauerarbeiten anbelangt, „daß er uns im ganzen anmutig ernst zuspricht und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Teilen das Gefühl eines fröhlich-tätigen Daseins mitteilt."

Ehe Goethe das Kriegsgebiet betrat, wurde in Grevenmachern wegen Pferdewechsels Halt gemacht. Hier befand sich ein Korps Emigrierter, die alle Edelleute waren und ihre Pferde selbst besorgten. Es machte einen seltsamen Eindruck und führte die unmittelbaren Folgen der Revolution dem Dichter wohl zum erstenmal in greller Deutlichkeit vor Augen. Daß es auch Menschen gab, die nicht, wie die unterwegs angetroffenen Französinnen, unerschütterlich an den Sieg der Verbündeten glaubten, erkannte Goethe aus einem Gespräch mit dem Postmeister des Ortes, der, obwohl erst wenige Tage zuvor Longwy eingenommen worden war, keineswegs zuversichtlich dem Ausgang der Kampagne entgegensah.

Auf schlechten Wegen, unaufhörlich von strömendem Regen heimgesucht, näherte sich Goethe dem Ziel seiner Reise. Er war froh, als er endlich am Nachmittage

des 27. August im Lager von Procourt eintraf und die letzte Nacht seines dreiundvierzigsten Lebensjahres im Schlafwagen seines Herzogs, den er gesund und heiter vorfand, verbringen konnte.

*

Bereits vor zwei Jahren hatte Goethe seinen Geburtstag in der freien Natur und entfernt von den Seinigen verlebt. Aber der jetzige Zustand unterschied sich doch beträchtlich von dem in Schlesien. Damals war ein Krieg noch rechtzeitig vermieden worden, und das Lagerleben hatte den Charakter eines Manöverbiwaks getragen, jetzt befand man sich in der grausigen Wirklichkeit eines Feldzugs, dessen Verlauf niemand mit Bestimmtheit vorauszusagen vermochte. Die Unbequemlichkeit des Lagerlebens machte sich für einen Menschen wie Goethe, der an dergleichen nicht gewöhnt war, in jeder Beziehung peinlich fühlbar. Man kann das nachempfinden, wenn man die Schilderung des Lagers in dem Tagebuch des herzoglichen Kämmerers Wagner liest:

Wir standen allda nahe an einem Holz, um welches ein Graben gezogen war. In diesen Graben hatten die Feldmetzger alle Eingeweide ihres ausgeschlachteten Viehs geworfen; auch bedienten sich die allda stehenden Soldaten desselben zu ihrem Abtritt; alle diese Därme, Mägen und dergleichen, auch alle darinnen befindlichen Excremente brachte dieses Wasser nun mit und schlemmte alles dieses in die Gegend, wo unsere Zelte standen; dieses verursachte nun einen schrecklichen Gestank, so daß wir genötigt waren, unser Lager zu ändern.

Selbst der Schlafwagen, der Goethe als Lagerstatt diente, war so unzugänglich, daß er sich von einem Husaren hinein- und hinaustragen lassen mußte. So lernte er, wie er an Voigt schrieb, „den Feldzug nicht von seiner lustigen Seite kennen." Daß dieses unwirtliche Lager schon am nächsten Tage abgebrochen werden sollte, konnte ihm darum nur willkommen sein. Vorher wurde jedoch der eingenommenen Festung Longwy ein Besuch abgestattet. Bei dieser Gelegenheit fanden sich in einem Gasthof verschiedene Weimaraner — herzogliche Offiziere, Hof- und Kanzleibeamte — mit Goethe zusammen. Man sprach über das Nächstvergangene, jeder schilderte seine Erlebnisse, und zuletzt trank man auf das Wohl des Herzogs, seiner Angehörigen und des kleinen Prinzen Bernhard, bei dem Obristwachtmeister von Weyhrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter gestanden hatte.

Am 29. August setzte sich die Armee in der Richtung auf Verdun in Bewegung. Da das Regiment des Herzogs die Avantgarde bildete, hatte Goethe den Vorzug, „im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen." Dabei ereignete es sich, daß er von dem König von Preußen, der mit dem Herzog von Braunschweig und seinem Gefolge sich vorn aufgestellt hatte, um das Heer vorüberziehen zu sehen, höchst persönlich visitiert wurde. Grundlose Wege und empfindliche Hitze erschwerten bedeutend das Vorwärtskommen. Dazwischen hörte man den Kanonendonner bei Thionville. Spuren der Zerstörung, denen man begegnete, und harte Requisitionen, die unterwegs vorgenommen wurden, trugen nur dazu bei, Goethes Abneigung gegen den Krieg zu bestärken.

Karl August als preußischer Oberst
Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

Am Nachmittage des 30. August bezog man das Lager vor Verdun. Das Erste war, daß am nächsten Morgen die Aufforderung zur Übergabe der Festung an die Besatzung gerichtet wurde. Auf die Ablehnung hin begannen die belagernden Truppen die Vorbereitungen für die Kanonade zu treffen, die Goethe von einem Hügel aus aufmerksam beobachtete. Um Mitternacht setzte das Bombardement mit furchtbarem Getöse ein. Goethe verfolgte es mit seinem Fernglas von dem Standort einer Batterie aus, deren unerträgliches Dröhnen ihn jedoch bald zwang, sich aus ihrer Nähe zu entfernen. Bis neun Uhr morgens währte die Kanonade. Dann wurde die Stadt zum zweitenmal aufgefordert und erhielt vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Am 2. September ergab sie sich, nachdem der Kommandant Beaurepaire sich zuvor erschossen hatte.

Der Aufenthalt vor Verdun sollte länger dauern, als man anfangs annahm. Am 2. September sprach Goethe in einem Brief an Christiane von einem Weitermarsch der Armee auf Paris und von einer baldigen Rückkehr, aber am 10. hatte sich die Lage noch nicht verändert. An diesem Tage schrieb er an Voigt:

Daß die Armee nach dem Sprunge von Longwy nach Verdun wieder stillsteht, um sich gleich einer Heuschrecke zu einem neuen Sprunge vorzubereiten, wissen Sie, und vielleicht ehe Sie diesen Brief erhalten, ist der zweite auch schon getan. Es ist höchst interessant, gegenwärtig zu sein, da wo nichts Gleichgültiges geschehen darf. Den Kriegsgang unter einem so großen Feldherrn und die französische Nation zu gleicher Zeit näher kennen zu lernen, gibt einem müßigen Zuschauer auch Unterhaltung genug. Aus dem, was ge-

schieht, zu schließen, was geschehen wird, und manchmal einen Seitenblick in die Karte zu tun, gibt dem Geiste viel Beschäftigung. Soviel ist zu sehen, daß sich die Unternehmung in die Länge zieht. Das Unternehmen ist immer ungeheuer, so groß auch die Mittel sind."

Unleugbar befanden sich die Verbündeten im Vorteil. Die Franzosen hatten empfindliche Niederlagen erlitten, und in Paris stieg die Aufregung aufs Höchste. Die Guillotine begann ihre Blutarbeit, jeden vernichtend, auf den der Verdacht der Königstreue und des geheimen Einverständnisses mit dem Feinde fiel, und unter der Parole „Das Vaterland ist in Gefahr" wurden alle waffenfähigen Bürger aufgeboten. Kurzum die Gelegenheit für einen Vormarsch auf Paris schien günstig zu sein. Trotzdem zögerte der Herzog von Braunschweig, obwohl der König von Preußen ein beschleunigtes Vorgehen wünschte. Für diesen mochten die Rettung der monarchischen Gewalt und das Bedürfnis nach einer schnellen Beendigung des Feldzuges, um die Kräfte für die Unternehmungen in Polen freizubekommen, die ausschlaggebenden Beweggründe seines anspornenden Eifers gewesen sein, während der Herzog, ein erfahrener und überlegener Feldherr, trotz der ins Wanken geratenen Disziplin im französischen Heere, ein stürmisches Vordringen für ein Wagnis hielt, vor allem, weil die Österreicher ihre Truppen nur sehr langsam zusammenzogen und ihre Waffenhilfe auch sonst die Erwartungen sehr enttäuschte. Es zeigten sich hier zwei entgegengesetzte Anschauungen, die, von einflußreichen Personen vertreten, in gleichzeitiger Wirkung leicht einen ungünstigen

Einfluß auf die kriegerischen Operationen ausüben konnten.

Schon nach dem Abmarsch aus Longwy war Goethe, als er erst den König, dann den Herzog — jeden mit seinem Gefolge — hatte vorüberreiten sehen, diese Zwiespältigkeit der Kommandogewalt zu Bewußtsein gekommen und gleichzeitig damit für ihn die Frage entstanden, welche denn von beiden Gewalten eigentlich die obere sei und im Zweifelsfalle zu entscheiden habe. Die Ungewißheit, die das Heer vor Verdun festhielt, mußte ihn in dieser Ansicht nur bestärken. Goethe zerbrach sich jedoch über die militärische Lage nicht weiter den Kopf, sondern nahm sie als gegebene Tatsache hin und suchte aus ihr so viel als möglich persönlichen Nutzen zu ziehen, indem er, wie er an Voigt schrieb, seine Erfahrungen durch die Beobachtungen der Kriegsereignisse und die Kenntnis des französischen Volkes bereicherte. Was das kriegerische Erlebnis anbelangte, so bot sich ihm in den Tagen, die er teils vor, teils in der eroberten Stadt zubrachte, eine genügende Fülle von Eindrücken, die ihm das Wesen dieses Schreckn isses enthüllten. Resümierend konnte er achtundzwanzig Jahre später seine gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassen in die Worte:

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüt eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Cha-

rakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Uber die Kenntnisse, die Goethe von der französischen Nation gewann, wäre zu sagen, daß er hier nicht ein ganz unbefangener Beobachter war. Es läßt sich nicht leugnen: er betrat den französischen Boden schon mit einem eingewurzelten Wohlwollen für das Volk, das ihn bewohnte. Und so erscheint ihm vieles in einem milderen, freundlichen Lichte. Er ist geneigt, mancher Handlungsweise eines Franzosen ein edles Motiv unterzuschieben, auch wo eine minder günstige Deutung im Bereich der Möglichkeit liegt, ja er umhüllt sogar den Selbstmord eines französischen Chasseurs, der heimtückisch einen preußischen Offizier erschossen hat, mit einem heroischen Nimbus.

Aber außer diesen Dingen beschäftigten Goethe auch noch wissenschaftliche Probleme in der Muße des Lagerlebens, und zwar diejenigen, die ihm in den letzten Jahren am nächsten lagen: die Probleme der Farbenlehre. Ein mit reinstem Quellwasser gefüllter Erdtrichter gab ihm Veranlassung, ein Phänomen „unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten!" Dieses Phänomen bestand darin, daß er an einer Scherbe Steingut, die auf dem Boden des Trichters ruhte, die schönsten prismatischen Farben gewahrte, die auch beim Umschreiten des Trichters, von allen Seiten betrachtet, unverändert blieben. Diese Refraktionserscheinung war für seine chromatischen Untersuchungen ein wertvoller Gewinn. Sie erfüllte

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig

Lithographie von Krafft nach dem Gemälde von Schroeder

Aus: v. Pflug-Harttung, Weltgeschichte, Bd. 5, Verlag Ullstein, Berlin

Die Kanonade von Valmy

Nach einem Kupferstich von Eggenave in Anlehnung an die Zeichnung von Martinet

ihn so, daß er während der Nacht, in der Verdun bombardiert wurde, es vorzog, statt die Entwicklung der Kanonade zu verfolgen, mit dem Fürsten Reuß XIV., der als österreichischer Gesandter den König ins Feld begleitete, über die Farbenlehre zu sprechen. Der Fürst wollte darüber belehrt sein, wie Goethe, den er nur als Dichter kannte, auf dieses Gebiet der Wissenschaft gekommen sei. Ohne sich durch den Kanonendonner und die aufsteigenden Feuergarben stören zu lassen, entwickelte Goethe dem aufmerksamen und teilnehmenden Zuhörer seine Gedanken, und das anregende Gespräch hörte erst auf, als die Kälte des anbrechenden Morgens die beiden in den Feuerkreis des Lagers trieb.

*

Am 11. September setzte sich die Armee wieder in Bewegung. Goethe, der die letzten Tage bei seinem Herzog in dem Dörfchen Jardin-Fontaine in der Nähe von Verdun zugebracht hatte, wurde nun wieder in das schreckliche Wetter hinausgestoßen. Die Entbehrungen eines Feldzugs — unwirtliche Gegenden, von Nahrungsmitteln entblößte Ortschaften, Kälte und Hunger — lernte er erst jetzt in vollem Maße kennen, und das Gefühl, „daß der Krieg als Vortod alle Menschen gleichmache", prägte sich ihm zum erstenmal mit greller Deutlichkeit in sein Bewußtsein ein. Doch soll er nach dem Bericht eines preußischen Artillerieoffiziers, den man allerdings als keinen glaubwürdigen Augenzeugen betrachten kann, in sehr aufgeräumter Stimmung gewesen sein, von seinem Jugend- und Studentenleben erzählt, manche Scharaden aufgegeben und kräftig beim

Gesang der Soldatenlieder mit eingestimmt haben. Glaubhafter scheint es, daß er, um sich über die Unbill der Witterung und die Strapazen zu trösten, dem Champagner fleißig zugesprochen hätte. Auf dem Marsch zog es Goethe vor, seinen Wagen zu verlassen und zu Pferde vorwärts zu kommen, aber als man Landres erreichte und das Lager aufschlug, war er froh, daß er unter der Decke des Regimentswagens Unterschlupf fand.

Der Aufenthalt in Landres währte vom 12. bis zum 17. September. Man befand sich nun am Fuße der Argonnen, deren Pässe von den Franzosen besetzt waren. Da man die Stärke der feindlichen Truppen nicht kannte, schien Vorsicht geboten zu sein. Ein österreichisches Korps unter Clerfayt erstürmte am 12. September den Hohlweg von Croix-aux-bois, den die Franzosen zwei Tage später wieder zurückzugewinnen trachteten. Die entfesselte Kanonade lockte Goethe auf die Höhe. Er schloß sich dem Major von Weyhrach an, und sie ritten beide bis zu den Vorposten. Bald darauf erschien Prinz Friedrich Ludwig Christian von Preußen mit seinem Gefolge und drängte entgegen den Vorstellungen des wachthabenden Offiziers, des Leutnants von Puttkamer aus Weimar, zum Weiterritt. Die Übrigen, unter ihnen Goethe, durften nicht zurückbleiben und mußten dem draufgängerischen Prinzen folgen. Sie waren noch nicht lange geritten, als von der Gegenseite vereinzelte Schüsse fielen. Die Lage begann gefährlich zu werden. Außerdem hätte das Schießen die Vorpostenkette alarmieren und falsche Vorstellungen im Hauptquartier erwecken können. Infolgedessen bat der

Prinz Friedrich Ludwig Christian von Preußen
Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

wachthabende Offizier Goethe, er möge auf den Prinzen einwirken und ihn zur Umkehr bewegen. Goethe übernahm die Vermittlerrolle mit dem Erfolge, daß der Prinz sein unvorsichtiges Vorgehen einsah und den kühnen Erkundungsritt aufgab.

Der Gegenangriff des französischen Generals Chazot zur Wiedereroberung des Engpasses mißlang. Aber bei der Attacke fiel auf österreichischer Seite der junge Prinz von Ligne. Der Feind wurde geschlagen, und die Wolfradtschen Husaren setzten dem an Zahl ihnen weit überlegenen Gegner durch den Paß nach und verbreiteten panischen Schrecken über das französische Heer. Dumouriez sah sich gezwungen, seine feste und vorteilhafte Stellung bei Grandpré aufzugeben. Er zog sich aufwärts der Aisne zurück und blieb mit seinen Truppen zwischen St. Menehould und Valmy stehen.

Der 18. September war wiederum ein Marschtag. Es ging über Grandpré nach dem jenseits der Aisne gelegenen Vaux les Mouron, wo man lagerte. Auf dem Zuge durch das Aisne-Tal freute sich Goethe an dem Bilde, das die buntscheckigen Reiterscharen gewährten, und wünschte einen van der Meulen herbei, der sie auf der Leinwand verewigt hätte. Je weiter man sich in das Innere Frankreichs hineinwagte, desto größere Anforderungen von Besonnenheit und Umsicht wurden an die Heeresleitung gestellt. Uneroberte Festungen wie Sedan, Montmedy, Mézières, Metz und Diedenhofen im Rücken, beschwerliche Zufuhr, unfruchtbarer Kalkboden und obendrein schlimmes Wetter — alles dies vereinigte sich, Wunsch und Hoffnung zu bestärken, daß man recht bald die gesegneten Gefilde von

Reims und Chalons erreichen möge. Aber so verlockend diese Aussicht schien, barg ein hastiger Vormarsch doch Gefahren in sich, und man versteht darum, daß der Herzog von Braunschweig zunächst die Verbindung mit Verdun wiederherstellen und Dumouriez zwingen wollte, sich hinter die Marne zurückzuziehen. Der König dagegen fürchtete, daß Dumouriez entkommen könnte, und wünschte, entgegen den Absichten des Oberbefehlshabers, so schnell als möglich eine entscheidende Schlacht. Als man darum am nächsten Tage nach Massiges marschierte und im Begriff stand, dort ein Lager aufzuschlagen, kam der Befehl, daß alles Fuhrwerk bis Maisons Champagne nördlich Massiges zurückkehren, die Armee jedoch vorrücken sollte. Goethe schloß sich zu Pferde der Leibschwadron des herzoglichen Regiments an.

Von Dunkelheit umhüllt, langte man nach einem stillen Marsch „durch das traurigste Tal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln ohne Baum und Busch“ nachts in Somme Tourbe an, wo Halt gemacht wurde. Da Goethe später als die andern eintraf, fand er schon alles im Dorfe Vorhandene requiriert und aufgezehrt. Mit hungrigem Magen sah er, wie die Emigranten in einem verglimmenden Aschenhaufen Eier zubereiteten. Das Bedürfnis, Hunger und Durst zu stillen, trieb ihn nun selbst auf die Nahrungssuche, und es gelang ihm auch, in einem Hause am Ende des Dorfes durch die Vermittlung einiger Soldaten ein paar Flaschen Wein aufzustöbern, die am Wachtfeuer mit andern Kriegskameraden geleert wurden. Dabei erneuerte Goethe die Bekanntschaft mit dem Marquis von Bombelles,

den er vor zwei Jahren als französischen Gesandten in Venedig kennen gelernt hatte, wo er eifrig bestrebt gewesen war, der Herzogin Amalie den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Der Marquis, eine sympathische Erscheinung des ancien régime, galt unter den Emigranten als künftiger Minister des Äußeren. Eine angenehme Unterhaltung mit diesem feingebildeten Diplomaten, der inzwischen mancherlei Irrfahrten erlebt hatte, verkürzte Goethe die Nacht vor dem ereignisreichsten Tage des Feldzugs.

Schon bei Morgengrauen wurde wieder aufgebrochen. Die Leibschwadron, bei der Goethe sich befand, erhielt den Befehl, über die Chaussee Verdun—Paris nach Süden vorzustoßen. Als diese überquert war, kam jedoch, von einem Adjutanten überbracht, die Ordre, daß die Vorrückenden über die Chaussee zurückkehren und in dem Vorwerk La Lune Stellung nehmen sollten. Hier zeigte sich auch wieder die Unentschlossenheit der obersten Heeresleitung. Weder der König noch der Herzog wollte die große Frage des Angriffs und seiner Folgen entscheiden. So beratschlagte und rekognoszierte jeder für sich.

Das Vorwerk La Lune erwies sich bald als sehr exponiert. Denn kaum hatte die Eskadron, wie sie meinte, im Schutze ihrer eigenen Batterie Aufstellung genommen, als unerklärlicherweise — da die feindlichen Geschütze viel zu weit entfernt waren — die Kanonenkugeln hageldicht links und rechts niederprasselten, freilich ohne Schaden anzurichten. An der Spitze der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen, fast knabenhaften Jünglings. Es war ein Sohn des

Vizepräsidenten von Bechtolsheim in Eisenach. Goethe beobachtete den kühnen Reiter, der sich fest im Sattel seines aufgeregten Pferdes hielt, und dieser Anblick weckte in ihm die Erinnerung an die niedliche und noch anmutige Mutter des Jünglings und an die friedlichen Stunden, die er an ihrer Seite verbracht hatte.

Nachdem die Ursache des unerwarteten Bombardements aufgeklärt worden war — die eigene Batterie hatte sich, verdrängt von einer feindlichen, in eine Schlucht zurückgezogen —, wurde an der nach Chalons führenden Chaussee eine neue Stellung bezogen. François Christophe Kellermann, der die französische Nordarmee befehligte, war inzwischen mit seinen Truppen zu Dumouriez gestoßen, wodurch die Widerstandskraft des Feindes eine nicht unerhebliche Stärkung erhielt. Das zeigte sich bald an der immer aufdringlicher sich bemerkbar machenden Kanonade. Wie Goethe als Student in Straßburg durch Besteigen der höchsten Turmplattform des Münsters getrachtet hatte, sich vom Schwindel zu befreien, so versuchte er es nun, das vielbesprochene Kanonenfieber aus eigener Erfahrung kennenzulernen. Er ritt zu diesem Zweck über ein zerschossenes Gelände, bis er in eine Gegend gelangte, die ihm für seine Beobachtungen besonders geeignet schien.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberspielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen des Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug, blieb sie stecken, und so ward mein törichter Versuchsritt wenigstens vor der Gefahr des Rikoschettierens gesichert.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke und Deutlichkeit: aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen kann. Bemerkenswert bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen. („Kampagne in Frankreich.")

Nur von geringen Pausen unterbrochen, währte den ganzen Tag über die gegenseitige Beschießung. Es mochten wohl hüben wie drüben je zehntausend Kugeln verschossen worden sein. Und das Resultat: man war nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Die Verbündeten standen am Rande eines ungeheuren Amphitheaters, während jenseits auf den Höhen, zu deren Füßen Teiche, Bäche, Flüsse und Moräste als vorzügliche Sicherung lagen, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Es gab zwar weder Sieger noch Besiegte, aber das friderizianische Heer hatte seinen Nimbus der Unbesiegbarkeit eingebüßt, und, umgekehrt, hatten die irregulären Truppen der Republik den Beweis erbracht, daß sie einer geschulten Armee standzuhalten vermochten. Es herrschte darob eine

niedergedrückte Stimmung, und als Goethe um die Ansicht über die Lage befragt wurde, da erheiterte er nicht wie gewöhnlich durch einen kurzen Spruch die Fragesteller, sondern sagte nur die prophetischen Worte:

Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.

Die Ernüchterung, die schon am Abend des denkwürdigen 20. September unter den Verbündeten Platz gegriffen hatte, steigerte sich nun noch, als man sich am nächsten Morgen der beschämenden hoffnungslosen Lage in aller Deutlichkeit bewußt wurde. Sehr zur Lähmung der Stimmung trug die durch den Wassermangel und die schlechte Witterung beförderte, immer mehr um sich greifende Dysenterie bei. Der herzogliche Kämmerier Wagner, der sich sorgfältig die Ereignisse des Feldzuges in einem Tagebuch aufzeichnete (diese Berichte dienten Goethe später bei der Niederschrift der „Kampagne in Frankreich" als wichtige Quelle) erzählt, daß das Blut den Kranken alle Augenblicke in dem Maße entströmt sei, „als müßten sie durch und durch geschossen sein." Die ganze Luft sei von den Exkrementen verpestet gewesen, und wenn auch dieses keine weiteren Folgen gezeitigt habe, so hätte man doch dem Übel nicht zu steuern vermocht. Besonders empfindlich machte sich ferner der Mangel an Nahrungsmitteln bemerkbar. Goethe schildert die Situation in der „Kampagne" folgendermaßen:

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers, und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt; das alles zu-

sammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr eifrig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Schokolade bestimmt sei, davon er glücklicherweise einen Vorrat mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammensparten, um sich an Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Es ist verständlich, daß unter solchen Umständen die Sehnsucht nach einem Waffenstillstand immer tiefer griff. Er schien das geeignetste Mittel zur Befreiung aus der peinlichen Lage zu sein. Aber vorläufig kam es noch zu keinem positiven Ergebnis. Man verhielt sich abwartend. Da das Hauptquartier am Abend des 21. September nach Hans-le-grand, nordwestlich von St. Menehould verlegt wurde, richtete sich auch Goethe hier ein. Durch die Ankunft der Equipage besserte sich vieles in der Umgebung des Herzogs. Das Hungern hörte auf, und wäre der Wettergott freundlicher gesinnt gewesen, so hätte man sich ganz leidlich wohlbefunden.

Die Tage abwartender Ruhe nutzte Goethe wieder auf seine Art aus. Zunächst suchte er das Gelände kennenzulernen. Bei einem solchen Rekognoszierungsritt machte er die Entdeckung, daß hier die Kartätschenkugeln auf dem Feld wüchsen. Man hatte kurz zuvor ihm eine etwa vierpfündige Kugel vorgelegt, die kein Artillerist als Geschoß anerkennen wollte. Eine nähere Untersuchung führte dazu, daß es sich um Schwefelkies handelte, der in Kristallisation übergegangen war und,

vom Zentrum ausgehend, sich strahlenförmig nach der Oberfläche zu erweitert hatte. Solcher Schwefelkies in Kugel- und Nierenform, auch in anderen weniger regelmäßigen Gestalten, fand sich in größerer Menge, so daß sich Goethe die Frage aufdrängte: „Sollten sie sich wohl in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?“ — Die Muße veranlaßte ferner Goethe, französische Schriftsteller zu lesen, die er sonst nie würde zu Gesicht bekommen haben. Und schließlich bot sich Gelegenheit, die seit Verdun unterbrochene Korrespondenz mit der Heimat wieder aufzunehmen. Er schrieb an die Herzogin Amalia einen von launigem Humor gewürzten Brief, in dem er sich über die Unwirtlichkeit der Gegend und über das üble Wetter beklagte, Jupiter einen Jakobiner schalt, mit einem spöttischen Seitenhieb Wieland die Schuld an allem Unheil zuschrieb, weil er „den König der Könige zum Demokraten“ gemacht hätte, und schloß seine Epistel mit der Botschaft, daß sich sein Fürst, „wenn er gleich, wie sein treuer Diener, an Korpulenz ein wenig abgenommen, dennoch, ja desto mehr an übrigem Wohlsein sich befestigt“ fühle. Er bedankte sich bei Christiane für das Briefchen mit dem großen Tintenklex, freute sich dessen, wie sie das Judenkrämchen zerschneide und verarbeite, und stellte ihr seine baldige Heimkehr und noch allerlei gute Sachen in Aussicht. Und in einem Briefe an seinen Freund Knebel faßte er die Ergebnisse seines Aufenthaltes im Felde in die Worte zusammen:

In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug gibt uns auf viele Zeit zu

denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann

et quorum pars minima fui.

Indem Goethe sich auf solche Weise die Zeit vertrieb, war er gleichzeitig darauf bedacht, seine Umgebung aufzumuntern. Aus Paris hatten allerlei schlimme Gerüchte den Weg nach dem Lager gefunden. Die Greuel der von Danton unter der Devise, daß nur Blut und Schrecken das Vaterland zu retten vermöchten, angezettelten Septembermorde wurden in ihren Einzelheiten bekannt, der Haß gegen das Königtum gewann immer mehr an Breite, und die drohende Absetzung des gefangenen Monarchen schien Gewißheit zu werden. Auch trafen Meldungen von der wachsenden Empörung der Bevölkerung gegen die fremden Eindringlinge ein. Ja, es hieß sogar, daß sich in der Gegend von Reims zwanzigtausend Bauern zusammengerottet hätten, um mit Heugabeln und Äxten bewaffnet gegen die Verbündeten loszubrechen. Dergleichen Nachrichten bildeten abends das Gesprächsthema im Zelt des Herzogs und gaben Anlaß zu Bedenken und Sorgen. Um nun die Anwesenden, wenn auch nicht zu erheitern, so doch wenigstens von trüben Gedanken abzulenken, erzählte Goethe geschichtliche Begebenheiten, die in ihrer Parallele zu der gegenwärtigen mißlichen Lage ermutigend wirken sollten.

Inzwischen waren die Waffenstillstandsverhandlungen Tatsache geworden. Die Vorposten beider Heere hatten Beziehungen miteinander angeknüpft, die ausgehungerten Deutschen erhielten von den Franzosen Viktualien,

mußten aber auch gleichzeitig damit Flugblätter annehmen, die das Heil der Freiheit und Gleichheit in begeisterten Tönen priesen. Unterdessen verhandelten die Generale Manstein und Heymann in Dampierre, dem französischen Hauptquartier, mit Dumouriez. Auf deutscher Seite hoffte man Dumouriez zum Anschluß an die Verbündeten zu bewegen; letzterer dagegen ging darauf aus, die Preußen von den Österreichern zu trennen. So schleppten sich die Verhandlungen bis zum 27. September resultatlos hin, während sich die Lage im Heere der Verbündeten immer mehr verschlimmerte, die Franzosen dagegen Zeit zur Heranziehung neuer Truppen und Befestigung ihrer Stellung gewannen. Vielleicht würde noch irgendeine Einigung erzielt worden sein, wenn nicht am 28. September ein von Lucchesini abgefaßtes Manifest, das die Freilassung und Wiedereinsetzung des Königs forderte, die Möglichkeit des Abschlusses einer Konvention gänzlich vereitelt hätte. Die Verhandlungen wurden abgebrochen und die Feindseligkeiten konnten jeden Augenblick wieder aufleben. Im Hauptquartier der Verbündeten hielt man es jedoch für ratsam, das geschwächte Heer einer solchen Kraftprobe nicht auszusetzen, und ordnete den Rückzug an.

*

Am Abend des 29. September setzte die rückläufige Bewegung der Armee ein. Nicht ohne Sorgen vollzog sich dieser nächtliche Marsch durch das von der harten Kriegsfaust verwüstete Gelände, das jetzt beim Schein des aufgegangenen Vollmondes gespenstisch hell

leuchtete; denn die Befürchtung lag nahe, daß der Feind dem Abzug der Truppen nicht gelassen zusehen würde. Wäre jedoch ein Angriff erfolgt, so hätte es nach der Ansicht derer, die mit der Gegend vertraut waren, keine Rettung gegeben. Aber die gefürchtete Störung blieb glücklicherweise aus. Als zu kurzer Rast Zelte aufgeschlagen wurden, versuchte Goethe, gleich den übrigen zu schlafen. Allein ein schnarchender Nachbar beraubte ihn dieser Erholung, und so trat er „vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr." Der Mond hatte die ganze Landschaft mit seinem Silberlicht übergossen; die weißen Wagenbedeckungen, die gelben Weizengarben, die man zu Schlafstätten ausgebreitet hatte, und die Schimmel warfen das Licht strahlend hell zurück. Es war ein Bild des größten Malers würdig.

In Tag- und Nachtmärschen, die nur hin und wieder eine kurze Rast vergönnten, da immer noch nicht alle Gefahr überstanden war, marschierte man in derselben Richtung zurück, aus der man so hoffnungsfroh und siegesgewiß den Vorstoß in das Innere Frankreichs unternommen hatte. Der Herzog führte die Avantgarde und deckte die Bagage. Doch kam man nur langsam vorwärts, weil Train und Armee zusammenbleiben und gleichen Schritt mit den ebenfalls im Rückzug begriffenen und links von den Preußen marschierenden Österreichern und Emigranten halten sollten. Die Marschroute war: Rouvroy-sur-Dormoise, Vaux-les-Mourdon, Übergang über die Aisne, Grandpré, Buzancy, Übergang über die Maas, Consenvoye,

Verdun. Wiederum hatten die Truppen unter entsetzlichen Witterungsverhältnissen zu leiden. Die Wege waren stellenweise so durchweicht, daß Goethes mit vier Pferden bespannte Halbchaise fortwährend im Schlamm steckenblieb, was ihn einmal sogar zwang, den von sechs Pferden gezogenen Küchenwagen zu besteigen. In diesem, von Lebensmitteln nicht ganz entblößten Wagen vertiefte er sich, mit einer verdrießlichen Küchenmagd den Raum teilend, in Gehlers „Physikalisches Wörterbuch", bis auch dem Küchengespann die Kraft ausging. Da bestieg er, die Physik seiner mürrischen Gesellschafterin überlassend, ein Pferd mit dem Vorsatz, einen Wagen nicht wieder zu benutzen.

Es fehlte nicht an traurigen Bildern mannigfaltiger Art. Namentlich Grandpré bot einen schrecklichen Eindruck. Man hatte das Schloß hier in ein Krankenhaus verwandelt, aber es reichte bei weitem nicht für die Kranken aus. Der Ort war, wie der Kämmerier Wagner berichtet, „wegen des vielen Unflats von den Kranken wie verpestet." Und doch konnten nur einzelne mitgenommen werden. Die übrigen mußte man, auf die Menschenfreundlichkeit des Feindes vertrauend, zurücklassen. Geplünderte oder niedergebrannte Dörfer, die Leiden der eingeborenen Bevölkerung unter den Requisitionen und manches bemitleidenswerte Elend zeigten sich den Augen des teilnehmenden Beobachters. Goethe sah das alles mit tief erschüttertem Gemüt, und wo er lindernd einzugreifen vermochte, sei es, daß er eine rücksichtslose Requisition verhinderte, oder sei es, daß er den vom Schicksal hart Betroffenen Mut und Trost zusprach, da waltete er dieses Amtes mit menschen-

freundlicher Gesinnung. Seine Stimmung während des Rückzugs spiegelt sich vielleicht am deutlichsten in den Worten aus der „Kampagne“ wider:

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselte doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein, unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man.

In diese Tage fiel eine Begegnung Goethes mit dem Herzog von Braunschweig. Er war schon in Schlesien mit ihm zusammengetroffen, aber der Herzog hatte ihn weder dort, noch im Hauptquartier Hans-le-grand näher beachtet. Jetzt auf offener Landstraße redete der Feldherr ihn an und äußerte, es täte ihm leid, daß er den Dichter in dieser unangenehmen Lage sehe, aber er sei ihm in dem Sinn erwünscht, als er einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr wisse, der bezeugen könne, daß man nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden sei, worauf Goethe „etwas Schickliches“ erwiderte, dem Herzog seine Teilnahme zu der Krankheit seines Sohnes ausdrückte und ihm selbst eine ungestörte Gesundheit wünschte.

Die letzte Strecke des Weges konnte Goethe wieder in seinem bequemen Wagen verbringen. Allerdings mußte er den Raum des Schlafwagens mit zwei Ruhrkranken, einem weimarischen Junker und dem herzoglichen Kammerdiener teilen, die auf Geheiß Karl Augusts durch den Kämmerier Wagner mit einem Empfehlungsschreiben an den Kommandanten nach Verdun geschickt wurden. Trotz der damit verbundenen

Ansteckungsgefahr half sich Goethe mit einem blinden Fatalismus über die Lage hinweg.

Kurz vor Verdun erlebte er die Freude, seinen Diener Götze mit der von ihm schon verloren geglaubten Halbchaise samt allen Habseligkeiten anzutreffen. Er hatte den Wagen, ein Geschenk des Herzogs, trotz vieler Beschwerlichkeit über die Aisne geschleppt und erreichte nun, nach mancherlei Mühsal, fast gleichzeitig mit seinem Herrn den Bestimmungsort. Leider sollte der Aufenthalt in Verdun, das Goethe, beglückt durch die Wiedergewinnung seines Fuhrwerks, am 9. Oktober frohgemut erreichte, nur von kurzer Dauer sein. Kaum hatte er sich bei einem französischen Edelmann, dem Ludwigsritter Baron Manonelle einquartiert und in der Frühe des nächsten Tages unter der Führung eines Knaben einen Spaziergang durch die Stadt gemacht, als der Gouverneur Baron de Courbière durch eine Ordonnanz wissen ließ, daß man sich in Sicherheit bringen möge, da die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden geräumt werden müsse. Diese Nachricht verbreitete nicht wenig Schrecken, hatte man sich doch in die Hoffnung gewiegt, die Verbündeten würden Verdun und Longwy behalten, ja noch einige Festungen dazu erobern, um sichere Winterquartiere zu beziehen.

Ohne geschlafen zu haben, wurde um drei Uhr nachts aufgebrochen. Dabei bot sich Goethe ein zur Teilnahme herausforderndes Bild. Während seine Chaise wegen des Gedränges der aufgefahrenen Krankenwagen halten mußte, schritt sein Hauswirt — einer der Notabeln des Jahres 1787 — mit seinem Diener, der ein Bündelchen auf dem Stocke trug, stolz und

ohne zu grüßen an ihm vorüber: das verkörperte Symbol des Schicksals Tausender, die, Haus und Hof im Stiche lassend, einer ungewissen Zukunft sich anvertrauten.

Noch lange behindert durch das Gewirr und Gewimmel unzähliger Fußgänger und Karosserien verschiedener Art, auf grundlosen Wegen, zuweilen über gestürzte Pferde hinwegfahrend, an Wiesen vorüber, auf denen Roßkadaver lagen, ging es nach Etain, wo man gegen Mittag anlangte. Goethe trat in ein Haus am Markt und konnte von hier aus, den Platz überschauend, die Rückzugsschrecken in ihrer ganzen erbarmungswürdigen Gestalt beobachten.

Aller Art Fußgänger, Uniformierte, Marode, gesunde, aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder, drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner, hunderterlei eigenes und requiriertes Gepferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte weggenommene Herden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigranten, vielfarbig lackiert, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Not entstand aber da, wo die den Markt füllende Menge in eine zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnismäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Ähnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiter fließen soll („Kampagne in Frankreich").

Zu gleicher Stunde hatte Goethe zwei seltsame Er-

lebnisse. Bei dem einen handelte es sich um eine ergreifende Familienszene, der er durch Zufall beiwohnen durfte. Die braven Leute, bei denen er Rast hielt, gehörten zur royalistischen Partei. Auf ihre Bitten war der Sohn, der mit seinen Sympathien auf Seiten der Revolutionäre stand, in die Heimat zurückgekehrt. Widerstrebend dem Ruf folgend, mußte er gerade in einem Augenblick kommen, da die Emigranten eine Niederlage erlitten hatten, und ihm selbst nun das Los der Verbannung aus dem geliebten Vaterlande und der Trennung von dem Vaterhause winkte. Kaum war Goethe Zeuge des herzergreifenden Abschieds zwischen Eltern und Sohn gewesen, als sich eine andere Szene ereignete. Ein Haufen Bauern, darunter Frauen und Kinder, stürzte wehklagend in die Stube und warf sich ihm zu Füßen. Sie klagten und jammerten darüber, daß man ihnen ihr schönes Vieh entführe, und flehten um Hilfe. Ein weimarischer Husar, namens Liseur, der durch seine Findigkeit und Gewandtheit während des Feldzugs Goethe häufig Anlaß zum Gelächter gegeben hatte, flüsterte in diesem Augenblick ihm zu, er habe ihn für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirtung zu finden. Der angebliche Schwager des Königs befand sich in einiger Verlegenheit. Er wußte sich nicht besser zu helfen als dadurch, daß er mehr pantomimisch als mit Worten die guten Leute mit zweifelhafter Hoffnung entließ. Liseurs Dreistigkeit sollte sich aber noch von Vorteil für Goethe erweisen; denn bei finsterer Nacht in Spincourt verschaffte er ihm, indem er ihn wieder als Schwager des Königs ausgab, ein gutes Bett, das

bereits von Emigranten belegt worden war, die es nun ehrerbietig räumten.

Über Longwy und Arlon den Weg nehmend, wurde am 14. Oktober Luxemburg erreicht. Hier konnte Goethe endlich sich eine etwas längere Rast gönnen. Er besichtigte sehr genau die Altstadt mit ihren Bastionen und Redouten, die er gern nach der Natur gezeichnet hätte, wenn nicht das Zeichnen an und in den Festungswerken verboten gewesen wäre. So begnügte er sich damit, in seine stille, dem Alltagsgeräusch abgewandte Klause heimgekehrt, nach dem Gedächtnis die Eindrücke „aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend, das Andenken eines höchst seltsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten". In diesem, ihm höchst willkommenen friedlichen Asyl bot sich ihm endlich wieder Muße zu geistiger Arbeit und zum Nachdenken über das Vergangene. Er brachte die mitgebrachten Manuskripte zur Farbenlehre in Ordnung und führte die in Verdun begonnene Korrespondenz zu Ende. Die Mutter, Christiane, Meyer, Herders, Bertuch und Voigt wurden mit teils längeren, teils auch nur ganz kurz gehaltenen Nachrichten bedacht. Meyer bekam einige Instruktionen wegen des Hausbaus, Christiane wurde die baldige Heimkehr angekündigt, und Voigt gegenüber sprach sich Goethe rückhaltlos über den mißlungenen Feldzug aus. Man begreift, wenn er in Luxemburg sein Kriegs- und Reisetagebuch nicht anrühren mochte, da der unglückliche Verlauf des Unternehmens nur „immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zu neuem Aufregen der Sorge" gab. Liest man jenen Brief an Voigt, so

fühlt man die ganze Schwere des Erlebten, die sich knapp in den Worten ausdrückt:

Es läßt sich viel über das alles sagen, es wird viel gesagt werden, und doch wird ein großer Teil dieser sonderbaren Geschichte ein Geheimnis bleiben. Von den Hindernissen, die durch Witterung und Wege entstanden sind, hat niemand einen Begriff, als wer mitgelitten hat. Wir haben in diesen sechs Wochen mehr Mühseligkeit, Not, Sorge, Elend, Gefahr ausgestanden und gesehen als in unserem ganzen Leben.

Und wenige Zeilen später zieht er das Fazit der gesamten Kampagne in Frankreich, indem er schreibt:

Dieser Feldzug wird als eins der unglücklichsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Welt eine traurige Gestalt machen.

Siebentes Kapitel

Besuche in Pempelfort, Duisburg und Münster

(22. Oktober bis 16. Dezember 1792)

Als Goethe am 22. Oktober Luxemburg verließ, nach den mütterlichen Fleischtöpfen sich sehnend, um, wie er an Herders schrieb, „dort wie von einem bösen Traum zu erwachen", der ihn „zwischen Kot und Not, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aasern und Scheißhaufen gefangen hielt", ahnte er noch nicht, daß ihm der Weg dorthin durch Custine, der an diesem Tage Frankfurt besetzte, nachdem tags zuvor Mainz in seine Hände gefallen war, versperrt werden würde. Frohgemut näherte er sich Trier, und noch einmal tauchte das Monument von Igel, im herbstlichen Sonnenschein glänzend, vor ihm auf. Diesmal widmete er ihm eine gründlichere Besichtigung. Er machte sich Notizen, und als er in Trier, durch einen leichten Ruhranfall an das Zimmer gefesselt — er wohnte wieder bei dem Kanonikus, der ihm schon bei der Hinreise Quartier geboten hatte —, mehrere Tage verweilen mußte, arbeitete er seine über das Monument niedergeschriebenen Bemerkungen durch und feierte auf diese Weise im Stillen den Geburtstag der

Herzogin-Mutter (24. Oktober), woraus sich für ihn die Anregung ergab, „ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen und die sämtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren". Daneben redigierte er seine chromatischen Aufzeichnungen, zeichnete Figuren zu den Farbentafeln und las die neuesten Journale, die ihm ein Schullehrer namens Johann Hugo Wyttenbach überbrachte. Aus dem Verkehr mit dem jungen Pädagogen ergaben sich anregende Unterhaltungen. Dieser war, wie einige Wochen vorher der Fürst Reuß, ebenfalls darüber höchst verwundert, daß Goethe so wenig von der Poesie wissen wollte und ganz in den Betrachtungen der Natur aufzugehen schien. Die Gespräche lenkten sich auch auf Kant und zwar auf die Ansichten des Königsberger Philosophen über das Verhältnis von Natur und Kunst zueinander, und hier konnte Goethe, der sich mit diesen Dingen viel beschäftigt hatte und der „Kritik der Urteilskraft" wertvolle Anregungen und Aufschlüsse verdankte, sehr beredt seine Anschauungen zur Geltung bringen. Wyttenbach war in der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt trefflich bewandert. Er vermochte darum bei gemeinsamen Spaziergängen Goethe auf die wichtigsten Bauten aufmerksam zu machen und deren Entstehung zu erläutern. Von den frühen Architekturdenkmalen imponierten ihm die Reste des unter Trajan geschaffenen Amphitheaters, an dem er die weise Verbindung großer Zwecke mit mäßigen Mitteln bewunderte, wie überhaupt alles, was irgendwie im Zusammenhang mit der Kultur der Antike stand, leicht seinen Beifall herausforderte, während er dagegen

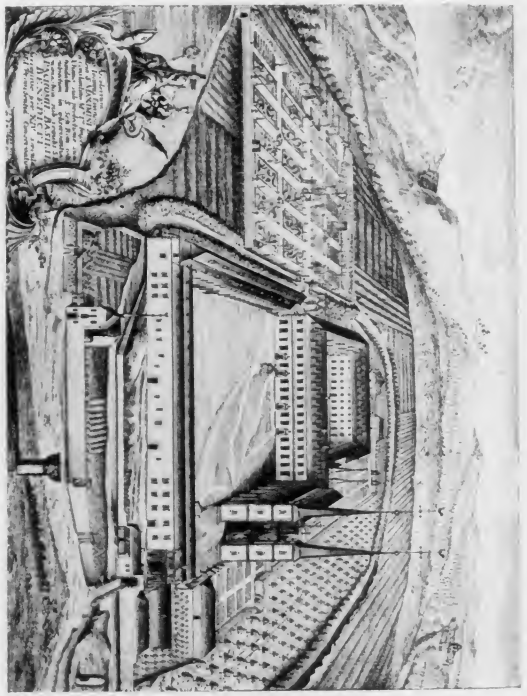
für die romaniſchen und frühgotiſchen Bauwerke, wie ſie gerade hier durch die Kirchen eindrucksvoll repräſentiert wurden, gar kein Verſtändnis aufbrachte. Sie ſprachen, ſeiner Anſicht nach, nicht zum gebildeten Sinn. Der Freund klaſſiſchen Altertums betrachtete dieſe chriſtlichen Bauten auf einem ehemals den heidniſchen Göttern geweihten Boden mit gemiſchten Gefühlen, und leiſe Ironie diktiert ihm folgendes Epigramm in das Notizbuch:

Trieriſche Hügel beherrſchte Dionyſos, aber der Biſchof
Dionyſius trieb ihn und die Seinen herab;
Chriſtlich lagerten ſich Bacchantenſcharen im Tal,
Hinter die Mauern verſteckt üben ſie alten Brauch.

Es liegt zugleich in dieſen Verſen eine Anſpielung auf die weinfrohen Mönche der um und in Trier gelegenen zahlreichen Klöſter. Eines derſelben, die Benediktinerabtei St. Maximin, lernte Goethe aus eigener Erfahrung kennen. Hier hatte Karl Auguſt Wohnung genommen und hier gab er dreien der vornehmſten geiſtlichen Herren große Tafel, zu der er ſeinen Miniſter hinzuzog. Goethe bewunderte das weitläufige, wahrhaft fürſtliche Gebäude, deſſen Zimmer auf das koſtbarſte ausgeſtattet waren. Und als Liebhaber eines guten Tropfens ließ er ſich auch die geräumigen Keller zeigen. Er konnte dabei feſtſtellen, daß in den letzten Monaten manches Stückfaß geleert worden war, denn es lagen deren viele auf dem Hof.

Goethe weilte bis zum 31. Oktober in Trier. Inzwiſchen hatte ſich die Lage der Preußen ſehr bedrohlich geſtaltet. Von den 40 000 Mann, die zwei Monate zuvor ins Feld gerückt waren, mochten nur noch etwa

Hugo Johann Wyttenbach
Nach einer Lithographie von Dirks
(Stadtbibliothek Trier)



Das Kloster St. Maximin bei Trier
Nach einem alten Kupferstich
(Stadtbibliothek Trier)

10 000 als gefechtstüchtig gelten. Die übrigen lagen in Lazaretten oder hatten durch Hunger und Krankheit so gelitten, daß sie für ernsten Widerstand nicht mehr in Betracht kamen. Andererseits folgten die Franzosen den Rückzüglern mit ziemlicher Eile. Ja, einige waren sogar so vorwitzig, in bedeutender Anzahl mit Kanonen sich Trier zu nähern. Das erfuhr der weimarische Leutnant von Fritsch und, mit etwa dreißig Husaren dem Feinde entgegensprengend, setzte er diesen durch die unerwartete Wachsamkeit derartig in Erstaunen, daß er trotz seiner Übermacht sich zurückzog. Der mutige Leutnant erhielt dafür den Militärverdienstorden. Bei weitem mehr Gefahr als von diesen feindlichen Verfolgern drohte von dem Vorrücken des Grafen Custine, insofern, als dadurch das preußische Heer von seiner Heimat abgeschnitten werden konnte. Der General hatte mit seiner ungefähr 18 000 Mann zählenden Vogesenarmee, ohne hartnäckigen Widerstand zu finden, in den oberen Rheingegenden operiert, hatte Speyer, Worms, ja sogar Philippsburg jenseits des Rheines erobert und schließlich die starke Festung Mainz mit Hilfe der darin lebenden französischen Partei genommen. Als man nun gar vernahm, daß Frankfurt besetzt worden sei, lag die Vermutung nahe, er würde auf Koblenz vorstoßen und dadurch das Schicksal der Preußen besiegeln. Deswegen erschien es notwendig, so schnell wie möglich feste Stellungen auf dem rechten Rheinufer einzunehmen.

Goethe sah infolge dieser Wendung der Ereignisse seine Dispositionen über den Haufen geworfen. Der Plan, Ende des Monats die Mutter wiederzusehen,

mußte fallen gelassen werden. Es blieb nur noch die Möglichkeit, über Koblenz und Marburg den Heimweg zu nehmen. Während Goethe noch hin und her erwog, was er tun wolle, traf ein verspäteter Brief seiner Mutter ein, in dem sie anfragte, ob er bereit sein würde, die durch den Tod ihres Bruders freigewordene Ratsherrnstelle anzunehmen, wenn das Los ihn dazu bestimme. Goethe war nicht wenig betroffen. Diese unerwartete Botschaft konnte zu keiner ungelegeneren Zeit kommen. Aber sie weckte in ihm freundliche Erinnerungen an die Kindheit, zauberte ihm Bilder vor, die ihn in den großväterlichen Garten mit seinen rotbäckigen Pfirsichen und herrlichen Rosen versetzten, die ihn den ehrwürdigen Ahnherrn selbst in seiner Schultheißwürde mit der goldenen Kette auf dem Thronsessel unter dem Bilde des Kaisers erschauen ließen und die ihn auch den jüngst verstorbenen, das Vermächtnis seines Vaters wahrenden Oheim, sowie die Stunden in dem ererbten Hause vergegenwärtigten. Er dachte ferner an ehrgeizige jugendliche Vorstellungen, die ihm vorgeschwebt und als erstrebenswertes Ziel den Aufstieg zum Ratsherrn, Schöffen und Bürgermeister vorgegaukelt hatten. So verlockend die dargebotene Aussicht erscheinen mochte, versetzte sie ihn doch, betrachtete er seine gegenwärtige Stellung und das Glück, das ihm durch die Gunst eines ausgezeichneten Fürsten beschieden war, in einen Zwiespalt, der bei reiflicher Überlegung kaum anders als mit einer Ablehnung des ehrenvollen Anerbietens gelöst werden konnte. Allein schon jetzt bei der Ungeklärtheit der Lage und der Ungewißheit der allernächsten Zukunft eine Erklärung zu geben, war

ihm unmöglich. Und so schob er die endgültige Antwort auf, umsomehr als er glaubte, daß die Franzosen bald Frankfurt verlassen und dadurch ihm Gelegenheit geben würden, seine Entscheidung der Mutter persönlich zu überbringen.

Der Herzog hatte ein Schiff gemietet, um die Kranken, die einen Transport über Land nicht vertrugen, nach Koblenz bringen zu lassen. Dieser Wasserweg lockte Goethe. Er bestieg am 1. November mit dem Platzkommandanten von Frankfurt, Major von Raden, und seinem Diener ein Boot und fuhr flußabwärts dem Ziele zu. Die mannigfaltigen Aussichten der Moselandschaft — anmutige, von terrassenförmigen Weinbergen umrahmte Dörfer, abwechselnd mit schroffen Felswänden, die der schlangenartig sich windende Strom bald vorn, bald rückwärts, wie gewaltige Kulissen, dem auf seinem Rücken Dahingleitenden enthüllte — verliehen in ihrem spätherbstlichen Farbenschmuck der Kahnfahrt einen besonderen Reiz. Allein sie entbehrte auch nicht der Gefahr; der Fährmeister mußte zuweilen seine ganze Kraft und Gewandtheit anwenden, um die stellenweise reißenden Stromschnellen zu bewältigen. Schon näherte man sich bei eingetretener Dunkelheit Trarbach, als ein wütender Sturm die Reisenden überfiel und das Wasser so aufpeitschte, daß eine Welle nach der andern über den Kahn schlug. Bei der Finsternis konnte selbst der erfahrene Bootlenker sich nicht orientieren. So fuhren die vier Insassen im Ungewissen, jeden Augenblick einer Katastrophe gewärtig, von Wind und Wasser belästigt, stromab, bis endlich ein Licht ihnen eine menschliche Behausung verhieß. Sie landeten in

Trarbach, wo ein junger Kaufmann sie gastlich aufnahm, bewirtete und am andern Morgen mit Matratzen für die Weiterfahrt ausstattete. Noch bei Tage erreichten sie Koblenz, trotz der nächtlichen Abenteuer froh darüber, den Wasserweg eingeschlagen zu haben, der im Vergleich zu der stockenden und überall gehinderten Landfahrt das geringere Übel zu sein schien.

*

Seit seiner Sommerreise im Jahre 1774, die ihn mit Lavater und Basedow rheinabwärts geführt hatte, war Goethe in dieser Gegend nicht gewesen. Erinnerungen an verklungene Tage stiegen in ihm auf, als er auf dem jenseitigen Ufer Ehrenbreitstein gewahrte, Erinnerungen an Mama La Roche, an deren liebliche Tochter Maximiliane und an die empfindsamen Kongresse, die so erbauungsreiche Stunden ihm bereitet hatten. Die Sehnsucht, die geliebte Stätte zu besuchen, regte sich in ihm. Aber bei dem Fluchtgefühl, das ihn vorwärts trieb, fürchtete er jede unnötige Verzögerung, und so begnügte er sich damit, nur lange hinüberzuschauen, „friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk".

Das Regiment des Herzogs rüstete sich zu bevorstehenden Operationen auf dem rechten Rheinufer. Sollte sich Goethe diesem Feldzug, der auf dem heimatlichen Boden sich abspielen würde, als treuer Begleiter seines Fürsten anschließen? Nein, er hatte das Kriegführen satt. Es zog ihn fort aus diesen unerquicklichen Zuständen, aus dieser „fremden, gewaltsamen Welt" in

eine andere mehr befriedigende Umgebung. Rheinabwärts lag Düsseldorf und nahe davon Pempelfort. Dort lebte Fritz Jacobi mit den Seinen. Zu ihnen, den Freunden seiner Jugend, fühlte er sich getrieben. Er erbat sich darum Urlaub von seinem Herzog und schiffte sich, nur begleitet von seinem Diener Götze und einem blinden Passagier, der sich gelegentlich als Ruderer zu betätigen versprach, am 4. November aufs neue ein.

Auch diesmal sollte die Kahnfahrt nicht ohne Abenteuer verlaufen. Zunächst zeigte es sich bald, daß das Boot leckte. In der Eile der Abfahrt hatte Goethe nicht bedacht, daß die Schiffer zu solchen weiteren Fahrten alte Kähne zu nehmen pflegten, die sie dann am Ziel als Brennholz verkauften. Nachts verlangte der blinde Passagier ans Ufer gesetzt zu werden. Da er sich mit dem Fährmann über die Landungsstelle nicht einigen konnte, entspann sich zwischen beiden ein Streit, der dazu führte, daß der Fährmann ins Wasser stürzte und nur mit Mühe wieder herausgezogen wurde. Bei der herrschenden Kälte wünschte der Schiffer, es möge gelandet werden, damit er sich trocknen und wärmen könne. Infolgedessen wurde bei Bonn ans Ufer gefahren. Während nun der zu einem unfreiwilligen Flußbad Gekommene die nächste Schifferkneipe aufsuchte und Götze ihn dorthin begleitete, blieb Goethe im Boot, um zu schlafen. Gewöhnt an die Strapazen der letzten Wochen und das nächtliche Lager unter freiem Himmel, schlief er auch in der Tat ein, bis eine unliebsame Überraschung ihn weckte. Obwohl man den Kahn ziemlich weit aufs Land hinaufgezogen hatte, war das Wasser

doch eingedrungen und hatte den Schläfer und seine Habseligkeiten durchnäßt. Nun sah er sich gleichfalls gezwungen, in der Kneipe Zuflucht zu suchen und seine Kleider zu trocknen. Mit anbrechendem Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, doch erst bei Dunkelheit konnte Düsseldorf erreicht werden, von wo sich Goethe sofort nach Pempelfort bringen ließ.

Fritz Jacobi lag gerade, vom Kopfweh geplagt, auf dem Kanapee, während seine Halbschwester Helene ihm vorlas, als ein Fremder angemeldet wurde. Jacobi glaubte, es sei ein Kriegsrat, den er auf seiner letzten süddeutschen Reise kennengelernt hatte und der ihm mit seinem leeren Geschwätz häufig zur Last fiel. Bei seinem jetzigen Befinden war ihm dieser Besuch noch weniger als sonst erwünscht, weswegen er sich auch verleugnen lassen wollte. Doch kaum hatte sich Lene entfernt, um dem Gast zu sagen, daß ihn ihr Bruder krankheitshalber nicht empfangen könne, als die Stimme des Fremden schon auf der Treppe ertönte. Jacobi erkannte sie gleich. „Goethe!" rief er aus, und im nächsten Augenblick lagen sich die Freunde in den Armen.

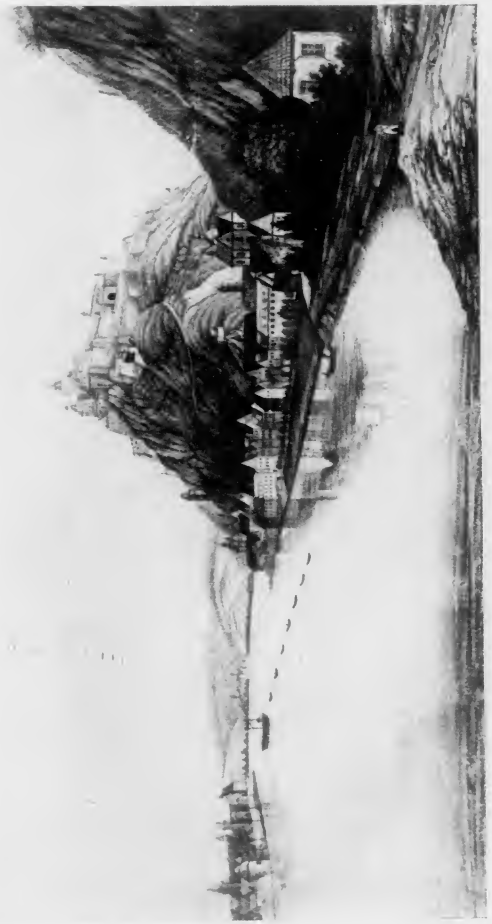
Das letzte Mal hatten sie sich in Weimar gesehen. Seitdem waren acht Jahre verflossen. Bei jener Zusammenkunft war das Freundschaftsverhältnis, auf das sich inzwischen mancher trübe Schatten gelagert hatte, von neuem gefestigt worden. Mochten ihre Meinungen über Spinoza noch so auseinandergehen und mochten überhaupt ihre Ansichten häufig nicht übereinstimmen, so tat das doch den reinen freundschaftlichen Gefühlen beider zueinander keinen Abbruch mehr. Jacobi trug dem Jugendfreunde die Kränkung, die er ihm einst

durch die Verhöhnung des „Woldemar" angetan hatte[1]), nicht nach, und Goethe war längst zu der Erkenntnis gekommen, daß es einen ihn treuer liebenden und ihm ehrlicher wohlgesinnten Menschen als Jacobi kaum gäbe. Die Briefe, die in den Jahren nach der Aussöhnung zwischen Weimar und Pempelfort hin- und hergingen, bezeugen das. Und es kam noch eins hinzu: Jacobi repräsentierte für Goethe den Gebildeten seiner Zeit in einer Vollendung, wie sie sich nur noch in Herder verkörperte. Er konnte mit ihm über alles reden und korrespondieren, einerlei ob es sich auf Literatur, bildende Kunst oder Philosophie bezog. Nur die Naturwissenschaft schaltete aus. Seine Worte über diese Dinge fanden bei Jacobi keine Resonanz. Jedes in seiner Werkstätte entstandene Buch wurde darum zur Begutachtung dem Pempelforter Freunde vorgelegt, und dieser sprach Lob und Tadel je nach Empfinden freimütig aus. Wie er dem „Faust" seine uneingeschränkte Begeisterung zollte, den „Tasso" trotz einiger Bemängelung der Charaktere, mit Ausnahme der Prinzessin, als das Werk pries, in dem der Dichter, „als Mann von Gefühl und als speculativer Kopf" am größten erscheine, so wenig konnte er sich für den „Groß-Cophta" und die ihm fern liegenden naturwissenschaftlichen Untersuchungen erwärmen. Anderseits hielt auch Goethe bei der Beurteilung der philosophischen Schriften mit seiner offenen Ansicht nicht zurück. So schrieb er nach der Lektüre von Jacobis Schrift „Über die Lehre des Spinoza" aus Ilmenau am 5. Mai 1786:

[1]) Vgl. Bd. 4, S. 257 ff. dieser Biographie.

Dein Büchlein habe ich mit Anteil gelesen, nicht mit Freude. Es ist und bleibt eine Streitschrift, eine philosophische, und ich habe eine solche Abneigung vor allen literarischen Händeln, daß Raphael mir einen malen und Shakespeare ihn dramatisieren könnte und ich würde mich kaum daran ergötzen, was alles gesagt ist. Du mußtest diese Bogen schreiben, das sehe ich und erwartete ich, nur hätte ich gewünscht, die Species facti wäre simpler vorgetragen, alles Leidenschaftliche dabei kann ich nicht billigen, und die vielen Um- und Anhänge tun auch nicht gut, wenn man kämpft. Je knapper je besser. Du wirst sagen, es ist meine Manier, jeder hat die seine! Gut, ich muß es geschehen lassen.

In dem Urteil über Spinoza gingen die Meinungen der Freunde, wie gesagt, weit auseinander. Jacobi sah in der Lehre des großen jüdischen Philosophen nichts andres als einen Atheismus, während Goethe dies durchaus bestritt und im Gegenteil den angeblichen Gottesleugner für einen tiefen Gottesverehrer hielt und ihn als den allerchristlichsten Philosophen pries. Je mehr er sich in das Studium der Lehre Spinozas vertieft und seine Gedanken über sie mit Herder ausgetauscht hatte, war es ihm zu Bewußtsein gekommen, wie sehr sie mit seiner ganzen Denkungsart übereinstimmte. Und seine naturwissenschaftlichen Forschungen, die ihm die Einheitlichkeit alles Seienden und das damit im Zusammenhang stehende Urgesetz der Entwicklung, wie es sich ihm in der Metamorphose der Pflanze zeigte, deutlich offenbarten und die ihn ferner in dieser Einheit des Seins göttliches Walten erkennen ließen, mußten ihn in dem Glauben an die Richtigkeit und Wahrheit des Pantheismus nur noch bestärken. Da aber Jacobi bei seiner Betrachtung ganz vom Metaphysischen ausging, Goethe dagegen das göttliche Wesen



Der Rhein mit der Festung Ehrenbreitstein

Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Malers aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts (Städtisches Museum in Coblenz)

Das Haus der Fürstin Gallitzin in Münster
(Aufnahme Rohr, Platte des Landesmuseums zu Münster)

„nur in und aus den rebus singularibus" zu erschauen vermochte, konnten sie sich in dieser Hinsicht nicht verstehen. Daß diese Verschiedenheit der Auffassung keineswegs die Freundschaft zu beeinträchtigen brauchte, wird in demselben Schreiben, das seine Kritik der Jacobischen Schrift enthält, durch die Worte bestätigt:

Übrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann, ohne deiner Meinung zu sein, denn wie wir voneinander abstehen, hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst ersehen.

Goethe hatte anfangs wohl nur die Absicht, kurze Zeit — vielleicht eine Woche — in Pempelfort zu bleiben, denn immer noch stand der Besuch seiner Mutter auf seinem Rückreiseplan. Aber aus der einen Woche wurden vier Wochen. Er fühlte sich so wohl in dem Hause des Freundes, daß er nach der eben überwundenen unruhigen und entbehrungsreichen Zeit hier, in der friedlichen Stille eines behaglichen Heims und in der Umgebung lieber Menschen, erst wieder den Pendelschlag des Lebens angenehm fühlte. Natürlich mußte Goethe von seinen Kriegserfahrungen berichten, und diese boten ihm reichlichen Stoff zur Erzählung. Von den traurigen Bildern der jüngsten Vergangenheit wandte man sich zu einem erquicklicheren Thema: der Literatur. Man bat den Dichter vorzulesen. Er holte einige Hefte hervor und las aus einem wunderlichen Romanfragment: „Die Reise der Söhne Megaprazons"[1]). Kaum hatte er jedoch einige Abschnitte vorgetragen, als er merkte, daß es an der richtigen Teilnahme fehlte.

[1]) S. Seite 304 ff. Näheres über dieses Fragment.

So überließ er denn die ſechs reiſenden Brüder ihrem Schickſal und das Manuſkript desgleichen. Man drückte ihm „Iphigenie“ in die Hand. Allein nur ungern gab er dem Wunſch nach und las; denn er fühlte ſich dem zarten Sinn dieſes Dramas entfremdet. Als ihm nun gar noch „Ödipus auf Kolonos“ aufgedrängt wurde, vermochte er nicht über hundert Verſe hinauszukommen, weil dieſe erhabene Dichtung ſeinem „gegen Kunſt, Natur und Welt gewendeten, durch eine ſchreckliche Kampagne verhärteten Sinn ganz unerträglich ſchien“. Und nach dem Schiffbruch der ſechs Brüder wagte Goethe ſchon gar nicht mit dem „Groß-Cophta“ anzufangen, der — wie er bald wahrnahm — gar keinen Anklang gefunden hatte. Er geriet dadurch in eine peinliche Lage: ſeine neueſten Werke durfte er nicht vorleſen, da ſie „Iphigenie“ ſo wenig ähnelten, und die früheren Werke entſprachen nicht ſeiner jetzigen Gemütsſtimmung.

Ähnlich erging es ihm bei ſeinen Naturbetrachtungen. Niemand wollte an den Ernſt glauben, mit dem Goethe ſich dieſem Gebiet der Wiſſenſchaft widmete. Jeder in dem Jacobiſchen Kreiſe betrachtete dieſe Beſtrebungen als einen Irrtum. Man war zu ſehr in der ſtarken Vorſtellung von der Unveränderlichkeit und Abgeſchloſſenheit alles Seienden befangen. Darum ſtand man der „Metamorphoſe der Pflanzen“, in der Goethe den entgegengeſetzten Standpunkt vertrat, d. h. alles im Organiſchen auf Urformen zurückführte, die ſich nach Entwicklungsgeſetzen weitergebildet hätten und weiterbildeten, völlig hilflos gegenüber. Etwas mehr Verſtändnis begegnete er bei ſeinen Ausführungen über

die Licht- und Farbenphänomene; denn hier vermochte er durch Experimente die Zuhörer wenigſtens zu intereſſieren, wenn auch nicht zu überzeugen, weil ſie an der Newtonſchen Auffaſſung feſthielten.

Nur wenn Goethe von Italien erzählte, ſpannten alle die Ohren. Über dieſes Wunderland konnten die Pempelforter nicht genug aus ſeinem Munde vernehmen, weil er ſo anſchaulich und feſſelnd zu berichten wußte. Die italieniſche Landſchaft war ihm noch ſo gegenwärtig, als ob er ſie geſtern erſt geſehen hätte. Dazu geſellte ſich in der Erzählung reichlich belebende Staffage, und ſo war jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen befriedigt, manchmal entzückt. Weniger erbaut war man dagegen, ſobald Goethe durch Paradoxe die Anweſenden verblüffte und in die Enge trieb. Dieſe „böſe Manier“, durch die er ſich manchen entfremdete, ja ſogar zum Feind machte, hat er in der „Kampagne“ offenherzig eingeſtanden und als Untugend gegeißelt.

Oft aber trat auch eine böſe Gewohnheit hervor, deren ich mich anklagen muß: da mir das Geſpräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchſt langweilig war, indem nichts als beſchränkte individuelle Vorſtellungsarten zur Sprache kamen, ſo pflegte ich den unter Menſchen gewöhnlich entſpringenden bornierten Streit durch gewaltſame Paradoxe aufzuregen und ans Äußerſte zu führen. Dadurch war die Geſellſchaft meiſt verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt ich das böſe Prinzip ſpielen, und da die Menſchen gut ſein und auch mich gut haben wollten, ſo ließen ſie es nicht durchgehen; als Ernſt konnte man es nicht gelten laſſen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten ſie mich einen umgekehrten Heuchler und verſöhnten ſich bald wieder mit mir.

Obgleich Goethes letzte literarische und wissenschaftliche Arbeiten nicht die erwünschte Aufnahme unter den Pempelforter Freunden fanden, fühlte sich der Dichter jedoch keineswegs dadurch entmutigt und gedrückt. Sonst wäre er wohl nicht so lange geblieben. Was ihm nach dem zweimonatlichen Lagerleben schon als besonders freundliche Gabe des Schicksals erschien, war, außer dem Zusammensein mit lieben Menschen, die Behaglichkeit eines schönen geschmackvollen Heims. Jacobi zeigte sich als ein stets munterer und anregender Hausherr, seine Schwestern Helene und Charlotte, immer „wohlwollend und einsichtig", mühten sich, dem angesehenen Gast den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, und die Kinder — ein hoffnungsvoller Sohn und eine wohlgebildete Tochter, die Goethe lebhaft an ihre verstorbene Mutter erinnerte —, fügten sich gefällig in den Kreis der täglichen Hausgenossen ein. Aber diese kleine Gesellschaft blieb selten auf sich allein beschränkt; denn das gastfreie Haus des jülisch-bergischen Hofkammerrats übte eine starke Anziehungskraft aus. Der Dichter des „Ardinghello", Wilhelm Heinse, den Goethe schon von früher kannte, gehörte so gut wie zur Familie. Emigrierte kamen, vor den nachdringenden Franzosen flüchtend, und verweilten; unter ihnen die schöne Frau von Coudenhoven, die als Zierde des Mainzer Hofes galt, und der Baron Friedrich Melchior von Grimm, dessen literarische Korrespondenz den deutschen Höfen eine so wichtige Nachrichtenquelle über das geistige Paris des ancien régime gewesen war. Aus dem Reiche erschienen der preußische Diplomat Christian Wilhelm von Dohm und seine Frau, „um

von den Zuständen nähere Kenntnisse zu nehmen". Ein geistreicher und geschickter Arzt, höchstwahrscheinlich der Hofrat Dr. Johann Abel, den Goethe wegen eines rheumatischen Anfalls, der ihn Ende November befiel, zu Rate ziehen mußte, nahm gleichfalls an den „Halbsaturnalien" teil. Kurzum, es fehlte nie an Besuch, und ausgezeichnete Speisen, guter Wein, heitere Laune trugen dazu bei, die Geselligkeit auf einen munteren

Lotte und Lene Jacobi

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

Ton zu stimmen, der alle Teilnehmer erfreute. „Es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam."

Zwischendurch wurden auch Besuche den Düsseldorfer Freunden abgestattet, die zum Pempelforter Zirkel gehörten. Die Gemäldegalerie war dabei ein beliebter Treffpunkt, wo sich die Ansichten über Italiener und Niederländer oft heftig begegneten. So sehr Goethe sich geneigt fühlte, den Verfechtern italienischer Malerei

beizupflichten, war er doch nicht so einseitig, wie andere, die Niederländer darum gering einzuschätzen. Im Gegenteil, er suchte ihre Vorzüge zu erkennen und nach Gebühr zu würdigen.

Trotz aller Annehmlichkeit, die Pempelfort und Düsseldorf boten, mußte Goethe schließlich doch an die Heimreise denken. Der Aufenthalt hatte sich durch sein rheumatisches Leiden und das vergebliche Warten auf seine böhmische Chaise, die er in Trier verlassen hatte, ohnehin weit über die beabsichtigte Dauer ausgedehnt. Da Frankfurt immer noch nicht von den Franzosen befreit war, blieb ihm nur die Möglichkeit, durch Westfalen zu fahren, wohin auch die Emigranten und die deutschen Flüchtlinge drängten. Der Besuch bei der Mutter wurde unter dem Zwange der Verhältnisse aufgegeben. Und so schied er am 4. Dezember von Jacobi und den Seinen nicht ohne das beunruhigende Gefühl, diese in einem Augenblick zu verlassen, da die Ungewißheit der nächsten Zukunft alle mit Sorgen und Ängsten erfüllte. Und wie er die Eindrücke und Erlebnisse der Pempelforter Tage als eine köstliche Erinnerung, an der er noch lange zehren sollte, mit auf die Reise nahm, so behielten auch die Zurückbleibenden das Zusammensein mit Goethe in angenehmstem Gedenken. Jacobi fühlte sich jetzt seiner Tante Johanna Schlosser gegenüber, die einst durch kluge Vermittlung die Spannung zwischen den Jugendfreunden behoben hatte, selbst zum Verteidiger Goethes gegen ihre Anschuldigungen[1]) berufen und konnte seine Apologie mit

[1]) Johanna hatte in einem Briefe an Fritz Jacobi Goethe Verachtung gegen ihren Gatten Schlosser, Stolz, Mangel an Herzenswärme und Unbeständigkeit vorgeworfen.

den Worten schließen: „Getäuscht hat mich Goethe diesmal gewiß in Nichts." Und Helene schrieb an die Gräfin Sophie Stolberg:

Die Politik hat mir zu viel Greuel, als daß ich nur davon anfangen möchte, und Goethe zu viel Gutes und Schönes, als daß ich damit zu Ende kommen könnte. Er ist und bleibt der wahre Zauberer, und auch Sie werden ihn lieben und bewundern, sobald Sie ihn kennen. Was die Leute Sonderbares von ihm schwatzen und reden, ist, weil sie immer nur die linke Seite sehen; und das ist auch das Verkehrteste an ihm, daß er so gern das Verkehrte an sich herauswendet. Ich verglich ihn deswegen einmal gegen ihn selbst mit einer haute-lisse auf dem Gestell; wer sich nicht bückt, die untere Seite zu sehen, wird die schönen Farben darin nicht ahnden oder die Ware für sich mögen. Ihm war unendlich wohl unter uns, und der Abschied kostete ihm viel. Fritz und er haben sich tiefer durchdrungen und inniger erkannt wie je. Fritzens offenes sanftes Wesen, seine fromme und doch so freie Seele haben Goethen sehr ergriffen. Und so ergriffen, daß ich fast glaube, daß die Folgen davon in eigener Sinnesänderung bei ihm spürbar sein werden. Denn Wahrheit ist ihm teuer, sobald er als Wahrheit sie erkennt.

*

Ehe Goethe in dem ihm von Jacobi zur Verfügung gestellten Reisewagen seine Fahrt nach Münster antrat, machte er einen Abstecher nach Duisburg. Unterwegs traf er überall auf Emigranten, und wie er schon öfters während seiner Rückkehr aus dem Feld zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß sich diese vom Schicksal Verfolgten durch ihr unbescheidenes und herausforderndes Betragen die Teilnahme der einheimischen Bevölkerung verscherzten, sah er auch jetzt wiederum das Gleiche. Nur wenige trugen ihr trauriges Los

still und ergeben. In Duisburg besuchte Goethe einen alten Bekannten, jenen Plessing, der, an tiefer Schwermut leidend, sich einst an ihn als Seelsorger gewandt hatte, damit er ihm Mittel und Wege wiese, wie er seinen Zustand heilen könne[1]). Die Verhältnisse, in denen der ehemalige Wertherjüngling lebte — er bekleidete hier an der Universität seit 1788 eine Professur für Philosophie — waren, wie sich der Ankömmling bald überzeugte, nicht die besten. Geistige Uberanstrengung hatte ihn physisch zerrüttet, und eine düstere Gemütsstimmung kennzeichnete noch immer sein Wesen. Goethe empfand bei seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung den Abstand zwischen sich und Plessing nur noch größer als zu jener Zeit, da er in Wernigerode seine Bekanntschaft gemacht hatte. Angenehmere Stunden gewährte ihm eine Unterhaltung mit dem Naturforscher Blasius Merrem, dem er gleichfalls einen Besuch abstattete. Von diesem tüchtigen Zoologen, der sich besonders mit den Amphibien beschäftigte, hörte er manche guten Gedanken über eine Wissenschaft, die ihm am Herzen lag.

Am 6. Dezember brach Goethe auf und gelangte noch am selben Abend nach Münster, wo er der Fürstin Gallitzin seine Aufwartung machen wollte. Obzwar er angemeldet war, hielt er es doch nicht für schicklich, durch einen Uberfall in vorgerückter Stunde die Gastfreundschaft zu prüfen, und verbrachte die Nacht auf einem Stuhle, da die Emigranten alle Zimmer und Betten des Gasthofs mit Be-

[1]) Vgl. Bd. IV, S. 98 ff.

schlag belegt hatten. Am andern Morgen sprach er bei der Fürstin vor und fand die freundlichste Aufnahme. Erinnerung an eine persönliche Begegnung in Weimar, die Goethe bereits die schöne Seele dieser Frau hatte erkennen lassen, und Erzählungen des gemeinsamen Freundes Jacobi, der dem frommen, sittlichen Kreise in Münster nahestand, mochten auf beide so vorbereitend gewirkt haben, daß sich in den wenigen Tagen des Beisammenseins das gegenseitige Verständnis bedeutend vertiefte. In der ihr eigentümlichen Umgebung, in ihrem auf Einfachheit, Mäßigkeit und Genügsamkeit gerichteten häuslichen Walten und in ihrem edlen und wohltätigen Wirken gesehen, erschien das ideale Wesen der Fürstin noch deutlicher ausgeprägt als im Bilde, das die ihr ergebenen Getreuen von ihr entwarfen. „Sie war", wie Goethe in der „Kampagne" eingesteht, „eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurteilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung sowie im Konflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet". Tief gläubig, einem fromm-beschaulichen Leben zugewandt, war sie jedoch keineswegs unduldsam gegen Andersdenkende. Sie ließ sich nicht durch die Meinung derer beirren, die Goethe als einen Heiden bezeichneten oder ihm vorwarfen, daß er Frömmigkeit heucheln könne, ohne fromm zu sein. Sie prüfte selbst, blickte tief in Goethes Seele hinein und fand dann über ihn das abschließende treffende Urteil, das sie später in einem Briefe niederlegte.

Was ich auf Sie halte, lieber Goethe, gründete ſich weder auf das, was Sie über Chriſtentum und Religion geredet, noch auf das, was Sie darüber mögen verſchwiegen und gedacht haben, ſondern auf den Glauben, daß Sie das Schöne in allen Gattungen und Arten, worin Ihnen dasſelbige anſichtig wird, mit dem reichhaltigſten feinſten Gefühl, das Mutter Natur Ihnen dafür gab, überall, nicht nur außer ſich zu erfaſſen, ſondern ſo viel davon, als Sie können, durch Lebensähnlichkeit in ſich zu bringen ſtreben.

Neben der Fürſtin waren es noch andere Menſchen, die, ihrem Zirkel angehörend, von der gleichen Geſinnung getragen, durch ihre freundliche und ermunternde Gegenwart dem Gaſt den Aufenthalt belebten. Hamann und Hemſterhuis, die Bedeutendſten des Kreiſes, weilten zwar nicht mehr unter den Lebenden, aber ihr Geiſt wirkte noch nach. Zu den Getreueſten der Fürſtin zählte der alte Freiherr von Fürſtenberg, ein verſtändiger, edler und ruhiger Mann, deſſen Schulreformen viel von ſich reden machten, und der Rechtswiſſenſchaftler Sprickmann. Und immer waren „geiſtliche Männer von Sinn und Verſtand, heranſtrebende Jünglinge, wohlgeſtaltet und wohlerzogen, an Geiſt und Geſinnung vielverſprechend", gegenwärtig. Trotz dieſer Zuſammenſetzung der Geſellſchaft beſchränkte ſich die Unterhaltung nun keineswegs auf religiöſe und moraliſche Betrachtungen, obwohl das mit Religionsübungen, Askeſe und Wohltätigkeit ausgefüllte halbklöſterliche Leben des Hauſes ſie herauszufordern ſchien. Man ſprach geiſtreich und offen über Philoſophie, zog die Kunſt des öftern in den Bereich der Diskuſſion und ſchenkte ſogar den Naturbetrachtungen des Gaſtes ein aufmerkſames Ohr, freilich ohne ihnen,

wie in Pempelfort, ein rechtes Verſtändnis entgegenzubringen. Verlor man ſich in philoſophiſche Erörterungen, war es ſelbſtverſtändlich, daß Hamanns gedacht wurde. Der Blick auf ſeinen Grabhügel, der in einer Ecke des entlaubten Gartens lag[1]), mußte die Erinnerung an dieſen tiefen und kühnen Denker heraufbeſchwören. Über ihn, deſſen Schriften Goethe ſtets „ſibylliniſche Bücher" blieben, deſſen Geſamtauffaſſung von dem intuitiven Weſen der Kunſt im Gegenſatz zu dem nüchternen doktrinären Standpunkt der Aufklärung ihm als jungem Stürmer und Dränger jedoch ſo viel Erleichterung und Erkenntnis gegeben hatte, nun aus dem Munde naheſtehender Freunde Ausführliches zu ſeiner Charakteriſtik zu vernehmen, dürfte der Dichter als ein freundliches Geſchenk des Zufalls begrüßt haben. Und wie Hamann, ſo bildete der niederländiſche Philoſoph Hemſterhuis, der die Kinder der Fürſtin im Haag erzogen hatte, ein häufiges Geſprächsthema. Goethe kannte einzelne Schriften dieſes von Jugend auf an der Antike gebildeten Mannes, der „dem Geiſtig-Sittlichen ſowie dem Sinnlich-Aſthetiſchen unermüdet nachzuſtreben" bemüht geweſen war. Aber er übertrug, wie er das häufig tat, den Ideengehalt ſeiner beiden äſthetiſchen Hauptſchriften „Lettre sur la sculpture" und „Lettre sur les désirs" in die ihm eigene Sprache, und wenn Hemſterhuis ſagte, ſchön ſei das, was uns die größte Menge von Ideen in kürzeſter

[1]) Hamann war am 21. Juni 1788 in Münſter geſtorben, und da er als Proteſtant auf dem katholiſchen Friedhof nicht beerdigt werden konnte, hatte ihm die Fürſtin einen Ruheplatz in ihrem Garten gewährt.

Zeit gewähre, so formulierte der Dichter seine Ansicht folgendermaßen:

Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Tätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Tätigkeit versetzt fühlen.

Aber außer der Ästhetik gab es noch etwas, das ihn mit Hemsterhuis verband. Letzterer, ein eifriger Sammler, hatte eine schöne Kollektion antiker Gemmen zusammengebracht und diese auf die Fürstin vererbt. Goethe betrachtete die Sammlung mit großem Entzücken, wobei es ihn seltsam anmutete, daß solche Kunstwerke aus der Blütezeit heidnischer Kultur in einem christlichen Hause verwahrt und geschätzt wurden. Er zog daraus die notwendige Folgerung, daß die Verehrung eines würdigen Gegenstandes stets von einem religiösen Gefühl begleitet sei. Immerhin konnte ihm die Feststellung eines gewissen Zwiespaltes zwischen wahrer bildender Kunst und reinster christlicher Religion nicht entgehen, weil jene die Sinnlichkeit als ihr eigenstes Element anerkannte, letztere dagegen sich von ihr zu entfernen strebte. Diesen Zwiespalt versuchte er in einem Gedicht auszudrücken, das er „Der neue Amor" überschrieb und in dem er, die beiden Elemente — Sinnlichkeit und Geistigkeit — durch hellenische Gottheiten personifizierend, die Liebe zur Kunst oder den Kunsttrieb überhaupt als ein aus der Verbindung beider Eigenschaften Entstandenes bezeichnete.

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;

Eine Göttin erblickt' er, von allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach, und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt;
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe zur Kunst.

Goethe konnte bei der Betrachtung der Gemmensammlung nicht verbergen, daß er sich hier noch vor einem ihm verschlossenen Gebiet befände, und bedauerte die Kürze der Zeit, die ihm keine eingehende Beschäftigung mit den ihn fesselnden Gegenständen vergönnte. Die Fürstin nahm das als einen bescheidenen Hinweis auf zeitweilige Überlassung der Sammlung auf und machte einen entsprechenden Vorschlag. Allein Goethe erschien es gar zu bedenklich, in einer Zeit wie der gegenwärtigen die Verantwortung für solche kostbaren Kleinodien zu übernehmen. Deswegen lehnte er das freundliche Anerbieten ab. Die Fürstin kam jedoch kurz vor der Abreise des Dichters noch einmal auf die Angelegenheit zurück und bestand so dringend auf der Mitnahme der Steine, daß es unhöflich von Goethe gewesen wäre, wenn er weiterhin auf seiner Weigerung beharrt hätte. Die Gemmen wurden in saubere Kästchen wohl verpackt, und am 11. Dezember verließ er mit ihnen, von der liebenswürdigen Gastgeberin noch bis zur nächsten Poststation begleitet, das freundliche Heim, das „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen" eine besänftigende Milde in sein Gemüt gesenkt hatte.

*

Auch der letzte Teil der Heimreise sollte nicht ohne Abenteuer mancherlei Art verlaufen. Obzwar auf Veranlassung der Fürstin vorausgeschickte Laufzettel für eine schnellere als gewöhnliche Beförderung Sorge trugen, so stellten sich doch genugsam Hindernisse ein. Flüchtende Scharen von Emigranten, die das Fortkommen erschwerten, dann wieder steckengebliebene Wagen, die unsere Reisenden zu tätiger Beihilfe aus der Notlage zwangen, ungebahnte, bald über Gestrüpp und Baumwurzeln, bald durch Sand und Moor führende Wege, auf denen sich der schwere eisenbeschlagene Wagen nur mühsam fortbewegte, und zwischendurch eine unfreiwillige Nachtherberge in einem einsamen Bauernhause, dessen Bauart und Bewohner schon bei Tage hätten Schauder erregen können, alles das zusammen machte die Heimreise höchst unerfreulich. Wie froh war Goethe, als er am Abend des 13. Dezember in das erleuchtete Cassel einfuhr und sich dabei die Vorteile eines „bürgerlich-städtischen Zusammenseins" im Geiste ausmalte. Aber fast hätte er auf diese Vorteile verzichten müssen, denn in dem ansehnlichen Gasthof, den er als Absteigequartier ausersehen hatte, wollte man ihn nicht aufnehmen, weil man ihn für einen Emigranten hielt. Erst, nachdem er sich als Deutscher zu erkennen gegeben, wurde ihm ein schickliches Zimmer angewiesen. Von Cassel ab verlief die Reise ohne weitere Störung. Das zudringliche Element der Emigranten, deren Auftreten Goethe immer wieder an den Krieg und die Folgeerscheinungen der Revolution erinnern mußte, machte sich, je mehr er sich Thüringen näherte, immer weniger bemerkbar. Eisenach wurde flüchtig berührt, und dann ging es, laut Götzes Rechnungsbuch, über Gotha, Erfurt nach Weimar, wo er, von den Seinigen freudig empfangen, am 16. gegen Mitternacht eintraf, durch seine Ankunft Anlaß zu einer Familienszene gebend, „welche wohl in irgendeinem Roman die tiefste Finsternis erhellen und erheitern würde."

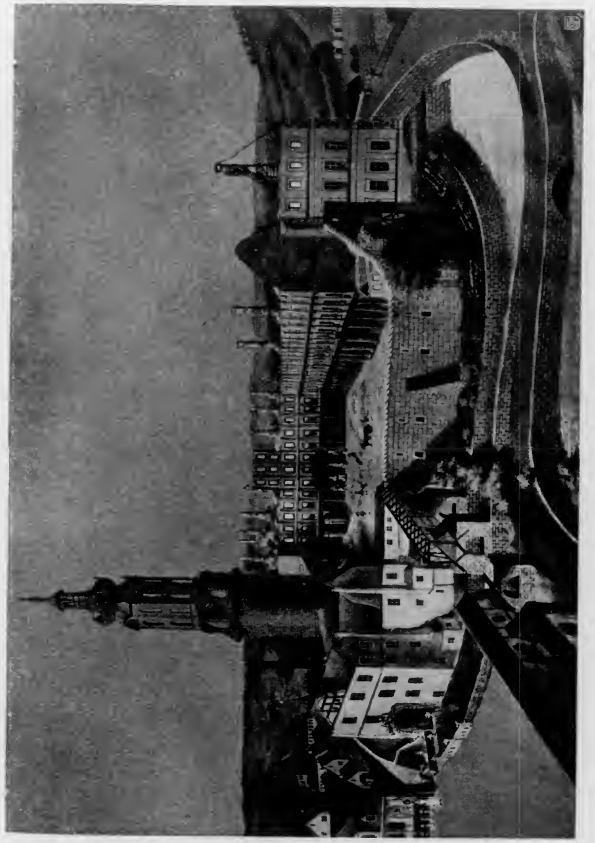
Achtes Kapitel

Wieder in Weimar

(16. Dezember 1792 bis 12. Mai 1793)

Es muß für Goethe ein beglückendes Gefühl gewesen sein, in dem Hause, das er in den Jahren vor der italienischen Reise „mit der größten Philisterbehaglichkeit" bewohnt hatte, wenn auch noch nicht als Eigentümer, so doch voraussichtlich als ständiger Bewohner einzukehren. Voigt und insbesondere Meyer hatten inzwischen alles getan, um die Gemächer, dem Geschmack des abwesenden Hausherrn entsprechend, herzurichten. Freilich war man in der kurzen, zur Verfügung stehenden Zeit nur mit dem Notwendigsten fertig geworden. Es blieb noch viel Umbauarbeit übrig, die nunmehr unter Goethes persönlicher Leitung fortgesetzt werden konnte. Immerhin genügte das Geleistete schon, um die meisten Räume des Hauses bewohnbar zu machen.

Angesichts dieser teils vorhandenen, teils im Werden begriffenen Behaglichkeit des neuen Heims, das mit seiner Ausdehnung sich vortrefflich für die Aufstellung gesammelter Kunst- und Naturschätze eignete und das zugleich den vielseitigen wissenschaftlichen Neigungen ein geräumiges Betätigungsfeld bot, dürfte die aus



Das Weimarische Schloß nach dem Brande

Nach einem Aquarell von unbekannter Hand (Landes-Bibliothek Weimar)

Am Ende der Kalten Küche bei Weimar
Nach einer Sepiazeichnung von Hoenn 1790
(Landes-Bibliothek Weimar)

der Vaterstadt gekommene Lockung Goethe kaum mehr anreizend erschienen sein, wenn er daneben noch die Vorteile und Vergünstigungen erwog, die er in Weimar genoß. Und so brauchte er die entscheidende Antwort auf das an ihn ergangene ehrenvolle Angebot auch nicht länger hinauszuschieben, zumal Frau Aja den Säumigen schon an diese Pflicht eindringlich gemahnt hatte. Am Tage vor dem Weihnachtsfest setzte er sich hin und schrieb an die Mutter. Zunächst bedauerte er es lebhaft, daß die widrigen Umstände ihm das ersehnte Wiedersehen mit der Mutter nicht gestattet hätten. Dann kam er auf das schmeichelhafte Anerbieten zu sprechen und äußerte, daß er die Absicht gehabt habe, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken und gleichzeitig die Lage, in der er sich befände, umständlich und aufrichtig darzulegen. Letzteres führte er in folgenden Worten aus:

Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es mir eine schmerzliche Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen, über mein Verdienst günstig wären.

Des Herzogs Durchl. haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.

Danken Sie aber, ich bitte, auf das Lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten.

Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge tun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge alles, was meinen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns allen der wünschenswerte Friede wieder erscheinen. Leben Sie wohl.

*

Mancherlei Aufgaben harrten Goethes bei seiner Heimkehr. Der Herzog, der zur Zeit in dem von den Franzosen geräumten Frankfurt weilte und bei den obwaltenden Verhältnissen ungern einen Urlaub nehmen wollte, hatte verschiedene Anliegen an ihn. So übertrug er ihm völlig die Obhut über den Bau des sog. Römischen Hauses im Park. Es lag ihm aus zwei Gründen an einer schnellen Ausführung dieses Planes. Erstens wünschte er bei seiner Rückkehr einen angenehmen Ruheort zu haben, zu dem ihm dieser pavillonartige Bau im antiken Stil besonders geeignet zu sein schien, und zweitens wollte er den Fiskus schonen und darum alle Neubauten einstellen. Aus solchen Sparsamkeitsrücksichten sollten auch Einschränkungen im Theateretat getroffen werden. Ferner kam die Neubesetzung des Lehrstuhls für Theologie hinzu, der nach Döderleins Tode in Jena frei geworden war.

Aber im eigenen Hause gab es noch mehr zu tun. Die mitgebrachte Gemmensammlung erforderte ein gründliches Studium. Zu diesem Zweck ließ Goethe „zwei zierliche Ringkästen verfertigen, worin die Steine, mit einem Blick übersehbar, nebeneinander standen, so daß irgendeine Lücke sogleich zu bemerken gewesen

wäre." Dann wurden Schwefel- und Gipsabgüsse angefertigt und diese mit Hilfe einer Lupe untersucht. Durch Vergleich mit vorhandenen Abdrücken aus älteren Sammlungen konnte festgestellt werden, daß bei weitem die größte Anzahl der Gemmen antiken Ursprungs war. Es war sogar möglich, auf einigen den Namen des Steinschneiders festzustellen. Die Sammlung gewährte auch der Herzogin-Mutter und ihrem Kreise viel Anregung und Freude. Wenn sich an Winterabenden geistreiche Menschen bei ihr versammelten, wurden zuweilen einzelne Stücke vorgelegt, wobei Goethe es nicht an den notwendigsten Erläuterungen fehlen ließ, so daß jeder aus der Betrachtung Vorteile zur Bereicherung seiner Kenntnisse der Antike zog.

Meyer leistete bei der Katalogisierung und Feststellung der Gemmen wertvolle Hilfe. Überhaupt erwies er sich, je länger er im Hause am Frauenplan weilte, immer mehr als ein unentbehrlicher Mitarbeiter Goethes. Zu der verschiedenartigsten Tätigkeit wurde er herangezogen. Daß er bei den chromatischen Versuchen assistierte, wissen wir bereits. Jetzt erhielt er einen besonderen Auftrag: die Farbenspekulationen in Praxis umzusetzen, d. h. künstlerisch die von Goethe gewonnenen Erkenntnisse zum Ausdruck zu bringen. Denn nachdem er „die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet" hatte, kehrte er nun zum Studium ihrer Kunstharmonie zurück, deren Fixierung eigentlich das Ziel aller seiner Betrachtungen war. Auf dieser Entdeckungsreise sollte ihm Freund Meyer Gefährte und Helfer sein. Anfang Februar

berichtete er Jacobi, daß Meyer mit der Arbeit begonnen habe, und Mitte April schickte er dem Freunde nach Pempelfort drei solche farbige Zeichnungen mit dem Bemerken, daß sie, „weil sie eine weitläufige Auslegung erforderten, gar nicht ausgelegt werden. Die Absicht ist, daß sie mögen wunderlich und lieblich anzuschauen seien. Werden vor dem Sonnenlicht verwahrt."

Wir erinnern uns, daß die Farbenphänomene sogar während des Feldzugs Goethe hin und wieder beschäftigten. Nach der Heimkehr widmete er sich ihnen nun mit besonderem Eifer. Fortgesetzt sehen wir ihn im neuen Jahr diesen Problemen nachspüren. Nun darf man sich aber das nicht so vorstellen, als ob Goethe, wie ein exakter Wissenschaftler, sich den Kopf über irgendeine heikle Frage zergrübelt und nicht früher damit aufgehört habe, ehe er nicht die Ursache und den gesetzmäßigen Verlauf der Erscheinung erforscht hatte. Ein solches Verfahren widersprach seiner empirischen, auf Anschauung und Beobachtung gegründeten Betrachtungsweise. Während die Farbenlehre von der Wissenschaft als ein Teil der Optik angesehen und als solche behandelt worden war, löste sie sich für ihn, obwohl er seine ersten chromatischen Untersuchungen unter der Überschrift „Beiträge zur Optik" herausgegeben hatte, sehr bald als besonderes Wissensgebiet aus der Lehre des Lichts heraus. Denn daß Licht und Farbe grundverschiedene Vorstellungen seien, deren Erforschung auch voneinander abweichende Ausgangspunkte und Methoden bedingte, war ihm schon früh bewußt geworden, handelte es sich doch bei der

Optik, auf dem Wege mathematischer Abstraktionen Gesetzmäßigkeiten festzustellen, während die Chromatik sich nur mit etwas Konkretem, allen Wahrnehmbarem beschäftigte. Hier konnte die Summe der zusammengetragenen Erfahrungen erst ein befriedigendes und aufschlußreiches Ergebnis bringen. Und so ist Goethe in den Jahren, die er dem Studium der Farbenlehre widmet, unaufhörlich bemüht, die Summe seiner Erfahrungen durch neue Beobachtungen und Experimente zu vergrößern, nicht mit dem heißen Bestreben eines die Probleme lösen wollenden Naturforschers, sondern mit dem genießenden Schöpfersinn eines Künstlers, der, mit aufmerksamen Augen in der Natur lustwandelnd, in sein Skizzenbuch fleißig einträgt, was er an farbigen Eindrücken erlebt. Aus derartigen flüchtigen Tagebuchnotizen entstanden kleine ausgearbeitete Aufsätze, und diese bildeten wiederum die Bausteine, mit denen er das schöne architektonische Gebäude der Farbenlehre errichten wollte.

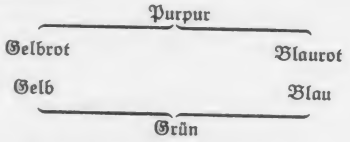
An solchen Aufsätzen war das Jahr 1793 recht ergiebig. Sie entstanden teils daheim, teils auf Reisen. Es sind durchweg paragraphenmäßig aufgezählte Beobachtungen, aus denen dann bestimmte Schlußfolgerungen gezogen werden. So handelt einer dieser kleinen Aufsätze „Von den farbigen Schatten". Es kam hier Goethe darauf an, die Bedingungen zu erforschen, unter denen die Schatten undurchsichtiger Körper, die gewöhnlich bei Sonnen- oder Lampenlicht schwarz oder grau erscheinen, eine farbige Tönung oder vielmehr Umrandung aufweisen. An achtzehn genau beschriebenen Experimenten werden diese Phänomene eingehend behandelt.

Die Resultate ergeben dann folgendes: 1. Die Schatten, die ein „einziges starkes, von einem andern Lichte oder Widerschein balanziertes Licht hervorbringt", sind schwarz. 2. Schatten, auf die ein mehr oder weniger starkes benachbartes Licht Einfluß hat, erscheinen in dem Maße farbig, „in welchem Grade die beiden Lichtenergien voneinander unterschieden sein müssen, um diese Wirkung hervorzubringen". 3. Dabei kann es geschehen, daß bei zwei entgegengesetzten Lichtern das eine durch seine Stärke den Schatten des andern aufhebt, der Schatten aber, den es selbst wirft, durch das schwächere Licht gefärbt erscheint. 4. „Zwei entgegengesetzte Lichter von differenter Energie bringen wechselweise farbige Schatten hervor, und zwar dergestalt, daß der Schatten, den das stärkere Licht wirft und der vom schwächeren beschienen wird, blau ist, der Schatten, den das schwächere wirft und den das stärkere bescheint, gelb, gelbrot, gelbbraun wird." 5. Endlich geht aus den Versuchen mit gefärbten Körpern hervor, die das Licht entweder durchlassen oder zurückwerfen, daß die Farben hier nicht als Farben, sondern als Energien wirken, ebenso wie das unmittelbare Licht seine Kraft unabhängig von der Farbe äußert, die man ihr allenfalls zuschreiben könnte. — Goethe schließt seine Betrachtung mit dem Hinweis auf die Nutzanwendung für den bildenden Künstler.

Wie sehr übrigens diese theoretischen Bemühungen dem Landschaftsmaler zu Hilfe kommen, welcher nur dann einen hohen Grad seiner Kunst erreicht, wenn er durch Verbindung dieser himmlischen Phänomene mit den Gestalten und Farben der indirekten Gegenstände eine Zauberwelt erschafft, welcher niemand die Wahrheit ableugnen kann, wird sich in der Folge näher ergeben, wenn wir einen größeren Umfang bearbeitet haben und alsdann dasjenige sich aussondern läßt, was für den Künstler besonders brauchbar ist.

Ein anderer Aufsatz, der „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken", zeichnet zunächst Erscheinungen auf, die man an weißen, schwarzen und grauen Körpern wahrnimmt, z. B. daß ein durchsichtiger farbloser Körper wie das Wasser, wenn es in Festigkeit übergeht, d. h. gefriert, undurchsichtig und weiß wird, oder daß Kristalle in zerstoßenem Zustande ein blendendweißes Pulver ergeben. Mit dem Begriff vom Weißen, folgert der Verfasser, verbinde sich der Begriff von unbedingter Reinheit und Einfachheit: gleichzeitig habe das Weiß die stärkste Empfindlichkeit gegen das Licht. Untersuche man dagegen das Schwarz, das sich am innigsten ausgeprägt in der Kohle zeige, so finde man hier eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen das Licht; beide Begriffe — Schwarz und Weiß — seien in ihrem höchsten und reinsten Zustande als absolute Gegensätze anzusehen, eine Verbindung beider Elemente sei das Grau, und alle Körper, die eine dieser drei Eigenschaften besäßen, müßten farblos genannt werden. Nun wendet sich Goethe zu den farbigen Flächen und stellt fest, daß es nur zwei ganz reine Farben gäbe: Gelb und Blau. Sie wirken beide als zwei entgegengesetzte, aber nicht widersprechende Wesen; in ihrer Mischung (Grün) wirken sie befriedigend auf das Auge. Verstärkt man Gelb und Blau, so entsteht ein Effekt, den man „Rot" nennt. Rot gilt also vorerst als keine eigene Farbe, sondern nur als eine Eigenschaft, die dem Gelben und Blauen zukommen kann. Vermischt man nun das Gelbrote und

das Blaurote auf seiner höchsten Stufe der Reinheit, so entsteht Purpur. Man kann also folgendes Farbenschema aufstellen:



Alle diese Farben, in einer gewissen Proportion miteinander vermischt, erzeugen eine Unfarbe, die sich mit dem Begriff von Grau deckt. Gleichzeitig bemerken wir, daß alle Farben die Eigenschaft haben, dunkler als Weiß und heller als Schwarz zu sein. Auch auf die Unfarbe trifft dies zu; denn da jede einzelne Farbe eben diese Eigenschaft (dunkler als Weiß und heller als Schwarz zu sein) mit dem Grauen gemein hat, so können sie diese in der Mischung nicht verlieren. Niemals ist es möglich, bei dieser Mischung ein Weiß zu erzielen.

So viele tausend Maler haben ihre Paletten so oft geputzt, und keinem ist es je gelungen noch wird ihm gelingen, durch die Vermischung aller Farben ein reines Weiß hervorzubringen; viele tausend Färber haben oft alle Arten von Farbenbrühen zusammengegossen, und niemals ist das hineingetauchte Tuch weiß hervorgezogen worden. Ja, ich darf direkt sagen, man erdenke sich Versuche von welcher Art man wolle, so wird man niemals imstande sein, aus farbigen Pigmenten ein weißes Pigment zusammenzusetzen, das neben oder auf vollkommen reinem Schnee oder Puder nicht grau oder bräunlich erscheine.

Dieser apodiktisch ausgesprochene Satz ist insofern von großer Wichtigkeit, als er die Streitfrage mit

Newton anschneidet und scharf Stellung nimmt gegen die Auffassung, daß die weiße und alle grauen Farben zwischen Weiß und Schwarz aus Farben zusammengesetzt würden. Goethe vertritt damit die Anschauung, daß man wohl aus der Mischung sämtlicher Farben ein Grau, aber nie ein reines Weiß erzeugen könne, daß Newton das Wort Weiß ganz willkürlich brauche, daß vielmehr seine Proposition „falsch und kaptiös gestellt, auch von ihm keineswegs durch Experimente erwiesen worden“ sei.

Viel schärfer als in seinen ersten chromatischen Versuchen, in denen er erst zaghaft seine Bedenken gegen Newtons Theorie äußerte, tritt Goethe jetzt gegen sie auf, und die gewonnenen Erkenntnisse spricht er schon mit dem Brustton der Überzeugung aus. Ja, ein Aufsatz beschäftigt sich ausschließlich mit „Newtons Hypothese der diversen Refrangibilität“. In der Einleitung kommt versteckt unter den allgemeinen Ausfällen gegen das Festhalten an Glaubenssätzen, wie man es besonders in Schulen findet, auch wenn die alte Lehre durch fortschrittliche Entdeckungen längst überholt wurde, der eigene Unwille über das mangelnde Verständnis für seine Farbenstudien zum Ausdruck.

Freilich ist die Menge immer auf der Seite der herrschenden Schule; es ist so bequem, für das, was man nicht begreift, wenigstens Formeln zu haben, und durch sie geschützt, alle mühsame Erfahrung, alle beschwerliche Übersicht, alle sorgfältige Zusammenstellung für überflüssig zu erklären, und so bleibt dem Beobachter, der, auf dem freien Wege der Natur, die unendlichen Phänomene verfolgt, welche die Schule schon in ihren engen Kreis gebannt zu haben glaubt, nichts übrig, als entweder einsam und in sich verschlossen

seinen Weg fortzugehen, oder bei einem öffentlichen Bekenntnis sich auf die heftigen Ausfälle einer ganzen Partei vorzubereiten.

Wie schwierig es unter solchen obwaltenden Umständen sein mußte, eine Überzeugung zu vertreten, die von der herrschenden Ansicht ganz und gar abwich, war Goethe nach den bereits gemachten Erfahrungen klar. Und zum erstenmal wagte er es nun, mit dem Geständnis öffentlich hervorzutreten und zu behaupten:

Newton habe keineswegs erwiesen, daß das farblose Licht aus mehreren andern Lichtern, die zugleich an Farbe und an Brechbarkeit verschieden sind, zusammengesetzt sei; ich erkläre vielmehr die diverse Refrangibilität nur für eine künstliche Hypothese, die vor genauer Beobachtung und scharfer Beurteilung verschwinden muß.

Und nun tritt er sehr bedachtsam an die Beweisführung heran, indem er zunächst sich gegen die Newtonsche Ansicht wendet, daß die diverse Refrangibilität[1]) ein Faktum sei. Newton hatte gefunden, daß das beim Durchgang eines Sonnenstrahls durch ein Prisma entstehende Bild nach der Brechung viel länger als breit und außerdem mit verschiedenen Farben gefärbt sei. Die Ursache dieser Erscheinung lag, seiner Meinung nach, innerhalb des Lichtes, d. h. er führte die Ausdehnung des Bildes in die Länge auf die Teilung des Lichtes zurück, die durch die Refraktion möglich würde, „weil die verschiedenen Strahlen, woraus das zusammengesetzte Licht bestehe, nicht nach einem allgemeinen Gesetze, sondern nach eigenen Gesetzen gebrochen werden". Auch Newtons Schüler er-

[1]) Strahlenbrechung.

blickten in der diversen Refrangibilität eine festbegründete und unwiderlegbare Theorie. Goethe erschien diese Schlußfolgerung voreilig und unbegründet. Denn wenn auch bei den Versuchen, die Newton unternommen habe, sich feststehende Tatsachen ergäben, die jeder leicht selbst nachprüfen könne, und wenn sich ferner dabei herausstelle, daß keine äußeren Ursachen am Werke seien, so würde damit doch noch lange nicht erwiesen, ob die diverse Refrangibilität als ein Faktum hingenommen werden könne. Mancherlei Fragen drängten sich dem Beobachter auf: ob die Erfahrung, auf der die Gesetze der Refraktion beruhen, eine vollständige sei, ob man alle Ausnahmen genügend berücksichtigt habe, ob denn die Ursache dieser Erscheinung in irgendeiner Eigenschaft des Lichtes unbedingt liegen müsse, und ob nicht vielmehr eine andere, der Refraktion und Reflexion verwandte Kraft das Bild in die Länge zu dehnen vermöge. Alle diese Einwendungen lasse Newton außer acht. Er beharre fest auf seinem Standpunkt, und seine ganze Optik sei nur ein Zeugnis dafür, welche Mühe ein scharfsinniger Geist verwenden könne, um sich und anderen den Irrtum zu verbergen, den er einmal festgesetzt hätte.

Goethes Bestreben ging nun, wie er in diesem Aufsatz ankündigte, darauf hinaus, Newtons Versuche aufs genaueste durchzugehen und zu zeigen, inwiefern sie an sich selbst richtig oder inwiefern an ihnen etwas auszusetzen sei. Zugleich deutete er auch das Verfahren an, das er dabei einschlagen würde:

So werde ich vor allen Dingen die bedeutenden Phänomene und Versuche, welche uns bei Gelegenheit der Refrak-

tion Farben zeigen, in derjenigen Ordnung vortragen, die mir nach vieler Überlegung die natürlichste scheint, und zwar werde ich dabei folgendergestalt zu Werke gehen, daß ich zuerst die Fälle zeige, in welchen die Refraktion vollkommen wirkt, ohne daß eine Farbenerscheinung entstehe. Ferner werde ich die Bedingungen ausführen, welche zur Refraktion hinzukommen müssen, damit eine Farbenerscheinung sichtbar werde und nach welchen Gesetzen sie alsdann erscheine. Sodann werde ich zeigen, unter welchen Umständen sich diese Farbenerscheinung vermehre, vermindere und endlich gar wieder verschwinde, wobei die Kraft der Strahlenbrechung dabei in ihrem vollen Maße wirken kann. Ob es alsdann zu kühn ist, hieraus zu folgern, daß diese Farbenerscheinungen von der Brechung unabhängig seien, daß die Refraktion keineswegs die Ursache sei, durch welche, sondern nur eine Gelegenheit, bei welcher die Farbenerscheinung sich sehen läßt, wird sich am Schlusse zeigen. Ich wenigstens hoffe, die diverse Refrangibilität werde vor der bloßen Darstellung der sämtlichen Versuche verschwinden.

Ich werde sodann in einem zweiten Abschnitt historisch und kritisch zu Werke gehen und das, was die früheren Philosophen von den vorgelegten Versuchen gekannt und was sie daraus geschlossen, vortragen; ferner auf die Geschichte der Newtonschen Erfahrungen und seine Theorie übergehen, den Gang seines Geistes, seiner Beobachtungen und seiner Schlüsse in diesem Falle verfolgen. Sodann werde ich die Lehrart seiner älteren Schüler vor Erfindung der achromatischen Gläser und darauf die Wendung der neueren nach gedachter Entdeckung darlegen. Darauf die Bemühungen der älteren und neueren Gegner der Theorie auf eben diese Weise ans Licht stellen und die Ursachen anzeigen, warum ihr Bestreben so wenig gewirkt hat. Endlich werde ich suchen, den Punkt deutlich zu machen, wo wir gegenwärtig stehen, und nach dem Ziele deuten, das mir selbst noch in der Ferne liegt. Niemand kann lebhafter wünschen als ich, daß dieses Feld bald auch von andern, es sei durch Teilnahme oder durch Widerspruch, emsig bebaut werde.

So legte Goethe in diesem Aufsatz, der gegen Newton polemisierte, das Programm seiner Forschungen für die nächsten Jahre dar. Gewissermaßen als Ergänzung können die Aufzeichnungen dienen, die er im Lager Marienborn niederschrieb. Gleich zu Beginn dieser „allgemeinen chromatischen Sätze" heißt es:

Die Farbe ist eine Eigenschaft, die allen Körpern, die wir kennen, unter gewissen Bedingungen zukommen kann.

Die Körper sind entweder farblos oder können doch in den farblosen Zustand versetzt werden.

In und an den Körpern kann durch bestimmte Behandlung Farbe erregt, sie kann ihnen mitgeteilt, die erregte oder mitgeteilte kann verändert werden.

Das Licht kommt auf eine doppelte Weise in Betrachtung, erstens als Mittel, durch welches wir die Farben erkennen, und hier ist es in seinem höchsten absolutesten Zustande farblos, zweitens als der reinste, feinste Körper, der teils mit allen übrigen Körpern Affinität hat, teils an welchem, wie an den übrigen Körpern, Farben erregt werden, welchem Farben mitgeteilt werden können.

Wie das Licht sich an Reinheit und Energie gegen die übrigen Körper verhält, so verhalten sich auch seine Farben zu den Farben der übrigen Körper. Diese nennen wir mit einigen Alten einstweilen *eigene* Farben (colores proprios), jene nennen wir *apparente*, die Alten nannten sie fürtrefflich colores emphaticos.

Die Farben des Lichts, sowie der übrigen Körper, gehen manchmal nur vorüber, sie wechseln, kehren sich um.[1])

Goethe wollte mit diesen allgemeinen Sätzen nun keineswegs axiomatische Formulierungen aufstellen, sondern lediglich Erfahrungen aussprechen. Die Ursache der Farbenentstehung sowie die Bedingungen

[1]) Wichtig ist hier besonders die strenge Scheidung, die Goethe zwischen Optik und Chromatik vornimmt.

für die einzelnen Gesetze, meinte er, müßten noch erforscht werden, und er schlug darum vor, daß zu diesem Zweck eine Arbeitsteilung vorgenommen werde, denn, „wieviel eine Wissenschaft durch allgemeineren Anteil gewinnt", schrieb er, „braucht nicht ausgeführt zu werden, und wie wohltätig sie besonders zu unseren Zeiten werden kann, wenn sie das Gemüt von andern zudrängenden Gedanken ableitet, erfahre ich an mir selber". Diese Arbeitsteilung war so gedacht, daß der Chemiker teils die reine chemische Farbenlehre, teils die angewandte Färbekunst behandeln, der Physiker wiederum sich mit den Bedingungen, unter denen das Licht farblos, vorzüglich aber gefärbt erscheint, beschäftigen sollte; dem Mathematiker wurde die Aufgabe zugewiesen, auf die logische Folgerichtigkeit der Forschungsmethode streng zu achten und alles, was mit Zahl und Maß zusammenhängt, so rein und einfach als möglich durchzuarbeiten; für den Mechaniker kam die Konstruktion der notwendigen wissenschaftlichen Apparate in Betracht, der Naturhistoriker würde bei organischen Objekten zu untersuchen haben, inwiefern sie farblos oder farbig sind, während der Maler, dem die Farben vornehmlich zu ästhetischen Zwecken dienen, sich ein weites Betätigungsfeld hinsichtlich der richtigen Verwendung von Licht und Schatten, lokalen und apparenten Farbenharmonien und Tongebungen erschließen müsse; Sache des Historikers dürfte es sein, die Geschichte der Farbenlehre aus der Geschichte der Optik auszusondern, frühere Meinungen, Hypothesen und Theorien mitzuteilen und die Modifikation der herrschenden Theorien bis auf die neuesten Zeiten zu

verfolgen; der Kritiker schließlich werde die Rolle des unparteiischen objektiven Beobachters zu spielen haben, der „alle Übereilungen des Urteils, die Unrichtigkeiten der Methode, die Lücken der Hypothesen" entdeckt, vergessene wertvolle Ansichten wieder zu Ehren bringt, überhaupt die Polemik auf sich nimmt und die eingegangene Methode rechtfertigt. — Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser ganze Plan das Gepräge der Großzügigkeit trägt. Teilnahme für seine Versuche zu wecken und Mitarbeiter auf diesem Gebiet zu gewinnen, das war ja von vornherein Goethes Bestreben gewesen. Aber beides blieb aus: nirgends regte sich ein tiefer gehendes Interesse, und die Wissenschaftler kamen ihm nicht zu Hilfe. Ein einziger — Heinrich Meyer — stellte sich völlig in seinen Dienst, und so mußte Goethe nur mit dem Maler als Mitarbeiter den beschwerlichen Weg seiner Farbenforschung gehen.

Das erste größere Resultat dieser Bemühungen war ein Aufsatz „Über Farbenerscheinungen bei der Refraktion". Wir sahen schon bei der Polemik gegen Newton, daß die Refraktion in dieser Angelegenheit eine bedeutende Rolle spielte. Sie mußte darum zuerst im Zusammenhang mit der Farbenlehre betrachtet werden und zwar, wie Goethe es sich von vornherein vorgenommen hatte, mit Hilfe wohlgeordneter Versuche, die allmählich vom einfachen bis zum komplizierten fortschritten. Es handelt sich in diesem Aufsatz insgesamt um Beschreibungen von 37 Versuchen, teils subjektiver Art, bei denen zwischen der Erscheinung und dem Auge des Beobachters sich ein brechendes Mittel befand, wie beispielsweise bei der Betrachtung schwarzer und weißer

Tafeln durch ein Prisma, teils objektiver Art, d. h. solchen, wo zwischen der Erscheinung und dem Auge kein brechendes Mittel zur Verwendung gelangte.

Der erste Teil der Versuche diente zu der Feststellung, daß die Refraktion an und für sich, einerlei ob man subjektiv oder objektiv dabei zu Werke gehe, keine Farbenerscheinung hervorbringe. Zu diesem Zwecke wurden zwei mit etwas Wasser gefüllte Gefäße benutzt, von denen das eine einen Glasboden, das andere keinen hatte. Wie der Experimentator es nun auch gegen das Sonnenlicht stellen mochte, ob wagerecht oder schief, ob mit oder ohne Unterlage einer weißen oder gefärbten Fläche, es erwies sich, daß das Licht zwar von seinem Wege abgelenkt, doch unverändert und farblos erschien. Aus diesen Erfahrungen zog er die Folgerung, daß sich noch andere Bedingungen hinzugesellen müßten, wenn die Farbenerscheinung stattfinden solle. Ein neuer Abschnitt galt nun der Untersuchung dieser Bedingungen. Hierbei ging Goethe erst von dem einfachsten Versuch aus, indem er in das Gefäß mit Wasser ein schwarz angestrichenes Blech legte, in dessen Mitte eine zirkelrunde weiße Fläche gemalt war. Ließ er den Blick senkrecht auf den Mittelpunkt der Fläche fallen, so blieb irgendeine Farbenerscheinung aus, blickte er dagegen in schiefer Richtung nach der Fläche hin, so stellte sich eine Farbenerscheinung ein, und zwar so, daß der nächste Rand der weißen Fläche gelb und gelbrot leuchtete, der entgegengesetzte jedoch mit blauer Farbe eingefaßt war. Diesen Versuch variierte er nun auf die verschiedenste Weise, wobei er die weiße Kreisfläche mit einer schwarzen vertauschte, statt des Gefäßes sich der Konvex- und Konkavgläser bediente und endlich das Prisma zu Hilfe nahm. Wie auch das Gelb und Blau die Stellung wechseln mochte, so ergab sich doch aus allen Erfahrungen die Tatsache, daß in dem Auge das Gesetz liege, das bei Gelegenheit einer Refraktion Farbenerscheinungen hervorbringe. Und er konnte nunmehr aus seinen Beobachtungen folgende Gesetzmäßigkeiten konstatieren:

1. Die Farbenerscheinung läßt sich nur an Rändern sehen; auf den Flächen, sie seien schwarz oder weiß, sehen wir nicht die mindeste apparente Farbe, sondern sie erscheinen uns nach der Refraktion wie vorher.

2. Der eine Rand erscheint jederzeit gelb und gelbrot, der andere blau.

3. Wir bemerken an dem gelben Rand, daß das Gelbe nach dem Weißen zu und das Gelbrote nach dem Schwarzen zu strahlt. An dem blauen Rande bemerken wir bei den ersten Versuchen nur ein reines Blau, das nach dem Weißen strahlt, die letzteren Versuche durch die Prismen aber, bei welchen die Erscheinung sich stärker zeigt, zeigen uns mit den übrigen Farben ein Violett, das nach dem Schwarzen strahlt.

Nachdem die einfachsten Erscheinungen geschildert worden waren, konnte zu den komplizierten Phänomenen übergegangen werden, z. B. der Vermehrung des Grades der Erscheinung. Dabei stellte sich heraus, daß verschiedene Bedingungen maßgebend sein können: die schiefere Richtung des Auges gegen die Oberfläche paralleler Mittel, die Winkelgestalt des Mittels, die Verdickung des Mittels, in dem man beispielsweise mehr Wasser in das Gefäß gießt, Entfernung vom Gegenstande bei nicht parallelen Mitteln und endlich die Eigenschaft der brechenden Mittel. Aus diesen,

durch sorgfältige genaue Beschreibungen der dazu verwandten Experimente unterstützten Behauptungen glaubte Goethe mit Evidenz bewiesen zu haben, wie weit die Refraktion bei der Farbenerscheinung und ihrer Vermehrung beteiligt sei. Nachdem er noch über die Bedingungen gesprochen, unter denen bei fortdauernder Begrenzung des Gegenstandes, der Grad der Farbenerscheinungen vermindert oder die Farbenerscheinung gänzlich aufgehoben werden könne, und dieses durch Experimente bekräftigt hatte, war es ihm möglich, die Ergebnisse seiner Studien über dieses Gebiet in dem Satze zusammenzufassen:

Nimmt man alles zusammen, so finden sich weit weniger Fälle, wo Refraktion und Farbenerscheinung verbunden sind, als Fälle, in welchen die Refraktion wirkt, ohne Farbenerscheinung zu zeigen.

*

Während Goethe seine Farbenstudien zu eigenem Nutzen und Vergnügen trieb, waltete er als verantwortlicher künstlerischer Leiter des Theaters zu Belehrung und Unterhaltung anderer seines Amtes, doch nicht ganz ohne den Nebenzweck, auch für sich daraus in einer bestimmten Richtung seines Geistes Vorteile zu ziehen. Jenes bei den chromatischen Forschungen angewandte Verfahren, von einfachen zu komplizierten Versuchen fortschreitend, in das Geheimnis des Ganzen einzudringen, erschien ihm auf diesem Felde seiner Betätigung gewiß ebenso als ein erstrebenswertes Ziel. Nur boten sich hier infolge der Unzulänglichkeit des Schauspielermaterials größere Schwierigkeiten, deren Überwindung Ausdauer und Geduld erforderte. Es

fehlte, mit anderen Worten ausgedrückt, bei den Mitgliedern des Ensembles eine disziplinierte Schauspielkunst, durch die allein gute Aufführungen gewährleistet werden konnten.

Wenn Goethe in der „Kampagne in Frankreich" behauptet, daß sich die Mitglieder schon ziemlich gut beim Zusammenspiel aufeinander eingestellt hätten und das Publikum gar wohl mit ihren Leistungen für den Anfang zufrieden sein durfte, so sieht er die Verhältnisse, wie sie damals lagen, doch in allzurosigem Licht. Gerade im Ensemblespiel herrschte auf der Weimarer Bühne vorläufig noch ein chaotisches Durcheinander, da es an einer straffen Disziplin mangelte. Das wird durch die von Goethe angeordneten Maßnahmen aufs deutlichste bestätigt. So verfügte er am 24. Dezember 1792 einen Erlaß, der nichts anderes als eine Aufkündigung des gesamten Personals war:

Die Oberdirektion des hiesigen Theaters sieht sich, durch mehrere eintretende Umstände, bewogen, sämtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen die bis zu Ostern bestehenden Kontrakte hiermit aufzukündigen, um selbige zu veranlassen sich in Zeiten nach anderweitigem Engagement umzusehen.

Was sich unter diesem Erlaß verbarg, ob eine von Sparsamkeitsrücksichten diktierte Einschränkung des Theaterbetriebs, ob eine gänzliche Neuordnung des Theaterwesens oder nur ein Wechsel des Personals, blieb vorläufig unbekannt. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß alle drei Gründe mehr oder weniger in Betracht kamen. Der Herzog drang infolge der schwierigen Finanzlage des Landes auf Verminderung der Ausgaben, und diese sollte natürlich dort vorge-

nommen werden, wo es sich um minder Unentbehrliches handelte, wozu man wohl das Theater rechnete. Nicht daß seine Aufhebung beabsichtigt war, man wollte es nur in kleinerem Maßstab weiterführen, und zu diesem Zweck erschien eine Verringerung des Personals geboten. Keineswegs dachte Goethe an eine Entlassung sämtlicher Mitglieder. Nur diejenigen mußten gehen, die er für unbrauchbar hielt. So schieden zu Ostern aus: Peter Amor und seine Frau, Domaratius, Franz Anton Gatto und seine Frau, die jedoch im nächsten Jahr wieder aufgenommen wurde, die beiden Mattstedt, zwei ältere Töchter Malcolmis und der Regisseur Fischer mit seiner Frau. Die übrigen wurden wieder angestellt. Als neue Kräfte kamen hinzu: Johann Beck, ein Bruder des bekannten Mannheimer Schauspielers, der für das komische Fach ausersehen war, Johann Jacob Graff, der zu einer der besten Stützen der Weimarer Bühne sich entwickelte, Michael Jacob Haide, Porth und Weyrauch, von Damen die Frauen der beiden Letzteren und die jugendliche Friedrike Margarethe Porth, ein liebenswürdiges Mädchen, das in munteren Rollen durchaus erfreulich wirkte.

Was die Neuordnung der inneren Theaterverhältnisse anbelangt, so kam der Anstoß hierzu von einem neuen Mitglied des Ensembles, dem jungen Schauspieler Heinrich Vohs. Dieser war, ehe er am 30. Mai 1792 nach Weimar übersiedelte, in Düsseldorf tätig gewesen. Goethe hatte Jacobi gebeten, Erkundigungen über ihn einzuziehen oder ihm zu schreiben, was er von ihm halte. Da die Antwort günstig für Vohs ausgefallen war, hatte ihn Goethe verpflichtet, und er brauchte dies

nicht zu bereuen, denn der jugendliche Mime erwies sich in der Tat bald als eine tüchtige Kraft und vor allem als ein Schauspieler, der seinen Beruf mit großem Ernst auffaßte. Von ihm wurde, um dem eingerissenen Schlendrian künftig vorzubeugen und gleichzeitig eine straffere Disziplin unter dem Personal einzuführen, nach dem Muster des Mannheimer Nationaltheaters ein Reglement entworfen, das in 17 Paragraphen die wichtigsten Verpflichtungen für die Mitglieder enthielt. Er appellierte zunächst an den Künstlerstolz seiner Kollegen und führte in seinem Promemoria aus, „daß das Gesetz für den ehrliebenden Schauspieler kein sogenannter Zuchtmeister, sondern ein zurechtweisender Freund sei". Dann folgten Vorschriften über das Verhalten auf Lese- und Theaterproben, zu denen der erforderliche künstlerische Ernst mitzubringen sei, Verbote des Extemporierens, Abkürzungen einer Rolle, des Rollenumtausches ohne Wissen der Direktion, des Mitbringens fremder Personen, jeglicher unsittlicher Aktionen und Possenreißereien, ferner für jedes Mitglied Verpflichtungen zum Statistendienst und zur Unterordnung unter die Dispositionen des Regisseurs und endlich Verfügungen für den Requisiteur, Dekorateur und Garderobier. Jeder Verstoß gegen einen dieser Paragraphen zog eine Geldstrafe nach sich, die in einem festen Satz bestand. Zum Schluß wurden die Mitglieder ermahnt, durch Eifer, Fleiß, genaue Pflichterfüllung und gesittete Handlungen sich die Achtung der Oberleitung und des Publikums zu erwerben.

Dieses Reglement, das von sämtlichen über Ostern hinaus bleibenden Mitgliedern gebilligt wurde, was sie

durch ihre Namensunterschrift bestätigten, war ganz nach Goethes Sinn. Durch einen Erlaß vom 18. März gab er seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck und bekundete zugleich, daß er künftig es von seiner Seite an nichts fehlen lassen werde, was zur Ausübung und Aufrechterhaltung der Gesetze dienen könne. So war ein Theaterkodex geschaffen worden, von dessen Einhaltung in erster Linie ein gedeihliches Zusammenwirken in künstlerischem Interesse abhing, und es erschien darum nur recht und billig, wenn demjenigen, der sich um das Zustandekommen dieses Reglements die meisten Verdienste erworben hatte, das Amt eines Regisseurs übertragen wurde. Seine Befugnisse bestanden laut einer Instruktion Goethes in Folgendem: Überwachung der Leseproben in Oper und Schauspiel, Leitung der Generalproben bei Abwesenheit der Oberdirektion, Einübung der Statisten, Ankündigung der Vorstellungen, Abänderungen des Spielplans, Anordnungen in den Kulissen, Bestimmung der Dekorationen, Kostüme und Versatzstücke sowie Versendung der von der Oberdirektion ausgeteilten Rollen. Alles übrige hatte der Souffleur Willms zu besorgen, der gewissermaßen das Amt eines Hilfsregisseurs versah.

*

Diesen bescheidenen Versuchen zur Aufbesserung des Schauspielermaterials gingen Bestrebungen zur Hebung des Repertoires parallel. Die Bemühungen in dieser Hinsicht konnten insofern noch keine nennenswerten Erfolge zeitigen, als die Rücksichtnahme auf den Geschmack des Publikums dem Theaterleiter Beschränkungen auf-

erlegte. Die Weimarer Theaterbesucher waren damals noch weit davon entfernt, ein ideales Publikum zu sein. Für ernste dramatische Kunst bestand vorläufig noch ein sehr geringes Interesse. Der Student David Veit, der Mitte März in Weimar weilte, machte die Beobachtung, daß die Neigung des Publikums zur Operette vorherrschend sei, während Lust- und Trauerspiele wenig besucht und gegeben würden. Mit dieser nun einmal vorhandenen Tatsache mußte Goethe rechnen. Er konnte daher als einsichtiger Theaterleiter nur darauf bedacht sein, das Beste dieser Gattung zu bringen. Die Singspiele Karl Ditters von Dittersdorfs[1]) kamen ihm dabei vorzüglich zu statten. Dieser Komponist hatte, nach Goethes Meinung, „mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Provinztheater gearbeitet, wodurch seinen Produktionen eine gewisse Behaglichkeit zu teil ward, die auch uns zugute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten". Es wurden von ihm aufgeführt: „Das rote Käppchen", „Der Apotheker und der Doktor", „Hieronymus Knicker", „Betrug durch Aberglauben" und „Der gefoppte und betrogene Bräutigam". Ferner fand die italienische Oper leichteren Genres eifrige Pflege. Goethe selbst hatte in Italien an derartigen Werken Gefallen gefunden. Auch die Herzogin-Mutter und die sie begleitenden Reisegefährten waren in Rom und Neapel für sie eingenommen worden. Es schien

[1]) Dittersdorf aus Wien war zuerst Kapellmeister des Bischofs von Großwardein, später des Fürstbischofs von Breslau. Er hat viele erfolgreiche Singspiele und Opern komponiert. Er schrieb auch eine Selbstbiographie.

also nichts natürlicher, als dieſe niedlichen ausländiſchen Gewächſe nach Weimar zu verpflanzen. Dazu bedurfte es nur einer geſchickten Übertragung der Texte ins Deutſche, und dieſe Arbeit beſorgten Einſiedel und Chriſtianes Bruder Vulpius. So gelangten von Païſiello „Die eingebildeten Philoſophen“ und „Die Zigeunerin“, von Cimaroſa „Die theatraliſchen Abenteuer“ und von Guglielmi „Die Fiſcherin“ zur Aufführung und erzielten eine beifällige Aufnahme. In „Die theatraliſchen Abenteuer“ hatten als Einlagen zwei Goetheſche Lieder, „Die Spröde“ und „Die Bekehrte“, Eingang gefunden. Die Werke des größten deutſchen Opernkomponiſten, Mozarts, gehörten noch nicht zum feſten Beſtandteil des Spielplans. Man hatte zu Bellomos Zeiten „Die Entführung aus dem Serail“ und am 30. Januar 1792 den „Don Juan“ gegeben. Doch damit ließ man es vorläufig bewenden. Erſt in den nächſten Jahren ſollte Mozart mehr zur Geltung kommen, um dann ſtändig einen Ehrenplatz im Opernſpielplan zu behaupten.

Viel ſchwieriger war die Geſtaltung des Schauſpielrepertoires; denn hier konnte Goethe ſich nicht wie bei der Oper, auf einen vorhandenen Beſtand ſtützen, von dem er mit ziemlicher Sicherheit ſchon im voraus annehmen durfte, daß er dabei keinen Fehlgriff tat, d. h. nicht etwas aufführte, was dem Publikum mißfiel. Beim ernſten Drama dagegen konnte er keineswegs mit einer ſolchen Möglichkeit rechnen, weil für dasſelbe die notwendige Reſonanz unter den Theaterbeſuchern fehlte. Allenfalls befreundeten ſie ſich noch mit den Ritterſtücken eines Babo und Hagemann, die mehr oder minder alle ſchwache Nachahmungen des „Götz“ waren,

ferner mit den Sittengemälden und Rührſtücken Ifflands und Schröders und mit den Konverſationsſtücken eines Kotzebue, die jedoch im Luſtſpiel hauptſächlich zur Auswirkung gelangten. Verſuche, Dichtern wie Shakeſpeare, Molière, Schiller, Leſſing einen größeren Anteil am Spielplan zu gewähren, durften nur mit Vorſicht unternommen werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, vor leerem Hauſe zu ſpielen, was mit Rückſicht auf die finanzielle Lage vermieden werden mußte. Für das Luſtſpiel kamen ſolche Sorgen weniger in Betracht, weil die heitere Muſe, wie ja auch heutzutage, leichter ſich die Zuneigung des Publikums zu erwerben weiß. Die Zahl der Luſtſpielpremièren war darum in den erſten Jahren des Weimariſchen Hoftheaters bedeutend größer als die der Tragödienpremièren. So wurden im Jahr 1791 an Novitäten 13 Luſtſpiele und Poſſen und drei Tragödien und Trauerſpiele herausgebracht; 1792 ſtanden vier Tragödien 14 Luſtſpielen gegenüber. Mit anderen Worten, das heitere Genre beherrſchte den Spielplan.

Es iſt begreiflich, daß unter ſolchen Umſtänden der Dramatiker Goethe ſich auch zum Luſtſpiel hingezogen fühlte. Dem Dichter hatte die Bühne noch wenig Freude bereitet. In der „Kampagne“ äußerte er darüber ſeine Gedanken. Er meinte, daß ſeine erſten dramatiſchen Arbeiten, da ſie einen geſchichtlichen Hintergrund hätten, zu breit angelegt und darum nicht bühnenfähig ſeien. Er konnte das nur auf den „Götz“ beziehen. Die letzten wiederum — es handelte ſich um „Iphigenie“ und „Taſſo“ — hätten als reine Seelendramen und wegen ihrer geſchloſſenen einheitlichen Form ſich nicht die Bühne zu erobern vermocht.

Nun glaubte er, da er sich „eine gewisse mittlere Technik“ angeeignet hatte, auf dem Gebiet der leichtern dramatischen Kunst etwas Erfreuliches für das Theater zustande zu bringen. Der „Groß-Cophta“ war der erste Versuch nach dieser Richtung hin gewesen. Allein er hatte sich, wie er später eingestand, im Stoff vergriffen oder der Stoff hatte vielmehr seine innere sittliche Natur überwältigt. Kurzum der „Groß-Cophta“ erwies sich als eine Enttäuschung. Aber das Stoffliche, aus dem dieses Werk geformt war, hielt ihn doch noch immer im Bann. Wir wissen aus einem der vorhergehenden Kapitel, wie sehr die Halsbandgeschichte sein sittliches Empfinden erregt und verletzt hatte. Sie war ihm als düstere Vorbedeutung der Revolution erschienen. Nun war diese Revolution Erfüllung geworden: der Thron gestürzt, der König auf dem Schafott verblutet, eine große Nation und ihre bestehende Ordnung aus den Fugen gerückt. Durch seine Teilnahme an dem Feldzug zum Augenzeugen der Auswirkung dieses Umsturzes gemacht und gleichzeitig von einer bangen Ahnung gequält, die Ereignisse könnten nach dem unglücklichen Ausgang der Kampagne auf das eigene Vaterland hinübergreifen und dabei unwürdige, schlechte Subjekte ans Ruder gelangen, wollte Goethe sich nicht versagen, warnend einzugreifen, doch nicht mit der Stimme eines pathetischen Bußpredigers, was nicht in seiner Art lag, sondern im Ton eines bedachten und überlegenen sanften Satirikers. Aus einer solchen Stimmung eines „ärgerlich guten Humors“ entstand das kleine einaktige Lustspiel „Der Bürgergeneral“.

Die äußere Veranlassung zu dem Werk gaben Goethe

zwei Lustspiele, die Anton Wall nach Jean Pierre Claris de Florian bearbeitet hatte: „Die beiden Billets“ und ihre Fortsetzung „Der Stammbaum“. Beide Stücke waren schon von der Bellomoschen Truppe in Weimar gespielt worden und beide erfreuten sich auch später beim Publikum großer Beliebtheit. Das erste Stück ist eine harmlose Verwechslungskomödie, deren Inhalt darin besteht, daß ein junger gutmütiger Bauernbursche in der Lotterie gewonnen hat, aber, da er bei seiner Ungewandtheit sich nicht in die Stadt getraut, einen schlauen und abgefeimten Barbier mit der Einkassierung des Gewinnes beauftragt; dabei passiert ihm das Ungemach, daß er statt des Loses einen Brief seiner Geliebten dem Barbier einhändigt, der daraus bei der auch von ihm Angebeten Nutzen für sich ziehen möchte, was ihm scheinbar anfangs gelingt, bis der Bauernbursche jedoch seinen Irrtum erkennt, den Liebesbrief gegen das Los, das er dem Barbier überläßt, eintauscht und die Geliebte, gerührt durch dieses Opfer, sich wieder mit ihm versöhnt. Der deutsche Bearbeiter Wall hatte das Stück ganz seines französischen Charakters entkleidet, indem er die Handlung auf deutschen Boden versetzte, den Bauern deutsche Namen beilegte und statt des Scapin den Barbier Schnaps einführte. Als nun im April das Lustspiel wieder gegeben wurde, bot Beck in der Rolle des intriganten Schnaps eine ganz hervorragende Leistung von so individueller Prägung, daß Goethe sich entschloß, auch wieder das beliebte Nachspiel zu den „beiden Billets“ aufzuführen. Bei den Proben zu dem Stück befreundete er sich mit dem närrischen Schnaps, daß ihn „die Lust anwandelte, ihn nochmals

zu produzieren." Noch im April machte er sich an die Arbeit, und ehe drei Tage verstrichen waren, lag das kleine Lustspiel fertig vor. Am 2. Mai wurde es bereits aufgeführt.

Goethe wollte den „Bürgergeneral" nicht etwa als ein Stück, das man nur im Anschluß an die beiden genannten Lustspiele geben könne, sondern als ein selbständiges Werk betrachtet wissen, obwohl er ihm den Untertitel gab: „zweite Fortsetzung der beiden Billets". Die Personen Görge, Röse, Märten und Schnaps wurden von Wall übernommen, dazu der Edelmann und der Richter erfunden, das Ganze erhielt aber einen politischen Anstrich, und Schnaps als Apostel des Jakobinertums avancierte zur Hauptperson. Goethe hatte in Mainz und anderswo die Erfahrung gemacht, daß edle Geister, ohne sich nähere Rechenschaft darüber zu geben, blindlings sich für die neuen Ideen begeisterten. In diesen von Hoffnungen und Phantasie verführten Köpfen erblickte er keine Gefahr, wohl aber in jenen schlechten Subjekten, die unter dem Einfluß der Parole „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" überall „bittern Unmut zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten." Für diese Individuen schien ihm der Gelegenheitsmacher und Neuigkeitskrämer Schnaps der rechte Repräsentant zu sein. Wenige Monate zuvor hatte ihm sein Freund Jacobi einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge in Aachen gesandt, wo die Revolutionäre ihre Herrschaft zu befestigen suchten. Er schilderte darin, wie die Citoyens mit der armen Aachener Bürgerschaft umgingen, „um mit ihr einen Maulesel der Freiheit und Gleichheit zu erziehen", wie man mit Gewalt einen Präsidenten des provisorischen Rats gewählt hätte, wie die Bürger unter dem Freiheitsbaume zusammenberufen worden seien, damit sie sich zu der Frage äußerten, ob ihre Verfassung sie befriedige, wie die Statue Karls des Großen mit einer roten Kappe gekrönt worden wäre, und schloß seinen Bericht mit folgender Anekdote:

Da der Freiheitsbaum in Aachen errichtet wurde, schüttelte ein Jude, der mit zusah, unaufhörlich den Kopf. Man fragte ihn endlich, warum er den Kopf so schüttelte; ihm sollte das doch gefallen? Aber der Jude schüttelte nur noch stärker mit dem Kopfe. „Was?" sagte er, „wie sollt' es mir gefallen? Es ist ä Baum, und er hat kä Wurzel; und Gott behüt'! er hat ä Kapp uf und hat kä Kopf!"

Goethe erwiderte einige Zeit darauf, am 1. Februar, die Aachener Begebenheiten seien albern genug; er danke dem Freunde für die Nachrichten, die er sorgfältig fortpflanzen werde. Gewiß dachte er bei der Abfassung des „Bürgergenerals" an diese und ähnliche Vorkommnisse. Der schäbige Patron Schnaps war der rechte Mittelsmann jacobinischer Verhetzung. Aber seine großsprecherischen Reden und sein albernes Getue vermögen nur einem ehrlichen Tölpel wie dem alten Märten Furcht einzuflößen, während ein resoluter Bauernbursche wie Görge, ihm auf die rechte Art, d. h. mit dem Knüttel, heimzuleuchten weiß. Immerhin erreicht Schnaps, der Revolutionsheld en caricature sein Ziel beim alten Märten: die Eroberung eines Topfes saurer Milch, auf den es ihm trotz aller politischen Radotagen in der Hauptsache ankommt. Der eintretende Görge überrascht den frechen Eindringling, verprügelt ihn und zwingt ihn zur Flucht. Er flieht

jedoch nicht, sondern verbirgt sich in einer Kammer. Durch den Lärm herbeigelockt, mischt sich der fürstliche Richter ein, und da er die von Schnaps mitgebrachte Freiheitsmütze und Nationalkokarde gewahrt, meint er in seinem Amtseifer bereits einer revolutionären Verschwörung auf der Spur zu sein und droht, ein Exempel statuieren zu müssen. Da erscheint im rechten Augenblick der Edelmann, der seine Leute kennt und an ihre revolutionäre Gesinnung nicht zu glauben vermag. Der wahre Schuldige, der in seiner Bürgergeneralsuniform prangende Schnaps, wird von den Bauern aus seinem Versteck hervorgeholt und verhöhnt. Aber der Vielgewandte weiß sich trotz der offenkundigen Verdachtsbestätigung noch aus der Schlinge zu ziehen, indem er hoch und heilig beteuert, die Uniformstücke von einem französischen Kriegsgefangenen geerbt zu haben.

Von besonderem Interesse ist die Gestalt des Edelmanns; denn in den Grundsätzen dieses idealen Vertreters der Aristokratie hat Goethe seine eigenen Ansichten ausgesprochen. Goethe war der Uberzeugung, daß große Revolutionen nie Schuld des Volkes sondern der Regierung seien. Revolutionen könnten darum nie entstehen, wenn die Regierungen immer gerecht und wach seien, durch zeitgemäße Verbesserungen den Wünschen der Bevölkerung entgegenkämen und nicht erst abwarteten, bis man das Notwendige von ihnen erzwänge. Er brauchte nur Umschau im eigenen Lande zu halten und an seinen eigenen Landesfürsten zu denken, der sich keineswegs Neuerungen unzugänglich zeigte, sondern auf die Wünsche seiner Landeskinder sehr sorgsam achtete. So sind die dem Edelmann in

den Mund gelegten nachstehenden Worte auf keinen andern als auf Karl August und die weimarischen Verhältnisse bezogen.

In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, wo alle Stände billig gegeneinander denken, wo niemand gehindert ist, in seiner Art tätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind: da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührerische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indes unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Wenn Goethe in der „Kampagne in Frankreich“ später behauptete, das kleine Lustspiel hätte „die widerwärtigste Wirkung“ hervorgerufen und Freunde und Gönner hätten, um ihn zu retten, hartnäckig seine Verfasserschaft in Abrede gestellt, so ist das nicht ganz richtig. Man weiß nur, daß der mit den Franzosen sympathisierende Prinz August von Gotha in Kant den Verfasser vermutete. Goethe mag sich vielleicht im Alter dessen geschämt haben, daß er ein solches Weltgeschehen wie die große Revolution in der harmlosen Form des Humors behandelt hatte. Bei der Aufführung, die außerdem durch eine vortreffliche Darstellung begünstigt wurde, gefiel das Stückchen jedenfalls und es kam noch öfters, sowohl in Weimar wie in den Filialstädten der Weimarer Truppe — Rudolstadt, Erfurt und Lauchstädt — auf die Bühne. Selbst Herders, die ihre Sympathie für die Revolution nicht verhehlten, waren zufrieden und fühlten sich „von einem der schönsten Epigramme des Dichters aufs höchste erfreut und er-

baut". Die meiste Freude erregte es jedoch im Jacobischen Kreise. Hier war man froh, daß Goethe sich wieder einmal in das Reich der Dichtung begeben hatte, und kargte darum nicht mit Lob. Dieses freundliche Echo tat Goethe wohl. Er schrieb an Jacobi:

Der Beifall, den du meinem Bürgergeneral gibst, ist mir viel wert. So ein alter Praktikus ich bin, weiß ich doch nicht immer, was ich mache, und diesmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bei der Vorstellung nimmt sich das Stückchen sehr gut aus.

*

Seitdem Goethe in Pempelfort geweilt und in Münster vergnügte und erbauliche Stunden verlebt hatte, war es ihm zur Gewißheit geworden, daß er hier wie dort Freunde besaß, die mit ehrlicher Anteilnahme sein Schaffen verfolgten, ihre Meinung nicht verbargen, wenn ihnen etwas mißfiel, aber ebenso bereit waren, anzuerkennen und zu loben, sobald sie es dessen für würdig erachteten. Bei der Isolierung, in der sich der Dichter damals befand, konnte er eine solche Offenheit nur begrüßen, auch wenn sich der bittere Beigeschmack des Mißverstehens ihr beigesellte. Gleichwohl hinderte ihn das nicht, sich zu verteidigen und seinen Standpunkt zu behaupten. Aus diesem Verlangen entstand, vielleicht schon in Pempelfort, das in Knittelversen geschriebene Gedicht „Künstlers Fug und Recht", das offenbar eine Abwehr der Vorwürfe, die man ihm wegen des „Groß-Coptha" machte, zugleich aber auch eine prinzipielle Feststellung der dem Künstler gebührenden Freiheit sein sollte. Er schildert, wie ein frommer Maler, der sonst nur Heiligenbilder malt, sich einmal

eines weltlichen Vorwurfs bedient und eine Wand, die ihm gerade dazu geeignet scheint, mit wenigen Farben, doch auffällig auf diese Weise schmückt.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unsers Künstlers Werke liebt
Und darum desto mehr betrübt,
Daß an der losen, ledigen Wand
Nicht auch ein Götterbildnis stand.
Sie setzten ihn sogleich zur Red':
Warum er so was malen tät',
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit *seinem* Pinsel schreiben.
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Der Maler beugt sich zunächst bescheiden dem Urteil seiner Freunde, aber er wagt dann schüchtern die Bemerkung, daß es ihm nach all dem vielen Fleiß doch auch vergönnt sein möge, einmal der Ruhe zu pflegen, mit andern Worten, einmal etwas Anderes, Abweichendes zu schaffen, weswegen man ihn nicht gleich immer „'nen faulen Bengel" zu nennen brauche.

Drum ist mein Wort zu dieser Frist,
Wie's allezeit gewesen ist.
Mit keiner Arbeit hab ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Was sollte diese apodiktisch abgegebene Erklärung anders bedeuten als eine Aufforderung an die Freunde in Pempelfort und Münster, ihn, den Verfasser dieses

Gedichts, so zu nehmen wie er wäre, mit allen seinen Licht- und Schattenseiten! Anfangs schien es auch, als ob man sich in den in Betracht kommenden Kreisen damit abgefunden hätte, wie aus einem Briefe Goethes an Jacobi vom 1. Februar hervorgeht.

Viel Dank für die Mitteilung des Briefes der Prinzeß [1]). Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor, wie dieser schönen Seele, und wäre neugierig, zu wissen, wie sie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zusammen gelebt hätten, in den ersten Tagen ist und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang ist mir sehr wohltätig geworden, und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Das kleine Gedicht [2]), wie überhaupt alles, was ich nach meiner Art vorbrachte, hat sie mit der besten Art aufgenommen und mir ein unbegrenztes Vertrauen eingeflößt und bewiesen. Es freut mich, daß dir und deinem Kreise das kleine Gedicht wohlgefällt. Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels.

Entschieden war man in Münster nachsichtiger gestimmt als in Pempelfort. Die dortigen Freunde konnten das nicht recht begreifen, es sei denn, daß Goethe sich bei seiner Anwesenheit im Hause der Fürstin die Maske der Scheinheiligkeit angelegt hätte. Dohm hatte erzählt, man habe in Münster geglaubt, Goethe sei im Stillen ein Katholik. Eine ironische Abkanzelung ist die Folge dieser Ungläubigkeit.

Daß ihr aber zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich formalisieren, wenn sich unsereiner einmal

[1]) Die Fürstin Gallitzin.

[2]) Unter dem „kleinen Gedicht" ist hier vermutlich nicht „Künstlers Fug und Recht", sondern „der neue Amor" gemeint (vgl. S. 196 f.).

in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt oder nach dem schönen Gleichnis der Kirchenmutter Lenchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen und Gott in seinem Geschöpf die gebührende Ehre erzeigen.

Aber so ganz nutzlos dürfte die abfällige Kritik der Freunde an Goethes letzten dichterischen Arbeiten für ihn selbst doch nicht gewesen sein. Vielleicht lag gerade in seiner heftigen Abwehr ein verstecktes Zugeständnis der Richtigkeit ihrer Ansichten? Und vielleicht ermunterte ihr Tadel ihn zu neuem dichterischen Schaffen, durch das er ihren Beifall sich wieder zu erringen hoffte. Er hatte genug Enttäuschungen in den letzten Jahren erlebt. Es wurde dem Vereinsamten schwer, neue zu ertragen. Beifall und Anerkennung stellten sich als notwendige Bedürfnisse ein. Hatte nun der „Bürgergeneral" ihm schon einige Zustimmung eingebracht, so sollte das andere, größere Werk, das in der ersten Hälfte des Jahres 1793 entstand — der „Reineke Fuchs" — ihm wieder eine nachhaltigere Wirkung bringen und zugleich seinen Dichterruhm mehren.

*

Wie der „Bürgergeneral" als ein Zeugnis seines ärgerlich guten, durch die unerquicklichen politischen Verhältnisse bedingten Humors anzusehen ist, so hat auch „Reineke Fuchs" seinen Ursprung in jener Stimmung. Um es kurz zu sagen: Goethe schrieb sich mit diesem humoristischen Epos seinen Mißmut über die Zeitläufte von der Seele. Die Welt erschien „blutiger und blut-

dürftiger als jemals", jeder Tag meldete neue Greueltaten von jenseits der Vogesen, König Ludwig war am 17. Januar zum Tode verurteilt und vier Tage später hingerichtet worden, ein moralischer Tiefstand ohnegleichen breitete sich wie eine verheerende Seuche aus. Angewidert durch solche Begebenheiten, kam Goethe gerade zur rechten Stunde wieder ein Werk in die Hand, das er bereits als Leipziger Student kennengelernt und das er in späteren Jahren zuweilen mit Vergnügen gelesen hatte: „Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs, mit schönen Kupfern; nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzet, und mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahren Alter und großen Werte dieses Gedichtes versehen von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig und Amsterdam, Verlegts Peter Schenk, 1752". Den ergötzlichsten Bestandteil dieser in schwerfälligem Deutsch geschriebenen Ausgabe des berühmten Tierepos, die von der naiven Frische und volkstümlichen Derbheit des niederländischen Originals, dem „Reinaert" des vlämischen Dichters Willem, aber auch von der munteren Natürlichkeit der als Grundlage dienenden niederdeutschen Übersetzung „Reynke de Voß" nicht allzuviel übriggelassen hatte, bildeten die Kupfer nach Illustrationen Allarts von Everdingen, den Goethe schon seit früher Jugend besonders hoch schätzte. Es war ihm im Jahre 1783 gelungen, zu seiner reichhaltigen Sammlung von Landschaftsradierungen dieses holländischen Künstlers durch Vermittlung Knebels auf einer Regensburger Auktion auch dessen Reineke Fuchs-Radierungen zu erwerben, worüber er sich „kindisch" freute. Bei seiner auf das Anschauliche gerichteten Betrachtungsweise empfing er von diesen Blättern gewiß eine stärkere Inspiration als von Gottscheds harter unpoetischer Prosa. Was Goethe an dem „Reineke Fuchs" jetzt vor allem reizte, das war der sinnige Hof- und Regentenspiegel, der sich hinter diesen Tiergeschichten verbarg; „denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört".

Ohne langes Besinnen machte sich Goethe an eine Nachbildung dieses Werkes. Fritz Jacobi war der Erste, den er darüber unterrichtete. Ihm sandte er auch gelegentlich eine Probe des entstehenden Gedichtes. Und am 2. Mai konnte er bereits dem Freunde mitteilen:

> Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge abgeteilt, und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke dir bald wieder ein Stück. Ich unternahm die Arbeit, um mich das vergangene Jahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und das ist mir gelungen.

In drei Monaten war Goethe also des Stoffes Herr geworden. Freilich für druckreif hielt er die Niederschrift nicht. Sie bedurfte, ehe er das Werk der Öffentlichkeit übergab, noch mancher Korrektur, die er auf den Rat nahestehender Freunde, denen er die Handschrift zu lesen gab, im Laufe der nächsten Monate vornahm.

Als Quellen benutzte er die schon erwähnte Gottschedsche Prosaübertragung, ferner die Wolfenbüttler niederdeutsche Ausgabe des „Reynke de Voß mit dem Koker" aus dem Jahre 1711, von der Gottsched einen

Abdruck im Anhang seines Werkes gebracht hatte, vielleicht auch das Original dieser Ausgabe, das sich jedenfalls in Goethes Bibliothek vorgefunden hat. Die Urfassung des „Reineke Fuchs", den niederländischen „Reinaert" konnte Goethe aus Bruchstücken kennen, die Gottsched im „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit Hornung 1757" abgedruckt hatte. Ob er im Verlauf seiner späteren Arbeit den von L. Suhl in Lübeck 1783 herausgegebenen Nachdruck dieser Prosabearbeitung benutzte, läßt sich nur vermuten. Ein Exemplar dieser Ausgabe hat er jedenfalls besessen; wann sie jedoch in seinen Besitz gelangte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Zunächst nahm Goethe eine andere Einteilung vor. Aus den vier Büchern der Vorlage, von denen jedes in eine Anzahl Kapitel zerfiel, machte er zwölf Gesänge. Die 6844 paarweis reimenden Knittelverse des niederdeutschen Originals formte er in 4312 Hexameter um. Man muß sich fragen, warum Goethe für die Gestaltung seines Tierepos das antike Versmaß und nicht lieber, entsprechend dem niederdeutschen Original, den für unsere Sprache sich besser eignenden Knittelvers bevorzugte, wie er das ja auch im „Faust" getan hatte. Die Begründung dafür gibt er in der „Kampagne in Frankreich":

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstocks Einleitung sehr läßliche Hexameter; Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publikum gut aufgenommenen Arbeiten und Übersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und

Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier[1]) und man durfte der Voß'schen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung tun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Voß'schen früheren Arbeiten als geläufiger über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre in jüngeren Tagen oder andern Verhältnissen wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimnis zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, solange der würdige, allgefeierte Dichter, lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen: daß man in der deutschen Rhythmik eine striktere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den „Georgiken"[2]) abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vorteils.

Goethe betrachtete also gewissermaßen den „Reineke Fuchs" als praktische Übung im antiken Versmaß, dessen er sich bereits mit großem Geschick in den „Römischen Elegien" und „Venetianischen Epigrammen" bedient hatte. Er tröstete sich damit, daß der köstliche Gehalt der Dichtung die mangelhafte Technik aufwiegen würde. Und in der Tat fanden sich manche Tadler der Goetheschen Hexameter. Der schärfste unter ihnen war Voß, der selbst seine eigenen Hexameterübertragungen streng zu kritisieren pflegte und den Grundsatz verteidigte, daß man sich beim deutschen Hexameter nach den Gesetzen der griechischen Sprache und Verskunst richten müsse.

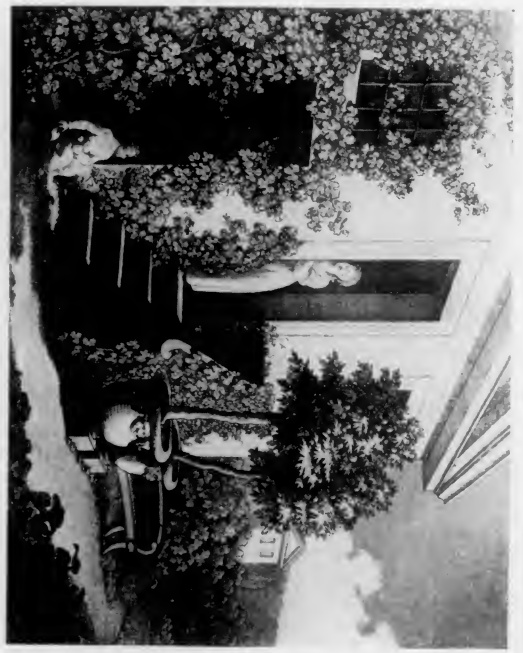
[1]) neulat. „der Weitherzige".

[2]) Übersetzung von Virgils Gedicht „Über den Landbau", die 1789 erschien. In der Vorrede erklärte Voß den Unterschied zwischen dem antiken und Klopstocks Hexameter.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erschienen ihm die Goetheschen Hexameter schlecht; denn es herrschten die trochäisch fallenden Bewegungen, fehlten Spondeen, die zum Gegengewicht erforderlich sind, und kamen daktylische Fälle zu selten. Voß übersah in seinem pedantischen Eifer völlig, daß die Grundgesetze deutscher und griechischer Metrik, gemäß der Verschiedenheit beider Sprachen, erheblich voneinander abwichen, und daß ein buchstäbliches Befolgen antiker Prosodie gegen den Geist der deutschen Sprache verstieß. Goethe kümmerte sich nun nicht um diese trockenen Schulvorschriften, sondern folgte seinem eigenen dichterischen Instinkt, setzte unbekümmert statt der Spondeen Trochäen und brachte auf diese Weise leichtflüssige Hexameter zustande, die sich für die Behandlung des Stoffes durchaus als geeignet erwiesen und keineswegs als fremd und unpassend für den Inhalt angesehen werden konnten. Das haben Wieland, Herder, Schiller und Knebel, die sich nicht so schulmeisterlich wie Voß auf Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten einstellten und sich bei ihrem Urteil von dichterischem Empfinden leiten ließen, sofort mit scharfem Blick erkannt.

Man vergleiche nur das niederdeutsche Epos, Gottscheds Prosabearbeitung und Goethes Um- und Nachdichtung untereinander und man wird ohne weiteres zugestehen müssen, daß hier durch die feinfühlige schöpferische Hand eines genialen Künstlers der alten Volksdichtung neues Leben eingehaucht und sie selbst auf eine höhere künstlerische Stufe erhoben wurde. Um ein kleines Beispiel dieser Vervollkommnung zu geben, seien nur die Anfänge der drei genannten Fassungen vergleichs-

Die Versammlung der Tiere
Nach einem Stich von Allart von Everdingen
(Goethe-Nationalmuseum)



Radierung von T. Lieber nach einer Handzeichnung Goethes, zu der er das Gedicht „Hausgarten“ machte
(Goethe-Nationalmuseum)

weiſe wiedergegeben. Der niederdeutſche „Reynke de Voß“ beginnt folgendermaßen:

Jd gheſchach up einen pynkſte dach,
Das men de wolde un velde ſach
Grone ſtaen mit loff un graß,
Un mannich vogel vrolig was
Myt ſange, in haghen un up bomen;
De krüde ſproten un de blomen,
De wol röken hier un dar:
De dach was ſchone, dat weder klar.
Nobel, de Konnynck van allen deeren,
Held hoff, un leet den uthkreyeren
Syn lant dorch over al.
Dar quemem vele heren mit grotem ſchal;
Ok quemen to hove vele ſtolter gheſellen,
De men nich alle konde tellen:
Lütke de kron, un Marquart de hegger,
Ja, deſſe weren dar alle degger;
Wente de Konnynck mit ſynen heren
Mende to holden hoff mit eren,
Myt vrouden und myt grotem love,
Un hadde vorbodet da to hove,
Alle de deere groet und kleyne,
Sunder Reynken den Voß alleyne.
He hadde in den hoff ſo vele mißdan,
Dat he dar nicht endorſte komen noch gan.
„De quad deyt, de ſchuwet gern dat licht:
Alſo dede ok Reynke de böſewycht.
He ſchuwede ſere des Konnynges hoff,
Dar in he hadde ſeer kranken loff.
Do de hoff alſus anghynck,
En was dar neen, an alleyne de Grevynck,
He hadde to klagen over Reynken den Voß,
Den men held ſeer valſch und loß.

Gottſched ſetzte dieſe Knittelverſe in folgende Proſa um:

Es war eben an einem Pfingsttage, als man Wälder und Felder mit Laub und Gras gezieret sah; und mancher Vogel sich in Gebüschen und auf Bäumen, mit seinem Gesange fröhlich bezeugete. Die Kräuter und Blumen sprossen überall hervor, und gaben den lieblichsten Duft von sich. Der Tag war heiter, und das Wetter schön: als Herr Nobel, der König aller Tiere, seinen Hof hielt und durch sein ganzes Land überall ausrufen ließ, daß man sich daselbst versammeln sollte. Darauf erschienen nun viele große Herren mit starkem Gefolge, und eine unzählbare Menge stolzer Junker; Lütke, der Kranich, Marquart, der Häher und viele andere mehr. Denn der König mit seinen Herren war Willens, mit großer Pracht und Freude Hof zu halten: und hatte deswegen große und kleine Tiere eingeladen; nur Reineken, den Fuchs, allein nicht. Dieser hatte sich so sehr wider den Hof vergangen, daß er dahin nicht kommen durfte. Wer Böses tut, scheut gern das Licht: so ging es auch Reineken, diesem Bösewichte. Er scheuete den Hof des Königs, an welchem er ein sehr schlechtes Lob hatte. Und als derselbe nun völlig beisammen war, so fand sich sonst niemand, außer dem Dachse, der nicht über Reineken zu klagen gehabt hätte; als den man durchgehends für sehr falsch und leichtfertig hielt.

Wie anders nehmen sich nun gegen diese schwerfälligen und umständlichen Knittelverse und diese breitschweifige Prosa Goethes leicht dahinfließende Hexameter aus.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhen, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen;
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.
Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen

Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke, der Kranich, und Markart, der Häher, und alle die Besten.
Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
Alle miteinander, so gut die großen als kleinen.
Niemand sollte fehlen! Und dennoch fehlte der Eine:
Reineke Fuchs, der Schelm, der vielbegangenen Frevels
Halben des Hofs sich enthielt. So scheut das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatte zu klagen, er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er.

Aber nicht nur in der äußeren Form, sondern auch in der Behandlung des Stofflichen zeigte sich Goethe im Verhältnis zu seinen Vorgängern als der größere Künstler. Die auftretenden Tiergestalten mit ihren charakteristischen Namen werden zwar beibehalten, und ebenso die einzelnen Begebenheiten, aber wie deutlich und scharf ist jedes einzelne Tier als Typus herausgearbeitet, wie unterhaltend und fesselnd, frei von aller lehrhaften Breitschweifigkeit, ziehen die Geschehnisse an uns vorüber, wie liebevoll und sorgfältig sind die köstlichen Perlen alter Spruchweisheit in den Rahmen der Erzählung gefaßt, und wie sonnig und heiter breitet sich überlegener Humor über das Ganze aus! Zweifellos zieht in dieser Tierkomödie der Hauptakteur, Reineke Fuchs, das Interesse des Lesers am stärksten an. Der Dichter tat auch sein Möglichstes, um diese Anziehungskraft zu unterstreichen. Er sah in dem gewissenlosen

Übeltäter mit dem demagogischen Einschlag, der, aus den natürlichen Instinkten und Schwächen seiner Tiergenossen Nutzen ziehend, sie auf geschickte Weise hinters Licht führt oder durch seine geheuchelte Ehrlichkeit düpiert oder mit seiner Redegewandtheit betört, eine durchaus zeitgemäße Figur. Und so formte Goethe Reineke zum Repräsentanten jener verlogenen und entsittlichten Gesellschaft, deren morsche Grundsätze zum Zusammenbruch führten. Will man irgendwelche Beziehungen des „Reineke Fuchs" zu den großen Welthändeln feststellen und dadurch dem Werk auch einen Platz unter den Revolutionsdichtungen Goethes einräumen, so kann es nur im Zusammenhang mit der in der Hauptfigur verkörperten Anschauung geschehen und im Hinblick auf einige eingestreute Betrachtungen, unter denen die folgende am schärfsten sich gegen die Umstürzler ausspricht.

Doch das Schlimmste find' ich in dem Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Toren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrat und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anderes erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.

Neuntes Kapitel

Die Belagerung von Mainz

(12. Mai bis 22. August 1793)

Goethe hatte den „Reineke Fuchs" geschrieben, um durch die Gestaltung dieser köstlichen Tiergeschichten von der Betrachtung der Welthändel abgelenkt zu werden, was ihm auch gelungen war. Daß er nun noch einmal als Augenzeuge aus unmittelbarer Nähe den kriegerischen Auswirkungen des ihm widerwärtigen Zustandes des Nachbarreiches beiwohnen würde, hatte er bei der Inangriffnahme seiner Dichtung wohl noch nicht in den Bereich der Möglichkeiten eingestellt. Gegen Ende Februar begann er jedoch, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Von dem Herzog war ein Brief eingetroffen, der den Wunsch durchblicken ließ, daß seine Gegenwart wünschenswert sei, und daß er bei dieser Gelegenheit einer der wichtigsten Begebenheiten des Feldzuges, der Belagerung von Mainz, beiwohnen könne. Am 24. März schrieb der Herzog:

Sobald ich von dem Anfang der Belagerung Mainz gewiß unterrichtet bin, so schreibe ich es dir; du kannst dich alsdann einrichten, wie du willst: da wir alsdann ganz Meister von beiden Rheinufern sein müssen, so wird die Passage des Flusses über Rüsselsheim am Main, und dann

über Günßheim und Nackenheim oder Weißenau, von Frankfurt zu mir so offen sein, daß du dich hin und herbegeben kannst, wie du nur immer willst.

Dieser Brief scheint Goethe in seinem Entschluß zur Reise an die Front endgültig bestärkt zu haben. Jedenfalls teilte er am 17. April Jacobi mit, daß er wieder reisefertig sei und daß er, wenn sich Mainz nicht kurz resolviere, der Belagerung beiwohnen würde. Leicht fiel ihm der Entschluß jedoch keineswegs. Als ein Zeugnis seiner Unlust zu dem Ausflug nach dem Kriegstheater bezeichnete Goethe später eine Federzeichnung, die er wenige Tage vor seiner Abreise sorgfältig zu Papier gebracht hatte. Die Zeichnung schildert ein friedliches Idyll, dem er folgende poetische Charakteristik später verlieh:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus,
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben friedlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehen,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke[1])

Das große Welttheater übte also keinen Reiz auf den Dichter aus. In seinem gegenwärtigen Seelenzustand war ihm die häusliche Enge gerade recht. Außerdem gewährte sie seinem tätigen Geist, der sich in den letzten Monaten so schöpferisch wiederum nach allen Richtungen hin offenbart hatte, die erwünschte Ruhe

[1]) Die Verse sind erst 1821 gedichtet worden, als Schwerdgeburth „Radierte Platten nach Handzeichnungen von Goethe", herausgab.

und Muße. Ungern trennte er sich darum von Weimar. Und wäre nicht die ihm eigene Rücksichtnahme auf andere gewesen, hätte nicht die Befürchtung, durch seine Absage Karl August zu verstimmen, für ihn bestanden, so würde er gewiß daheimgeblieben sein.

*

Ehe wir Goethe nach dem Kriegsschauplatz begleiten, erscheint es geboten, sich mit der politischen und militärischen Lage, wie sie sich in den letzten Monaten entwickelt hatte, ein wenig vertraut zu machen. Wir erinnern uns, daß die Schlacht von Valmy der Kampagne in Frankreich eine neue Wendung gab. War der Kriegsgott bisher der Armee der Republik nicht zugetan gewesen, so änderte er nun seine Gesinnung und heftete Sieg auf Sieg an ihre Fahnen. Dumouriez folgte den weichenden Österreichern und Preußen, rückte in Belgien ein und schlug am 6. November die unter dem Befehl des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen stehenden Österreicher. Mit dieser Niederlage war das Schicksal Belgiens besiegelt. Die Österreicher mußten es preisgeben, Mons und Brüssel öffneten ihre Tore, und gegen Ende des Monats waren die Franzosen Herren in diesem Lande. Der Schrecken, den die Besetzung und die Nähe des Feindes in der Rheingegend auslösten, zeigte sich in seiner ganzen Deutlichkeit an den zahlreichen Emigranten, die scharenweise über Düsseldorf, Köln und Koblenz in das Innere Deutschlands hineinströmten und denen Goethe bei seiner Rückreise aus Münster so häufig zu begegnen Gelegenheit gehabt hatte. Aber nicht nur auf dem nördlichen, auch auf

dem östlichen Kriegsschauplatz machten die Franzosen nennenswerte Fortschritte. Custine hatte am 30. September bereits Speyer eingenommen und der Stadt eine hohe Kriegsentschädigung auferlegt, wenige Tage später fiel Worms in seine Hände, und so seine Eroberungen weiter rheinaufwärts vortragend, gelang es ihm auch, Mainz zu gewinnen, das von seinem Kommandanten am 21. Oktober übergeben wurde, und Frankfurt zu besetzen. Als einziger Erfolg, den die Verbündeten in diesem verhängnisvollen Jahr noch erstritten, konnte die Befreiung Frankfurts gebucht werden, aus dem die aus der Champagne heimkehrenden Preußen und Hessen die Eindringlinge am 2. Dezember vertrieben.

Angesichts eines solchen Waffenglücks der jungen republikanischen Armee, befestigte sich in Paris immer mehr der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit und steigerte sich der Dünkel der politischen Machthaber und militärischen Führer. Zwar war das Königtum abgeschafft, aber der Träger der Krone lebte noch. Jetzt sah man den Augenblick gekommen, ihm einen Prozeß zu machen und ihn beiseite zu schaffen, damit die immer noch in stattlicher Anzahl vorhandenen Königstreuen und vor allem die Emigranten ihrer letzten Hoffnung beraubt würden. Mit einer Mehrheit von 53 Stimmen wurde er am 16. Januar zum Tode verurteilt, nachdem man ihn der Verschwörung gegen die Nation und des Attentats gegen die Sicherheit des Staates für schuldig befunden hatte, und am 21. Januar in Gegenwart einer gewaltigen Menschenmenge hingerichtet. Diese Handlung der Brutalität raubte der jungen Republik viele Sympathien. Ihren Gegnern lieferte sie den besten

Beweis für die rohe Gewalttätigkeit der Kämpfer für Menschenrechte, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Hände, und diejenigen, die bisher gleichgültig, ohne irgendwelche Parteinahme zu der Revolution sich gestellt hatten, wandten sich nun voll Entsetzen ab.

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahres 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Karls I. geschaudert und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Szenen der Parteiwut sich nicht abermals ereignen könnten. Nun aber wiederholte sich das alles greulicher und grimmiger bei dem gebildetsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen; Tag für Tag, Schritt vor Schritt. Man denke sich, welchen Dezember und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in seinen Prozeß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurteils nicht hindern konnten. („Kampagne in Frankreich").

Aber auch in anderer Hinsicht hatte die Hinrichtung des Königs für Frankreich üble Folgen. England, das bisher gegenüber der Staatsumwälzung im Nachbarlande eine abwartende Haltung eingenommen hatte, stellte dem französischen Gesandten die Pässe zu, und Spanien tat wenige Wochen darauf ein Gleiches. Aber wie beantworteten die revolutionären Machthaber diesen Abbruch der diplomatischen Beziehungen? Sie erklärten in ihrem Siegesbewußtsein sowohl England wie Spanien den Krieg, unbekümmert darum, daß er die Zahl ihrer Feinde um zwei neue vermehrte. Diese Wendung ließ die Verbündeten wieder einige Hoffnung schöpfen. Kaiser Franz brauchte nun, nach der Hinrichtung seines Schwagers, keine Rücksicht mehr zu nehmen, sondern konnte Frankreich als Feindesland behandeln. Gestützt

auf die Hilfe der Engländer, glaubte man dem Gegner bedeutend überlegen zu sein. Jedenfalls meinte Karl August schon am 21. Januar in einem Briefe an Goethe, daß der Herzog von Braunschweig die Franzosen zu prügeln hoffe, und daß die Engländer den Ausschlag geben würden.

Custine hatte nach Paris gemeldet, daß, wenn man ihm Verstärkungen schicke, er ganz Deutschland umstürzen wolle. Dumouriez ging in seinem Größenwahn nicht so weit, aber auch er hegte einen kühnen Plan: die Unterwerfung Hollands. Obwohl er nur 16 000 Mann zur Verfügung hatte, glaubte er mit dem schlecht gerüsteten Holland ebenso schnell wie mit Belgien fertig zu werden. Am 17. Februar überschritt er bei Bergen op Zoom die holländische Grenze und eroberte Breda, das Fort Klundert und Gertruidenberg. Von dort aus marschierte er weiter auf Amsterdam, nur einige Truppen zum Schutz der Maaslinie zurücklassend. Die Österreicher waren aber inzwischen nicht müßig gewesen. Sie rückten etwa 40 000 Mann stark unter dem Befehl des Prinzen Josias von Koburg ein, entsetzten das von den Franzosen belagerte Maastricht und zwangen Dumouriez zum Rückzug über die Schelde. Hier kam es am 18. März bei Neerwinden zu einer entscheidenden Schlacht, in der die Franzosen völlig aufgerieben wurden. Am 23. März schrieb Karl August aus seinem Quartier in Laufenselden bei Schwalbach an Goethe:

Soeben kommt die Nachricht von Frankfurt, daß der Prinz Coburg Dumouriez, nachdem letzterer dreimal attaquirte, bei Bergen aufs Haupt geschlagen hat: die Österreicher ollen zwischen 800 und 1000 Tote und Verwundete haben;

der Verlust der Franzosen muß im Vergleich stärker sein, da ein Hauptgrundsatz bei den Kaiserlichen obwaltet, keinem Franzosen pardon zu geben.

Wie sehr die Nachricht von dem Siege die deutschen Truppen auf den andern Kriegsschauplätzen belebte und ermunterte, wird aus demselben Brief deutlich, in dem der Herzog zwar über die Dauer der Operationen noch nichts Bestimmtes voraussagen möchte, aber doch die Vermutung ausspricht, daß es der kaiserlichen Armee gelingen werde, im Laufe des Jahres Elsaß unter ihre Botmäßigkeit zu bringen und von Lothringen soviel einzunehmen, „daß die Maas zur Vormauer diene". Er nahm ferner an, daß die Preußen zusammen mit den Engländern, Hannoveranern und einigen Hessen schwerlich an der holländischen Grenze stehen bleiben, sondern weiter vordringen würden.

Als wichtigste Aufgabe erschien zunächst die Befreiung von Mainz. Der Fall dieser starken Festung mußte die Position der Franzosen auf dem linken Rheinufer aufs empfindlichste gefährden. Es kam hinzu, daß sich in Mainz das Hauptquartier der deutschen Revolutionäre befand, unter denen Georg Forster die Hauptrolle spielte. Er war ein begeisterter Anhänger der Freiheitsbewegung und er begab sich auch, nachdem im März die Mainzer Klubisten die Gründung einer rheinischen Republik beschlossen hatten, zusammen mit dem Deputierten Lux nach Paris, um dem Nationalkonvent die Einverleibung dieses neuen Staates in die französische Republik anzutragen. Beide sollten von dort nicht wieder in die Heimat zurückkehren.

Die Vorbereitungen zur Einschließung der Festung

begannen bereits im März. Der Kriegsplan sah eine weite Umfassung vor. Die Preußen sollten bei Caub den Rhein überschreiten und dann auf dem linken Rheinufer allmählich bis Mainz vordringen, während den Österreichern die Aufgabe zufiel, von Süden her, nach Überschreitung des Rheins bei Speyer, der Festung zu nahen. Endlich wurden von Trier her kaiserliche Hilfstruppen für die Belagerung erwartet. Den Oberbefehl führte der Generalleutnant von Kalckreuth.

Karl August hielt Goethe über die nächsten Ereignisse stets auf dem Laufenden. Nach der Einnahme Frankfurts hatte er mit seinem Regiment hier seinen Standort. Mitte Januar besuchte ihn seine Gemahlin, die bis zum 3. März blieb. Bald nach ihrer Ankunft erging an Goethes Mutter eine Einladung zur herzoglichen Tafel, an der außer mehreren preußischen Offizieren auch Mama La Roche teilnahm. Man war sehr vergnügt und ging nachher ins Schauspiel. Da der König von Preußen, verschiedene Prinzen, sowie der gesamte Generalstab in Frankfurt weilten, verlief das Leben in der freien Reichsstadt ziemlich geräuschvoll. Es war so bunt, wie es sonst nur bei den Krönungsfeierlichkeiten zu sein pflegte. Besonders das neuerbaute Theater wurde eifrig frequentiert. Frau Aja, die leidenschaftliche Theaterbesucherin, versäumte natürlich selten einen Abend. Am zweiten Weihnachtsfeiertage sei es, wie sie dem Sohne schrieb, so besucht gewesen, daß zweitausend Menschen keinen Einlaß mehr gefunden hätten. Im allgemeinen wurde die Stadt wenig vom Feinde behelligt. Nur gelegentlich waren die umliegenden Dörfer kleinen Kanonaden ausgesetzt,

die jedoch keinen Schaden anrichteten. So schrieb der Herzog am 18. Februar an Goethe:

Kanonenschüsse fallen häufig; alle Wochen kommen die Franzosen auf die Nonnenau, Ginßheim gegenüber und werden wieder davon vertrieben; neulich haben sie mit 200 Schüssen einen Hahn in diesem Dorfe blessiert und eine Katze daselbst zwischen zwei Kindern, welche unbeschädigt blieben, erlegt. Eine hessische Kanone wurde demontiert — mit zwei Kanonen von uns wurden sie wieder weggejagt.

Die Winterquartierruhe hörte auf, als die Truppenbewegungen begannen. Der Herzog verließ am 21. mit seinem Regimente Frankfurt und marschierte über Kronberg, Idstein, Laufenfelden durch den Taunus dem Rheine zu. Nach dem Übergang über den Fluß bei Caub ging es langsam unter ständigen Vorpostengefechten rheinaufwärts. In Straßburg gelang es am 27. März dem Erbprinzen von Hohenlohe, den General Neuwinger gefangen zu nehmen. Nach der Einnahme von Kreuznach und der Säuberung des Winkels zwischen Nahe und Rhein von den Franzosen, näherte man sich Marienborn, wo auch das Hauptquartier aufgeschlagen wurde. Inzwischen war General Wurmser mit den Kaiserlichen am 1. April bei Speyer über den Rhein gegangen und näherte sich Mainz von Süden. Am 14. April hatten die Verbündeten die Stadt eingeschlossen, und es konnte nunmehr die Blockade der Festung beginnen. Im ganzen standen 23 000 Franzosen etwa 34 000 Österreichern und Preußen gegenüber, von denen ungefähr zwei Drittel auf der linken Seite des Rheins aufgestellt waren. Der Zeitpunkt zum Aufbruch war somit für Goethe gekommen. Seit Mitte

April hielt er sich reisefertig, doch erst am 12. Mai verließ er Weimar.

*

Goethe beeilte sich nicht sonderlich, um in das Hauptquartier zu gelangen. Er blieb zunächst vom 17. bis 26. Mai bei seiner Mutter. So holte er den im vergangenen Herbst beabsichtigten und durch die Entwicklung der Ereignisse verhinderten Besuch nach und konnte gleichzeitig sich bei den zuständigen Stellen persönlich für den an ihn ergangenen ehrenvollen Antrag bedanken. Das Haus am Hirschgraben hatte in der letzten Zeit bewegte Tage verlebt. Zuerst waren die Franzosen zwangsweise Gäste, später die Preußen und Hessen. Frau Aja war jedoch über die deutsche Einquartierung nicht sehr erbaut, wie sich aus folgendem Brief an ihren Sohn entnehmen läßt:

Bei den Franzosen, wenn man da Gemeine hatte, hatte man keine Offiziere und umgekehrt — jetzt habe ich zwei Offiziere und zwei Gemeine —, da werden nun statt einer Stube zwei geheizt, das bei dem teuren Holz eine garstige Spekulation ist — ferner hatten die gemeinen Franken Fleisch, Reis und Brot im Überfluß — diese haben nichts als elendes Brot — die französischen Offiziere wären lieber Hungers gestorben, als daß sie was gefordert hätten, diesen muß man es sogar auf die Wache schicken — Summa Summarum, es ist eine große Last — meine sind Hessen — wies mit den Preußen ist, weiß ich nicht — da hast du so ohngefähr meine jetzige Lage.

Ein anderes Mal beklagte sie sich darüber, daß ihre unfreiwilligen Hausgenossen den ganzen Tag rauchten und ihre Zimmer aussähen wie ein Wachtlokal. Und am 7. Februar, als man bei ihr einen preußischen Hauptmann und Leutnant, sowie vier Gemeine untergebracht hatte, machte sie sich in folgenden Stoßseufzern ihrem Hätschelhans gegenüber Luft:

Im Vertrauen sei es dir gesagt — ich fange an, das Ding herzlich müde zu werden — die Ordnung und Ruhe war in meinen jungen Jahren schon mein Element — und jetzt, da ich alt bin, ist es mir ganz und gar Bedürfnis — seit anno 1790 treibe ich mich in beinahe ewigen Taumel herum — mein Haus sieht zum Erbarmen schmierig aus — und ist die Historie zu Ende — so brauche ich ein volles Jahr, bis alles wieder in vorigen Stand kommt.

Aber für ihren Sohn hatte sie doch noch Raum genug in ihrem Häuschen. Allerdings mußte er sich mit dem zweiten Stockwerk begnügen, — allein sie meinte, ein Mann, der die Kampagne mitgemacht hätte, und dessen Bett die Erde und dessen Zelt der Himmel gewesen sei, würde damit schon vorlieb nehmen. Und sie täuschte sich darin nicht: Goethe fühlte sich unter Frau Ajas Dach wohl, war munterer und gesprächiger als sonst und erregte dadurch allgemeine Zufriedenheit.

Am 26. Mai verließ Goethe Frankfurt, um in das Hauptquartier zu eilen. Er fuhr über Höchst und Flörsheim und setzte, da der alte freie Weg nach Mainz versperrt war, bei Rüsselsheim über den Main, machte in dem zerschossenen Ginsheim eine kurze Rast, überquerte den Rhein bei der Nonnenau und nächtigte westlich von Bodenstein in Oberolm. Der nächste Tag führte ihn in das Lager seines Herzogs, dessen Regiment rechts von der über Marienborn hinaufführenden Landstraße lag. Dabei bot sich ihm Gelegenheit, dem Prinzen Maximilian Joseph von Zweibrücken, dem späteren König von Bayern, seine Aufwartung zu

machen. Auch dem Oberbefehlshaber, Grafen Kalckreuth, ſtattete er noch am ſelben Tage ſeinen Beſuch ab und unterhielt ſich mit ihm über die Lage, die Blockade und die künftige Belagerung. Der Aufenthalt im Hauptquartier brachte Goethe mit verſchiedenen, ihm bekannten Feldzugsteilnehmern vom vorigen Jahr zuſammen; man gedachte gemeinſamer Erlebniſſe und erinnerte ſich der prophetiſchen Worte des Dichters bei Valmy, die ſich immer mehr zu bewahrheiten ſchienen.

Da es in Goethes Art lag, ſich zunächſt, wenn er ſich auf fremdem Boden befand, über ſeine Umgebung und die allgemeine Lage zu orientieren, ſo waren die erſten Tage ſeiner Anweſenheit hauptſächlich dieſem Zweck gewidmet. Er konnte bei ſeinen Erkundungen feſtſtellen, daß die Lage der Franzoſen durchaus vorteilhaft ſei. General d'Oyré, der Nachfolger Cuſtines, erwies ſich als ein auf dem Gebiete des Feſtungsweſens ſehr erfahrener Offizier. Die von ihm angeordneten Verteidigungsmaßnahmen verrieten Umſicht und Klugheit. Er hatte nicht nur das Kaſtell ſelbſt in ſeiner Widerſtandsfähigkeit verſtärkt, ſondern außerdem Baſtionen errichtet, die Inſeln in der Mainmündung und die vorgelagerten Höhen auf der linken Rheinſeite befeſtigt ſowie Laufgräben ziehen laſſen, die bis nach Koſtheim reichten. Die Belagerer hatten wichtige Punkte zu beſetzen verſäumt, was ihnen ſpäter inſofern teuer zu ſtehen kam, als ſie fortwährend dadurch Ausfällen des Feindes ausgeſetzt waren. Ein Sturmangriff auf die gut ausgerüſtete Feſtung verſprach nicht den geringſten Erfolg. So blieb nur im Vertrauen auf die mangelhafte Verproviantiernng den Belagerern

die einzige Möglichkeit übrig, durch eine ſtrenge und lange Blockade den Feind mürbe zu machen und zur Kapitulation zu zwingen, zumal auf Betreiben des Kurfürſten von Mainz die Stadt möglichſt geſchont werden ſollte. Auch bei den Operationen gegen Mainz ſpielte, wie in der Kampagne vorigen Jahres, das Doppelverhältnis im Kommando eine unheilvolle Rolle. Dem Grafen Kalckreuth waren die Hände gebunden; er konnte nicht ſo handeln, wie er wollte, weil der König von Preußen ganz unter dem Einfluß der Partei des Generals Manſtein ſtand, die auf eine Lockerung des Bündniſſes mit Öſterreich hinarbeitete und durch einen mit ſeinen Truppen bewirkten ſchnellen Fall der Feſtung nicht die Stellung der Verbündeten allzuſehr ſtärken wollte.

Nun währte die Blockade ſchon anderthalb Monate, und es war noch nichts Entſcheidendes geſchehen. An Ausfällen der Franzoſen, um die Schanzarbeiten des Gegners zu ſtören, hatte es jedoch in dieſer Zeit nicht gefehlt. Man kämpfte erbittert um den Beſitz der Maininſeln und vor allem um Koſtheim, das des öftern ſeinen Herrn wechſelte. Auf der linken Rheinſeite behauptete der Feind, trotz einiger heftiger Sturmangriffe der Preußen, feſt ſeine Stellung, und wenn es auch dem Prinzen Louis Ferdinand in den erſten Tagen des Mai gelungen war, die Verſchanzungen der Franzoſen bei Zahlbach zu zerſtören, ſo bemächtigten ſich dafür die letzteren am 18. Mai des Dorfes Bretzenheim und vertrieben die Deutſchen von dort.

Die erſten Tage der Anweſenheit Goethes im Lager verliefen ohne irgendwelche bedeutſamen Ereigniſſe,

nur daß die Kanonen von hüben und drüben fast ununterbrochen ihre Grüße miteinander austauschten. In der Frühe des 29. Mai traf die Nachricht von dem Siege der Österreicher bei Famars in den Niederlanden ein, die durch ein allgemeines Viktoriaschießen bekannt gegeben wurde. Es war eine willkommene Gelegenheit für Goethe, sich über die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen noch genauer zu unterrichten. Er war anfangs im Dorf Marienborn einquartiert worden, aber die Wanzen hatten ihn bald daraus vertrieben, und so siedelte er ins Lager über und schlief künftig im Zelt auf Stroh.

In der Nacht zum 31. Mai wurde er plötzlich durch Gewehrfeuer geweckt. Er sprang auf und fand schon alles in Bewegung. Kein Zweifel: die Franzosen hatten Marienborn überfallen. Wenn dieser nächtliche Angriff auch zurückgeschlagen wurde und außer dem Verlust einiger Menschenleben keine weiteren Folgen zeitigte, so war doch die ganze Sache höchst verdrießlich. Am nächsten Tag schrieb Goethe, vermutlich auf Veranlassung seines Herzogs, die Geschichte dieses Überfalls nieder und schickte den Bericht an Herder. Er lautete:

Ausfall der Franzosen auf Marienborn.

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt in der Entfernung ohngefähr einer Viertelstunde umgeben und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Kapelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Dreys, Gunzenheim, Mombach,

werden von dem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit von demselben.

Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blockade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung; niemand konnte vermuten, daß sie einen Ausfall dahin richten würden, weil sie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu geraten, abgeschnitten zu werden, ohne irgendetwas von Bedeutung auszurichten.

Unterdessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dahlheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der sich nach der Stadt zieht, immer aneinander, und man behauptete Bretzenheim diesseit um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier; sie wollten — so ist man durch die Gefangenen überzeugt — den General Kalckreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause einige hundert Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder tot zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde über die Chaussee durch einige Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chaussee, passierten sie und eilten auf Marienborn los. Sie waren von Bauern aus der Nachbarschaft geführt und nahmen ihren Weg durch die Patrouillen durch, die ein Umstand unaufmerksam gemacht hatte.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das hohe Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in der Nacht abzumähen. Als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen. Einige Patrouillen achteten das Geräusch nicht, andre riefen sie an und hielten ihren undeutlichen Gegenruf für ungarisch. Genug, sie drangen

unentdeckt weit vor, und als man sie endlich erkannte und nach ihnen schoß, eilten sie nach Marienborn, erreichten das Dorf, gegen ein Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße, umringten den Ort und das Klostergebäude, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, besonders da noch mehrere in Marienborn kantonierten. Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner rückte vor, Lottum kam herzu, eine Eskadron Herzog von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht mit großer Lebhaftigkeit.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis der blockierenden Lager das Feuern von falschen Attacken, jeder ward auf sich aufmerksam gemacht, und niemand wagte dem andern zu Hilfe zu kommen. Der abnehmende Mond gab ein mäßiges Licht.

Der Herzog von Weimar führte den übrigen Teil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe kampierte, hinzu. Die Regimenter Wagner und Lottum widerstanden dem Feinde, und nach einem anderthalbstündigen Gefecht trieb man die Franzosen gegen die Stadt zurück. An Toten ließen sie dreißig und etwa so viel Gefangene und Blessierte zurück. Sie haben, soviel man weiß, nur einige Artilleriepferde erbeutet. Der Verlust der Preußen an Toten und Blessierten mag neunzig Mann sein.

Major la Viere von Weimar, Rittmeister Voß, Generaladjutant, sind tot und einige Hauptleute der Infanterie.

Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesseitigen Verlust; denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim zu Anfang der Affäre auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unseren Batterien beschossen. Als es Tag ward, fand man Pechkränze und dergleichen brennbare Materialien an mehreren Enden des Dorfes; sie hatten die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden. Man erfuhr,

daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, von einer Rheininsel, an der Mainspitze, in der sie sich eingenistet haben, eine Brücke auf die nächste zu schlagen. Nunmehr ist das zweite Treffen näher an Marienborn herangezogen. Des Herzogs Regiment steht rechts Marienborn. Man weiß, daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten. Es mag daher das Gerücht entstanden sein, als wären sie in drei Kolonnen ausgegangen.

Ein Brief des Herzogs an seine Frau Gemahlin wird das, was ich sage, bestätigen, modifizieren, aufklären.

Dii meliora!

Der Überfall war eine Warnung gewesen. Er hatte gezeigt, daß sich das Hauptquartier viel zu nahe dem Feinde befand. Aber trotzdem veränderte man nicht diesen Standort. Nur die Stellung des herzoglichen Regiments wurde verschoben. Es rückte näher an Marienborn heran. Wenn auch Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, um einer Überrumpelung durch die Franzosen zu begegnen, so mußte man doch stets dessen gewärtig sein, daß sich solche Ausfälle in längeren oder kürzeren Zeitabschnitten wiederholen könnten. Und in der Tat machten die Franzosen, nachdem sie sich einige Tage ruhig verhalten hatten, am 9. Juni einen Ausfall auf Heiligenkreuz, wo es ihnen gelang, Kirche und Dorf anzuzünden, und am nächsten Tag einen auf Gunzenheim, der zwar abgeschlagen wurde, aber die Verbündeten wegen des linken Flügels und besonders wegen des Darmstädter Lagers doch einige Zeit in Verlegenheit setzte. Der Feind fühlte sich zu solchen Unternehmungen umsomehr aufgelegt, als die ganze abwartende Haltung des Gegners ihn dazu ermutigte. Diese war sowohl auf die oben dargelegten politischen

Gründe, aber auch auf den Mangel an Belagerungsgeschützen zurückzuführen, so daß eine ernste Beschießung der Stadt nicht vorgenommen werden konnte. Noch am 7. Juni schrieb Goethe an Herder, daß an eine Übergabe der Stadt, sowie eine Belagerung (er meinte damit Bombardement) fürs erste nicht zu denken sei. Endlich trafen die notwendigen Geschütze aus Würzburg, Kur-Köln und Holland ein, und vom 16. Juni begann man sich in die Ohren zu tuscheln, daß die Beschießung nunmehr ihren Anfang nehmen würde; schon in der darauffolgenden Nacht sollten, wie es hieß, die Trancheen gezogen werden. Dabei ereignete sich ein peinliches Mißgeschick. Die Soldaten, die mit dem Ausheben der Laufgräben beschäftigt waren, wurden auf eine unverständliche Weise aus nächster Nähe von Kleingewehrfeuer empfangen, wodurch eine große Verwirrung entstand. Erst der anbrechende Morgen brachte die Aufklärung: die eigenen Vorposten hatten die verbündeten Soldaten beschossen. Bei der näheren Untersuchung der mißlungenen Tranchee entdeckte man, daß die Anlage auch viel zu weit von der Festung sich befand. Man beschloß daher, die Laufgräben näher an die Stadt heranzurücken, und dieses Unternehmen glückte. Dadurch war der Gürtel, der die Festung einschloß, enger gezogen und die Gelegenheit für den Beginn des Bombardements gegeben. In Mainz hatte man inzwischen ebenfalls die notwendigen Verteidigungsmaßnahmen getroffen. Im Hinblick auf die bevorstehende Beschießung gestattete die aus Anhängern der Franzosen bestehende Verwaltung einem Teil der Bürger, auszuwandern. Etwa

1500 Emigranten, zumeist Frauen und Kinder, zogen über die Rheinbrücke nach Biebrich, wo die deutschen Vorposten sie jedoch zurückwiesen. Die Ärmsten gerieten in eine bedrängte Lage; denn die Franzosen wollten ihnen die Rückkehr nicht gestatten. Erst nach langen Verhandlungen erklärten sie sich zur Aufnahme der Ausgesiedelten in die Stadt wieder bereit.

*

Einen Monat weilte Goethe bereits im Lager. Anfangs hatte er sich in seinem Zustand recht wohl befunden. Es gab genug Abwechselung und viel zu sehen und zu hören. Die Spannung hinsichtlich der Entwicklung der militärischen Ereignisse, der ständige Verkehr mit interessanten Menschen, die schöne, von gutem Wetter begünstigte Jahreszeit, das bei solcher warmen Witterung keineswegs lästige Zeltleben — alles dies war doch so ganz anders, als im vorigen Herbst in der Champagne, wo Entbehrungen und Mangel mancherlei Art, Krankheiten und Seuchen, schlechtes Wetter im Verein mit einer durch die Mißerfolge geschaffenen üblen Laune einen unerträglichen Druck auf die Gemütsstimmung ausgeübt hatten. Aus den Briefen, die Goethe in diesen ersten Wochen seines Lageraufenthaltes an die Weimarer Freunde schrieb, klingt infolgedessen der Ton der Zufriedenheit, am deutlichsten vielleicht aus einer Epistel an Herder vom 7. Juni.

Ich habe ein hübsches Zelt, gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einsamen Stunden des heißen Tages in einer großen, mit Fichtenreis beschützten Laube zu, die der

Herzog zum Speisesaal errichten ließ. Oft bin ich im Hauptquartier, der General Kalckreuth setzt sein gütiges Betragen gegen mich ununterbrochen fort. Ich sehe viel Menschen, höre und sehe, was begegnet, und bin sehr zufrieden, hier zu sein und mich mit so vielen in Geduld zu fassen, da ihr in der Ferne gewiß ungeduldig seid.

Aber acht Tage später hatte sich seine Stimmung schon gewandelt. Er war des Lagerlebens und der Menschen überdrüssig, begann Langeweile zu spüren und sehnte sich nach Weimar.

Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe. Sehne mich nach meiner camera obscura, und was dem anhängig ist. Lebet wohl und genießet der Ruhe hinter der Kirche. Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plänen wieder vor den Augen haben. (An Herder, 15. Juni).

Es ist durchaus verständlich, daß einem so regsamen Geiste wie Goethe, das Stilliegen an einem Platz für die Dauer zu langweilig werden mußte. Gelegentliche kleine Ausflüge, wie der nach Rüdesheim und Bingen oder zu dem ihm seit dem vorigen August bekannten Obersten von Stein auf dem Jägerhause, boten zwar eine angenehme Zerstreuung, deren wohltätige Wirkung sich jedoch nach der Rückkehr in die alten Verhältnisse sehr bald wieder verflüchtigte. So blieb Goethe nur die Möglichkeit, sich durch geistige Arbeit der Langeweile zu erwehren. Über die Art seiner Betätigung unterrichtet uns ein Brief an Knebel vom 2. Juli:

Wie sehr wünscht ich, den Musen des Friedens huldigen zu können! Was möglich ist, tue ich doch. Reineken habe ich stark durchgeputzt, auch an meinen optischen Sachen habe ich viel gearbeitet, teils habe ich manches Einzelne aufgeschrieben, teils habe ich mir eine Übersicht über das Ganze zu verschaffen gesucht, worüber ich jetzt einen kleinen Aufsatz ausarbeite. Ich halte mich um so fester an diese Gegenstände des Denkens, da wir in diesen Augenblicken mehr als jemals der Ableiter bedürfen.

Abwechselung in der Beschäftigung war also auch hier wieder für Goethe eine innere Notwendigkeit. Den „Reineke Fuchs" hatte er zwar noch vor seiner Abreise nach Mainz fertiggestellt, doch nur im Rohbau. Es blieb aber noch viel zu tun übrig. Vor allem mußten die Hexameter geschmeidiger gemacht und geglättet werden. Nach den Randzeichen, die Herder auf dem Manuskript vermerkt hatte, wurden die einzelnen Verse durchgesehen und nach Einsicht und Laune korrigiert. Diese Obelisken und Asterisken[1]) erschienen dem Dichter sehr wertvoll, behauptete er doch, daß er ohne sie nicht imstande gewesen wäre, seinen „Verbesserungswillen zu richten und zu fixieren".

Über die optischen Studien, die er hier im Lager trieb, wurde bereits im vorigen Kapitel gesprochen. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Aufstellung jenes großzügigen Gesamtplans,[2]) nach dem Goethe künftighin die Farbenerforschung bearbeitet wissen wollte.

So arbeitete Goethe fleißig in aestheticis und physicis und er würde, wie er an Jacobi schrieb, sich auch in historicis versucht haben, wenn er dies nicht für eine undankbare und gefährliche Aufgabe angesehen hätte. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit hatte er nämlich

[1]) Spieße und Sternchen.
[2]) Vgl. S. 213 ff.

manches, was er sah und erlebte, aufzuzeichnen begonnen, aber er gab diese Arbeit bald auf.

Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegießerei, als ich aufbringen kann, und was ist's zuletzt? alles, was man weiß, und gerade das, worauf alles ankommt, darf man nicht sagen, und da bleibt's immer eine Art Advokatenarbeit, die sehr gut bezahlt werden müßte, wenn man sie mit einigem Humor unternehmen sollte. (An F. Jacobi 7. Juli).

Eine angenehme Zerstreuung und willkommene Ablenkung von dem Kriegsgetümmel bot ihm schließlich der Gedankenaustausch mit den Freunden in der Ferne. Herders, Voigt, Knebel, Fritz Jacobi waren, außer Christiane, diejenigen, mit denen er sich am häufigsten unterhielt. Besonders ausführlich sprach er sich über seine Erlebnisse und Betätigungen in seinen Briefen an Herder aus. Voigt schickte er kurze Berichte über das Befinden des Herzogs und über die allgemeine Lage; nebenbei wurden verschiedene geschäftliche Angelegenheiten mit ihm erörtert: Titelverleihung, Versetzung des Gärtners Dietrich, den Goethe gern dem Botaniker Batsch in Jena als Amanuensis attachieren wollte, Ankauf des kleinen Häuschens neben dem seinigen, Fürsorge für eine junge Weimaranerin, die ein herzoglicher Jäger geschwängert hatte, Bergwerksachen (Einberufung eines Gewerktages), Universitätsfragen (die Berufung Fichtes, falls Reinhold fortgehen sollte) und dergleichen mehr. Knebel und Jacobi erhielten Mitteilungen über das geistige Schaffen. Letzterem offenbarte sich Goethe jetzt überhaupt am tiefsten, auch was seinen allgemeinen Seelenzustand anbelangt. So sind seine Briefe an den Pempelforter Freund die

feinsten Widerspiegelungen seiner Stimmungen und Gedanken vor Mainz. Und wie er im vorigen Herbst einmal der Herzogin-Mutter in launiger Weise einen schriftlichen Bericht über die Zustände erstattete, so sandte er ihr auch jetzt eine kurze, mit Ironie gewürzte Darstellung der Lage:

Ich würde nicht verfehlen, Ew. Durchl. Lieblingswissenschaften hier zuerst zu bedenken und besonders einige naturhistorische Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen, wenn nicht der Boden hier so gut wäre, daß er dem Mineralogen alle Gelegenheit zu Beobachtungen abschneidet, und wenn der Botaniker nicht gleichfalls zu kurz käme, da wir nichts als Roggen mit Füßen treten und die Gerste gleich beim Aufkeimen durch eigne Fußtapfen und durch die Hufe unserer Pferde zurückhalten, das Theater unserer kriegerischen Unternehmungen nicht etwa zu versperren.

Was die Unterhaltung selbst betrifft, ist solche sehr einfach. Ew. Durchl. wird bekannt sein, daß die Sprache der Batterien noch einsilbiger ist als die deutsche Sprache. Wir gewöhnen uns an den Lakonismus, der bisher für uns meist ohne Sinn geblieben ist, und sehen seit einigen Tagen mit Freuden, daß man die leidigen Franzosen durch eine gezogene Parallele näher einschließt und, will's Gott, bald aus dem lieben deutschen Vaterlande gänzlich ausschließt, wo sie doch ein vor alle Mal nichts taugen, weder ihr Wesen, noch ihre Waffen, noch ihre Gesinnungen.

In diesem schriftlichen Gedankenaustausch bildete der Briefwechsel Goethes mit Christiane ein Kapitel für sich. Er ist ein beredtes Zeugnis rührender weiblicher Hingabe an den Geliebten und sorgenden Gedenkens des in der Ferne weilenden Freundes um die Seinigen. Noch bevor Goethe seine Reise antrat, war Christiane mit ihrem an den Blattern erkrankten Söhnchen nach Jena gefahren, um den kleinen Patienten

dort von dem ausgezeichneten Arzt Starck behandeln zu lassen. Sehr bald konnte sie den Abwesenden mit der Nachricht erfreuen, daß es mit der Gesundheit besser ginge, daß die Blattern keine Narben hervorgerufen hätten, und daß sie, obwohl es ihr in Jena gut gefiele, in nächster Zeit nach Weimar zurückkehren würde. Das war für Goethe, der noch in Frankfurt weilte, eine frohe Botschaft, und er beeilte sich, seiner Christel wieder ein „Judenkrämchen" zu schicken, das diesmal aus einem schönen Rock und einem Caraco[1]) bestand, die ihm die Mutter zum Geschenk für sie übergeben hatte. Er wußte, daß er damit der weiblichen Eitelkeit den schönsten Gefallen erwies. Christiane jubelte, als sie die Sendung empfing.

Itzo, da ich Deinen Brief zumachen will, kömmt das Paket mit dem schönen Habit. ich bin vor Freuden außer mir und springe herum wie ein Kind. Wenn Du mir so was zu einer weißen Saloppe schickest, so kann ich mich recht putzen. Ich bin so vergnügt, daß ich einen Brief von Dir habe. Die Frau kam[2]), und alles ist zusammen berufen worden, und vor lauter Freuden wird auf Deine Gesundheit eine Flasche süßen Weins getrunken. Leb wohl, ich sehe, wie Du an mich denkst.

Christianens anspruchslose und natürliche Wesensart kommt so recht in dieser naiven Freude zum Ausdruck. Sie kennt keinen gekünstelten Ton. Unbeholfen zwar fließen die Worte aus ihrer Feder, aber sie haben,

[1]) Eine Art Damen-Spencer, mit einer kleinen schoßartigen Verzierung am Ende des Rückteils. (Heyses Fremdwörterbuch.)

[2]) Goethe hatte ihr geraten, bei der Anfertigung der Toilette jemand zu Rate zu ziehen, der was davon verstünde.

trotz ihrer zuweilen seltsam anmutenden Bildung und eigenartigen Orthographie, das Gepräge echter Empfindung. Sie schreibt, wie sie fühlt, und was ihr gerade einfällt, berichtet sie. Über alles Mögliche weiß sie zu plaudern: daß sie in der Komödie gewesen — das Theater war schon damals ihre große Liebhaberei —, daß die Arbeiten der Maler und Tapezierer im Hause gute Fortschritte machten, daß der kleine August das ABC lerne, daß im Garten alles trefflich gedeihe bis auf die Gurken, die beinahe alle zugrunde gegangen seien, daß sie vom Garten aus die Janitscharenmusik in „Vauxhall" höre, daß sie dorthin gegangen sei und ihr neues Kleid präsentiert habe, daß die Rudolf sie eingeladen und die Freundinnen „die Wernern und die Burkhardtin, auch ein paar Koseweiber" sie besucht hätten, vermutlich aus Neugier wegen der Krabskrälligkeit[1]), die itzo ziemlich augenscheinlich wird." Und am 7. Juni teilt sie ihm ein Geständnis mit:

Ich habe was ohne Dein Wissen getan, ich habe an die liebe Mutter geschrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ es mir nicht anders zu, ich mußte schreiben. Du wirst doch nicht böse darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht sein, aber bitte die liebe Mutter, daß sie nicht böse auf mich wird, und sage ihr, daß ich es nicht besser kann.

Christiane war um den schlechten Eindruck, den ihr Brief hervorrufen könnte, unnötig besorgt. Weder der Sohn noch die Mutter vermerkten es ihr übel. Im

[1]) Schwangerschaft. Christiane befand sich in andern Umständen.

Gegenteil, Ersterer bemerkte, daß sie wohl daran getan hätte, an die Mutter zu schreiben. „Sie ist Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du so brav bist und mich so glücklich machst.“ Und Frau Aja ergriff die Feder und schrieb ihren ersten mütterlich wohlwollenden Brief an die Erwählte ihres Sohnes, in dem sie sich „Ihre Freundin Goethe“ unterzeichnete. Christiane nahm diese aufrichtige Bekundung freundschaftlicher Gesinnung mit dankbarem Herzen auf. Das Glück, das sie darüber empfand, vertraute sie gleich dem Geliebten an.

Die Frau Rätin hat mir einen rechten lieben Brief geschrieben. Der hat mir einen recht vergnügten Tag gemacht. Sei nun so gut und entschuldige mich wegen meinem Schreiben. Sie hat sich bei mir nach dem Kleinen erkundigt, und da habe ich ihr wieder geantwortet, ich wünsche mir nur, sie auch einmal in meinem Leben zu sehen und zu sprechen. Sie muß eine recht gute Frau sein. Dich hat sie auch recht lieb.

Solches Verhalten verständnisvoller Duldsamkeit einer sittlich hochstehenden Frau, die das Recht der Natur über die gesellschaftliche Konvenienz stellte und mit jenem Freundschaftsbrief an Christiane gewissermaßen die Billigung deren Gewissensehe mit dem Sohne aussprach, mußte Goethe eine schöne Genugtuung für alle seines „Fehltritts“ wegen in Weimar erduldete Unbill sein. Wie sehr ihm Christiane zu einem unentbehrlichen Bestandteil seiner Existenz geworden war, zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher als gerade in den Briefen, die er aus dem Lager an sie richtet. Es ist kaum einer vorhanden, der dies nicht erkennen läßt und gleichzeitig das tiefe Gefühl seiner

Liebe verkündet. „Behalte mich lieb, ich werde mich um Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt“, antwortet er einmal, um ihre Sorgen zu zerstreuen. Ein andermal schreibt er; „Wir wollen ja aneinander festhalten, denn wir fänden es doch nicht besser.“ Und fast in jeden Brief flicht er die Mahnung ein „Behalte auch mich lieb.“ Er sieht darin das Beste für beide; weil das Gute in der Welt viel schmäler gesät sei, als man denke; und was man habe, müsse man halten. — Bedurfte es wohl eines solchen Hinweises? Verrät nicht jeder Brief Christianens, wie sie um den fernen Geliebten bangt, wie sie ihn überall vermißt, wie sie sich nach ihm sehnt und wie zu ihrem vollen Glück nur seine Gegenwart fehlt? Wenn er trotzdem diese Mahnung öfters wiederholt, so will er damit nur sein enges Verbundensein mit Christiane stets aufs neue bekräftigen und ihr zu erkennen geben, daß sie als eine unentbehrliche Notwendigkeit sich in sein Leben eingefügt hat.

Christiane war für Goethe der Inbegriff seiner Häuslichkeit. Der ehemals Ruhelose sah jetzt in einem friedlichen Familienidyll das Glück seiner Tage. In seinem Bannkreis vermochte sich Goethes Schaffensdrang am besten auszuwirken. Daher die sich immer wieder meldende starke Sehnsucht nach den Penaten und vor allem nach der treuen Hüterin seines Heims.

Ich hoffe, dich bald wiederzusehen, richte mir das Hauswesen nur recht gut ein und putze mir recht auf, daß ich mich freue, wenn ich zurückkomme, und das Untröstliche vergesse, das ich hier täglich und stündlich sehen muß. (22. Juni.)

Du bist recht gut, daß du mir viel schreibst und mir sagst, wie es im Hause aussieht. Putze mir nur den Saal recht

auf, denn ich freue mich besonders darauf. Nach und nach wird unser Haus recht hübsch werden, und du wirst mich immer recht lieb behalten. (10. Juli.)

Ich bin wohl und sehne mich Tag und Nacht zu dir. (1. August.)

Behalte mich lieb und laß mich das Hauswesen recht ordentlich und zierlich finden. Es ist doch gar schön, wenn man seiner Geliebten wieder näher kommt. (9. August.)

Wenn du bei mir wärest, so möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben, so aber wird mirs gar zu lange, bis ich dich wieder habe, und denke bald weg zu gehen und dich wieder in meine Arme zu schließen. (16. August.)

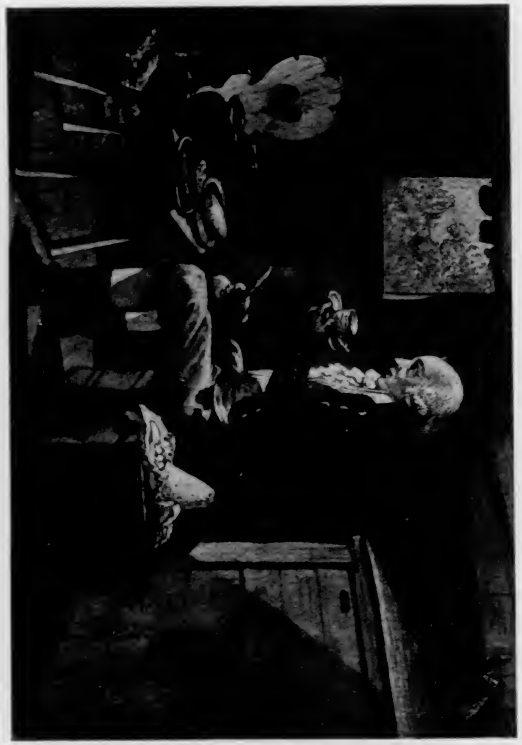
Und drei Tage nach diesem letzten Brief an Christiane schreibt er Jacobi die für seinen gegenwärtigen Gemütszustand und seine Auffassung des Lebens so bezeichnenden Worte:

Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann.

*

Am 27. Juni begann das Bombardement von Mainz. Der erste Kugelregen setzte die Dompropstei, wo sich das feindliche Hauptquartier befand, in Flammen. In der nächsten Nacht richtete sich das Feuer besonders gegen den Dom. Turm und Dach brannten ab, außerdem in der Umgebung viele Häuser. Goethe beobachtete auf der Schanze vor Marienborn das schreckliche Schauspiel. Es war trotz seines Grauens imposant, und Kraus und der Engländer Gore, die sich zwecks malerischer Studien bei der Belagerungsarmee aufhielten, hatten Gelegenheit, den Brand in Skizzen

Prinz Louis Ferdinand von Preußen
Nach einem Gemälde von unbekannter Hand
(Generalleutnant z. D. v. Wildenbruch, Exzellenz, Berlin)



Charles Gore in Kleinwintersheim bei Mainz
Nach einem Aquarell von G. M. Kraus, 1793
(Landes-Bibliothek, Weimar)

festzuhalten, aus denen dann später ein transparentes Nachtstück entstand, das „wohl durchleuchtet mehr als eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern imstande sein möchte."

Der 27. Juni brachte bereits einen Erfolg: Weißenau und die dahinter liegende Schanze wurden unter Führung des österreichischen Obersten Grafen von Heister und des preußischen Hauptmanns von Kampß erstürmt. Diese Schanze, von der sich eine weite Aussicht bot, war hinfort ein beliebter Ausflugsort nicht nur für das Militär, sondern auch für die Landbevölkerung. Man befand sich hier ziemlich außer Gefahr; denn die Hochschüsse gingen meist darüber hinweg, und sobald man sich auf den Warnungsruf der Auslug haltenden Schildwache rechtzeitig auf die Knie warf, konnten einem auch die niedrig ankommenden Kugeln keinen Schaden zufügen. Dieses fortwährende Niederducken auf den Alarm der Schildwache hin hatte etwas Komisches, das Goethe Anlaß zu folgender Schilderung gab:

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäkerten, auf einmal aber die Schildwache „Buck!" rief und sie sämtlich flugs vor dieser gefährlich-hochwürdigen Erscheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes, göttlich sausendes Wesen anzubeten schienen; bald aber nach verschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederstürzten. Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem verschaffen, wenn man sich auf der nächsten Höhe

etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und und die Kugel an sich vorbeisausen hörte. („Belagerung von Mainz.")

Goethe pflegte gern seinen Nachmittagsritt nach dieser Schanze zu unternehmen, weil er sich von hier aus gut über den Stand der militärischen Begebenheiten orientieren konnte. Als er wieder eines Tages sich dorthin begab, bemerkte er auf dem Fluß eine große Bewegung: französische Kähne ruderten nach den Inseln, während eine österreichische Batterie unausgesetzt mit Prellschüssen das Wasser bestrich — ein Schauspiel, das Goethe im höchsten Grade fesselte. Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer ein seltsames, viereckiges, großes, aus Balken gezimmertes Fahrzeug und trieb flußabwärts. Es war die vielbesprochene, schwimmende Batterie. Nun hatte sich Goethe gerade zur rechten Zeit eingestellt, um einer Aktion dieses trojanischen Meerpferdes beizuwohnen. Aber es zeigte sich bald, daß die unbeholfene, hölzerne Maschine ihre Mission nicht zu erfüllen vermochte. Sie gehorchte nicht dem Steuer, drehte sich um sich selbst und wurde von der Strömung schließlich bis an das Kastell getrieben, wo die Franzosen die Insassen — vierundsechzig Mann, zwei Offiziere und zwei Kanonen — in Empfang nahmen. Goethe hatte durch sein Fernrohr den Vorgang genau verfolgt und konnte darüber bei seiner Rückkehr im Zelte seines Herzogs, wo sich gerade der Kronprinz von Preußen befand, eingehend Bericht erstatten. Er tat es genau, aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Die Beschießung der Stadt dauerte mit unverminderter Heftigkeit fort. Tag und Nacht donnerten die Kanonen. Am unheimlichsten wirkte die Sprache der Geschütze des Nachts, wenn sie gewissermaßen die schauerlich ernste Begleitmusik zu dem grausig-schrecklichen Schauspiel der allmählichen und unaufhaltsamen Vernichtung der großen und schönen Stadt bildete; denn ein stattliches Gebäude nach dem andern wurde ein Raub der Flammen: die St. Sebastianskapelle, das Stockhaus, das Zollhaus am Münstertor, das Benediktinerkloster auf der Zitadelle, die Dominikanerkirche und verschiedene ansehnliche Privathäuser und Paläste. In einer solchen unruhigen Nacht beschäftigte sich Goethe damit, die mannigfaltigen, fernen und nahen Töne festzustellen, wobei sich ihm folgende deutlich einprägten:

Werda! der Schildwache vorm Zelt. — Werda! der Infanterieposten. — Werda! Wenn die Runde kam. — Hin- und Wiedergehen der Schildwache. — Geklapper des Säbels auf dem Sporn. — Bellen der Hunde fern. — Knurren der Hunde nahe. — Krähen der Hähne. — Scharren der Pferde. — Schnauben der Pferde. — Häckerlingschneiden. — Singen, Diskurieren und Zanken der Leute. — Kanonendonner. — Brüllen des Rindviehs. — Schreien der Maulesel.

Eines Tages besuchte Goethe Gore, der sich in einem Bauernhaus in Klein-Wintersheim einquartiert hatte. Er fand Kraus gerade damit beschäftigt, das Bild des Engländers zu malen, das ihm gut gelang. Die beiden Männer waren häufig zusammen; denn Gore zeichnete leidenschaftlich gern, und Kraus unterstützte den in den Künsten dilettierenden Freund mit wertvollen Rat-

schlägen. So sah man sie auch gemeinsam die eroberten Schanzen besuchen und die Eindrücke in ihre Skizzenbücher eintragen. Dabei geschah es, daß sie sich zuweilen allzuweit vorwagten und dadurch in Lebensgefahr gerieten.

Wenn die Beschießung auch nur immer kleine Fortschritte zeitigte, so führten diese doch allmählich zum Ziel: sie machte die Verteidiger mürbe und drängte die Belagerer immer näher an die Stadt heran. Nachdem verschiedene Schanzen in den Besitz der Deutschen übergegangen waren, und die Franzosen nach heftigem Kampf das für sie wichtige Kostheim hatten aufgeben müssen, nachdem schließlich auch die zäh verteidigte sogenannte Welsche Schanze, die das größte Hindernis für die vordere Parallele bildete, einem Sturmangriff des in Karl Augusts Regiment dienenden Premierleutnants Friedrich von Oppen und seiner Leute erlegen war, konnten wohl kaum mehr Zweifel bestehen, daß die Schicksalsstunde von Mainz herannahte. Am 18. Juli ließ der Kommandant General d'Oyré im Hauptquartier anfragen, ob er einen Kommissär nach Paris entsenden dürfe, um Direktiven für sein weiteres Verhalten einzuholen. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Zwei Tage darauf schickte d'Oyré ein Kapitulationsangebot, über das am 22. Juli zwischen ihm und Kalckreuth verhandelt wurde. Das Ergebnis war die Übergabe von Mainz unter der Bedingung, daß der Besatzung freier Abzug mit allen militärischen Ehren gestattet würde.

Die nächsten Tage, die Goethe zu den interessantesten seines Lebens zählte, gaben ihm vor allem Gelegenheit, den Auszug der Franzosen zu sehen und das Verhalten der Klubisten dabei zu beobachten. Aus den Fenstern des Chausseehauses, das Karl August als Quartier diente, wohnte er dem Vorbeimarsch der Besatzung und der Kommissare bei.

Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin[1]) seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraufritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer, von gewissen Jahren, die Mienen gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig. („Belagerung von Mainz.“)

Die Wut der Mainzer Bürger richtete sich insbesondere gegen die Klubisten, die ihre Stadt an Frankreich verraten hatten. Sie waren in die Kapitulationsurkunde nicht aufgenommen worden und mußten deshalb nun um ihrer Sicherheit willen auf irgendeine Weise unbemerkt sich der Verfolgung entziehen. Einigen Rädelsführern gelang es, in Uniform, unter die

[1]) Goethe meinte vermutlich König Laurin.

französischen Soldaten gemischt, zu entfliehen. Andere benutzten die bei der Kapitulation entstandene freudige Verwirrung und kamen in gewöhnlichen Reisewagen mit heiler Haut davon. Zu ihnen gehörte auch der Präsident des Klubs, Professor Hofmann. Den übrigen erging es nicht so gut. Die Bürgerschaft hatte noch am Abend eine Liste derer übersandt, die sich vorbereiteten, am 25. Juli mit der zweiten Abteilung der Franzosen fortzuziehen, und ihre Verhaftung verlangt. Diese Flüchtlinge wurden denn auch von einem Kommando aus den Kolonnen herausgeholt, ohne daß sich die Franzosen dem widersetzten. Wo aber noch ein paar Klubisten versuchten, sich im Reisewagen zu retten, da mußten sie diesen Vorwitz bitter büßen; denn die Mainzer Bürger hatten sich überall in den Chausseegraben gelagert, und wo die Flüchtlinge einem Hinterhalt entgangen waren, fielen sie unweigerlich in einen andern. Ein solches Mißgeschick betraf den „Erzklubisten" Professor Georg Böhmer, der unter dem Schutz einer Französin in einem dreispännigen Reisewagen zu entweichen hoffte. Er wurde erkannt und furchtbar verprügelt. Goethe, dem diese Lynchjustiz des Volkes keineswegs nach Sinn war, obwohl er fand, daß die Klubisten großes Unheil angestiftet hätten, fühlte sich mehr als einmal bewogen, die wütenden Bürger zur Besonnenheit zu mahnen und ihrer Rache Einhalt zu gebieten. Einmal griff er sogar persönlich ein, als die Menge gerade vor dem Chausseehause einen wohlgebildeten Mann zu Pferde, neben dem ein schönes Frauenzimmer in Männerkleidern ritt, anzugreifen drohte, weil sie ihn verdächtigte, die Dompropstei geplündert und später angezündet zu haben. Er eilte hinunter und rief mit gebietender Stimme „Halt!" Darauf setzte er den Angreifern auseinander, daß sie sich hier vor dem Quartier des Herzogs von Weimar befänden, daß der Ort gewissermaßen geheiligt sei und daß er für alle Mal an dieser Stelle keine Gewalttätigkeit dulden würde. Diese Philippika half, die Menge ließ von dem Opfer los, und das Paar konnte ungestört seinen Weg fortsetzen. Gore, der dem Auftritt oben am Fenster beigewohnt hatte, konnte sich nicht enthalten, Goethe bei seiner Rückkehr aus dieser Einmischung in fremde Angelegenheiten einen Vorwurf zu machen, worauf jener, auf den leeren Platz vor dem Hause deutend, die für seine Anschauungsweise so bezeichnenden und gleichzeitig auch seine Stellung zu der Revolution indirekt charakterisierenden Worte erwiderte:

„Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen".

Erst am 26. Juli gelang es Goethe mit einigen Freunden, zu Pferde in die befreite Stadt einzudringen. Er fand sie in einem bejammernswerten Zustand. Wenn auch einige öffentliche Gebäude nicht so beschädigt waren, wie man es angenommen hatte, so lag doch vieles in Schutt und Trümmern, standen Türme unsicher und drohten hohe Mauern einzustürzen. Zu dem Schutt gesellte sich noch der angesammelte Unrat auf den Straßen, der auf eine Auflösung aller polizeilichen Ordnung während der Belagerung deutete. Goethe durchstreifte die Stadt, um einen Eindruck von der Verwüstung zu gewinnen. Er besuchte die zerschossene Dompropstei, die ihm früher „als ein kleines architek-

tonisches Paradies" erschienen war, aber er fand nur noch Reste der alten Pracht und Zierlichkeit. Er gedachte der Nacht vom 27. Juni, als er diese schönen Gebäude hatte in Flammen aufgehen sehen. Die Favorite und die Kartause waren wie vom Erdboden verschwunden. Die Steine der letzteren hatte man für den Ausbau der Weißenauer Schanze verwandt. Ebenso ragte das Nonnenkloster als Ruine empor. Unversehrt stand nur das Drususdenkmal, der sog. Eigelstein, ein turmartiges Gußmauerwerk, von römischen Legionen unter Kaiser Claudius zum Andenken an Drusus Germanicus errichtet. Es stand fast noch ebenso da wie zu Goethes Knabenzeit, als es ihm zum Objekt einer Zeichnung gedient hatte. Kurzum, überall Spuren der Verwüstung. Das Schloß und die Universität schienen noch am wenigsten gelitten zu haben. Doch wo sich die Verwüstung nicht äußerlich zeigte, da verrieten die Innenräume desto eindringlicher die Wirkung barbarischer Zerstörung. Das Kurfürstliche Schloß war als Schneiderherberge und Wachtquartier verwandt worden, und diese Umwandlung machte sich in abschreckender Weise kenntlich. Eine ähnliche Unordnung bot sich dem Auge in Sömmerings Wohnung. Goethe betrat die Zimmer, in denen er vor einem Jahre so heitere und an Belehrung reiche Stunden verlebt hatte, mit wehmütigem Gefühl.

Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen eingezogen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs Schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen reinlichen Papiertapeten, soweit sie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder übereinander ge-

Mainz von der Favorite

Bombardement und Brand von Mainz
Nach Aquarellen von Charles Gore
(Landes-Bibliothek, Weimar

Samuel Thomas von Soemmering
Nach einer Lithographie von Vogel
(Goethe-Nationalmuseum)

stellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck und sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. („Belagerung von Mainz".)

Beim Rundgang durch die Stadt lernte Goethe auch aus den Gesprächen mit diesem und jenem die Leiden kennen, denen die Bevölkerung während der Belagerung ausgesetzt gewesen war. Jeder Einwohner, den er anredete — erzählte er später —, schien seinen eigenen Jammer zu vergessen, wenn er auf das grenzenlose Elend zu sprechen kam, in das die zur Auswanderung genötigten Bürger gerieten, da sie sich von zwei Feinden — einem innern und einem äußern — bedrängt sahen. „Denn nicht der Krieg allein", folgerte er, „sondern der durch Unsinn aufgelöste bürgerliche Zustand hatte ein solches Unglück bereitet und herbeigeführt." Diese Bilder des Grauens und des Jammers konnten nur ein wenig gemildert werden durch die Erzählungen heroischer Taten der Einwohner, die sich während der Belagerung zugetragen, und manchem tüchtigen und wackeren Bürger das Leben gekostet hatten.

So sehr man die vom Unglück betroffenen Menschen bedauern mußte, und so erfreulich anderseits es schien, daß sie von ihren Leiden nunmehr erlöst waren, drängte sich einem objektiven Beobachter doch die Frage auf, warum sich die Festung nicht länger gehalten hatte. Denn die Masse aufgestapelter Vorräte im Dom zeigte, daß man, was die Verpflegung anbelangt, die Belagerung noch länger hätte ertragen können. Es lag die Vermutung nahe, daß der in Paris erfolgte Sturz der Girondisten und die Ablösung

ihrer Herrschaft durch die Schreckenspartei, der auch die Mainzer Kommissare Merlin von Thionville und Reubel angehörten, der eigentliche Grund zur Übergabe der Festung gewesen sei. Goethe begründete dies später auf folgende Weise:

Merlin von Thionville, Reubel und andere wünschten gegenwärtig zu sein, wo nach überwundenen Gegnern nichts mehr zu scheuen und unendlich zu gewinnen war. Erst mußte man sich inwendig festsetzen, an dieser Veränderung teilnehmen, sich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgesetzter äußeren Fehde auch da wieder mitwirken und bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück abermals ausziehen, die regen Volksgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Mainz, ja von weit mehr wieder zu erringen trachten. („Belagerung von Mainz.")

*

Nachdem Mainz gefallen war, hatte es für Goethe keinen Zweck mehr, länger hier zu verweilen. Er machte seine Abschiedsbesuche. So besuchte er unter andern auch den Prinzen Louis Ferdinand, der bei der Erstürmung der sog. Welschen Schanze verwundet worden war. Er fand den tollkühnen, tapferen Prinzen ganz wohlgemut auf seinem Sofa ausgestreckt, „nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten." Nach Erledigung solcher offiziellen Pflichten rüstete er sich für die Abreise. Vorher aber unternahm er noch einen Ausflug nach Schwalbach und Wiesbaden. Zurückgekehrt, verließ er in den ersten Tagen

des August mit Gore und Kraus Mainz, um zunächst über Mannheim nach Heidelberg sich zu begeben. In der Universitätsstadt am Neckar lebten sein Schwager Schlosser und eine alte Jugendfreundin, Dorothea Helene Delph, die einst seine Verlobung mit Lilli so tatkräftig gefördert hatte. Goethe besuchte die „Delphin politica", wie Frau Aja sie öfters zu nennen pflegte, und feierte Wiedersehen mit seinem Schwager. Wir wissen, daß beide Männer nicht gerade auf gutem Fuße miteinander standen. Sie waren zu verschieden geartete Naturen. Mochte früher der Eindruck der unglücklichen Ehe seiner über alles geliebten Schwester, die in Schlosser zwar einen guten, aber ihr kein Verständnis entgegenbringenden Gatten gefunden hatte, die Entfremdung herbeigeführt haben, so kam später noch dessen Hang zu religiöser Schwärmerei als trennendes Moment hinzu. Wie sehr ihm derartige Neigungen zuwider waren, zeigte sich recht an seinem Groll gegen Lavater. Der Züricher Prophet befand sich, während Goethe im Lager weilte, gerade wieder auf einer seiner Bekehrungsreisen. Er kam Ende Mai nach Jena und Weimar, ging von dort nach Kopenhagen und wollte bei der Rückreise Jacobi besuchen. Goethe betrachtete es als ein Glück, mit ihm weder in Weimar noch unterwegs zusammengetroffen zu sein. „Die Welt ist groß; laßt ihn lügen drin!" — schrieb er an Herder. „Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man im voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent pp. ist ihre Nase wie eine Wünschelrute gerichtet." Und an Jacobi sandte er den nachstehenden Warnungsruf:

Von Lavaters Zug nach Norden habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tags unterwegs gehuldigt hat. Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hintertür in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren, ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarke des radikalen Übels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu allieren hat. Übrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spioniert, unser entschiedenes Heidentum hat ihn aber sowie das allgemeine Mißtrauen bald verscheucht.

Heftiger hätte Goethe den Trennungsstrich zwischen seinem „entschiedenen Heidentum" und Lavaters „entschiedenem Christentum" kaum ziehen können, als in diesen beiden Briefen, die seine völlige Abkehr von dem ehemaligen Jugendfreund, mit dem ihn nichts Gemeinsames mehr verband, aufs deutlichste dokumentieren. Schlosser gehörte nun aber zu denen, die zu Lavater hielten, dessen schwärmerische Ansichten, wenn auch nicht gerade sich zu eigen machten, so doch sie mit Teilnahme lasen oder vernahmen. Kein Wunder, daß Goethe darum eine begreifliche Scheu vor einer Begegnung mit Schlosser empfand. Daß sich jedoch, wie Schlossers zweite Gattin Johanna annahm, seine Abneigung gegen den Schwager bis zur Verachtung gesteigert hätte, läßt sich nicht begründen. Im Gegenteil, als Jacobi in Pempelfort den Freund darnach befragte, fühlte er sich durch diesen Vorwurf sehr gekränkt. Vielleicht gab die Absicht, diese vorgefaßte Meinung des Schwagers zu zerstreuen, vielleicht aber auch der eben erfolgte Tod seiner Nichte Julie den Anlaß zu dem Besuche; denn am 5. Juli hatte Frau

Aja dem Sohne Schlossers Grüße übermittelt und zugleich hinzugefügt, daß es den gebeugten Vater freuen würde, wenn er ihm ein paar Trostworte sagen wollte.

So standen die beiden Männer sich nach langer Zeit wieder gegenüber. Goethe war der lebhafte Erzähler, Schlosser der aufmerksame Zuhörer. Natürlich wurde die Farbenlehre, die Goethe von allen seinen Arbeiten zur Zeit am meisten interessierte, ganz besonders eifrig besprochen. Und auch hier zeigte sich wieder, daß das Echo der Teilnahme ausblieb. So sehr Schlosser sich bemühte, in die Gedankenwelt des Schwagers einzudringen, so vermochte er doch nicht von der einmal festgesetzten Denkweise loszukommen. Als nun gar Goethe ihm seinen, im Lager ausgearbeiteten, großzügigen Plan über die notwendige Arbeitsteilung beim Studium der Farbenlehre entwickelte, schüttelte jener den Kopf und meinte, sein Schwager sei in seinen alten Tagen immer noch ein Kind, weil er sich einbilde, daß jemand an etwas teilnehmen würde, wofür er Interesse zeige, und daß „in Deutschland irgendeine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden" könne. Ja, wenn man den Bericht liest, den Goethe später bei der Abfassung der „Belagerung von Mainz" über die Zusammenkunft niederschrieb, müßte man annehmen, daß es zwischen den beiden Männern zu einer ernsten Kontroverse gekommen sei, die ihn veranlaßt hätte, seinen Aufenthalt schneller, als beabsichtigt gewesen, abzukürzen. So scharf dürfte sich jedoch der Streit kaum zugespitzt haben, denn wenige Tage nach seinem Besuch in Heidelberg schrieb Goethe an Jacobi:

Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu, es freut mich sehr und ist ein großer Gewinst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben.

Am 9. August weilte Goethe wieder in Frankfurt bei Frau Aja. Nochmals genoß er den Aufenthalt in der Vaterstadt, aber trotz der liebevollen Fürsorge der Mutter, nicht mit ungemischter Freude; denn es trieb ihn heimwärts zu den Seinigen. Nachdem er noch manchen alten Freund besucht, manche neue Bekanntschaft angeknüpft, mit Sömmering einige aufmunternde Konferenzen gehabt hatte, verließ er am 19. August Frankfurt, um drei Tage später seine Einkehr in das Haus am Frauenplan zu halten.

Zehntes Kapitel.

Stilles Wirken und Schaffen

(September 1793 bis Juni 1794)

Nun befand sich Goethe, fern von allem kriegerischen Lärm, wieder in seinem stillen, friedlichen, häuslichen Kreis, aus dem er sich in der nächsten Zeit nur für die Dauer weniger Tage entfernte, um entweder in Jena sich um die Universitätsangelegenheiten zu kümmern und mit den Freunden einen Gedankenaustausch zu pflegen oder in Ilmenau die Fortschritte des Bergbaus zu kontrollieren. Er weilte noch nicht lange in Weimar, als der Hof durch einen Todesfall in tiefe Trauer versetzt wurde: Prinz Konstantin starb am 6. September zu Wiebelskirchen vermutlich an der Ruhr. Der Prinz hatte als jüngster Oberst im sächsischen Heere gedient. Auf seinen Wunsch hin, an der Kampagne teilzunehmen, war ihm vom Kurfürsten die Erlaubnis hierzu erteilt worden. Er scheint aber doch nicht ganz mit dem Herzen dabei gewesen zu sein, da Karl August sich Goethe gegenüber beklagte, daß sein Bruder „keinen ausgezeichneten Heldentrieb an den Tag“ gelegt hätte. Der Prinz war überhaupt das Sorgenkind in der Familie, und Goethe hatte durch geschickte Vermittlung manche Verstimmung ausgleichen helfen. Gleich nach

dem Empfang der Todesnachricht ſchrieb der Herzog aus Pirmaſens dem Freunde:

Die Schreckenspoſt von meines Bruders Tode überſchreibe ich dir an ſeinem Geburtstag; gehe gleich zu meiner Frau, welche dir das Detail davon ſagen wird, und beſprich dich mit ihr, wie die Pille der unglücklichen Mutter des Verſtorbenen beizubringen iſt. Bitte die Gores von meinetwegen alles mögliche beizutragen, um meine Mutter zu tröſten und zu ſtärken. Wenn es irgend möglich iſt, ſo komme ich vielleicht ſelbſt auf ein paar Tage nach Hauſe. Sage aber nichts hiervon. Meine Frau ſoll mich mit einer Estaffette benachrichtigen, wie die Sachen bei uns ſtehen; ſchreibe da mit.

Goethe entledigte ſich des herzoglichen Auftrags mit vielem Takt. Als alter Nothelfer half er die Herzogin-Mutter zerſtreuen und leiſtete ihr in Jena, wohin ſie ſich Ende September für einige Zeit zurückzog, Geſellſchaft. Karl Auguſt war es aber tröſtlich zu wiſſen, daß ſeine Mutter durch den harten Schlag nicht niedergedrückt worden ſei, und er zählte auf die kräftige Unterſtützung ihrer Freunde.

Überhaupt riß der Tod in dieſem Jahr in Goethes Verwandten- und Familienkreis tiefe Lücken. Am 26. Juni, faſt an dem gleichen Tage, an dem zwei Jahre vorher ſein alter Jugendfreund Merck ſeinem Leben ein Ziel geſetzt hatte, ſtarb in Berlin Karl Philipp Moritz. Goethe erhielt die ſchmerzliche Nachricht im Feldlager. Er verlor an ihm, wie er Jacobi ſchrieb, einen „guten Geſellen“. In Rom war er ihm einſt der „liebſte Geſellſchafter“ geweſen und ſpäter hatte er in ihm einen teilnehmenden und anregenden Freund gehabt, dem er alles, „was er ſowohl in der Kunſt wie

Das römiſche Haus
Nach einem Aquarell von Weſtermayer 1797
(Landes-Bibliothek, Weimar)

Goethe
Nach einer Büste von Klauer
(Goethe-Nationalmuseum)

Prinz Konstantin als Offizier

Mit Erlaubnis von Frau Margreth Hofmann, Wittenberg

in der Naturlehre und Naturbeschreibung" plante, anvertrauen durfte, wobei er stets auch eines guten Rates gewärtig sein konnte. Wenige Tage nach dem Tode des Freundes starb seine Nichte, Korneliens Tochter Julie, und am 21. November schloß seine Jugendliebe Maximiliane Brentano für immer die schönen Augen, die ihm einst tief in das Herz geblickt hatten.

Doch zu allen diesen Verlusten gesellte sich am 3. Dezember noch der schmerzlichste in der eigenen Familie: sein neugeborenes Töchterchen starb, das elf Tage zuvor das Licht der Welt erblickt hatte. „Dem kleinen Mägdlein seine Rolle war kurz — Gott! erhalt dich und was noch übrig ist", lautete lakonisch Frau Ajas Trost an den vom Unglück betroffenen Sohn. Ja, das scheidende Jahr hatte Goethe nicht viel Freude gebracht, und man begreift die resignierte Stimmung seines Briefes an Jacobi vom 5. Dezember.

Nach dem neuen Jahre sage ich mehr, denn die trübe Jahreszeit hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten.

*

An öffentlichen Angelegenheiten nahm die Organisation des Botanischen Instituts der Jenaer Universität in diesem Herbst und Winter Goethe besonders in Anspruch. Ein Weimaraner, August Karl Batsch, dessen Ernennung zum Professor Goethe 1787 durchgesetzt hatte, schien für die Leitung des geplanten Unternehmens vorzüglich geeignet. Er war zwar in der Hauptsache Mediziner, besaß jedoch in der Pflanzenkunde so gute Kenntnisse, daß Goethe bei botanischen Fragen häufig seinen Rat

einholte. Batsch hatte bereits im Sommer sich darüber beklagt, daß durch den Mangel an geeigneten Unterrichtsobjekten seine Stellung als Lehrer der Botanik ungemein erschwert würde. Es mußte irgendeine Abhilfe geschaffen werden, zumal dieses Fach eine beträchtliche Anzahl von Studenten aufwies. Schon damals bedauerte es Goethe, daß er dem guten Batsch nicht „den Betrag von ein paar hundert unnütz verschossener Kanonenladungen" zukommen lassen konnte, damit er sich für eine Zeitlang beruhigte. Aber er gestand auch, daß er keine rechte Vorstellung von dessen Wünschen und Absichten hätte. Erst die persönliche Aussprache mit Batsch in Jena dürfte ihm darüber Klarheit verschafft und ihn zugleich von der Notwendigkeit der Organisation des botanischen Instituts überzeugt haben; der Herzog war dem Plan geneigt und bewilligte für diesen Zweck eine Jahresrate von 200 Talern. Diese Summe mochte wohl für die Erhaltung des Instituts, aber nicht für die erforderlichen Vorarbeiten ausreichen. Goethe beriet sich darum eingehend mit Batsch und unterbreitete am 11. Februar Karl August ein „untertänigstes Promemoria", in dem er die notwendigsten Veränderungen und Ausgaben spezifizierte.

Für das Institut wurde, früheren Absichten des Herzogs gemäß, der Fürstengarten in Jena mit den darin befindlichen Gebäuden ausersehen, deren Ertrag der Anstalt zugute kommen sollte. Diese Bestimmung und die Gewährung einer jährlichen Unterstützung von 200 Talern müßte sowohl der Kammer wie der Universität durch herzogliche Verfügung bekannt gemacht werden. Weiterhin wünschte Goethe, der die Ober-

aufsicht über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst führte, daß, „um des mehrern Nachdrucks, der minderen Verantwortlichkeit und anderer nicht weitläufig auszuführender Ursachen halber" ein förmlicher Kommissar in der Person des Geheimrats Voigt ernannt würde. Ferner erschien es notwendig, den Hofgärtner Wachtel, dem bei seinem Abzug von Oßmanstedt der Genuß des Gartens und Hauses auf Lebzeiten zugesichert worden war, entsprechend und zufriedenstellend zu entschädigen, damit er Haus und Garten zum Behuf des Instituts räume. Als wichtigste Forderung machte Goethe die Bewilligung einer einmaligen Summe von 800 bis 1000 Talern geltend, um die für die botanischen Pflanzen bestimmten Plätze umzugestalten, ein Gewächshaus zu erbauen, das Wohnhaus aufzubessern, die Gartenumfriedung herzustellen und eine Anzahl Pflanzen sowie die nötigen Gefäße anzuschaffen. Bei der Anlage des Ganzen sollte man sich des Rates des Garteninspektors Reichert bedienen, während Professor Batsch die Aufsicht über die Arbeiten führen würde. Diesem „geschickten und tätigen Manne" wollte Goethe gern die lebenslängliche Leitung des Instituts übertragen, sofern er in Jena bliebe. Was den anzustellenden Gärtner anbelangte, hätte man sich hier an Batschens Vorschlag zu halten und erst einen Mann mit kurzfristigem Vertrag zu engagieren, damit man ihn, falls er sich nicht bewähre, entlassen könnte. Endlich sollte die Kommission, die jährlich Bericht erstatten und die Rechnungen einsenden würde, das Recht bekommen, kleinere Hindernisse ohne Einholung vorheriger Genehmigung nach bester Einsicht aus dem Wege zu räumen.

Der Herzog erklärte sich mit den Vorschlägen im Großen und Ganzen einverstanden. Am 26. Februar sandte Goethe an Batsch die verschiedenen, die Angelegenheit betreffenden Kopien, aus denen er mit Vergnügen ersehen konnte, in welchem Umfang ihre gemeinsamen Wünsche „durch die besondere Gnade Serenissimi" erfüllt worden seien. Es stand der Verwirklichung des Projektes nun nichts mehr im Wege. Der untere Teil des Gartens wurde für jährlich 170 Taler auf drei Jahre verpachtet und Diezel als Institutsgärtner angestellt. Goethe verfolgte mit reger Anteilnahme die Fortschritte der Arbeiten. Es war für ihn, den an der Botanik so eifrig Interessierten, höchst erfreulich zu sehen, wie hier durch seine Beihilfe etwas entstand, aus dem er selbst vielleicht noch manchen Nutzen für sich zu ziehen hoffte. Er empfahl darum in einem Schreiben vom 14. April mit besonderem Nachdruck Batsch die neugegründete Anstalt seiner Fürsorge und bat ihn, das Seine unermüdet zu ihrem Gedeihen beizutragen, wogegen er versprach, „daß die Kommission von ihrer Seite den Zweck unverrückt im Auge haben und nichts so sehr wünschen werde als das Beste des Instituts".

Batsch machte sich noch in anderer Hinsicht um den Fortschritt der Wissenschaft verdient. Unglaublich regsam und unermüdlich tätig, gründete er die „Naturforschende Gesellschaft" in Jena, die sich zu einem bedeutsamen Sammelplatz hervorragender Geister und einem wichtigen Forum gemeinsamen Gedankenaustausches entwickelte. Für den Naturforscher Goethe wurde die neue Gründung eine wertvolle Stätte der Anregung.

*

Das Theater spielte bei Goethes Rückkehr aus dem Lager in Erfurt. Dort blieb er bis zum 6. Oktober. Vier Tage später wurden die Aufführungen in Weimar wieder aufgenommen. Aber die eigentliche Eröffnungsvorstellung fand erst am 15. Oktober statt. Goethe hatte zu diesem Zweck Goldonis Lustspiel „Der Krieg" gewählt. Dieses launige Stück, das nichts von den Schrecken des Krieges enthält, nichts „von allen unangenehmen Bildern, wie das Schwert die Menschen, wie das Feuer Städte verzehrt", sondern die heitern Seiten des Lagerlebens schildert und zeigt, „daß die Liebe sich so gut ins Zelt als in die Häuser schleicht", schien ihm zeitgemäß und geeignet, das Glück der Ruhe fühlbar zu machen, das man fern von allem Elend genießt. Um seine Wahl zu begründen, ließ er von Christiane Neumann-Becker einen selbstgedichteten Prolog sprechen. Zugleich verknüpfte er damit eine Huldigung für den abwesenden Landesfürsten.

Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen bösen Krieg;
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —
Ach, warum muß der Eine fehlen! der
So wert uns allen und für unser Glück
So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben in Genuß,
Und er entbehrt. — O, mög ein guter Geist
Ihn schützen! — Jedes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Fürs Vaterland mit würdigem Erfolg krönen! —

Goethe schickte den Prolog dem Herzog, den dieses Gedenken tief rührte und zu der Äußerung veranlaßte, daß er imstande sein möchte, so viele Liebe zu erwidern.

Die wichtigste Theaterangelegenheit der Spielzeit war die Aufführung von Mozarts „Zauberflöte". Die Oper erntete überall, wo sie auf den Brettern erschien, einen beispiellosen Erfolg. In Frankfurt waren die Aufführungen nach der fünfundzwanzigsten Vorstellung noch so besucht, daß alle Türen offen bleiben mußten, damit man nicht im Gedränge vor Hitze erstickte. Auch in Weimar schlug die „Zauberflöte" ein. Man gab sie vom 15. Januar bis zum 21. Juni elfmal und wiederholte sie auswärts (in Lauchstädt, Rudolstadt und Erfurt) noch zehnmal im Laufe der Spielzeit. Das war für die damalige Zeit, wenn man dazu noch das verhältnismäßig kleine Publikum der Weimarer Bühne berücksichtigt, ein großer Erfolg. Auch in der nächsten Spielzeit wurde „Die Zauberflöte" fünfzehnmal aufgeführt. Überhaupt stand Mozart jetzt in großer Achtung beim Publikum; denn der „Don Juan" und „Die Entführung aus dem Serail" erlebten ebenfalls stattliche Aufführungszahlen.

Mozart ausgenommen, blieb jedoch die künstlerische Ausbeute des Winters 1793/94 sehr gering. Iffland beherrschte so stark den Spielplan, daß von den 160 Spieltagen allein 35 von ihm bestritten wurden. Es scheint, als ob Goethe in diesem Winter keine rechte Liebe und Lust für das Theater aufgebracht hätte. Das in den beiden ersten Jahren seiner Direktion gezeigte Interesse war bedenklich abgeflaut. Und das bestätigen auch die auf sein gegenwärtiges Verhältnis zum Theater bezogenen Worte in den „Tag- und Jahresheften":

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es

als eine Lehranstalt zur Kunst und Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte.

*

Goethe befand sich nach seiner Rückkehr aus Mainz in einer Art Rekonvaleszentenstimmung. So wird man seinen Gemütszustand im Herbst 1793 am besten bezeichnen dürfen.

Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände geteilt zu haben, gab die traurigste Stimmung. („Tag- und Jahreshefte".)

Wenn ihn nun auch, was verständlich ist, nach solchen starken und bis ins Innerste erschütternden Erlebnissen auf dem großem Welttheater der Mikrokosmus der Schaubühne nicht zu fesseln vermochte, so fühlte er sich doch wenigstens zu dramatischem Schaffen hingezogen. Er fand, wie wir das bereits beim „Bürgergeneral" bemerkten, in solchen „Nachbildungen des Zeitsinns" eine „Art von gemütlich tröstendem Geschäft". Jetzt, da er zum zweitenmal aus unmittelbarer Nähe den blutigen Ernst der durch die Revolution hervorgerufenen Situation kennen gelernt hatte, mochte ihm doch wohl die Erkenntnis gekommen sein, daß er im „Bürgergeneral" zu leichtfertig im Hinblick auf die Bedeutung des Gegenstandes den Stoff behandelt hatte. Und aus dieser Erwägung reifte vielleicht sein Entschluß zu einem neuen dramatischen Werk, das sich eingehender und tiefer mit den politischen Ereignissen und ihrer Auswirkung auseinandersetzen sollte. So entstand im Herbst oder Winter — mangels genauer Datierung muß man sich an den allgemeinen Hinweis in den „Annalen" halten — das politische Drama „Die Aufgeregten."

Schon der Titel zeigt, daß beabsichtigt wird, die Menschen in einem außergewöhnlichen Zustande zu zeigen. Aufgeregt sind in diesem Stück fast alle Personen, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Aber als Hauptursache der nervösen Stimmung spürt man doch überall die Revolution. Den Kernpunkt der Handlung bildet ein Rechtsstreit der Bauern mit ihrer adligen Gutsherrschaft, der sich um Fronen dreht, die im Hinblick auf einen mit dem Großvater des jetzigen Erben geschlossenen Vertrag von ihnen verweigert werden. Ein langwieriger und nicht zu Ende kommen wollender Prozeß, der endlich vor das Kammergericht in Wetzlar gelangt ist und den Weg von dort nicht zurückfinden kann, treibt die Ungeduld der um ihr Recht Kämpfenden auf die Spitze. Den Unwillen der Bauern weiß der revolutionär gesinnte Gemeindechirurgus für seine Zwecke auszunützen, indem er die Unzufriedenen zur Empörung gegen ihre Herrschaft hetzt. Es kommt in der Tat zu einem Aufstand, aber die Herbeischaffung des durch den Amtmann unterschlagenen Vertrags, der die Weigerung der Bauern als berechtigt erscheinen läßt, bringt schließlich einen gütlichen Ausgleich, und so schließt das Stück zur allgemeinen Zufriedenheit. Diese Haupthandlung wird umrankt von kleinen, zwei Liebespaare betreffenden Nebenhandlungen, die durchweg den Charakter der Komödie wahren und die Entwicklung der Geschehnisse anmutig beleben.

Die Komposition des Ganzen ist mit unleugbarem Geschick auf die dramatische Wirkung zugeschnitten. Und ebenso sind die auftretenden Personen von blutvollem Leben erfüllt. Sie lassen sich ihrer Gesinnung nach in vier verschiedene Gruppen einordnen, in der jede einzelne noch ihre besondere Eigentümlichkeit zur Geltung bringt.

In der ersten Gruppe, bei den Revolutionären, spielt der Chirurgus Breme von Bremenfeld die Hauptrolle. Er ist ein Nachfahre des Holbergschen „politischen Kannegießers" Hermann von Bremen,[1]) den er mit Stolz auch seinen Ahnherrn nennt. In ihm zeichnete Goethe eben jenen Typus des deutschen Revolutionärs, wie er ihn unter den Mainzer Klubisten kennen gelernt hatte — den gutmütigen gebildeten Mann, den die Gleichheits- und Freiheitsparole verblendet hat, der sich nun zu einem Freiheitsapostel berufen fühlt und das Recht zu haben glaubt, „nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken". Daß Goethe ihn einen Urenkel des köstlichen politischen Dilettanten Hermann von Bremen sein läßt, zeigt deutlich die ironische Stellung an, die der Dichter diesem Vorkämpfer der rebellischen Bauern gegenüber einnimmt. Letztere, die sich durch ihre individuellen Züge scharf voneinander unterscheiden und je nach Temperament und Geistesart sich mehr oder weniger einer gewaltsamen

[1]) Ludwig Holbergs Komödie „Der politische Kannegießer" (1722) zeigt, wozu es führen kann, wenn ein ungeeigneter Mann sich zum Politiker berufen fühlt. Die Komödie gab Goethe bei der Abfassung seines politischen Dramas manche Anregung.

Aktion zugänglich zeigen, repräsentieren die unzufriedenen niederen Volksklassen, die, im Grunde genommen stumpf und träge, erst des Ansporns eines ihnen überlegenen Geistes bedürfen, um sich ihrer mißlichen Lage überhaupt bewußt werden und die Möglichkeit einer Verbesserung ihres Zustandes auf anderem als legalem Wege zu erkennen. Sie erscheinen als die prädestinierten Kotaumacher und als die willkommenen und gefügigen Objekte der Demagogie. Wie bezeichnend dafür sind die Worte des Dorfschulzen Albert: „Unsere Leute wollten längst rebellern; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Breme immer sagte, es sei noch nicht Zeit, und das ist ein gescheiter Mann, auf den ich Vertrauen habe!" Endlich gehört noch zu dieser Gruppe der Magister — der Mann, der sich an den hohen Freiheitsphantasien berauscht. („Wie oftmals habe ich Sie um das Glück beneidet, gegenwärtig zu sein, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehen hat, Zeuge zu sein, des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie zum erstenmale sich frei und von den Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere, fremde Last gleichsam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden").

Diesen unentwegten Revolutionären stehen zwei ausgesprochene Revolutionsfeinde in dem Baron und der Komtesse Friederike gegenüber. Aber die Art ihrer Gegnerschaft ist durchaus verschieden. Während der Baron jenen Typus des leichtfertigen und gewissenlosen Junkers verkörpert, der in den unteren Volksschichten nichts als eine dienende Masse sieht und daher alle auf

eine Verbesserung ihrer Lage abzielenden Reformbestrebungen verspottet und verhöhnt, gibt die amazonenhafte Friederike das Beispiel einer Vollblut-Aristokratin, „heftig aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich." Aufs innigste mit den Traditionen ihres Standes verwachsen, verteidigt sie zäh die Rechte des Adels und zeigt sich unnachgiebig gegen jede Konzession. Sie fühlt sich geneigt, jedes Ärgernis auf das Schuldkonto der Revolution zu buchen, und das geringfügigste Vergehen — daß der Magister die Flinte während ihrer Abwesenheit nicht gut gehalten hat — gibt ihr Veranlassung, auszurufen: „Ich habe die französische Revolution schon so oft verwünscht, und jetzt tu' ich's doppelt und dreifach, Wie kann mir nun der Schaden ersetzt werden, daß meine Flinte rostig ist?"

Die Gruppe der Indifferenten wird von Bremes Tochter Karoline, ihrer Base Louise und dem jungen Jäger Jakob gebildet. In ihre jugendlichen, von Liebe erfüllten Herzen vermögen die Welthändel keine Unruhe und Zwietracht zu säen. Selbst die kluge, häuslich gesinnte und ganz ihren natürlichen Instinkten folgende Louise weiß über den Umsturz nichts anderes zu sagen als dieses: „Was die französische Revolution Gutes oder Böses stiftet, kann ich nicht beurteilen; so viel weiß ich, daß sie mir diesen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt." Aber mit ihrem gesunden Menschenverstand redet sie manches Wort, hinter dem sich doch ein verschleiertes Urteil über die Revolution verbirgt. So, wenn sie sagt: „Es ist nichts schrecklicher als Macht und Übereilung" oder: „So viele nehmen sich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um

für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken, es sei, auf welche Art es wolle."

In die letzte Gruppe, zu den Menschen, die eine vermittelnde Stellung gegenüber den Revolutionsereignissen einnehmen, gehören die Gräfin und der Hofrat. Erstere ist keineswegs, wie ihre Tochter, in einer reaktionären Denkungsart befangen. Als „Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben" und, seitdem sie in Paris lebte, „als Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß", zeigt sie sich dem Fortschritt durchaus zugetan, möchte dem Volk gern gewähren, was ihm nach Recht und Menschenwürde zukommt, aber ihr Empfinden sträubt sich gegen alle Gewalttätigkeit. So erscheint die Gräfin in ihrer ruhigen, vornehmen Gesinnung durchaus dem jungen Edelmann im „Bürgergeneral" verwandt und gleichzeitig als eine Dolmetscherin der Anschauungen des Dichters. Noch mehr ist dies jedoch bei dem Hofrat der Fall, der den gebildeten, standesbewußten Bürger verkörpert. Wie die Gräfin es sich zur Aufgabe macht, jede ihr unbillig erscheinende Handlung zu vermeiden und unter ihren Standesgenossen über jede Ungerechtigkeit laut ihre Meinung zu äußern, selbst auf die Gefahr hin, deswegen als Demokratin verschrien zu werden, so wünscht der Hofrat, dem Namen eines Bürgerlichen Ehre einzulegen, „der das höhere Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat". Aber er nährt eine unveränderliche Feindschaft gegen alle kleinlichen neidischen Neckereien und allen blinden

Haß, „der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formuliert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte."

Man kann Eckermanns Bedauern, daß dieses politische Drama ein Bruchstück geblieben ist, angesichts der feinen Individualisierung der Gestalten und der geschickten szenischen Komposition nur beipflichten. Der zum größten Teile unausgeführt gebliebene dritte Akt, der, — wie man aus dem nachgelassenen Schema ersieht — in einer Szene zwischen der Gräfin, Luise und dem Hofrat reichlich Gelegenheit geboten hätte, drei schöne Charaktere näher kennen zu lernen, und in der aus einer nachfolgenden Teegesellschaft improvisierten Nationalversammlung eine ergötzliche Komödienszene vorgeführt hätte, wie auch der fehlende fünfte Akt, der den Bauernaufstand und die Lösung des Konflikts enthalten sollte, würden gewiß Glanzpunkte des Stückes geworden sein, das sich in seiner dichterischen Qualität über den „Groß-Cophta" und den „Bürgergeneral" bedeutend erhebt. Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, warum es Goethe nicht glückte, der Schwierigkeiten Herr zu werden und die Komödie zu vollenden. Die Antwort darauf gibt ein dreißig Jahre später mit Eckermann geführtes Gespräch. In dieser Unterhaltung, die sich auf „Die Aufgeregten" bezieht, äußerte der Dichter, daß man das Stück gewissermaßen als ein politisches Glaubensbekenntnis ansehen dürfe, daß die Gesinnung der Gräfin die seinige gewesen wäre und noch sei, daß man ihn mit verschiedenen Titeln belegt habe, die er nicht wiederholen möchte. Es scheint also, man hatte ihm durch allerlei Tadel,

der ihm seine aristokratische Gesinnung zum Vorwurf gemacht, die Arbeit an dem Werk verleidet. Das verletzte ihn zutiefst, weil er darin eine Verkennung seiner wahren Gesinnung sah. Mit einiger Bitterkeit äußerte er darum zu Eckermann:

> Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es anderen vor mir nicht besser ergangen.

*

Aber nicht nur im dramatischen Schaffen fanden die letzten politischen Zeitereignisse ihren dichterischen Widerhall, auch in der erzählenden Prosa versuchte Goethe ihnen Gestalt zu geben. Wir erinnern uns, daß er im Kreise der Pempelforter Freunde die Anfänge eines Romans vorlas, das Manuskript jedoch bald wieder beiseite legte, als er das mangelhafte Interesse seiner Zuhörer wahrnahm. Es handelte sich bei dieser Lektüre um das Bruchstück eines Romans, den der Dichter während der Kampagne begonnen hatte, um sich — wie er später bekannte — „von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen". Als ein „wunderbares Werk" bezeichnete er das neue Erzeugnis seiner Feder, und nicht mit Unrecht; denn schon das wenige Erhaltene nimmt sich seltsam genug aus, so daß man von der weiteren Fortsetzung des Romans ein höchst eigenartiges und seltsames Kunstwerk hätte erwarten dürfen.

Aber leider fehlten Goethe Luſt und Ausdauer zur Fortführung der Arbeit. Vielleicht hat die kühle Aufnahme bei den Freunden mit dazu beigetragen, ſie ihm zu verleiden. So blieb das Manuſkript, wie vieles, das er damals unter der unmittelbaren Einwirkung der politiſchen Begebenheiten ſich von der Seele ſchrieb, ein Fragment.

Die „Reiſe der Söhne Megaprazons“ lautet der Titel dieſes Romantorſos. Wie ſich aus der vorhandenen Niederſchrift und einem ſpäter aufgefundenen Schema ſchließen läßt, ſchwebte Goethe bei der Abfaſſung die Abſicht vor, einen phantaſtiſchen Abenteurerroman mit ſatiriſchem Einſchlag, etwa in der Art von „Gullivers Reiſen“ oder „Gargantua und Pantagruel“ zu ſchaffen. Mehr noch als Swift mochte ihm der Franzoſe Rabelais, deſſen geniale Dichtung ihn ſchon während ſeiner Straßburger Studentenzeit gefeſſelt hatte, als geeignetes Vorbild erſchienen ſein. Das wird nicht allein durch die Tatſache beſtätigt, daß Megaprazon den Abenteurer Pantagruel ſeinen Urgroßvater nennt, ſondern auch durch einige Namen, die Bezugnahme auf die Reiſe Pantagruels zum Orakel der heiligen Flaſche, und endlich den Hinweis auf die beiden Fabelinſeln der Papimanen (Papſtverehrer) und Papefiguen (Papſtverhöhner). Dieſe Inſeln zu ſuchen, ziehen die ſechs Söhne Megaprazons aus, der ihnen, wie einſt Gargantua dem Pantagruel, einen bedeutſamen Brief mitgibt, in dem ſie ermahnt werden, die berühmten, aber wieder vergeſſenen Inſeln neu zu entdecken, eine glänzende Nachleſe zu halten, die Ehre ihres Altervaters wieder aufzufriſchen und ſich einen unſterblichen

Ruhm zu erwerben. Gleichzeitig enthüllt jedoch der Brief, den auf Geheiß des Vaters der älteſte Sohn erſt nach einer beſtimmten Wegſtrecke öffnen und vorleſen darf, den kühnen Seefahrern die betrübliche Ausſicht, daß die mitgegebenen ſechs Fäßchen kein Geld enthielten, ſondern leer ſeien; denn vermittels ihrer eigenen Gaben und ſelbſt getroffenen Vorkehrungen ſollten die Brüder das ihnen zugedachte ſchwere Werk vollbringen. Zweifellos lag es in Goethes Abſicht, dieſe Reiſe zu den beiden ſagenhaften Inſeln mit einer neuen, ſeinem Zeitgeiſt entſprechenden Allegorie zu erfüllen und dabei die durch die Revolution geſchaffenen Zuſtände ſatiriſch zu geißeln. Die kurze Erzählung des Papimanen über die Vorgänge in der Nachbarſchaft ſeiner Inſel gibt davon bereits einen kleinen Vorgeſchmack. Es iſt der Bericht über das Land der Monarchomanen, das, durch den Ausbruch eines Vulkans in drei Teile geſpalten, als ſchwimmende Inſeln nun auf dem Meere treibt. Dieſe drei, einſt ein Feſtland bildenden Inſeln — die Reſidenz, die Steilküſte mit ihren Paläſten und das Flachland mit ſeinem fruchtbaren Ackerboden — wird man, Heinrich Düntzers glaubhafteſter Deutung folgend, den drei großen Standesgruppen des monarchiſchen Frankreichs (Königtum, Adel und Volk) am eheſten vergleichen dürfen, die, von dem vulkanartigen Ausbruch der Revolution auseinandergeriſſen, jede einzeln ihr eigenes Schickſal durchlebt.[1]) Von jenen ſchwimmenden Inſeln geht

[1]) Max Morris bezieht die drei Teile auf Paris, Verſailles und das übrige Frankreich, was jedoch weniger glaubwürdig erſcheint.

eine ansteckende Krankheit aus, die Goethe das „Zeitfieber“ oder „Das Fieber der Zeit“, auch „Zeitungsfieber“ nennt. Nach den Symptomen dieses Übels befragt, berichtet der Papimane:

Sie sind sonderbar und traurig genug: der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vorteile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaft einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staat nutzen, er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr.

Ganz deutlich wird hier auf die durch die Revolution zerrütteten Verhältnisse angespielt und Goethes Abneigung gegen alle Unordnung bestätigt. Wie sich der Roman weiter entwickelt haben würde, läßt sich nur vermuten. Die wenigen schematischen Andeutungen ergeben kein klares Bild. Nur eines ist sicher, daß die Brüder „verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichnis“ des Zustandes nach der Revolution sein sollten.

In der „Kampagne“ berichtet Goethe, daß er nach der Rückkehr vom Kriegsschauplatz auch die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ geschrieben habe. Das trifft nicht zu. Die Abfassung dieser Novellensammlung im Stil von Boccaccios „Dekameron“ kam erst im folgenden Winter zustande; doch mögen, da auch hier die Revolution mehr oder weniger Anlaß und Hintergrund bildet, Entwürfe und Vorarbeiten ihn schon jetzt beschäftigt haben.

Den größten Eifer verwandte Goethe nach wie vor auf den „Reineke Fuchs“. Obwohl er „unter dem Donner der Kanonen“ gründlich daran korrigiert hatte, fand er die Arbeit in ihrer verbesserten Gestalt doch noch keineswegs „präsentabel“. Wieland, Knebel und Herder mußten aufs neue Kritik üben. Am 18. November konnte er Fritz Jacobi melden:

Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse. Ich hoffe, er soll Dich unterhalten. Es macht mir noch viel Mühe, dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch einige Zeit liegen, so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde.

Bis zuletzt war also Goethe unermüdlich bestrebt, die Dichtung in jene Form zu zwingen, die ihm die zweckentsprechendste schien, und das Versmaß leicht und flüssig zu gestalten. Als der „Reineke“ endlich im Mai 1794 als zweiter Band der „Neuen Schriften“ bei Unger in Berlin erschien, fand er denn auch nicht zuletzt um seiner feingeschliffenen Form willen den Beifall der Kenner. Knebel sah in dem Epos „das beste und der Sprache eigentümlichste Werk deutscher Prosodie“, Schiller hielt es sogar für das beste poetische Produkt, das „seit vielen, vielen Jahren in Umlauf gekommen“ sei, und Herder äußerte begeistert zu Gleim in einem Briefe, Goethe habe eine Epopöe geschrieben, „die erste und größte Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer, und sehr glücklich versifiziert“. Diesen rühmenden, ja stellenweise überschwenglichen Urteilen stehen nur wenige tadelnde gegenüber, unter denen das von Voß wohl am wenigsten gerechtfertigt erscheint.

Goethes „Reineke Fuchs" habe ich angefangen zu lesen: aber ich kann nicht durchkommen: Goethe hat mich, ihm die schlechten Hexameter anzumerken, ich muß sie ihm alle nennen, wenn ich aufrichtig sein will. Ein sonderbarer Einfall, den Reineke in Hexameter zu setzen.

Warum Voß die Goetheschen Hexameter so rügte, wurde bereits früher dargetan. Der deutsche Homerübersetzer vertrat in der Prosodie eben einen sehr pedantischen, auf die griechische Sprache eingestellten Standpunkt, der dem andersgearteten Geist der deutschen nicht gerecht wurde. In der Freiheit und Mannigfaltigkeit des Rhythmus liegt gerade der Reiz der Goetheschen Hexameter, und jeder, der über ein feines Sprach- und Versempfinden verfügt, wird mit Viktor Hehn darin übereinstimmen müssen, daß wir im „Reineke Fuchs" die besten deutschen Hexameter überhaupt besitzen. Mit wunderbarer Einfühlung in den Geist Goethescher Dichtung prägt Hehn über den „Reineke Fuchs" das treffende Urteil:

In den späteren Werken antiker Form hat der Dichter schon die Unbefangenheit nicht ganz, aber doch ein wenig verloren. In Reineke Fuchs aber bewegt sich die deutsche Rede mit dem freiesten Behagen in der reizendsten Zierlichkeit fort, nirgends vom Metrum gestört oder beengt, bald nach dem ihr eigenen Numerus dem Verse entgegen und ihn kreuzend, bald in mannigfachen Verschlingungen sich ihm wieder zuneigend und abermals von ihm abwendend, um endlich am Schlusse der Periode harmonisch mit ihm zusammenzufallen. Wir sind ganz im Gegenstande, in der Erzählung, wissen kaum, daß wir Verse hören, und doch begleitet uns das halbdunkle Gefühl, innerhalb der goldenen Schranken des Maßes gehalten zu werden und zwischen wechselnden, aber festen Ufern, auf sanften Wellen im leichten Kahn den Fluß hinabzugleiten.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt.
B. = Bild. nS. = neben Seite

Abel, Dr. Johann, Arzt 189.
Adelung, Johann Christoph 6.
Albrecht von Sachsen-Teschen, Herzog (1738 bis 1822) 247.
Alembert, Jean le Rond d' (1717—1783) 120.
v. Alkmar, Heinrich 226.
Amor, Peter u. Frau 59. 220.
Anhalt-Dessau, Fürst Leopold III (1740—1817) 106.
Arens, August 50, 106.
Artois, Karl Graf von 136.

Babo, Joseph Marius (1756 bis 1822) 224.
Bailly, Jean Sylvain 134.
Baldauf 52.
Basedow, Joh. Bernh. (1723 bis 1790) 180.
Batsch, Aug. Karl (1761 bis 1802) 266. 290 ff.
Beaurepaire, Nicolas, Joseph de (1740—1792) 149.
v. Bechtolsheim, Emil 158 f.
Beck, Heinrich 56.
Beck, Johann 220. 227.
Becker, Heinrich 59.
Bellomo, Joseph 56. 62. 65 ff. 86. 89. 224. 227.
Bertuch, Friedrich Justin (1747—1822) 52 f. 95. 172.
Bode, Christoph (1730 bis 1793) 53. 100.
Böhmer, Georg 278.
Bombelles, Marquis de (1744—1822) 157 f.
Böttiger, Karl August (1760 bis 1835) 96 ff. B. nS. 96.
Bouillé, François Claude Amour 135.
Braunschweig, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1780 bis 1806) 2. 138. 147. 150 ff. 157 f. 168. 250. B. nS. 152.
Brentano, Maximiliane geb. la Roche (1756—1793) 180. 290.
Brissot, Jean Pierre 136.
Buchholz, Hofapotheker 53. 95.
Bürger, Gottfried Aug. (1747—1823) 122 f.
Büttner, Professor 38. 108.

Cagliostro (Joseph Balsamo) (1743—1795) 76 ff. 96 f. B. 79.
Casanova, Johann 6.
Chryselius, Stiftsbaumeister 69.
Cimarosa, Domenico (1749 bis 1801) 88. 224.
Clemens, August, Kurfürst von Mainz 136. 257.
Clerfayt, Charles de Croix, Graf von (1733—1798) 138.
Clérisseau, Architekt 106.
v. Coudenhoven, Sophie geb. v. Hatzfeld (1747 bis 1825) 188.

Courbière, Guillaume René, Baron de (1733—1811) 169.
Custine, Adam Philippe Graf von (1740—1793) 174. 177. 248. 250. 256.

v. Dalberg, Reichsfreiherr Karl (1744—1817) 43. 115 f.
Danton, Georges (1749 bis 1794) 164.
v. Daun, Reichsgraf Leopold, österr. Feldmarschall (1705 bis 1766) 2.
Delph, Dorothea Helene (1728—1808) 283.
Diderot, Denis (1713 bis 1784) 120.
Dietrich, Gärtner 266.
Ditters von Dittersdorf, Karl (1739—1799) 67. 88. 223.
Döbbelin, Karl Theodor (1727—1793) 72.
v. Dohm, Christian Wilhelm (1751—1820) 188.
Domaratius, Schauspieler 59. 66. 220.
Dönhoff, Gräfin 95.
Dumouriez, Charles François (1739—1823) 137. 156 f. 159. 165. 250.

Eckermann, Johann Peter (1792—1854) 83. 302 f.
Einer (Krako) 56.
v. Einsiedel, Friedr. Wilh. (1750—1828) 3. 71. 224.
Ekhof, Konrad (1720—1778) 58.
Everdingen, Allart von (1621—1675) 236 f.

Facius, Friedr. Wilh. (1764 bis 1843) 26 f.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814) 129.
Fischer, J. Franz 59. 70. 220.
Forster, Johann Georg (1754 bis 1794) 82. 93 f. 140 ff. 251. B. 141.
Frankreich, König Ludwig XVI. (1774—1793) 135 ff. 164 f. 226. 234. 248 f.
Frankreich, Königin Maria Antoinette (1755–1793) 76 f.
v. Fritsch, Leutnant 144. 177.
v. Fürstenberg, Franz Friedr. Wilh. Freiherr (1729 bis 1810) 194.

Gallitzin, Fürstin Amalie, geb. von Schmettau (1748 bis 1806) 192 ff. 234.
Garve, Christian (1742 bis 1798) 14.
Gatto, Franz Anton u. Frau 84. 220.
Gedicke, Professor 10.
Genast, Anton 59 f. 86. 91.
v. Geßler, Graf Karl Friedr. 5.
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig (1719—1803) 307.
v. Göchhausen, Luise (1752 bis 1802) 50.
Goldoni, Carlo (1707 bis 1793) 294.
Gore, Charles 103. 272. 275 f. 279. 283. 288. B. nG. 273.
Göschen, Georg Joachim (1752—1828) 44 f.
v. Goethe, August (1789 bis 1830) 29.
Goethe, Elisabeth, geb. Textor (1731—1808) 139 f. 144. 172. 177 ff. 190. 201 f. 252. 254 f. 269 f. 283 ff.
Göttling, Professor 108.
Gottsched, Joh. Christoph (1700—1766) 226 ff. 241.
Götze, Paul 3. 16. 138 f. 144. 162. 169. 181. 199.

Graff, Johann Jacob 220.
Graß, Karl 99 f.
Grimm, Baron Friedrich Melchior (1723—1807) 188.
Guglielmi, Pietro 224.

Hagemann, Gustav (1760 bis 1820) 224.
Haide, Michael Jacob 220.
Hamann, Joh. Georg (1730 bis 1788) 194 f.
Hegel, Georg Wilh. Friedrich (1770—1831) 129.
Heinse, Wilh. (1749—1803) 188.
Helvétius, Claude Adam (1715—1771) 120.
Hemsterhuis, Franz (1721 bis 1790) 194 ff.
Henckel von Donnersmarck, Graf 2.
Herder, Johann Gottfried (1744—1803) 8. 21. 25. 36. 50. 53. 98 ff. 139. 172. 174. 183. 231. 238 ff. 262 f. 266. 283. 307.
Herder, Karoline geb. Flachsland (1750—1809) 117. 172. 174. 231. 266.
Hermes, Joh. Tim. 11. 14 f. B. nG. 17.
Hildburghausen, Prinz Joseph von 122.
Hoffmann, Professor Friedrich 68.
Holbach, Baron Paul Heinr. Dietrich (1723—1789) 120.
v. Holberg, Ludwig Freiherr (1684—1754) 298.
Homer 307.
v. Hoym, Minister 13 f.
Huber, Ludwig Ferdinand (1764—1804) 142 f.
Hufeland, Christoph Wilhelm (1762—1836) 97 f.
v. Humboldt, Karoline geb. v. Dacheröden 31.
v. Humboldt, Wilhelm (1767—1835) 31.

Jacobi, Charlotte 188 f. B. 189.
Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 47. 58. 71. 82. 131. 139. 181 ff. 204. 220. 228. 232 ff. 237. 265 f. 272. 283 ff. 288 f. 307.
Jacobi, Helene 182. 188. B. 189.
Jacobi, Helene Elisabeth geb. v. Clermont 188.
Iffland, Aug. Wilh. (1759 bis 1814) 128. 225. 295.

Kalckreuth, Friedrich Adolf Graf von (1737—1818) 252. 256 f. 264. 277.
Kant, Immanuel (1724 bis 1804) 27. 33. 108 f. 129. 175. 231.
Karamsin, Nikolai Michael (1766—1826) 99.
Kästner, Johann Friedrich 97.
Kayser, Christoph (1755 bis 1823) 72.
Kellermann, François Christophe (1735—1820) 159.
Kirms, Franz 56 f. B. nG. 56.
Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 129. 238.
v. Knebel, Henriette (1755 bis 1813) 50.
v. Knebel, Karl (1744 bis 1834) 22. 53. 85. 94 f. 108. 163. 236. 240. 264. 266. 307.
Koburg, Prinz Josias von 250.

Körner, Christian Gottfried (1756—1831) 5 f. 27. 30 f. 33. B. nS. 32.
Körner, Minna geb. Stock 5. B. nS. 32.
Kotzebue, August (1761 bis 1819) 67. 88 ff. 128. 225. B. nS. 89.
Kranz, Konzertmeister 57.
Kraus, Georg Melchior (1733—1806) 272. 275 f. 283.
Krüger, Franz 59 f. 91.

Lafayette, Marie Jean Paul, Marquis de (1757 bis 1834) 134. 136 f.
Lavater, Joh. Kaspar (1741 bis 1801) 24. 50. 78. 180. 283 f.
v. La Roche, Sophie geb. Gutermann (1731—1807) 180. 252.
Lessing, Gotth. Ephraim (1729—1781) 63. 123. 225.
Ligne, Karl Prinz von 156.
Lips, Joh. Heinr. (1758 bis 1817) 27. 50. 99.
Loder, Justus Chr. (1753 bis 1832) 108.
Lucchesini, Girolamo, Marchese (1751—1825) 165.
Luckner, Nikolaus Graf (1722—1794) 137.

Malcolmi, Amalie 59.
Malcolmi, Friedrich 59.
Marat, Jean Paul (1744 bis 1793) 135.
Maso, Philolog 11.
Maximilian I. Joseph (1756 bis 1825) 255.
Merck, Johann Heinrich (1741—1791) 288.
Merrem, Blasius (1761 bis 1824) 192.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832) 4. 51. 101 f. 138 f. 200. 203 f. 215.
Meulen, Adam Franz van der (1632—1690) 156.
Miller, Martin (1750 bis 1814) 122.
Mirabeau, Graf Honoré Gabriel Riquetti (1749 bis 1791) 134 f.
Molière, Jean Paptiste Poquelin (1622—1673) 225.
Moritz, Karl Philipp (1756 bis 1793) 44. 96. 288 f.
Motte, Jeanne de la 76 ff.
Mozart, Wolfgang Amadeus (1756—1791) 88. 224. 295.
Musäus, Joh. Karl August (1735—1787) 89.

Nassau-Siegen, Fürst Hyazinth von 122.
Neumann, Christiane 59. 85 ff. 294. B. 87. nS. 88.
Neumann, Johann Christian 56.
Neuwinger, franz. General 253.
Newton, Isaac (1643 bis 1727) 39 ff. 209 ff.

v. Oppen, Friedrich 276.
Österreich, Kaiser Franz II. (1792—1806) 137. 249.
Österreich, Kaiser Joseph II. (1765—1790) 121.
Österreich, Kaiser Leopold II. (1790—1792) 7. 135. 137.
d'Oyré, General 256. 276.

Paesiello, Giovanni (1741 bis 1816) 224.
Pichler, Joh. Anton (1697 bis 1779) 27.

Plessing, Friedrich Viktor Leberecht (1752—1806) 192.
Polizzo, Cyriakus 114.
Porth, Friederike Margarethe 220.
Preußen, König Friedrich II. (1740—1786) 2. 6. 8. 11. 121. 129.
Preußen, König Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) 2. 6. 8. 26. 95. 117. 135. 147. 150 f. 157 f. 171. 252. 257.
Preußen, Prinz Friedrich Ludwig Christian (Louis Ferdinand) (1772—1806) 134 ff. 257. 282. B. 155. nS. 272.
Puttkamer, Leutnant 154.

Rabelais, François (1495 bis 1553) 304.
v. Racknitz, Friedrich 5. 27. 57.
v. Raden, Major 179.
Ramberg, Johann Heinrich (1763—1840) 6.
v. Rauch, Major 16.
Rausch, Major 16.
Reden, Graf, Bergwerksdirektor 13. 17 ff. 21.
Reichardt, Joh. Friedrich (1752—1814) 11 f. 39. 42 f. 67. 71 ff.
Reinhold, Karl Leonhard (1758—1823) 108.
Reuß, XIV. Fürst 153. 175.
Rochambeau, Graf Jean Baptiste Donatien de Vimeur (1725—1807) 137.
v. Rohan, Kardinal Louis René Edouard (1734 bis 1803) 76 ff.
Rousseau, Jean Jacques (1712—1778) 120.

Sachsen, Kurfürst Friedrich August III. (1768–1827) 69.
Sachsen-Gotha, Prinz August (1772—1822) 104. 231.
Sachsen-Gotha, Herzog Ernst (1764—1800) 43.
Sachsen-Weimar, Herzogin-Mutter Anna Amalie (1739—1807) 3. 36. 47 ff. 53, 85. 163. 174 f. 203. 223. 267. 288. B. 48.
Sachsen-Weimar, Herzog Karl August (1757—1828) 2 f. 6. 9. 11. 16 ff. 26. 43. 50. 52 ff. 70 f. 96 ff. 104 ff. 108. 115. 117. 144. 146 f. 162 f. 166. 168 f. 176. 178 ff. 201 f. 219. 231. 245 ff. 250 ff. 274 f. 279. 288. 291 ff. 294. B. nS. 25. 148.
Sachsen-Weimar, Herzogin Luise (1757—1830) 50. 53. 96. 99. 252. 288.
Sachsen-Weimar, Prinz Konstantin (1758—1793) 287 f. B. 289.
Scheidt, Professor 19.
Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 5 f. 27. 30 f. 33. 46. 71. 89 ff. 98. 123 f. 128. 225. 240. 303. 307.
Schlosser, Johann Georg (1739—1799) 283 ff.
Schlosser, Johanna geb. Fahlmer (1744—1821) 190. 284.
Schlosser, Julie 284. 290.
Schröder, Friedrich Ludwig (1744—1816) 63 ff. 225.
Schröter, Corona (1751 bis 1802) 86.
v. Schuckmann, Friedrich, Minister (1755—1834) 11 ff. B. 16.

Schummel, Prorektor 10.
Seconda, Joseph 56. 58.
Shakespeare, William (1564—1616) 63. 86 f. 90 f. 225.
Sömmering, Sam. Thomas (1755—1830) 142. 280. 286. B. nS. 281.
Spinoza, Baruch de (1632 bis 1677) 182 ff.
v. Stein, Charlotte (1742 bis 1827) 50.
v. Stein, Oberhofmeister Johann Heinrich Freiherr 142. 264.
Steiner, Baumeister 106.
Stock, Dorothea 5.
v. Stolberg, Graf Christian (1748—1821) 122.
v. Stolberg, Graf Friedrich (1750—1819) 122.
v. Stolberg, Gräfin Sophie 191.
Swift, Jonathan (1667 bis 1745) 304.

Titius, Karl Friedrich 6.

Unger, Johann Friedrich (1750—1804) 82. 97.

Veit, David 223.
Virgilius Maro (70—19 v. Chr.) 239.
Vohs, Heinrich 220 ff.
Voigt, Christian Gottl. (1743 bis 1819) 21. 52 f. 95. 104. 115. 147. 149. 151. 172 f. 200. 266. 292.
Voltaire, François Marie Arouet (1694—1778) 120.
Voß, Johann Heinrich (1751 bis 1826) 238 ff. 307 f.
Vulpius, August (1762 bis 1826) 71. 224. B. nS. 72.
Vulpius, Christiane (1764 bis 1816) 25. 29 ff. 46. 100 f. 105. 139 f. 149. 163. 172. 266 ff. B. nS. 97. 105.

Wachtel, Hofgärtner 292.
Wagner, Kämmerier 146. 161. 167.
Wall, Anton 227.
Weiße, Christian Felix (1726 bis 1804) 14.
v. Weyrach, Obristwachtmeister 147. 154.
Weyrauch, Frau, Sängerin 66.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 53. 98 f. 104. 163. 239 f. 307.
Willms, Souffleur 220.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—1768) 106.
v. Wurmser, Dagobert Sigmund Graf (1724—1797) 253.
Württemberg, Herzog Karl Eugen von (1737—1793) 121.
Wyttenbach, Johann Hugo (1767—1848) 175 f. B. nS. 176.

Zachariä, Justus Friedr. Wilh. (1726—1777) 108.

2. Orte und Länder

Aachen 228 f.
Adersbach 17.
Amsterdam 250.
Arlon 172.
Belgien 247 f.
Bonn 181.
Breda 250.

Breslau 9 ff. 17. 21 f. 25 f. B. nS. 9.
Breßenheim 258.
Brüssel 247.

Cassel 198.
Caub 252 f.
Châlons 157. 159.
Czenstochau 21.

Diedenhofen 156.
Dresden 4 ff. 27. B. nS. 8.
Duisburg 191 f.
Düsseldorf 181 f. 247.

Ehrenbreitstein 180.
Eisenach 198.
Elsaß 251.
Erfurt 31. 71. 90. 115 f. 231. 294.
Etain 170.

Flörsheim 255.
Frankenstein 2. 16.
Frankfurt a. M. 139 f. 174. 177 ff. 190. 248. 252 ff. 286.

Ginsheim 255.
Glatz 2. 15.
Grandpré 156. 166 f.
Grevenmachern 145.
Gunzenheim 261.

Hans-le-grand 162.
Heidelberg 283 f.
Heiligenkreuz 261.
Heuscheuer-Gebirge 16.
Höchst 255.
Holland 250.

Jardin-Fontaine 153.
Jena 28. 33. 38. 50. 98. 107 ff. 202. 266. 283. 287. 290 ff.
Ilmenau 51 f. 183. 287.
Italien 3. 22 f. 144. 187. 223. 288.

Karlsbad 5.
Koblenz 177 ff. 247 B. nS. 184.
Köln 247.
Kostheim 276.
Krakau 19.

Landeck 16.
Landres 154.
Lauchstädt 56 f. 67 ff. 231 B. nS. 57. 68.
Leipzig 108.
Longwy 145. 149. 151. 172.
Loschwitz 5 f. B. nS. 33.
Luxemburg 172, 174 f.

Maastricht 250.
Mainz 136. 140 ff. 174. 177. 245 ff. B. nS. 280.
Maisons Champagne 157.
Mannheim 283.
Marienborn 255. 258 ff. 272.
Massiges 157.
St. Menehould 156. 162.
Merseburg 67.
Metz 156.
Mézières 156.
Mons 247.
Montmedy 156.
Münster 191 ff. 232 f. 247. B. nS. 185.

Neerwinden 250 f.
Nohra 114 ff.

Oberolm 255.

Paris 135. 149 f. 158. 164. 301.
Pempelfort 181 ff. 204. 232 f. 283.
Philippsburg 177.
Pillnitz 135.
Procourt 146.

Reichenbach 2. 26.
Reichenstein 16.
Reims 157. 164.
Riesengebirge (Schneekoppe) 26. B. nS. 24.
Rudolstadt 231.
Rüsselsheim 245. 255.

Schwalbach 282.
Silberberg 2.
Somme Tourbe 157.
Speyer 177. 248. 252f.
Spincourt 171.
Straßburg 253.

Tarnowitz 17ff.
Thionville 147.
Trarbach 180.
Trier 144. 174ff. 252. B. nS. 145.

Valmy 158ff. 247.
Vaux les Mouron 156.
Verdun 147ff. 151. 153. 158. 167ff.

Weckelsdorf 17.
Weimar 28ff. 183. 193. 199ff. 223. 283. B. nS. 201.
Weißenau 245. 273.
Wiesbaden 282.
Worms 177. 248.

3. Sachen

Adel 124ff.
Aesthetik 195f.
Akustik 43.
Anatomie 23. 33.
Antiduellbewegung 109ff.
Antike 144f. 174ff. 196f.
Äußeres (Goethe) 100.

Bastille, Sturm auf die 119. 121.
Belagerung von Mainz 245ff.
Bergbau 13. 17f. 51f. 287.
Bildende Kunst 4. 189.
Bildnisse Goethes, Titelbild, nS. 289.
Botanik 22f. 26.
Botanisches Institut 290ff.

Camera obscura 40. 102. 264. B. 40.
Charakteristik Goethes 100f.
Christentum 24. 284.

Despotismus 121ff.

Emigranten 135ff. 169. 188. 191f. 199. 247. 263.

Farbenlehre 36ff. 92ff. 96. 100f. 102f. 152f. 187. 203ff. 265. 285.

Freitagsgesellschaft 52ff. 94ff.

Gemmen 197. 203.
Girondisten 136.
Grabmonument bei Igel 144f. 174f. B. n.S. 144.

Halsbandprozeß 76ff. 226.
Hexameter 238ff. 307f.
Hoftheater 55ff. 218ff. 294ff. B. nS. 65.

Jacobiner 135.

Kampagne in Frankreich 139ff. 249f.

Kanonade von Valmy 158ff. B. nS. 153.
Knittelvers 238. 241ff.

Mainzer Klubisten 251f. 277ff.
St. Maximin, Kloster 176. B. nS. 177.
Metamorphose 33ff. 184. 186.
Naturforschende Gesellschaft in Jena 293.

Philosophie 27. 33. 183. 195f.
Pillnitz, Fürstentag in, 135f.
Prismatische Untersuchungen 38ff. 92f. 103. B. nS. 93.

Ratsherrnstelle in Frankfurt 178. 200ff.
Reichenbacher Vertrag 2. 26.
Revolution, französische, 119ff. 226ff. 244. 298ff.
Römisches Haus 107. B. nS. 200.

Salzbergwerk von Wieliczka 19f.
Schauspielkunst 60. 64. 84ff. 218ff.
Schlesische Reise 1ff.
Schloßbau 3. 50. 105ff. B. nS. 200.
Spielplan 62f. 71f. 89ff. 223ff. 295.
Studentenunruhen 114ff. B. nS. 112.

Theaterreglement 220ff.
Tyrannenlyrik 122f.

Universität (Jena) 107ff. 287. 290ff.

Wohnungen Goethes 29. 103ff. 200. B. nS. 104 u. 113.

4. Werke

Dramatische Form

Die Aufgeregten 131. 297ff.
Der Bürgergeneral 226ff. 235. 296. 301f.
Claudine von Villa Bella 72.
Clavigo 90.
Erwin und Elmire 72.
Faust 1. 49. 73. 183. 238.
Götz von Berlichingen 224f.
Der Groß-Cophta 80ff. 90. 97. 186. 226. 232. 302.
Jery und Bätely 72. 74.
Iphigenie 186. 225.
Die Mystifizierten 23. 73ff. 80 (Faksimile 73).
Scherz, List und Rache 72.
Tasso 14. 49. 183. 225.
Theaterprologe und Epiloge 66f. 84. 92. 294.
Die ungleichen Hausgenossen 72.

Epische Form

Reineke Fuchs 235ff. 245. 265. 307f. B. nS. 240.
Die Reise der Söhne Megaprazons 185f. 303ff.
Der Sammler und die Seinigen 4.
Unterhaltungen der Ausgewanderten 306.

Werthers Leiden 15.
Wilhelm Meister 45. 47. 49. 61. 64. 85.

Lyrische Form

Der neue Amor 196f.
Die Bekehrte 224.
„Fern von gebildeten Menschen" 18.
„Grün ist der Boden der Wohnung" 7f.
„Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus" 246. III. nS. 241.
Künstlers Fug und Recht 232ff.
Römische Elegien 32. 45ff. 239.
Sakontala 143.
Die Spröde 224.
„Trierische Hügel beherrscht Dionysos" 176.
Venetianische Epigramme 22ff. 45ff. 131f. 239.
Tenien 4.

Aufsätze und wissenschaftliche Schriften

Beiträge zur Optik. Erstes Stück 41f. 92. 204.
Beiträge zur Optik. Zweites Stück 92ff. 204.
Einige allgemeine chromatische Sätze 213ff.
Die Metamorphose der Pflanzen 44. 186.
Newtons Hypothese der diversen Refrangibilität 209ff.
Über Farbenerscheinungen bei der Refraktion 215ff.
Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken 207ff.
Versuch über die Gestalt der Tiere 33ff.
Von den farbigen Schatten 205f.

Autobiographische Schriften

Belagerung von Mainz 273ff. 277. 280ff. 285.
Kampagne in Frankreich 83. 142ff. 151. 159ff. 168. 170. 187. 193. 219. 225. 231. 239. 249. 306.
Tag- und Jahreshefte 22. 61. 71. 295ff.

Gesammelte Werke

Ges. Schriften (Göschen) 3. 44.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Goethes Leben

Von Dr. Wilhelm Bode

fortgeführt von Dr. Valerian Tornius.

I. Lehrjahre. 1749—1771. Zweite, durchgesehene Auflage. 7. bis 9. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 6,—, in Ganzleinen M. 7,50.

II. Der erste Ruhm. 1771—1774. Zweite, durchgesehene Auflage. 6. bis 8. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,—.

III. Die Geniezeit. 1774—1776. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 6,—, in Ganzleinen M. 7,50.

IV. Am Bau der Pyramide seines Daseins. 1776—1780. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 13,50, in Ganzleinen M. 15,—.

V. Pegasus im Joche. 1781—1786. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 9,—, in Ganzleinen M. 10,50.

VI. Die Flucht nach dem Süden. 1786—1787. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 9,—, in Ganzleinen M. 10,50.

VII. Rom und Weimar. 1787—1790. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,—.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Andere Goethe-Bücher von Dr. Wilhelm Bode

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. 3. Bände. I. 1749—1803. Im alten Reiche. 2. Ausgabe, 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 7,50, in Ganzleinen M. 9,50. II. 1803—1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband M. 5,80, in Ganzleinen M. 7,50. III. 1816—1832. Das Alter. Mit Nachrufen 1832—1861 und Ergänzungen 1769—1816. In Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,—.

Goethes Leben im Garten am Stern. 37. bis 42. Tausend. 360 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband M. 8,—, in Ganzleinen mit echtem Gold M. 9,50, in Halbleder M. 14,—.

Der weimarische Musenhof. 26. bis 30. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband M. 9,—, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck M. 10,50.

Goethes Lebenskunst. Achte Auflage. 26. bis 29. Tausend. 308 Seiten mit vielen Abbildungen. Pappband M. 4,40.

Goethes Weg zur Höhe. Dritte, durchgesehene Auflage. 7. bis 11. Tausend. Gebunden M. 2,50.

Charlotte von Stein. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tausend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen M. 7,40.

Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Gebunden M. 3,50.

Goethes Liebesleben. 13. bis 15. Tausend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleisten und Textabbildungen. In Pappband M. 4,80.

Neues über Goethes Liebe. Gebunden M. 3,50.

Die Tonkunst in Goethes Leben. 3. und 4. Tausend. Zwei Bände. Mit zahlreichen Bildertafeln und Musikstücken. Gebunden M. 11,50.

Karl August von Weimar. Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geb. M. 6,—.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

13220802
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
01132208 02
BUTLER STACKS

GB B632
8

NOV 19 1925

VOLUME 9

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Der Bund mit Schiller

1794–1797

Von Valerian Tornius

GB B632 9

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

Wilhelm Bode

Goethes Leben

Fortgeführt von

Valerian Tornius

*

1794 — 1798

Der Bund mit Schiller

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1926 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Schiller
Marmorbüste von Heinrich Dannecker
(Landesbibliothek, Weimar)

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1794–1798

Der Bund mit Schiller

Von Valerian Tornius

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1927

GB
B632
9

26-2985 (Cont)
9

Dec 22 - 1926 AIM
" 23 " asp

Vorwort

Die Vereinsamung, in der Goethe seit seiner Rückkehr aus Italien lebte, fand erst mit seiner Annäherung an Schiller ihr Ende. Jetzt hatte er den anregenden und teilnahmsvollen Freund, dessen er so dringend bedurfte, aber nicht nur einen Freund, sondern auch einen Bundesgenossen im Kampfe gegen Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit, anmaßendes Nichtskönnen und aufgeblasene Großmannssucht, die über das Publikum triumphierten, dessen literarischen Geschmack verdarben und deren aufdringliches Gebaren viel zu Goethes isolierter Stellung beigetragen hatte. Mit den Waffen des Spottes rücken beide Dichter gemeinsam den Feinden zu Leibe, und es gelingt ihnen ausgezeichnet, deren Blößen zu treffen und sie vor den Augen der Welt der Lächerlichkeit preiszugeben. Mit dem Namen „Xenien" wird der glänzende Sieg und mit dem Namen „Antixenien" die vernichtende Niederlage gekennzeichnet.

Aber dieser literarische Feldzug zeigt uns die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller erst von einer Seite — als einen Bund zur Abwehr kleiner und kleinlicher Gegner. Ihr wahrer Charakter äußert sich jedoch nicht in der gemeinschaftlichen Fehde, sondern in der gegenseitigen Beeinflussung und Förderung. Beide Äußerungsformen — sowohl die negierende Kritik wie die positive Tätigkeit — in ihrem Wechsel und in ihrer Wirkung während der ersten Phase des Freundschaftsbundes, der

mit dem Zeitraum zwischen den Jahren 1794 und 1798 zusammenfällt, ausführlich darzustellen und zu erläutern, liegt in der Absicht des vorliegenden Bandes, der darum den Titel „Der Bund mit Schiller“ führt. Man könnte ihn auch „Goethes Wiedergeburt als Dichter“ nennen; denn unter dem Eindruck von Schillers Persönlichkeit und Freundschaft beginnt eine neue fruchtbare Schaffensperiode Goethes, aus der der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, das idyllische Epos „Hermann und Dorothea“ und die Balladen „Die Braut von Korinth“ und „Der Gott und die Bajadere“ als besondere Höhepunkte genialer Schöpferkraft hervorragen, eine Schaffensperiode, an derem Ende der Dichter selbst dem großen Freunde und Anreger in Jena gesteht: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welcher zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“

*

Unterstützt haben mich diesmal durch Bildermaterial Herr Prof. Dr. Anton Kippenberg in Leipzig, der mir die wertvollen Bestände seiner reichhaltigen Goethesammlung zur Verfügung stellte, ferner der Leiter des Schiller-Nationalmuseums in Marbach Herr Prof. Dr. Otto Güntter, Herr Prof. Dr. Julius Wahle, Direktor der Landesbibliothek zu Weimar, Herr Archivrat Dr. Ludwig in Karlsbad und das Städtische Museum in Jena. Ihnen allen spreche ich meinen Dank aus.

Leipzig, Sommer 1926

Dr. Valerian Tornius

Inhalt

Vorwort . . . . . S. V

1. Kapitel. **Der Bundesgenosse. Juni bis Oktober 1794** S. 1

Das Geschenk des Herzogs. — Ausschmückung des Römischen Hauses. — Um Carraccis Genius des Ruhms. — Ausflug nach Dessau und Dresden. — Schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz. — Bedrohung Frankfurts und Vorbereitungen Frau Ajas zur Flucht. — Gegensätzlichkeit zwischen Schiller und Goethe. — Erste Begegnung. — Gründung der „Horen“. — Ein denkwürdiges Zusammentreffen. — Die Annäherung. — Gegenseitige Anteilnahme. — Schiller als Gast bei Goethe.

2. Kapitel. **Eine neue Heimat. Oktober 1794 bis Anfang Juli 1795** S. 26

Aussprache über die Horenredaktion. — „Episteln.“ — „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.“ — Inhalt und Quellen dieses Novellenzyklus. — Schillers Einfluß. — Literarischer Sansculottismus. — Anfeindung der „Horen“. — „Römische Elegien.“ — Ästhetische Erziehung des Menschen. — Goethe als Objekt für Schillers Philosophie. — Goethes modernes Griechentum. — Die neue Heimat Jena. — Wilhelm von Humboldt. — Alexander von Humboldt. — Naturwissenschaft. — David Veit und Rahel Levin. — Hölderlin. — Fritz Jacobi und sein Sohn Max. — Freitagsgesellschaft. — Vossens „Ilias“ und Wolfs „Prolegomena“. „Homer wider Homer.“

3. Kapitel. **Zerstreutes Leben und Wirken. Juli bis Dezember 1795** S. 74

Krankheit. — Kur in Karlsbad. — Bekanntschaften: Sara und Marianne Meyer. Friederike Brun. Rahel Levin. — Spätsommertage in Ilmenau. — Beunruhigende Lage auf dem Kriegsschauplatz. — Plan einer Reise nach Frankfurt. — Konflikt mit Herders. — Geburt und Tod eines Sohnes. — „Das Märchen." — „Auf die Geburt des Apollo." — „Venetianische Epigramme." — Kleine Gedichte für den Musenalmanach.

4. Kapitel. **Kampfstimmung. Dezember 1795 bis September 1796** S. 109

Plan zu den „Xenien". Die ersten Versuche. Erweiterung des Planes. Rückkehr zu dem früheren Plane. Charakter und Aufbau. — Die scharf Angegriffenen: Nicolai, Manso, Schink, Hermes, Lavater, Brüder Stolberg, Zeitschriften, Reichardt, Farbenlehre (Newton). — Die sanft Verspotteten: Gleim, Jean Paul, Wieland. — Die rühmlich Erwähnten: Voß, Shakespeare, Lessing. — Zahme Xenien: „Tabulae votivae", „Vielen", „Einer" (Christiane). — Charlotte von Stein. Ihr Sohn Fritz. Goethes Vermittlerrolle. — Sinnsprüche. „Die Eisbahn." „Vier Jahreszeiten." — „Musen und Grazien in der Mark." — Jean Paul. „Der Chinese in Rom." — „Alexis und Dora." Urteile. Frau von Staël. „Versuch über die Dichtungen." — „Benvenuto Cellini." — „Briefe auf einer Reise auf den Gotthard." — Naturwissenschaft und Theater. Schauspielerschlendrian. Goethes Absicht, die Theaterleitung niederzulegen. Iffands Gastspiel. Anstellungsverhandlungen mit Iffland. — Kriegsnöte. Frankfurt in Feindeshand. — Aufgabe der Italienreise.

5. Kapitel. **Wilhelm Meisters Lehrjahre** S. 185

Werdeprozeß des Romans. — Der Ur-Meister, eine Pseudokonfession. — Idee des Ur-Meisters und der Lehrjahre. — Das Erscheinen des ersten Bandes. Schillers Urteil. Die Tadler. — Bekenntnisse einer schönen Seele. —

Der zweite und dritte Band. Entstehung. Kritiken. Frau Rats Stimme. — Arbeit am siebenten Bande. Abschluß des Romans. Eindruck auf Schiller. Sein Anteil an dem Roman. — Mignon und der alte Harfner. Das romantische Element. Symbolik. Geheimnistuerei. — Begriff der Meisterschaft. Schillers Bedenken. Letzte Redaktion des Romans.

6. Kapitel. **Die Idylle im Xeniensturm. September 1796 bis Mitte Mai 1797** S. 221

Theaterangelegenheiten. Cellini und Naturwissenschaft. — Das Schlegelsche Dreigestirn (August Wilhelm, Karoline und Friedrich). — „Hermann und Dorothea" begonnen. — Arbeitsunterbrechung (Bergbau in Ilmenau). — Elegie „Hermann und Dorothea". — Die erste Wirkung der „Xenien". Rätselraten über sie. — Klopstock. — Die Antixenien: „Gegengeschenke an die Sudelköche", „Berlocken" und „Dornenstücke", der alte Peleus, „Parodien", „Mückenalmanach", „Literarische Spießruten", Nicolais „Anhang", „Trogalien". — Stimmen für die „Xenien". — Antixenien und „Wilhelm Meister". — Körners „Wilhelm Meister"-Kritik und andere Urteile. — Verhandlungen mit Vieweg wegen „Hermann und Dorothea". — Ausflug nach Leipzig und Dresden. — Aufenthalt in Jena. — Karoline Jagemann. — Wiederaufnahme der Arbeit an „Hermann und Dorothea". Vollendung des Epos. — Die malerische Kompositionsweise. Die Charaktere. Das Bürgertum. Die Sprache. Homer.

7. Kapitel. **Balladensommer. Mitte Mai bis Ende Juli 1797** S. 291

Plan zu einem Epos „Die Jagd". — Diskussion mit Schiller über Epos und Drama. Aristoteles. — Fruchtbringende Schaffenszeit in Jena. „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen." „Der Schatzgräber." „Der Zauberlehrling." „Die Braut von Korinth." „Der Gott und die Bajadere." „Legende." — Charakter der Balladen. Metri-

sches. — Lord Bristol. — Reisevorbereitungen. — Arbeit am Faust. „Zueignung." „Vorspiel auf dem Theater." „Prolog im Himmel." — Beschäftigung mit Architektur. „Über Laokoon." — Verbrennung der Briefe. — Schiller in Weimar.

8. Kapitel. **Die dritte Schweizerreise und ihre unmittelbare Wirkung. Ende Juli bis Ende Dezember 1797** S. 329

Goethes Testament. — Abreise. — Frankfurt: Frau Rat und Christiane. Die veränderte Stadt. Verschwendung und Wohlleben. Oberflächlichkeit des Publikums. Theater. Wiedersehen mit Jugendfreunden. Besuche. Einrichtung von Reiseakten. — Von Frankfurt bis Stuttgart (Heidelberg, Heilbronn). — Stuttgart: Besuch bei Künstlern (Dannecker, Thouret, Isopi). Architektur. Theater. Musik (Zumsteeg). Müllerinnenlieder. — In Tübingen: Cotta. Universität. Sammlungen. — Schaffhausen: Rheinfall. — Zürich. Wiedersehen mit Barbara Schultheß und Heinrich Meyer. In Stäfa. — „Amyntas." — Fußwanderung nach dem Gotthard und zurück. „Schweizeralpe." — Tell. Tod der Christiane Neumann-Becker. Elegie „Euphrosyne". — Zürich. Abschied von Barbara. — Heimreise. — Theaterangelegenheiten. — Künstlerische Unproduktivität. — Fortsetzung der Diskussion über Epos und Drama. — Plan der „Achilleis". Urteile über „Hermann und Dorothea". — Jahresabschluß. — Der Freundschaftsbund mit Schiller.

Seitenzeiger.

1. Personen . . . . . S. 403
2. Orte und Länder . . . . . S. 409
3. Sachen . . . . . S. 411
4. Goethes Werke . . . . . S. 412
5. Schillers Werke . . . . . S. 414

Abbildungen

Personen

Johann Friedrich Cotta nS. 360.
Johann Gottlieb Fichte nS. 64.
Anton Genast nS. 177.
Goethe in Rapps Hause nS. 345.
Friedrich Hölderlin nS. 344.
Alexander von Humboldt nS. 305.
Caroline von Humboldt nS. 57.
Wilhelm von Humboldt nS. 56.
Karoline Jagemann nS. 273.
August Wilhelm Iffland nS. 176.
Christian Gottfried Körner nS. 9.
Rahel Levin nS. 216.
Justus Christian Loder nS. 65.
Jean Paul Richter nS. 280.
Sachsen-Weimar: Herzog Karl August nS. 88.
Friedrich Schiller. Titelbild, nS. 9, S. 246.
Charlotte Schiller S. 13 u. nS. 49.
August Wilhelm Schlegel 223, nS. 224.
Friedrich Schlegel nS. 225.
Karoline Schlegel nS. 217.

Orte

Jena: Ansicht der Stadt vom Rosenmühlberge nS. 24.
Der Markt nS. 25.
Das Griesbachsche Haus am Löbdergraben nS. 48.
Schillers Gartenhaus nS. 304.
Karlsbad: Ansicht nS. 80.
Maria-Einsiedeln nS. 369.
Schaffhausen: Der Rheinfall nS. 361.
Die Tellskapelle nS. 376.
Schloß Wilhelmstal nS. 89.
Zürich: Blick von dem Gasthof „Zum Schwert" nS. 368.

Verschiedenes

Badeleben in Karlsbad Ende des 18. Jahrhunderts nS. 81.
Annibale Carracci: Der Genius des Ruhmes nS. 8.
Entwurf zu einem Grabdenkmal für Christiane Neumann-Becker nS. 377.
Illustration zu „Hermann und Dorothea":
Erste Begegnung Hermanns mit Dorothea nS. 281.

Gespräch der Mutter mit Hermann unter dem alten Birnbaum nS. 281.
Der Heimweg durch den Weinberg nS. 288.
Hermann und Dorothea am Brunnen nS. 289.
Illustrationen und Beilagen zu den „Xenien“:
Erste und zweite Seite des Xenienmanuskripts (Faksimile) S. 122 u. 123.
Titelkupfer zum Xenienalmanach nS. 121.
Satirischer Stich „Die Xenienritter“ nS. 120.
Satirische Zeichnung aus den „Trogalien“ nS. 272.
Titelblatt der Antixenienschrift „Gegengeschenke an die Sudelköche“ S. 245.

Urheber der Abbildungen

Armytage nS. 361.
Bartlett nS. 376, nS. 361, nS. 369.
Bolt nS. 121, nS. 288, nS. 289.
Carracci nS. 8.
Catel nS. 288, nS. 289.
Chodowiecki nS. 281.
Dannecker (Titelbild).
Denoyers nS. 305.
Duttenhofer nS. 345.
Gerard nS. 305.
Heß nS. 25, nS. 48.
Hiemer nS. 344.
Klauer nS. 56.
Kraus nS. 89.
Küffner nS. 281.
Leybold nS. 360.
Meyer nS. 377.
Müller nS. 65.
Née nS. 368.
Perignon nS. 368.
Pfenninger nS. 280.
Rehberg nS. 225.
Roßmäßler nS. 120.
Roux nS. 24, nS. 273, nS. 304.
Schick nS. 57.
Schmeller nS. 177.
Simanowiz nS. 49.
Tischbein nS. 65, nS. 88, nS. 217.
Wallis nS. 376, nS. 369.
Weber nS. 216.

Erstes Kapitel

Der Bundesgenosse

(Juni bis Oktober 1794)

Zu Beginn des Jahres 1794 hatte Herzog Karl August seine Stellung als preußischer General aufgegeben. Er weilte nun wieder in Weimar und konnte alle Angelegenheiten, denen Goethe während seiner Abwesenheit im Felde ein umsichtiger Leiter und Anwalt gewesen war, selbst überwachen, bestimmen und fördern. Es lag nahe, daß er seinen Dank für solche tatkräftige Hilfe seines Stellvertreters in irgendeiner Form zum Ausdruck brachte. Und dies geschah, indem er Goethe das schöne Haus am Frauenplan, das er vorläufig noch nicht als Eigentümer bewohnte, zum Geschenk machte. Die am 17. Juni ausgefertigte Dotationsurkunde lautete:

Hierdurch schenke und vermache ich das von meiner Kammer zu Weimar erkaufte Helmershausische Haus am Frauentor, meinem Geheimen Rat Johann Wolfgang von Goethe, und zwar in dem Maße, daß dieses Haus ihm, seinen Erben und Erblassern erb und eigentümlich gehöre, dieser und diese es verkaufen, verschenken, vererben und veräußern können wie es ihm oder ihnen selbst gefällig sein möchte. Zu Beglaubigung dieser Schenkung habe ich diese Schrift eigenhändig aufgesetzt, unterschrieben und sie mit meinem Siegel besiegelt.

So konnte sich nun Goethe in vollem Sinne des Wortes zwischen seinen vier Wänden heimisch fühlen.

Christiane und Meyer blieben nach wie vor seine lieben Hausgenossen. Den freundlichen Gesellschafter und trefflichen Gehilfen bei seinen chromatischen Arbeiten, dessen wohltuende Gegenwart ihm in den letzten Jahren der Vereinsamung über manche schwere Stunde hinweggeholfen hatte, mußte er jedoch gerade jetzt entbehren; denn Meyer war Ende April nach Dresden gefahren, um im Auftrage des Herzogs daselbst in der Galerie den „Genius des Ruhms" von Annibale Carracci für das seiner Vollendung entgegensehende Römische Haus zu kopieren.

Unter Goethes Obliegenheiten während der Abwesenheit des Herzogs hatte sich auch der Bau des Römischen Hauses im Ilmpark befunden. Mit großem Eifer war er an die Aufgabe herangetreten, die er so lösen sollte, als ob er für sich selbst das Bauwerk schüfe. Das für diesen Zweck bestimmte Gelände — der schroffe Abhang des Ilmufers — bot große Schwierigkeiten. Während das Erdgeschoß mit den herrschaftlichen Gemächern und der nach dem Park zugekehrten Säulenfront über dem Abhang errichtet wurde, kam das für die Dienerschaft bestimmte Untergeschoß an diesen direkt zu liegen, so daß, von der Rückseite betrachtet, das Ganze wie auf einem unförmlichen Sockel ruhte und vorübergehenden Spaziergängern keinen erfreulichen Anblick gewährte. Die zur Seite angebrachte Treppenanlage diente auch gerade nicht zur Verschönerung des Bildes. Anderseits gaben die Bedingungen des Geländes keine Möglichkeit zu einer geschickteren architektonischen Gestaltung, wenn man schon einmal, wie dies geschehen war, ein antikes Bauwerk sich zum Vorbild gewählt hatte. Goethe sah

darum mit einigem Verdruß, ohne daran etwas ändern zu können, daß der Unterbau „mit jedem Tag unrömischer und die Seite der Luft- und Hühnertreppe immer abscheulicher" wurde. Und doch hätte Goethe gern in diese von der Natur aufs beste begünstigte Umgebung ein geschmackvolles und liebreizendes Tuskulum hingezaubert, um so mehr, da er wußte, daß der Herzog einen solchen abseits gelegenen verschwiegenen Zufluchtsort, wohin er sich von seinen Regierungsgeschäften zurückziehen konnte, nach den Feldzugsstrapazen und dem unwirtlichen Lagerleben ersehnte.

Mochte also das Ganze äußerlich nicht den gehegten Erwartungen entsprechen, so wollte man doch den für den Herzog bestimmten Zimmern wenigstens eine geschmackvolle und sinnige Ausschmückung verleihen. Dem Dresdner Architekten Schurich wurde darum die Innendekoration übertragen und Meyer erhielt den Auftrag, für die nötige künstlerische Ausstattung zu sorgen. Von seiner zu diesem Zweck unternommenen Kunstreise nach Dresden erstattete er Goethe ausführlich Bericht, und es entwickelte sich zwischen beiden ein reger Briefwechsel, der in der Hauptsache von Kunstangelegenheiten und der Ausschmückung des Römischen Hauses handelte. Meyer äußerte zunächst wegen des Genius von Carracci Bedenken, weil das Bild ein rohes, unangenehmes Kolorit aufweise und empfahl dafür zwei Gemälde von Guido und Guercino, die Szenen aus dem Leben der Semiramis schilderten. Goethe teilte Meyers Ansicht in bezug auf den Carracci und meinte, es wäre besser, dann ganz von dem Gemälde abzusehen, anstatt „ein dem Auge unangenehmes Bild darzubringen", aber die

Semiramisdarstellungen von Guido und Guercino hielt er für ungeeignet; dagegen schien ihm Tizians Venus ein packender Vorwurf zu sein. Alles hing hier natürlich von der Entscheidung des in Meiningen weilenden Herzogs ab. Darum unterbreitete Goethe umgehend seinem Gebieter die neuen Vorschläge, die jedoch nicht dessen Beifall fanden. Namentlich die Venus wurde abgelehnt, und zwar unter folgender Begründung:

Das Bild ist lang, aber nicht hoch, passet also nicht auf den bestimmten Platz; ein ausgestrecktes, nacktes Frauenzimmer möchte beim Eintritt ins Haus einen bösen Begriff von der Bestimmung der Wohnung geben. Dann passiert dieses Gemälde für eines der besten Stücke jenes Künstlers, und Meyer möchte wohl schwerlich damit fertig werden; das Bild ist bloß Fleisch und von der schönsten Sorte. (15. Mai 1794.)

Meyer hatte sich bereits gefreut, die Venus von Tizian kopieren zu dürfen, wenn er auch — wie er ehrlich eingestand — sich dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen fühlte, als er nun aus Weimar die Nachricht erhielt, daß der Herzog den Vorschlag nicht billige und daß man wohl bei dem Gemälde von Carracci werde bleiben müssen. Goethe teilte keineswegs des Herzogs Bedenken und hoffte im stillen, daß es ihm gelingen würde, denselben doch nach seiner Rückkehr in mündlicher Aussprache für die Ausführung des Venusbildes zu gewinnen. In diesem Sinne schrieb Goethe an Meyer. Seine Hoffnung trog; der Herzog ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen. Und so konnte Goethe am 9. Juni die langwierigen Verhandlungen über das in Betracht kommende Gemälde nur mit der Mitteilung an Meyer schließen, daß der zu Beginn erwogene Plan — den Carracci zu kopieren — endgültig zur Ausführung bestimmt worden sei und daß er sein Bestes tun möge, um die Farbe zu heben. Meyer machte sich nun ungesäumt an die Arbeit und mühte sich redlich, dem Genius des Ruhms, der ihm während der heißen Sommermonate manchen Schweißtropfen kostete, eine bessere dekorative Wirkung zu geben. Ende September wurde die Kopie fertig und zunächst in Goethes Haus aufgehängt.

Inzwischen war Schurich in Weimar gewesen und hatte die Entwürfe für das Römische Haus geschaffen. Sie fanden Goethes Beifall, und er glaubte nun, daß das kleine Parkschlößchen doch zu guter Letzt einen recht netten Eindruck machen werde. Er hatte Schurichs Rat auch für sein ja ebenfalls noch unfertiges eigenes Heim eingeholt und von ihm bei dieser Gelegenheit eine gute Idee zum Vor- und Treppenhaus empfangen. Er wollte die Ausführung des Planes sowie andere bauliche Veränderungen jedoch bis zum nächsten Frühjahr verschieben und jetzt nur die am Garten gelegenen Zimmer fertigmachen lassen, damit er dort einziehen könne.

*

Gegen Ende Juli schloß sich Goethe dem herzoglichen Paare bei einem Ausflug nach Wörlitz und Dessau an. Er verbrachte hier schöne Tage und nahm an manchem Vergnügen teil. Darauf reiste er nach Dresden, wo er, die meiste Zeit bei Meyer in der Galerie weilend, eine gute Woche blieb. Als er gegen Mitte August nach Weimar zurückkehrte, fand er beunruhigende Nachrichten von der Mutter vor. Sie schrieb, daß alles in Frankfurt zur Flucht rüste, daß Schlosser nach Bayreuth emigriert sei und daß sie selbst ihre Sachen — Weißzeug, Silber

und Geschmeide — gepackt und nach Langensalza geschickt habe. Sie selbst hielte sich bereit zum Aufbruch, sobald die Gefahr sich verschärfen sollte. Goethe mußte also ihres Kommens gewärtig sein und alle Vorkehrungen zum Empfang treffen. Anderseits war ihm auch gut bekannt, daß Frau Aja sich zu der Ultima ratio einer Flucht nur im äußersten Notfall entschloß, denn, vertrauend auf ihren Glauben, fühlte sie keine Sorge für ihre eigene Person und verstand es auch vortrefflich, anderen Angst und Sorgen auszureden. Noch kurz zuvor hatte sie Sophie Laroche von ihrem Vorhaben, sich nach Weimar zu dem alten Jugendfreund Wieland zu begeben, auf eine schlaue Art und Weise abgebracht und dadurch jenen aus einer großen Verlegenheit gerissen. Dazu gehörte schon ein großes Talent, um Mama Laroche zu beschwichtigen. Frau Ajas unverwüstlicher Humor, der sie auch in den schwierigsten Lebenslagen nicht verließ, hatte eine gewisse suggestive Kraft, die erheiternd und beruhigend zugleich wirkte. Sogar in dem Brief, der dem Sohne ihre Vorbereitungen zur Flucht schildert, meldet er sich zu Wort.

Gott! Erhalte mir meinen guten Mut und mein fröhliches Herz — diesen Trubeln ungeachtet — hat mir um 5 Uhr mein Eierkäse recht gut geschmeckt — und diesen Abend werden mir ellenlange Krebse die Last des Tages versüßen. A propos! Wann bekomme ich denn einmal wieder Modejournale — seit dem Monat März habe ich nicht gesehen — auch Merkure, wenn's beliebt. — Ich habe Dir 10 Zentner Bücher geschickt — also — den Gelehrten ist gut predigen. (26. Juli 1794.)

Was war denn eigentlich geschehen, daß am Rhein alles in Furcht und Sorgen lebte und Haus und Herd

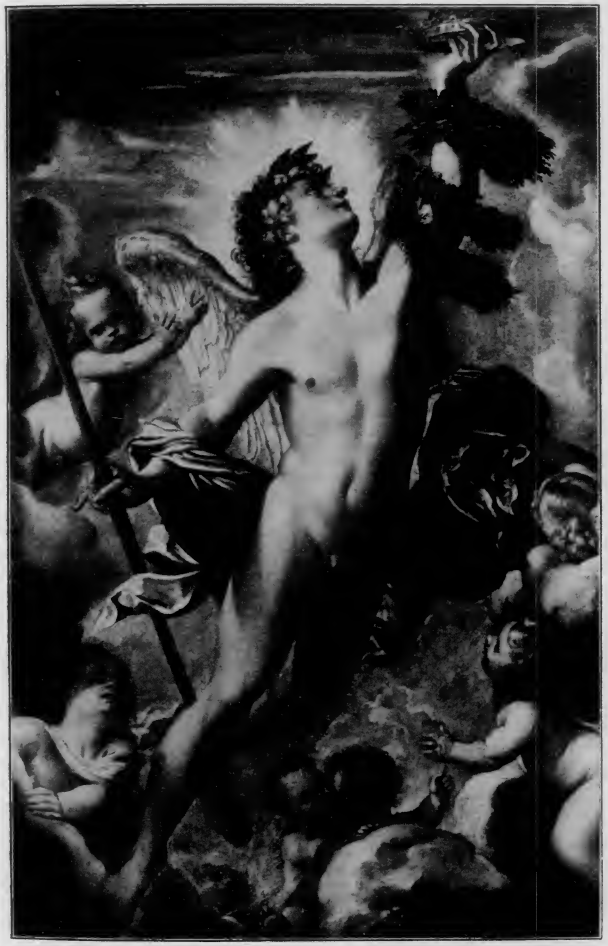
verließ? Die Franzosen hatten schon zu Beginn des Jahres wieder die Pfalz in ihren Besitz gebracht und standen in bedrohlicher Nähe Frankfurts. Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen war das Glück den Revolutionären hold gewesen. Carnots mit eiserner Energie durchgeführte Massenmobilisationstaktik übte überall ihre Wirkung aus; denn die erdrückende Zahl der feindlichen Armeen bildete letzten Endes die Ursache für das Zurückweichen der Verbündeten auf allen Fronten, wozu sich allerdings als begünstigende Momente noch deren Zwistigkeiten untereinander gesellten, da jeder von ihnen seine eigenen Interessen verfocht. Die Engländer wollten vor allem Holland schützen, Preußen mochte die Rheinlande nicht preisgeben und verfolgte gleichzeitig mit lebhafter Anteilnahme die Vorgänge im Osten, und Österreich, dessen preußenfeindliche Politik unter dem Ministerium Thugut sich nur noch verstärkt hatte, erklärte sich plötzlich an Belgien desinteressiert und richtete seine ganzen Aspirationen auf Polen. Während so die Verbündeten untereinander haderten, waren die Franzosen nicht müßig. Pichegru stieß mit starker Heeresmacht durch Belgien nach Holland vor, um allmählich dieses ganz zu erobern, Jourdan drängte wiederum mit 155000 Mann, die er an der Maas vereinigte, die unter Clerfayt fechtenden Österreicher über den Rhein zurück und besetzte Köln und Koblenz, und die im Süden unter Möllendorf, dem Nachfolger des Herzogs von Braunschweig, anfangs erfolgreich vorgestoßenen preußischen Truppen mußten nun, um nicht abgeschnitten zu werden, gleichfalls den Rückzug antreten.

Dieses Näherrücken des Feindes erzeugte in den bedrohten Gegenden überall panischen Schrecken. Die Handelsleute schafften ihre Waren fort und die Begüterten suchten alle ihre bewegliche kostbare Habe bei Freunden oder Verwandten unterzubringen. Goethe erzählt in den „Tag- und Jahreszeiten“:

Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spartaler, Kostbarkeiten mancher Art zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer geängstigten Nation traurig vor Augen standen.

Ebenfalls ein deutliches Zeichen der schlimmen Zustände im westlichen Deutschland waren die vielen Emigranten. Hatten vor zwei Jahren hauptsächlich französische Aristokraten die Scharen dieser Auswanderer gebildet, so erschienen jetzt in erster Linie Rheinländer, Hessen und Pfälzer als Flüchtlinge. Sie strömten nach Mittel- und Norddeutschland; auch nach Weimar kamen manche. Goethe, der dem Emigrantenschicksal stets eine innige Teilnahme entgegengebracht hatte, konnte nun aufs neue seine Erfahrungen nach dieser Richtung hin vermehren.

Als am 7. September Fritz Jacobis Sohn Max, der in Jena Medizin studierte und unter der väterlich-freundschaftlichen Obhut Goethes stand, von seinem Gönner Abschied nehmen kam, ehe er in die Ferien zu seinem Vater reiste, ahnten beide noch nicht, daß das schöne Pempelfort, das in den letzten Jahren so vielen Heimatlosen eine gastliche Stätte der Einkehr gewesen war, bald ebenfalls leer stehen würde; denn wenige Wochen später verließ Fritz Jacobi seinen Wohnort



Der Genius des Ruhmes
Ölgemälde von Annibale Carracci
(Staatl. Gemäldegalerie, Dresden)

Dieses Näherrücken des Feindes erzeugte in den bedrohten Gegenden überall panischen Schrecken. Die Handelsleute schafften ihre Waren fort und die Begüterten suchten alle ihre bewegliche kostbare Habe bei Freunden oder Verwandten unterzubringen. Goethe erzählt in den „Tag- und Jahreszeiten“:

Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spartaler, Kostbarkeiten mancher Art zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer geängstigten Nation traurig vor Augen standen.

Ebenfalls ein deutliches Zeichen der schlimmen Zustände im westlichen Deutschland waren die vielen Emigranten. Hatten vor zwei Jahren hauptsächlich französische Aristokraten die Scharen dieser Auswanderer gebildet, so erschienen jetzt in erster Linie Rheinländer, Hessen und Pfälzer als Flüchtlinge. Sie strömten nach Mittel- und Norddeutschland; auch nach Weimar kamen manche. Goethe, der dem Emigrantenschicksal stets eine innige Teilnahme entgegengebracht hatte, konnte nun aufs neue seine Erfahrungen nach dieser Richtung hin vermehren.

Als am 7. September Fritz Jacobis Sohn Max, der in Jena Medizin studierte und unter der väterlich-freundschaftlichen Obhut Goethes stand, von seinem Gönner Abschied nehmen kam, ehe er in die Ferien zu seinem Vater reiste, ahnten beide noch nicht, daß das schöne Pempelfort, das in den letzten Jahren so vielen Heimatlosen eine gastliche Stätte der Einkehr gewesen war, bald ebenfalls leer stehen würde; denn wenige Wochen später verließ Fritz Jacobi seinen Wohnort

Der Genius des Ruhmes
Ölgemälde von Annibale Carracci
(Staatl. Gemäldegalerie, Dresden)

Schiller

Nach einem Gemälde von unbekannter Hand (Schiller-Nationalmuseum, Marbach)

Christian Gottfried Körner

Nach einem Gemälde von Georg Gadner (Körner-Museum, Dresden)

und suchte auf dem Reventlowschen Gute Emkendorf im Holsteinschen Zuflucht. So war dieser Sommer für Goethe nicht ohne schmerzliche Erfahrungen, die in der Folge noch ihren Niederschlag in der Dichtung gefunden haben. Aber sie wurden durch ein Ereignis aufgewogen, das in das trübe Dunkel der Zeitläufe wie ein hoffnungsvolles Wahrzeichen leuchtete und als eine der wichtigsten Begebenheiten im Leben Goethes bezeichnet werden kann: seine Annäherung an Schiller.

*

Uber den Begegnungen dieser beiden Männer hatte bisher ein Unstern gewaltet; sie waren, trotz mehrmaligen Zusammentreffens, einander fremd geblieben. Wen traf wohl die Schuld, wenn man in dem vorliegenden Fall überhaupt von einer solchen reden darf?

Goethe hat im Alter eine ausführliche Darstellung seiner ersten Bekanntschaft mit Schiller gegeben und bei dieser Gelegenheit offen und ehrlich die Gründe dargelegt, die ihn zu seiner kühlen Zurückhaltung gegenüber dem zehn Jahre jüngeren Dichter bestimmten. Wir wissen, daß Schiller während Goethes Abwesenheit in Italien, teils auf Veranlassung seiner Freundin Charlotte von Kalb, teils gestützt auf den Titel eines Rates, den ihm der Herzog verliehen hatte, nach Weimar gekommen war, um hier in der Nähe so bedeutsamer Geister wie Goethe, Herder und Wieland eine bleibende Stätte, ja vielleicht auch ein Amt mit auskömmlicher Besoldung zu finden. Er hätte sich keine bessere Aufnahme wünschen mögen: Wieland empfing ihn herzlich und freundlich, führte ihn in die Hofkreise

ein, die Herzogin-Mutter zog ihn in ihren Zirkel, und Charlotte von Kalb tat das Ihrige, um dem Seelenfreunde die Wege in Weimar zu ebnen. Schiller erfreute sich bald einer allgemeinen Schätzung, und es wäre gewiß nicht verwunderlich gewesen, wenn man ihm hier eine Art Sinekure angeboten hätte, die ihm die notwendige Muße zum Dichten gestattete.

Als Goethe nun aus Italien heimkehrte, mußte er vernehmen, daß Schiller der gefeierte Dichter des Tages sei. Ihn selbst schien man ganz vergessen zu haben. Der Beifall, der den „Räubern" und anderen „wunderlichen Ausgeburten" dieser Art gezollt wurde, machte Goethe stutzig. Die leidenschaftlichen Erzeugnisse des Sturmes und Dranges entsprachen so ganz und gar nicht der Kunstauffassung, zu der sich Goethe in Italien durchgerungen hatte und die fortan sein Schaffen bestimmte. Die Gleichgültigkeit oder allenfalls kühle Bewunderung, die man seinen eigenen vom Geist des neuen Kunstevangeliums erfüllten Dichtungen entgegenbrachte, bestärkte ihn noch in der Abneigung gegen „jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form". Während er die reinsten Anschauungen zu nähren und mitzuteilen suchte, sah er sich hier, wie er gestand, gewissermaßen „zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt[1])". Auch der „Don Carlos" vermochte seine Ansicht nicht zu ändern.

[1]) Wilhelm Heinze hatte einen Roman „Ardinghello oder die glücklichen Inseln" geschrieben, in dem der Dichter versucht, „Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen".

Goethe sah in Schiller einen Geistesantipoden. Er fühlte die Gegensätzlichkeit ihrer Naturen und wich darum einer Begegnung aus. Worin bestand jedoch im Grunde genommen dieser Gegensatz? Keineswegs, wie es dem alten Goethe in späteren Jahren erschien, in den völlig voneinander abweichenden Anschauungen über die Kunst. Schiller hatte mit seinem Sturm- und Drangideal längst gebrochen; er hatte, wie Goethe, Winckelmanns Lehre von der „edlen Einfalt und stillen Größe" der Antike sich zu eigen gemacht und diese auf das Gebiet des Ethischen zu übertragen begonnen, freilich darin sich wiederum von Goethe entfernend, daß er die Schönheit allzusehr ihres sinnlichen Gehalts entkleidete; und er befand sich wie der Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso", zunächst allerdings noch im Bereich philosophischer Spekulation, auf dem besten Weg zum harmonischen Menschentum. Hätte Goethe unvoreingenommen sich in die geistige Welt Schillers vertieft — wie er das später tat —, so würde er sehr bald erkannt haben, daß beide Männer in ihrem Fühlen und Wollen keineswegs so getrennt waren, wie es ein flüchtiger Eindruck zeigte. Nein, die Schwierigkeit des gegenseitigen Verständnisses lag in ihrer grundverschiedenen Denkungsart. Der Naturforscher und Dichter Goethe ging von der Anschauung aus und abstrahierte aus der Erfahrung das begriffliche Wesen der Dinge, der Philosoph und Dichter Schiller dagegen wurzelte im Gedanklichen, in der Idee, und suchte deren Manifestation in der Natur. Führte also das Denken bei dem einen von der Allgemeinheit zum Einzelnen, zum Besonderen, so befolgte der andere das umgekehrte

Verfahren. Es ist natürlich, daß diese mannigfaltige Einstellung des Geistes auch zu Weltanschauungsgegensätzen führen mußte: zwei stark ausgeprägte Vertreter des Realismus und Idealismus standen einander gegenüber. Und doch erschien dieser Gegensatz nicht unüberbrückbar, brachte nur jeder den guten Willen und das Bemühen mit, in die Denkweise des andern einzudringen und sie verstehen zu lernen. Sehr feinsinnig hat Schiller nach der ersten näheren Berührung mit Goethe diese Möglichkeit erkannt.

Beim ersten Anblick scheint es, als könnte es keine größeren Gegensätze geben als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger feiner Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen werden.

Aber an diesem guten Willen zu dem Auf-halbem-Wege-Entgegenkommen fehlte es Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien offenbar. Er hatte nun einmal die Antipathie. Selbst dem Freiherrn von Dalberg, der beide Dichter nach Wesen und Verdienst schätzte, glückte es nicht, eine Annäherung herbeizuführen. Schiller dagegen glühte vor Verlangen nach Goethes Bekanntschaft, was mit ein Grund seiner Übersiedelung nach Weimar gewesen war, und suchte eifrig nach einer Gelegenheit des Zusammentreffens; denn er bekannte offen, daß ihn Goethe wie wenige Sterbliche interessiere. Als dann endlich am 7. September 1788 im Lengefeldschen Hause in Rudolstadt die erste Begegnung

Charlotte v. Lengefeld
vor ihrer Verheiratung mit Schiller

zwischen ihm und dem unlängst aus dem Süden heimgekehrten Dichter zustande kam, hielt sie sich doch nur in den Grenzen konventioneller Höflichkeit und entbehrte jeder Wärme, so daß nun in Schiller ernstlich Zweifel aufzusteigen begannen, ob die beiden Männer je einander näherkommen würden.

Immerhin trug diese persönliche Bekanntschaft doch ihre Früchte. Goethe fing an, sich für Schillers Schicksal zu interessieren, und das Resultat war dessen Berufung als Geschichtsprofessor nach Jena, die wenige Monate später auf seine Initiative hin erfolgte. Ob nun Schillers ausführliche und günstige Rezension des „Egmont" in der Jenaischen Literaturzeitung Goethe zu dessen Gunsten eingenommen hat (Goethe bedurfte damals bei der reservierten Haltung des Publikums gegenüber seinen letzten Geisteserzeugnissen durchaus einer solchen öffentlichen Anerkennung aus maßgebender Feder), oder ob Gefälligkeit gegen die mit dem Dichter des „Don Carlos" befreundete und augenscheinlich bald zu ihm in verwandtschaftliche Beziehungen tretende Familie Lengefeld ein mitbestimmender Faktor war, kann nur als Vermutung ausgesprochen werden. Gewiß darf man auch nicht die Annahme von der Hand weisen, daß Goethe bei seiner ernsten Sorge um das Gedeihen der Jenaer Universität sich hinsichtlich dieser Ernennung von der Uberzeugung leiten ließ, eine für das vorgeschlagene Lehramt geeignete Kraft in Schiller gefunden zu haben.

Auffallend bleibt immerhin, daß Goethe selbst nach einem solchen Schritt, der von offenbarem Wohlwollen zeugte, nach wie vor in seiner Zurückhaltung verharrte.

Die beiden Männer sahen sich wohl gelegentlich, wechselten miteinander ein paar gleichgültige Worte, aber zu einer Aussprache über Dinge, die sie beide immerhin tief berührten, kam es dabei nicht. Diese anhaltende Kühle verletzte Schillers Stolz aufs empfindlichste. Nicht gewohnt, seinen Groll für sich zu behalten, gab er seinem Ärger durch scharfe Worte in den Briefen an seinen Freund Körner Ausdruck, indem er Goethe einen „Egoisten in ungewöhnlichem Grade" schalt, ihn einen Menschen nannte, der „seine Existenz wohltätig kund" mache, „aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben", um dann einzugestehen, daß dieser Mann „eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe" in ihm erweckt habe, „eine Empfindung, derjenigen nicht unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen". Und einmal ruft er sogar emphatisch aus: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege!" Dann kommen freilich wieder Augenblicke, wo er diese Ausbrüche des Temperaments bedauert, ja es sogar lächerlich findet, was er geschrieben hat. So lebt Schiller jahrelang in einem seltsamen Zwiespalt, was sein Verhältnis zu Goethe anbelangt. Bald fühlt er sich mit magischer Gewalt zu ihm hingezogen, bald wieder abgestoßen; zuweilen möchte er sich ihm nähern, sich ihm erschließen, doch sein Stolz sträubt sich hartnäckig dagegen. Aber aus aller Erbitterung, aus allem betonten Bewußtsein des Gefühls eigenen Wertes klingt doch immer zwischen den Zeilen ein kaum vernehmbares sehnsüchtiges Verlangen, die eisige Scheidewand, die das Schicksal zwischen diesen beiden Männern aufrichtete, niederzureißen und frei,

ehrlich und offen einander gegenüberzustehen. Jahre vergingen, ehe Schiller kühnen Mutes die Initiative zu diesem Schritt ergriff. Die Gelegenheit dazu gab endlich die Gründung der „Horen".

*

Schiller, unternehmungslustig wie immer, trug sich mit dem Plan, eine vornehme literarische Zeitschrift ins Leben zu rufen, die, frei von jeder politischen und konfessionellen Tendenz, eine Vereinigung „der politisch geteilten Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit" erstrebte. Sie sollte ein Sprechsaal werden für alle die Dichter und Denker, die, vom Humanitätsideal erfüllt, etwas zu sagen hatten, was „der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen" dienen konnte. Der Tübinger Buchhändler Johann Friedrich Cotta erklärte sich bereit, die Zeitschrift zu verlegen, und Schiller wandte sich nun mit einer Einladung zur Mitarbeit an die besten Köpfe Deutschlands. Verschiedene Jenaer Gelehrte, Fichte, Karl Ludwig von Woltmann, Wilhelm von Humboldt, ferner Männer wie Herder, Jacobi, Engel, August Wilhelm Schlegel, Voß u. a. erklärten nach und nach gern ihre Bereitwilligkeit zur geistigen Unterstützung der Zeitschrift. Sie würde ihren Zweck nicht voll haben erfüllen können, wenn auf der Liste der Mitarbeiter jener Mann gefehlt hätte, der als der gefeiertste und unbestritten erste Dichter der Nation galt. Ihn zu gewinnen, mußte sich darum der Herausgeber besonders angelegen sein lassen. So wandte er sich

denn am 13. Juni 1794 mit folgendem Schreiben an Goethe:

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat.

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß, Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die Herren Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer notwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuskripte die Urteile eines engern Ausschusses eingeholt werden sollen, so würde Ew. Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zu Zeiten eins der eingesandten Manuskripte dürfte zur Beurteilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Anteil ist, dessen Sie unsre Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Wert derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer
F. Schiller.

Der Dichter hatte mit diesem Einladungsschreiben unzweifelhaft den richtigen Ton getroffen, aber auch den geeigneten Augenblick wahrgenommen. Der unter seiner Vereinsamung leidende Goethe fühlte sich auf einmal in eine Gesellschaft von Geistern hineingezogen, die ihm

nicht unsympathisch sein konnte. Die Bestrebungen mußten unbedingt seinen Beifall finden. Hier sah er eine willkommene Gelegenheit gegeben, über manches, was ihm auf der Seele brannte, sich freimütig auszusprechen. Daher lautete seine Antwort durchaus höflich und zustimmend.

Ew. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um die Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

Weimar, den 24. Juni 1794. Goethe.

Wenige Wochen später, etwa Mitte Juli, weilte Goethe in Jena. Beim Verlassen einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft, der auch Schiller beiwohnte, traf es sich, daß sie beide gleichzeitig hinausgingen und ein Gespräch über das Vernommene anknüpften. Schiller war mit dem Vortrag nicht recht

zufrieden und tadelte die Methode des Redners, auf „eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln". Goethe erwiderte darauf, daß es eine andere Weise gäbe, die Natur „wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen", indem man den Weg der Erfahrung beschreite. Dieses wollte Schiller nicht so ohne weiteres einleuchten; er wünschte Näheres darüber zu hören und bat darum seinen Begleiter, da sie inzwischen an seinem Hause angelangt waren, er möge doch bei ihm eintreten. Gern folgte Goethe der Einladung, reizte es ihn doch, das Gespräch über ein ihm so vertrautes Gebiet weiter auszuspinnen. Er griff sein Lieblingsthema auf — die Metamorphose der Pflanzen — und entwickelte vor seinem aufmerksamen Zuhörer seine Ansichten über diesen Gegenstand. Kaum hatte er die Ausführungen beendet, als Schiller kopfschüttelnd erwiderte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee."

Goethe war verdutzt. Diese unerwartete Ablehnung seines Standpunktes verstimmte ihn. Er fühlte, daß hier die Stelle war, wo zwischen seiner und Schillers Denkweise eine unüberbrückbare Kluft sich auftat. Sogleich wurde er an dessen Aufsatz über „Anmut und Würde" erinnert, wo Schiller Natur und Vernunft einander entgegensetzt und ersterer nur die sinnlichen Triebe im Menschen zuschreibt, während letztere für ihn ein außerhalb der Natur Stehendes bedeutet. Goethe dagegen sah in der Natur bereits eine vernünftige Gesetzmäßigkeit, die lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten fortschreitet. In dem vorliegenden Falle hatte jedoch Schiller mit seiner Behauptung keineswegs

Unrecht; denn eine symbolische Pflanze, und als solche kann Goethes Urpflanze nur betrachtet werden, ist nur eine Idee. Aber er berücksichtigte nicht, daß Goethe, um seine Urpflanze gedanklich zu konstruieren, alle Möglichkeiten erschöpfte, die ihm eine lange, an Erfahrungen reiche Beschäftigung mit der Natur gewährt hatte. Und dieser Mangel genügender Einsichtnahme in den Entstehungsprozeß mag Goethe wohl auch Veranlassung gegeben haben zu der etwas ironischen Entgegnung: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Goethe verteidigte hartnäckig seine Ansicht, Schiller wiederum die seinige, und so schieden beide Männer, ohne daß einer von beiden sich für den Sieger halten konnte.

Die Wahl eines naturwissenschaftlichen Themas für dieses erste tiefere Gespräch zwischen den Männern, die jahrelang in respektvoller Distanz sich voneinander gehalten hatten, war gewiß nicht glücklich. Schiller fehlte es zu sehr an Naturforscherfähigkeiten, um Goethes Ausführungen mit gebührendem Verständnis zu folgen, und Goethe verfügte wiederum nicht über das Maß philosophischen Denkens, das notwendig gewesen wäre, den Irrtum seines Diskussionsgegners zu widerlegen. Anderseits hatte diese Polemik insofern einen vorteilhaften Sinn, als sie die Gegensätzlichkeit beider Anschauungsweisen gleich in krassester Form offenbarte, und da jeder mit stichhaltigen Argumenten geführte Streit bei vernünftigen Gegnern nur Gefühle gegenseitiger Achtung auslöst, auch wenn man zu keiner Einigung gelangt, so mußte der Wunsch, den Gedankenaustausch fortzusetzen und in die Ideenwelt des Antipoden einzudringen, in beiden Männern wach bleiben.

In der Tat erschien Goethe eine Woche nach diesem Gespräch wieder in Jena. Am 22. Juli speiste er mit Schiller bei Wilhelm von Humboldt. Und bei dieser Gelegenheit fand aller Wahrscheinlichkeit nach jene Unterhaltung statt, deren Schiller am 1. September in einem Briefe an Körner gedenkt.

> Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites besprochen und uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.

Das zweite Gespräch der beiden Dichter bezog sich also nicht auf die Naturwissenschaft, war keine Fortsetzung der angeknüpften Erörterungen, sondern berührte ein ganz neues Gebiet: die Kunst. Auch hier mußten der in Kants Fußtapfen wandelnde Schiller und der im Bann der Antike stehende Goethe grundverschiedene Ansichten vertreten. Aber es zeigte sich, daß bei gutem Willen und aufmerksamem Eingehen auf die Wesensart des Anderen sehr schnell eine Übereinstimmung zu erzielen war. Schiller scheint bei diesem Gespräch mehr zurückhaltend als Goethe gewesen zu sein, der offenbar in guter Stimmung sich befunden und aus dem Füllhorn seines Geistes einen überwältigenden Reichtum von Gedanken ausgestreut hatte. Noch einen Monat später steht Schiller im Bann dieses Gesprächs, das, wie er bekennt, seine „ganze Ideen-Masse in Bewegung

gebracht" und über manche Unklarheit „ein unerwartetes Licht" in ihm angesteckt habe. Jetzt erst sah er die Vorzüge der Denkweise Goethes in klarem Licht; den scharfen beobachtenden Blick, das intuitive Erfassen des Richtigen, die empirische Betrachtungsart, vom Einfachen bis zum Verwickelten in der Natur Schritt für Schritt langsam hinaufzusteigen, das sichere Fortschreiten von der Anschauung zur Abstraktion und das geschickte Umwandeln von Begriffen in Intuitionen und Gedanken in Gefühle. Aus dieser Erkenntnis schrieb dann Schiller am 23. August jenen bedeutsamen Brief, der wohl die prägnanteste Analyse des Goetheschen Geistes enthält, die jemals gegeben wurde und den Goethe umgehend ebenso herzlich wie höflich beantwortete, um dabei gleichzeitig die Aufforderung zu einem gedeihlichen Zusammenwirken unverhohlen auszusprechen.

Reiner Genuß und wahrer Genuß kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klargemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist (27. August 1794).

So war die erste Annäherung vollzogen. Von diesem Augenblick an erlebte Goethe, wie er in den „Tag- und Jahresheften" später berichtete, einen neuen Frühling, in dem „alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". Das Zusammenwirken charakterisierte er als „ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit". Am unmittelbarsten und reinsten spiegelt es sich in dem nun beginnenden Briefwechsel, der, den steifen und konventionellen Ton schnell überwindend, sich zu einer offenen, herzlichen Aussprache über alle tiefen Angelegenheiten in Kunst und Leben entwickelte.

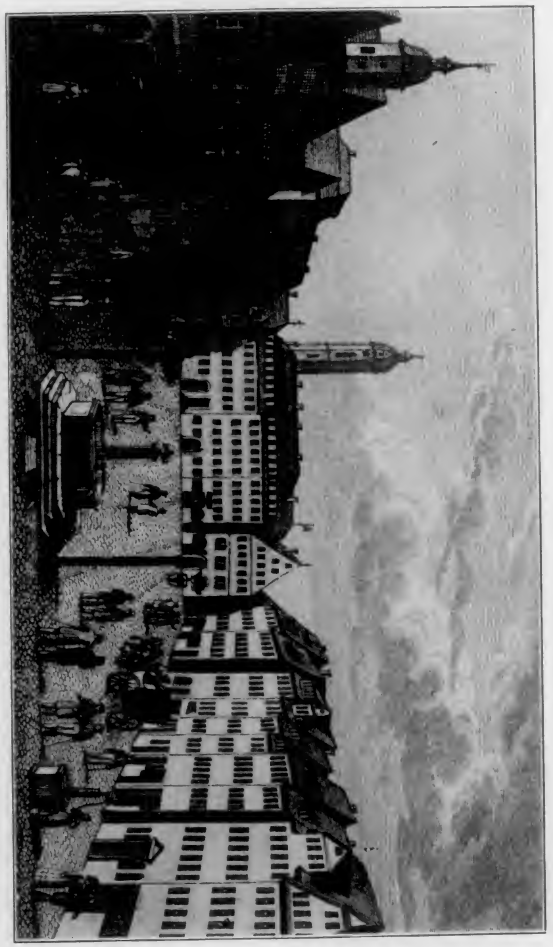
*

Den ersten flüchtigen Begegnungen zwischen den beiden Dichtern in Jena folgte bald ein längeres Beisammensein in Weimar. Ende August hatte Goethe die Hoffnung geäußert, in nächster Zeit für einige Tage zu Schiller zu kommen und dabei manches mit ihm durchzusprechen. Der Besuch unterblieb. Dagegen lud er ihn am 4. September nach Weimar ein. Er sollte bei ihm wohnen, ganz nach seiner Art und Weise leben und sich wie zu Hause fühlen. Schiller nahm mit

Freuden die Einladung an, glaubte aber vorher noch auf seinen leidenden Zustand hinweisen zu müssen, der ihn zuweilen tagsüber nötigte, sich der Gesellschaft zu entziehen. Am 14. September kam Schiller, begleitet von Wilhelm von Humboldt, nach Weimar und weilte fast zwei Wochen in dem Hause am Frauenplan.

Da der Hof nach Eisenach gegangen war, konnte Goethe sich seinem Gast voll und ganz widmen. Manchmal erschien Besuch — so z. B. der Kunstphilosoph v. Ramdohr, über dessen „Charis" beide gerade jetzt ihre Ansichten austauschten, oder Humboldt, der mehrere Male auftauchte, um an den anregenden Unterhaltungen teilzunehmen —, aber zumeist waren sie allein. Sie hatten einander so viel zu sagen, daß sie einmal sogar, wie Schiller an seine Frau berichtet, von halbzwölf Uhr vormittags bis elf Uhr nachts beisammenblieben. Goethe las seine „Elegien" vor, zeigte seine Sammlungen, entwickelte seine Gedanken über bildende Kunst und Naturwissenschaft, verbreitete sich auch über sein Lieblingsfach — die Farbenlehre —, deren Grundsätze Schiller noch unbekannt waren, die ihm jedoch hinsichtlich der Polemik gegen Newtons Theorie sehr befriedigend zu sein schien. Schiller, der sich vorgenommen hatte, in diesen vierzehn Tagen sich geistig um so viel zu bereichern, als es seine Rezeptivität gestattete, also mehr der Empfangende als der Gebende zu sein, mußte auf den Wunsch seines Gastgebers nun auch die Schatzkammern seines Geistes öffnen und von seinem Schaffen und Planen berichten. Goethe hörte mit Interesse von den „Maltheſern" und ermutigte ihn zur Vollendung dieses Werkes bis zum Geburtstag der Herzogin, an dem er es aufführen lassen wollte; ferner schlug er ihm

Ansicht der Stadt Jena vom Rosenmühl-Berge
Gezeichnet und gestochen von J. Rour
(Sammlung Kippenberg, Leipzig)



Der Markt in Jena
Nach einem Stich von L. Hess. 1829
(Städtisches Museum, Jena)

vor, daß er den „Egmont“ für das Theater einrichten möge; endlich sollte er „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ ein wenig retouchieren, damit diese Stücke in den ständigen Spielplan des Theaters übergingen. Kurzum, Goethe suchte mit allen Mitteln Schillers Tätigkeit für das Theater zu beleben. Die gegenseitige Anteilnahme an ihrem Schaffen wurde aufs stärkste erregt. Das zeigte sich schon einige Wochen später, als man mit dem Austausch der Manuskripte begann, die für die „Horen“ bestimmt waren. Wie Goethe mit Begeisterung Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung der Menschen las und sie für „angenehm und wohltätig“ erkannte, da er das, was er seit langer Zeit selbst empfunden und teils erlebt hatte, „teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand“, so widmete Schiller den „Elegien“ und vor allen dem fragmentarischen „Wilhelm Meister“, dessen erstes Buch ihm einen Genuß bereitete, wie er ihn seit langem nicht erlebt hatte, ein uneingeschränktes Lob. Es ist erstaunlich, wie schnell diese so widerspruchsvoll eingestellten und unvereinbar scheinenden Geister den Gegensatz überbrückten und volles gegenseitiges Verständnis für ihre Eigenart gewannen. Die gemeinsam verlebten Weimarer Tage hatten das bewirkt. Nach ihrem Ablauf konnte Goethe an den neu gewonnenen Freund schreiben:

Wir wissen nun, mein Werteſter, aus unserer vierzehntägigen Konferenz: daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren; daraus wird sich für beide gar mancherlei Gutes ergeben. (1. Oktober 1794.)

Zweites Kapitel

Eine neue Heimat

(Oktober 1794 bis Anfang Juli 1795)

Bei Schillers vierzehntägigem Aufenthalt in Weimar war natürlich die geplante Zeitschrift sehr eingehend erörtert worden. Man hatte sich gemeinsam über deren Programm und Inhalt geeinigt, die Stellung der Mitarbeiter präzisiert und sonst noch manches durchgesprochen, was mit der Herausgabe eines solchen Journals im Zusammenhang steht. Ob bei dieser Gelegenheit bereits über die Art, wie die einzelnen Beiträge veröffentlicht werden sollten — mit oder ohne Namensnennung der Verfasser — geredet worden, ist nicht bekannt. Wie aus einem späteren Briefe Goethes an Schiller hervorgeht, wollte ersterer jedenfalls für seinen Teil die Anonymität gewahrt wissen; denn nur dadurch, meinte er, würde es ihm möglich sein, „mit Freiheit und Laune" an den „Horen" sich zu betätigen. Der Verleger hätte es zwar lieber gesehen, die Namen wären genannt worden. Goethes Standpunkt drang jedoch durch: seine Beiträge erschienen anonym.

Auch über die Modalität, wie bei der Redaktion des Inhalts zu verfahren sei, waren bestimmte Richtlinien aufzustellen. Nach den Ankündigungsbestimmungen der

Zeitschrift sollte jedes eingereichte Manuskript einer mehrgliedrigen Kommission zur Prüfung vorgelegt werden, ehe man sich für dessen Veröffentlichung entschied. In diesem Ausschuß, zu dem außer Schiller und Goethe Fichte, Woltmann und Wilhelm von Humboldt gehörten, wünschte Cotta einen jungen Gelehrten als seinen Vertrauensmann mit konsultativer Stimme vertreten zu sehen. Gegen die Aufnahme eines solchen Beraters in der Person des Kanzleiadvokaten Dr. Christian Jacob Zahn hatte Goethe nichts einzuwenden. In der Hauptsache lag jedoch die Entscheidung in den Händen der beiden Dichter, die den Löwenanteil der Zeitschrift bestritten. Aber man prüfte gewissenhaft die übrigen Arbeiten, wobei Schiller sich in der Bewertung viel nachsichtiger als Goethe zeigte.

Das erste Stück der „Horen" enthielt, außer dem Anfang von Schillers ästhetischen Briefen und einem Aufsatz von Fichte, Goethes „Epistel" und den ersten Abschnitt seiner „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Die „Epistel", mit welcher der Jahrgang eröffnet wurde, entstand eigens zu diesem Zweck im Herbst 1794 und schildert in humorvoller Weise das Verhältnis des Publikums zu den Büchern. Der Dichter verbreitet sich über das ungeheure Anschwellen der Bücherproduktion, erwähnt die heitere Stimmung, die sich des Verfassers beim Schreiben bemächtigt, und bedauert nur die verhältnismäßig geringe Wirkung, die das Geschriebene auf den Leser ausübt.

Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.

Ganz vergebens ſtrebſt du daher, durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung.
Oder, wär es noch neu, in dieſes tauchen und jenes.

Sag ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir: es bilde,
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte!

Auch aus dem Homer, fährt der Dichter fort, nimmt jeder nur das heraus, was ihm gemäß iſt, und er ſchließt mit der Erzählung aus dem Lande Utopien, wo der Gaſt von dem Wirt dafür, daß er ſeine Zeche bezahlen will, faſt totgeſchlagen wird, und ſpäter von dem Richter einen Ratsſitz zugeteilt erhält, weil er behauptet, daß er ſich leider niemals gern der Arbeit gefügt habe. Die Verurteilung zur Faulenzerei bei gleichzeitiger Nutznießung des Lebens auf genußreiche Art, findet den Beifall aller Zuhörer; denn eine ſolche Löſung befriedigt alle, was in übertragenem Sinne nichts anderes beſagen will, als daß der Leſer nur das lieſt, was ſeinem eigenen Wollen und Wünſchen entſpricht.

Dieſer in Hexametern nach Reineke-Fuchs-Manier gedichteten Epiſtel ließ Goethe im zweiten Stück der „Horen“ noch eine andere folgen, in der er ein patriarchaliſches Hausweſen mit vielen Töchtern ausmalt, von denen jede in einem beſtimmten Wirtſchaftszweig (Keller, Küche, Garten, Wäſcherei, Schneiderei) ſich auf ihre Weiſe tüchtig hervortut. Für dieſe fleißigen Geſchöpfe muß der „kuppelnde Dichter“, der ſie „mit allem Böſen bekannt macht“, ein Verderb ſein. Darum folgert der Freund auf die Frage, wie man dem ſchädlichen Bücherleſen vorbeugen könne:

Niemals wär ich verlegen um Arbeit! ſie machen ſich Arbeit
Selber genug: es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Goethe plante noch eine Fortſetzung. Allein andere Arbeiten kamen dazwiſchen, und ſo blieb dieſe Epiſtel unvollendet. Da ſich nur loſe Bruchſtücke erhalten haben, fällt es ſchwer, ein Bild von den Abſichten des Dichters zu gewinnen. Nur ſo viel iſt erſichtlich, daß er hier, wie in der zweiten Epiſtel den Töchtern, den Söhnen mit ihren verſchiedenen Lebensweiſen Ratſchläge zu geben dachte, wobei er offenbar, im Gegenſatz zu der ſatiriſchen Einſtellung der vorhergehenden Epiſteln, einige Worte der Verteidigung dem guten Buch widmen wollte.

Denn unſchuldig iſt, wenn Menſchen leſen,
Was ſich vor Zeiten begeben, was dieſer und jener gemein hat,
Oder was der gerechte Beſchluß zur heftigen Tat gleich
Zaubert. Sieh, das trifft und reget alle Gemüter.

Den umfangreichſten Beitrag Goethes im erſten Jahrgang der „Horen“ bilden die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“. Goethe hatte in dieſem Jahr, veranlaßt durch einen ſich wieder ſtärker äußernden Drang zu dichteriſchem Schaffen, dem ſcheinbar nie zur Vollendung gelangen wollenden „Wilhelm Meiſter“ erhöhte Aufmerkſamkeit zugewandt. Und er begann nun ernſtlich an die Veröffentlichung des Romans zu denken. Im Mai verkaufte er ihn an den Verleger Unger, und im Juli wurde der Druck des erſten Buches in Angriff genommen. Schiller hätte den Roman gern für die „Horen“ gehabt, und auch Goethe wäre der Abdruck in der Zeitſchrift angenehm geweſen; denn es war,

nach seiner Ansicht, das einzige unter seinen Werken, „das Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben". Da er nun jedoch schon einen Verleger hatte, mußte er für die „Horen" ausschalten. Anderseits lag es Schiller sehr daran, eine größere Prosadichtung von Goethe für die „Horen" zu bekommen. In einiger Verlegenheit fragte letzterer darum Ende Oktober bei ihm an, was er noch etwa wünschte und wann er es brauchte. Umgehend antwortete Schiller:

Da Sie mich auffordern, Ihnen zu sagen, was ich für die ersten Stücke noch von Ihrer Hand wünsche, so erinnere ich Sie an Ihre Idee, die Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boccaz zu bearbeiten. Wie ich schon an sich selbst der Darstellung vor der Untersuchung den Vorzug gebe, so bin ich hier um so mehr der Meinung, weil in den 3 ersten Stücken der Horen schon etwas zu viel philosophiert werden dürfte, und an poetischen Aufsätzen Mangel ist. (28. Oktober 1794.)

Die Geschichte von dem ehrlichen Prokurator, auf die Schiller anspielt, befindet sich aber nicht im „Boccaccio", sondern in den „Cent nouvelles nouvelles" und ist enthalten in der Erzählung „Le saige Nicaise ou l'amant vertueux". Vermutlich hatte Schiller während seines Weimarer Aufenthaltes über jene Erzählung mit Goethe gesprochen, und letzterer wird nun durch die briefliche Erwähnung zur Ausführung eines ihm vorschwebenden Planes angeregt worden sein; denn unmittelbar nach dem Empfang des Schreibens versprach er ihm die Lieferung der Novelle bis Jahresende. Aber der Name Boccaccio gab nach anderer Richtung einen Fingerzeig: er wies auf die Form hin,

die Goethe für seine Arbeit wählen konnte. Die Rahmenerzählung, deren der große italienische Dichter sich in seinem „Dekameron" bediente, d. h. die Art, nicht durch den Dichter, sondern durch die vom Dichter erfundenen Personen bei einem geselligen Beisammensein zur gegenseitigen Unterhaltung einzelne Geschichten vortragen zu lassen, mochte Goethe anreizend genug erschienen sein, sich auf diesem Gebiet ebenfalls zu versuchen. Was lag näher, als die Eingliederung eines solchen Novellenzyklus in den Rahmen gesellschaftlicher Verhältnisse, wie sie der Dichter des öftern in den letzten Jahren angetroffen hatte? Die französische Revolution mit ihren Folgeerscheinungen, die sich jetzt gerade wieder besonders bemerkbar machten, beschäftigte nach wie vor heftig sein Gemüt. Wie sie der Hintergrund für seine jüngsten dramatischen Werke gewesen war, so sollte der Leser auch in der beabsichtigten Rahmenerzählung sie als eine aus der Ferne wirkende Macht empfinden. Am deutlichsten hatte sie sich Goethe bisher in den mannigfaltigen Emigrantenschicksalen offenbart, die kennenzulernen ihm in Frankreich, am Rhein, in Westfalen und neuerdings auch in Weimar genugsam Gelegenheit geboten worden war. Mit einem solchen Emigrantenschicksal wurde nun die Rahmenerzählung „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" verknüpft.

Eine deutsche adlige Dame hat, vor den einrückenden Franzosen flüchtend, mit ihren beiden Kindern, ihrem Vetter, einem befreundeten alten Geistlichen und einem Hofmeister ihr schönes Gut auf dem linken Rheinufer verlassen und sich nach ihrem auf dem rechten Ufer gelegenen ländlichen Besitztum begeben. Hier erhält

sie den Besuch eines gleichfalls auf der Flucht begriffenen befreundeten Ehepaars. Zwischen dem Gatten, einem streng konservativ denkenden Geheimrat, der die Revolution aufs tiefste verabscheut, und dem jungen Vetter der Baronin, einem liberal gesinnten und mit den Freiheitskämpfern sympathisierenden Aristokraten, kommt es häufig zu erregten politischen Auseinandersetzungen, die sich einmal, als der jugendliche Heißsporn leidenschaftlich für die Mainzer Klubisten Partei ergreift, zu einer solchen Schärfe zuspitzen, daß der Geheimrat mit seiner Frau das Haus verläßt. Die Baronin, ungehalten über das Betragen ihres Vetters, der die Gastfreundschaft nicht zu respektieren verstanden, und untröstlich über den Verlust der Freundin, die sie wegen der Zerwürfnisse der Männer nun entbehren soll, untersagt hinfort die Erörterung politischer Themen. Um sich jedoch über die Einförmigkeit des Landaufenthaltes hinwegzusetzen und die Gesellschaft zu zerstreuen, erbietet sich der Geistliche, aus einer Sammlung einige Geschichten vorzutragen. Durch ihn angeregt, geben auch die beiden jungen Leute ihrerseits etwas zum besten. So reiht sich eine Geschichte an die andere.

Diese Erzählungen, die Goethe in den Rahmen der Unterhaltungen einfaßt, sind, außer der letzten, nicht selbständig von ihm erfunden. Die Quellen lassen sich deutlich nachweisen. So liegt der Geschichte von der Sängerin Antonelli ein angebliches Erlebnis der Schauspielerin Clairon zugrunde, das Prinz August von Gotha aller Wahrscheinlichkeit nach Goethe mitgeteilt hat, während die Spukgeschichte von dem Klopfgeist auf einen Bericht des Herrn von Pannewitz zurückgeht,

und die beiden Anekdoten über den Marschall Bassompierre dessen Memoiren entnommen wurden. Charlotte von Stein konnte sich nicht enthalten, diesen Mangel an eigener Erfindung in einem Briefe an Schillers Gattin zu rügen:

> Dem Goethe scheint's gar nicht mehr ernst ums Schreiben zu sein, daß er die bekannte Geschichte der Mademoiselle Clairon, die er nach Italien transportiert, die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß sie sich in seiner Eltern Hause zugetragen, und die aus des Bassompierre sehr bekannten Mémoires, die er doch wahrhaftig nicht vor eine Geistergeschichte wollen passieren lassen, indem sie sehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines so respektablen Journals wie die „Horen“ hält. (19. Februar 1795.)

Sehr unwesentliche Zutaten Goetheschen Geistes verrät auch die größte der Erzählungen, die sog. Prokuratornovelle. Zumeist lehnte er sich wörtlich an das Original an; nur der Schauplatz wurde verändert, der Stil stellenweise verfeinert und durch eingeschobene Monologe die Psychologie der Gestalten ein wenig vertieft. Die einzige Erzählung, in der Goethes Phantasie freier waltet, obschon Ifflands Rührstück „Verbrechen aus Ehrsucht“ unzweifelhaft die Anregung zu ihr gegeben hat, ist die von der Baronin geforderte Parallelgeschichte zu der Prokuratornovelle: die Erzählung von Ferdinand und Ottilie, die ebenso wie jene, den siegreichen Kampf einer Überzeugung gegen eine Neigung schildern will. Während jedoch in der Prokuratornovelle die Schuld nur in Gedanken besteht, wird sie hier zur Tatsache; denn Ferdinand vergreift sich an dem Gelde seines Vaters, um die von ihm

ſie den Beſuch eines gleichfalls auf der Flucht begriffenen befreundeten Ehepaars. Zwiſchen dem Gatten, einem ſtreng konſervativ denkenden Geheimrat, der die Revolution aufs tiefſte verabſcheut, und dem jungen Vetter der Baronin, einem liberal geſinnten und mit den Freiheitskämpfern ſympathiſierenden Ariſtokraten, kommt es häufig zu erregten politiſchen Auseinanderſetzungen, die ſich einmal, als der jugendliche Heißſporn leidenſchaftlich für die Mainzer Klubiſten Partei ergreift, zu einer ſolchen Schärfe zuſpitzen, daß der Geheimrat mit ſeiner Frau das Haus verläßt. Die Baronin, ungehalten über das Betragen ihres Vetters, der die Gaſtfreundſchaft nicht zu reſpektieren verſtanden, und untröſtlich über den Verluſt der Freundin, die ſie wegen der Zerwürfniſſe der Männer nun entbehren ſoll, unterſagt hinfort die Erörterung politiſcher Themen. Um ſich jedoch über die Einförmigkeit des Landaufenthaltes hinwegzuſetzen und die Geſellſchaft zu zerſtreuen, erbietet ſich der Geiſtliche, aus einer Sammlung einige Geſchichten vorzutragen. Durch ihn angeregt, geben auch die beiden jungen Leute ihrerſeits etwas zum beſten. So reiht ſich eine Geſchichte an die andere.

Dieſe Erzählungen, die Goethe in den Rahmen der Unterhaltungen einfaßt, ſind, außer der letzten, nicht ſelbſtändig von ihm erfunden. Die Quellen laſſen ſich deutlich nachweiſen. So liegt der Geſchichte von der Sängerin Antonelli ein angebliches Erlebnis der Schauſpielerin Clairon zugrunde, das Prinz Auguſt von Gotha aller Wahrſcheinlichkeit nach Goethe mitgeteilt hat, während die Spukgeſchichte von dem Klopfgeiſt auf einen Bericht des Herrn von Pannewitz zurückgeht,

und die beiden Anekdoten über den Marſchall Baſſompierre deſſen Memoiren entnommen wurden. Charlotte von Stein konnte ſich nicht enthalten, dieſen Mangel an eigener Erfindung in einem Briefe an Schillers Gattin zu rügen:

> Dem Goethe ſcheint's gar nicht mehr ernſt ums Schreiben zu ſein, daß er die bekannte Geſchichte der Mademoiſelle Clairon, die er nach Italien transportiert, die vom Klopfen, welche mir vor drei Jahren Herr von Pannewitz erzählte, daß ſie ſich in ſeiner Eltern Hauſe zugetragen, und die aus des Baſſompierre ſehr bekannten Mémoires, die er doch wahrhaftig nicht vor eine Geiſtergeſchichte wollen paſſieren laſſen, indem ſie ſehr körperlich war, gut genug zum Inhalt eines ſo reſpektablen Journals wie die „Horen“ hält. (19. Februar 1795.)

Sehr unweſentliche Zutaten Goetheſchen Geiſtes verrät auch die größte der Erzählungen, die ſog. Prokuratornovelle. Zumeiſt lehnte er ſich wörtlich an das Original an; nur der Schauplatz wurde verändert, der Stil ſtellenweiſe verfeinert und durch eingeſchobene Monologe die Pſychologie der Geſtalten ein wenig vertieft. Die einzige Erzählung, in der Goethes Phantaſie freier waltet, obſchon Ifflands Rührſtück „Verbrechen aus Ehrſucht“ unzweifelhaft die Anregung zu ihr gegeben hat, iſt die von der Baronin geforderte Parallelgeſchichte zu der Prokuratornovelle: die Erzählung von Ferdinand und Ottilie, die ebenſo wie jene, den ſiegreichen Kampf einer Überzeugung gegen eine Neigung ſchildern will. Während jedoch in der Prokuratornovelle die Schuld nur in Gedanken beſteht, wird ſie hier zur Tatſache; denn Ferdinand vergreift ſich an dem Gelde ſeines Vaters, um die von ihm

vergötterte Ottilie zu beschenken und sie sich dadurch gewogen zu machen. Aber bald bereut er sein Verbrechen und versucht nun durch Sparsamkeit, die er sich bei einer im Auftrage des Vaters unternommenen Geschäftsreise auferlegt, das entwendete Geld wieder zu ersetzen. Zwar gelingt ihm dies, allein, da der Verdacht nun einmal gegen ihn rege geworden ist, so beschuldigt man ihn viel größerer Eingriffe in die Kasse, als sie tatsächlich von ihm gemacht worden sind. In der Verzweiflung erfleht er vom Himmel ein Zeichen seiner Unschuld. Und nun stellt sich wirklich heraus, daß der Vater das fehlende Geld seinem Kassierer zur Aufbewahrung übergeben und diese Tatsache lediglich vergessen hatte. Ferdinand wird dann, allerdings nicht mit der verwöhnten und anspruchsvollen Ottilie, die — ein echtes Großstadtkind — keine Lust zum Leben in ländlichen Verhältnissen verspürt, sondern mit „einem guten, natürlichen Mädchen" glücklich. Erinnerungen an seine eigene Jugend, an seinen strengen haushälterischen Vater, an seine häufig die Vermittlerrolle zwischen Vater und Sohn spielende Mutter und vor allem an Lili, deren Wesen Ottilie unverkennbar widerspiegelt, mögen Goethe bei der Abfassung dieser Erzählung wohl vorgeschwebt und ihm zu der Charakteristik der einzelnen Personen einige Wesenszüge beigesteuert haben.

Diese Novelle hat wie die vorhergehende eine moralische Tendenz. Zeigt die erste durch die feine Art, wie der Prokurator das liebestolle Weibchen zum Verzicht auf ihre sinnlichen Begierden bringt, „daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und

selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen", so gibt die andere die Lehre: „der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hilfe". Das Faustmotiv „Wer ewig strebend sich bemüht, den können wir erlösen", klingt hier deutlich an. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese ziemlich auffällige Betonung des Moralischen bereits auf Schillers Einfluß zurückgeht. Aus den zwischen die Erzählungen eingestreuten Unterhaltungen glaubt man deutlich zuweilen den Jenaer Dichterphilosophen oder vielmehr den durch ihn interpretierten Königsberger Weisen zu vernehmen. So z. B. wenn der alte Geistliche behauptet, „Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Überzeugung eines Besseren selbst gegen seine Neigung zu handeln" oder wenn er gleich darauf, Luisens Zweifel behebend, erwidert: „Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur insofern sie etwas Gutes wirkt." Noch deutlicher spiegelt sich Schillers Paraphrase des Kantischen Moralprinzips in den Worten der Baronin; „Gewiß, ein Gemüt, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet." Hier weilt Goethe ganz unverkennbar in den Gedankenbahnen des Verfassers von „Anmut und Würde". So schnell hatte er sich also in die geistige Welt Schillers hineingelebt, daß er aus ihrer Region, die ihm noch vor kurzem fremdartig erschienen war, bereits Ansichten entlehnte und sie sich zu eigen machte.

Die Gespräche sind wohl überhaupt das Beste an dieser Rahmenerzählung, die übrigens Schillers Erwartungen keineswegs befriedigte. In ihnen offenbart sich Goethes Geschicklichkeit, eine inhaltsreiche und geistvolle Konversation zu führen, auf eine höchst liebenswürdige Weise. Diese Unterhaltungen verraten in der Tat das Niveau einer hohen gesellschaftlichen Kultur. Das erkannte Schiller ohne weiteres an, als er Ende November die erste Manuskriptsendung erhielt. Er bedauerte nur, daß der Leser zu wenig auf einmal zu übersehen bekomme und dadurch nicht imstande sei, die notwendigen Beziehungen des Gesagten auf das Ganze gehörig zu beurteilen. Mißfallen erregte bei Schiller Luisens schroffes Benehmen gegen den alten Geistlichen, die allzu heftigen Konsequenzen des Konflikts zwischen Karl und dem Geheimrat, die er beide gern miteinander versöhnt gesehen hätte, und insbesondere die scharfen Ausfälle des Geheimrats gegen die Revolutionäre. Da alles Politische aus der Zeitschrift ausgeschaltet bleiben sollte, fürchtete er, daß „eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigsten zahlreiche", daran Anstoß nehmen könnte. Goethe versprach daraufhin, das Manuskript noch einmal durchzugehen, dem Geheimrat und Luisen Sordinen aufzulegen und Karlen vielleicht noch eine Forte zu geben, damit alles ins Gleiche komme. Sehr einschneidend können aber diese Änderungen kaum gewesen sein, da nach wie vor die von Schiller gerügten Härten wenig gemildert erscheinen.

Die Arbeit an den „Unterhaltungen" zog sich ziemlich lange hin und wiederholt mußte Schiller an ihre

Fortführung erinnern. Sie entstanden in Abschnitten, die nicht einmal in ununterbrochener Folge erschienen. Erst das neunte Stück der „Horen" brachte die letzte der Erzählungen. Inzwischen hatte das Maiheft Goethes Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" und das Juliheft seine „Römische Elegien" gebracht.

In dem genannten Aufsatz wandte sich Goethe gegen das anmaßende Auftreten eines gewissen Daniel Jenisch, der unter dem Namen Fr. v. R . . . r im März- und Aprilheft der Berlinischen Zeitschrift „Archiv der Zeit und des Geschmacks" einen Aufsatz veröffentlicht hatte, in dem die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen, klassisch prosaischen Werken beklagt wird. Das hieß weiter nichts, als mit einem Riesenschritt über beinahe ein Dutzend der besten damals lebenden Schriftsteller hinwegschreiten, sie entweder nicht erwähnend oder so darstellend, daß man sie schwerlich aus ihren karikaturistischen Porträts erkennen konnte. Ein solches leichtfertiges Urteil mußte begreiflicherweise Goethes Zorn erregen, lag doch darin unverkennbar eine gegen ihn und Schiller gerichtete Spitze. Ein kleiner Geist suchte die Meinung des Publikums zu erschüttern, indem er bestehende Werte verneinte, offenbar in der Absicht, „bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen". Solche ungebildete Anmaßung und rohe Zudringlichkeit erschien Goethe als Sansculottismus, der es verdiente, gebrandmarkt zu werden.

Durchaus nicht im Ton überheblicher Souveränität oder verletzter Eitelkeit, sondern sachlich und ruhig wehrte er den Angriff ab, ausgehend von der Voraussetzung, daß es wohl keinen deutschen Dichter gäbe,

der sich für klassisch hielte und daß die Forderungen eines jeden an sich strenger seien als die „verworrenen Prätensionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse". Ganz willkürlich war hier der Begriff „klassisch" angewandt worden von jemand, der überhaupt keine rechte Vorstellung von ihm besaß. Darum lag es Goethe zunächst an der Klärung der Frage: wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor? Er beantwortete sie folgendermaßen:

Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Konsequenz nicht vermißt; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisieren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene und unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in einem Sinne auszuführen fähig ist.

Wollte man nun diese Bedingungen, fährt er fort, in Beziehung setzen zu den Verhältnissen, unter denen die besten deutschen Schriftsteller des Jahrhunderts gearbeitet haben, so müßte man mit dem Geleisteten wohl zufrieden sein. Die Abhängigkeit des Schriftstellers vom Milieu und den Zeitumständen steht für Goethe unzweifelhaft fest. Diese waren und sind ihm aber in Deutschland keineswegs günstig. Die politische Zerstückelung, der Mangel eines Mittelpunktes gesellschaftlicher Lebensbildung, die verschiedenartige Erziehung, die Abhängigkeit von lokalen Eindrücken, die Launen eines großen Publikums „ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt", die Arbeit um das tägliche Brot — alle diese Momente, die in dem Existenzkampf des deutschen Schriftstellers eine so bedeutsame Rolle spielen, wären bei der Beurteilung des Geschaffenen zu erwägen und das Resultat würde, trotz aller aufgezählten Schwierigkeiten, für die deutsche Literatur befriedigend abschließen. Goethe verweist, um ein Beispiel zu nennen, auf Wieland, der mit emsiger Sorgfalt stufenweise sich weitergebildet habe und aus dessen Werken man durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben die ganze Lehre des Geschmacks entwickeln könne. Was ungeschickte Tadler viel zu wenig berücksichtigten, sei der Umstand, daß durch solche Dichter wie Wieland der Boden für die jüngere Schriftstellergeneration bereitet worden sei, die es nunmehr viel leichter habe sich durchzusetzen, als jene Männer, die „mit einem unabhängigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine Weise ausgebildet haben". Goethe schließt seinen Aufsatz mit dem Bekenntnis:

So sieht ein heitrer, billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus

der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemerkungen nur die Handelnden mißmutig, die Teilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch machen könnten.

Man kann Jenischs Angriff und Goethes Abwehr schon als ein Vorpostengeplänkel betrachten, das gewissermaßen den großen im nächsten Jahre zum Austrag gelangenden Kampf der schönen Geister einleitete. Dem Angreifer aus dem unter Friedrich Nicolais Kommando stehenden Lager der Aufklärung gesellten sich bald andere hinzu. Als willkommenes Objekt für solche Attacken erschienen die „Horen". Letztere fanden zwar zunächst eine beifällige Aufnahme. Namentlich in Weimar reüssierten sie, nach Goethes Bericht, gewaltig; man riß sich die Stücke förmlich aus den Händen. Der Verleger konnte mit der ersten Messe zufrieden sein; wurden auch eine Anzahl Exemplare remittiert, so liefen doch wieder neue Bestellungen dafür ein. Aber schon jetzt begannen die Klagen über den Mangel von Mannigfaltigkeit des Inhalts, an dem bloß die Saumseligkeit der Mitarbeiter Schuld trug, die nicht genügend Manuskripte lieferten. Die Abhandlungen über abstrakte Themen, wie zum Beispiel Schillers ästhetische Briefe, waren nicht nach jedermanns Geschmack und die bruchstückweise erscheinenden „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" erregten Unwillen wegen der in ihnen vorgetragenen politischen Erörterungen. Kurzum, die anfängliche Teilnahme des Publikums verwandelte sich in Gleichgültigkeit, ja sogar in offenkundige Auflehnung. Schon Mitte Mai klagte Schiller dem Freunde in Weimar:

Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kindergeschmacks und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beiden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, desto schlechter. (15. Mai 1795.)

Als nun gar Goethes „Römische Elegien" im siebenten Stück der „Horen" erschienen, da entfesselten sie einen Sturm der Entrüstung, d. h. nur in einem, allerdings dem größeren Teil des Lesepublikums, das nicht über die nötige geistige Freiheit verfügte, Kunst als Kunst zu genießen, sondern sich an das rein Stoffliche hielt, ohne die Form zu berücksichtigen. Zwei Elegien wurden, um die Dezenz nicht zu sehr zu beleidigen und um der Schamhaftigkeit, die von einem Journal gefordert wird, dieses Opfer zu bringen, von der Drucklegung ausgeschlossen[1]). Schiller, der den künstlerischen Wert der Elegien schätzte, fühlte sich immerhin verpflichtet, denen, die an ihnen Anstoß nehmen konnten und um deren Gunst es ihm zu tun war, einige entschuldigende Worte zu ihrer Veröffentlichung zu sagen. So schrieb er an seinen Gönner, den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, daß die hohe poetische Schönheit der Gedichte ihn hingerissen habe, durch die, seiner Ansicht nach, zwar eine konventionelle, aber nicht die natürliche Dezenz verletzt worden sei. In Jena hörte man wenig Nachteiliges über die „Elegien", um so mehr wurden in Weimar abfällige Urteile über sie laut. Böttiger

[1]) Sie behandeln die Prostitution und die Ansteckungsgefahr bei Geschlechtskrankheiten. Zwei weitere Elegien, die dem Gott der Gärten, Priapus, gewidmet sind, kamen aus dem Nachlaß zutage.

berichtet, daß alle ehrbaren Frauen sich über die bordellartige Nacktheit empört hätten. Wer unter diesen „ehrbaren Frauen" gemeint ist, wird nicht gesagt. Charlotte von Stein, von der man am ehesten ein völlig ablehnendes Urteil hätte erwarten dürfen, drückte sich immerhin, wenn man ihren strengen Sittlichkeitsstandpunkt in Betracht zieht, verhältnismäßig gelinde aus. Sie bekannte offen, daß sie für solche Gedichte, wenn sie auch schön sein mögen, keinen Sinn habe. Außerdem vermißte sie das schickliche Mäntelchen oder die „ridicules", mit denen Wieland derartige üppige Schilderungen auszustatten pflegte. Wahrscheinlich wird die Herzogin Louise, die stark unter Herders Einfluß stand, sich am meisten empört haben. Herder war jedenfalls entrüstet und meinte, Goethe habe der Frechheit ein kaiserliches Insiegel aufgedrückt und die „Horen" müßten fortan mit „u" gedruckt werden. Auf jeden Fall ist wohl auf Betreiben Herders und der Herzogin jenes Schreiben Karl Augusts an Schiller zurückzuführen, das Wilhelm von Humboldt als ein drolliges Dokument bezeichnete und das die „Elegien" zwar nicht geradewegs verurteilt, so doch deren Veröffentlichung rügt. Der Brief lautete:

Die „Elegien" hatten mir sehr wohlgefallen, da sie mir der Autor vorlas oder hererzählte; indessen glaubte ich immer, er würde sie noch etwas liegen lassen, ehe er sie öffentlich erscheinen ließ. Wenn sie vor dem Druck in die Hände mehrerer Freunde gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, bloß erraten zu lassen; andere unter geschmeidigeren Wendungen mitzuteilen, noch andere ganz zu unterdrücken.

Die Furcht wird immer bei mir erregt, wenn ich etwas von einem neuen Genre von einem Schriftsteller auftreten sehe, dessen Name imponiert und wo das Werk doch nicht den vollkommensten Grad der Ausbildung erhalten hat: daß so viele Nachahmer dann hinzugeschwommen kommen, welche durch die geschmacklosesten Gueuléen den Augenblick oder die Epoque weiter hinausschieben, wo die deutsche Literatur wirklich den Grad von Humanität erlangen wird, nach welchem alle Schriftsteller streben, denen es ernstlich an der Sache gelegen ist. (9. Juli 1795.)

Abfällig wurden die „Elegien" außerdem kritisiert von Fritz Jacobi, dem Pädagogen Friedrich Gedicke und allen jenen, welche die wahrhaft antike Naivität, mit der Goethe hier die sinnliche Liebe adelt, nicht zu würdigen verstanden. Den tadelnden Stimmen lassen sich jedoch eine nicht minder beträchtliche Anzahl von lobenden, ja sogar begeisterten Urteilen entgegenstellen, die keineswegs nur aus dem näheren Freundeskreis stammen. So fanden die „Elegien" den ungeteilten Beifall des Fürstprimas von Dalberg, der in ihnen Ovid, Properz und Catull übertroffen sah und sie an Schönheit mit Tibulls Dichtungen dieser Art verglich. Als Friedrich Schlegel sie las, schrieb er sofort an seinen Bruder August Wilhelm: „Was sagt du zu den göttlichen Elegien?" und jener verfaßte darauf eine Kritik, die unter allen zeitgenössischen Urteilen den Sinn und Wert dieser Versdichtungen am tiefsten gerecht wird. Was Schlegel besonders an ihnen rühmt, ist die wunderbare Verschmelzung von eigenem Empfinden und Erleben mit der Welt des Altertums. So wirken sie original und dennoch nicht antik.

Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu

wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn noch ebenso frisch grünt wie ehedem für sie.

*

Neben der Arbeit für die „Horen" und der letzten Formgebung des „Wilhelm Meister", über die im Zusammenhang in einer der nächsten Kapitel zu reden sein wird, entwickelte sich der schriftliche und mündliche Gedankenaustausch zwischen den beiden Dichtern über die sie beschäftigenden Fragen immer weiter. Bei ihrem längeren Beisammensein in Weimar hatten sie beschlossen, einen Briefwechsel über „gemischte Materien" zu eröffnen, der eine Quelle von Aufsätzen für die „Horen" werden sollte. Die Anregung dazu war von Goethe ausgegangen, und zwar hatte er sich dabei von dem Gesichtspunkt leiten lassen, daß durch eine solche Aussprache der Fleiß eine bestimmte Richtung erhalte und daß man auf diese Art Materialien ansammle, ohne eine besondere Energie dafür aufzuwenden. Dieser Briefwechsel, von zwei ganz verschiedenen Individualitäten, die sich aber in den wichtigsten Prinzipien einig sind, mit emsigem Eifer gepflegt, mußte viel Interessantes zutage fördern, das sich zur Veröffentlichung eignete, die Goethe von vornherein bei dieser Proposition beabsichtigt hatte.

Schiller stand, als sich die Annäherung der beiden Dichter vollzog, ganz im Bann seiner ästhetischen

Studien. Wie bei Goethe die Naturwissenschaft, so hatte bei ihm die Philosophie den künstlerischen Produktionstrieb zurückgedrängt, um sein Denken und Schaffen eine geraume Weile für sich allein in Anspruch zu nehmen. Das Problem, das vor allen anderen damals Schiller beschäftigte, war die ästhetische Erziehung des Menschen. Frühzeitig, obschon völlig dunkel und verworren, klingt es bereits in seinen jugendlichen, noch unselbständigen philosophischen Spekulationen an. Erst die Berührung mit der Gedankenwelt Shaftesburys, die Schiller wohl zunächst nicht in der reinen Gestalt, sondern in der Interpretation seiner schottischen Anhänger kennenlernte, die ihm aber auch durch zwei deutsche eifrige Verfechter — Herder und Wieland — nahegebracht wurde, gab seinen Betrachtungen eine zielweisende Richtung. Das von dem englischen Eudämonisten aufgestellte Ideal ästhetischer Harmonie wurde von ihm übernommen und mit Hilfe der aus dem Studium der Kantischen Philosophie gewonnenen Erkenntnisse untersucht und weitergebildet. Immer deutlicher trat in diesem Vorgehen das Bestreben zutage, Sinnliches und Übersinnliches miteinander zu verbinden, das Gleichgewicht zwischen Vernunft und Sinnlichkeit herzustellen, Schönheit und Sittlichkeit zu vereinigen und alle Seiten des menschlichen Wesens in Harmonie ertönen zu lassen. Kants Ausführungen über das Schöne in der „Kritik der Urteilskraft", die von allen Schriften des Königsberger Philosophen den stärksten Einfluß auf Schiller ausübte, gaben ihm den letzten Fingerzeig zum Aufbau und zur Vollendung seiner Theorie, indem sie ihn dazu führten, das Schöne zum

Symbol des Sittlichen zu erheben und so in dem Kalliasbrief vom 19. Februar 1793 den Begriff der „moralischen Schönheit" als das „Maximum der Charaktervollkommenheit" zu postulieren.

Während Schiller sich nun mit der Frage beschäftigte, wie Schönheit und Sittlichkeit sich zueinander verhalten und wie eine ästhetisch gedachte Moral sich verwirklichen lasse, fand die Annäherung an Goethe statt. In der Erscheinung dieses Mannes offenbarte sich ihm ein harmonischer Mensch, wie er sich ihn in der Idee erträumte. Durch die Anschauung seines Geistes wurde, wie er bekennt, ein unerwartetes Licht in ihm angesteckt. Das „Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativen Ideen" hatte ihm bisher gefehlt und jetzt fand er sich auf die Spur gewiesen. Worin zeigte sich ihm denn dieses harmonische Menschentum Goethes? Die Antwort darauf gibt die Abhandlung „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", mit der Schiller den Tanz der Horen begann und die er zum wenigsten als „keine captatio benevolentiae bei dem Publikum" bezeichnete. Sie bringt ergänzt und umgearbeitet den Inhalt der ursprünglich an den Herzog von Augustenburg gerichteten und bei einem Schloßbrand vernichteten Briefe, die, von dem Widerstreit zwischen dem sinnlichen und geistigen Triebe im Menschen ausgehend, dem Schönen, wie es sich in der Kunst manifestiert, die Vermittlerrolle zuweisen und den Weg zu einer dem Ideal harmonischen Menschentums entsprechenden ästhetischen Kultur zeigen wollen. Deutlich weist Schiller in dem Schreiben vom 20. Oktober Goethe darauf hin, daß er in diesen Briefen sein Porträt finden werde, worunter

er gern seinen Namen geschrieben hätte, wenn er es nicht haßte, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen.

In der Tat nimmt der neunte Brief offenkundig auf Goethe bezug, namentlich an folgender Stelle:

> Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimmer für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Würdigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten wandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Nähe rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen.

Hier wird dem Künstler die Entwicklung des Geistes vorgeschrieben, wie sie Goethe an sich erlebt hatte und wie sie sich in Schillers Auffassung von dessen geistigem Werdegang spiegelt. Wäre Goethe, meinte Schiller, als Grieche in Italien geboren worden, so würde er einen bedeutend kürzeren Weg zurückzulegen gehabt haben; denn er hätte schon in frühester Jugend Anschauungen gewonnen, die für die Bildung seines großen Stils notwendig waren. Als Nordländer mußte er dagegen mit Hilfe der Imagination und Denkkraft „gleichsam von innen heraus und auf rationalem Wege ein

Griechenland" erschaffen. Durch die Bekanntschaft mit der antiken Kultur in Italien auf die Mängel dieser konstruierten Vorstellung hingewiesen, war Goethe in einer „Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt eine innere bildet", wo also die Weltanschauung schon ein festgegründetes Fundament hat, nunmehr gezwungen, nach dem besseren Muster seine Ansichten zu korrigieren. Er hatte also eine doppelte Arbeit zu leisten, wollte er zur Klarheit und schöpferischen Tätigkeit gelangen: Wie seine Anschauungen in Abstraktionen übergegangen waren, so mußte er umgekehrt „Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühl verwandeln". Diese gewaltige selbsterzieherische Arbeit in der Überwindung widerstrebender Faktoren des Lebens und der Versöhnung divergenter Bestandteile der Seele — einerseits der Abhängigkeit von Geburt und Heimat, anderseits eines tiefen Sich-verbunden-Fühlens mit einer vergangenen Kultur — konnte Schiller bei der gewonnenen Einsicht, wie Antike und Gegenwart harmonisch in dieser Persönlichkeit sich vereinigten, notwendigerweise nur als ein grandioser Beleg für die mögliche Verwirklichung seiner Ideen gelten. Wie treffend Schiller in seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung Goethes modernem Griechentum und seiner Kunstanschauung gerecht wurde, bestätigen am besten dessen Worte nach der Lektüre des ersten Teiles der Briefe.

Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohltätig, und wie

Das Griesbachsche Haus am Löbdergraben in Jena. (Schillers Wohnung von 1795—99)
Gezeichnet und gestochen von L. Heß, etwa 1840
(Städtisches Museum, Jena)

Charlotte Schiller
Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz. 1794
(Schiller-Nationalmuseum. Marbach)

sollte es anders sein? da ich das, was ich für recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand. (Goethe an Schiller 26. Okt. 94.)

Es ist klar, daß auf dem Gebiet, wo sich die beiden Geister mit dem aufrichtigsten gegenseitigen Verständnis entgegenkamen, auch die verabredete schriftliche Diskussion einsetzte. Schillers erster philosophierender Brief dieser Art, in dem er sich über das Wesen der Schönheit verbreitet, ist leider verlorengegangen. Goethe bestätigt nur, daß er mit seinen Gedanken und Gesinnungen völlig übereinstimme. Beide hatten sich vorgenommen, von verschiedenen Seiten auf das gleiche Ziel loszusteuern: Schiller wollte in seiner spekulativen Art das Wesen des Schönen erforschen, während Goethe von der Anschauung, von der bildenden Kunst ausgehen wollte, um festzustellen, was denn nun wirklich schön sei. Ganz wie bei seinen naturwissenschaftlichen Versuchen möchte Goethe auch hier verfahren, indem er, die Erfahrung als Hilfsmittel benutzend, vom Einfachen zum Komplizierten fortschreitet. An einer Anzahl fiktiv gedachter Schüler mit mittelmäßiger Begabung sollte gezeigt werden, wie sie allmählich, von Stufe zu Stufe in der Entwicklung sich fortbildend, zu Künstlern heranreifen, um Kunstwerke zu schaffen, die den Schönheitsanforderungen entsprechen. Goethes Absicht läuft, mit andern Worten ausgedrückt, im Gegensatz zu Schillers theoretischer ästhetischer Erziehung, aufs Praktische hinaus.

Leider blieb es nur bei dem Plan. Der Briefwechsel gibt über die Fortführung des Unternehmens

keine weitere Kunde. Ob man, durch andere Fragen abgelenkt, es vorläufig zurückstellte oder ob man in mündlicher Aussprache das Thema weiter behandelte, kann nur vermutet werden. Denkbar wäre das letztere wohl, zumal Wilhelm von Humboldt und Meyer ebenfalls regen Anteil an derartigen Erörterungen nahmen und Goethe im Laufe des Winters mehrmals mit seinem getreuen Famulus in Jena weilte.

*

Jena hatte durch Schiller eine neue Anziehungskraft für Goethe gewonnen. Fast in jedem Monat kam er auf mehrere Tage aus Weimar herüber, ja den April des nächsten Jahres verbrachte er sogar ausschließlich hier. Einen Augenblick allerdings schien es, als ob Goethe den eben errungenen Freund wieder verlieren würde. Im Februar erhielt Schiller nämlich aus seiner schwäbischen Heimat die Berufung an die Landesuniversität Tübingen. Er lehnte wohl zunächst ab, doch ungefähr einen Monat später wurde der Antrag mit dem Zusatz erneuert, daß man ihn von allen öffentlichen Funktionen dispensieren und ihm völlige Freiheit lassen wolle, ganz nach seinem Belieben seine akademische Tätigkeit einzurichten. Die Anhänglichkeit an die schwäbische Heimat, aber noch mehr die Sorge um Weib und Kind veranlaßten ihn, sich doch diesmal die Sache ernsthaft zu überlegen. Er schrieb deswegen an Voigt, legte ihm seine Befürchtungen dar und bat ihn, von dem Herzog die Versicherung zu erwirken, daß in dem äußersten Fall, wenn eine zunehmende Kränklichkeit ihn am schriftstellerischen Arbeiten verhindern sollte, sein

Gehalt verdoppelt werde. Karl August erfüllte diesen Wunsch. Jetzt erst fühlte er sich voll und ganz als Bürger der Jenaer Universität, und alle Gedanken, jemals den Ort seiner Tätigkeit zu verlassen, wurden damit zum Schweigen gebracht. „Kein Ort in Deutschland", lautete nunmehr sein Bekenntnis an Voigt, „würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfang so viel vorzügliche Menschen findet."

Dieser letzte Umstand dürfte wohl überhaupt die stärkste Bindung für Schiller gewesen sein, der ihm wichtiger erschienen war, als alle persönlichen Vorteile des angebotenen Amtes. Das gleiche Moment lockte Goethe immer wieder nach Jena. Er begann sich jetzt hier wohler zu fühlen als in Weimar, wo er nach wie vor — abgesehen von seinem ihm aufrichtig ergebenen Adlatus Meyer — keinen Gesinnungsgenossen hatte, mit dem er, auf entgegenkommendes Verständnis rechnend, sich über Geistesangelegenheiten auszusprechen vermochte. Das freundschaftliche Verhältnis zu Herder litt unter zunehmender Entfremdung, die hauptsächlich auf den übelwollenden Widerspruchsgeist zurückzuführen war, der, durch Krankheit und Verbitterung aller Art gefördert, Herders „unschätzbare einzige Lebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit" allmählich höchst unerquicklich verdüsterte. Dazu gesellte sich noch dessen Abneigung gegen die Kantische Philosophie und damit zugleich gegen den Hort dieser Lehre — die Akademie Jena, mit der Goethe durch Schiller immer mehr zusammenwuchs.

Diejenigen, mit denen Goethe, nächst Schiller, in Jena den meisten Umgang pflegte, waren Fichte und Humboldt. Johann Gottlieb Fichte war als Nachfolger des Kantianers Reinhold im Frühjahr 1794 auf Betreiben Goethes an die thüringische Landesuniversität berufen worden. Fichte war der typische Philosoph der Revolution, der die Freiheit des Individuums zur Grundlage seines Denkens machte. Sein Demokratismus gab zunächst Anlaß zu Bedenken. Aber Goethe und Voigt glaubten durch ihren Einfluß schon auf den jugendlichen Feuerkopf einwirken und seinen Demokratismus mäßigen zu können. Andrerseits erwartete man von dieser markanten Persönlichkeit und diesem kühnen Denker, daß er die aus den Tiefen des menschlichen Gemüts in einer Zeit heftiger Erschütterungen quellenden Ideen nutzbringend der deutschen Jugend dienstbar machen würde. Fichte unterschied sich sehr von seinem Vorgänger. Versuchte jener nicht aus sich herauszugehen und sich mitzuteilen, so war „Fichte, obgleich auch", nach Goethes Meinung, „ein wunderlicher Kauz, ein ganz anderer Mensch für Gespräch und Mitteilung". Letzterer arbeitete gerade damals an seiner Wissenschaftslehre, in der er, über Kant hinausgehend, das Ding-an-sich verwarf, das Ichbewußtsein zum obersten Prinzip erhob und aus ihm alles übrige ableitete. Er schickte Goethe die ersten Druckbogen, der sie mit großem Interesse las und von der wissenschaftlichen Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein schien, für sich persönlich den Vorteil ersah, endlich mit den Philosophen, die er nie entbehren und mit denen er

sich doch niemals vereinigen konnte, ausgesöhnt zu werden. In dem gleichen Sinne äußerte er sich zu Charlotte von Kalb, und bemerkte zugleich, daß ihm die Nachbarschaft dieses Denkers sehr angenehm sei und ihm manchen Vorteil bringe, obgleich er sich erst, wie er Jacobi gestand, in dem Gedankengebäude desselben zurechtfinden müsse, da er „zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denkart geübt" sei und „also nur mit Mühe und von ferne folgen" könne.

Fast gleichzeitig mit Fichte war das Ehepaar Wilhelm und Karoline von Humboldt nach Jena gekommen, um hier in der Nähe Schillers, den sie aufrichtig bewunderten, eine Zeitlang zu wohnen und an dem beginnenden regsamen Leben der kleinen Universitätsstadt Anteil zu nehmen. Der junge, vom Humanitätsideal erfüllte, an Winckelmanns Schriften und Friedrich August Wolfs Anschauungen gebildete, für das klassische Altertum schwärmende preußische Aristokrat und die charmante, sein ideelles Streben verständnisvoll teilende Gattin eröffneten in Jena so etwas wie einen intimen literarischen Salon, in dem sich die Geisteskoryphäen trafen. Goethe, mit Humboldt schon flüchtig bekannt, weilte bei seiner Anwesenheit in Jena häufig bei dem jungen Paar, und manche seiner tiefschürfenden Gespräche mit Schiller sind in diesem gastlichen Heim, dem die anmutige Hausfrau durch ihre gesellschaftlichen Talente noch besonders anziehende Reize verlieh, bis in die tiefen Nachtstunden geführt worden. Übereinstimmend in der Auffassung des Wahren und Schönen, gleich begeistert, obschon in verschiedenen Schattierungen, für die Antike (wobei Humboldt den grundlegenden

Wert des Griechischen gegenüber dem Römischen schärfer als die anderen betonte), tief überzeugt von dem Wert der Humanität als Inhalt des zu erstrebenden Bildungsideals, vereinigen sich zwanglos diese drei Männer verschiedenen Alters und verschiedenen Wesens zu einem Bunde gegenseitiger Förderung unter gemeinsamen Gesichtspunkten. Die „Horen" verraten den Anteil Humboldts ebenso stark wie den Schillers und Goethes, weniger in produktiver literarischer Arbeit als in sorgfältiger kritischer redaktioneller Tätigkeit, denn sein Urteil wird von beiden Dichtern oft eingeholt und hoch geschätzt. Das Bild des Griechentums, das Schiller in dem sechsten Briefe über ästhetische Erziehung entwirft, ist offenbar unter Humboldts Einfluß entstanden, und die letzte Formgebung der in antikem Versmaß geschriebenen Dichtungen Goethes geschah ebenfalls unter Teilnahme des jungen feinfühligen Gelehrten. Humboldt wurde in dieser Hinsicht für Goethe eine Autorität, weil er klassische Bildung mit gepflegtem deutschen Sprachgefühl verband, eine Autorität, die er hoch über den schulmeisterhaft pedantischen Voß stellte. Überhaupt legte er in literarischen Dingen großen Wert auf Humboldts Urteil. Wie er sich durch sein Lob, das er dem ersten Buch des „Wilhelm Meister" spendete, angespornt fühlte, fleißiger und unverdrossener an dem Roman fortzuarbeiten, darüber hat sich Goethe offen in einem Briefe an Schiller ausgesprochen. Fortan bleibt Humboldt, auch nachdem er im Sommer 1795 Jena verläßt und auf Reisen geht, bis in sein hohes Alter für ihn ein maßgebender Kenner, dessen Ansichten in ästhetischen und allgemeinen Bildungsfragen ihm

immer wertvoll erscheinen. Er ist sich der geistigen Gemeinschaft mit diesem hochkultivierten Weltmann und Diplomaten stets bewußt, aber völlig erschließen sich die beiden Männer einander nicht. Humboldt sieht in Goethe immer mehr als den genialen Dichter und großen Menschen die hochgestellte Persönlichkeit, die er zwar in ihrer ausgeprägten Eigenart bewundert, doch nicht mit der einem seelenverwandten Freunde gebührenden Wärme des Enthusiasmus, die er in ganz anderem Maße für Schiller aufzubringen weiß. Es weht aus den gehaltvollen Briefen, die Humboldt und Goethe bald nach kürzeren, bald nach längeren Unterbrechungen wechseln, doch eine gewisse diplomatische Kühle, die nur nach Schillers Tode, wo der gemeinsame Verlust eine tiefere Bindung schafft, einem innigeren Gefühlsausdruck weicht.

Wie Wilhelm von Humboldt die Rolle eines literarischen Beirats in dem Leben unseres Dichters, namentlich in den neunziger Jahren, übernimmt, so entwickelt sich sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander zu einem Helfershelfer des Naturforschers Goethe. Alexander von Humboldt wirkte damals, nachdem er schon auf verschiedenen Reisen durch Belgien, Holland, Frankreich und England seinen Gesichtskreis erweitert und seine Kenntnisse von Natur und Menschen bereichert hatte, als preußischer Oberbergmeister in Bayreuth. Vom 14. bis 19. Dezember 1794 weilte er zu Besuch bei seinem Bruder. Goethe, der mit Meyer in diesen Tagen auch in Jena war, machte dabei die Bekanntschaft des jungen Naturforschers, in dessen Anschauungen er viel Übereinstimmendes fand. Es ergaben sich aus dem

kurzen Beisammensein fruchtbare anregende Gedanken, die der eine von dem anderen dankbar in sich aufnahm. Goethe war froh, jemand gefunden zu haben, der bereitwillig und verständig auf seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen einging; denn mit Schiller und dem Bruder des Genannten konnte er in dieser Hinsicht keinen für sich ersprießlichen Meinungsaustausch pflegen.

Alexander von Humboldts Forschungen richteten sich damals auf Botanik und physikalische Chemie. Auf dem ersten Gebiet beabsichtigte er ein Werk über die Vegetation im Innern des Erdkörpers zu schreiben, das Goethe gewidmet werden sollte. Er dachte das Leben und nicht die Form der lichtscheuen Pflanzen darzustellen. Goethe nahm die Widmung dankbar an und versicherte den jungen Gelehrten seiner lebhaften Teilnahme. Botanik war ja ein Fach, dem er immer noch ein sehr reges Interesse entgegenbrachte, und hier konnte, indem Humboldt vom Element ausging, er jedoch von der Gestalt, gemeinsam Wertvolles gewonnen werden, wenn beide in ihren Untersuchungen so weit fortschritten, daß sie sich in der Mitte begegneten. Humboldts physikalisch-chemische Versuche betrafen das galvanische Fluidum. Er berichtete darüber an Goethe im Mai nächsten Jahres aus Bayreuth:

Der Zufall hat mich mehr finden lassen als ich je erwarten durfte. Eine neue Methode Wetterleuchten zu sehen, ohne das Auge zu berühren, durch bloßes Metallbauen, eine Belegung des Zinks mit tierischem Hauch, wovon der Reiz oder Nichtreiz abhängt, Experimente an mir selbst mit Blasenpflastern, die ich mir deshalb setzen ließ, Inflammationen, die ich mir mit Zink erregte, ein Mittel Gold durch Berührung mit Zink zu galvanisieren, d. h. wie durch Magnetisieren, zum Reiz fähig zu machen. (21. Mai 1795.)

Wilhelm v. Humboldt
Nach einem Relief von Martin Klauer, 1796
(Bes. Frau Anna v. Sydow, Schloß Tegel bei Berlin)

Caroline v. Humboldt
Nach einem Gemälde von Gottlieb Schick
(Aus „Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen 1788—1835")

Goethe war über dieſe Verſuche ſehr erfreut. Profeſſor Göttling in Jena hatte durch ſeine Entdeckung, daß Phosphor auch in Stickluft brenne, ſein Intereſſe für die Chemie angeregt, und ſo mußten ihn alle neuen Erkenntniſſe in dieſem Fach lebhaft beſchäftigen. Bei Humboldts Verſuchen intereſſierten ihn vor allem die Reſultate, die für ſeine Farbenlehre verwertbar waren. Er ſchrieb darum an den Entdecker:

So kennen Sie das Phänomen, da durch den Druck zweier Glasplatten die ſchönen Farben entſtehen. Nun fange ich an, mich zu überzeugen, daß durch den Druck der atmoſphäriſchen Luft und das Reiben derſelben Urſache der Farben der Seifenblaſen iſt. Geben Sie uns ja ihre Verſuche ſo bald als möglich gedruckt und im Zuſammenhange. In wiſſenſchaftlichen Dingen kann man ſich nie übereilen. Was man richtig beobachtet hat, wirkt tauſendfältig auf andere und von ihnen wieder auf uns zurück. (18. Juni 1795.)

Gern hätte Goethe Humboldts Kenntniſſe für den Bergbau in Ilmenau verwendet, der nach wie vor ſein Sorgenkind war. Man hatte auch verabredet, daß Humboldt im Mai nach Weimar kommen und dann gemeinſam mit Goethe nach Ilmenau zur Beſichtigung der Einrichtungen fahren ſollte. Aber Berufspflichten verhinderten den inzwiſchen zum Oberbergrat avancierten jungen Gelehrten an der Ausführung des Planes.

In den „Tag- und Jahresheften" berichtet Goethe über das Jahr 1794, daß der Zwieſpalt, den das wiſſenſchaftliche Bemühen in ſein Daſein gebracht habe, keineswegs ausgeglichen worden ſei, denn die Art, wie er die Naturerfahrungen behandelte, ſchien die übrigen Seelenkräfte ſämtlich für ſich zu fordern. Und von 1795 ſagt er, daß er während des ganzen Jahres

Anatomie und Physiologie nicht aus den Augen verloren hätte. Die Naturwissenschaft und das aus der Beschäftigung mit ihr herangebildete methodische Denken absorbierten also noch stark sein Schaffen, das eigentlich durch die Bekanntschaft mit Schiller sich in dieser Zeit ausschließlich dem Literarischen hätte zuwenden müssen. Aber eine einseitige Arbeitsweise entsprach nun einmal nicht Goethes universal eingestelltem Geiste, der sich immer gern vom Hauptweg auf Seitenpfade verlor, um neue Entdeckungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Da man in letzter Zeit von seinen Licht- und Farbenstudien wenig gehört hatte, war wohl die Meinung verbreitet worden, er habe sie, verärgert durch die ihnen zuteil gewordene schlechte Aufnahme, ganz aufgegeben. In einem am 29. Dezember an Fritz Jacobi gerichteten Briefe widerlegt Goethe diese Ansicht.

Der dir gesagt hat: ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nie beisammen gewesen ist. Die Materie, wie du weißt, ist höchst interessant und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem anderen Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennenzulernen, bei den ersten so aufmerksam, bei den zweiten so genau als möglich zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntnis nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O! mein Freund, wer sind die Gelehrten und was sind sie!

Der letzte Absatz weist auf die Enttäuschungen hin, die Goethe mit seiner Farbenlehre erlebt hatte. Er ließ sich aber dadurch nicht beirren, sondern arbeitete im stillen an ihr weiter, fortwährend die Teilnahme wohlunterrichteter Männer suchend, unter denen sich besonders Sömmering seiner Wertschätzung erfreute, da dessen Eingreifen stets geistreich und selbst dessen Widerspruch fördernd war.

Mehr jedoch als Optik und Chromatik beschäftigte ihn in diesem Winter die Anatomie. Der Professor der Medizin in Jena Justus Christian Loder trug über die Bänderlehre vor. Als Goethe vom 11. bis 23. Januar mit Heinrich Meyer hier weilte, besuchte er die Vorlesungen, mit dem Freunde oft des Morgens nach dem fast leeren Auditorium wandelnd, um die wichtige Verknüpfung von Muskeln und Knochen genauer kennenzulernen. Seit Jahren ging Goethes Bestreben darauf aus, wie bei der Pflanzenmetamorphose die Urpflanze, in der Zoologie einen allgemeinen Knochentypus aufzufinden. Die Entdeckung des Intermaxillarknochens beim Menschen war eine wichtige Errungenschaft auf diesem Wege[1]). Seine in Venedig gemachte Feststellung, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe, führte ihn wiederum einen Schritt weiter; denn nach Goethes Auffassung war der Wirbel im Knochengerüst des Wirbeltieres eine typische Grundform. Analog seiner Lehre über die Pflanzenmetamorphose, die eine stufenweise Entfaltung und Wandlung von einem Urorgan

[1]) Vgl. hierzu und für das Nachfolgende die Bände „Pegasus im Joch" S. 206 ff. „Rom und Weimar" S. 329 f. und „Vereinsamung" S. 35 f. dieser Biographie.

zu mannigfaltigeren Formen zeigt, behauptete er, auf die Zoologie bezogen, je nach Stellung und Aufgabe eine gleiche Metamorphose des Wirbels, ja den Schädel des Säugetieres leitete er aus sechs Wirbelknochen ab. Die genauen Untersuchungen über diese Wirbeltheorie des Schädels waren noch zu machen, aber in großen Zügen standen seine Anschauungen schon jetzt fest. Er trug die Angelegenheit seines Typus, wie er selbst erzählt, den Jenaer Freunden „so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte", er solle das schriftlich niederlegen, was ihm in Geist, Sinn und Gedächtnis so lebendig vorschwebte.

Wir wissen, daß Fritz Jacobis Sohn Max in Jena Medizin studierte. Er mußte nun während jenes Januaraufenthaltes, von dem eben die Rede war, Goethe hilfreiche Hand bei den Vorarbeiten zu seiner Abhandlung leisten. Früh um sieben Uhr stellte er sich ein, und Goethe diktierte ihm aphoristisch seine Ideen zu der Schrift, die unter dem Titel „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" viele Jahre später zur Veröffentlichung gelangte.

Goethe geht von den Vorteilen aus, welche die vergleichende Anatomie dem Forscher bietet. Sie „beschäftigt den Geist mannigfaltig, gibt uns Gelegenheit, die organischen Naturen aus vielen Gesichtspunkten zu betrachten". Aber er zeigt auch gleichzeitig die Hindernisse, die ihr bisher entgegenstanden. „Sie hat keine Grenzen, und jede bloß empirische Behandlung müdet sich ab in dem weiten Umfang." Um die Untersuchungen der vergleichenden Anatomie zu erleichtern,

müsse man, meint der Verfasser, einen allgemeinen Typus aufstellen, in dem die Gestalten sämtlicher Tiere der Möglichkeit nach enthalten wären.

Die Erfahrung muß uns vorerst die Teile lehren, die allen Tieren gemeinsam sind, und worin diese Tiere verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Die Darstellung des allgemeinen Typus hat von einer Dreigliederung des Körpers auszugehen: dem Haupt als dem Versammlungsort der Sinneswerkzeuge, dem mittleren Teil als den Sitz der Organe des inneren Lebensantriebs und dem hinteren Teil, der die Organe der Nahrung, Fortpflanzung, sowie gröberen Absonderung vereinigt. Das Verhältnis dieser Teile untereinander bestimmt die besonderen Eigenschaften und Lebensbedürfnisse des Geschöpfes. Es wäre weiter die Einwirkung verschiedener elementarer Naturkräfte wie Wasser, Luft, Klima zu berücksichtigen; denn diese sind für die individuelle Gestaltung der einzelnen Teile von großer Wichtigkeit. Erst wenn man so durch Vergleiche der abweichenden Formen mit dem Grundtypus bestimmte Richtlinien und Gesetzmäßigkeiten aufgestellt habe, könne man sich an die höchste Organisation der animalen Welt, an den Menschen, heranwagen, aber nicht, wie das manche täten, ihn als Norm für den Vergleich von vornherein nehmen.

Goethe lehnte also die willkürliche Methode, mit der man Tiere untereinander, Tiere mit dem Menschen,

Menschenrassen untereinander, beide Geschlechter wechselseitig, einzelne Körperteile zu vergleichen beliebte, als bedenklich ab und wünschte statt dessen ein synthetisches Verfahren, wie er es schon einige Jahre vorher in seinem „Versuch über die Gestalt der Tiere“ zum Ausdruck gebracht hatte. Er wollte das Mannigfaltige zur Einheit zurückführen, um dann erst aus der gewonnenen Einheit Folgerungen für das Besondere zu ziehen.

Die Schrift ist, wie die meisten Abhandlungen Goethes dieser Art, ein Torso, mehr ein methodischer Wegweiser als ein wissenschaftliches Ergebnis. Nur in dem zweiten Abschnitt, wo sich Goethe mit dem Bau des osteologischen Typus beschäftigt und die Knochen untereinander vergleicht, wird die in der Einleitung vorgeschlagene Methode bei den Untersuchungen gründlich und eingehend verwertet, ohne daß der Verfasser freilich auch hier zu einem abschließenden Resultat gelangt.

*

Zugleich mit Max Jacobi studierte noch ein anderer junger Mediziner in Jena, den Goethe bereits kannte, dem er aber nicht, wie dem Sohne seines Freundes, einen Anteil an seinen anatomischen Studien gestattete, obwohl er auch ihm eine freundliche Gesinnung entgegenbrachte. Es war David Veit. Dieser hatte sich, nachdem er vorher in Göttingen gewesen war, im Oktober als Student an der thüringischen Universität einschreiben lassen. Gleich nach seiner Ankunft in Jena stattete er, mit einem Empfehlungsschreiben des jüdischen Philosophen Maimon ausgerüstet, Goethe in Weimar seinen Besuch ab. Der Dichter begegnete ihm mit

großer Liebenswürdigkeit. Vielleicht trug die Empfehlung Maimons, dessen unlängst erschienene, von Karl Philipp Moritz herausgegebene Lebensgeschichte großes Aufsehen erregt hatte und auch in dem Jena-Weimar-Kreise viel erörtert worden war, einiges zu der günstigen Aufnahme bei. Goethe unterhielt sich jedenfalls länger mit Veit über Dichtkunst, Philosophie, Theater und andere Materien, lud ihn beim Abendessen ein, seinen Besuch zu wiederholen und bot ihm an, daß er sich nur an ihn wenden möge, wenn er in Jena etwas brauchte. Veit verkehrte viel bei Humboldts, und dort traf er wohl auch zuweilen mit Goethe und Schiller zusammen. Der begabte junge Student hatte einen scharfen beobachtenden Blick und pflegte über alles, was er sah und hörte, kritisch urteilend, an seine Freundin Rahel Levin zu berichten. So sind diese Briefe eine Art Chronik über die geistigen und gesellschaftlichen Zustände der Universitätsstadt während des ersten Freundschaftsjahres der beiden Dichter. Daß Goethes Persönlichkeit und Schaffen dabei im Vordergrund stand und in den Mitteilungen häufig erwähnt wurden, ist nicht verwunderlich, gehörte doch Rahel, noch ehe sie den Gefeierten persönlich kennenlernte, nicht nur zu den aufrichtigsten, sondern auch überzeugtesten Verehrerinnen seiner Kunst. Veit schildert die Gespräche zwischen ihm und dem Dichter, er analysiert ihr sein Wesen, wie es sich in seiner Auffassung spiegelt, und er unterhält sich mit ihr über seine Dichtungen, namentlich über den „Wilhelm Meister“. Manchmal machen seine Berichte auch etwas den Eindruck des Klatsches. So, wenn er schreibt:

Auf der Redoute in Weimar, die als eine bloße Tanzgesellschaft in dem Komödienhause, mit einigen simplen, aber geräumigen Nebenzimmern, nicht übel ist, wüßte ich nichts Merkwürdiges erlebt zu haben. Man hat Pharao gespielt, hat Goethe drehen (so nennt man hier langsam walzen) gesehen, hat die Vulpius gesehen und abscheulich gefunden, hat diverse weimarische Mamsells, die gar nicht begreifen können, warum ein junger Mensch nicht tanzt, und bloß, wenn ihn die Karten im Stich lassen, sein Wesen mit ihnen hat, ziemlich weitläufig gesprochen und wieder tanzen lassen; man hat den andern Tag eine elende Operette von häßlichen Schauspielerinnen aufführen hören, und hat sich im Theater mit einer Aumannschen Tochter aus Potsdam, die jetzt Geliebte eines ehemaligen Studenten aus Jena ist, und in Manneskleidern umhergeht, darum sehr amüsiert, weil sie die Berlinerin *ihrer* Klasse so rein darstellte, sich erst gar nicht einlassen wollte, und so wie ich von allerlei Berliner Vorfällen sprach, gleich munter wurde u. s. w. (An Rahel, Jena, 8. Februar 1795.)

Doch abgesehen von solchen gelegentlichen Klatschgeschichten enthalten Veits Briefe an Rahel manche treffende Bemerkung. Namentlich über das Theater, das er bei jeder Anwesenheit in Weimar besuchte. Höchst mäßig, ja sogar schlecht erschienen ihm mehrfach die Singspielaufführungen, wogegen er einmal zu seiner Verwunderung einer guten Vorstellung von Goldonis Lustspiel „Der Diener zweier Herren" beiwohnte. Veit berichtet, daß die Schauspieler behauptet hätten, Goethe könnte wohl etwas schreiben, aber nichts angeben und von der Schauspielkunst verstände er gar nichts. Wenn auch Goethe damals noch nicht jenen Eifer des Interesses aufbrachte, den man von ihm als Bühnenleiter erwarten durfte, und wenn er auch vieles bisher noch so gehen ließ, wie es bisher gegangen war, so kann man ihm, der im

Johann Gottlieb Fichte
Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury
(Phot. aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig)

Juſtus Chriſtian Loder
Nach einem Gemälde von F. Tiſchbein, geſtochen von J. G. Müller
(Schiller-Nationalmuſeum, Marbach)

„Wilhelm Meiſter“ die feinſinnigſten Worte über die Schauſpielkunſt geprägt hat, doch nicht das kritiſche Vermögen aberkennen, Wert und Unwert ſchauſpieleriſcher Leiſtungen zu unterſcheiden. Es ſpricht alſo aus jenem hingeworfenen abfälligen Urteil die gedankenloſe Selbſtüberhebung, in der ſich der Durchſchnittsmime oft ſo gern gefällt, und daß die damaligen Weimarer Schauſpieler zu dieſer Kategorie des Mittelmäßigen durchaus zu zählen waren, darüber gehen wohl die Meinungen kaum auseinander.

*

Das an neuen Bekanntſchaften reiche Jahr 1794 führte Goethe auch mit dem ſchwäbiſchen Dichter Friedrich Hölderlin zuſammen. Dieſer war von 1793 bis 1795 Hauslehrer bei den Kindern Charlotte von Kalbs in Waltershauſen bei Gotha und kam zuweilen nach Jena, um Schiller zu beſuchen, der ſich für den jungen Poeten aufrichtig intereſſierte und einen Teil ſeines „Hyperion“ in der „Thalia“ abgedruckt hatte. Bei einer ſolchen Gelegenheit, vermutlich Anfang November, ſah er Goethe zum erſtenmal. Freilich erfuhr er erſt ſpäter, daß der Fremde, deſſen Namen er bei der Vorſtellung nicht verſtanden hatte, kein anderer als Goethe geweſen war. Etwas näher lernte er ihn ein paar Wochen ſpäter kennen, und den Eindruck, den er dabei gewann, prägte er nun in die Worte:

Ruhig, viel Majeſtät im Blicke und auch Liebe, äußerſt einfach im Geſpräche, das aber doch hie und da mit einem bittern Hiebe um ihn und ebenſo bittern Zuge im Geſichte und dann wieder von einem Funken ſeines noch lange nicht

erloschenen Genies gewürzt wird. So fand ich ihn. Man sagte sonst, er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen Unsereinen verstand, so log man. Man glaubt oft, einen recht guten Vater vor sich zu haben. (Hölderlin an Ludwig Neuffer, 19. Januar 1795.)

Und an seinen gleichaltrigen Landsmann, den später berühmt gewordenen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, schrieb er über diese Begegnung bald darauf:

Es ist der schönste Genuß unseres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden bei so viel Größe. Er unterhielt sich auch so sanft und freundlich, daß mir recht eigentlich das Herz lachte und noch lacht, wenn ich daran denke. (26. Januar 1795.)

*

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß seit dem ereignisreichen Sommer des Jahres 1794 Goethes geistige Beziehungen mehr auf Jena als auf Weimar hinwiesen. Nur mit dem im unfreiwilligen Exil Emkendorf weilenden Jugendfreund Jacobi werden Briefe gewechselt und ihm in der Ferne ein Anteil an den Bestrebungen und Arbeiten gewährt. Durch das häufige Zusammentreffen mit Jacobis Sohn Max, den Goethe wie einen eigenen Sohn behandelte und der auch die Weihnachtsfeiertage bei ihm verbrachte, wurde außerdem ein fast familiäres Band geschaffen, das zu einer intimeren Berichterstattung nötigte, die über einen freundschaftlichen Gedankenaustausch hinausging; denn dem Vater lag daran, aus dem Munde des Freundes zu hören, wie sein Sohn sich unter dessen Augen entwickelte. In dieser Hinsicht konnte Goethe ihm nur

Befriedigendes mitteilen. Max war strebsam und fleißig und steuerte, ohne sich irgendwie ablenken zu lassen, auf das ihm vom Studium gewiesene Ziel los. Gern hätte Fritz Jacobi jetzt, da ihn ein böses Schicksal in die Fremde, obschon in eine gastliche Fremde, verschlagen hatte, eine neue Folge der schönen harmonischen Pempelforter Tage von 1792 erlebt; er lud darum, unterstützt von seiner freundlichen Gastgeberin, der Gräfin Julie Reventlow, Goethe nach Emkendorf ein:

Solltest Du Lust bekommen, diese Gegenden zu besuchen, so darfst Du mir nur schreiben, wenn und wo Du mich treffen willst, und Du wirst mich finden. Julie Reventlow allein lohnte die Mühe der Reise. Dich dringend einzuladen, habe ich nicht das Herz; wie ich gern Dich bitten möchte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich weiß, es würde Dich nicht reuen, dieses Land und seine Menschen gesehen zu haben; ich glaube nicht, daß eine Bevölkerung dieser Art anderswo leicht zu finden ist, und Du bist auch gerade der Mann, der es genießen und Vorteil daraus ziehen könnte, wie nicht leicht ein anderer.

Goethe war eine Zeitlang nicht abgeneigt, dieser Einladung Folge zu leisten. Aber dann besann er sich eines andern. Er wies den Plan nicht ganz von der Hand, stellte seine Verwirklichung, auch zu einer späteren Frist, in den Bereich des Zweifelhaften.

Eine Reise zerstreut uns von dem, was wir haben und gibt uns selten das, was wir brauchen, erregt vielmehr neue Bedürfnisse, bringt uns in neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen sind. (An Fr. Jacobi, 28. Dezember 1794.)

Es ist begreiflich, daß Goethe im Hinblick auf den neuen Lebenskreis, in den er eingetreten war, nur

ungern Weimar für längere Zeit verlassen und eine weitere Reise unternehmen wollte. Die neuen Gesinnungsgenossen in Jena mochte er nicht entbehren. Nach Jena konnte er jederzeit gelangen. Das war keine Reise, sondern nur ein Ausflug, der völlig in seinem Belieben lag und keiner Vorbereitungen bedurfte. Das Leben mit Schiller und Humboldt füllte seine geselligen und geistigen Bedürfnisse völlig aus und sein häusliches Wesen drehte sich still auf seiner Achse weiter, wie er im Februar Jacobi gestand.

Weimar zeigte auch nicht mehr die geistige Regsamkeit und gesellige Freiheit wie früher. Die Personen, die Anna Amalias Musenhof gebildet hatten, waren älter und phlegmatischer geworden. Außerdem fehlte das schöne Band der Eintracht, das einst so harmonisch die Geister miteinander verknüpft hatte. Die 1791 begründete Freitagsgesellschaft bestand zwar noch, aber sie tagte nur selten und über ihre Zusammenkünfte schwiegen die Beteiligten sich aus. Da war Goethe wiederum der Spiritus rector, der nach dieser Richtung hin anregend und belebend eingriff. Er versammelte während der Spätherbst- und Wintermonate Freitags in seinem Hause einen Abendzirkel, der etwa zwölf Personen und hauptsächlich die Mitglieder der Freitagsgesellschaft umfaßte. Gelegentlich erschien der Herzog oder tauchten Gäste aus Jena, wie zum Beispiel Humboldt, auf. Das Vortragsthema dieser Sitzungen war Vossens vor einem Jahr erschienene Übersetzung der „Ilias". Goethe, von Jugend an mit dem Homer aufs innigste vertraut, waltete als Vorleser. Böttiger, der sich ebenfalls unter den Zuhörern befand, erzählte,

daß Goethes treffliche Deklamationen und richtig wechselndes Andante und Adagio die härtesten Stellen außerordentlich sanft und milde erscheinen ließen. Man erkannte deutlich, daß diese Poesie ganz und gar für die Aufnahme durch das Ohr geschaffen sei. Auch Humboldt war, wie Schiller berichtet, des Lobes voll über diese Art, den Homer vorzutragen, worüber Goethe eine große Befriedigung empfand; denn er hatte sich nicht ohne Sorge zu diesen Vorlesungen entschlossen und freute sich, daß trotz der Verschiedenheiten der Teilnehmer ein guter Genius bisher über den Stunden gewacht hatte. Man begnügte sich nämlich nicht nur mit dem Lesen des Gedichtes, sondern verglich es mit dem Original, kommentierte den Text und kritisierte die Übersetzung, wobei sich Wieland besonders rege an der Diskussion beteiligte.

Wir wissen, welches tiefe Verhältnis Goethe zu Homer hatte. Keine Erscheinung der Weltliteratur — nicht einmal Shakespeare — hat ihn so eingehend in allen Phasen seines Lebens beschäftigt, wie diese gewaltige Schöpfung griechischen Geistes. Von dem ersten Aufflackern des Verständnisses für Homer unter Herders literarischer Mentorschaft in Straßburg, bis zu den bedeutsamen Auseinandersetzungen mit Schiller über das Wesen der epischen Poesie erfuhr seine Homerbetrachtung manche Wandlung, aber immer gleich blieb die rückhaltlose Bewunderung für die gewaltige künstlerische Größe dieses Gedichtes, die ihm vollends in Italien aufging, als er die „Odyssee" als Kommentar und Reisebegleiter mit nach Sizilien genommen hatte. Aus Homer schöpfte er die Inspiration zu seiner „Nau-

sikaa", „Achilleis", zur Helenadichtung im „Faust" und überhaupt zu mancher dichterischen Gestalt seines späteren Schaffens. Niemals aber stand Goethe tiefer im Banne Homers als in den ersten Jahren seiner Freundschaft mit Schiller, da auch das Versmaß, im dem die beiden großen Epen geschrieben sind — der Hexameter — die vorwiegende metrische Form seiner Dichtungen wurde.

Zu gleicher Zeit, als Voß durch seine Meisterverdeutschung der „Ilias" den tiefen Gehalt dieser Dichtung auch der nicht humanistisch gebildeten Leserwelt erschloß, versuchte der Hallenser Professor und Reorganisator der klassischen Philologie Friedrich August Wolf, auf Grund eindringlicher Studien des griechischen Altertums nachzuweisen, daß die „Ilias" und „Odyssee" nicht das Werk eines einzelnen Dichters seien, sondern gewissermaßen von einer familia Homeridarum hergeleitet werden müßten; die Rhapsodien verschiedener Rhapsoden wären erst von späteren Kritikern zur Zeit der Pisistratiden zu einheitlichen Epen zusammengestellt worden. Diese Ansicht trug Wolf in den 1795 erschienenen „Prolegomena ad Homerum" vor und sie riefen begreiflicherweise nicht geringes Aufsehen hervor. Ende April oder Anfang Mai lernte Goethe bei Humboldt Wolf persönlich kennen, der ihm bald darauf seine kritische Schrift übersandte. Während Schiller sich von vornherein ablehnend zu Wolfs Theorie stellte — denn er fand den Gedanken von einer rhapsodischen Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung des harmonischen Ganzen so barbarisch, daß sich sein ästhetisches Gefühl dagegen

sträubte —, während Wieland nur ironisch schmunzelnd meinte, daß der alte Homer nun auch seinen Heiligenschein verliere wie ein anderer Sterblicher, Herder wiederum, seinem Temperament gemäß, gleich zu einem heftigen Angriff gegen den Verkünder solcher Ketzereien sich anschickte, nahm Goethe eine abwartende kühle Haltung ein. Zunächst freilich scheint er sich zu Schillers Standpunkt etwas hingezogen gefühlt zu haben. Aber er drückte sich immer noch vorsichtig aus. So schrieb er an Schiller am 17. Mai:

Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich gelesen, sie ist interessant genug, hat mich aber schlecht erbaut. Die Idee mag gut sein und die Bemühung ist respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr Subjektives, als man denkt, in diesem Krame.

Es ist wohl auf Humboldts Bemühungen zurückzuführen, daß Goethe diese anfängliche Mißbilligung bald in wohlwollendem Sinne korrigierte. Humboldt war nicht nur ein aufrichtiger Freund des bedeutenden Philosophen, sondern auch dessen enthusiastischer Bewunderer, da er ihm seine tiefsten Kenntnisse des griechischen Altertums verdankte. Anfang Juni meldete er jedenfalls nach Halle an Wolf:

Gegen Mittag kam Goethe zu mir und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äußerst gut geworden und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit.

Allein die Methode und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich gesagt, daß in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sei.

In einem ähnlichen Sinn sprach sich Goethe auch selbst in einem Brief an Wolf aus, den er allerdings erst im Herbst an ihn schrieb. Goethe sah sich durch die Aufrollung der „Homerischen Frage" in einen Zwiespalt versetzt. Als Dichter mußte er eine Scheidewand zwischen sich und dem Kritiker aufrichten, weil der Beruf des Dichters im Zusammenfügen, Verbinden und Vereinigen ungleichartiger Stücke zu einem Ganzen besteht, der Kritiker dagegen danach trachtet, aufzulösen und das gleichartigste Ganze in Teile zu zerlegen. Er las seinen Homer mit Bewunderung und wollte ihn lieber als Ganzes denken und als Ganzes freudig empfinden. Andererseits mochte er doch den Kritiker nicht in hundert Fällen entbehren und hierbei empfand er es dankbar, wenn ihm bei einzelnen Stellen, die allen Eindruck störten, von einem wissenschaftlich durchgebildeten Fachmann mit glaubwürdiger Begründung die Unechtheit solcher Stellen nachgewiesen wurde. Er konnte also einesteils der wissenschaftlichen Autorität Wolfs nicht widerstehen, andernteils sich aber auch nicht mit dem Gedanken befreunden, daß der Homer etwas Uneinheitliches sei. Die Überzeugung von der Einheit und Unteilbarkeit des Gedichts befestigte sich in späteren Jahren immer mehr bei Goethe. Und obschon er von Wolfs philologischen Leistungen stets mit Anerkennung und Achtung sprach, wurde die Homertheorie von ihm später ebenso verworfen. Zu Eckermann äußerte er als alter Mann, mehrmals auf die

vielumstrittene Hypothese zurückkommend, Wolf habe zwar den Homer zerstört, aber dem Gedicht habe er nichts anhaben können; dieses Gedicht besäße die Wunderkraft der Helden Walhallas, die sich morgens in Stücke hauen und mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tisch setzen. Poetisch ausgedrückt kehrt diese Ansicht wieder in dem 1821 entstandenen Gedicht

„Homer wider Homer":

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß „Ilias" nur ein Flickwerk sei.

Mög unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Drittes Kapitel

Zerstreutes Leben und Wirken

(Juli bis Dezember 1795.)

Als Goethe Anfang Mai wieder von einem Ausflug nach Jena heimgekehrt war, zog er sich eine Erkältung zu, die sich in Fieber und neuralgischen Schmerzen der rechten Körperhälfte äußerte. Dieser Zustand wurde ihm insofern sehr lästig, als er sich jetzt gerade mit den Proben seines Singspiels „Claudine von Villa Bella" beschäftigte, das in der Komposition Reichardts am 30. Mai zur Aufführung gelangte. Doch legte sich das Übel bald. Aber Anfang Juni trat ein Rückfall ein in Form einer Backengeschwulst, die nach Böttigers Bericht ihm das Aussehen einer Kropfgans gab und ihn eine Zeitlang an das Haus fesselte. Seine Gesundheit ließ überhaupt in der letzten Zeit manches zu wünschen übrig, und darum entschloß er sich, für einige Wochen nach Karlsbad zu gehen, das ihm schon zweimal geholfen hatte, und wo er seit neun Jahren nicht wieder gewesen war.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Jena traf er am 4. Juli dort ein. Die Brunnenkur bekam ihm sehr gut und fegte, wie er an Christiane schrieb, alles Böse aus, so daß er hoffen konnte, „recht ausgespült" zurückzukehren. Er hatte sich vorgenommen, hier viel zu schaffen und zu diesem Zweck manches Manuskript in seinen Reisekoffer gesteckt — vor allem wollte er seine naturwissenschaftlichen Bemühungen revidieren —, aber sehr bald gab er diese Hoffnung auf und verbrachte seine Tage wie ein echter Kurgast, „in einem absoluten Nichtstun", das er durch Zerstreuungen und abwechslungsreiche Unterhaltungen sich angenehm machte.

Karlsbad war schon damals ein sehr besuchter Kurort und zugleich beliebter Treffpunkt der vornehmen internationalen Welt. Adel und gebildetes Bürgertum strömten aus verschiedenen Ländern hier zusammen. Und wie heute, so pflegte schon in jener Zeit das bunte Band der Geselligkeit sich um die Kurgäste zu schlingen und ihnen durch reizvolle Verkettung von Unterhaltungen mancherlei Art — Konzerte, Assambleen, Bälle und dergleichen — die müßiggängerischen Stunden auszufüllen. Niemand konnte sich von diesem Treiben ausschließen, am wenigsten der, dem Bedeutung und Ansehen einen besonderen Nimbus verliehen. So sah sich auch Goethe bald in den Trubel der Zerstreuungen hineingezogen. Er war den ganzen Tag unter Menschen, und dieser rege Verkehr machte ihm viel Vergnügen. Man suchte seine Nähe, verehrte und bewunderte ihn. Er galt jetzt vor allem als der Dichter des „Wilhelm Meister" und der „Römischen Elegien", die gerade eben im Juliheft der „Horen" erschienen waren. Daß es übrigens Menschen gab, die das nicht wußten, zeigt ein amüsantes Vorkommnis, das der Dichter dem Freunde nach Jena berichtete. Eine allerliebste junge Dame verwechselte ihn nämlich mit Klinger und sagte ihm,

daß ſie ſeine letzten Schriften mit größtem Wohlgefallen geleſen und daß ſie beſonders die Geſchichte Giaffars, des Vermeciden, intereſſiert hätte. Goethe ſpielte willig die ihm zugeteilte Rolle und hüllte ſich „in Freund Klingers hinterlaſſene arabiſche Garderobe“ ein, um ſeiner Gönnerin in dem vorteilhafteſten Lichte zu erſcheinen. Schiller wünſchte ihm in ſeinem Antwortbrief herzlich, daß ihm die Klingerſche Maske recht viele freundliche Abenteuer einbringen möge und meinte, er „halte es für gar nichts Schlechtes, ſich unter einem ſolchen Namen bei Damen wohl aufgenommen zu ſehen“.

Dieſes „allerliebſte Weibchen“, mit dem Goethe gleich einen Roman aus dem Stegreif anknüpfte, war eine Berlinerin namens Marianne Meyer, die ſich ſpäter mit dem Fürſten Heinrich XIV. von Reuß vermählte und den Namen von Eybenberg erhielt. Es iſt derſelbe Fürſt Reuß, den Goethe in der Champagne kennengelernt und dem er ſeine Farbenlehre am Lagerfeuer auseinandergeſetzt hatte. Sie weilte mit ihrer Schweſter Sara, die ſpäter einen Baron von Grotthuß heiratete, in Karlsbad zur Kur. Goethe ſcheint mit den beiden hübſchen Damen häufig zuſammen geweſen zu ſein und manchen Scherz mit ihnen getrieben zu haben. Denn Wilhelm von Humboldt berichtet aus Berlin:

Von Goethe höre ich hier allerlei perſönliche Geſchichten erzählen, die von zwei getauften Jüdinnen, die mit in Karlsbad waren, herkamen. Außerdem, daß er ihnen ſoll erſtaunlich viel vorgeleſen, in Stammbücher und auf Fächer geſchrieben, und ihre Produktionen korrigiert haben, erzählt auch die eine, die ſonſt ein ſehr ſchönes Mädchen war, daß

er ihnen die einzelnen Gelegenheiten erzählt habe, die ihn zu den Elegien veranlaßt, namentlich die zu dem Vers: „Und der Barbar beherrſche römiſchen Buſen und Leib“. (An Schiller 12. Oktober 1795.)

Dieſe beiden Schweſtern waren wohl hauptſächlich gemeint, wenn Goethe in ſeinen Briefen an Chriſtiane auf die „Augelchen“ anſpielte; er fügte aber gleich hinzu, daß ſie ihr keinen Abbruch täten, denn er ſähe nun erſt recht, wie man Urſache habe, ſeinen treuen Hausſchatz zu lieben und zu bewahren. Und ein anderes Mal ſchreibt er:

Die Geſellſchaft iſt ſehr zahlreich und angenehm, es gibt manchen Spaß und Augelchen die Menge, wobei ich mich immer mehr überzeuge:

Von Oſten nach Weſten,
Zu Hauſe am beſten.

(An Chriſtiane, 15. Juli 1795.)

Goethe fühlte ſich in Karlsbad nach langer Zeit nicht als Dichter und Gelehrter, ſondern als heiterer, ja zuweilen ausgelaſſener Geſellſchafter. Der liebenswürdige Cauſeur, der in den letzten Jahren in Weimar geſchwiegen hatte, kam in der charmanten weiblichen Umgebung wieder zum Vorſchein und zeigte ſich in ſeiner ſchillernden Geſtalt. Sehr häufig weilte er bei der feinſinnigen und klugen deutſchen Dichterin Friederike Brun, die, mit einem reichen däniſchen Kaufmann vermählt, ihr Leben meiſt im Auslande verbrachte und jetzt mit ihren Kindern und einem Hauslehrer ſich in Karlsbad aufhielt, um in Kürze nach Italien zu reiſen. Sie war eine geſellige Natur, und ihre Räume ſtanden ſtets einem regen Verkehr offen. Die Göchhauſen, die

damals gerade auch eine Kur brauchte, führte Goethe bei ihr ein. Hier lernte er die ſchon erwähnten beiden Schweſtern kennen, eine Hofdame aus Dresden, Fräulein von Bradele, die einer Bachantin aus der niederländiſchen Schule ähnelte und ihn lebhaft intereſſierte; hier traf er mit einer ſchönen Polin Thereſe Rzowska zuſammen, einem ſtillen lieben Weſen, das, wie er ein Vierteljahrhundert ſpäter dem Kanzler von Müller erzählte, zunächſt faſt wie ein Aſchenbrödel von der Menge ganz unbemerkt geblieben wäre, bis er ſie, ihre Vorzüge erkennend, wie eine Kaſtanie aus der Aſche hervorgeſucht hätte, worauf ſie ſich als „ein allerliebſter ſarmatiſcher Hanswurſt, voll Verſtand, Laune, Frohſinn“ entpuppt habe; und hier begegnete er zuweilen der Schauſpielerin Friederike Unzelmann und Rahel Levin. Letztere, über die ihm David Veit im vergangenen Winter ſchon ſo viel berichtet hatte, gefiel ihm insbeſondere deswegen, weil ſie Empfindung und Verſtand in anmutigſter Weiſe in ſich vereinigte. Als er im Auguſt mit Veit auf einem Balle zuſammentraf, ſprach er ſich darüber aus, und dieſer mußte natürlich ſofort ſeine Freundin über Goethes Urteil unterrichten. Rahel antwortete darauf in einem Briefe, den ſie an Veit und ſeinen Reiſegefährten Horn zugleich richtete:

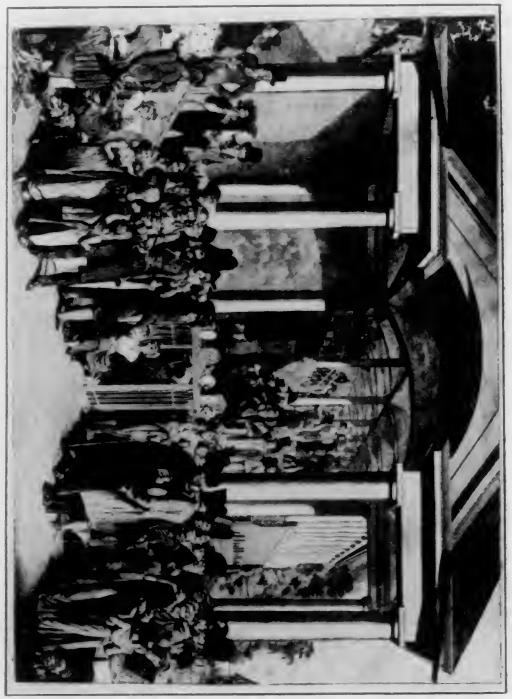
Wieſo kann er wiſſen, daß ich Empfindung habe!? Niemandem hab' ich mich in meinem Leben weniger in irgendeiner Art zeigen können, als ihm. Durch Zeitumſtände. Und Menſchen; liebe Menſchen. Doch geſchwiegen davon. Wie von allem Redewerten. Er iſt Goethe. Und was ihm ſcheint und er ſagt, iſt wahr. Von mir ſelbſt glaub' ich ihm. Ich ſeh ihn ſchon einmal wieder, das andere Kurjahr. Wenn Sie ihn vor Berlin ſehen, Horn, ſo grüßen Sie ihn, von dem Menſchen, der ihn immer angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn niemand rühmte, verſtände, bewunderte. Und wenn er ſich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anſchreiende Extravagance ſagen ließ, ſo ſollt' er's nicht tun und lieber bewundern, daß ſie ihn ſo reſpektierte, daß es einen Reſpekt gäbe, der ſie allein zurück hielte, es ihm nicht zu ſagen. Hab ich Recht? Ja, ja, ich bet' ihn an. Sagen Sie ihm, es wäre nicht Affektation, ſondern Pflaumenweichheit. Uberhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die andern alles affektierten, was ich im Ernſt meine. Habe ich Recht? Ja, ja, ich bet' ihn an. (8. September 1795.)

Friederike Bruns feiner Beobachtungsgabe entging es nicht, wie verſchieden Goethe ſich dem ſchönen Geſchlecht gegenüber benahm. Sein Ton im Verkehr mit Frauen, die nicht ſtreng auf ſich hielten, war, ihrer Meinung nach, nicht fein, ja, er war oft ſogar „fauſtiniſch wild“, namentlich bei Anweſenheit von Frauen, die nur Schönheit in die Wagſchale ihrer Perſönlichkeit zu werfen vermochten. Hingegen konnten leidende Frauen keinen ſanfteren und teilnahmsvolleren Freund als ihn finden. Friederike ſelbſt drang erſt allmählich in Goethes Weſen ein, weil er ihr gegenüber gleichfalls ſein Betragen wechſelte. Er erſchien ihr als eine merkwürdige Proteusnatur. Am erſten Abend ſah ſie nur den Verfaſſer des „Wilhelm Meiſter“ und war ein wenig enttäuſcht; denn ſie hatte gehofft den Dichter des „Taſſo“, der „Iphigenie“ und des „Werther“ zu ſehen und vor allem den Sänger „jener herzempörenden, herzſchillernden, jener ſanft einlullenden und aufſchreckenden Lieder.“ Dann kamen Tage, wo der „Werther“ und der „Egmont“ aus ihm hervorleuchteten, und zuweilen erinnerte er ſie leibhaftig an ſeinen „Fauſt“; nur den „Taſſo“ ver-

mißte ſie. Die Grazie und Eleganz, die aus ſeinen Verſen ſtrömt, übertrug Friederike als Frau auf das Äußere, und dieſe Vorzüge fehlten Goethe. Bei aller edlen Bildung ſeines Geſichts, bei allem ſchönen männlichen Wuchs, bei aller Tiefe des unvergeßlichen Augenpaares, entbehrte doch ſein ganzes Weſen der Leichtigkeit und Gewandtheit der Form. Darum konnte er in den Anfängen der Bekanntſchaft, ehe ſich ſeine hervorragenden Eigenſchaften erſchloſſen, Verehrerinnen, die ihn bisher nur aus der Ferne bewundert hatten, ohne ihn perſönlich zu kennen, wohl zunächſt enttäuſchen. „Wir ſahen uns täglich“ — ſchreibt ſie — „erſt mit Neugier, dann mit Intereſſe, dann ſchieden wir voneinander mit Wohlwollen.“ Anfangs glaubte ſie, er erblickte in ihr auch nur ein Objekt für ſeine Menſchendarſtellung, weil er ſie mit dem Blick eines forſchenden Beobachters betrachtete, doch eines Beobachters ohne Hoffnung und Glauben an reinen Menſchenwert. Ganz und gar nicht konnte ſie ſich befreunden mit ſeinen paradoxen Äußerungen, am wenigſten aber damit, daß er, ſobald man ihm auf den Leib rückte, ſeine Ausſprüche mehr wie halb zurücknahm, wodurch nicht ſelten leere Redensarten übrigblieben. Aber allmählich öffnete er mit viel Bonhomie ſein Inneres, ließ ſie in ſeine Verhältniſſe Einblick tun und enthüllte ihr ſeinen ungemein reichen Fond von Wahrhaftigkeit und Güte, ſo daß ſie in ihm zuletzt „eines der ſeltenſten Exemplare der Menſchheit in voller Kraft eines unbeugſamen Willens und hohen Geiſtes“ ſah.

Auf der Rückreiſe von Karlsbad machte Goethe vom 11. bis zum 16. Auguſt in Jena Station. Das Be-

Anſicht von Karlsbad
Nach einem alten Stich



Badeleben in Karlsbad

Stich aus dem Ende des 18. Jahrhunderts

dürfnis, sich mit Schiller auszusprechen, war noch stärker als die Sehnsucht, die ihn zu den Seinigen trieb. Erst am 17. weilte er bei ihnen, doch eine Woche später saß er wieder im Reisewagen und fuhr mit Bergrat Voigt nach Ilmenau, wo seine Gegenwart dringend gewünscht wurde. Dort waren seit jenem wichtigen Gewerktage vom 6. Juni 1791[1]), der ein größeres Betriebskapital bewilligte, verschiedene bedeutsame Verbesserungen in der Bergbauanlage vorgenommen worden. Man hatte zunächst das Wasser bezwungen, die Schichten des edlen Flözes erreicht und Schiefer in reichlicher Menge zutage gefördert. Auf Grund der Untersuchung durch den Hüttenmeister Schrader aus Richelsdorf in Hessen sollte das Schieferflöz einen hohen Silbergehalt aufweisen, während andere Sachverständige dies bestritten. Man trieb infolgedessen drei Örter nach dem aufsteigenden Rücken zu, weil nach alten Erfahrungen das Flöz immer dort am edelsten gewesen war, wo es sich aus der horizontalen Lage im Winkel aufrichtete, förderte das Erz fleißig weiter, traf Anstalten für den Bau eines Poch- und Waschwerkes und errichtete eine Schmelzhütte. Beim Schmelzen wurde festgestellt, daß der Schiefer ein taubes Gestein sei und daß nur der Schlick, den man durch Pochen und Waschen aus den Sanderzen gewann, eine metallische Ausbeute versprach. Für die Bearbeitung des Schlicks mußten jedoch die Öfen umgebaut und das Verfahren geändert werden. Dazu fehlte es wiederum an Geld. Ein im Dezember 1793 abgehaltener Ge-

[1]) S. Band „Vereinsamung" dieser Biographie S. 51 f.

Badeleben in Karlsbad

Stich aus dem Ende des 18. Jahrhunderts

dürfnis, sich mit Schiller auszusprechen, war noch stärker als die Sehnsucht, die ihn zu den Seinigen trieb. Erst am 17. weilte er bei ihnen, doch eine Woche später saß er wieder im Reisewagen und fuhr mit Bergrat Voigt nach Ilmenau, wo seine Gegenwart dringend gewünscht wurde. Dort waren seit jenem wichtigen Gewerktage vom 6. Juni 1791[1]), der ein größeres Betriebskapital bewilligte, verschiedene bedeutsame Verbesserungen in der Bergbauanlage vorgenommen worden. Man hatte zunächst das Wasser bezwungen, die Schichten des edlen Flözes erreicht und Schiefer in reichlicher Menge zutage gefördert. Auf Grund der Untersuchung durch den Hüttenmeister Schrader aus Richelsdorf in Hessen sollte das Schieferflöz einen hohen Silbergehalt aufweisen, während andere Sachverständige dies bestritten. Man trieb infolgedessen drei Örter nach dem aufsteigenden Rücken zu, weil nach alten Erfahrungen das Flöz immer dort am edelsten gewesen war, wo es sich aus der horizontalen Lage im Winkel aufrichtete, förderte das Erz fleißig weiter, traf Anstalten für den Bau eines Poch- und Waschwerkes und errichtete eine Schmelzhütte. Beim Schmelzen wurde festgestellt, daß der Schiefer ein taubes Gestein sei und daß nur der Schlich, den man durch Pochen und Waschen aus den Sanderzen gewann, eine metallische Ausbeute versprach. Für die Bearbeitung des Schlichs mußten jedoch die Öfen umgebaut und das Verfahren geändert werden. Dazu fehlte es wiederum an Geld. Ein im Dezember 1793 abgehaltener Ge-

[1]) S. Band „Vereinsamung" dieser Biographie S. 51 f.

werktag, den Goethe wieder mit einer Ansprache eingeleitet hatte, war zu keinem positiven Ergebnis hinsichtlich der Fortführung des Bergbaus gekommen, sondern nur zu dem Beschluß, einen Deputiertenausschuß zu bilden, der alljährlich an bestimmten Tagen zusammentreten und alle für den Betrieb notwendigen Maßnahmen, gemäß den Vorteilen der Gewerkschaft, beurteilen und bestimmen sollte. Dieser Ausgang der Tagung bedeutete natürlich vorläufige Stillegung der Arbeiten in den Schächten und Hüttenwerken. Als dann am 28. August 1794 der Gewerkenausschuß seine erste Sitzung abhielt, an der Goethe diesmal nicht teilnahm, wurde grundsätzlich das vorgeschlagene Poch- und Waschwerk genehmigt. Gleichzeitig floß durch einen beschlossenen neuen Zuschuß von zwei Laubtalern auf den Kux und einer unter Garantie des Herzogs aufgenommenen Anleihe von 5000 Talern wieder Geld in die Kasse, und es konnte die Ausführung der erforderlichen Bauten — des Poch- und Waschwerks, eines Rührwerks, um die zähen Schlammassen zu bearbeiten, und zweier neuer Stoßwerke — in Angriff genommen werden. Der Feststellung, wie weit diese Arbeiten fortgeschritten seien, diente in erster Linie Goethes Inspektionsreise.

Die Kontrolle nahm längere Zeit in Anspruch, als man vorausgesehen hatte. Die Ergebnisse der Besichtigung befriedigten Goethe keineswegs. Er sah schon voraus, daß die Poch- und Waschanstalt sowie das nächste Schmelzen betrübende Resultate ergeben und „daß sowohl Wäschen als Schmelzen nicht Proben des Ertrags, sondern Proben der Behandlung sein" würden,

weil alles zwecklos sei, solange man dem Hauptübelstand — der Unergiebigkeit der Erze — nicht abhelfe. Dieses konnte nur geschehen, wenn man durch Bohrungen in die gehaltvolleren Teile des Flözes einzudringen versuchte, was aber wiederum mit empfindlichen Unkosten verbunden war, zu deren Deckung die notwendigen Mittel fehlten. So erwies sich der Ilmenauer Bergbau nach wie vor als ein sehr problematisches Unternehmen.

Die Spätsommertage in dem idyllischen Städtchen des Thüringer Waldes empfand Goethe jedoch nach „dem gesellig müßigen Karlsbad", weil sie ihn in eine entgegengesetzte Existenz versetzten, als angenehme Abwechslung. Er weilte immer gern hier; denn die Harmonie von Gegend und Klima, den Menschen und ihrer Beschäftigung, sowie das stille, mäßige, ökonomische Streben und der bei der Abgeschiedenheit des Städtchens verhältnismäßig starke Verkehr behagten ihm. Diesmal kam noch ein besonders vergnüglicher und den Aufenthalt erheiternder Umstand für Goethe hinzu: die Gegenwart seines sechsjährigen Söhnchens.

Der kleine August war ein schöner, lebhafter Knabe. David Veit bezeichnete ihn als ein göttliches Kind. „Kohlschwarze Augen, sprechende Physiognomie, und wahres Goldhaar, das gar keine Lust zum Dunkelwerden hat." Der Vater gewährte ihm völlige Freiheit der Entwicklung; denn der Hauptgrundsatz seiner Erziehung, den er auch bei Fritz von Stein angewandt hatte, lautete: man müsse das Kind auf eigenen Beinen stehen, mit eigenen Augen sehen lassen, damit es selbständig bleibe. Es war nun für Goethe, wie er in den

„Tag- und Jahresheften" gesteht, höchst lehrreich und zugleich erfreulich, wenn er sah, wie der Kleine vernünftig fragte und alles, was man ihm sagte, mit frischem, kindlichen Sinn auffaßte und wie er „alle Gegenstände, Verhältnisse, Tätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und, viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die Tat aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne". Goethe hatte ihm einen Bergmannsanzug anfertigen lassen, und es machte dem Knaben nun viel Spaß, in die Schächte zu kriechen und die Wunder unter der Erde zu betrachten. Aber in die Kirche wollte er nicht hinein, was dem Vater die Veranlassung zu der brieflichen Bemerkung gab: „Es scheint, das entschiedene Heidentum erbt auf ihn fort." (An Voigt.)

Während Goethe in Ilmenau weilte, bereiteten sich mehrere Ereignisse vor, die ihn zu einer neuen Reise bestimmten. Am 18. Juli war der herzogliche Hof nach Schloß Wilhelmstal bei Eisenach übergesiedelt, um in dieser idyllischen Umgebung die Sommermonate zu verbringen. Bei seiner Rückkehr aus Karlsbad erhielt Goethe einen Brief des Herzogs, der, unter Hinweis auf die jüngsten Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatz, den Wunsch aussprach, daß eine erfahrene, mit aufmerksamen Augen die Dinge überschauende Persönlichkeit zur Erforschung der Verhältnisse nach der vom Feinde bedrohten Gegend entsandt werden möge. Karl August ließ dabei durchblicken, daß Goethe wohl der geeignetste Mann für diesen Auftrag sein würde.

Seit dem vorigen Herbst waren folgende wichtige Veränderungen in der politischen Lage eingetreten. Die Preußen hatten, durch das heimliche russisch-österreichische Intrigenspiel in der polnischen Frage auf ihre im Osten gefährdeten Interessen schärfer hingewiesen, den Kampf gegen Frankreich als nebensächliche Angelegenheit zu betrachten begonnen und schließlich am 5. April durch Hardenberg mit der Revolutionsregierung in Basel einen Frieden geschlossen, der die Neutralität Norddeutschlands (Hessen-Kassel und Hannover schlossen sich an) und eine am Main entlang nach dem Neckar zu laufende Demarkationslinie festsetzte, aber das linksrheinische Gebiet vorläufig unter französischem Besitz beließ. Holland hatte ebenfalls Frieden gemacht und war in dem am 16. Mai im Haag geschlossenen Bundesvertrage zur „Batavischen Republik" geworden, die nun völlig unter französischen Einfluß geriet. Die Franzosen hatten Düsseldorf und Mannheim, ja sogar Heidelberg und das Neckartal besetzt, und es lag die Gefahr nahe, daß auch Mainz und Frankfurt wieder in die Hände des Feindes gerieten.

So lagen die Verhältnisse im August. Man befürchtete, daß die Operationen, die Demarkationslinie mißachtend, auf das rechte Mainufer übergreifen könnten. Frankfurt wurde dadurch wieder aufs äußerste gefährdet, für Goethe wegen seiner Mutter ein besonderer Grund zur Besorgnis. Frau Aja hatte auf Anraten ihres Sohnes die meiste bewegliche Habe — den Weinkeller, die Bibliothek, die Gemäldesammlung — im Laufe der letzten Zeit veräußert, manches dem Sohne nach Weimar geschickt und schließlich im Mai

das schöne Haus am Hirschgraben für 22000 Gulden an den Weinhändler Blum verkauft. Seit kurzem wohnte sie in ihrer neuen Behausung am Roßmarkt, wo sie sich täglich am Anblick der aufziehenden Wache erfreuen konnte. Die Mutter wiederzusehen, ihren veränderten Haushalt kennenzulernen, unter Umständen die alte Dame aus dem bedrohten Frankfurt fortzubringen, mochten Goethe zu dieser Reise geneigt machen, so wenig der eigentliche Zweck derselben ihn reizte; denn er hatte die kriegerischen Unternehmungen im Herbstfeldzug von 1792 und bei der Belagerung von Mainz gründlich satt bekommen. So kam ihm der herzogliche Auftrag eigentlich recht ungelegen. Der Ausflug nach Ilmenau, der keinen Aufschub duldete, veranlaßte ohnehin eine spätere Festsetzung des Reisetermins; außerdem drängten notwendige Arbeiten für die „Horen" und für Unger, und endlich schickte sich sein lieber Freund und Hausgenosse Heinrich Meyer an, Weimar auf längere Zeit zu verlassen. Er wollte seine in Rom und Neapel abgebrochenen Studien fortsetzen und außerdem in Florenz manches neue Material gewinnen. Karl August, der von Meyers Aufenthalt in Italien vorderhand sich mehr Nutzen versprach als von seinem Aufenthalt in Weimar, billigte diesen Plan und zahlte einen Zuschuß von 100 Talern zu den Reisekosten. Goethe konnte sich dagegen schwer an den Gedanken gewöhnen, daß er seinen tüchtigen Gehilfen und klugen Partner bei den Gesprächen über die bildende Kunst so lange werde entbehren müssen, und tröstete sich nur mit der Hoffnung, auch für seinen Teil aus Meyers Studien Nutzen zu ziehen und vielleicht sogar dem Freunde nach Italien zu folgen.

Am 2. Oktober trat Meyer seine Reise nach Italien an, und am 11. begab sich Goethe nach Eisenach, nunmehr mit der festen Absicht, von dort nach Frankfurt weiter zu fahren. Ein eben eingetroffener Brief der Mutter, die wie immer sich auch jetzt wieder mit der schwierigen Lage humorvoll abzufinden suchte, dürfte ihn in seinem Entschluß noch bestärkt haben. Frau Aja schrieb:

Hier ist alles aufs neue in großer Unruhe — die Kaiserlichen retirieren sich — die Franzosen werden bald wieder bei uns sein — nun trösten uns zwar die sich noch hier befindenden Preußen — und sagen, die Franken gingen nur durch — und wir hätten unter ihrer Obhut nichts zu befürchten — müssen's eben abwarten — ich bin fröhlich und gutes Muts — habe mir über den ganzen Krieg noch kein Grauhaar wachsen lassen — schaue aus meinem Fenster, wie die Österreicher ihre Kranken auf Wagen fortbringen — sehe dem Getümmel zu — speise bei offenem Fenster zu Mittag — besorge meine kleine Wirtschaft — lasse mir Abends im Schauspiel was daher tragieren und singe „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht" usw. Arbeiten tue ich vor der Hand nicht viel — und wer jetzt einen Brief von mir erhält — kann dick tun — die Witterung ist zu schön — meine Aussicht zu vortrefflich — wärst du nicht der Wolfgang du hättest warten können. Nur einen Augenblick wünschte ich dich jetzt her — vor Getümmel konnte ich beinahe nicht fortschreiben — der ganze Roßmarkt steht voll Bauernwagen, die Stroh und Heu zum Markte gebracht haben — die Wachtparade der Preußen soll aufziehen — es ist auf dem großen Platz kein Raum — die Bauern kriegen Prügel usw. Von dem Bockenheimer Tor herein kommen — Wagen mit Betten — die Mainzer flüchten — genug, es ist ein Scharivari, das kurios anzuhören ist. (24. September 1795.)

Als Goethe in Wilhelmstal eintraf, fand er sich in eine zahlreiche Gesellschaft vornehmer französischer Emi-

granten versetzt. Es waren viele Aristokraten mit klangvollen Namen unter ihnen. Karl August spielte die Rolle eines Gastgebers mit großer Zuvorkommenheit und Generosität. Ihm gefielen diese Heimatlosen, die, im Gegensatz zu anderen ihrer Landsleute, mit wahrhaft vornehmer Gesinnung ihr Los trugen, sich mit kultivierter Bescheidenheit in ihr Los fanden und für die geringste ihnen bewiesene Gefälligkeit sich dankbar bezeigten. Besonders herzliche Beziehungen wurden angeknüpft mit einer Herzogin de Castries und dem Grafen Dumanoir, der, nach Goethes Ansicht, einen tüchtigen Charakter und reinen Menschenverstand besaß und der auch der Gebildetste von allen war. Der Herzog bewog den Grafen, nach Weimar zu ziehen, wo er bis zum Sommer des Jahres 1800 wohnen blieb. Seinen hübschen elfjährigen Sohn stellte er als Pagen an; hauptsächlich sollte er jedoch Gesellschafter des Erbprinzen sein und ihm „etwas exotismus und fremde Sprachen" beibringen.

Zunächst sah die Lage auf dem Kriegsschauplatz, von Eisenach aus gesehen, bei Goethes Eintreffen noch sehr bedrohlich aus. Die Flüchtlinge mehrten sich; der Landgraf von Darmstadt, Karl Augusts Schwager, war ebenfalls mit 200 Pferden in Eisenach erschienen. General Wurmser hatte zwar bei Handschuhsheim im Heidelberger Kreise einen Erfolg erstritten, aber wie sich dieser auswirken würde, wußte noch niemand. Allgemein verlautete, daß die Österreicher mit 60000 Mann über den Main gegangen seien und sich wohl um Frankfurt herum mit den Franzosen balgen würden. Da traf die Nachricht ein, daß Clairfayt den französischen

Herzog Karl August
Nach einem Gemälde von Fr. A. Tischbein

Schloß Wilhelmstal
Nach einem Aquarell von W. M. Kraus
(Sammlung Kippenberg, Leipzig)

General Jourdan bei Höchst am 11. Oktober besiegt habe. Diese Kunde ließ wieder neuen Mut schöpfen. Frankfurt war damit zunächst vor einer Bedrohung gesichert. Man konnte auf neue Erfolge hoffen. Und in der Tat gelang es denn auch Clairfayt, Heidelberg und Mannheim dem Feinde zu entreißen.

Die veränderte, zum Nachteil des Feindes sich auswirkende Lage mochte Goethe als willkommener Anlaß erschienen sein, sich seiner Kundschaftermission zu entziehen. Frau Aja, die sich auf das Kommen ihres Sohnes bereits gefreut hatte, sah sich nun um dieses Vergnügen betrogen und schrieb, ohne die Hoffnung auf das Wiedersehen aufzugeben, einen etwas resignierten Brief:

Wenn die Umstände, die sich verändert haben, dich und dein Geschäft betreffen: so kann ich nichts dagegen sagen — wäre aber unsere jetzige Lage darunter gemeint, so weiß ich wieder nicht, warum du dich abwendig machen läßt, herzukommen — zumal, da die Franzosen im Rückmarsch begriffen sind. (16. Oktober 1795.)

*

Bald nach seiner Rückkehr aus Eisenach, die etwa am 23. oder 24. Oktober stattgefunden haben dürfte, mußte Goethe eine unangenehme Angelegenheit mit Herders regeln. Wir wissen, daß das Verhältnis zwischen den beiden Jugendfreunden sich in den letzten Jahren verschlechtert hatte. In diesem Herbst kam es nun zu einem Zerwürfnis, das jedoch weniger Herder als seine Gattin Karoline verschuldete. Die eigentliche Veranlassung des Konflikts lag weit zurück. Als Herder

im Jahre 1789 vor die Alternative geſtellt worden war, ob er in Weimar bleiben oder einer Berufung nach Göttingen Folge leiſten ſollte, hatte Goethes Fürſprache es beim Herzog durchgeſetzt, daß nicht nur Herders Gehalt erhöht und ſeine Schulden getilgt, ſondern daß auch von der herzoglichen Familie Zuſchüſſe zu der Erziehung der Kinder gewährleiſtet wurden[1]). Jahrelang waren dieſe Subventionsgelder nicht eingefordert worden, bis auf einmal Karoline, durch ökonomiſche Sorgen bedrängt, ziemlich energiſch auf Einhaltung der Verſprechungen beſtand und die Nachzahlung der geſamten rückſtändigen Summe verlangte. Nun läßt ſich nicht leugnen, daß ſich das Herderſche Ehepaar in der Tat in ſchwerer finanzieller Bedrängnis befand; denn der Unterhalt der teilweiſe ſchon erwachſenen Kinder erforderte Mittel, die aus den Einkünften des Generalſuperintendenten nicht beſtritten werden konnten. Der älteſte Sohn, Gottfried, ſtudierte in Jena Medizin; Auguſt, Goethes Pathenkind und Liebling, ſowie Wilhelm, der für den kaufmänniſchen Beruf beſtimmt war, erhielten in einer Schweizer Erziehungsanſtalt ihre weitere Fortbildung, und Adalbert, der vierte, erlernte in Hadersleben die Ökonomie. Als im Juli die außerordentlichen Ausgaben die Grenze des Unerſchwinglichen erreicht hatten, wandte ſich Karoline vertrauensvoll an die Herzogin und erinnerte an das ſeinerzeit gegebene Verſprechen, wobei ſie das Dokument beifügte, das Karl Auguſts Erklärung enthielt, für die Studienkoſten der Herderſchen Kinder aufzukommen und für deren Unterhalt zu ſorgen. Zugleich wurde Goethe von Karoline ohne Wiſſen ihres Gatten über dieſen Schritt unterrichtet und um Beiſtand gebeten. Er, der ſchon vor ſechs Jahren als eifriger Anwalt für die Intereſſen eingetreten war, ſtellte auch diesmal ſeine Fürſprache in Ausſicht. Der Herzog ſah wohl ein, daß hier übernommene Pflichten verſäumt worden waren, aber er konnte bei der herrſchenden finanziellen Bedrängnis ſich nicht dazu entſchließen, die Wünſche der Frau Generalſuperintendentin in vollem Maße zu befriedigen. Er wollte die Promotionskoſten für Gottfried beſtreiten, Auguſt eine Zeitlang auf der Kanzlei arbeiten laſſen und Adalbert auf einem ſeiner Güter beſchäftigen. Karoline berief ſich jedoch auf das Dokument in ihren Händen und forderte bedingungsloſe Erfüllung des Verſprechens, wobei ſie in nicht mißzuverſtehender Weiſe Goethe die Verantwortung für das nicht eingelöſte Wort aufbürdete.

[1]) Näheres ſ. Band „Rom und Weimar“ dieſer Biographie S. 255 ff. u. 266 ff.

Ich bitte Sie, um Gottes Willen, retten Sie Ihre und des Herzogs Ehre! Ich habe lange genug geſchwiegen und ich ſtehe Ihnen nicht vor den unangenehmſten Auftritten. Wir brauchen Geld und müſſen es vom Herzog erhalten. Er iſt es uns ſchuldig.

Vierzehn Tage ſpäter erfolgte ein ähnliches, an „die Stimme des Gewiſſens“ appellierendes Schreiben. Das war Goethe zu viel. In einem ausführlichen Brief, dem man die Erregung des Verfaſſers deutlich anmerken kann, ſucht er Punkt für Punkt Karolinens ungerechtfertigte Forderungen zu widerlegen. Er ſtritt keineswegs die ſeinerzeit gegebene Zuſage des Herzogs

ab, hielt es jedoch für unbillig, daß man nun, nach Verlauf einiger Jahre, eine namhafte Summe auf einmal zur Bestreitung der inzwischen angehäuften Unkosten verlange, nachdem man es nicht für nötig befunden hatte, bei gegebener Gelegenheit, als Gottfried die Universität bezog und August in die Schweiz geschickt wurde, um eine Unterstützung nachzusuchen. Außerdem, meinte Goethe, interpretiere Karoline des Herzogs Versprechen auf ihre eigene Art; denn in der Verpflichtung, die Studienkosten zu bestreiten und für den Unterhalt der Kinder zu sorgen, läge durchaus nicht die Zusicherung, „jeden Schritt außer dem väterlichen Hause, jede Art von Aufwand bezahlen" zu müssen. Goethe erinnerte an die außerordentlichen Beihilfen, die in der Zwischenzeit von den Herzoginnen gewährt worden wären, ferner an das von dem Herzog gemachte Anerbieten, das mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgültigkeit abgelehnt worden sei, und an die Vernachlässigung des Rates und der Meinung des Herzogs über die Berufsbestimmung der Kinder. Und endlich kam er auf Karolinens Verhalten ihm gegenüber zu sprechen: daß sie unter Vorwürfen und Drohungen ihn aufforderte, für sie und die Ihrigen sich ins Mittel zu legen, in einem Augenblick, da sie durch ihre übereilten Schritte ihm die Gelegenheit dazu aus den Händen risse. Er fügte ironisch hinzu, daß er es ihr erlaube, ihn wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen, nur bäte er, ihn klar zu deuten und nicht zu glauben, daß er sich im fünften Akte bekehren würde. Den Brief schloß er mit den Worten:

Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, können Sie wegen der Zukunft und wegen des Vergangenen billige Vorschläge tun, so lassen Sie mich sie durch Knebeln wissen. Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat, aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann.

Diese Zusicherung hielt Goethe. Obwohl er sich ganz auf den Standpunkt des Herzogs gestellt hatte, trat er ihm gegenüber doch zugunsten Herders energisch ein. Der Erfolg war, daß Karl August nicht nur eine ansehnliche Summe hergab, sondern noch jahrelang durch regelmäßige Zuwendungen auch für die Erziehung der jüngeren Kinder sorgte. Die Beziehungen Goethes zu Herders hatten aber infolge jenes Briefwechsels eine Trübung erfahren, die eine reine Freundschaft nicht mehr aufkommen ließ. Namentlich Karoline, die früher so oft ausgleichend und besänftigend bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Männern gewirkt hatte, fühlte sich durch jenes Schreiben Goethes, dessen scharfe Spitzen ja unmittelbar gegen sie gerichtet waren, aufs tiefste gekränkt und entlud ihren Groll in schweren Vorwürfen auf das Haupt des Jugendfreundes. Selbst der Dichter mußte nun büßen, was der Mensch, ihrer Meinung nach, verschuldet hatte. Die heftigste Kritik wurde an seinen Schriften geübt, er selbst aller Niederträchtigkeiten für fähig gehalten. „O, wie würden Sie sich über Goethe wundern!" heißt es mehrere Monate nach dem Zusammenstoß in einem Brief Karolinens an den Bruder des bekannten Schweizer Historikers Johannes von Müller. „Ein jeder Tag zeugt neue

Niederträchtigkeiten und die Stimmen werden immer frecher." Und ein andermal prägt sie ihren Groll in die Worte: „Der, der Goethe, tut den Wissenschaften und der Moralität mehr schaden als man denkt. Er hat vieles auf seiner Seele, aber ihn kümmert nichts."

*

Am selben Tage, an dem Goethe seinen zurechtweisenden Brief an Karoline schrieb, wurde seine Familie um ein neues Mitglied bereichert. Er beeilte sich, dieses freudige Ereignis Schiller mit folgenden Worten mitzuteilen:

Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen. (1. November 1795.)

Schiller gratulierte ungesäumt zu dem neuen Ankömmling und meinte, wenn jetzt der Wunsch nicht in Erfüllung gegangen sei, so könne doch noch später Rat werden. Gleichzeitig gab er seiner Hoffnung auf eine baldige Begegnung Ausdruck. Diese ging schnell in Erfüllung; denn schon am 5. November traf Goethe in Jena ein. Da sich die Freunde seit den Augusttagen nur ein einziges Mal flüchtig gesehen hatten, gab es natürlich mancherlei zu besprechen. Die Gelegenheit wurde denn auch gründlich ausgenutzt. Tagsüber vergrub sich Goethe in seine Arbeit, aber von fünf Uhr an weilte er bei Schiller und saß mit diesem plaudernd bis nach Mitternacht zusammen. Einen wichtigen Gesprächsstoff bildete diesmal die Baukunst. Goethe beschäftigte sich zur Zeit sehr eingehend mit ihr; denn er trug sich nun eifrig mit dem Gedanken, im August nächsten Jahres Meyer nach Italien zu folgen. Zu dieser Reise bereitete er sich schon jetzt vor und studierte eifrig die Werke von Palladio, Serlio, Scamozzi. Namentlich interessierte ihn die Baugeschichte der Peterskirche, die ihm als eine kleine Weltgeschichte erschien, und er bat darum den in Rom weilenden Freund, alle irgendwie darauf bezüglichen Belege, vor allem, was sich von Bramante auffinden lasse, zu sammeln, namentlich nach dem Werk des Antonio Labacco Umschau zu halten; denn dieser habe das große im Vatikan befindliche Modell der Peterskirche gearbeitet und es wahrscheinlich in Kupfer gestochen, sowie mit besonderem Vergnügen sich mit der Ausmessung alter Gebäude und deren Restauration auf dem Papier beschäftigt.

Goethe versuchte aus seinen Betrachtungen über die Renaissancearchitektur allgemeine Grundsätze zu entwickeln, nach denen man diese Bauten betrachten könne. Die gewonnenen Ansichten teilte er Schiller mit, der sie an Wilhelm von Humboldt weitergab.

Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen — der Base, der Säule, Wand, Mauer und dergleichen, und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit dessen ursprünglichen Bestimmungen der Teile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet wie der Dichter für den Idealmenschen, der in keinem bestimmten, folglich auch

keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zweck und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Ähnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt und von den besonderen Bedürfnissen der einzelnen abstrahiert wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit äußeren Begriffen zusammen stimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst als schöner Kunst objektiv ganz füglich so angeben, daß sie jedem besonderen Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Artbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjektiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hier durchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

Ein besorgniserregender Brief zwang Goethe plötzlich, seinen arbeitsreichen und anregenden Aufenthalt in Jena abzubrechen und nach Weimar zu eilen. Christiane bangte um das Leben des Jüngstgeborenen. Eine Nottaufe schien geboten. Sie wurde in Gegenwart des Ministers Voigt vollzogen, und der Kleine erhielt den Namen Karl. Seinem Leben war schon ein Ziel gesetzt. Siebzehn Tage alt, starb er. So stand Goethe abermals an der Bahre eines seiner Kinder. Die Freunde versicherten ihn ihrer Teilnahme. Auch Frau Aja tröstete aus der Ferne.

Daß dem lieben, kleinen Söhnchen seine Rolle hienieden so kurz ausgeteilt war, tut mir sehr leid — freilich bleiben nicht alle Blüten, um Früchte zu werden — es tut weh —

aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägt's zu Boden, was in die Scheuern eingeführt werden sollte, das tut noch viel weher. — Wenn aber nur der Baum stehen bleibt; so ist die Hoffnung nicht verloren. Gott! erhalte dich — und den lieben August und deine Gefährtin — dies ist mein innigster und herzlichster Wunsch. (2. Februar 1796.)

Goethe ließ sich diesmal weniger vom Schicksal niederbeugen als sonst in ähnlichen Fällen. Sein altes, bewährtes Mittel, „sich durch Beihilfen, die uns die Kultur anbietet", über den Schmerz zu erheben, wurde auch jetzt angewandt. Er vergrub sich für den Rest des Jahres in eine intensive geistige Tätigkeit, die in der Hauptsache dem „Wilhelm Meister" zugute kam. Schlechte Witterung und mancherlei kleine Geschäfte hinderten ihn, Schiller öfters zu besuchen, und so blieb er diese ganze Zeit auf seinen eigenen und gewissermaßen engeren Kreis angewiesen. Nur die „Freitagsgesellschaft", die im Herbst ihre Sitzungen wieder aufgenommen hatte und in seinem Hause sich versammelte, führte ihn zuweilen ins Allgemeinere. Sein organisatorischer Geist wollte diese Sozietät aus dem kleinen Umkreis ihres Waltens herausführen und für größere Aufgaben nutzbar zu machen, an denen sich auch Außenstehende erfreuen könnten. Zu diesem Zweck sollten die vielerlei Zweige der Tätigkeit in ein Schema gebracht, die bei Gelegenheit der Vorträge gemachten Notizen ausgearbeitet werden. „Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik", klagte er in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, „sieht bunt genug aus und besteht, wie die deutsche Reichsverfassung, nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein".

Programmatische Gesichtspunkte, mehr Geschlossenheit des Ganzen und Vertiefung im Einzelnen wünschte Goethe also in der „Freitagsgesellschaft" verwirklicht zu sehen. Offenbar schwebte ihm so etwas wie eine wissenschaftliche Akademie vor. Aber es blieb nur beim Plan. Jedenfalls verlautet nichts Näheres über eine derartige Ausgestaltung der Zusammenkünfte, die sehr bald überhaupt zu bestehen aufhören sollten.

*

Der verhältnismäßig unruhige Sommer und Herbst gaben wenig Gelegenheit zu dichterischem Schaffen. Und doch ist manches entstanden. Wir hörten, daß Goethe die Karlsbader Kurtage in völligem Müßiggang verlebte und daß die Arbeiten, die er sich vorgenommen hatte, unausgeführt blieben. So ganz wörtlich darf man das nicht nehmen. Goethe gehörte zu den Menschen, die nie beschäftigungslos sein können, und wenn er auch zuweilen, gegen seine Gewohnheit, sich nicht an die Erledigung einer bestimmten Tagesleistung hielt, so gestaltete er in Gedanken doch stets an seinen Plänen oder erwog neue. Und ein solcher neuer Plan führte ihn diesmal in die Märchenwelt.

Auf der Hinreise nach Karlsbad durchdachte er, wie er an Schiller schrieb, einige alte Märchen, ließ sich verschiedenes über deren Behandlungsart durch den Kopf gehen und nahm sich vor, selbst ein Märchen zu schreiben, das den Abschluß der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" bilden sollte, obgleich es in keinen unmittelbaren Beziehungen zu ihnen stand. Er meinte jedoch, es wäre ganz angebracht, wenn man

den „Unterhaltungen" dieses Anhängsel beifüge; denn durch ein solches Produkt der Einbildungskraft würden sie gleichsam ins Unendliche verlaufen. Schiller billigte das Vorhaben und freute sich darauf, weil es ihm „unter sehr guten Auspizien zur Welt zu kommen" schien. Goethe arbeitete gleich nach seiner Rückkehr aus Karlsbad mit großem Eifer an dem neuen Werkchen. Am 24. August konnte er bereits die erste Hälfte des Märchens Schiller persönlich überbringen. Der Rest folgte etwa nach einem Monat. Schiller war schon mit dem ersten Teil recht zufrieden. Er sah es als ein glückliches Produkt einer sehr fröhlichen Stimmung an, fand es „bunt und lustig genug" und lobte besonders die artige Ausführung der Idee, die Goethe bei der Abfassung vorgeschwebt hätte: „das gegenseitige Hilfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander".

Das „Märchen" erschien im zehnten Stück der „Horen" und verursachte wegen der Deutung des Inhalts den Lesern viel Kopfzerbrechen. Jeder suchte dieses allegorische Mosaikgebilde auf seine Weise zu interpretieren. Den einzelnen Gestalten wurde die seltsamste Auslegung gegeben und ihnen bald ein ästhetisch-philosophischer, bald ein ethischer, bald ein politischer Sinn untergeschoben. Es ist müßig, sich darüber zu streiten, ob die eine oder andere Auffassung mehr den Absichten des Dichters entspricht[1]). Die

[1]) Richard M. Meyer hat in seiner Goethe-Biographie dem „Märchen" eine Deutung gegeben, die der Verfasser allen anderen vorziehen möchte. Er schreibt: „Im ganzen mag der Gedankengang etwa der sein: in der Gegenwart herrschen

Meinungen der Zeitgenossen und späterer Beurteiler weichen so voneinander ab, daß eine Einigung auf irgendwelchen Grundlinien unmöglich scheint, um so mehr, als der Dichter, außer jenem oben erwähnten dunklen Hinweis auf die gegenseitige Hilfeleistung der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander, nicht die geringsten Anhaltspunkte zur Deutung selbst gewiesen hat. Das mannigfaltige Rätselraten über „die 18 Figuren des Dramatis", das gleich nach dem Erscheinen des „Märchens" einsetzte, muß Goethe, wie aus einzelnen seiner Äußerungen hervorgeht, sehr belustigt haben.

in formloser Vermischung über die Welt Gewalt, Schein und Weisheit; und noch saugt der Witz aus diesem Amalgam das Beste heraus und läßt das Schlechte zurück. Aber eine Zeit wird kommen, wo die Forschung den Fluß überbrückt hat, der Ideal und Leben, Wahrheit und Dichtung trennt, und sie selbst wird dann entbehrlich werden; wir alle werden dann die ewigen Formen *erschauen*, wie sie jetzt nur der Dichter sieht. Jetzt leuchtet uns nur, alles Lebendige erquickend, die Kunst in der Hand des Altertums, die antike Poesie; aber der Tag wird anbrechen, wo der Tempel der Antike selbst wieder emporsteigt aus dunkler Versenkung. Und dann wird der jugendliche Idealismus mit der schönen Form ein Bündnis schließen und herrschen: in reiner, klarer Bildung werden die Gestalten der goldenen Weisheit, des schönen Scheins, der unwiderstehlichen Gewalt um ihn stehen und ihn waffnen zum Kampf und zur Herrschaft. Dann ist das Reich der Formlosigkeit, der wüsten Mischung zu Ende; dann wird die Menge, der schwache Riese, der nichts selbst kann, aber dessen Schatten, die Gefolgschaft, der Beifall, um so stärker ist, nur noch als eine gewaltige Sonnensäule die Stunden der menschlichen Entwicklung bezeichnen; dann wird alle Welt eintreten können in den Tempel der Antike, der reinen Form."

Er hatte das Ganze — und hier trifft Schiller das Richtige — in einer fröhlichen Stimmung hingeschrieben und dabei, den kühnen Eingebungen seiner Einbildungskraft folgend, sich in einen farbenprächtigen und üppigen Irrgarten der Symbolik verloren. Sein Hang zum Versteckspiel seiner Empfindungen und Gesinnungen, der ihn so oft in seinem Leben zu launigen, von den Zeitgenossen allzu ernst genommenen oder mißverstandenen Extravaganzen verführte, war wieder einmal über ihn gekommen und hatte ihn verleitet, unter der Maske der Symbolik Illusion und Wirklichkeit, Mögliches und Unmögliches, Feierliches und Komisches, Anmut und Groteske, Besinnliches und Alltägliches in einem tollen Karnevalstreiben durcheinanderzuwirbeln. Als einen Mummenschanz im Märchengewande könnte man darum dies reizende Kind einer sprühenden Phantasie bezeichnen, als eine Dichtung, die eben nur durch ihre kaleidoskopartige Buntheit und nicht etwa erst durch die Enträtselung in ihr verborgener Anspielungen auf diesen oder jenen Gegenstand den Leser ergötzen will. Goethe selbst hat später in einem Xenion sein eigenes Geistesprodukt liebenswürdig verspottet und zugleich allen denen, die mehr in dasselbe hineinzulegen versuchten, als es in Wirklichkeit enthält, eine leichte Zurechtweisung erteilt.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig,
Nun, was machen sie denn alle? Das Märchen, mein Freund.

Das Publikum fand an dem „Märchen" keinen Geschmack und wußte mit ihm nichts anzufangen, es sei denn, daß es, wie der Prinz August von Gotha

oder Charlotte von Kalb, sich in einem zu absonderlichen Deutungsergebnissen führenden Rätselraten gefiel. In Berlin fand man es, nach Humboldts Bericht, bedeutungslos und ohne Witz. In Wirklichkeit verbarg sich hinter einer solchen abfälligen Kritik nur der Mangel des Verständnisses für das leichte, graziöse Spiel der Phantasie. Dieses wurde von den Romantikern um so höher bewertet. Wilhelm Schlegel pries in einer Rezension das kleine Werk als das „lieblichste Märchen", das je vom Himmel der Phantasie auf die dürre Erde herabgefallen sei und Novalis ließ sich zweifellos durch dasselbe zu seinem bekannten Märchen in dem neunten Kapitel des „Heinrich von Ofterdingen" inspirieren. Goethes Ansehen als Statthalter der Poesie auf Erden befestigte sich jedenfalls durch dieses Märchen bei den Wortführern der Romantik noch mehr.

Unmittelbar nach der Rückkehr aus Karlsbad entstand der gleichfalls für die „Horen" bestimmte Hymnus „Auf die Geburt des Apollo", der im neunten Stück der Zeitschrift veröffentlicht wurde. Er ist eine Frucht der intensiven Beschäftigung Goethes mit Homer im vergangenen Winter, ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnis seiner Übersetzungskunst. Er schaltet viel freier als Voß, müht sich auch nicht so pedantisch streng um die Einhaltung der Gesetze des antiken Versmaßes, aber legt dafür ein um so größeres Gewicht auf die Anschaulichkeit und Bildkraft des sprachlichen Ausdrucks.

Außer den „Horen" gab Schiller noch einen Musenalmanach bei dem Verleger Michaelis in Strelitz heraus. Für diesen sicherte er sich natürlich die Mitarbeit des

Freundes. Da das für das kommende Jahr bestimmte Bändchen schon im Herbst zu erscheinen pflegte, mußte Goethe auf die Einsendung geeigneten Materials rechtzeitig bedacht sein. Die „Römischen Elegien" waren ja nun erschienen, aber die „Venetianischen Epigramme" harrten noch immer einer geschlossenen Veröffentlichung. Was lag darum näher, als diese Gedichte in dem Musenalmanach unterzubringen, zumal bei der geteilten Aufnahme, welche die „Elegien" gefunden hatten, es nicht recht angängig war, zwei immerhin wesensverwandte und wegen ihres Inhalts bedenkliche Gedichtsammlungen in einer Zeitschrift zu publizieren? Goethe nahm also die in der „Deutschen Monatsschrift" bereits erschienenen Epigramme, fügte die unveröffentlichten hinzu, versah die einzelnen mit einer Nummer und das Ganze um der besseren Ordnung willen mit einem Register und schickte das Paket Mitte August an Schiller. Nicht alle Epigramme gelangten zum Abdruck; ein Teil von ihnen, doch die unbedeutenderen, blieb fort[1]).

Die Epigramme sind abwechslungsreicher, bunter als die Elegien. Sie stehen im gleichen Verhältnis zueinander wie etwa die bizarre architektonische Mannigfaltigkeit der Lagunenstadt mit ihrem farbigen, bewegten Volksgetriebe zu der melancholischen, einförmigen, aber seelenvollen Schönheit der Ruinen Roms. Sind die Elegien ganz erfüllt von der Erinnerung an eine vergangene Welt und von der Sehnsucht nach deren ehemaligem Glanz, so pulsiert in den Epigrammen viel

[1]) Zur näheren Erläuterung der Epigramme vgl. die Bände „Rom und Weimar" S. 307—335 und „Vereinsamung" 22 ff. 45 ff. 131 f. dieser Biographie.

ſtärker die Gegenwart mit aktuellen Intereſſen und Fragen. Alles, was Goethe in den Jahren 1789 und 90 innerlich bewegte — politiſche Verhältniſſe, vor allem die Umwälzung in Frankreich, chriſtliches Heuchlertum, literariſche Zuſtände, der ſchlechte Geſchmack des Publikums, das Unverſtändnis für ſeine eigenen letzten Dichtungen, die Gegnerſchaft gegen ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, peinliche Erfahrungen mit der Weimariſchen Geſellſchaft, das Spießbürgertum der Kleinſtadt, das ſich über ſein Verhältnis zu Chriſtiane entrüſtete — alles dies findet hier ſeinen Niederſchlag. Auch das ſonſt von ihm ſo innig geliebte Italien muß ſich bei der mißmutigen Grundſtimmung des Dichters manche harte Abfertigung gefallen laſſen. So iſt der Ton im Gegenſatz zu den Elegien ſcharf, oppoſitionell, ſarkaſtiſch. Doch dazwiſchen tauchen wiederum Gedichte auf, die in ihrem Charakter mehr einer Elegie als einem Epigramm ähneln, wie die Auslaſſung über die eigenen wichtigſten Bedürfniſſe des Daſeins und die, gewiſſermaßen dieſes Geſtändnis ergänzende, begeiſterte Huldigung an Karl Auguſt, die merkwürdigerweiſe bei der Veröffentlichung im Muſenalmanach fortblieb[1]). Gemeinſam beiden Sammlungen iſt nur das Erotiſche, das ſich freilich in den Epigrammen zügelloſer als in den Elegien gibt. Ahnend, daß gerade in dieſem Punkt die Kritik einer prüden Leſerſchaft am heftigſten einſetzen würde, flocht er, dem Tadel von vornherein begegnend, das ironiſche Diſtichon ein:

[1]) Vgl. dazu Band „Rom und Weimar" S. 279 f. dieſer Biographie.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

Beſchäftigen ſich dieſe Erotika auch zumeiſt mit dem ſchillernden Geſchlecht der Lacerten, das den Fremden in die Schlupfwinkel der Lagunenſtadt lockt, um ihn mit circenhaften Künſten zu umgarnen, ſo ſind die ſchönſten unter ihnen doch auf Chriſtiane bezogen; die glücklichen Stunden ungetrübter Liebesſeligkeit werden mit tieferer Empfindung gefeiert als Augenblicke flüchtiger, doch nicht gefahrloſer Amouren, und das Bild der nordiſchen Geliebten triumphiert über die zierlichen und leichtfertigen Venetianerinnen.

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.

An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

*

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt auch gefällt.

*

Liebe flößteſt du ein und Begier: ich fühl es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein.

*

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

*

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht,
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen zu fühlen
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zuteil.

In der Zeit, da dieſe Epigramme entſtanden, dürfte Goethe auch das reizende, aus dem jungen Liebesglück mit Chriſtiane erwachſene Idyll „Der Beſuch“ gedichtet haben, das mit den vorigen zum erſtenmal im Muſenalmanach gedruckt erſchien[1]). Dem April 1795 gehört dagegen das Gedicht „Nähe der Geliebten“ an. Zwar allgemeiner gehalten, ſpürt man doch hier ebenfalls deutlich die Beziehung auf Chriſtiane. Es iſt ein Ausdruck jener Sehnſucht, die in dieſen Jahren häufig Goethe, wenn er fern von Weimar weilte, heftig bewegte und von der faſt jeder Brief des Abweſenden an die daheimgebliebene Freundin in ſchlichten Worten erzählt.

Noch einige andere, früher entſtandene Gedichte wurden für den Muſenalmanach beſtimmt. Die beiden poetiſchen Naturbilder „Meeres Stille“ und „Glückliche Fahrt“, die vermutlich ſchon in Italien, angeregt durch die Überfahrt von Neapel nach Sizilien, geſchaffen worden ſind; ferner die beiden für das Singſpiel „Die ungleichen Hausgenoſſen“ gedichteten Lieder in Dialogform „Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel“

[1]) Vgl. Band „Rom und Weimar“ S. 185 dieſer Biographie.

und „Verſchiedene Empfindungen an einem Platz“ und endlich die beiden „Kophtiſchen Lieder“ — Bruchſtücke aus der Operndichtung „Die Myſtifizierten“. Sie waren urſprünglich dem Titelhelden Caglioſtro in den Mund gelegt. Der Weisheit Schluß des erſteren lautet: die Welt will betrogen werden.

„Töricht, auf Beſſ'rung der Toren zu warten!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!“

Das andere dagegen lehrt die praktiſche Lebensregel, frühzeitig ſich deſſen bewußt zu werden, daß es einen Mittelzuſtand nur ſelten gibt, und darum aus den gegebenen Verhältniſſen den beſten Nutzen für ſich zu ziehen, weil man ſonſt ſelbſt unter den Schlitten gerät.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge ſelten ein:
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren
Amboß oder Hammer ſein.

Einen ähnlichen Gedanken drückt das 14. Epigramm aus, das dabei gleichzeitig auf die traurige Rolle hinweiſt, die denen zuteil wird, die zwiſchen Amboß und Hammer geraten.

Dieſem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrſcher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt
Wehe dem armen Blech, denn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

Den Abſchluß der Beiträge Goethes zu dem diesjährigen Muſenalmanach bildete der Prolog zu Ifflands Luſtſpiel „Alte und neue Zeit“, der, mit ſinniger Schalkhaftigkeit für die jugendliche Chriſtiane Neumann-Becker geſchrieben, von dieſer in der Rolle des Jakob bei der Erſtaufführung am 6. Oktober 1794 geſprochen wurde. Wie die früheren Prologe, ſo wendet ſich auch dieſer mit einer Verbeugung vor dem Geiſt Weimars an das Publikum und fordert es zur Nachſicht, Duldſamkeit und Teilnahme an den Leiſtungen der Schauſpieler auf.

Begrüße dieſe Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt,
Wo ſicher und vergnügt ſich das Gewerbe
An Wiſſenſchaft und Künſte ſchließt, wo der Geſchmack
Die dumpfe Dummheit längſt vertrieb,
Wo alles Gute wirkt, wo das Theater
In dieſen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns dieſen Troſt, daß wir nicht ganz umſonſt
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geiſt
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geſchäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geſchmack ſich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urteil immer ſichrer wird,
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und ſeid ihm,
Seid allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, ſowie zur alten günſtig.

Viertes Kapitel

Kampfſtimmung

(Dezember 1795 bis September 1796)

Noch ehe das Jahr 1795 zu Ende ging, reifte in Goethes Hirn ein Plan, deſſen Ausführung das innige Bündnis zwiſchen den beiden Koryphäen des deutſchen Parnaſſes vor aller Öffentlichkeit zum erſtenmal dokumentieren ſollte. Wir erinnern uns der verdienten Zurechtweiſung, die Goethe dem „literariſchen Sansculotten“ Jeniſch in dem Maiheft der „Horen“ erteilte. Sie gab deutlich zu verſtehen, daß man in Weimar und Jena nicht willens war, ernſte Bemühungen um die Hebung der deutſchen Dichtung ſich durch aufgeblaſene Tadler und ſeichte Nörgler verdrießen zu laſſen. Jeniſch erſchien als der vorgeſchobene Wortführer einer ganzen Sippe von ſolchen unzufriedenen Schöngeiſtern, die in Berlin, Halle und Leipzig und anderswo ſaßen, ſich als Geſchmacks- und Kunſtrichter aufſpielten und an den beiden wichtigſten Mitarbeitern der „Horen“ Kritik übten. Wilhelm von Humboldt wußte in ſeinen Briefen, die er nach Jena richtete, viel von derartigen Leuten zu erzählen, die nach dem Erſcheinen einer jeden neuen Nummer der Zeitſchrift immer vorwitziger und dreiſter ſich gebärdeten. In dieſe kläffende Meute von Re-

zensenten, Journalisten, Magazinsammlern und Kompendienschreibern mal gründlich mit der Peitsche des satirischen Spotts dreinzufahren, daß sie in ohnmächtiger Wut aufheulte — schien Goethe seit langem schon eine notwendige Tat. Hinzu kam noch anderer Unwillensstoff, der sich in letzter Zeit bei ihm aufgespeichert hatte: die Renitenz, in der man gegenüber seinem wissenschaftlichen Lieblingsgebiet, der Optik, beharrte (nicht einmal Lichtenberg, mit dem er über dieses Thema so eifrig korrespondierte, hatte in seiner neuesten Ausgabe von Erxlebens Anfangsgründen der Naturlehre seiner Farbenstudien Erwähnung getan), ferner Erfahrungen, die er mit alten, einst geliebten Freunden machte, so mit Lavater, dem Züricher Propheten, dessen bizarrer Wunderglauben und aufdringliche Missionstätigkeit ihn anwiderten, oder mit Friedrich Graf Leopold zu Stolberg, der aus einem Tyrannenhasser allmählich zu einem fanatischen Frömmler geworden und in seiner jüngst erschienenen Übersetzung „Auserlesene Gespräche des Platon", ganz offen gegen das Jena-Weimarer Heidentum zu Felde gezogen war. Über alle solche Widersacher sollte ein kurzes, aber strenges Gericht gehalten werden.

Das war Goethes Plan, und Schiller erklärte sich durchaus damit einverstanden, wenn am Schlusse des ersten Jahrgangs der „Horen" eine solche Generalabrechnung veröffentlicht würde. Er selbst eröffnete den Feldzug im 12. Heft mit einer Abhandlung über die „sentimentalischen Dichter", wo er in einem freimütigen und festen Ton, zwar überall mit der gehörigen Schonung, ein jüngstes Gericht über einen großen Teil der zeitgenössischen deutschen Dichter ergehen ließ. Diese

Art des Reinemachens in mehr theoretisch-ästhetischer als satirischer Form sagte Goethe nicht zu. Er wünschte eine schärfere, dem Publikum leicht verständliche Tonart. Die Kürze mußte hier des Witzes Würze sein. Je prägnanter und schlagkräftiger der Gedanke zum Ausdruck käme, desto sicherer konnte man auf die Wirkung des Gesagten rechnen. Das antike Vorbild des Epigramms wiese darum, seiner Meinung nach, den rechten Weg. Aber schon das Epigramm, das auch aus mehreren Zweizeilern bestehen durfte, war zu ausführlich und redselig. Ein Distichon, d. h. ein Zweizeiler, bestehend aus Hexameter und Pentameter, mochte das Gebotene sein. Ob die „Horen" jedoch das rechte Organ für die Veröffentlichung solcher Satirika seien, war eher zu verneinen als zu bejahen. Geeigneter für diesen Zweck erschien der Musenalmanach.

Goethe hatte das alles gründlich erwogen. Am 23. Dezember machte er Schiller den Vorschlag:

> Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichon, zu machen, wie die Xenia des Martials sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir kultivieren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe.

Die Proben schickte Goethe aber erst am 2. Feiertage mit dem Bemerken, daß man mit hundert solcher Xenien sich „sowohl dem Publiko als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen" könne. Diese noch recht zahmen Invektiven bezogen sich auf einige Zeitschriften, wie das „Berlinische Archiv der Zeit und des Ge-

ſchmacks", die „Deutſche Monatsſchrift", Auguſt von Hennings „Genius der Zeit", Ewalds „Urania für Kopf und Herz", die „Minerva", Cottas Damenjournal „Flora" u. a. Auch die „Horen" und Schillers Almanach wurden ſanft ſatiriſch gegeißelt; denn Goethe wollte nicht engherzig nur das Fremde verſpotten. Das ſchärfſte Diſtichon galt Reichardts Archiv, in dem der viel beſprochene Aufſatz Jeniſchs geſtanden hatte. Er lautete:

Archiv der Zeit

Unglückſelige Zeit! Wenn aus dieſem Archiv dich die Nachwelt
Schätzet, wie bettelhaft ſtehſt du, wie hektiſch vor ihr.

Schiller fand den Xeniengedanken prächtig und die überſandten Proben ergötzlich. Er war gleich zur Mitarbeit bereit. Doch ſteckte er das Ziel ſchon gleich weiter. Nicht nur über die Zeitſchriften, ſondern auch über einzelne Werke wollte er herfallen; denn hier bot ſich überreichlicher Stoff.

Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworener Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dgl. dar! (29. Dezember 1795).

Für Anfang des neuen Jahres hatte Goethe ſeinen Beſuch in Jena angekündigt. Da konnte gemeinſam der ganze Plan durchgeſprochen, gemeinſam daran gearbeitet werden. „Nulla dies sine Epigrammate"[1])

[1]) Kein Tag ohne Epigramm.

ſtellte ſich Schiller, der dem Kommen des Kampfgenoſſen ſchon freudig entgegenſah, als Programm auf. Am 3. Januar erſchien Goethe und blieb zwei Wochen. In der Hauptſache war dieſer Aufenthalt der Arbeit an dem gemeinſchaftlichen Opus für den neuen Almanach gewidmet, das — nach Schillers Meldung an Körner — „eine wahre poetiſche Teufelei ſein werde, die noch kein Beiſpiel habe". Die Monodiſticha floſſen munter aus der Feder, und in wenigen Tagen waren ſchon ſo viele fertig, daß man mit einer beträchtlichen Vermehrung der beabſichtigten Hundert rechnen konnte; denn je tiefer man ſich in die Materie hineinlebte, deſto mehr Angriffsobjekte ſtellten ſich ein. Vorläufig hielt man jedoch für die Veröffentlichung noch an der Zahl Hundert feſt, ſelbſt wenn die Ausbeute das Doppelte oder Dreifache betragen ſollte. Humboldt und Körner wurden dazu erkoren, die Auslеſe zu treffen. Sie waren es auch, die den regſten Anteil an der Weiterentwicklung des Unternehmens zeigten.

Die Xenien blieben in der nächſten Zeit die wichtigſte literariſche Beſchäftigung beider Dichter, hinter der alles Übrige zurücktrat. Die alarmierende Wirkung, die man ſich von ihnen verſprach, förderte die Arbeit. Es verging keine Woche, in der nicht ein Bündel ſolcher Gaſtgeſchenke von Weimar nach Jena und umgekehrt verſandt wurde. Was in der ſtillen Klauſe eines jeden entſtand, mußte dem andern gleich mitgeteilt werden, damit dieſer ſeine Meinung äußere oder ſeine Korrektur anbringe. Dabei verſäumte man nicht, ſich gegenſeitig Anregungen zu neuen Stachelverſen zu geben. Ja, es ſcheint, als ob man jetzt geradezu emſig darauf ausging,

überall Blößen zu entdecken, die sich für die Verspottung eigneten. Goethe war vorläufig der fruchtbarere Spender trotz mannigfaltiger Abhaltungen, die ihm Ende des Monats aufgebürdet wurden. Denn seit dem 23. Januar weilte der Darmstädter Hof in Weimar, und das bedeutete für ihn viele Scherereien. Im Theater bereitete man zwei Premièren vor — Ifflands Schauspiel „Die Advokaten“ und eine Oper „Die neuen Arkadier“ von Vulpius mit Musik von Süßmeyer. Letztere, für die Goethe die Dekorationen erfunden hatte, ging am 2. Februar mit gutem Beifall in Szene. Außerdem fand am Vorabend des Geburtstagsfestes der Herzogin eine Redoute statt, bei der Goethe einen Aufzug arrangierte, in dem er den türkischen Hof, da er nun einmal in das Dichten von Distichen hineingeraten war, seine Huldigung in dieser Versform der Herzogin darbringen ließ. Ungeachtet aller solcher Zerstreuungen, zu denen sich noch Soupers, Konzerte, Empfänge, Bälle gesellten, vermochte Goethe doch bis zum 4. Februar die erste Reinschrift seiner Xenien fertigzustellen und Schiller zu schicken, die nun zusammen mit den inzwischen von ihm verfaßten eine recht stattliche Zahl ergaben. Jetzt rechnete Schiller schon damit, daß die Sammlung auf nicht weniger als 600 Monodistichen steigen, ja vielleicht sogar die runde Zahl 1000 erreichen würde. In Briefen an Körner und Humboldt schilderte er nun auch kurz den Charakter des werdenden Opus.

Eine angenehme und zum Teil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein wird, wird der Charakter davon sein.

Neuartig und wichtig erscheinen der Gemeinsamkeitsgedanke der Autorschaft und die Geheimhaltung des Verfassers beim einzelnen Epigramm. Jeder verzichtete auf sein persönliches Eigentumsrecht zugunsten des Ganzen, und falls der eine oder andere die Xenien in die Gesamtausgabe seiner Gedichte aufnehmen sollte, so würde er sie alle abdrucken. Diese in Deutschland noch nicht vorgekommene Zweieinigkeit, in der sich zwei grundverschiedene Dichter im Interesse eines gemeinsamen Ziels zu einem poetischen Werke verbanden, wurde von Schiller besonders hervorgehoben, als er am 13. März an Cotta mit dem Vorschlag herantrat, das seltene Produkt zu verlegen. Inzwischen war Goethe nämlich wieder in Jena gewesen. Die Karnevalsbelustigungen und die Ankunft einiger fremder Prinzen hatten den Besuch, der schon für die erste Februarhälfte geplant war, hinausgezogen. Er selbst litt sehr unter der Verzögerung, da er viel, nicht zuletzt manches wegen der Xenien, mit Schiller besprechen wollte. Endlich konnte er in der zweiten Februarhälfte sich freimachen, um tief bis in den März hinein bei dem Freunde zu verweilen. Bei dieser Gelegenheit dürfte denn auch der Modus der Veröffentlichung der Xenien eine neue Gestalt erhalten haben. Man dachte nicht mehr an den Musenalmanach als Stätte der Drucklegung, sondern an ein selbständiges Liber epigrammatum in Quartformat, von 20—24 Bogen Umfang „mit lateinischer Schrift und sehr vielem Spatium“, auch einigen Kupferverzierungen. Auf solcher Grundlage unterhandelte Schiller mit Cotta, wobei er als Honorar 100 Louisdor forderte. Warum Cotta auf den

Vorschlag nicht einging, entzieht sich unserer Kenntnis. Bis zum Mai scheinen beide Dichter noch mit der Möglichkeit einer Sonderpublikation der „Xenien" gerechnet zu haben. Dann wurde der Plan, vermutlich nach Cottas Besuch, der von der Leipziger Messe in der ersten Maiwoche kommend, Jena berührte, endgültig fallen gelassen.

Die Frühlingswochen führten häufig und jedesmal für mehrere Wochen Goethe und Schiller zusammen. Kaum war Goethe bei dem Freunde in Jena gewesen, als dieser nach Weimar kam, um vom 23. März bis zum 20. April in dem Hause am Frauenplan zu wohnen. Und vom 28. April bis zum 8. Juni sehen wir wiederum Goethe mit kurzer Unterbrechung in Jena weilen. Es ist natürlich, daß die Xenien immer noch den Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Bestrebungen bildeten und nach verschiedenen Richtungen hin Ergänzungen erfuhren. Schon im Februar hatte Goethe erkannt, daß es gut sei, nicht nur die prosaische Satire zu pflegen, sondern dazwischen eine poetische Ader durch die Sammlung fließen zu lassen. Auch herrschte zu Beginn allzusehr der Geist der Verneinung vor. Die Xenien durften jedoch — dessen war man sich bald einig — trotz ihres bitteren Kerns nicht nur unangenehme Gefühle erzeugen; es mußte vielmehr ein versöhnender Humor, Ausgleich schaffend, zu erkennen geben, daß es den Dichtern keineswegs lediglich ums Niederreißen fremder Meinungen und ums Zerschmettern der Gegner zu tun sei. Und so wurde, je mehr man sich dem Abschluß der Sammlung näherte, neben dem Haß die Liebe kultiviert. Am 11. Juni konnte Schiller nach dem Empfang einiger Xenien Goethe

freudig gestehen, so überwiegend auch der Haß an ihnen teil habe, so lieblich sei doch das Kontingent der Liebe ausgefallen. Die endgültige Redaktion, die Schiller nun vorzunehmen begann, war ganz von der Absicht geleitet, die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende zu setzen, damit auf den Sturm die Klarheit folge. Dabei zeigte sich jedoch, daß es an Blättern wohlwollender Gesinnung noch sehr mangelte. Beide Dichter waren nun in rührigem Wetteifer bemüht, „Xenien von der würdigen, ernsten und zarten Art" beizusteuern und manche allzu schroffe Spottverse dafür auszuscheiden. Dieser Umschlag von der Schärfe zur Milde hatte notwendigerweise zur Folge, daß der ursprünglich beabsichtigte Charakter der Sammlung sich verwischte. Als darum Schiller Ende Juni nach der vollzogenen ersten Ausmusterung das Manuskript an Goethe schickte mit der Bitte, er möge schonungslos alles streichen, was aus irgendeiner Rücksicht ihm anstößig erscheine, vermochte letzterer bei der Rücksendung am 9. Juli nicht die ironische Bemerkung zu unterdrücken:

> Die Xenien erhalten Sie mit meinem Gutachten zurück, die ernsten und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird.

Das machte Schiller stutzig. Er sah wohl ein, daß man sich vom Ausgangspunkte allzuweit entfernt hatte, d. h. von dem Wege praktisch wirksamer Polemik abgewichen war. Als Goethe vom 16. bis 19. Juli in Jena weilte, wurde gewiß eingehend diese Frage erörtert mit dem Resultat, daß es ratsam sei, wieder zu dem ursprünglichen Plane zurückzukehren. Da die

Zeit zur Drucklegung näher rückte und infolgedessen eine schleunige Redaktion des Manuskripts geboten schien, griff Schiller nun ziemlich rigoros ein, zerstückelte das Ganze, trennte die unschuldigen Xenien von ihren stachlichen Brüdern, fügte dem Sinn nach Zusammengehöriges zusammen und schaltete Belangloses aus. Am 28. Juli erhielt Goethe bereits die neue Fassung mit dem Bemerken, daß das im Manuskript Ausgestrichene teils wegfalle, teils schon gedruckt sei, so daß Änderungen in diesem Falle unnötig seien oder zu spät kämen. Goethe war nicht gerade erfreut, als er das schöne Karten- und Luftgebäude nun so zerstört, zerrissen, zertrieben und zerstreut sah.

Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig, als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch leicht fixiert, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunzieren zu müssen. Doch mag es denn auch an dem Spaße genug sein, den uns der Gedanke indessen gemacht hat, es mag genug sein, daß nun so viel Stoff da ist, der zu einem andern Körper wieder verarbeitet werden kann. (Goethe an Schiller 30. Juli.)

Schiller suchte seine redaktionelle Tätigkeit zunächst zu verteidigen und zu entschuldigen. Er habe die Idee nicht der Konvenienz aufgeopfert. Zu einem wirklich abgeschlossenen Ganzen hätte jedoch, wie er bei der Redaktion gesehen, noch sehr viel gefehlt. Das Werk aber nun noch ein Jahr liegen zu lassen, würde weder dem Bedürfnisse des Almanachs noch den Absichten der Dichter entsprechen, da viele Anspielungen sich auf die neuesten Literaturerscheinungen bezogen und nur ein aktuelles Interesse hätten. Gleichzeitig mochte doch Schiller ungern ein Werk, das die Physiognomie

zweier Geister trug, dem Publikum in einer Gestalt darbieten, die dem einen Mitschöpfer mißfiel. Er überdachte noch einmal die gemeinsame literarische Angelegenheit und verfiel auf einen Ausweg, den er am 1. August dem Freunde unterbreitete.

Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren[1]). Wenn wir diese in dem vorderen und gesetzten Teile des Almanachs, unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Teile anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, so wie Sie neulich schon bemerkten, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor.

Dieser Vorschlag fand Goethes Beifall. So gab es jetzt eine Gruppe übermütiger, boshafter Invektiven, die eigentlichen Xenien, und eine Gesellschaft zahmer philosophischer und poetischer „ci-devant-Xenien", die teils mit den Verfassernamen gekennzeichnet wurden. Nun konnte die letzte Redaktionstätigkeit beginnen. Schiller übte sie mit der ihm eigenen Geschicklichkeit aus. Noch während der Drucklegung strich und ergänzte er einzelne Stücke, nahm Ausgeschaltetes wieder von neuem auf, schied auf Goethes Rat „kriminelle In-

[1]) Denn das Ganze war eben als eine fröhliche Posse, als ein für den Augenblick berechneter Schabernack zuerst gedacht gewesen. Dann regte sich ein gewisser Überfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß.

culpationen" aus, blieb aber bei allem emsig darauf bedacht, den einheitlichen Charakter und Zusammenhang in der Gruppe der scharfschneidigen Spottverse zu wahren und die satirische Wirkung der Gesamtheit so stark als möglich hervorzuheben.

Vierhundertvierzehn Monodistichen hatte Schiller schließlich für den Musenalmanach bestimmt. Unter dem Titel „Xenien" wurden sie Ende September an letzter Stelle des Büchleins veröffentlicht mit dem Kampfruf:

Fort ins Land der Philister, ihre Füchse mit brennenden Schwänzen
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat!

*

Als ein seltsames Kaleidoskop offenbaren sich uns die Xenien. Für denjenigen, der nicht mit den Anlässen zu den einzelnen Monodistichen vertraut ist, ein rätselhaftes Werk mit sieben Siegeln, nur lösbar mit Hilfe eines gründlichen Kommentars. Dem Eingeweihten bietet sich dagegen in diesem Opus ein Dokument von hohem Wert, das wie kein anderes den Zustand der deutschen Literatur gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts scharf und deutlich beleuchtet. Plattes und Feindseliges, Minderwertiges und Törichtes, Mittelmäßiges und über Gebühr Geschätztes findet hier seine wohlverdiente Züchtigung, aber auch Bedeutungsvolles wird gegenüber Belanglosem hervorgehoben, Verdienst ebenso gewertet, wie anmaßendes Nichtskönnen getadelt. Unerhörte Mannigfaltigkeit verleiht dem Ganzen einen besonderen Reiz. Bald schweifen die losbändigen, stachligen Gesellen durch die verschiedenen Länder und

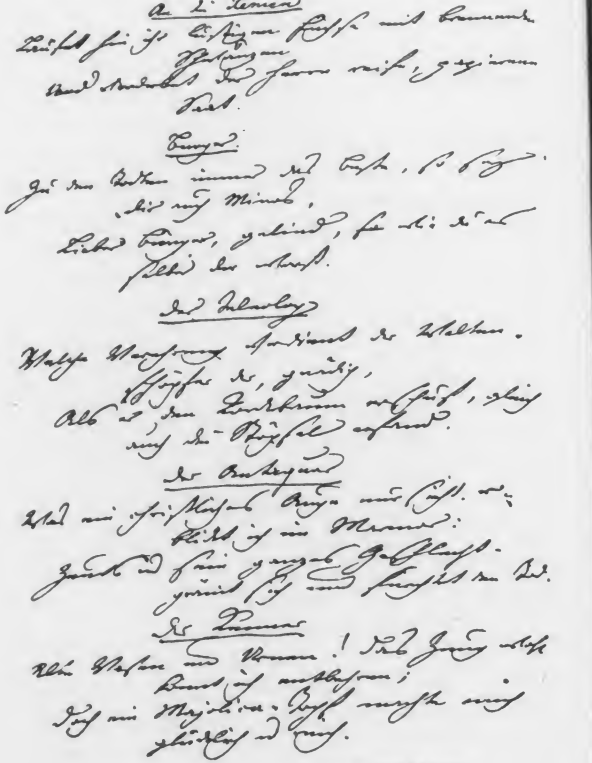
Die Xenienritter

Nach einem Stich von Roßmäßler im „Triumph des Witzes"
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach)

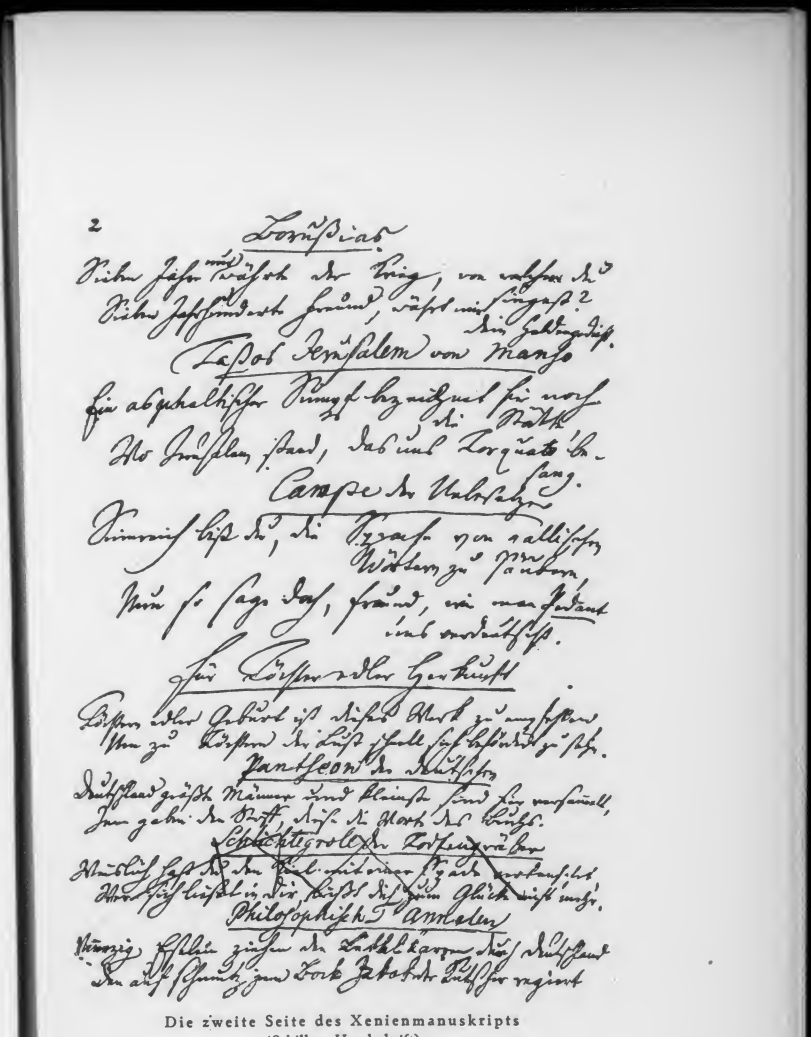
Titelkupfer
zum Xenienalmanach
Nach einem Stich von Bolt

Zonen und treiben ihren Spott mit Dichtern, Halbdichtern und ihren Werken, bald schwingen sie sich zum Himmel hinauf und durchfliegen den literarischen Zodiakus, ja sogar in die Unterwelt steigen sie hinab und machen den Verstorbenen im Orkus das Dasein schwer. Bald wagen sie einen Ausfall in das Gebiet der Politik, bald tummeln sie sich im Reich der Wissenschaft, bald sind es Naturforscher und Gelehrte, bald Dichter und Schöngeister, denen sie ihre Geißelhiebe austeilen, bald bekommen die Philosophen unliebsame Dinge zu hören, bald werfen sich die Unermüdlichen auf die Zeitschriften und ihre Herausgeber und setzen ihnen gründlich zu, kurzum, wo sich nur der geringste Anlaß zu Ironie und Spott bietet, stellen sie sich geschwind ein und lassen ihren Stachel die auserkorenen Opfer fühlen. Aber ganz verschieden äußert sich dieser Spott. Zuweilen gibt er sich nur als eine gelinde Neckerei, schielt beinahe schamhaft aus einem Versteck oder schlüpft in die Maske des überlegen lächelnden Humors; doch dann wieder schlägt er mit messerscharfen Worten offen und schonungslos drein, daß man meint, die Getroffenen könnten sich nie mehr erheben.

Bleibt es noch heute schwierig, bei vielen Xenien den Verfasser festzustellen — und das lag ja auch, wie wir hörten, in der Absicht der beiden Dichter —, so dürfte doch im Großen und Ganzen die Auffassung gelten, daß die spitzeren und schärferen Epigramme auf Schillers Konto kommen, wogegen die unschuldigen und milderen Goethe zuzuschreiben sind, womit allerdings keineswegs gesagt werden soll, daß letzterer nicht auch gelegentlich eine schärfere Tonart verwendete. Diese Ansicht deckt



Die erste Seite des Xenienmanuskripts
(Goethes Handschrift)



Die zweite Seite des Xenienmanuskripts
(Schillers Handschrift)

sich mit Goethes eigenem Geständnis, das er später zu Eckermann äußerte. Doch eine solche individuelle Scheidung hat nur cum grano salis Berechtigung. Denn schließlich liegt ja die Eigenart der Xenien, wenigstens des größten Teiles derselben, in dem Umstande, daß sie beide Dichter zu Verfassern haben. Anregung und Ausführung fließen also in gemeinsamer Betätigung durcheinander. Auch hierüber haben wir einen Ausspruch Goethes, den Eckermann bezeugt.

Freunde, wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Anderen. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann von Mein und Dein die Rede sein! Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte. (Zu Eckermann 16. Dezember 1828.)

Das Gerüst der Xeniensammlung verrät zweifellos Schillers für dramatischen Aufbau geschickte Hand. Wie sich die boshaften kleinen Geister auf der Leipziger Messe einführen, wie sie zunächst vom ästhetischen Torschreiber visitiert werden, ob sie etwas an Kontrebande gegen Kirche, Staat oder vom französischen Gut bei sich führen, wie sie erklären, daß sie nicht mehr als zwei Taschen tragen und daß diese, wie bekannt, bei Poeten nicht schwer seien, wie sie dann durchpassieren, ihren Glückstopf öffnen und erst leicht gewürzte allgemeine Gerichte aus ihrer literarischen Küche verteilen,

um nach und nach schärfer gepfefferte Leckerbissen einzelnen Personen und schließlich ganzen Sondergruppen darzureichen — das alles wird allmählich, sorgsam auf Spannung und dramatische Wirkung bedacht, dem Leser interessant und schmackhaft gemacht. Mit dem Xenion Nr. 68, das den literarischen Zodiakus einleitet, beginnt die Tonart immer boshafter und heftiger zu werden, da es nun hauptsächlich über die persönlichen Widersacher und über die Journale, Kalender und Taschenbücher hergeht. Nachdem den Zeitgenossen gründlich am Zeuge geflickt wurde, vergreift man sich an den Geistern des Hades, die jedoch eine bedeutend glimpflichere Behandlung erfahren. Schließlich wird, nach anderen literarischen Größen, auch Shakespeares Schatten zitiert. Aber dann mahnt die Muse zum Aufbruch; denn sonst käme noch gar die Fratze der Gorgona oder ein Band verstiegener und schwülstiger Oden von Haschka zum Vorschein.

Uns interessieren natürlich vor allem die Männer, die mehr oder minder Veranlassung zur Entstehung der Xenien überhaupt gaben und die darum auch am empfindlichsten den Spott der beiden Dichter erdulden mußten. Da ist vor allem der „alte Berlinische Steinbock" Friedrich Nicolai — das Haupt der Schriftsteller im Lager der Aufklärung —, auf den es tüchtig niederhagelt.

Nicolai

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Der Todfeind

Willst du alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod!

Philosophische Querköpfe[1])

Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.

Pfahl im Fleisch

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Die „Horen" an Nicolai

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln;
Und du tappe denn auch, plumper Geselle, so fort!

Streng gingen die Xenien ins Gericht mit Leuten wie Manso, Schink, Hermes, kurzum mit allen Vertretern selbstgefälliger Mittelmäßigkeit. Der Rektor des Magdalenengymnasiums Johann Kaspar Friedrich Manso in Breslau, der eine Übersetzung von fünf Gesängen aus Tassos „Befreites Jerusalem" und ein Liebesgedicht „Die Kunst zu lieben" hatte erscheinen lassen und der trotz seiner, der Grazien ermangelnder Dichtkunst, anmaßend genug war, Kritik an seinen großen Zeitgenossen zu üben, erhielt einige derbe Zurechtweisungen.

Manso von den Grazien

Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche zitieren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Tassos „Jerusalem" von demselben

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das Torquato besang.

[1]) Friedrich Nicolai hatte ein umständliches zwölfbändiges Reisewerk unter dem Titel „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" herausgegeben. In diesem Werk sprach er von den philosophischen Querköpfen, an denen Deutschland seit einigen Jahren reicher als jede andere Nation sei.

Die Kunst zu lieben

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch getan!

Der Schulmeister zu Breslau

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präzeptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Johann Friedrich Schink hatte im Juliheft des „Archiv der Zeit" „Doktor Fausts Bund mit der Hölle" veröffentlicht und zum Schluß den Pakt als einen „schrecklichen Bund" bezeichnet. Dieses fade Machwerk fand eine sinnige Abfertigung:

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

Der biedere Breslauer Pfarrer Johann Timotheus Hermes, der „deutsche Richardson", mußte wegen seiner vielgelesenen, breitschweifigen sentimental-schlüpfrigen Romane auch mehrmals als Zielscheibe des Spottes herhalten.

Für Töchter edler Herkunft[1])

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehen.

Pfarrer Cyllenius[2])

Still doch von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.

Gewisse Romanhelden

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschafft du,
Künstler wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.

[1]) So lautete der Titel einer Erzählung von Hermes.
[2]) Cyllenius ist der Beiname des Gottes Hermes.

Von Goethes ehemaligen Freunden wurden natürlich Lavater und die Brüder Stolberg, namentlich Fritz, über den der Dichter gerade in letzter Zeit sich besonders geärgert hatte, aufs Korn genommen. Dem Züricher gilt das Xenion:

Der Prophet

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Bei den Brüdern Stolberg erregte Goethes Ärger vor allem die frömmelnde christliche Tendenz, die sie auch jedem heidnischem Ding anzuhängen beliebten. In dem literarischen Zodiakus fungieren sie als die Zwillinge, weil sie sich selbst häufig Dioskuren nannten und zur Zwillingsleyer sangen.

Zeichen der Zwillinge

Kommt ihr den Zwillingen nah, so sprecht nur: „Gelobet sei J —
C —!“ „In Ewigkeit“ gibt man zum Gruß euch zurück.

Dioskuren

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten[1]) zu finden,
Aber beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.

Das Brüderpaar

Als Kentauren[2]) gingen sie erst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

[1]) In der Unterwelt.

[2]) Auf dem Titelblatt der „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg“ (Leipzig 1779) prangte eine Vignette, die zwei talabwärts umschlungen trabende Kentauren zeigte.

Auf Christian von Stolberg im besonderen bezogen ist das Xenion:

Belsazer im Drama

König Belsazer schmaust in dem ersten Akte, der König
Schmaust in dem zweiten, es schmaust fort bis zu Ende der Fürst.

Auf Friedrich von Stolbergs Dichtungen und auf seine christlich gefärbte Archäologie sind die folgenden Spottverse gemünzt:

Jamben

Jambe nennt man das Tier mit einem kurzen und langen Fuß, und so nennst du mit Recht „Jamben“ das hinkende Werk.

Der Antiquar

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick ich in Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

Das „Horribile“ des „gräflichen Salbaders“ jedoch, die Stelle aus seiner Vorrede zu den „Auserlesene Gespräche des Platon“, die auch im Briefwechsel Schillers und Goethes mit Entrüstung erwähnt wird, weil die „anmaßungsvolle Impotenz“ darin sogar sich erkühnt, Plato mit Christus zusammenzuwerfen, was das neue Weimar-Jenaer Heidentum natürlich unter keinen Umständen gelten lassen konnte, wurde zum Gegenstand des Xenions „Dialogen aus dem Griechischen“ verwandt:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F—— S——,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Es würde zu weit führen, wollte man alle die kleinen und kleinsten Geister aufzählen, die den beiden Verbündeten als Zielscheibe des Spottes dienten. Begibt

man sich nun gar auf das Gebiet der Zeitschriftenliteratur, dann wächst die Schar der Angegriffenen zu einer Legion. Und dabei darf nicht vergessen werden, daß die veröffentlichten Xenien doch immer nur die Hälfte der vorhandenen betrugen. Ein großer Teil, und zwar die mit besonderer Schärfe gewürzten Invektiven, wurden in dem Almanach ja überhaupt nicht aufgenommen und sind uns erst nach dem Tode der Verfasser bekannt geworden.

Daß die Zeitschriften-, Taschenbuch- und Almanachherausgeber eine harte Behandlung erfuhren, hat einen leicht verständlichen Grund, denn in ihnen rumorte ja vor allem das Rezensenten-Gesumse, das an den „Horen" und ihren Mitarbeitern allerlei auszusetzen hatte, spreizte sich am aufdringlichsten der „Literarische Sansculottismus", die anmaßende Mittelmäßigkeit. Um nur einige aus dem Schwarm der Gegeißelten zu nennen, seien erwähnt Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek", Zacharias Beckers „Reichsanzeiger", Ludwig Heinrich von Jakobs „Annalen der Philosophie", die Dyksche „Neue Bibliothek", F. v. Hennings „Genius der Zeit", Johann Ludwig Ewalds „Minerva", Wilhelm Gottlieb Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" u. a. Derjenige Journalist, auf den der Hagel der Geschosse knüppeldick niederprasselte, war der Musiker Johann Friedrich Reichardt, gleichzeitig Salinendirektor in Giebichenstein. Nicht weniger als 61 Xenien beschäftigen sich mehr oder weniger mit ihm und seinem Kreise. Als Reichardt sich noch nicht dem Journalismus mit Haut und Haaren verschrieben hatte, sondern sich in der Hauptsache als Komponist betätigte, da war

er — wie wir wissen — Goethe durchaus nicht unsympathisch[1]). Wenn ihm auch manches an Reichardts Charakter mißfiel, so hinderte ihn doch die Dankbarkeit für dessen Bemühungen um die Vertonung seiner Singspiele und Lieder, die der Kapellmeister mit außerordentlicher Regsamkeit betrieb, das Verhältnis zu ihm abzubrechen. Erst als Reichardt „mit Wut und Ingrimm" Parteigänger der französischen Revolution wurde, die Zeitschriften „Frankreich" und „Deutschland" ins Leben rief und als politischer Schriftsteller hervortrat, sagte Goethe sich, nicht unbeeinflußt von Schiller, der Reichardt für einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Menschen hielt, von ihm los. Die Xenien rechneten dann gründlich mit dem Musikus und Journalisten ab. Goethe fand dabei willkommenen Anlaß, seinen Unmut über die Revolution sich vom Herzen zu schreiben.

Nur Zeitschriften

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern, doch sind beide papieren und leicht.

Das Motto

Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Der Wächter Zions

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

[1]) Vgl. die Bände „Rom und Weimar" S. 250ff. sowie „Vereinsamung" S. 11f., 42f. und 71ff. dieser Biographie.

Verschiedene Dressuren

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler, ein echter
Demokratischer Spitz kläfft nach dem seidenen Strumpf.

Baalspfaffen

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern
versehen.

Umwälzung

Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der
Kantor
Von der Orgel und ach! pfuscht auf den Klaven[1]) des
Staats.

Dem Großsprecher

Öfters nahmst du das Maul schon voll und konntest nicht
wirken,
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht
so voll[2]).

Wie bei den politischen Expektorationen Goethe sich ganz in seinem Element fühlte, so entwickelte er dort, wo es sich um eine andere Herzensangelegenheit handelte — seine Farbenlehre — eine gleich fruchtbare Polemik. Hier konnte er seinem Groll über die Verstocktheit der Gelehrten, die zäh an einem von ihm als Irrtum erkannten Dogma festhielten, auf Newton schworen und seine eigenen Entdeckungen ignorierten, in heftigen Worten Luft machen[3]).

[1]) Orgeltasten.

[2]) Wenn Reichardt Goethe auch eine Zeitlang wegen der Xenien grollte, so hielt ihn dies doch nicht ab, nach wie vor dessen Texte zu vertonen. Das söhnte den Dichter nach und nach mit dem Musiker aus.

[3]) Vgl. Band „Vereinsamung" dieser Biographie S. 39 ff. und 209 ff.

Die Möglichkeit

Liegt der Irrtum nur erst wie ein Grundstein unten im
Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag.

Wiederholung

Hundertmal werd' ich's euch sagen und tausendmal: Irrtum
ist Irrtum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

Wer glaubt's?

„Newton hat sich geirrt?" Ja, doppelt und dreifach! „Und
wie denn?"
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

Menschlichkeiten

Leidlich hat Newton gesehen und falsch geschlossen, am Ende
Blieb er, ein Brite, verstockt, schloß er, bewies er so fort.

Und abermals Menschlichkeiten

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehen und zu schließen,
Referierten getrost, was er auch sah und bewies.

Alle angeführten Beispiele zeigen uns die Xenien-dichter bei ihren schärfsten Angriffen. Diese von ihnen geschleuderten Wurfgeschosse waren auf Vernichtung des Gegners, indem sie ihn der Lächerlichkeit preisgaben, rücksichtslos bedacht. Nun gab es jedoch in der Wissenschaft und auf dem deutschen Parnaß eine ganze Reihe von Geistern, gegen die Goethe und Schiller nicht gerade einen Groll im Herzen trugen, aber die doch an irgend-einer Stelle eine Blöße zeigten, die zur Spottlust herausforderte. Auch sie fanden keine Schonung, allein ihnen wurde eine bedeutend glimpflichere Behandlung zuteil. Von Vater Gleim, der als alter Peleus in der Unterwelt wandelt, wird gemeldet, daß ihm leider die

spannende Kraft und die Schnelle mangele, die „einst des Grenadiers[1]) herrliche Saiten belebt“ hätte; Ramler erscheint als der „Krebs in Berlin“ und muß den Vorwurf hinnehmen, daß er durch seine rücksichtslosen Bearbeitungen manches lyrische Blümchen zerstöre; über die beiden Brüder Schlegel hören wir, daß sie in der Literatur hart die Trojaner bedrängten, doch manchmal auch blind ins Blaue hineinschössen; Jean Paul, dessen persönliche Bekanntschaft Goethe erst eben in Weimar gemacht hatte, erhält das Zeugnis ausgestellt, daß er der Bewunderung wert wäre, wenn er seinen Reichtum nur halb so zusammenhielte, wie Manso seine Armut. Selbst Wieland muß sich gefallen lassen, als „zierliche Jungfrau zu Weimar“ geneckt zu werden. „Schmollt sie auch — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?“ Aber dann trifft seinen „Teutschen Merkur“ doch wieder ein schmeichelhaftes Lob.

Wieland zeigt sich nur selten[2]), doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der seltene, zeigt.

Auch in jener Auslese, in der sich die Epigramme als „Xenien“ im Musenalmanach präsentieren, sollte der Scharfrichterton nicht allein die Stimme führen. Das klassische Vorbild — der Dichter Martial — erschien als mahnendes Gewissen.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

[1]) Eine Anspielung auf Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers“.

[2]) Wieland schrieb nur wenig noch für seine Zeitschrift, die jetzt hauptsächlich von Böttiger geleitet wurde.

Worauf die „Xenien“ erwidern:

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäss'richten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

So entsann man sich denn auch des unumstrittenen Verdienstes und räumte ihm einen Platz, obschon einen bescheidenen, in diesem Pandämonium universale ein. Johann Heinrich Voß erscheint als der „wackere Eutinische Leu“[1]), und es wird ihm im Hinblick auf seine „Luise“ nachgerühmt, daß Wonne das Herz erfülle, wenn man seinem Gesang lausche; denn es verstünde niemand so wie er die Form des Altertums nachzuahmen. Würdige Gedenksteine feiern den Königsberger Weisen, wogegen sein Gefolge keine freundliche Beachtung erfährt. Der Schatten Shakespeares, des Herakles unter den Dramatikern, wird beschworen, daß er die Klage über den Zustand der zeitgenössischen Dramaturgie vernähme, in der die Natur „splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt“ wieder sich zeige. Lessing-Tiresias soll befragt werden, wo der gute Geschmack sich befände, der nicht mehr zu sehen sei. Lessing erhält überhaupt den ehrenvollsten Platz in den Xenien. Nicht nur als der blinde Seher, sondern auch als Achilles begegnet er uns im Hades. Und auf ihn bezieht sich das schöne Xenion:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

*

[1]) Voß war Rektor in Eutin.

In dem ersten Abschnitt dieses Kapitels erfuhren wir, daß aus den poetischen Blumengärten von Weimar und Jena im Laufe des Jahres neben den vielen Stechwespen auch anmutige, unschuldige Falter aufflatterten, die nicht recht in die Gemeinschaft der boshaften Insekten hineinpaßten, teils weil ihnen der giftige Stachel fehlte, teils weil sie ihrem Charakter nach mehr Sinngedichte als Invektiven waren. Es wäre schade gewesen, wenn man diese goldenen Sprüche würdiger und ernster Art von der Veröffentlichung gänzlich ausgeschlossen hätte. Und so beschloß man, dieselben, natürlich in Auswahl, zu drei Gruppen geordnet, mit dem Kennzeichen gemeinsamer Verfasserschaft „S. und G." vermerkt, ebenfalls in dem Musenalmanach aufzunehmen.

Die erste Gruppe präsentiert sich unter dem Titel „Tabulae votivae"[1]), zu denen Goethe — wenn man den nicht ganz zuverlässigen Angaben von Schillers Gattin trauen darf — mehr als die Hälfte beigesteuert haben soll. Auch die Votivtafeln enthalten manches Körnchen Ironie, aber der Spott richtet sich hier nicht gegen einzelne Personen, sondern gegen bestimmte Richtungen, die entweder falschen Grundsätzen huldigen oder verkehrte Methoden anwenden.

Die Zergliederer

Spaltet immer das Licht! Wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trotz eins und ein Einziges bleibt.

[1]) „Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen. Ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr." (H. Viehoff.)

Empiriker

Daß ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das leugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

Theoretiker

Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihr's sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr.

Die Unberufenen

Tadeln ist leicht, Erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

Andere Votivtafeln beschäftigen sich mit Fragen der Sittlichkeit, brandmarken die moralischen Schwätzer, wenden sich gegen Rigoristen und Frömmler, wieder andere behandeln ästhetische Dinge, oft jeder epigrammatischen Spitze entbehrend, nur reflektierend, ja zuweilen sogar mit einem ausgesprochen positiven Programm. Stehen die Votivtafeln durch den etwas matten Glanz, der von ihnen ausstrahlt, im allgemeinen hinter den bunt fluoreszierenden Xenien auch erheblich zurück, so leuchten doch immerhin einige feingeschliffene Edelsteine aus diesem Sprüchekranz gefällig heraus, wie beispielsweise die folgenden:

Der moralische und der schöne Charakter

Repräsentant ist jener der ganzen Geistergemeine,
Aber das schönste Gemüt zählt schon allein für sich selbst.

Der schöne Geist und der Schöngeist

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist.
Aber der schöne Geist trägt das Gewichtige leicht.

Delikateſſe im Tadel

Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verſchonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.

Die zweite und dritte Gruppe der zahmen Xenien ſtehen im Muſenalmanach hintereinander und führen die Überſchrift „Vielen“ und „Einer“. Dieſe Diſtichen ſind, bis auf wenige, Goethes Eigentum. Die Epigramme, die den „Vielen“ gelten, bilden zuſammen einen äußerſt bunten Blumenſtrauß, der aus Roſen, Veilchen, Tulpen, Nelken, Nachtviolen, Tuberoſen, Klatſchroſen, Geranien, Vergißmeinnicht und Kornblumen beſteht. Mit den Blumennamen, die zumeiſt noch von Buchſtaben begleitet werden, ſollen verſchiedene Weimarer und Jenaer Damen „charakteriſiert oder komplimentiert oder ſatiriſiert“ worden ſein. Aber ſchon Wieland, der die Beziehungen auf die Einzelperſonen noch am eheſten erkennen mußte, erklärte ſich in ſeiner Rezenſion außerſtande, dieſes Rätſel zu löſen, hielt das auch für nebenſächlich, unterließ es jedoch nicht, auf „die Zierlichkeit und Zartheit des Pinſels“ hinzuweiſen, mit dem dieſe Miniaturbildchen gemalt worden ſeien. Ganz deutlich laſſen ſich die Beziehungen nur in drei Epigrammen feſtſtellen. So werden in dem Zweizeiler C. G. Chriſtianens häusliche Tugenden gefeiert.

Viele Veilchen binde zuſammen! Das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

Ebenſo darf man unter H. W. auf Anna Amaliens lebhafte und charmante Hofdame Henriette von Wolfskeel mit ziemlicher Sicherheit raten.

Schön erhebt ſich die Aglei und ſenkt das Köpfchen herunter,
Iſt es Gefühl? Oder iſt's Mutwill? Wir wiſſen es nicht.

Ohne Bedenken dürfen endlich die Epigramme L. D. und S. W. auf die Herzogin Luiſe bezogen werden. Es ſind galante Huldigungen an die verehrte Fürſtin, der, mit Anſpielung auf die Prinzeſſin im „Taſſo“ als Eleonore, der Preis vor allen von dem Dichter erteilt wird.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld, geſchmückter hat Salomo keine geſehn.

*

Schwänden dem inneren Auge die Bilder ſämtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Die „Einer“ gewidmeten Epigramme erſcheinen als ein köſtliches Zeugnis der herzlichen Zuneigung Goethes zu Chriſtiane. Sie mögen während des mehrfachen Aufenthalts in Jena, der ſtets eine kürzere oder längere Trennung von der Geliebten bewirkte, entſtanden ſein. Sie bilden eine Art poetiſchen Kommentars zu den proſaiſchen Briefen, die, meiſt von Wirtſchaftsangelegenheiten handelnd, aus der Wohnungsfiliale in Jena nach dem Hauſe am Frauenplan flattern, wo Chriſtiane, als tüchtige Hausfrau waltend, die Schränke des Abweſenden fein ſauber in „Ornug“ hält, die „Stüpgen butzt“ und vor allem im „Garten gräbelt“, um aus dieſem mit großer Vorliebe von ihr gepflegten Wirkungsbereich, rührend um das leibliche Wohlergehen des Freundes beſorgt, bisweilen einen beſonders dicken Spargel, den ſie ſich ſelbſt nicht zu eſſen getraut, oder irgendeine andere ſchmackhafte Gabe ihrer Zucht an den in der Ferne Weilenden zu ſchicken. Es fiel ihr

gewiß recht schwer, jetzt, da Schiller seine große Anziehungskraft ausübte, den Geliebten so häufig entbehren zu müssen, konnte man doch getrost sagen, daß er — wenigstens im laufenden Jahre — mehr an der Saale als an der Ilm zu Hause war. Bange Sorgen stellten sich ein, diese Trennung könnte allmählich zur Entfremdung und dann zur Lösung ihres Herzensbundes führen. Es gab in Weimar genug Klatschmäuler, die daraus ihren Profit zogen und durch Stichelreden auf eine solche Möglichkeit hinwiesen. Ein naives Menschenkind wie Christiane vermochte einem derartigen Gerede nicht für die Dauer standzuhalten. Eifersucht ließ sie vielleicht gar schon eine Nebenbuhlerin vermuten, für die das leicht entflammte Dichterherz nicht in schnell verglimmendem Strohfeuer, sondern in leidenschaftlicher Glut auflodern konnte. Ernstlich mußte darum Goethe solche unberechtigte Annahmen zerstreuen.

Ich bitte dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen guten Tage zu genießen, die du vor so vielen andern haben kannst, und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen, vielleicht gelingt es mir auch hier nicht, und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küsse das Bübchen, ihr sollet mich bald besuchen. (Jena, 1. Mai 96.)

Und in der Tat brauchte Christiane sich das Leben nicht mit solchen trüben Gedanken zu beschweren. Goethe dachte nicht im entferntesten daran, seiner Christel untreu zu werden, selbst wenn er auch gelegentlich mit einem hübschen Frauenzimmer flirtete — „mieselte“ nach Weimarer Jargon —, wie er das in Karlsbad

getan hatte. In Jena gab es zum „Augelchen machen“ schon gar keine Gelegenheit. Außerdem absorbierte ihn die Arbeit in diesem Frühling und Sommer so sehr, daß es ihm zur Huldigung an das schöne Geschlecht wirklich an Zeit gebrach. Ertönte aber bisweilen seine Dichterleyer zum Preise der Liebe, dann war der Gegenstand der Verherrlichung niemand anders als Christiane. Und so gewinnt sie auch Gestalt, wenn wir den Reigen der anmutigen Zweizeiler lesen, die die Widmung „Einer“ als Überschrift tragen.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und schoßt, so war die Neigung zu dir.
Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.
Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.
Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.
Schwer zu bezwingen ist schon die Neigung: gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.
Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.
Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!
Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.
Ein Epigramm sei zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht noch viel kürzer der Kuß?
Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt.
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.
Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

*

Bei diesem Lobgesang auf die jetzige Geliebte mußte der Dichter unwillkürlich der einstigen Geliebten gedenken, die tief gekränkt, noch immer verständnislos und grollend sich zu seinem Leben und Tun stellte. Auf sie dürfen wir darum den nachfolgenden Zweizeiler beziehen, der in diesem Zusammenhang besonders grell das Verhältnis Goethes zu Charlotte hervortreten läßt.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen; geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamanth[1]) sich ersinnt.

Was Goethe so verletzend empfand, war wohl weniger Charlottens kühle Zurückhaltung bei gelegentlichen Begegnungen, die einem gleichgültigen Fremden gegenüber kaum auffälliger hätte gewahrt werden können, als die hämische Art, mit der sie alles, was irgendwie den ehemaligen Freund anging, im Verkehr mit gemeinsamen Bekannten glossierte. Mochte sie es schriftlich oder mündlich tun, es fehlte gewiß nicht an Zwischenträgern, die solche abfällige Äußerungen dem Dichter hinterbrachten. Man gewinnt, wenn man die vielen

[1]) Rhadamanthus, der Bruder des Minos, einer der drei Totenrichter in der Unterwelt, der die Verbrecher verhört, sie zum Geständnis ihrer Schuld zwingt und dann die Strafe über sie verhängt.

in Briefe eingestreuten Sottisen liest — auch eine Art Xenien —, den peinlichen Eindruck, als sähe die bereits über den Lebenszenit hinausgeschrittene Frau ihre Hauptbeschäftigung darin, Goethe in den Augen der Welt auf jede nur erdenkliche Weise herabzusetzen. Mit Vorbedacht wählte sie zu derartigen Auslassungen die Briefe, die sie an ihren Sohn Fritz schrieb, an dem Goethe, wie sie wußte, mit väterlicher Liebe hing. Als Christiane im vergangenen Herbst ein Kind gebar, meldete Charlotte dieses Ereignis dem Sohne mit den Worten: „Er hat wieder einen Faulconbridgen[1]) taufen lassen, und es ist gestern wieder gestorben." Ein anderes Mal spottete sie über seine Korpulenz. Schiller, meint sie, habe sich neben ihm wie ein himmlischer Genius ausgenommen. Und sie fügt die Bemerkung hinzu: „Ich möchte nur wissen, ob ich dem Goethe auch so physiognomisch verändert vorkomme, als er mir. Er ist recht zur Erde worden, von der wir genommen sind. Der arme Goethe, der uns sonst so lieb hatte." Daß Charlotte das künstlerische Schaffen des alten Freundes aufmerksam verfolgte, ist natürlich und begreiflich; denn schließlich konnte aller angehäufte Groll doch nicht die einmal vorhanden gewesene Tatsache jahrelangen tiefen Verbundenseins mit der schöpferischen Welt des von ihr so über alle anderen erhobenen Dichters fortleugnen, und regte sich, obzwar uneingestanden, eine heimliche Teilnahme an der weiteren Entwicklung seines inneren Erlebens in ihrer Seele. Aber sie sah die Erzeugnisse seines Geistes jetzt mit ganz anderen Augen als früher

[1]) Faulconbridge: Bastard von König Richard I. in Shakespeares „König Johann".

an; sie sah dieselben, ohne daß ihr Herz mitfühlend dabei schlug, verstandesmäßig kritisch, fast schadenfroh jede Stelle registrierend, die irgendwie ihre abfällige Ansicht über den gewandelten Goethe zu bekräftigen schien. Aus den „Elegien“ und „Epigrammen“ solches Material heranzuschleppen, fiel nicht schwer, wenn man jeden scheinbar frivolen Vers als Offenbarung gleichgearteter Gesinnung nahm, ohne in die Tiefe der Beweggründe einzudringen. Etwas anders verhielt es sich schon mit dem „Wilhelm Meister“, dessen einzelne Bücher der Verfasser ihr verehrte. Hier mußte je nach dem Inhalt des betreffenden Bandes ihr Urteil schwankend sein. Zunächst interessierte sie das Werk, wie sie dem Sohne gestand, nur, weil Goethe es geschrieben hatte und sie seine eigene Moral darin las. Dem fünften Buch brachte sie dagegen eine warme Teilnahme entgegen. Das sechste Buch, das die Bekenntnisse einer schönen Seele enthielt, konnte natürlich am ehesten auf ihren Beifall rechnen, aber sie vermochte die boshafte Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß Goethe diese Episode, deren fremde Herkunft ihr weiblicher Instinkt sofort witterte, „wie vom Himmel gefallen in die Komödianten-Gesellschaft gebracht, weil diese Bogen auch bezahlt werden“. Nichts kennzeichnet mehr Charlottens maßlose Voreingenommenheit und heftigen Unmut gegen den ehemaligen Freund als diese Glosse, deren verletzender Inhalt um so schwerer ins Gewicht fällt, weil es sich hier abermals um eine an den Sohn gerichtete Äußerung handelt.

Daß Charlotte es nicht unterlassen konnte, ihrem Jüngsten solche abfällige Bemerkungen zu schreiben,

wird man entweder auf Empfindungen der Rache oder Regungen der Eifersucht zurückführen müssen. Wahrscheinlicher erscheint das Letztere. Denn Fritz von Stein war Charlottens Lieblingssohn, gleichzeitig aber auch dasjenige ihrer Kinder, das sich der größten Zuneigung Goethes erfreute[1]). Fritz hatte seine Kindheit zum größten Teil im Hause des Freundes seiner Mutter verlebt, er war von ihm ganz nach dessen pädagogischen Grundsätzen erzogen worden, und es bildete sich ein herzliches Verhältnis heraus, das selbst, als das Freundschaftsband zwischen seiner Mutter und seinem Pflegevater zerriß, bestehen blieb. Die Briefe, die Goethe an seinen Zögling nach dessen Fortgang aus Weimar, richtete, spiegeln dieses gute Einvernehmen deutlich wider. Fritz begab sich 1791 zunächst zum Studium nach Jena, wo er eine Zeitlang bei Schiller wohnte; zwei Jahre später ging er nach Hamburg, um die dortige Handelsakademie zu besuchen und im Frühjahr 1794 machte er eine Reise nach Holland und England. Von allen Stätten seines kürzeren oder längeren Aufenthaltes schickte er Briefe an seinen Pflegevater, und dieser, der sich über den Eingang einer jeden Nachricht herzlich freute, ließ es wiederum nicht an guten beherzigenswerten Ratschlägen fehlen, die seine innige Anteilnahme an der weiteren Entwicklung seines ehemaligen Schutzbefohlenen verraten. Bald sollte sich eine Gelegenheit bieten, dieses fürsorgliche Gefühl durch hilfreiche Vermittlertätigkeit zu beweisen.

[1]) Vgl. den Band „Pegasus im Joche“ dieser Biographie.

Fritz von Stein war 1795 auf den Wunsch des Herzogs, der ihn zum Kammerjunker und zum Erzieher des Erbprinzen bestimmt hatte, nach Breslau gegangen, wo er Staatsökonomie studieren sollte. Dem unternehmungslustigen Vierundzwanzigjährigen, der in Hamburg und im Ausland die Kenntnis großzügiger Verhältnisse gewonnen hatte, die der Breslauer Aufenthalt noch weiter bereicherte, war die Aussicht, sein Leben als Hofbeamter in Weimar zu verbringen, wenig verlockend. Der preußische Staatsdienst eröffnete ihm bessere Perspektiven. Er erwog darum ernstlich den Gedanken, seiner Heimat Valet zu sagen und preußischer Beamter zu werden. Würde er diesem Wunsch unverhohlen durch Einreichung eines Abschiedsgesuchs Ausdruck gegeben haben, so hätte das Karl August zweifellos verstimmt. Es mußte also ein Weg gefunden werden, der, ohne daß der Herzog sich gekränkt fühlen konnte, zum Ziele führte. Goethe schien zu diesem Schritt der geeignete Mittelsmann zu sein. Da er für Fritzens Plan volles Verständnis besaß — er meinte, wer gern leben möge, ein entschiedenes Streben in sich fühle und einen freien Blick über die Welt habe, dem müsse vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schauern —, so nahm er sich im September der Sache gern an und schlug folgende Regelung der Angelegenheit vor: Fritz sollte mit einem bestimmten Anstellungsgesuch an den Herzog herantreten, und da Karl August vor solchen, gewissermaßen erzwungenen Entscheidungen „einen natürlichen und raisonnierten Abscheu" habe, so würde man sein Gesuch voraussichtlich ablehnen, und er könnte dann seine Entlassung erbitten.

Es währte immerhin eine Weile, ehe Karl August seine Zustimmung zu der Entlassung gab. Ihm kamen Fritz von Steins Pläne höchst ungewiß und fragwürdig vor, um so mehr als sich jener nie klar und deutlich über dieselben aussprechen wollte. Der Herzog ließ ihn darum mehrmals durch den Minister Voigt, ohne ihn zum Bleiben zu überreden, über seine Absichten ausfragen. Da nun aber Fritz seine Meinung nicht äußerte, so willigte Karl August schließlich im August nächsten Jahres in die Demission ein.

Die Vermittlerrolle, die Goethe in Fritz von Steins Angelegenheit übernahm, hat insofern noch eine Bedeutung, als sie Veranlassung zu einem Briefe an die Mutter seines Zöglings gab, dem ersten Brief nach einer mehr als siebenjährigen Pause. Sie hatte Ende August durch Goethe Fritzens Wunsch vernommen und beeilte sich darauf sogleich, letzterem ihre Befürchtung mitzuteilen, der Vermittler würde bei allem guten Willen, den sie an ihm bemerkte, „wegen seiner allzuliterarischen Existenz zu unbehilflich sein," ihm in der Sache zu helfen. Am 8. September erhielt sie dann von Goethe aus Jena jenen erwähnten Brief, in dem er sie „liebe Freundin" anredete und seine Vorschläge behufs der zu ergreifenden Schritte machte. Der Brief schloß mit den Worten:

Leben Sie recht wohl, erlauben Sie, wenn ich zurückkomme, daß ich weiter hierüber spreche. Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen.

Aus dem Schreiben, das Charlotte am gleichen Tage an ihren Sohn richtet, klingt doch schon ein etwas wärmerer Ton heraus. Sie gesteht es jetzt wenigstens offen ein, daß Goethe es gut meine und bemerkt noch, daß der kleine August eine rechte Anhänglichkeit an sie habe, sie häufig besuche und ein recht besonnenes Kind sei; aber er habe „etwas Trauriges, als ob er schon einmal den Trug dieses Lebens erfahren hätte". Mochte es nun ein Gefühl der Dankbarkeit sein, weil Goethe sich für ihren Sohn verwandte, oder mochte ein natürliches weibliches Empfinden sie leiten, wenn sie den kleinen August ihren Groll gegen den Vater nicht entgelten ließ, sondern ihn herzlich bei sich aufnahm. Wie man auch ihre Handlungsweise deuten will, ihr Charakterbild gewinnt jedenfalls durch diesen Zug ihres Wesens. Und sie scheint wirklich den dunkeläugigen Knaben mit dem blonden Lockenhaar gern gehabt zu haben; denn sie spricht oft und wohlwollend von ihm in ihren Briefen. Nur einmal tut sie es nicht, offenbar weniger aus Überzeugung, als um die arme Christiane durch ihr Urteil zu treffen.

Ich kann manchmal in ihm (August) die vornehme Natur des Vaters und die gemeine der Mutter unterscheiden. Einmal gab ich ihm ein neu Stück Geld; er drückte es an seinen Mund vor Freuden und küßte es, welches ich sonst am Vater auch gesehen habe. Ich gab ihm noch ein zweites Stück, und da rufte er aus: „Alle Wetter!" (An ihren Sohn Friedrich 14. April 1796.)

Einmal kam Augustchen auch mit seinem Vater, als Charlotte gerade unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause saß. Auf ihre Einladung hin setzte sich Goethe

zu ihr; sie plauderten über dieses und jenes, und ein seltsames Gefühl bemächtigte sich Charlottens; unbegreiflich wollte es ihr scheinen, daß sie einander so fremd geworden waren. Ein anderes Mal brachte der Kleine Bücher vom Vater. Und so wurde Augustchen der unerwartete Mittler, der das zerrissene Freundschaftsband verknüpfte, freilich nur notdürftig und locker; denn ein gegenseitiges Mißtrauen und ein noch nicht völlig überwundener Groll auf Seiten Charlottens standen einer endgültigen Versöhnung noch lange hindernd im Wege.

*

Außer den zahmen mit dem Signum „S. und G." veröffentlichten Xenien enthielt der Musenalmanach noch eine Reihe von Epigrammen, die mit dem Namen Goethe allein unterzeichnet waren. Ein Reichtum reifer Lebensweisheit macht sich in ihnen kund. Ohne irgendwelche Schärfe geben sie allgemeingültige aus der Erfahrung gewonnene Regeln, sei es für die Beziehungen der Menschen untereinander, sei es für politische Notwendigkeiten, sei es für einzelne Berufe. Auf die französische Revolution und ihre Folgeerscheinungen bezogen sind die Epigramme:

Ultima ratio

Fehlet die Einsicht oben, der gute Willen von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

Wer will die Stelle?

Republiken hab' ich gesehen, und das ist die beste,
Die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil gewährt.

Das Problem des ewigen Krieges und des ewigen Friedens findet in den beiden folgenden Distichen eine knappe und schlagfertige Klärung.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

◆

Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andern
Seinen Vorteil, so ist ewiger Friede gemacht.

Sehr feinsinnig und prägnant werden die Forderungen umrissen, die an einen Fürsten, Selbstherrscher, Minister, Hofmann und Ratsherrn zu stellen sind. Namentlich Minister und Hofmann erhalten würdige Porträte.

Klug und tätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sei er Minister und bleib's.

◆

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärsten und feinsten! Das andre
Was er noch sonst besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

Endlich sei noch eine Gruppe Goethescher Epigramme erwähnt, die unter Weglassung der Überschriften für die einzelnen Monodistichen, den Gesamttitel „Die Eisbahn" führt. Auch in diesen sechzehn Epigrammen, durch die sich als einheitlicher Schauplatz, die glatte Fläche des Daseins symbolisierend, die Eisbahn zieht, schweben eine Fülle von Lebensbildern vorüber, die in mannigfaltiger Abwechslung bald auf das Gewirr durcheinandergleitender Schüler und Meister weisen, während das gewöhnliche Volk in der Mitte sich hält, bald die schüchternen Versuche des schwankenden und

zaudernden Lehrlings vorführen, bald den Meister bei einem gefährlichen Sturz und das darüber lachende Volk am Ufer zeigen. Für alle diese Teilnehmer am winterlichen Vergnügen gilt die Devise:

Gleite fröhlich dahin, gib Rat dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße die Tage.

Jene, in dem vorigen und in diesem Abschnitt behandelten Gruppen der zahmen Xenien hat Goethe mehrere Jahre später, um einige neue ergänzt, unter dem Titel „Vier Jahreszeiten" in den Neuen Schriften veröffentlicht. Dabei wurde folgende Reihenfolge gewählt. Die den „Vielen" gewidmeten, auf die Damen bezogenen Blumensymbole eröffneten als „Frühling" den Reigen. Ihnen schlossen sich, die Aufschrift „Sommer" tragend, die „Einer", d. h. Christiane geltenden Distichen an. Der „Herbst" breitet die Früchte von den verschiedenen Zweigen Goethescher Lebensweisheit aus, während die „Eisbahn" den Winter charakterisiert.

Vor der „Eisbahn" stehen im Musenalmanach noch zwei Gedichte Goethes. Das eine heißt „Musen und Grazien in der Mark". Es ist den spottlustigen Xenien seinem Inhalt nach verwandt, denn es richtet sich gegen den nüchternen Alltagston der Modepoesie, wie sie vor allem von dem märkischen Pfarrer Friedrich Wilhelm August Schmidt zu Werneuchen in dem von ihm herausgegebenen „Kalender der Musen und Grazien" gepflegt wurde. Schmidt schilderte in seinen Gedichten das Dorfleben in seiner nackten Wirklichkeit — behaglich, philiströs, ohne jeden höheren künstlerischen Gesichts-

punkt und traf damit ganz den Geschmack eines geschmacklosen Lesepublikums. Goethe, der die Naturschilderung nur als symbolischen Ausdruck des Schönen und Geistigen gelten ließ, mußte sich von einer solchen platten Natürlichkeitspoesie, die er nicht allein in Schmidts Kalender, sondern auch in den Erzeugnissen anderer Zeitgenossen gedeihen sah, stark angewidert fühlen. Darum ging er dem Verfasser und seiner Sippe mit einem in ähnlichem Ton abgefaßten und satirisch ausklingenden Gedicht zu Leibe, dessen Schlußstrophe lautet:

Und in unsern Liedern keimet
Silb' aus Silbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug getan.

Das andere Gedicht, — „Der Chinese in Rom" — enthält ebenfalls eine Spitze, die die krassen Auswüchse einer der Maxime Schmidts und seiner Mitläufer entgegengesetzten Richtung, d. h. die Unnatur treffen will. Ihr Wortführer war der arme Lehrerssohn aus Wunsiedel, Johann Paul Friedrich Richter, der unter dem Namen Jean Paul schrieb und vor kurzem erst durch seinen Roman „Hesperus" die Aufmerksamkeit der literarisch interessierten Öffentlichkeit auf sein beachtenswertes schriftstellerisches Talent gelenkt hatte, nachdem er fünfzehn Jahre vergeblich bemüht gewesen war, für sein Schaffen Anerkennung zu finden. Jean

Paul war nun zwar ein Mann von ganz anderem inneren Reichtum und Format als der biedere Pfarrer Schmidt, aber daß er eben diesen Reichtum vergeudete, nicht mit ihm hauszuhalten verstand, das nahmen ihm Schiller und Goethe übel. Nichts haßten sie, die sich zur höchsten Vollendung der Form durchgerungen hatten, damals mehr als die Formlosigkeit. Jean Paul gefiel sich jedoch in wunderlichen Phantasiesprüngen und Gedankenverschränkungen, die seinen Werken den Stempel der Unnatur aufprägten. Besonders Goethe fand bei aller Anerkennung der großen Begabung des Dichters an seinen Werken mancherlei auszusetzen und rechnete sie zum Geschlecht der Tragelaphen[1]). In dem Gedicht „Der Chinese in Rom" geißelt er nun Jean Pauls Manier, das Gesunde krank und das Kranke gesund zu nennen und seine luftigen Gespinste mit dem ewigen Teppich der soliden Natur zu vergleichen, indem er die bunte, in Einzelheiten sich erschöpfende Kunstauffassung des Chinesen der monumentalen Größe und Einfachheit der Antike gegenüberstellt. Auch ein persönliches Moment spielt in das Gedicht hinein. Jean Paul hatte mit Bezugnahme auf Goethes „Römische Elegien" an Knebel geschrieben, nicht ein Properz, sondern ein Tyrtäus täte der Zeit not. Das hieß mit anderen Worten: die Gegenwart erforderte keine sanften, formgewandten, an mythologischem Kleinkram sich ergötzenden Elegiker, sondern einen leidenschaftlichen, kriegerischen Sänger. Goethe legte diese Äußerung als

[1]) Tragelaph (Bockhirsch) ein Fabelwesen des Altertums. Von Goethe gebraucht im Sinne eines uneinheitlichen dichterischen Gebildes.

Arroganz aus und verfaßte daraufhin das genannte Gedicht, das Schiller gern in den Musenalmanach aufnahm, weil er darin „die wahre Abfertigung für dieses Volk" sah.

Die Uberempfindlichkeit und die daraus resultierende scharfe Abfertigung bleibt insofern verwunderlich, als Goethe kurz zuvor — in Jena — Jean Paul persönlich kennen gelernt, und der Verfasser des „Hesperus" ihm keineswegs mißfallen hatte; denn er schrieb am 29. Juni an Schiller:

> Es ist mir doch lieb, daß Sie Richtern gesehen haben, seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viel Anmutung zu uns zu haben scheint.

Jean Paul war, von Charlotte von Kalb empfohlen, nicht ohne Scheu zu Goethe gegangen. Man hatte dessen reichsstädtischen Stolz, Steifheit und Kälte dem Verfasser des „Hesperus" so grell gemalt, daß er dem kühlsten Empfang entgegensah. Und in der Tat zeigte sich Goethe zunächst „kalt, einsilbig, ohne Akzent". Aber dann wurde er lebhaft, sei es unter dem Einfluß des Champagners, sei es infolge des Gesprächs über Kunst, Publikum usw. Und als er gar ein ungedrucktes herrliches Gedicht[1]) mit unnachahmlicher Kunst vorgelesen hatte, da drückte er dem enthusiasmierten Dichter sogar die Hand und tat es beim Abschied nochmals und forderte ihn auf, wiederzukommen. So schieden sie

[1]) Vermutlich „Alexis und Dora".

voneinander, ohne Verstimmung, in vollem Einvernehmen. Aber daß auch nie ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen sich entwickeln würde, war von vornherein klar; denn die Kunstwelten, in denen jeder von ihnen wurzelte, hatten keine gemeinsamen Berührungspunkte. Jean Pauls unwirkliche, phantastische, zerrissene und empfindsame Betrachtungsweise stand in allzugroßem Gegensatz zu Goethes gegenständlichem, sachlichem und formalem Sinn. Aber ein Bewunderer seines Antipoden, der ihm als universellster und klarster Mann Europas erschien, blieb Jean Paul trotz gelegentlicher Verärgerung, die zu abfälligen Bemerkungen Veranlassung gab, bis an sein Lebensende.

*

Ehe wir von den im Musenalmanach veröffentlichten Beiträgen Goethes scheiden, wäre noch einer Dichtung zu gedenken, die, frei von satirischer Anspielung, nur der reinen Kunst das Wort redet, einer Dichtung, die um ihres hohen poetischen Gehalts willen von Schiller an den Anfang des Almanachs gesetzt wurde. Es ist die Idylle „Alexis und Dora", das reizende Vorspiel zu der kommenden größeren Idylle „Hermann und Dorothea". Goethe schrieb dieses sinnige kleine Opus während seines Jenaer Aufenthalts laut Tagebuch in der Zeit vom 12. bis zum 14. Mai. Damals weilte gerade Körner mit seiner Schwägerin Dora und dem Grafen Geßler bei Schillers zu Besuch. Goethe fand im Umgang mit ihnen viel Anregung und Teilnahme. Und der sich daraus ergebenden gehobenen Stimmung wird es zuzuschreiben sein, daß das Gedicht ihm so

leicht aus der Feder floß, gleichsam in einem Guß entstand. Vielleicht gab er der weiblichen Hauptgestalt den Namen Dora, um die anwesende Freundin aus seinen Leipziger Studentenjahren dadurch zu ehren. Der Dichter nahm das Manuskript nach Weimar mit, feilte noch daran und schickte es am 14. Juni an Schiller. Dieser ergriff sofort die Gelegenheit, den Verfasser über seinen Eindruck zu unterrichten.

Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. (18. Juni.)

Das Gedicht schildert die Liebe zweier Nachbarskinder Alexis und Dora, die sich ihrer Neigung erst bewußt werden, als Alexis sich auf eine längere Seereise begibt. Der Augenblick der Trennung entfacht in dem scheidenden Jüngling die Leidenschaft, die schon lange geheim und unerkannt in seiner Seele glomm. Während das Schiff auf dem Meer schaukelt und immer weiter sich vom Ufer entfernt, steht Alexis rückwärts gewendet traurig am Mast und gedenkt voll Schmerz und Sehnsucht der verlassenen Geliebten. Die Gedanken formen sich zu Bildern vergangenen und jüngsten Erlebens, vermischen sich mit seligen Zukunftsträumen, und aus Erinnerung und Hoffnung, Verlangen und

Furcht entsteht ein Selbstgespräch, das in sprunghafter Erzählung alle köstlichen Eindrücke eines jungen Liebesglückes offenbart.

Gleichgültig lebte der Jüngling neben der Angebeteten jahrelang hin. Täglich sah er sie, wenn sie entweder, von dem Mütterchen feierlich begleitet, geschmückt und gesittet zum Tempel schritt oder Früchte zum Markt trug oder mit dem Gefäß auf dem Haupte vom Brunnen kam, aber er sah die schöne Nachbarin, wie man die Sterne und den Mond betrachtet, ohne den leisesten Wunsch nach ihrem Besitz in seinem Busen zu verspüren. Da kam plötzlich der Knabe gelaufen und meldete, daß das Schiff, das schon lange auf den günstigen Wind zur Ausfahrt harre, die Anker lichte. Nun hatte unvermutet schnell die Abschiedsstunde geschlagen. Segnend drückten Vater und Mutter dem Sohne die Hände auf das Haupt, und zum Strande lief Alexis mit dem Bündelchen unter dem Arm. Aber an der Gartenpforte machte er Halt; denn dort stand Dora lächelnd, um dem Scheidenden auch einige freundliche Worte zu sagen und ein Halskettlein von dem Heimkehrenden zu erbitten. Und als sie nach dem geäußerten Wunsch ihn noch aufforderte, in den Garten einzutreten und sich ein paar Früchte mitzunehmen, und selbst geschäftig die goldenen Orangen und weichlichen Feigen ihm zutrug, ward es Alexis trüb vor den Augen, und die Knospe der Liebe sprang plötzlich auf.

Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals;

Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert es dreimal; da floß
Häufig die Träne vom Aug' mir herab; du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.

Doch schon stand mahnend wieder der Knabe vor Alexis. Noch ein Händedruck. Und wie ein Trunkener taumelte der Jüngling auf das Schiff. Nun malten nach kaum stattgefundenem Abschied seine Gedanken bereits das Bild der Heimkehr aus, wie er, mit Geschenken reich beladen, das Haus der Geliebten betrat. Nicht ein goldenes Kettchen allein wollte er mitbringen, sondern eine Kette, die neunmal locker umwunden um ihren Hals sich ringeln sollte, und goldene Spangen, verziert mit Rubin und Smaragd, Saphir und Hyazinth und Ringe mit Perlenschmuck. Doch zu den Juwelen sollten sich noch andere Gaben gesellen, deren sich ein häusliches Weib freut: wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager zu bereiten, Stücke köstlicher Leinwand zu Kleidern für sie und ihn und „wohl noch ein Drittes darein." So sah er im Geist schon ein heiteres Familienidyll. Aber da drängt sich vor dieses hoffnungsvolle Glück plötzlich wie ein Gespenst eine dunkle Ahnung, es stände die Tür des Gartens noch auf.

Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!

Lockt sie auch ihn nach der Laube? Und folgt er?
O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem einen
Gibt, sie kehrt sich auch schnell zu dem andern herum.

Dieses ist die einzige Stelle, an der Schiller etwas auszusetzen hatte. Es störte ihn, daß Goethe mit diesem hineingeflochtenen Motiv der Eifersucht das große, durch das Ganze klingende Gefühl des Glücks trübe. Er vermochte aber auch nichts Befriedigendes dagegen einzuwenden. Goethe verteidigte seinen Standpunkt.

Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe. Einen aus der Natur: weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich führt, und einen aus der Kunst: weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instinktes; durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden. (An Schiller 22. Juni 1796.)

Auch in einem Gespräch mit Eckermann kam Goethe auf den leidenschaftlichen Schluß zu sprechen, den außer Schiller noch andere getadelt hatten, und er meinte, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn dieser Eifersuchtsanfall nicht vorhanden wäre. Hier zeigt sich der tiefe Menschenkenner und gleichzeitig der Mann, der aus eigenem Erleben spricht. Er selbst unterlag leicht eifersüchtigen Regungen; namentlich in seinen Jugendjahren hatte er unter der Tyrannei dieses Dämons viel zu leiden gehabt. Seine Liebschaft mit Kätchen Schönkopf weiß manches davon zu erzählen.

Als eine Idylle wird das Gedicht in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bezeichnet. Und mit Recht; denn die entworfenen Bilder, die Kleinstadt mit ihren patriarchalischen Zuständen, das Verhältnis der Eltern zum Sohne, der Mutter zur Tochter, die nachbarlichen Beziehungen, die täglichen Verrichtungen am Brunnen und auf dem Markt, der Garten mit seinen Fruchtbäumen und nicht zuletzt die Seefahrt — alle diese Ausschnitte aus einem ruhigen bürgerlichen Leben haben durchaus ein freundlich-idyllisches Gepräge. Es schwebt über dem Ganzen die gleiche humane Sitten- und Empfindungsatmosphäre, die wir später in „Hermann und Dorothea" kennen lernen werden. Die Verlegung des Schauplatzes nach einem südlichen Lande — man könnte an Italien denken —, das trotz des antiken Beiwerks zeitlos erscheinende Zeitkolorit, die reine, natürliche Menschlichkeit der geschilderten Menschen, die aus dem bunten Farbenspiel der Phantasie klar hervorleuchtende Wahrheit des Realen bestätigen ferner den Charakter der Idylle. Allein die Seelenmusik, die aus dem Gedicht klingt, der leidenschaftliche Gefühlston, der es durchflutet und die monologische Form der Erzählung weisen wiederum auf die Elegie hin. Und so hat Goethe, weil ihm diese Merkmale zu überwiegen schienen, später die Bezeichnung „Idylle" fortgelassen und das kleine Kunstwerk unter seine Elegien aufgenommen.

Das Gedicht wurde, noch ehe es im Druck erschien, manchem vertraut. Goethe las es gern und ließ auch das Manuskript in Freundeskreisen umlaufen. Humboldt war einer der ersten, der es erhielt. Er sagte viel

Schönes über dasselbe, tadelte nur einige metrische Unebenheiten. In Jena sorgte Knebel für das Bekanntwerden des Gedichts. Durch ihn lernten es die Steinsche und die Kalbsche Familie kennen. Man war im allgemeinen entzückt und fand, daß es „Sachen enthalte, die noch gar nicht seien von einem Sterblichen ausgesprochen worden". Nur Charlotte von Kalb hatte etliches auszusetzen. Gedanken und Komposition gefielen ihr zwar, allein die beiden Hauptpersonen sagten ihr nicht zu. „Der Jüngling ist ein Dichter und kein Liebhaber, das Mädchen verliebt und keine Geliebte", äußerte sie zu Jean Paul. Namentlich entrüstete sie sich jedoch darüber, daß die Mutter den Sohn mit einem Bündelchen unter dem Arm auf die weite Reise entließ. Nicht ohne Verdruß über eine solche äußerliche und am Nebensächlichen klebende Betrachtungsweise, die man von einer klugen Frau wie Charlotte am wenigsten erwarten durfte, schrieb darauf Goethe an Schiller:

Was ihnen gleich einleuchtet, das nehmen sie wohl willig auf, über alles, woran sie sich nach ihrer Art stoßen, urteilen sie auch schnell ab, ohne vor- noch rückwärts, ohne auf den Sinn und Zusammenhang zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich den Dichter zu fragen haben, warum er dieses und jenes so und nicht anders machte? Ist doch deutlich genug angedeutet:

So gleich reichte die Mutter ein nach bereitetes Bündel.

Es ist also keineswegs die ganze Equipage, die schon lange auf dem Schiff ist und dort sein muß; die Alte erscheint nur, in ihrer Mutter- und Frauenart, tätig im einzelnen, der Vater umfaßt die ganze Idee der Reise in seinem Segen. Der Sohn nimmt das Päckchen selbst, da der Knabe schon wieder weg ist, und um der Pietät gegen die Mutter willen

und um das einfache goldene Alter anzuzeigen, wo man sich auch wohl selbst einen Dienst leistete. Nun erscheint, in der Gradation, auch das Mädchen gebend, liebend und mehr als segnend, der Knabe kommt wieder zurück, drängt und ist zum Tragen bei der Hand, da Alexis sich selbst kaum nach dem Schiff tragen kann. Doch warum sag ich das? und warum Ihnen? — Von der andern Seite betrachtet, sollte man vielleicht die Menschen, sobald sie nur einen guten Willen gegen etwas zeigen, auch mit gutem Willen mit seinen ästhetischen Gründen bekannt machen. — Nun sieht man aber, daß man nie ins Ganze wirken kann, und daß die Leser immer am einzelnen hängen, da vergeht einem dann Lust und Mut, und man überläßt sie in Gottes Namen sich selbst. (7. Juli 1796.)

Solche unsinnige Beanstandungen, verbunden sogar mit Ratschlägen zur Verbesserung mußte sich Goethe des öftern gefallen lassen. Jacobi, der das Gedicht sonst vortrefflich fand, meinte sogar, völlig die durch den Monolog gegebene wundervolle Einheit und Geschlossenheit verkennend, „ob man nicht besser daran täte, es in zwei oder drei Gedichte zu separieren". Öffentliche Tadler fand die Idylle nicht. Im Gegenteil, sie söhnte manchen, der wegen der Xenien Goethe leise grollte, mit dem Dichter wieder aus. So z. B. Wieland, der sich über das Gedicht, nach Böttigers Bericht, folgendermaßen äußerte:

Goethes „Alexis und Dora" eröffnet uns ein ganz neues Genre. Auch hier beweist er wieder, daß er alles kann. Hätte er gereimte Stanzen machen wollen, so bin ich sicher, daß er mich auch hier aus dem Felde geschlagen hätte, wie ein Fragment eines seiner Gedichte in Stanzen hinlänglich beweist. Er kann, wenn er will, alles.

*

Außer dem Musenalmanach gab es ja noch die „Horen", für die Goethe Beiträge beizusteuern hatte. Sie waren nun einmal der Sprechsaal für die beiden verbündeten Dichter, und also mußten sie vor allem darauf bedacht sein, die Zeitschrift durch ihre Arbeiten zu füllen. Goethes Anteil an dem neuen Jahrgang erstreckte sich auf drei Beiträge: einen Aufsatz „Versuch über die Dichtungen", die Übersetzung der Selbstbiographie von Benvenuto Cellini und eigene Lebensdokumente „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard".

Der Aufsatz „Versuch über die Dichtungen" ist eine Übersetzung des „Essai sur les Fictions" von Frau von Staël. Die geistvolle Tochter des letzten französischen Finanzministers aus der vorrevolutionären Ära, Jacques Necker, die in einer wenig glücklichen Ehe mit dem recht unbedeutenden schwedischen Gesandten Baron von Staël-Holstein lebte, begann gerade damals ihre literarische Tätigkeit zu entfalten, durch die sie sich allmählich den Ruf einer bedeutenden Schriftstellerin errang. Auch in Weimar war man schon auf sie aufmerksam geworden. Der Essay, den Goethe der Verdeutschung für wert erachtete, beschäftigte sich mit Dichtungen im Allgemeinen und teilte sie in drei Gruppen ein: wunderbare, historische und erfundene, in denen nichts wahr, aber alles wahrscheinlich ist. Die Verfasserin offenbart sich in ihren Ausführungen als Vertreterin der Forderung, daß nur das Wahre in der Dichtung nachgeahmt werden solle. Sie verwirft das Wunderbare, läßt es allenfalls noch gelten in solchen Werken, die von der Heiterkeit beherrscht werden, möchte sogar das Anekdotische aus der historischen Dichtung ausgeschlossen wissen und sieht die

große Wirkung der Dichtkunst in der Eigenschaft, die Gemüter zu bewegen. Der von ihr aufgestellte wichtigste Grundsatz lautet:

> Alles, was erfunden ist, soll wahrscheinlich sein, alles, was uns in Erstaunen setzt, muß durch Verkettung moralischer Ursachen erklärt werden können; in solchen Werken entdeckt man alsdann ein philosophisches Resultat, und das Talent, das sie hervorbringt, übernimmt eine größere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man sich durch einen Machtstreich des Schicksals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Manche Anschauungen der Verfasserin deckten sich durchaus mit dem, was Goethe vertrat, namentlich was sie über die Bedeutung des Wahren in der Dichtung sagte. Diese Übereinstimmung der Ansichten mochte gewiß ein maßgebender Anlaß für die Übersetzung und Veröffentlichung des Aufsatzes gewesen sein. Aber vielleicht sprach auch ein wenig Eitelkeit dabei mit; denn zum Schluß war unter den unnachahmlich genialen Werken der „Werther" nicht vergessen worden. Möglicherweise wollte Goethe sich sogar für diese Erwähnung durch die Übersetzung der Verfasserin erkenntlich zeigen; denn er empfahl Schiller, der einige Anmerkungen zu dem Essay bringen wollte, bei dieser „Arbeit so klar und galant als möglich zu sein, damit man es ihr (der Staël) in der Folge zuschicken und dadurch einen Anfang machen könnte, den Tanz der Horen auch in das umgeschaffene Frankreich hinüber zu leiten".

Die Übersetzung des Aufsatzes wurde von Goethe bereits im Oktober 1795 unternommen und während seines Eisenacher Aufenthalts zu Ende geführt. Gedruckt erschien er aber erst im Februarheft der „Horen". Die Arbeit fiel Goethe nicht leicht. Sowohl die Sprache wie die Methode der Verfasserin bereiteten ihm Schwierigkeiten. Er verfuhr dabei in folgender Weise: er suchte die Worte des Originals der eigenen und Schillers Meinung anzunähern und die französische Unbestimmtheit nach deutscher Art etwas genauer zu fassen. Schiller fand, daß das Produkt mit viel Geist geschrieben sei, und „da es darin mehr wetterleuchtet als ordentlicher Tag ist", so eigne es sich nicht übel zu einem Kommentar. Die beabsichtigten Anmerkungen, die Schiller im folgenden Stück der „Horen" bringen wollte, sind jedoch unterblieben.

Außerhalb seiner literarischen Arbeiten und naturwissenschaftlichen Untersuchungen setzte Goethe während der ersten Hälfte des Xenienjahres seine Studien des römischen Altertums, der italienischen Geschichte, Kunst und Architektur mit unvermindertem Eifer fort. Er wollte diesmal gründlich vorbereitet seine Reise nach dem Süden antreten. Meyer mußte zu diesem Zweck manches Buch beschaffen, in manche seltene Schrift Einblick tun und dem Freunde nach Weimar darüber berichten.

Die Beschäftigung mit der italienischen Renaissance ließ in Goethe das Interesse für einen Mann aufleben, der ihm als ein charakteristischer Repräsentant seiner Zeit erschien, und dessen selbst geschilderter Lebenslauf zu den aufschlußreichsten menschlichen Dokumenten jener hochbedeutenden Kulturepoche gehört. Es ist der Florentiner Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini. Schon im August 1795 trug sich Goethe mit der Absicht,

die Selbstbiographie dieses Mannes ins Deutsche zu übertragen und sie in den „Horen“ zu veröffentlichen. Ernstlich wurde die Verwirklichung des Planes erst im nächsten Jahre betrieben. Um in die künstlerische Wesensart des Florentiners einzudringen, ließ er sich durch Lichtenberg von der Göttinger Bibliothek die italienische Abhandlung Cellinis über die Goldschmiede- und Bildhauerkunst schicken. Als das Buch am 15. Januar eintraf, vertiefte sich Goethe sofort in dasselbe. Die schönen Aufschlüsse, die er aus der Vorrede und dem Werk selbst gewann, regten ihn zur Übersetzung der Lebensbeschreibung von neuem an, die er jedoch zunächst nicht als Ganzes, sondern nur auszugsweise und zwar mit Berücksichtigung besonders interessanter Stellen den Lesern vorzulegen gedachte. Daß Goethe sozusagen nur die Rosinen aus dem Kuchen herausholte, wurde von der durch die Xenien verärgerten Kritik später als willkommener Anlaß zur Rüge benutzt. So wußte Reichardt in seiner Zeitschrift natürlich gleich mitzuteilen, daß gerade die ausgelassenen Stellen die bedeutenden und charakteristischen seien. Goethe hatte mit ganz besonderer Absicht dieses Verfahren gewählt; denn er meinte, wie er sich zu Schiller äußerte, an einem Leben sei ohnedem nichts weiter als das Detail, besonders nun gar bei einem Partikulier, wo keine Resultate zu denken seien, deren Weite und Breite allenfalls imponieren könnten, vielmehr noch bei einem Künstler, dessen Werke, die bleibenden Wirkungen seines Daseins, nicht vor unseren Augen stünden. Als nun der „Spitz von Giebichenstein“ sein Gekläff anhub und die ausgelassenen Stellen so anpries, vermutete

Goethe, es stecke etwas dahinter, d. h. Reichardt beabsichtige, die fehlenden Stellen durch Übersetzung zu ergänzen und zusammen mit den seinen nachzudrucken; denn er hielt Reichardt zu allem fähig. Um dem zuvorzukommen und um gleichzeitig die inzwischen erwachte Neugier des Publikums auf das Ganze zu befriedigen, bekehrte er sich allmählich zu dem Prinzip der Vollständigkeit, um so mehr als das allgemeine Interesse eine Buchausgabe für erwünscht erscheinen ließ.

Die Veröffentlichung des „Cellini“ begann im vierten Stück der „Horen“ und zog sich, freilich nicht in ununterbrochener Folge, bis zum sechsten Stück des nächsten Jahrgangs hin. Sie war zweifellos für den größeren Teil der Abonnenten der unterhaltsamste Beitrag. Hier schaute man in das buntbewegte Leben einer Persönlichkeit von seltsamer Charakterprägung, eines Mannes, wie ihn nur das von Leidenschaften durchwühlte, aber zu höchster Kunstekstase fähige Zeitalter der Renaissance hervorbringen konnte. Einerseits ein Abenteurer mit einer Landsknechtsnatur, unstet von Ort zu Ort ziehend, jeden Augenblick bereit, in einer Aufwallung des Temperaments aus geringfügigem Anlaß seinem Gegner den Dolch in die Brust zu stoßen, anderseits wiederum ein Mensch mit merkwürdig starkem Gefühl für sittliche Grundsätze und tiefer Neigung für mystische Religiosität, erscheint dieser vielseitig begabte Künstler, der abwechselnd als Zeichner, Architekt, Goldschmied, Bildhauer, Musiker, Dichter und Schriftsteller sich betätigt — in der Universalität seiner Fähigkeiten ein echter Typus der Renaissance — als eine problematische und zugleich fesselnde Gestalt

der Menschheitsgeschichte. Goethe sah in Cellini nicht nur einen Repräsentanten seines Jahrhunderts, sondern sogar — darin ging er zu weit — einen Repräsentanten der gesamten Menschheit. „Solche Naturen", sagte er später bei einer Schilderung Cellinis, „können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen undeutlichen Zügen in jedem menschlichen Busen eingeschrieben ist". Es interessierte also Goethe an dieser Gestalt weniger der Künstler als der Mensch. Und das in der Selbstbiographie stark hervortretende Psychologische — keineswegs das Künstlerische —, dürfte Goethe letzten Endes die Veranlassung zur Übertragung dieser Lebensschilderung gewesen sein.

Leider bediente er sich für die Arbeit eines schlechten Textes, einer von Antonio Cocchi besorgten Ausgabe, die in Neapel 1728 gedruckt worden war. Diese wich von dem Originalmanuskript insofern erheblich ab, als der Herausgeber deren Dialektcharakter aufgehoben, die freilich unschönen, aber der Individualität des Verfassers durchaus entsprechenden Unbeholfenheiten der Erzählung geglättet, manche Stellen wegen ihrer schwierigen und unlogischen Satzverknüpfung außerdem mißverstanden und schließlich noch einige wichtige Lebensepisoden fortgelassen hatte. Da Goethe bei seiner Übersetzung weitere Auslassungen vornahm, aus mangelhafter Kenntnis der italienischen Sprache Einzelnes falsch interpretierte, überhaupt recht frei verfuhr, so entfernte sich seine Arbeit von dem Original noch mehr als seine italienische Vorlage. Im Grunde genommen

hatte sich Goethe hier eine Aufgabe gesetzt, die auch bei besserer Sprachkenntnis und unter Zugrundelegung des Originals nicht gelingen konnte; denn das leidenschaftliche Temperament des Verfassers, seine Sinnlichkeit, Roheit und Ungeschliffenheit, Naivität und Zügellosigkeit, nüchterne Sachlichkeit und pathetische Schwülstigkeit, die in dem Stil des Urtextes in Erscheinung treten, lagen dem auf Mäßigung und strenges Formbewußtsein haltenden Übersetzer ganz und gar nicht. Und so wird man seinen „Cellini" nicht als eine authentische Quelle zur Kulturgeschichte, wohl aber als eine von künstlerischen Gesichtspunkten novellistisch geformte Lebensbeschreibung betrachten dürfen — einen frühen Vorboten von „Dichtung und Wahrheit".

Mehr auf Verlegenheit als auf innere Notwendigkeit ist die Veröffentlichung der „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard" zurückzuführen. Sie erschienen im achten Stück der „Horen". Schiller brauchte im Februar dringend Material für seine Zeitschrift. Um diesem Wunsch nachzukommen, kramte Goethe in seinen alten Papieren und stieß dabei auf seine „sehr subjektive Schweizerreise". Es waren dies einesteils die Briefe, die er 1779 aus der Schweiz an Freunde, besonders an Charlotte von Stein geschrieben hatte — etwas trockene, nur das Tatsächliche aufzeichnende Berichte, andernteils Phantasiebriefe, die vermutlich in der Zeit, als er den „Werther" dichtete, entworfen worden waren. Der Plan, empfindsame Reisen zu schreiben, mit dem sich Goethe in jenen Jahren trug — merkwürdigerweise zu einer Zeit, die schon fern von aller Empfindsamkeit lag — mochte ihn auf diese älteren kleinen Produkte

seiner Einbildungskraft hingewiesen und zu erneuter Beschäftigung mit ihnen angeregt haben. Jedenfalls meldet das Tagebuch vom 18. Februar „Fing an, zu diktieren an Werthers Reise". Aber schließlich kontrastierten doch diese Bruchstücke einer früheren Konfession allzusehr, sowohl was Stil, Inhalt und Gefühlsausdruck anbelangt, mit den späteren sachlichen Berichten und so unterblieb vorläufig deren Veröffentlichung und kamen nur die 1779er Briefe, die mit der Schilderung des Gotthardgipfels endeten, unter dem oben erwähnten Titel zum Abdruck[1]). Schiller war mit diesem Beitrag sehr zufrieden; denn nach seinem Erscheinen schrieb er an den Freund:

Ihre Schweizer-Briefe interessieren jeden, der sie liest, und ich bin ordentlich froh, daß ich Ihnen diese habe abjagen können. Es ist auch wahr, sie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der sie flossen, und ohne ein kunstmäßiges Entstehen, stellen sie sich recht natürlich und geschickt in ein Ganzes zusammen. (23. Oktober 1796.)

*

Reich an literarischen Ergebnissen wird man das Jahr 1796 in Goethes Leben bezeichnen können, soweit wir es in den vorhergehenden Abschnitten verfolgt haben. Poesie und Schriftstellerei gaben ihm in der Hauptsache seinen Inhalt. Die Naturwissenschaft erfuhr in diesem Zeitraum weniger Berücksichtigung, aber ganz beiseite gestellt wurde sie nicht. Der Sommer brachte sogar wieder eine intensivere Beschäftigung mit der

[1]) Die Schweizerreise ist im 10. Kapitel des Bandes „Bau der Pyramide" dieser Biographie geschildert.

Natur, vor allem mit Pflanzen und Insekten. Goethe zog eine Anzahl Pflanzen im Finstern und beobachtete die an ihnen entstehenden Veränderungen, um sie mit früheren Erfahrungen zu vergleichen. Bei seinen Studien der Insekten kam es ihm vor allem auf die Feststellung des Grundsatzes der Stetigkeit an; denn er meinte: wenn man diesen erfaßt habe, so könne man den organischen Wesen trefflich beikommen. Mit großer Freude unterrichtete er Schiller über die Entdeckungen, die er beim Wachstum der Flügel des Schmetterlings Phalaena grossularia gemacht hatte. In 12 Minuten waren die Flügel ½ Zoll in der Länge und proportional in die Breite gewachsen. Das teilte er Schiller am 6. August mit der folgenden Nachschrift mit:

Es versteht sich von selbst, daß man sich dieses Wachstum nicht vorzustellen hat, als wenn die festen Teile der Flügel in so kurzer Zeit um so vieles zunähmen, sondern ich denke mir die Flügel aus der feinsten tela cellulosa schon völlig fertig, die nur durch das Eintreten irgendeiner elastischen Flüssigkeit, sie sei nun Luft-, Dunst- oder Feuchtartig, in so großer Schnelle ausgedehnt wird. Ich bin überzeugt, daß man bei Entwicklung der Blumen ebenso etwas wird bemerken können.

Bei allen diesen vielseitigen literarischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen beanspruchte das Theater auch noch seine tätige Mitwirkung. Es ergötzte ihn zwar nicht, doch es erhielt ihn in fortwährender Beschäftigung. Nur war diese nicht immer erfreulich, ja zumeist bereitete sie ihm sogar recht viel Ärgernis. Und dies erklärt auch seine etwas gleichgültige Stellung, obwohl das Theater gerade jetzt, da er am „Wilhelm

Meister" arbeitete, ihn mehr denn je hätte anziehen müssen.

Mancherlei gab Goethe Grund zur Verstimmung. Zunächst die Schauspieler. Ihre Leistungen ließen noch viel zu wünschen übrig. Namentlich bot die Nachlässigkeit im Sprechen, aber auch ungenügendes Rollenstudium und schlechtes Memorieren Gelegenheit zur Rüge. Besonders stark scheint dieser Schlendrian während des Sommers 1795 in Lauchstädt, wo die mittelbare Kontrolle durch die Direktion fehlte, eingerissen gewesen zu sein; denn im Herbst wurden mehrere Verfügungen erlassen, die sich gegen diese Mißstände wandten. In einem solchen von Kirms unterzeichneten, aber in Goethes Auftrag gegebenen Reskript hieß es:

Diese Vernachlässigungen sind dem Endzweck einer jeden Vorstellung ganz zuwider, sie verhindern die gute Aufnahme des Theaters und die Fortschritte in der Kunst; zeigen von der geringen Achtung des Schauspielers gegen den Hof und das Publikum, das so viele Köpfe von Geist und Geschmack unter sich zählt; setzen den Schauspieler, wenn er nicht studiert und daraus eine Gewohnheit macht, in die Klasse der Handwerker — und wenn er sogar nicht memoriert hat, unter die Wortbrüchigen, die das, was sie für die ihnen richtig bezahlt werdende Gage leisten zu wollen versprochen haben, nicht halten.

Das Publikum, welches man in den jetzigen Zeitläuften auf alle Art zu schonen Ursache hat, führt laut über dergleichen Vernachlässigungen Klage, und hat mitunter geäußert, es würde, wenn die Direktion dergleichen nicht abstellen würde, in den folgenden Monaten das Abonnement nicht fortsetzen.

Diese Äußerung kann man niemand verdenken und die Schauspieler haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn das Auditorium lau und am Ende kalt gegen das Theater wird.

In dem gleichen Erlasse wurde ferner gefordert, daß die Hauptprobe genau so wie die Vorstellung selbst gehalten werden solle. Die Ermahnung hatte offenbar noch nicht geholfen; denn vierzehn Tage später brachte Goethe abermals in einem Rundschreiben die Sache aufs Tapet mit dem Bemerken, daß Serenissimus selbst künftig, wenn ein Schauspieler nicht vernehmlich spreche, diesen an seine Pflicht erinnern würde. Es war aber nicht allein die Nachlässigkeit im Künstlerischen, die Goethe verdroß. Es kam noch verschiedenes andere hinzu: despektierliche Äußerungen der Schauspieler über die Direktion, leichtfertige Kritiken über die zur Erstaufführung gelangenden Stücke, die dieselben schon vorzeitig in der Meinung des Publikums herabsetzten, Klatschereien und Gehässigkeiten mancherlei Art, sowie schließlich Streitigkeiten unter den Mitgliedern, die zuweilen ein energisches Einschreiten erforderten. So ohrfeigte einmal der Schauspieler Becker während der Vorstellung seine Kollegin Henriette Beck, weil er einige der Malcolmi gegenüber von ihr ausgesprochene abfällige Äußerungen auf sich bezogen hatte. Goethe strafte ihn mit einem Arrest auf der Hauptwache, der Beck wurde wegen der Schimpfrede eine Wochengage entzogen.

Zu solchem Ärger über die Widersetzlichkeiten der Schauspieler gesellte sich die Erkenntnis, daß mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln keine großen künstlerischen Aufgaben zu erreichen seien, und daß man in den vier Jahren, die das Hoftheater nun bestand, nicht viel über die ersten Anfänge hinausgekommen war. Aber diese Umstände und nicht zuletzt die Ab-

sicht, im August 1796 nach Italien zu reisen, gaben Goethe den Wunsch ein, sein Amt als Theaterdirektor niederzulegen. Er trug sich offenbar schon im Oktober mit diesem Gedanken und teilte ihn dem Herzog mit, wobei er gleichzeitig Schiller zu seinem Nachfolger vorschlug; denn Karl August schreibt am 1. November an ihn:

Wenn du aufs Frühjahr weggehen solltest, wie du es in Willen zu sein schienest, so ist freilich unser Theater im A—, denn die Idee mit Schillern, die du einmal äußertest, möchte wohl schwerlich ausführbar sein.

Es scheint aber vorläufig nur ein Wunsch Goethes gewesen zu sein. Ein ernstes Gesuch, ihn von seinen Theaterpflichten zu entbinden, reichte er erst im Dezember ein, worauf der Herzog am 20. Dezember erwiderte:

Der gute Fortgang unseres Theaters und die Bequemlichkeit, welche mir bisher die zeitherige Direktion desselben verschaffet hat, lässet mich auf alle Fälle wünschen, daß du selbiges fort unter deiner Aufsicht behaltest. Ich hoffe, du wirst das Verlangen wieder zurücknehmen, dich von diesem Geschäft befreit zu wissen, und mir den Gefallen erzeigen, in dem noch dauernden Verhältnisse fortzuwirken. Sollten Unannehmlichkeiten, von Personen erzeugt, die bei diesem Geschäfte mit angestellt sein, eintreten, so werden sich gewiß die Mittel, diese in ihren Schranken zu halten, finden; ich werde sie gewiß anwenden, um dir die Beschäftigung der Theaterdirektion so angenehm wie möglich zu machen.

Auf einen solchen Brief konnte Goethe nicht anders handeln, als sein Gesuch zurückziehen, wenn er nicht undankbar und unhöflich scheinen wollte. Goethe blieb also in seinem Amt, freilich ohne rechte Liebe und Lust. Mehr Neigung zu diesem Tätigkeitsfeld stellte sich erst nach Ifflands Gastspiel ein.

Goethe hatte den großen Schauspieler am Mannheimer Nationaltheater bereits bei seiner Schweizerreise im Jahre 1779 kennen gelernt. Später wechselten sie gelegentlich miteinander Briefe, und in einem dieser Schreiben (vom 14. Januar 1794) wurde von Goethe der Wunsch geäußert, den Künstler spielen zu sehen. Im Herbst 1795 bot sich Iffland selbst zu einem Gastspiel an. Goethe begrüßte sofort dieses Anerbieten mit großer Freude. Das noch für das laufende Jahr geplante Gastspiel mußte jedoch infolge der Kriegsereignisse, die Mannheim in Mitleidenschaft zogen, bis zum Frühling verschoben werden. Endlich am 28. März trat Iffland zum erstenmal in Weimar auf und spielte bis zum 25. April in vierzehn Vorstellungen. Hauptsächlich waren es eigene Stücke, in denen er seine Kunst zeigte: die Schauspiele „Dienstpflicht“, „Der Spieler“, „Die Aussteuer“, „Der Herbsttag“ und die Lustspiele „Schein-Verdienst“ und „Die Hagestolzen“, also zumeist Werke, die man damals „bürgerliche Sittengemälde“ zu nennen pflegte — vom künstlerischen Standpunkt aus bewertet, schwächliche Nachkömmlinge von Schillers „Kabale und Liebe“, allein in bühnentechnischer Hinsicht theatralisch wirksame, mit dankbaren Rollen ausgerüstete und durch ihre auf Rührung der Gemüter abzielende Tendenz für den Geschmack des Publikums zugeschnittene Stücke. Eine tiefe Tragik darf man in diesen engen Verhältnissen nicht suchen, ebensowenig psychologische Feinheit der Charakterentwicklung; dagegen ist viel Sorgfalt auf die Ausmalung kleiner und kleinlicher Züge verwandt, die sich ins Virtuosenhafte steigert. In solcher Detailmalerei, verbunden mit einer

natürlichen Sprechart, lag auch die Stärke des Schauspielers Iffland. Daß ihm große Charakterrollen wie Franz Moor, den er bei der Mannheimer Aufführung kreiert hatte, oder eine Gestalt wie Egmont[1]) nicht lagen — in beiden Rollen trat er in Weimar auf — ist leicht zu verstehen; denn er verfügte über kein großes Temperament. Diesen Mangel wußte er jedoch durch klug berechnende Überlegung so auszugleichen, daß er selbst in solchen Rollen interessant wirkte. Seine Fähigkeit liebevollen Eingehens auf alle versteckten oder nur leise angedeuteten Menschlichkeiten kam ihm besonders bei der Darstellung komischer Personen zu statten, wie ja überhaupt nach Schillers Meinung, der hinsichtlich der Schauspielkunst entschieden ein sichereres Urteil als Goethe besaß, Iffland in der Eigenschaft eines Charakterkomikers sein Bestes leistete.

Iffland zeigte in Weimar sein Können in schönster Form. Er selbst schreibt über sein Auftreten: „Nie habe ich lieber, nie sorgfältiger gespielt als zu Weimar. Die warme Aufnahme so herrlicher Menschen warf wieder einen Funken in meine Seele, ich empfand wieder neu für die Kunst wie ehedem.“ Ifflands Gastspiel öffnete Goethe darum über verschiedene Mängel die Augen. Der verlorene Begriff dramatischer Kunst wurde ihm, wie er Meyer nach Rom schrieb, wieder lebendig. Was Goethe an Ifflands Kunst besonders rühmte, war eben jene schon erwähnte Fähigkeit, auf

[1]) Den Egmont hatte Schiller für diese Aufführung besonders bearbeitet.

August Wilh. Iffland
Nach einem Gemälde von unbekannter Hand
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach)

Anton Genaſt
Nach einer Zeichnung von Joh. Joſeph Schmeller
(Goethe-Nationalmuſeum, Weimar)

die Eigenheiten der Menſchen aufzumerken und ſie in ihren charakteriſtiſchen Zügen wieder darzuſtellen, „ſowie die Weite ſeiner Vorſtellungskraft und die Geſchwindigkeit ſeiner Darſtellungsgabe.“ Und endlich imponierte ihm der naturwahre Konverſationston. In allen dieſen Dingen mußte Ifflands Kunſt ungemein anregend auf die Weimarer Schauſpieler wirken. Genaſt erzählt, daß Goethe ſchon vor der Ankunft des gefeierten Gaſtes eine Anſprache an die Mitglieder gerichtet und ihnen geſagt hätte, daß er Iffland nur darum berufen habe, um ſeinen Schauſpielern zu zeigen, wie Kunſt und Natur ſich vereinen ließen. Er wünſchte, daß er ihnen ein Vorbild werden möge, dem ſie hinfort nacheifern ſollten. Und in der Tat ſcheint Ifflands Gaſtſpiel anregend und fördernd auf ſeine Weimarer Kollegen gewirkt zu haben. Die Grundſätze, die Goethe ſchon immer im Auge gehabt hatte, aber infolge mangelhaften Verſtändniſſes nicht durchzuführen imſtande geweſen war — Erziehung zur Vielſeitigkeit durch Abſchaffung des Fächermonopols und Aufgabe der Individualität, d. h. Neigung, ſich ſelbſt zu ſpielen, zugunſten der dargeſtellten Perſon, ſowie eine natürliche Sprechweiſe — fanden nach Ifflands Muſterleiſtungen nunmehr eine eifrigere Pflege, wodurch ſelbſtverſtändlich das künſtleriſche Niveau der Vorſtellungen gehoben wurde.

Die begeiſterte Aufnahme, die Iffland in Weimar fand, die geſellſchaftliche Achtung, die er hier genoß, und endlich die angenehme Ausſicht, in einem Kreis geiſtig hochſtehender Menſchen leben zu können, weckte in ihm den Wunſch, ſeine Wirkungsſtätte in Mannheim aufzugeben und nach Weimar überzuſiedeln. Er

äußerte das offen, und Goethe nahm die Anregung beifällig auf, sah er doch in diesem Arrangement die Möglichkeit gegeben, sich von den Theatergeschäften zurückziehen zu können. Die Bedingungen, die Iffland für die Übernahme eines Amtes als Regisseur stellte, lauteten: 1700 Gld. rheinisch Jahresgehalt, Pensionszusicherung in Höhe von 700 Gld., falls das Theater einginge oder er durch Krankheit oder Alter am Spielen verhindert würde, und alle zwei Jahre einen Monat Gastspielurlaub. Goethe befürwortete die Bedingungen, die er für durchaus annehmbar hielt, und auch der Herzog war damit einverstanden und ordnete auf dieser Grundlage Fortsetzung der Unterhandlungen an. Es stand also der Anstellung Ifflands nichts mehr im Wege. Die einzige noch zu überwindende Schwierigkeit war seine Loslösung von Mannheim; denn da er so viele Jahre dort gewirkt hatte, wollte er nicht übereilt weggehen, sondern in gutem Einvernehmen sich von Dalberg trennen. Die Kriegszustände im Westen erleichterten den Schritt; er erhielt einen längeren Urlaub, freilich mußte er sich durch einen Revers verpflichten, „am Ende der Gefahr zurückzukommen". Er scheint also, obgleich er sich durch die vorangegangenen Verhandlungen mit Weimar schon gebunden fühlte, die Lösung des Vertrags nicht mit genügendem Ernst betrieben zu haben. Er hatte wohl die Erkenntnis gewonnen, daß man ihm hier keine Hindernisse in den Weg legen würde. Iffland befand sich also gewissermaßen in einem Dilemma: er wußte nicht, wofür er sich entscheiden sollte und zögerte deswegen. Einen endgültigen Entschluß faßte er erst im Herbst. Denn bei

Gelegenheit seines Hamburger Gastspiels wurde ihm von Berlin ein neues schmeichelhaftes Anerbieten gemacht, die Leitung des dortigen Nationaltheaters zu übernehmen. Dieser Antrag, der ihm eine selbständigere Stellung als in Weimar verhieß, gab den Ausschlag. In einem etwas gewundenen Briefe an Kirms zeigte er sich zwar noch immer schwankend, allein zwischen den Zeilen konnte man doch schon deutlich lesen, daß er sich für Berlin entschieden hätte. Goethe, der über diese Berliner Unterhandlungen unterrichtet war, mochte auf den von ihm geschätzten Künstler keinen moralischen Zwang ausüben. Er sah wohl ein, daß ihm hier glänzendere Aussichten geboten wurden, und fügte sich den Umständen, ohne das zweifellos inkorrekte Verhalten Iffland irgendwie nachzutragen.

*

Ifflands Absage machte durch Goethes Vorhaben, sich der Theaterleitung zu entledigen, einen Strich. Er mußte nun notgedrungen dieses Geschäft wieder weiterführen. Insofern fiel es ihm jedoch nicht allzu schwer, als sein schöner Plan, Meyer nach Italien zu folgen, inzwischen ebenfalls ins Wasser gefallen war. Die Kriegsereignisse hatten seine Ausführung vereitelt.

Welche unheilvolle Wendung war in der politischen Konstellation eingetreten, daß Goethe auf seine mit so großer Sorgfalt vorbereitete und mit so heißer Sehnsucht erwartete Reise verzichten mußte? Liest man Goethes Briefe an den Minister Voigt aus dem laufenden Jahre, so stößt man fortgesetzt auf kurze Betrachtungen der militärischen Lage auf den Kriegs-

schauplätzen. Voigt und gelegentlich noch Schiller sind die Einzigen, mit denen Goethe seine Gedanken über die gefahrvollen politischen Zeitverhältnisse austauscht. Diese hatten sich tatsächlich seit dem Winter so zu Deutschlands Ungunsten entwickelt, daß man selbst in Weimar sich schon bedroht zu fühlen begann. Die verhängnisvolle Uneinigkeit der Verbündeten rächte sich. Während Frankreich unter der Regierungsform des Direktoriums sich immer mehr konsolidierte, ein einheitlicheres Machtzentrum erhielt und infolgedessen eine größere Kraftentfaltung nach außen hin aufbrachte, verminderte sich, wie bereits im vorigen Kapitel auseinandergesetzt wurde, unter der Einwirkung der mannigfaltigen egoistischen Interessen die Aktionsfähigkeit der verbündeten Heere und trennten sich sogar die einzelnen Teilnehmer, so daß die Österreicher schließlich allein den Franzosen gegenüberstanden.

Jourdan nützte denn auch, nachdem der im Winter abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen war, die Schwäche des Gegners aus, warf seine Truppen bei Düsseldorf über den Rhein und schlug die Österreicher bei Altkirchen. Abermals ging das rechte Rheinufer verloren. Erzherzog Karl, der nach Clerfayts Rücktritt die Rheinarmee kommandierte, wußte allerdings durch einige geschickte Gegenangriffe und insbesondere das glückliche Gefecht bei Wetzlar am 15. Juni, die Erfolge wieder wettzumachen und die Franzosen auf das linke Rheinufer zurückzutreiben. Aber inzwischen war Moreau, der die Rhein-Mosel-Armee befehligte, ebenfalls, und zwar südlich von Kehl, über den Rhein gegangen und in Baden eingedrungen. Ermutigt durch Moreaus

Erfolge, stieß Jourdan von neuem vor und zwang die Kaiserlichen zum Rückzug.

Wieder fiel Goethes Vaterstadt in Feindeshand. Wieder wurde der Dichter von ernsten Sorgen über das Schicksal seiner Mutter heimgesucht. Aber Frau Rat überstand auch diesmal glücklich die schwierige Situation. Am unangenehmsten war für sie die Nacht vom 12. auf den 13. Juli; denn am Abend begann das Bombardement, das sie veranlaßte, nicht etwa aus Furcht vor Plünderung, sondern wegen der Feuersgefahr alles irgendwie kostbare Hab und Gut in den Keller zu bringen. Dann fuhr sie nach Offenbach und blieb die nächsten Tage bei Mama La Roche. Als am 15. Juli die Nachricht kam, daß Frankfurt kapituliert habe und die Franzosen am nächsten Tage einziehen würden, konnte sie nichts mehr in Offenbach zurückhalten. Goethes Jugendfreund André vermittelte ihr ein Fahrzeug und so kehrte sie mit ihren Mägden wieder heim. Ihr Häuschen fand sie unversehrt, aber im allgemeinen hatte Frankfurt durch die Beschießung doch schwer gelitten. Etwa 150 Häuser waren in Flammen aufgegangen. Namentlich in der Judengasse starrten die Ruinen zum Himmel; denn die Juden waren aus Furcht vor der Plünderung geflüchtet und hatten ihre Häuser geschlossen, wodurch die Löscharbeit natürlich erschwert worden war. Am 1. August gab Frau Rat ihrem Sohn einen ausführlichen Bericht, in dem sie ihrer Gewohnheit gemäß bewegt und anschaulich den Zustand der Stadt nach der Okkupation schilderte und gleichzeitig zeigte, daß auch die letzte Prüfung ihren unverwüstlichen Humor nicht zu unterdrücken vermocht hatte.

Unsere jetzige Lage ist in allem Betracht fatal und bedenklich — doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verlieren — sein eigenes wertes Selbst vor Krankheit (denn so was wäre jetzt sehr zur Unzeit) zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabei bleiben. Da die meisten meiner Freunde emigriert sind — kein Komedienspiel ist — kein Mensch in den Gärten wohnt, so bin ich meist zu Hause — da spiele ich Klavier, ziehe alle Register, pauke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann — lese alles untereinander, Musenkalender, die Weltgeschichte von Voltaire — vergnüge mich an meiner schönen Aussicht — und so geht der gute und mindergute Tag doch vorbei.

Die Nachrichten, die im Juli von den westlichen und südlichen Kriegsschauplätzen nach Weimar gelangten, waren nichts weniger als beruhigend. Die Österreicher hatten sich hinter die Donau zurückgezogen, Moreau näherte sich mit seinen Truppen München, nachdem Baden und Württemberg Waffenstillstandsverträge mit ihm geschlossen hatten, und Jourdan wiederum rückte raubend und plündernd in Franken vor, um sich mit Moreau zu vereinigen und dann gemeinsam auf Befehl des Direktoriums nach Wien zu marschieren. Ende Juli kursierten bereits Gerüchte in Weimar, daß die Franzosen Würzburg besetzt hätten, daß man sie in Koburg erwarte und daß Patrouillen bereits gegen den Thüringer Wald vorgegangen seien. Unter dem Einfluß dieser Nachrichten schrieb Goethe an Schiller:

Das französische Ungewitter streift noch immer jenseit des Thüringer Waldes hin, wir wollen das Gebirge, das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es diesmal die Eigenschaften einer Wetterscheidung hat. (30. Juli.)

Unter solchen traurigen Kriegsaspekten war an eine Reise nach Italien nicht zu denken, um so weniger als gerade dortzulande die Kriegsfurie mit nicht geringerer Heftigkeit tobte und die Österreicher vor einem überlegenen Feinde ein Stück Boden nach dem andern preisgeben mußten. Derjenige, der sie hier bedrängte und vertrieb, war der junge General Napoleon Bonaparte, der hier die ersten Lorbeeren seines Feldherrnruhmes erfocht. Die Frühjahrsschlachten bei Montenotte, Millesimo, Dego und der große Sieg, den er am 5. August bei Castiglione über Wurmser erkämpfte, bezeichnen die glänzende Laufbahn seiner Erfolge. Würde sich also auch die Lage in Deutschland gebessert haben, wie das bald darauf, im August und September, geschah, als Erzherzog Karl, nach Heranziehung von Verstärkungen, und dank seiner militärischen Tüchtigkeit Jourdan zunächst bei Amberg besiegte und dann am 3. September bei Würzburg vernichtend schlug (was auch Frankfurt wieder frei vom Feinde machte), so vereitelten doch die Kriegsereignisse in Norditalien jeden Reiseplan für die nächste Zeit. Schmerzlich gab Goethe darum sein Vorhaben auf. Der an Schiller am 2. August gerichtete Brief, in dem er diesen Entschluß ausspricht, enthüllt uns die ganze Schwere seines Verzichts.

Sie werden, mein Lieber, noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden, denn jetzt, da die Zeit herbeikommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Kultur bedarf, konnte

ich nur auf jenem Wege finden, was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weiſe nützen und anwenden, und ich war ſicher, in unſeren engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden. Des guten Meyers Beobachtungen ſchmerzen mich; er hat ſelbſt nur den halben Genuß davon, wenn ſie für mich nur Worte bleiben ſollen, und daß ich jetzt keine Arbeit vor mir ſehe, die mich beleben und erheben könnte, macht mich auch verdrießlich. Eine große Reiſe und viele von allen Seiten zudringende Gegenſtände waren mir nötiger als jemals; ich mag es indeſſen nehmen, wie ich will, ſo wäre es töricht, gegenwärtig aufzubrechen, und wir müſſen uns alſo drin finden.

Fünftes Kapitel

Wilhelm Meiſters Lehrjahre

Dasjenige Werk Goethes, das in den erſten Jahren ſeiner Freundſchaft mit Schiller, in dem Briefwechſel der beiden Dichter am häufigſten und eingehendſten erwähnt wird, iſt ſein Roman „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“. Weil ſich bei dieſer perſönlichſten aller Goetheſchen Proſadichtungen eine zuſammenhängende Betrachtung als unbedingt notwendig erweiſt, erſchien es geboten, ſie aus der in zeitlicher Folge verlaufenden Lebensſchilderung auszuſchalten und ihr ein beſonderes Kapitel einzuräumen.

Als Goethe Mitte Auguſt 1796 den letzten Federſtrich an ſeinem Roman vollzog, waren bald zwanzig Jahre vergangen, ſeit er an ihm zu arbeiten begonnen hatte. Nur noch ein einziges Werk hat Goethe ſo dauernd durch die verſchiedenen Lebensphaſen zu beſchäftigen vermocht: „Fauſt“. Und wie dieſes Menſchheitsgedicht oft jahrelang im Schreibtiſch gelegen hat, ohne daß ſein Schöpfer ſich um ſeine Fortſetzung bekümmerte, ſo iſt auch der „Wilhelm Meiſter“ in langſamem, oft unterbrochenem Aufbau entſtanden. Es gab Zeiten, wo Goethe ſich mit einer leidenſchaftlichen Inbrunſt in die Arbeit ſtürzte und ein Kapitel nach dem

andern schrieb, und dann kamen wieder Wochen, Monate völliger Gleichgültigkeit gegenüber dem Werk, bis irgendein äußerer oder innerer Anlaß ihn wieder dazu zwang, sich mit ihm genauer zu beschäftigen. Daß sich bei einer solchen, unter der Einwirkung mannigfaltiger Lebensverhältnisse, etappenweise vollziehenden Gestaltung des Stoffes vieles änderte und manches hinzukam, was bei der ursprünglichen Anlage des Romans gar nicht vorgesehen worden war, gehört zu den natürlichen Erscheinungen eines langsamen und umständlichen künstlerischen Werdeprozesses. Wie der Charakter eines Menschen bei fortschreitendem Alter eine immer schärfer sich ausprägende Form annimmt, Eigenschaften entwickelt, die man an ihm bisher nicht wahrnahm, oder wenigstens undeutlich bemerkte, andere wiederum, die schon in der Jugend auffällig hervortraten, gesteigert zur Geltung bringt, so weist auch Goethes „Wilhelm Meister" alle Merkmale einer zunehmenden Altersreife und Charaktermetamorphose auf: man erkennt in dem vollendeten Roman die Züge seines jugendlichen Vorläufers wieder und muß doch zugeben, daß zwischen dem späteren Meister und dem Ur-Meister ein großer Wesensunterschied besteht.

Der „Ur-Meister", der sich uns nach der im Jahre 1910 aus dem Nachlaß von Barbara Schultheß zu Tage geförderten Handschrift als ein Roman in sechs Büchern unter dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" präsentiert und dessen Anfänge nachweislich erst in dem Jahr 1777, aller Wahrscheinlichkeit nach, jedoch bereits in der Frankfurter Zeit anzusetzen sind, macht noch keineswegs den Eindruck eines Bildungsromans, wie ihn die „Lehrjahre" vermitteln. Er ist nichts anderes als die umständliche Schilderung eines jungen Menschen, der, von früher Kindheit für das Theaterwesen begeistert, sich der Bühne mit Leib und Seele verschreibt, als Schauspieler und Dramendichter mit einer Wandertruppe herumzieht, dabei in manche abenteuerliche Verhältnisse gerät, aber immer von einem hohen Ziel träumt, der Schöpfer eines großen „Nationaltheaters" zu werden. Wilhelm zeigt sich hier als Wortführer jener sehnsüchtigen Wünsche und Hoffnungen, die in der Seele des jungen Goethe keimten, als er noch schwankend, keinen festen Lebensplan vor Augen, am Scheideweg seines Daseins stand. In diesem Sinne konnte ihn der Dichter in einem Briefe an Charlotte von Stein als sein „geliebtes dramatisches Ebenbild" bezeichnen. Nur einmal scheint Wilhelm seiner erträumten Mission untreu werden zu wollen. Das geschieht, als er mit Melinas Truppe auf das gräfliche Schloß kommt, und sich ihm eine unbekannte Welt aristokratischer Kultur erschließt, deren feine Gesittung und Bildung ihn in ihren Bann ziehen. Jetzt glaubt man, würde ein Wendepunkt in Wilhelms Leben eintreten, er würde die Jagd nach dem Phantom aufgeben und sich auf die Ausbildung seines Ichs besinnen. Aber der Drang zur Bühne siegt, und es ist aus dem „Ur-Meister", soweit wir ihn kennen, nicht ersichtlich, ob Wilhelms „theatralische Sendung" nun doch endlich in Erfüllung gehen sollte. Nach Wilhelms Bekenntnis, „Wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, so ist es diese," nach seiner zustimmenden Antwort auf das schmeichelhafte Angebot

des Theaterdirektors Serlo, ihm einen Teil des Gewinnes abzutreten, wenn er seine Kraft ihm zur Verfügung stelle, könnte man wohl auf eine solche Lösung schließen. Aber nicht zu unterschätzen ist die werbende und lockende Macht, die immer noch die aristokratische Gesellschaft, vor allem in ihrem weiblichen Teil, auf ihn ausübt und die die Vermutung aufrecht erhält, es müßte Wilhelms Bildung schließlich doch noch in diesem Kreise zur Vollendung gelangen. Vielleicht war die Unschlüssigkeit, dem Roman eine entschiedene Wendung nach der einen oder andern Seite zu geben, der Grund, warum Goethe ein Jahr vor seiner Italienreise die Arbeit abbrach, und ein fragmentarischer Theaterroman das vorläufige Ergebnis blieb[1]).

Gewiß, völlig ad acta legte er das Manuskript noch nicht. Gelegentlich holte er es, wie uns bekannt, wohl hervor, aber alle Versuche, die Entwicklung Wilhelms weiter zu fördern, gerieten immer bald ins Stocken. Endlich griff er zu einem Mittel, das einem Zwang gleichkam: er verkaufte den Roman im Frühling 1794 an Johann Friedrich Unger, in dessen Verlag die „Neuen Schriften" erschienen, deren dritten bis sechsten Band er bilden sollte. Unter dem Druck der bevorstehenden Veröffentlichung sah er sich nunmehr genötigt, ernstlich an den Abschluß des Romans zu denken.

Als Goethe nun die ältere Fassung für die Herausgabe vorzubereiten begann, mußte ihm, wie nicht anders zu erwarten war, vieles darin fremd und überlebt vorkommen. Namentlich das Theaterwesen, das er einst so wichtig genommen und so ausführlich dargestellt hatte, belastete allzu schwer das Leben seines Helden. Berücksichtigt man, daß der Herr Hoftheaterintendant in den ersten Jahren seiner Amtstätigkeit den Brettern, die die Welt bedeuten, keineswegs einen solchen hohen kulturellen Wert beimaß, wie der junge Wilhelm Meister das tat, sondern im Gegenteil im Theater die „mechanischste aller Wissenschaften" sah und unter den gegenwärtigen Aspekten — Oberflächlichkeit und Geschmacklosigkeit des Publikums sowie „wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit" des Repertoires — sich herzlich wenig von einer idealen Reform der Schaubühne versprach, so gewahrt man sofort den Zwiespalt, in den der Dichter geriet, als er sich mit der Materie von neuem zu beschäftigen begann. Er konnte dieses mit so viel persönlichem Mitempfinden geschriebene Werk nicht mehr als sein eigenes Bekenntnis anerkennen, sondern nur als eine „Pseudo-Konfession", als deren Herausgeber er sich betrachtete.

Wenn Goethe viele Jahre später in den „Annalen" über die Anfänge des „Wilhelm Meister" sagte, sie seien entsprungen einem dunklen Vorgefühl der großen Wahrheit, daß ein Mensch oft etwas versuche, wozu ihm die Anlage von der Natur versagt sei, daß ihn ein inneres Gefühl zwar warne, davon abzustehen, daß er trotzdem jedoch auf falschem Wege verharre und dadurch oft den schönsten Teil seines Lebens vergeude, so hat man es hier entweder mit einem Irrtum zu tun oder der Dichter hat nachträglich in den Roman eine Idee hineingetragen, die früher nicht vorhanden war.

[1]) Über die Entstehung des Ur-Meisters unterrichten die Bände „Bau der Pyramide" S. 181 ff., 196 ff. und „Pegasus im Joche" 109 ff., 159 ff., 230 ff., 244 ff., 316 ff. dieser Biographie.

Der Wilhelm der Urfassung ist keineswegs ein Dilettant; er ist vielmehr ein Mensch, von dem man nach seinen Anlagen durchaus erwarten darf, daß er das zur Ausführung bringt, wozu er die Berufung in sich fühlt. Das wird auch durch das ehrenvolle Anerbieten Serlos bestätigt. Jetzt erst, bei der Bearbeitung, wurde Wilhelm für Goethe der Typus eines begabten und begeisterten Kunstliebhabers, der auf einer abenteuerlichen Fahrt in das Land seiner Sehnsucht Schiffbruch erleidet, aber bei diesem Schiffbruch ein Neuland entdeckt, das ihm ein verdientes Glück gewährt und das er mit nichts in der Welt vertauschen möchte. Es geht ihm wie Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

Sei es, daß Goethe bei der Inangriffnahme der Umarbeit sich diese Idee bewußt zur Richtschnur wählte, sei es, daß sie ihm auch nur dunkel vorschwebte, eines war ihm von vornherein klar: in der vorhandenen Breite durfte das Theaterwesen in dem Roman nicht bestehen bleiben. Und so wurde in erster Linie hier eingegriffen, rücksichtslos fortgestrichen (freilich noch nicht genug), was zu sehr den Eindruck eines dramaturgischen Traktats machte und den Gang der Erzählung beeinträchtigte und überhaupt die Schilderung der Theaterverhältnisse wesentlich eingeschränkt, weil sie bei der allgemeinen Richtung, die nun Wilhelms Bildung einschlagen sollte, dem Dichter nicht mehr so wichtig erschienen. Weiterhin gewann der künstlerische Gesichtspunkt maßgebenden Einfluß auf die Umgestaltung. Den Ur-Meister hatte Goethe impulsiv, ohne Rücksicht auf die Gesetze epischer Darstellungsweise,

mehr der Eingebung als der Überlegung gehorchend, seinerzeit niedergeschrieben. Die Folge waren verschiedene technische Mängel, an denen das feine Formempfinden des reifen Goethe Anstoß nahm. Sie zu beseitigen erschien ihm als notwendige Forderung. Er tat das, indem er die Einführung der Personen besser motivierte, episodische Abschweifungen im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Hauptgestalt kürzer faßte, manches, wie z. B. die breit ausgesponnene Geschichte der Kindheit Wilhelms als Einlage in Form einer Ich-Erzählung herüberrettete und endlich, dem Grundsatz folgend, daß ein Roman angenehm unterhalten und belehren müsse, den Fluß der Schilderung beschleunigte, sorgfältig darauf bedacht, auftretende Klippen der Langeweile zu vermeiden. Das heftige Bestreben eines jeden jungen Dichters, Selbsterlebtes stark unterstrichen dem Leser aufzudrängen, wird getilgt; das unzertrennlich scheinende Sich-Verbunden-Fühlen des Dichters mit dem Helden des Romans löst sich auf; Goethe nimmt Wilhelm gegenüber eine völlig objektive Stellung ein, und diese ermöglicht es ihm, leidenschaftslos, mit kluger Überlegung, von höheren künstlerischen Absichten geleitet, die Personen seiner Dichtung wie Figuren auf dem Schachbrett zu dirigieren und aus geistvoll ersonnenen Kombinationen ein Kunstwerk zu gestalten.

*

Als Goethe und Schiller einander nähertraten, war die Umarbeit des Romans bereits im vollen Gange, ja, einige Bogen waren bereits gedruckt. Der neue

Freund konnte also die ersten beiden Bücher, die zusammen den ersten Band bildeten, „nur sehen, wenn das Erz ihnen schon die bleibende Form gegeben“ hatte. Am 6. Dezember 1794 erhielt er die Aushängebogen des ersten Buches „von Wilhelm Schüler, der, ich weiß nicht wie, den Namen Meister erwischt hat“. So kündigte Goethe dem Horenherausgeber die Sendung an. Er sprach aber zugleich den Wunsch aus, daß er ungeachtet der feststehenden Gestalt des ersten Buches offen seine Ansicht äußern möge. Schiller tat das auch ungesäumt. Schon drei Tage später erfolgte die Antwort, die dem neuen Werk höchstes Lob zollte. Schiller schrieb, daß er mit wahrer Herzenslust das Buch gelesen, ja verschlungen habe, und daß ihm dadurch ein Genuß beschieden worden sei, wie er ihn lange nicht gehabt hätte. Er rühmte „die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Flut des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen“, die „Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirtschaft“, die Apologie des Handels und meinte, daß alles sich so einfach und schön darin zusammen halte und daß mit wenigem so viel erreicht sei. Mit gleicher Anerkennung sprach er sich auch gegenüber Körner aus. Dieses erste gute Zeugnis tat Goethe wohl. Denn nach den sonderbaren Schicksalen, die der Roman durchlebt hatte, mußte er besonders fürchten, daß es ihm an der notwendigen Einheitlichkeit fehle. Aber gerade über diesen Punkt gab Schillers Brief einen tröstlichen Bescheid. Der Freund, der die gleiche Befürchtung geteilt hatte, fand sich darin aufs angenehmste getäuscht. Obwohl zwischen dem ersten Entwurf und der neuen Fassung eine so große

Zeitspanne lag, konnte er keine Spur irgendeiner Ungleichheit entdecken.

Ebenso enthusiastisch, ja fast noch um einen Ton höher gestimmt, lautete Schillers Urteil, als er Anfang Januar den eben erschienenen ersten Band erhalten und nun auch das zweite Buch gelesen hatte. Dieses brachte bereits die Bekanntschaft mit Melina, Philine und dem ganzen Komödiantenmilieu, das nun zunächst die für Wilhelms Weiterentwicklung wichtige Umgebung bleiben sollte. Gleichzeitig führte es die romantischen Gestalten Mignons und des Harfners ein. Nach dem Lesen dieses Buches schrieb Schiller an den Freund:

Ich kann das Gefühl, das mich beim Lesen dieser Schrift, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken, und ich wollte dafür bürgen, daß es dasselbe bei allen Lesern im Ganzen sein muß.

Ich erkläre mir dieses Wohlsein von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüt unbefriedigt und unruhig läßt und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nötig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten. Über das Einzelne sage ich Ihnen nichts, bis ich das dritte Buch gelesen habe, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe (7. Januar 1795).

Schon am nächsten Tage ging Schillers Wunsch in Erfüllung; er erhielt die Handschrift des dritten Buches. Von jetzt an begann er einen, wenn auch vorläufig nur unwesentlichen Einfluß auf die weitere Gestaltung des Romans auszuüben. Zum vorliegenden Buche, das den Aufenthalt Wilhelms und der Schauspieler auf

dem gräflichen Schlosse schildert, gab er einige nebensächliche Bemerkungen, die Goethe bei nochmaliger Durchsicht des Manuskripts, das er vor Monatsende an Unger schickte, sich zu Nutzen machte. Im dritten Buch, dessen Hauptinhalt der Überfall und die Beraubung der Theatertruppe, Wilhelms Verwundung und Pflege durch Philine und Mignon, seine Ankunft bei Serlo, die Hamletanalyse und dramaturgische Erörterungen bilden, hat Schiller nur Wilhelms Annahme des Geldgeschenks des Grafen getadelt. Er sah darin eine Verletzung des zarten Verhältnisses zwischen Wilhelm und der Gräfin. Goethe änderte diese Stelle auf Schillers Rat in der Weise, daß das Geldgeschenk nun „als Rembourſement für gehabte Unkosten" erscheint und Wilhelm es im Auftrage des Grafen vom Baron erhält. Ferner wünschte Schiller die Hamletanalyse nicht in einem Zuge, sondern in einer durch Zwischenstände unterbrochenen Rede vorgetragen zu sehen. Auch diesem Rat wurde stattgegeben.

Während Goethe den zweiten Band für den Druck vorbereitete, hatte der erste bereits seinen Weg in die Öffentlichkeit angetreten und, je nachdem, freudige Zustimmung oder heftigen Widerspruch ausgelöst. Der jüngere Freundeskreis, der sich enger oder weiter um Schiller gruppierte — Männer wie Humboldt, Körner, die Brüder Schlegel — war begeistert. Körner fand seine Erwartungen weit übertroffen und bekannte, daß es wenige Kunstwerke gäbe, wo das Objektive so herrschend sei. Friedrich Schlegel sprach nur vom „göttlichen Wilhelm" und forderte den Bruder auf, ihm ein feines, schönes, langes Lied über ihn zu singen

und zu sagen. In Berlin waren, wie Humboldt meldete, die Meinungen geteilt. Daß in Rahel ein feuriger Anwalt für den „Meister" erstehen würde, war zu erwarten. In ihrem Briefwechsel mit David Veit spielt der Roman eine wichtige Rolle. Man erzählte sich sogar, daß sie untere Angestellte des Verlags bestochen habe, um die Fortsetzung zuerst in die Hände zu bekommen. In Hamburg scharte sich um die kluge Sophie Reimarus ein Kreis von Anhängern. Was man vor allem an dem Werk rühmte, war die herrliche Simplizität des Stils und — was Veit besonders bewunderte — „die überall verbreitete Gleichheit des Ausdrucks, die große Einheit des Tons zu den mannigfaltigen Empfindungen", also das, was schon Schiller hervorgestrichen hatte.

Anders verhielten sich Goethes ältere Freunde. Wie Charlotte von Stein anfangs über den Roman dachte, wissen wir bereits. Wieland meinte, daß das erste Buch in der früheren Fassung viel lebendiger dargestellt gewesen sei. Herder vertrat die gleiche Ansicht.

Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessierte sich für ihn allmählich und nahm an ihm teil, auch da er sich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir sehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht sehen mögen, können uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären: interessiert aber hat er uns noch nicht so sehr, daß wir irgend mit ihm sympathisieren könnten. (An die Gräfin Baudissin.)

Ihm war, wie er ferner gestand, die ganze Theaterwirtschaft aufs tiefste verhaßt. Sie verletzte sein Moralgefühl. Ebenso stieß sich Fritz Jacobi an dem Milieu, in dem sich Wilhelm bewegte, namentlich an

der Gestalt Marianens, obschon er den Roman als ein „echtes Meisterwerk, sowohl in Anordnung als Ausführung" anerkannte. Jacobi schrieb aus dem Reventlowschen Hause in Emkendorf:

Nur Einen, aber öfter wiederkommenden Fehler habe ich dem Künstler vorzuwerfen. Aber zuvor muß der sündige Mensch die Zuchtrute der Damen fühlen. — Alle, soviel ihrer hier der Vorlesung der „Lehrjahre" beigewohnt haben, sind dieses Buches wegen böse auf Dich geworden. Soweit habe ich ihnen Recht geben müssen, daß ein gewisser unsauberer Geist darin herrsche, und die Sache damit entschuldigt, daß ich dieses Buch als eine besonders eigene Art von Confessionen ansähe, und man die Entwicklung abwarten müsse. Ich bin nicht damit durchgekommen; und auch der Graf, der noch viel lebhafter als ich und ganz unbedingt Partei wider die Damen nahm, hat sich zurückziehen und die Sache auf sich beruhen lassen müssen.

Goethe antwortete darauf sehr lakonisch:

Auf Ostern wird der zweite Band des Romans seine Aufwartung machen. Jeder Anteil freut mich, er äußere sich in Lob und Tadel. Vielleicht erheitern sich die Stimmen der Damen nach und nach. Den Herrn Grafen bitte ich in der Folge mir beizustehen. (27. Februar 1795.)

Was eben die Wenigsten verstehen wollen, war der Umstand, daß Goethe seinen Helden mit Komödianten umgehen und den besten Teil seiner Jugend in ihrer Gesellschaft vergeuden ließ. Einige, wie Garve, die nicht einen spießbürgerlichen Moralstandpunkt vertraten, wunderten sich darüber, daß Goethe ein Milieu gewählt habe, das schon so häufig abkonterfeit worden sei; andere wiederum, die wie Goethes Schwager Schlosser, in jedem Schauspieler einen Vagabunden und in jeder

Schauspielerin eine Dirne sahen, verurteilten überhaupt den Roman nur um der Philine willen. Es zeigt sich hierbei deutlich, wie gering selbst gebildete Kreise noch von einem Stande dachten, dem sie doch manche Erhebung der Seele und manchen künstlerischen Genuß verdankten.

Schließlich gab es noch Kritiker, die sich mehr als über den Inhalt des Romans den Kopf darüber zerbrachen, wieviel Honorar Goethe für sein Werk bekommen hätte oder noch bekäme. Namentlich in Berlin beunruhigte diese Frage sehr viele Gemüter. Einige behaupteten, für jeden Band erhielte er 100 Louisdor, andere 500 Taler, ja man sprach sogar von 1500 Talern für die beiden ersten Bände. Solche Summen erschienen damals unerhört hoch und es verbreitete sich infolgedessen das Gerücht, daß Goethes Benehmen gegenüber seinem Verleger sehr hart und unbillig sei. Ja, es bildete sich sogar die Meinung, als dehne Goethe seinen Roman nur deswegen so lange aus, um recht viel mit ihm zu verdienen. Selbst Wieland scheint, wenn man Böttigers Bericht trauen darf, dieser Meinung gewesen zu sein. Und daß Charlotte von Stein auch so dachte, erfuhren wir bereits. Offenbar glaubte man, Goethe schriebe nur zu seinem und anderer Vergnügen, ohne irgendeinen materiellen Vorteil im Auge zu haben. Die Naivität des Publikums in dieser Hinsicht war wirklich rührend. So fragte Markus Herz, der Gatte der geistreichen Henriette, allen Ernstes einmal Humboldt, ob Goethe Geld für seine Arbeiten nähme.

*

Im Frühling und Sommer des Jahres 1795 widmete sich Goethe der Ausarbeitung des dritten Bandes seines Romans, und zwar nahm er zuerst im Laufe des März das sechste Buch in Angriff, das die „Bekenntnisse einer schönen Seele" enthält. Vielleicht wollte der Dichter denen, die an dem profanen Inhalt des ersten Buches Anstoß genommen hatten, eine Konzession machen, als er diese religiöse Episode einschaltete, die an und für sich mit Wilhelms Entwicklungsgang gar nichts zu tun hat, ein Fremdkörper in dem Organismus des Romans ist und ein retardierendes Moment bleibt. Sicher beabsichtigte er der frommen mütterlichen Freundin seiner Jugend Susanna Katharina von Klettenberg in jenen Blättern ein Denkmal zu setzen[1]). Die Erinnerung an diese wahrhaft schöne Seele, die einst einen heilsamen Einfluß auf den körperlich und seelisch zerrütteten Jüngling ausgeübt hatte, lebte in ihm so tief und gegenwärtig fort, daß er ihr Bild auf das Wunderbarste nachzuzeichnen vermochte. Eine glückliche Stimmung tat das ihrige dazu. Das Porträt dieses pietistischen Wesens erschien so echt, der Stil so natürlich ihm entsprechend, die von ihm ausströmende christlich-sittliche Weltanschauung so ungoethisch, daß viele — darunter Wieland und Charlotte von Stein — an Goethes Verfasserschaft nicht glauben wollten und behaupteten, er habe hier ein fremdes Manuskript verwertet und es nur etwas überarbeitet — eine Ansicht, die auch bei späteren Goetheforschern wiederkehrt. Beweisen läßt sich diese Auffassung jedenfalls nicht, da

[1]) S. den Band „Lehrjahre" dieser Biographie S. 356 ff.

sich keine Selbstbiographie der Klettenberg erhalten hat. Wahrscheinlicher ist vielmehr, daß Goethe bei der Niederschrift der „Bekenntnisse" aus früheren Briefen der Freundin oder Unterhaltungen mit ihr rekapitulierte.

Schiller war besonders gespannt auf dieses Gemälde; denn auch er zweifelte daran, ob Goethes Individualität es auszuführen imstande sein würde.

Religiöse Schwärmerei ist und kann nur Gemütern eigen sein, die beschauend und müßig in sich selbst versinken, und nichts scheint mir weniger Ihr Casus zu sein, als dieses. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darstellung wahr sein wird — aber das ist sie alsdann durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hilfe Ihres Subjekts. (Schiller an Goethe 19. März 1795.)

Als Schiller im August die „Bekenntnisse" las, mußte er eingestehen, daß Goethe den Gegenstand von keiner glücklicheren Seite hätte fassen können. Den Übergang von der Religion überhaupt zu der christlichen durch die Erfahrung der Sünde fand er meisterhaft gedacht. Er hätte nur gewünscht, daß manches näher zusammengebracht und kürzer gefaßt worden wäre. Außer einigen Stellen, an denen ein christliches Gemüt eine zu „leichtsinnige" Behandlung tadeln könnte, hatte er nur noch auszusetzen, daß Goethe über „das Eigentümliche christlicher Religion und christlicher Religions-Schwärmerei noch zu wenig gesagt" habe und daß „dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sei". Goethe dankte für diese Bemerkungen, die ihn erfreut und ermuntert hätten, erklärte sich mit Schillers Einwendungen

ganz einverstanden und stellte gleichzeitig in Aussicht, daß er die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buch erscheinen lassen wolle. Er meinte, der Freund würde dann wohl nichts Wesentliches mehr vermissen, namentlich wenn sie die Materie zuvor noch einmal durchgesprochen haben würden. Auf die Darstellung des Religiösen zurückkommend, erklärte er:

Freilich bin ich sehr leise aufgetreten und habe vielleicht dadurch, daß ich jede Art von Dogmatisieren vermeiden und meine Absichten völlig verbergen wollte, den Effekt aufs große Publikum etwas geschwächt; es ist schwer, in solchen Fällen den Mittelweg zu halten. (An Schiller 18. Aug. 1795.)

Immerhin gaben Schillers Bemerkungen Goethe auch jetzt schon manches zu erwägen. Das sechste Buch fand noch nicht Goethes volle Zufriedenheit, obgleich es schon im Mai als fertig bezeichnet worden war. Schiller hatte nur einen Teil zum Lesen erhalten. Der Schluß mußte also entweder neu geschrieben oder umgearbeitet werden. Dazu nahm sich Goethe jedoch viel Zeit, so daß sein Verleger Unger bereits ungeduldig wurde; denn der dritte Band sollte im Herbst erscheinen. Aus diesem Zögern läßt sich folgern, daß Goethe der Schluß Kopfzerbrechen verursachte. Endlich am 3. Oktober konnte er Schiller melden, daß nun auch der Rest des Manuskripts in den nächsten Tagen abgehen würde.

Das fünfte Buch wurde im Mai und Juni geschrieben. Es ist dasjenige, das man vom romantechnischen Standpunkt aus als das schwächste bezeichnen kann. Man fühlt, wie Goethe, da ihm das in der Urfassung vorliegende Material ausgegangen war, nun mit dem Stoff zu ringen begann, Dehnungen vornahm, die in

breitschweifige Abhandlungen ausliefen, und gewaltsame Spannungsmomente einschob. Von den sechzehn Kapiteln des Buches sind allein zwölf mit der Beschreibung der Vorbereitungen für die Hamletaufführung und der Vorstellung selbst, sowie mit langen dramaturgischen theoretischen Auseinandersetzungen gefüllt. Schiller fand trotzdem diesen Teil außerordentlich fesselnd und gestand, daß er ihn „mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungeteilten Empfindung durchlesen" habe. Das ist bei seinem starken Interesse für das Theater begreiflich. Doch auch ihm schien es, als ob Goethe bei der Schilderung des Schauspielwesens des Guten zuviel getan hatte.

Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie für den Schauspieler, da sie doch nur von dem Schauspieler schreiben wollen. Die Sorgfalt, welche Sie gewissen kleinen Details in dieser Gattung widmen, und die Aufmerksamkeit auf einzelne kleine Kunstvorteile, die zwar dem Schauspieler und Direktor, aber nicht dem Publikum wichtig sind, bringen den fatalen Schein eines besonderen Zweckes in die Darstellung, und wer einen solchen Zweck auch nicht vermutet, der möchte Ihnen gar schuld geben, daß eine Privatvorliebe für diese Gegenstände Ihnen zu mächtig geworden sei. Könnten Sie diesen Teil des Werkes füglich in engere Grenzen einschließen, so würde dies gewiß gut für das Ganze sein. (Schiller an Goethe 15. Juni 1796.)

Wieder erkannte Goethe, daß Schiller Recht habe, und lieh seinem Rat Gehör, indem er die „Erinnerungen wegen des theoretisch-praktischen Gewäsches" nutzte und an einigen Stellen tüchtig den Rotstift walten ließ, so daß das Manuskript fast um ein Drittel verkürzt wurde. Die dramaturgischen Erörterungen haben also zuerst

einen noch viel breiteren Raum eingenommen, als sie jetzt behaupten.

Vielleicht aus dem Gefühl, daß der Durchschnittsleser selbst diese beträchtlich reduzierten Betrachtungen über das Theater als Strecken der Langenweile empfinden dürfte, unternahm er die Einfügung von Spannungsmomenten, wie z. B. die geheimnisvolle Erscheinung des Geistes, der Wilhelm den grauen Schleier hinterläßt mit der Weisung, das Theater zu fliehen, dann den nächtlichen Besuch nach der Vorstellung, wo der Leser zunächst im unklaren darüber gehalten wird, ob es sich bei dem weiblichen Kobold um Mignon oder Philine handelt, die Brandstiftung und der Wahnsinnsausbruch des alten Harfners, Philinens Flucht mit dem jungen Offizier, in dem Wilhelm durchaus Mariane vermuten will. Das alles ist zweifellos außerordentlich geschickt ersonnen, aber sehr gewaltsam in den Fortgang des Ganzen hineingezwängt. Goethe wich hier von der bisher gepflogenen Einfachheit ab und verlor sich in Geheimniskuerei. Er erreichte zwar damit den beabsichtigten Zweck — der Leser wurde zu Mutmaßungen und Hypothesen verleitet, die sein Interesse wachhielten —, aber er verwischte damit die klare Linie der Entwicklung.

Ende April war der zweite Band des „Wilhelm Meister" erschienen und Mitte November kamen die beiden eben besprochenen Bücher als dritter Band auf den Markt. Die Urteile lauteten im allgemeinen günstiger als nach dem ersten Bande, obgleich es auch jetzt nicht an unentwegten Tadlern fehlte. Aber einige begannen sich zu bekehren. Auch Charlotte von Stein

ging, wie erinnerlich, in das Lager der freundlicher Gesinnten über. Den Umschwung bewirkten die „Bekenntnisse einer schönen Seele", die viele Entrüstete wieder versöhnten. Diejenigen, denen Goethe für Religion und Sittlichkeit bereits verloren zu sein schien, schöpften wieder neue Hoffnungen wegen seiner Zukunft. Lavater meinte, sich eines Geständnisses der Klettenberg erinnernd, Goethe würde noch einst als ein vorzüglicher Christ sein Leben enden. Fritz Stolberg verbrannte zwar alle übrigen Bücher, doch das sechste schloß er von dem Autodafé aus und ließ es sogar besonders als Erbauungsbuch binden.

Eine kritische Stimme blieb noch unerwähnt, eine, die jedoch nicht übergangen werden darf, weil sie am besten dazu berufen schien, das Urteil einer weder überästhetisch empfindenden noch in moralischer Hinsicht engherzig denkenden Leserschaft zu repräsentieren. Es ist Frau Ajas Meinung über den „Wilhelm Meister". Schon der erste Band versetzte sie in Entzücken. Ihr Urteil, das sie gleich nach der Lektüre des Buches dem Sohne mitteilte, sei hier wiedergegeben.

Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sah dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sah wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr. Könnte ich dir meine Empfindungen so klar darstellen — die ich empfand — du würdest froh und fröhlich sein — deiner Mutter so einen vergnügten Tag gemacht zu haben. — Auch die Romanzen, die Reichardt zum Glück vor mich in den Klavierschlüssel gesetzt hat, machten mir große Freude, besonders „Was hör' ich draußen vor dem Tor — was auf der Brücke schallen?"

Die wird den ganzen Tag gesungen — also noch einmal vielen Dank. (Am 19. Januar 1795.)

Wie der zweite Band die Frau Rat gefesselt hat, wissen wir nicht. Er erschien gerade zu einer Zeit, als sie durch geschäftliche Sorgen — den Verkauf ihres Hauses — sehr in Anspruch genommen war und zum Lesen keine rechte Muße hatte. Sie dankte nur für den Empfang des Bandes und berichtete, daß jedermann voll Ungeduld der Fortsetzung harre, was sie als ein gutes Zeichen für den Verfasser ansah. Der dritte Band mußte schon wegen der in ihm enthaltenen „Bekenntnisse einer schönen Seele" ihren Beifall finden, weckten sie doch die Erinnerung an die unvergeßliche Freundin, welcher der Sohn auf diese Weise ein so schönes Denkmal gesetzt hatte. Noch elf Jahre später gedenkt sie dieses Umstandes mit Freuden, und zwar bei Übersendung einer lobenden Besprechung des Buches in den Theologischen Annalen, auf deren Rückseite sie als ihre eigene Rezension den dritten Vers aus dem ersten Psalm[1]) vermerkt und hinzufügt:

Das ist der lieben Klettenbergen wohl nicht im Traum eingefallen — daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen — blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Segen und Tausend Dank davor!

*

[1]) „Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie Spreu, die der Wind verstreuet."

Kaum hatte Goethe das Restmanuskript des dritten Bandes in den Druck gegeben, als er dem Jenaer Freund aus Eisenach meldete, daß er mit Herz, Sinn und Gedanken nur bei dem Roman sei und nicht wanken wollte, bis er ihn überwunden habe. Aber er war sich dessen bewußt, daß er jetzt eine schwere Aufgabe vor sich hatte; denn die Forderungen, wozu der Leser durch die ersten Teile berechtigt wurde, waren wirklich dem Material und der Form nach ungeheuer. Und so sah er schon jetzt, daß der letzte Band vor Michaelis nächsten Jahres nicht würde erscheinen können, obgleich er jeden freien Augenblick dazu ausnützte, um daran zu arbeiten. Mit Verdruß bemerkte er gegen Ende Dezember zu Schiller, daß hunderterlei Geschäfte und Zerstreuungen in den letzten Wochen ihm hindernd im Wege gestanden hätten und daß der Roman einem Strickstrumpf zu gleichen beginne, der bei langsamer Arbeit schmutzig werde. Er sehnte sich infolgedessen nach dem stillen Schloß in Jena, wo er ungestört das Werk zu fördern hoffte. In der Tat gab ihm Jena die erforderliche Muße. Der Roman rückte vor, und am 15. Januar konnte er Christiane die Mitteilung machen, daß das siebente Buch vollendet sei.

In Jena, wo er in den nächsten Monaten häufig verweilte, gedieh und reifte auch der größte Teil des achten Buches heran. Fortwährend werden wir durch Goethes Tagebuchnotizen und Briefäußerungen auf das Fortschreiten des Romans hingewiesen. Aber dann tauchen dazwischen wieder Klagen auf, daß die Arbeit nicht von der Stelle rücken wolle. Goethe hatte sich

eben die sehr komplizierte Aufgabe gestellt, die verschiedenen auseinanderlaufenden Fäden hier in diesem Buche zu verknüpfen und so dem Ganzen eine abschließende Lösung zu geben. Manche Freunde und Bekannte zweifelten an der Möglichkeit des Gelingens und rechneten bereits mit einem fünften Bande, zum mindesten mit einem neunten Buch. Goethe jedoch schien hartnäckig an seiner Absicht festhalten zu wollen. Und als Schiller im Mai das siebente Buch gelesen hatte, mußte er, der ebenfalls zu den Zweiflern gehörte, doch auch zugeben, daß der Roman im achten Buch zur Vollendung gebracht werden könne. Mitte Juni war Goethes Arbeit so weit fortgeschritten, daß er dem Freunde berichten durfte, es fehle nur noch an einem äußern Beweggrund, um zum Abschluß zu gelangen. Die nächsten Tage in Weimar wurden mit emsigem Schaffen ausgefüllt, und am 26. Juni notierte Goethe in sein Tagebuch „Roman fertig". Am gleichen Tage schickte er auch schon das Manuskript an Schiller, bemerkte jedoch gleichzeitig, daß er es nur einmal durchgesehen habe, und daß auf alle Fälle eine nochmalige Durcharbeit und Abschrift notwendig sein würde.

Schiller stürzte sich sofort in die Lektüre und kleidete den flüchtig gewonnenen Eindruck in die folgenden Worte:

Das Merkwürdigste an dem Total-Eindruck scheint mir dieses zu sein, daß Ernst und Schmerz durchaus wie ein Schattenspiel versinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meister wird. Zum Teil ist mir dieses aus der leisen und leichten Behandlung erklärlich; ich glaube aber noch einen anderen Grund davon in der theatralischen und romantischen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten

zu entdecken. Das Pathetische erinnert an den Roman, alles übrige an die Wahrheit des Lebens. Die schmerzhaftesten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren sich schnell wieder, so stark sie auch gefühlt werden, weil sie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden und deswegen schneller als alles andere an die Kunst erinnern. Wie es auch sei, soviel ist gewiß, daß der Ernst in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demselben der wahre und eigentliche Ernst ist, daß der Schmerz der Schein und die Ruhe die einzige Realität ist. (An Goethe, 28. Juni 1796.)

Dieser kurzen Vorkritik ließ Schiller nun in den nächsten Wochen ausführlichere Analysen des Romans, besonders seines letzten Buches, folgen. Fast jeder seiner Julibriefe enthielt eine scharfsinnige Betrachtung irgendeiner Gestalt oder Begebenheit des Romans oder eine allgemeine ästhetisch-kritische Erörterung. Schiller hatte sich vorgenommen, die nächsten vier Monate einer gründlichen und wahrhaft ästhetischen Schätzung des ganzen Kunstwerks zu widmen. Er wollte sich dadurch des ihm von Goethe entgegengebrachten Vertrauens für würdig erzeigen, was er offen in einem Briefe bekannte.

Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höheren Sinn des Wortes, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. (An Goethe, 2. Juli 1796.)

Einen großen Vorzug des Romans sah Schiller darin, daß es Goethe gelungen war, den „so weit auseinander-

geworfenen Kreis und Schauplatz von Personen und Begebenheiten wieder so eng zusammenzurücken" und dabei doch jeden Vorgang aufs sorgfältigste zu motivieren. Wie Wilhelm durch das Versprechen, das er der sterbenden Aurelie gegeben hat, ihren Brief an Lothario zu überbringen, von seiner Theaterlaufbahn abgedrängt und durch diesen Brief in die Sphäre jener aristokratischen Gesellschaft geführt wird, in der sich seine Bildung vollenden soll, wie Lothario, dem er mit Vorwürfen entgegentreten will, als sein Freund, dann als Bruder der Gräfin und der Amazone, deren Erscheinung ihm nicht aus dem Gedächtnis entschwindet, sich allmählich erweist, wie unser Held aus dem Munde der alten Barbara erfährt, daß die unglückliche Mariane nicht mehr unter den Lebenden weilt und der kleine Felix sein und Marianens Sohn ist, wie sich das geheimnisvolle Schicksal Mignons und des Harfners enträtselt und Wilhelm schließlich in Natalie die seinem jetzigen Bildungsgrade gemäße Frau findet, nachdem er auf Therese zugunsten Lotharios verzichtet hat — das alles ist mit einer solchen Planmäßigkeit und Geschicklichkeit auf verhältnismäßig engem Raum ausgeführt, ohne die Darstellung, im Gegensatz zu den früheren Büchern, mit theoretisierendem Ballast zu beschweren, daß man bewundernd vor einer solchen kompositorischen Leistung steht. In dieser bewußten Abgewogenheit und durchsichtigen Klarheit erkennt man Schillers Einwirkung, die Goethe auch offenherzig zugibt.

Wenn dieses (das achte Buch) nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen: denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das

Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinn, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im Stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. (Goethe an Schiller, 7. Juli 1796.)

Freilich hat diese etwas kalte, berechnende Darstellung auch ihre Nachteile gezeitigt, die man nicht übersehen soll. Es fehlt allen den Gestalten, die in der letzten Phase seines Bildungsstrebens entscheidende Bedeutung für Wilhelm gewinnen, das blutvolle Leben. Sie erscheinen uns als Allegorien menschlicher Kräfte und Eigenschaften, aber nicht als ausgeprägte Individualitäten, wie etwa eine Mariane, Philine und Aurelie oder, um die Männer zu nennen, ein Melina, Laertes und Serlo. Nur die Personen, die aus den älteren Abschnitten des Romans in den letzten Teil hinübergenommen sind — Mignon, der Harfner, Jarno und Friedrich — bewahren die Eigenart scharf umrissener, von Leidenschaft durchdrungener Charaktere. Selbst Therese und Natalie, diese beiden Frauen, zwischen denen der schwankende Wilhelm seine Entscheidung treffen muß, gleichen mehr Schattenrissen als Porträts und prägen sich dem Gedächtnis des Lesers darum nicht so eindrucksvoll wie etwa Philine oder Mignon ein.

In Mignon hat Goethes Gestaltungskunst eine ihrer schönsten Schöpfungen hervorgebracht. Dieses elfenartige Wesen mit seinem geheimnisvollen Ursprung, das einem vorkommt wie eine exotische Blume, die sich von ungefähr unter allerhand alltäglichen Gewächsen eingefunden hat, dieses rührende Menschenkind, in dem

sich naive Kindlichkeit und stolze Weiblichkeit seltsam mischen, dieses zarte Gebilde aus Phantasie und Wirklichkeit ist unzweifelhaft die reizvollste Gestalt des Romans. Das empfanden schon die Leser des achtzehnten Jahrhunderts und das empfinden wir noch heute. Als Schiller das achte Buch erhalten und erst flüchtig von seinem Inhalt Kenntnis genommen hatte, schrieb er, daß aus der Masse der Eindrücke, die er empfangen habe, Mignons Bild am stärksten zunächst hervortrete. Das zeigt, daß dem Dichter die Durchführung dieses Charakters bestens geglückt war. Der tief blickende Schiller erkannte sofort, daß Goethe eine besondere Liebe und Sorgfalt an die Ausmalung des wundersamen Geschöpfes verwandt hatte, und fand, daß alles, was er von der Lebenden und Toten erzählte, ganz außerordentlich schön sei.

In seiner isolierten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentiert es die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmut und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte. Was bei jedem andern Individuum unstatthaft — ja im gewissen Sinne empörend sein würde, wird hier erhaben und edel. (Schiller an Goethe, 2. Juli 1796.)

Wenn Mignon auch nur eine Episode in Wilhelm Meisters Leben bedeutet, so ist sie doch für die Charakteristik desselben von allergrößter Bedeutung. Es kam eine Zeit, wo Goethe allerdings nichts davon wissen wollte, daß man Mignon als eine Episode betrachte, wo er — wenn man dem Kanzler von Müller Glauben schenken darf — ernstlich dieser poetischen Nebenfigur eine Hauptrolle zuwies und die Behauptung aufstellte, daß ihretwegen überhaupt der Roman geschrieben worden wäre, daß Meister nur die Stange sei, an der sich der zarte Epheu hinanranke. Würde Goethe schon bei der Niederschrift des Romans diese Auffassung vertreten haben, so hätte er gewiß an irgendeiner Stelle darüber Andeutungen gemacht. So dürfte jene Ansicht wohl erst entstanden sein, als die allgemeine Meinung das romantische Kind als das lebensvollste Geschöpf des Romans bezeichnet hatte.

Mignon ist ohne den alten Harfner undenkbar. Nicht die von beiden ungeahnte Blutsgemeinschaft verbindet sie, macht sie zu untrennbaren Gefährten, sondern die dunkle, geheimnisvolle und schreckliche Macht des Schicksals. Glühende, schmerzliche Sehnsucht nach den Gestalten einer traumhaft verschwommenen Kindheit und tiefes, bald zu hoffnungsloser Schwermut, bald zu äußerster Verzweiflung führendes Schuldbewußtsein verkörpern sich in diesem wunderlichen Paar, das sein verschiedenes Leid und seine Schicksalsverbundenheit in seinen Liedern am tiefsten offenbart. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ ist der Grundakkord in Mignons Wesen, und das unerschütterliche furchtbare Gebot „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden“ folgt als drohendes Gespenst, wie die wilde Jagd der Furien, den Spuren des alten Harfners. Er und Mignon sind die einzigen, aber wahrhaft tragischen Gestalten des Romans. Auch über ihre tiefe Tragik und geheimnisvolle Verbundenheit wußte Schiller treffliche Worte zu sagen. Er meinte, dadurch, daß Goethe es selbst eigentlich nicht ausspreche, wie nah verwandt Mignon und der Harfner einander seien, er-

ziele er einen desto größeren Effekt. Der Leser „macht diese Betrachtung nun selbst, erinnert sich, wie nahe sich diese zwei geheimnisvollen Naturen lebten, und blickt in eine unergründliche Tiefe des Schicksals hinab". Und zu der Enträtselung der Vergangenheit Mignons durch den Marchese, der in ihr die Tochter seiner, infolge Zufallsverkettung, in blutschänderischer Gemeinschaft verbunden gewesenen Geschwister erkennt, äußert Schiller:

Wie schön gedacht ist es, daß Sie das praktisch Ungeheure, das furchtbar Pathetische im Schicksal Mignons und des Harfenspielers von dem theoretisch Ungeheuren, von den Mißgeburten des Verstandes ableiten, so daß der reinen und gesunden Natur nichts dadurch aufgebürdet wird. Nur im Schoß des dummen Aberglaubens werden diese monströsen Schicksale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenspieler verfolgen. (An Goethe, 2. Juli 1796.)

Mignon und der Harfner bilden das romantische Element, das den ganzen Roman in unaufdringlicher Weise durchzieht. Ja, diese Welt des mystischen Halbdunkels, diese Personen unbekannter Herkunft aus einem fernen Lande gehören als notwendige Bestandteile zu der hellen Welt der Wirklichkeit, in der Wilhelms Leben verläuft, ebenso wie die richtige Verteilung von Licht und Schatten erst die Vollkommenheit eines Gemäldes macht. Man findet nirgends ein Zuviel hinsichtlich der Schattengebung. Allein, je mehr sich Goethe dem Ende näherte, desto stärker trat seine Neigung nach der dunklen Seite hervor, desto auffälliger machte sich der Hang zum Wunderbaren und Geheimnisvollen bemerkbar. Das seltsame Ausklingen des siebenten Buches in die geheimbündlerische Szene in dem

mysteriösen Turm, in dem Wilhelm episodische Gestalten seiner Vergangenheit der Reihe nach gewahrt und seinen Lehrbrief erhält, ferner der sich als sein Schicksalslenker offenbarende Abbé, der Saal der Vergangenheit, in dem Mignons Exequien stattfinden — alle diese Ausflüge ins Reich des Symbolischen dienen dem Roman nicht zum besten. Wenn Schiller auch das Schön-Gedankliche in solchen Abschweifungen anerkannte, so z. B. die kunstvolle Vermischung des Reiches der Schatten im idealen Sein mit der lebendigen und wirklichen Gegenwart in dem Saal der Vergangenheit oder die geheime, auf Wilhelms Lebensführung einwirkende und sie überwachende Schicksalsmacht, verkörpert in dem Abbé und Jarno, so hätte er doch gewünscht, daß „das Bedeutende dieser Maschinerie, die notwendige Beziehung derselben auf das innere Wesen" dem Leser ein wenig klarer dargelegt worden wäre. Schiller sah die Gefahr, die in einer dem Durchschnittsleser unverständlichen Symbolik lag, und warnte darum schonend den Freund.

Wenn je eine poetische Erzählung der Hilfe des Wunderbaren und Überraschenden entbehren konnte, so ist es Ihr Roman; und gar leicht kann einem solchen Werke schaden, was ihm nicht nützt. Es kann geschehen, daß die Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Interesse des Lesers sich konsumiert, Rätsel aufzulösen, da er auf den innern Geist konzentriert bleiben sollte. Es kann geschehen, und wissen wir nicht beide, daß es wirklich schon geschehen ist? (8. Juli 1796.)

Goethe nahm Schillers Warnung dankbar auf, aber er schlug sie trotzdem in den Wind. Er erklärte diesen Hang zur Geheimnistuerei als einen mit seiner innersten

Natur zusammenhängenden Fehler, der „aus einem gewissen realistischen Tic“ resultiere, den er mit Behagen anwende, um seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken, und fügte erläuternd hinzu:

So werde ich immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen, und, in der Unterredung mit Freunden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine Erscheinung stellen. (An Schiller 9. Juli 1796.)

Goethe gab Schillers Einwendungen recht. Er sah ein, daß, wenn er die frühe Aufmerksamkeit des Abbé auf Wilhelm klarer ausgesprochen hätte, „ein ganz eigenes Licht und geistiger Schein über das Ganze“ geworfen worden wäre; er gestand ferner, daß er dem im siebenten Brief abgebrochenen Lehrbrief eine zweite Hälfte folgen lassen wollte, der bedeutende Worte des Lebens und Lebenssinnes enthalten und dem Dichter die schönste Gelegenheit bieten sollte, „durch einen mündlichen Kommentar des Abbés die Ereignisse überhaupt, besonders aber die durch die Mächte des Turms herbeigeführten Ereignisse zu erklären und zu legitimieren, und so jene Maschinerie von dem Verdacht eines kalten Romanbedürfnisses zu retten und ihr einen ästhetischen Wert zu geben“, aber er konnte nicht recht sagen, warum er beides versäumt hatte. Er kam sich vor „wie einer, der, nachdem er viele große Zahlen übereinander gestellt, endlich mutwillig selbst Additionsfehler machte, um die letzte Summe aus Gott weiß was für einer Grille, zu verringern“.

Die Hauptursache der Unklarheiten wird man also wohl in dem Umstande zu sehen haben, daß Goethe in dem Bestreben, nun endlich den Roman zum Abschluß zu bringen, jeder breiteren Ausmalung des Ganzen und ausführlicheren Begründung des Einzelnen aus dem Wege ging und dafür, selbst auf die Gefahr hin, Rechenfehler zu begehen, das bequemere und kürzere, freilich für den Leser auch schwierigere Verfahren symbolischer Lösung einschlug. Goethe hatte ja im siebenten Buch eigentlich schon das gesteckte Ziel erreicht: Wilhelms Lehrjahre lagen abgeschlossen hinter ihm, er hatte die verschiedenen Stadien seiner Bildung durchlaufen, hatte die Beschäftigung, zu der ihn Liebe und Begeisterung hinführten — das Theater — als eine Verirrung seines Tätigkeitstriebes erkannt, hatte alle Mächte des Lebens, die durch ihre sozialen Funktionäre auf ihn einwirkten, in den verschiedenen Bildungsschichten — Bürgertum, Bohème und Adel — zur Genüge kennengelernt, um daraus die nötigen Folgerungen für seine Weiterexistenz zu ziehen und trat nun, von einem leeren und unbestimmten Ideal sich lossagend, in ein bestimmtes tätiges Leben ein. Was nun im letzten Buch noch zur Darstellung gelangen konnte, war lediglich, neben der notwendigen Aufklärung über Herkunft und Schicksal der beiden romantischen Gestalten Harfner und Mignon, die Befestigung der neugewonnenen Position in Wilhelms Leben, die ihn reif zur Meisterschaft machen soll. Goethe tat dies, indem er Wilhelm die Verbindung mit Natalie eingehen ließ, die Lehrjahre als einen Irrtum hinstellte, nämlich dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen müsse, die Meisterschaft aber schon mit

der Überzeugung von der Irrigkeit jenes Suchens begrenzte. Schiller genügte das nicht. Ihm schienen diese Grenzen zu eng gesteckt. Er wünschte darum eine deutlichere und umfassendere Präzision des Begriffes Meisterschaft, der unmöglich schon damit erschöpft sein konnte, daß Wilhelm „von dem Idealischen zum Reellen, von einem vagen Streben zum Handeln und zur Erkenntnis des Wirklichen übergeht". Diesen Zustand nannte Schiller erst die Krise in Wilhelms Leben. Sollte sie überwunden werden und sich dadurch in der Tat für Wilhelm das Tor zur Meisterschaft öffnen, dann mußte er eine noch viel größere Selbständigkeit, Sicherheit und Freiheit gewinnen. Jeden Schritt nach dieser Richtung hin begrüßte Schiller darum mit inniger Freude, so z. B. das Aufflammen von Wilhelms Selbstgefühl gegenüber Jarno und dem Abbé. „Ich gestehe," schrieb Schiller am 5. Juli an Goethe, „daß es mir ohne diesen Beweis von Selbstgefühl bei unserem Helden peinlich sein würde, ihn mir mit dieser Klasse so eng verbunden zu denken, wie nachher durch die Verbindung mit Natalien geschieht." Solche Momente reichten jedoch, nach Schillers Meinung, noch nicht aus, um Wilhelms ästhetische Freiheit sicherzustellen. Deswegen legte er am 9. Juli dem Freunde in einem Brief noch einmal seinen Standpunkt genau dar.

Nun ergeht aber die Forderung an Sie (der Sie auch sonst überall ein so hohes Genüge getan), Ihren Zögling mit vollkommener Selbständigkeit, Sicherheit, Freiheit und gleichsam architektonischer Festigkeit so hinzustellen, wie er ewig stehen kann, ohne einer äußeren Stütze zu bedürfen; man will ihn also durch eine ästhetische Reife auch selbst über das Bedürfnis einer philosophischen Bildung, die er sich

Rahel Levin
Nach einem Stahlstich von C. E. Weber

Karoline Schlegel, geb. Michaelis
Nach einem Ölgemälde von F. A. Tischbein

nicht gegeben hat, vollkommen hinweggesetzt sehen. Es fragt sich jetzt: ist er Realist genug, um nie nötig zu haben, sich an der reinen Vernunft zu halten? Ist er es aber nicht — sollte für die Bedürfnisse der Idealisten nicht etwas mehr gesorgt sein?

Und anschließend an dieses Schreiben erlaubte sich Schiller nun noch einige praktische Ratschläge zu erteilen. So meinte er, könnte wohl der Graf, der „Zeremonienmeister des Romans", durch sein achtungsvolles Betragen Wilhelm aus seinem Stande heraus in einen höheren stellen und ihm dadurch auf gewisse Art den noch fehlenden Adel erteilen; ferner sollte Wilhelm beim ersten Betreten des Saales der Vergangenheit mit Natalie sich wenn auch nicht als Kunstkenner, so doch als reiferer Betrachter der Kunstwerke einführen, „so daß etwa ein Freund, wie Meyer, Hoffnung von ihm fassen könnte". Endlich sollte Jarno dazu ausersehen werden, Wilhelm zu sagen, daß Therese ihn nicht glücklich machen könne, und ihm einen Wink zu geben, welcher weibliche Charakter für ihn tauge.

Solche einzelne dürr gesprochene Worte, im rechten Moment gesagt, entbinden auf einmal den Leser von einer schweren Last und wirken wie ein Blitz, der die ganze Szene erleuchtet. (Schiller an Goethe 9. Juli 1796.)

Es ist schwer zu sagen, wie weit Goethe Schillers Ratschlägen Gehör lieh. Daß er einzelne berücksichtigte, spüren wir, wenn wir den aufschlußreichen Briefwechsel aus dem Julimonat zu Rate ziehen, sehr deutlich aus manchen Stellen. So möchte man beispielsweise die Anrede des Grafen an Wilhelm mit „Mylord" und später mit „Mister" bei der Begrüßung, sowie die als Uberzeugung ausgesprochene Ansicht desselben, Wil-

helms Vater sei ein Engländer und zwar von Stande, auf jene oben erwähnte Bemerkung Schillers zurückführen, daß es angebracht wäre, durch den Respekt, den der Graf Wilhelm erzeigte, diesen in seinem Stande zu erhöhen. Daß aber auch manches, was Schiller geändert wissen wollte, unangetastet blieb oder nur geringfügige Retuschen erfuhr, wird einem beim Lesen ebenso deutlich. Aber eines steht außer Zweifel, daß unter allen Büchern des Romans das achte am meisten Schillers Einfluß verrät. Nicht allein in den Briefen spielen die Auseinandersetzungen über dieses Buch eine große Rolle, auch im mündlichen Verkehr wurde es sehr eingehend durchgesprochen. Hauptsächlich diesem Zweck diente Goethes Jenaer Aufenthalt vom 16. bis 19. Juli. Schillers ausführlicher Brief vom neunten Juli, in dem so treffende Worte über den Roman und gleichzeitig beherzigenswerte Winke zu Änderungen standen, hatte manches Goethe zu denken gegeben und vor allem in ihm die Idee zu einer Fortsetzung des Werkes geweckt.

Was rückwärts notwendig ist, muß *getan* werden, so wie man vorwärts *deuten* muß, aber es müssen Verzahnungen stehen bleiben, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten, hierüber wünsche ich mich recht mit Ihnen auszusprechen. (Goethe an Schiller 12. Juli 1796.)

Nach seiner Rückkehr aus Jena ließ Goethe sofort eine Abschrift des achten Buches anfertigen, wobei er, vermutlich durch die mit Schiller geführten Gespräche zu Änderungen angeregt, noch manches darin zu tun fand. In der Konfusion und Bewegung, die durch die politischen Ereignisse erzeugt wurden, wollte sich jedoch

nicht die erforderliche ästhetische Stimmung einstellen, um den Roman zu beider Zufriedenheit zu vollenden. Schiller meinte zwar, das Wenige, was noch zu tun sei, hinge nur von ein paar geschickten Aperçus ab und im äußeren Gedränge pflege man oft die wunderbarsten Offenbarungen zu erhalten. Allein die Offenbarungen blieben aus, der Roman hielt — wie Goethe dem Freunde schrieb — einen Mittagsschlaf, der allerdings ziemlich lange währte und einem todähnlichen Zustande glich. Erst am 10. August, nachdem sich die Gemüter über die alarmierenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz beruhigt hatten und die drohende Gefahr einer feindlichen Invasion in weitere Ferne gerückt zu sein schien, gab er wieder Lebenszeichen von sich. Und Goethe konnte nun nach Jena berichten:

Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden, ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wieder kennen werden, weiß ich nicht. Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderungen niemals ganz befriedigen kann, und selbst das gibt, wenn Sie dereinst sich über das Ganze erklären, gewiß wieder zu mancher schönen Bemerkung Anlaß. (10. August 1796.)

Goethe hatte also eine Scheu davor, das Manuskript noch einmal Schiller zu geben, obwohl dieser dringend danach verlangte. Er fürchtete — und mit Recht — Schiller würde wieder manches auszusetzen haben, und der Roman käme unter solchen Umständen nie zum Abschluß. In den nächsten Tagen schwankte er noch, ob er dem Freunde noch einmal Einsicht gewähren sollte oder nicht. Endlich entschloß er sich, es nicht zu tun.

Als er am 16. August den Schluß des Romans revidierte, schrieb er am gleichen Tage an Schiller:

Das achte Buch des Romans soll noch von hier abgehen, damit, was mir gelungen sein möchte, Sie im Druck überrasche, und was daran mangeln mag, uns Unterhaltung für künftige Stunden gewähre. Drum, was den Augenblick betrifft, so bin ich, wie von einer großen Debauche, recht ermüdet daran, und wünsche Sinn und Gedanken wo anders hinzulenken.

Noch ehe Goethe seinen Geburtstag beging, wurde das Manuskript an Unger gesandt. So entledigte er sich vor Abschluß seines siebenundvierzigsten Lebensjahres „einer höchst lieb- und werten, aber auch schwer lastenden Bürde", die er noch in Jünglingsjahren auf sich genommen hatte. Kein Wunder, daß ihm, als er später in den „Tag- und Jahresheften" jener Epoche und der wechselvollen Schicksale des Romans gedachte, ihm derselbe als „eine der inkalkulabelsten Produktionen" erschien, mochte „man sie im Ganzen oder in ihren Teilen betrachten" und daß ihm selbst beinahe der Maßstab zu ihrer Beurteilung fehlte.

Sechstes Kapitel

Die Idylle im Xeniensturm

(September 1796 bis Mitte Mai 1797)

Gleich nach Vollendung seines „Wilhelm Meister" ging Goethe nach Jena und blieb hier vom 18. August bis zum 5. Oktober. Sein Aufenthalt galt zunächst der Erledigung einer wichtigen Theaterangelegenheit. Die Weimarer Schauspieler gaben bekanntlich während des Sommers in dem Badeort Lauchstädt Vorstellungen, die einen recht guten Ertrag abwarfen, und zogen dann zum Frühherbst nach Rudolstadt und Erfurt. Durch die auswärtigen Gastspiele wurden Überschüsse erzielt, die im Winter den Weimarer Aufführungen zugute kamen. Und da bei der gegenwärtigen Finanzlage des Herzogtums das Theater auf keine erheblichen Zuschüsse rechnen konnte, mußte die Leitung darauf bedacht sein, die Sommereinnahmen so viel als möglich lukrativ zu gestalten. Nach den letzten schlechten Erfahrungen in Erfurt erschien es notwendig, sich nach andern Spielgelegenheiten umzusehen. Es kamen dafür in Frage Magdeburg, wo Bellomo bereits gute Einnahmen erzielt hatte, und Jena. Hier wäre Professoren und Studenten das Theater sehr erwünscht gewesen; außerdem eignete sich das Ballhaus gut zur Einrichtung

einer Bühne. Aber trotzdem waren ſowohl der Herzog wie Goethe nicht ſehr eingenommen von dieſer Idee. Da letzterem jedoch das Heil der Kaſſe am Herzen lag, wollte er ſeine Bedenken zurückſtellen, und Karl Auguſt machte ſchließlich die Verwirklichung des Planes von der Zuſtimmung der Gothaer Regierung, die an der Erhaltung der Univerſität beteiligt war, und von dem Gutachten des akademiſchen Senats abhängig.

In Gotha bereitete man keine Schwierigkeiten. Ehe Goethe an den Senat herantrat, ſondierte er bei Schiller, den man wohl als eine der treibenden Kräfte des Jenaer Theaterprojekts anſehen darf, wie es um die Dispoſitionen der Gemüter für die Angelegenheit ſtünde, und bat ihn, „beſonders die Frauen in Bewegung“ zu bringen. Am 24. Auguſt unterbreitete Goethe den Plan dem Prorektor der Univerſität Profeſſor Griesbach. Dieſer legte ihn ſofort dem Senat vor und erſtattete dann wenige Tage darauf Goethe den Bericht. Man hielt es einſtimmig für nützlich und wünſchenswert, wenn die Weimarer Schauſpieler im Laufe des Winters etwa alle vierzehn Tage Gaſtvorſtellungen in Jena gaben, hatte jedoch gegen ein längeres Gaſtſpiel Bedenken. Da aber im vorliegenden Falle der Aufenthalt nicht über vier bis fünf Wochen ausgedehnt werden würde, wollte man dieſe Bedenken zurückſtellen, wünſchte und hoffte „jedoch, daß künftig nicht leicht ein länger dauernder, aneinander hängender Aufenthalt der Truppe“ ſtattfinde. Goethe trat nun in Unterhandlungen mit dem Ballhauswirt, der jedoch ſolche abſurde Forderungen ſtellte, daß er ihm nichts darauf antwortete und ihn simpliciter entließ. Da ſich außerdem bald eine

ſehr geringe Neigung zur Subſkription auf beſtimmte Plätze herausſtellte, ſo wurde der Gedanke, die Schauſpieler in Jena auftreten zu laſſen, ſchließlich aufgegeben.

Goethe hatte nach Jena ſeinen „Cellini“ mitgenommen, deſſen Überſetzung immer weiter vorrückte. Außerdem beſchäftigte er ſich mit naturwiſſenſchaftlichen Studien, die einesteils der Farbenlehre galten, anderenteils jenen

A. Wilh. Schlegel
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach)

Phänomenen, die er aus der Beobachtung der Schmetterlinge kurz vorher in Weimar gewonnen hatte. Er dehnte ſie nun auf die Raupen aus, die er ſich von überall heranholte und die er, wie Karoline Schlegel lakoniſch bemerkte, „tot macht und wieder aufweckt“. Abends ging er gewöhnlich zu Schiller oder in den Klub.

Der literariſche Kreis Jenas war während des Sommers um einige neue Geſichter vermehrt worden. Am 8. Juli hatte nämlich Auguſt Wilhelm Schlegel mit ſeiner ihm eben angetrauten Gattin Karoline ſich

hier niedergelaſſen, um ſeinen literariſchen Neigungen zu leben und zugleich an der Univerſität als Privatdozent äſthetiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten. Damit trat nicht nur eines der Häupter der im Entſtehen begriffenen romantiſchen Bewegung, ein kühner, geiſtiger Pionier und ſcharfer, kritiſcher Denker, ſondern auch ein eifriger Parteigänger der beiden im Xenienkampf vereinigten Bundesgenoſſen — namentlich Goethes — in deren unmittelbare Nähe. Die Anweſenheit Schlegels in Jena gab den Anſtoß zu der bald einſetzenden Pilgerſchaft der jüngeren Dichtergeneration nach der thüringiſchen Univerſitätsſtadt, die ſich in den nächſten Jahren zur Hochburg der Romantik entwickeln ſollte. Goethe hatte Schlegel erſt im Frühjahr perſönlich kennen gelernt, ſeine Frau war ihm dagegen ſeit längerer Zeit bekannt. Er hatte ſie ſchon 1783 in Göttingen geſehen, als ſie — ſchon damals ein nach Kunſt und Liebe dürſtendes Geſchöpf — noch Karoline Michaelis hieß und eben im Begriff ſtand, ihre erſte Ehe mit dem Bergmedikus Dr. Böhmer zu Klausthal im Harz einzugehen. Dann traf er ſie als junge Witwe 1792 in Mainz, wo ſie mit Forſter leidenſchaftlich für die republikaniſchen Ideen agitierte, was ſie bald darauf mit einer Feſtungshaft büßen mußte. Nun trat ſie Goethe in Jena als Frau Profeſſor Schlegel entgegen, nachdem ſie ſich zu dieſer Ehe nicht etwa aus Neigung entſchloſſen hatte, ſondern um ſich nach einigen moraliſchen Entgleiſungen, zu denen ſie durch ihr ſinnliches Temperament verführt worden war, wieder bürgerlich zu rehabilitieren und vielleicht um ſich auch für die mit wahrhaft ritterlicher Geſinnung

August Wilhelm v. Schlegel
Nach einem unbekannten Stich

Friedrich Schlegel
(im Alter von 22 Jahren)
Nach einer Kreidezeichnung von Karoline Rehberg
(Phot. aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig)

ihr in den schwersten Tagen ihres Lebens dargebotene Hilfe erkenntlich zu zeigen[1]). Goethe erneuerte gern seine Bekanntschaft mit dieser eigenartigen Frau, die trotz ihres anrüchigen Vorlebens eine markante weibliche Erscheinung war, die einen wunderbar feinen Instinkt für alles Geistig-Bedeutungsvolle besaß und mit ihrem aufnahmefähigen Gemüt und teilnehmenden Herzen wohl geeignet war, schöpferischen Naturen Muse und Freundin zu sein. Sie und Rahel Levin durften wohl in jenen Tagen den Ruf, als die aufrichtigsten und verständnisvollsten Verehrerinnen der Dichtungen Goethes zu gelten, mit vollstem Recht für sich in Anspruch nehmen. Kein Wunder, wenn der Dichter gern bei Karoline vorsprach und sich an ihrer klugen Unterhaltung erfreute.

Als Wilhelm in Jena sich festgesetzt hatte, kam hierher auch sein Bruder Friedrich, der einst auf brüderliches Geheiß Karoline in den schweren Tagen ihres unfreiwilligen Exils ein treuer Beistand gewesen war

[1]) Karoline hatte sich während der Mainzer Klubistentage im Sinnesrausch einer Ballnacht einem französischen Offizier hingegeben. Für diese flüchtige Stunde der Selbstvergessenheit mußte sie schwer büßen. Während sie um ihrer revolutionären Umtriebe halber auf der Festung Königstein und später in Kronberg saß, wurde sie sich ihrer Schwangerschaft bewußt. Ihrem Bruder gelang es, ihre Freilassung aus der Gefangenschaft zu erwirken. Aber die Entgleiste, der sich die Tore ihrer Vaterstadt verschlossen, stand nun völlig mittellos da. Auf ihren Ruf eilte Wilhelm Schlegel, den sie noch vor einem Jahr in grausamer Koketterie verschmäht hatte, zu ihrer Rettung herbei und verschaffte ihr ein verborgenes Asyl im Altenburgischen, wo sie einen Knaben gebar, der jedoch bald starb.

und seitdem eine tiefe Verehrung für seine Schwägerin im Herzen trug, die nun für ihn das Ideal des selbständigen „dorischen" Weibes verkörperte. Friedrich zählte damals erst 24 Jahre. Er hatte in Göttingen und Leipzig Rechtswissenschaft studiert und widmete sich zur Zeit dem Studium des klassischen Altertums und der Philosophie. Zweifellos mit größeren Fähigkeiten als sein älterer Bruder ausgestattet, äußerte sich seine Begabung doch mehr in dem Aussenden von genialen Geistesblitzen als in der Gestaltung größerer geschlossener Werke. Das seinen Bruder auszeichnende Formgefühl fehlte ihm gänzlich. Trotzdem fand er sich zu jener Dichtung, in der die Form am klarsten und stärksten zur Geltung gelangte — der Dichtung der Griechen und Römer — am meisten hingezogen. Und dieser Umstand erklärt auch seine Begeisterung für die Werke des reifen Goethe. Die „Römischen Elegien" und den „Wilhelm Meister" nannte er schlechtweg „Göttlich". Aus dieser Bewunderung ist auch sein fragmentarischer Aufsatz über Goethe entstanden, der in Reichardts Journal „Deutschland" erschien. Er bezeichnete hier Goethes Poesie als die „Morgenröte echter und reiner Schönheit". Dann stellte er weiterhin Shakespeare und Goethe einander gegenüber und meinte, daß man sehr Unrecht tue, wenn man diesen Dichter mit der grenzenlosen Vielseitigkeit des darstellenden Vermögens, diesen „Proteus unter den Künstlern" in einen deutschen Shakespeare metamorphosiere.

In der charakteristischen Poesie würde der manierierte Engländer vielleicht doch den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutschen ist aber das Objektive. Das Schöne ist der wahre

Maßstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. — Was kann reizender sein, als die leichte Fröhlichkeit, die ruhige Heiterkeit seiner Stimmung? Die reine Bestimmtheit, die zarte Weichheit seiner Umrisse? Hier ist nicht bloß Kraft, sondern auch Ebenmaß und Gleichgewicht. Die Grazien selbst verrieten ihrem Liebling das Geheimnis einer schönen Stellung. Durch einen wohltätigen Wechsel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendste Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Massen ordnet sich die freie Fülle von selbst zu einer leichten Einheit.

Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen, zwischen dem Manierierten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken seine eigene Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern sich nach Laune metamorphosiert und fremde Manier annimmt. Dies sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen. Und doch weiß er, soweit dies möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objektivität zu bringen . . . . . Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Vorstellung wie die ruhige und heitere Ansicht eines höheren Geistes, der keine Schwäche teilt und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmut.

Durch jene Kritik, obwohl sie in einer von Goethe mißachteten und in den „Xenien" verspotteten Zeitschrift erschien, brachte sich Schlegel in angenehme Empfehlung bei dem Dichter. Es war ihm gewiß willkommen, daß in diesem Kampfesjahr, das nach dem Xenienangriff überall Feinde entstehen lassen würde, in einem vielversprechenden und talentvollen Literaten ein Verteidiger seiner Kunst sich erhob; denn Goethe war ebenso empfänglich für freundliche und anerkennende Worte, wie

empfindlich gegen Tadel. Auch mochte er ahnen, daß dieses Schlegelsche Dreigestirn sich zum Mittelpunkt eines neuen Lagers seiner Anhänger entwickeln würde.

*

Ungefähr um die Mitte seines diesmaligen Aufenthaltes in Jena, am 9. September, schrieb Goethe an die sich nach seiner Rückkehr sehnende Christiane:

Ich kann Dir nicht sagen, mein liebes Kind, ob ich in den nächsten Tagen kommen werde, es kommt alles darauf an, ob sich die Lust bei mir zu einer großen Arbeit einfindet. Geschieht das, so bleibe ich hier; es ist nämlich die große Idylle, von der Du weißt; könnte ich diese noch diesen Monat fertig machen, so wäre ich über alle Maßen glücklich.

Und am gleichen Tage meldet sein Tagebuch: „Neuer Antrieb zur großen Idylle." Schon im Juli hatte Goethe, wie aus einer kassierten Reinschrift eines Briefes an Schiller hervorgeht, den Plan einer bürgerlichen Idylle erwogen; denn er hielt es für notwendig, sein Talent auch auf diesem Gebiet zu erproben. (Das Gedicht „Alexis und Dora" war nur ein kleiner bescheidener Versuch gewesen, der außerdem nicht den reinen Charakter der Idylle wahrte.) Der Abschluß des „Wilhelm Meister" rückte jedoch vorläufig den Plan in den Hintergrund. Erst sobald er jene Sorge los war, spürte er wieder Lust zu tausend anderen Dingen, und unter diesen befand sich die Idylle, zu deren Gestaltung die Abgesondertheit seines Lebens in Jena ihm sehr geeignet schien. In der Tat fand er hier die zur Arbeit erforderliche Stimmung. Laut Tagebuch war er vom 11. bis zum 19. September unausgesetzt mit der neuen Dichtung beschäftigt, die in diesem Zeitraum bis zum fünften Gesange gedieh.

Worum handelt es sich bei der geheimnisvoll angedeuteten Idylle, über die aus jenen Schaffenstagen nur zwei Nachrichten zu uns gedrungen sind? Die eine ist eine Mitteilung der Karoline von Wolzogen. Sie erzählt, daß Goethe „in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Tränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält", gleich nach der Entstehung vorgelesen und dabei, während er sich die Augen trocknete, gesagt habe: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." In der anderen erfahren wir durch Schillers Mund, daß die vier Gesänge mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Schnelligkeit entstanden seien, und daß die Idee zu der nicht gerade von Vossens „Luise" veranlaßten, aber doch neuerdings von ihr geweckten bürgerlichen Idylle Goethe schon seit längerer Zeit beschäftige. In einer 1732 erschienenen Flugschrift „Das liebtätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten" hatte Goethe die folgende Erzählung[1]) gefunden:

In Alt-Mühl, einer Stadt im Ottingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heiraten; erkundigt sich dahero bei denen anderen Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückegelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater

[1]) Sie findet sich auch in G. Göckings „Vollkommene Emigrationsgeschichte usw.", Leipzig 1734.

und vermeldet ihm, weil er ihn ſo oft ſich zu verehelichen vermahnet, ſo hätte er ſich nunmehr eine Perſon ausgeleſen, wenn ihm nur ſolche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wiſſen will, wer ſie ſei, ſagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm dieſe nicht laſſen wollte, würde er niemalen heiraten. Der Vater erſchrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige ſeiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott ſeine ſonderbare Schickung darunter haben, daß es ſowohl dem Sohne als auch der Emigrantin zum beſten gereichen könne, worauf ſie endlich die Einwilligung geben und es dem Sohn in ſeinen Gefallen ſtellen. Dieſer gehet ſofort zu ſeiner Salzburgerin und fraget ſie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er verſetzet weiter: ob ſie wohl bei ſeinem Vater dienen wollte? Sie ſagt: gar gerne, wenn er ſie annehmen wolle, gedenke ſie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künſte, wie ſie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld beſtellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf ſie der Sohn mit ſich nimmt und ſie ſeinem Vater präſentieret. Dieſer fragt das Mädchen, ob ihr denn ſein Sohn gefalle, und ſie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieſer Sache wiſſend, meinet, man wolle ſie vexieren, und antwortet: Ei, man ſolle ſie nur nicht foppen, ſein Sohn hätte vor ſeinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er ſie haben wolle, gedächte ſie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch ſein ernſtliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret ſie ſich: wenn es denn Ernſt ſein ſollte, ſo wäre ſie es gar wohl zufrieden, und ſie wollte ihn halten wie ihr Aug und Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet ſie in den Buſen und ſagt: Sie müſſe ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben: womit ſie ihm ein Beutelchen überreicht, in welchem ſich 200 Stück Dukaten befunden.

Dieſe ſchlichte Anekdote iſt der Kern der bürgerlichen Idylle „Hermann und Dorothea“ geworden. Was Goethe an dem nüchternen Tatſachenbericht beſonders reizte, war einerſeits das Emigrantenſchickſal und die Teilnahme der Bevölkerung an dem Los der Vertriebenen, weswegen wohl auch der erſte Geſang die Überſchrift „Schickſal und Anteil“ erhielt, und anderſeits die einfache und gemütvolle Welt des wohlhabenden deutſchen Bürgertums, die er als angenehme Jugenderinnerung in ſeinem Herzen bewahrte und die ihm das einzige Beharrende in der Erſcheinungen Flucht zu ſein dünkte. Wie ſehr das Emigrantenſchickſal Goethe innerlich bewegte, haben wir bereits in den Abſchnitten, die von der Kampagne in Frankreich und ſeinem Novellenzyklus „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ handeln, ausführlich vernommen. Es lag darum nahe, in dem beabſichtigten Epos den weltgeſchichtlichen Hintergrund zu verändern, ihm ſtatt der Enge einer lokalen Menſchenſchickſalsepiſode, wie ſie ſich aus der Vertreibung der Proteſtanten aus Salzburg durch Erzbiſchof Firmian ergab, das größere zeitgeſchichtliche Geſchehen der franzöſiſchen Revolution mit ihren gewaltigen Auswirkungen als Baſis unterzulegen. Hier vermochte Goethe aus eigenen Eindrücken und Erfahrungen zu ſchöpfen und gleichzeitig dem Stofflichen eine innigere Beziehung zur Gegenwart zu geben. Deswegen wurde auch als Schauplatz der geſchilderten Vorgänge ein Städtchen in der dem Dichter beſtens vertrauten Rheingegend, etwa in der Nähe Straßburgs, gewählt, wo ein durch jahrhundertlange Entwicklung in ſeinen Anſchauungen, Sitten und Gebräuchen gefeſtigtes Bürger-

tum mit ſeiner ſoliden Lebensgrundlage ein wirkſames Bollwerk gegen die anſtürmenden Ideen von jenſeits des Rheins bildete. Denn dieſen Gegenſatz darzuſtellen und ſich bei dieſer Gelegenheit noch einmal mit der Revolution und ihren Folgeerſcheinungen auseinanderzuſetzen, dürfte wohl Goethe ebenſo von vornherein als eine zu verwirklichende Abſicht vorgeſchwebt haben.

Es kam nun für ihn darauf an, Stoff und Gedanken in die richtige Form zu kleiden. Seine letzten Versdichtungen wieſen ihn auf den Hexameter hin. In „Alexis und Dora“ hatte er ihn mit Glück angewandt. Dort war aber das Zeitkolorit unbeſtimmt und neigte mehr nach der Antike als nach der Gegenwart. Würde ſich dieſer homeriſche Vers nun auch für einen rein deutſchen und dazu noch aktuellen Stoff eignen? Voſſens vor einem Jahr als Buchausgabe erſchienene „Luiſe“ mußte dieſe Bedenken zerſtreuen. Hier zeigte ſich, daß der Hexameter ſelbſt für die Ausmalung breiteſter deutſcher Philiſterbehaglichkeit ſich gut eignete, obſchon einzelne Ausdrücke beinahe karikaturiſtiſch-komiſch anmuteten, was jedoch weniger dem Hexameter als der allzu pedantiſchen Verwendung desſelben und der allzu ausgeklügelten Bildung ſchmückender Beiwörter zur Laſt fällt. Alſo konnte Goethe, ermuntert durch Voſſens Beiſpiel, ruhig den Verſuch wagen, wenn er ſich nur nicht ſklaviſch an das Vorbild Homers und die Geſetze antiker Proſodie hielt, wie er das bereits in „Reineke Fuchs“ getan hatte.

Als Goethe am 5. Oktober wieder in Weimar eintraf, brachte er vier Geſänge mit, die ſpäter in ſechs umgeſchmolzen wurden. Sie umfaßten etwa 1400 Hexameter. Das Ganze berechnete er auf ſechs, d. h. nach der ſpäteren Einteilung auf 9 Geſänge mit einem Geſamtumfang von 2000 Verſen. Zwei Drittel ſeiner Arbeit hatte er alſo in Jena bereits geleiſtet. Aber die „fürchterliche Proſa“, in die er nach dem ruhigen Zuſtande ſeines Jenaer Aufenthalts geriet, zwang ihn, die letzten Geſänge noch für einige Zeit im Limbo[1]) verweilen zu laſſen. Das zerſtreute weimariſche Leben — gleich nach ſeiner Ankunft mußte er ſich an Ausflügen nach Schwanſee und Ettersburg beteiligen — und der drückende Wechſel der Jahreszeit wollten ihm nicht die zum Schaffen notwendige Stimmung gewähren.

Ende Oktober ſchien ſich wieder eine günſtige Gelegenheit zur Arbeit zu bieten. In Ilmenau war ein Teil des Martinröder Stollens zuſammengeſtürzt und hatte den Waſſerabfluß verſperrt, wodurch faſt zwölf Bergleute umgekommen wären, wenn ſie der Kunſtknecht Eichel durch ſeine Geiſtesgegenwart nicht noch im rechten Augenblick gerettet hätte. Die in Weimar eintreffenden Nachrichten über die Verheerungen des Stollenbruchs klangen ſo bedenklich, daß man das ganze Bergwerk für ernſtlich gefährdet anſah. Goethe brach darum ſchleunigſt auf, um den angerichteten Schaden in Augenſchein zu nehmen. Es zeigte ſich, daß Möglichkeiten, ihn auszubeſſern, noch vorhanden waren. Man mußte nur erſt des Waſſers Herr werden und dazu vor allem den Getreuen-Friedrich-Schacht inſtand ſetzen, um von da auf dem Martinröder Stollen gegen den Bruch vordringen zu können. Am 3. November fand unter Goethes Vorſitz eine

[1]) limbus nach dem Begriff der katholiſchen Kirche ein abgelegener Saum der Hölle.

Bergamtssession statt, die die zunächst notwendigen Maßnahmen erwog. Es waren zwei Hauptpunkte, über die man sich einigte und auf denen die Hoffnung der Wiederherstellung des Bergwerks beruhte: „1. die Zugänglichkeit durch den Treuen Friedrich zum Bruch von unten und 2. die Verminderung des Wassers durch den Johannes von oben." Goethe schrieb dem Geheimrat Voigt ein kurzes Referat, damit er die Bergwerksdeputierten informiere, drückte sich in seinem Begleitschreiben jedoch etwas skeptisch über den ganzen Fall aus. Es folgten noch zwei Konferenzen, am 7. und 8. November, weil sich die Meinungen über das, was zu tun sei, täglich änderten. Über die letzte Sitzung wurde noch ein genaues Protokoll aufgenommen, dem Goethe einen eigenhändig gezeichneten Riß über die Lage des Bruches beifügte. Dann glaubte er alles getan zu haben, was sich vorläufig machen ließ, und trat seine Heimreise an.

Goethe hatte geglaubt, daß er in der ländlichen Stille Ilmenaus ebenso wie in Jena sein idyllisches Epos fördern würde. Aber er mußte diese Hoffnung bald aufgeben. Anfangs ein sehr schlechtes Quartier im Gasthaus zum Löwen, das er jedoch bald mit einem Zimmer bei dem Oberforstmeister von Fritsch vertauschte, dann die amtliche Tätigkeit, ferner zur Traurigkeit stimmendes Regenwetter, und schließlich sein eigener Sohn, der — wie er an Christiane schrieb — ihn die Nächte nicht ruhig schlafen und morgens nicht arbeiten ließ — alles kam zusammen, um ihn unfähig zum Schaffen zu machen, so daß er in Ilmenau, wo ihm, auf Schillers Wunsch die holdeste aller Musen begegnen sollte, „auch

nicht den Saum des Kleides einer Muse" erblickte. Der einzige Gewinn, den er von seinem Ilmenauer Aufenthalt mitnahm, war die Bereicherung seiner mineralogischen Kenntnisse. Durch die Berührung mit dem Gebirge und durch das vorzügliche Mineralienkabinett des Bergrats Voigt wurde er wieder in das Steinreich geführt und auf einige Erscheinungen hingewiesen, die er für seine Morphologie verwenden konnte.

Der Spätherbst brachte auch keinen Fortschritt an „Hermann und Dorothea", außer, daß die ersten drei Gesänge noch einmal fleißig durchgearbeitet und abgeschrieben wurden. Selbst Wilhelm von Humboldts Anwesenheit, der am 29. November Goethe besuchte und dem der Dichter gewiß die fertigen Gesänge vorgetragen haben wird, vermochte die Arbeitslust nicht anzufeuern. Nunmehr setzte Goethe seine ganze Hoffnung, das Werk zu Ende zu führen, auf die Frühlingstage des nächsten Jahres. Nur ein kleines Gedicht, das im neuen Jahrgang der „Horen" das bürgerliche Epos ankündigen sollte, entstand in den letzten Tagen des November oder Anfang Dezember. Dieses schickte er am 7. Dezember an Schiller, wobei er gleichzeitig bemerkte, daß er mit dem Gedicht ein neues Buch Elegien anzufangen gedenke.

Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise fortfahren.

Schiller antwortete umgehend:

Dank Ihnen für das vorgestern Überschickte. Die Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines

Leſers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine beſtimmte Exiſtenz gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe ſchöne Ruhe miſcht ſich darin ſo ſchön mit der leidenſchaftlichen Farbe des Augenblicks. Es iſt mir eine neue troſtreiche Erfahrung, wie der poetiſche Geiſt alles Gemeine der Wirklichkeit ſo ſchnell und ſo glücklich unter ſich bringt und durch einen einzigen Schwung, den er ſich ſelbſt gibt, aus dieſen Banden heraus iſt, ſo daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloſer Verzweiflung nachſehen können (9. Dezember 1796).

Dieſes in Diſtichen geſchriebene Proömium zu „Hermann und Dorothea", das — wie Viktor Hehn mit Recht bemerkt — ſich beſſer als Nachrede denn als Vorrede lieſt, iſt nicht allein eine kurze programmatiſche Inhaltsangabe des im Entſtehen begriffenen Epos, ſondern zugleich eine liebenswürdige perſönliche Beichte. Der Dichter deutet an, daß er die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet habe, daß er eine deutſche Idylle vorführe, „wo ſich, nah' der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht", daß er freilich dabei auch die traurigen Bilder der Zeit berückſichtige, doch mit der Tendenz:

„Aber es ſiege der Mut in dem geſunden Geſchlecht."

Friedrich Auguſt Wolf, dem Homerzerſtörer, wird ein Trunk dargebracht, weil er dem großen griechiſchen Dichter in mehrere Rhapſoden zerlegt und dadurch die Bahn frei für einen Nachfolger gemacht habe, der ſonſt vor dem Wettſtreit mit dem Einzigen zurückſchrecken müßte und nur mit dem Troſt „Homeride zu ſein, auch nur als letzter" zu dem Wagſtück ſich eher entſchließen

darf. Und ebenſo wird vor dem Schöpfer der „Luiſe" eine freundliche Verbeugung gemacht und deſſen Geiſt zum Begleiter des Dichters ernannt.

Die perſönliche Beichte richtet ſich zunächſt gegen die Meinungen des Publikums und der Kritik, die durchaus Goethe anders ſehen wollten, als er es in Wirklichkeit war, und die es ihm als Verbrechen anrechneten, daß er ſich in den „Römiſchen Elegien" am Properz begeiſtert habe und in den Epigrammen den Spuren des Martial gefolgt ſei, daß er ſeine ſelbſtändige Anſchauung bei der Naturbetrachtung wahre und in der Darſtellung der ſinnlichen Liebe die dürftige Maske der Heuchelei verſchmähe. Dieſe unzufriedenen Leſer tat Goethe kurz ab, indem er der Muſe, die ihn zu allen jenen Werken inſpirierte, das alleinige Recht ihm zu befehlen einräumte:

Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach, die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und andre zu täuſchen,
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfnis das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen und gib einſt es dem Würdigern hin!
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze!
Bald als Lilie ſchwingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.

*

Schiller gab bei allem Lob, das er der Elegie ſpendete, Goethe zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichtes günſtig ſei. Er fürchtete, daß bei dem Publikum noch keine Stimmung erwartet werden könne, gerecht gegen die Xenien-Dichter zu ſein.

Die vermeintliche Beleidigung iſt noch zu friſch, wir ſcheinen im Tort zu ſein, und dieſe Geſinnung der Leſer wird ſie verhärten. Es kann aber nicht fehlen, daß unſere Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, ſich noch mehr in Nachteil ſetzen und die Beſſergeſinnten gegen ſich aufbringen. Alsdann, denke ich, würde die Elegie den Triumph erſt vollkommen machen. (An Goethe, 9. Dezember 1796.)

Anfang Oktober war der Muſenalmanach erſchienen, der die Xenien enthielt[1]). Die Spannung, mit der er erwartet wurde, beſonders bei denen, die von dem Vorhaben der beiden Dichter wußten, war außerordentlich. Noch ehe der Almanach zur Veröffentlichung gelangte, kurſierten ſchon verſchiedene Xenien im Publikum. So hatte beiſpielsweiſe Karoline Schlegel die auf Manſo bezogenen Stachelverſe abgeſchrieben und ſie an Gotter geſandt, der über dieſelben nicht wenig erſchrak. Als der Almanach erſchien, riß man ſich förmlich um das ſchmale Bändchen, ſo daß ſich ſchon Anfang November eine neue Auflage notwendig machte. Allein in dem kleinen Jena wurden faſt hundert Exemplare abgeſetzt.

[1]) Er wurde in der Offizin von Göpferdt in Jena gedruckt, von Schiller überwacht und auch verſandt. Man wollte anfangs ein Porträt des am 12. Mai 1796 verſtorbenen Dichters Uz voranſtellen, gewiſſermaßen als Verbeugung vor den Poeten der alten Zeit, ließ aber dieſen Plan fallen und dafür von Bolt eine Terpſichore ſtechen, die man als Titelkupfer dem Almanach beigab.

Die mordbrenneriſchen Füchſe, die ausgeſandt worden waren, die papierene Saat im Lande der Philiſter zu zerſtören, taten ſchnell ihre Wirkung und rumorten zuerſt in Leipzig und Gotha. Dort war es der Verleger Dyk und ſein Kreis, den die Dichter beſonders aufs Korn genommen hatten, und hier gehörte Schlichtegroll, der Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger Deutſchen“ zu den Getroffenen; er wurde zum nekrologiſchen Raben abgeſtempelt, weil er ſich ein abfälliges und verſtändnisloſes Urteil über Karl Philipp Moritz angemaßt hatte. Schlegel und Böttiger erzählten, daß der Herzog von Gotha über dieſe Verſpottung ſeines Lieblings ſich ſehr empört habe. Das Xenienopfer ſelbſt meinte, es ſei ſchade, daß die Herren vor lauter Gift und Galle das Maß des Schicklichen und Honetten oft weit überſchritten hätten, wodurch ſie im Grunde niemanden mehr ſchadeten als ſich ſelbſt.

In Berlin, im Lager der Aufklärung, erregte der Almanach natürlich gewaltiges Aufſehen. Nicolai, der am meiſten Gezauſte, nannte ihn den „Furien-Almanach“. Der Berliner Buchhändler Daniel Sander ſchrieb an Böttiger, der überhaupt ſich emſig Mühe gab, die „Xenien“ zu ſchmähen und ſie als „wahres Revolutionstribunal“, gegen das „alle guten Köpfe in Maſſe aufſtehen“ müßten, nach allen Richtungen auszupoſaunen:

Man fällt hier über Goethe ziemlich allgemein (nur die Clique ſeiner Anbeter ausgenommen, die ſogar ſein „Märchen“ in den Horen himmliſch finden) das Urteil: der viele Weihrauch habe ihn ſchwindelig gemacht und er erlaube ſich nun Dinge, die man auch nicht ungeahndet ſollte hingehen laſſen.

Sander nahm Goethe namentlich die Epigramme auf Reichardt übel. „Gott behüte, wie ſind die grob!“ rief er aus. Die Angriffe gegen Reichardt erregten überhaupt manches weiche Gemüt. So tat es Jean Paul auch „fürchterlich weh“, daß Goethe „ein ſo nahes Herz wie das des guten Reichardt durchlöchern konnte“. Der Spitz von Giebichenſtein ſelbſt benahm ſich ſehr ſentimentaliſch. Da Friedrich Schlegel ihm eingeredet hatte, Goethe ſei nicht der Verfaſſer, ſo war er getröſtet.

Was den beiden Dichtern den meiſten Spaß verurſachte, war das Rätſelraten darüber, wem von ihnen wohl das eine oder andere Xenion zuzuſchreiben ſei. Frauen wie die Gräfin Schimmelmann und Charlotte von Stein ſahen in Goethe den Anſtifter und in Schiller den Verführten und trauten dem Erſteren auch das größere Quantum von Bosheit zu. Schiller ſchrieb nach Empfang des Schimmelmannſchen Ermahnungsbriefes an den Weimarer Freund:

Mir wird bei allen Urteilen dieſer Art, die ich noch gehört, die miſerable Rolle des Verführten zu teil. Sie haben doch noch den Troſt des Verführers. (An Goethe 18. November 1796.)

In Berlin hielt man Goethe allein für den Übeltäter und wurde darin noch von Hufeland beſtärkt, weil er behauptete, die Verſe von ſeiner Hand geleſen zu haben. Karoline Schlegel wiederum ſchrieb fünf Sechſtel der Xenien auf Schillers Konto und ſah in Goethe nur den Verfaſſer der „luſtigeren und unbeleidigenderen“ Epigramme. Aber was nicht einmal die teilweiſe Eingeweihten, Humboldt und Körner, feſtzuſtellen vermochten, wie ſollten gar noch die ferner Stehenden das fertig bringen! Denn die Urheber verrieten nichts, ſondern tauſchten gegenſeitig nur ein verſtändnisvolles Lächeln aus, wenn ſie die verſchiedenen Deutungen und Vermutungen vernahmen.

Manche mühten ſich wieder damit ab, herauszufinden, auf wen jene Epigramme bezogen ſeien, die keine Namens- oder Sachüberſchrift trugen und einen etwas dunklen Inhalt hatten. So ſandte Karoline Schlegel ein ſolches Regiſter ihrer Entdeckungen an Luiſe Gotter, mußte aber dabei bekennen, daß ihr vieles unverſtändlich geblieben ſei. Auch Herders befaßten ſich mit dieſen Ausdeutungen, und Karoline ſtellte ſich als Auskunftsbureau dem Vater Gleim, der ſich ſelbſt unter dem alten Peleus, dem leider die ſpannende Kraft und die Schnelle mangle, die einſt des G(renadiers) herrliche Saiten belebt, nicht zu erkennen vermochte, bereitwillig zur Verfügung.

Wenn Sie Erläuterungen darüber wünſchen, ſo fragen Sie; wir haben das meiſte davon herausgekriegt. Wenn wir aber im Dunkeln ſind, dann fragen wir die Herren nicht.

Und ihr Gatte fügte hinzu:

Nun, Beſter, flugs auf zu den „Xenien“ und ſehen Sie, wie die neun Muſen ſich erklären und was für ein neuer Parnaß emporſteigt! . . . . „Das Alte iſt vergangen,“ ſagt Sankt Paulus; „das Neue herbeigekommen.“ Wir indeſſen, Lieber, Guter, Beſter, wollen beim Alten bleiben und uns lieben und werthalten. Wir haben mehrere ſolche Katzbalgereien erlebt und wiſſen, was aus ihnen wird.

Die Xenien-Dichter hatten von vornherein damit gerechnet, daß der aufgeſtöberte Weſpenſchwarm ſich an

den Störenfrieden ſeiner behaglichen Ruhe mit empfindlichen Stichen rächen würde, und warteten darum geſpannt auf den Gegenangriff. Er erfolgte jedoch nicht ſofort. Man rüſtete ſich erſt gründlich an verſchiedenen Orten für die Attacke, um dann möglichſt gemeinſam und zu gleicher Zeit loszuſchlagen. Der Leipziger Weiße erzählte, daß der alte Forſchungsreiſende Forſter ihm ſchon Ende Oktober, aus Halle kommend, ein ganzes Taſchenbuch von geſammelten Gegen-Epigrammen „herrezitiert“ habe, und meinte, es könne „nichts ſchaden, daß Leuten die Wahrheit geſagt wird, die ſich, wie die Verfaſſer der „Horen“, das Monopol über Geſchmack und deutſche Literatur anmaßen wollten.“ Von Nicolai erwartete er die ſchärfſte Lauge.

Der erſte gedruckte Angriff in der Form eines Epigramms erſchien im „Reichsanzeiger“ und gab ſich ſchon durch die falſche Versfolge — der Pentameter war dem Hexameter vorangeſtellt — als ein erbärmliches Produkt zu erkennen. Es lautete:

Schallen heraus wie hinein iſt des Dinges Natur.
Tönt' es nur immer, was nützt, kein hämiſcher Satyr aus ihnen.

Dann ergriff der Prinz Auguſt von Gotha für ſeinen beleidigten Schützling Partei und rächte ſich durch ein paar harmloſe Epigramme. Im neueſten Stück vom „Archiv der Zeit“ meldete ſich der alte Klopſtock zu Wort, doch nicht, um auf die „Xenien“ zu erwidern, ſondern um ſeinen Unwillen über die folgenden Verſe im 21. Venetianiſchen Epigramm Ausdruck zu geben.

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider mir Leben und Kunſt[1]).

Die Antwort des Meſſiasdichters lautete:

Die deutſche Sprache an Goethe.

Goethe, du dauerſt dich, daß du mich ſchreibeſt? Wenn du mich kennteſt,
Wäre dies dir nicht Gram: Goethe, du dauerſt mich auch!

Goethe war Klopſtock darum nicht im mindeſten böſe. Ja, als im Dezember gelegentlich eines Diners bei ihm, an dem Wilhelm Schlegel und ſeine Frau teilnahmen, das Geſpräch auf dieſes Epigramm gelenkt wurde, ſtieß man ſogar auf Klopſtocks Wohl an und Goethe ſprach, nach Karolinens Erzählung, „ſo brav, wie ſich geziemt, von ihm“.

Dieſe vorläufig noch harmloſen Sticheleien, denen ſich einige biſſige Randbemerkungen in den angegriffenen Zeitſchriften beigeſellten, kann man als das Vorpoſtengeplänkel der Gegner bezeichnen. Die wirkliche Xenienſchlacht ſetzte erſt im November ein mit dem Erſcheinen des Pamphlets „Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gäſten“. Die Verfaſſer, der pedantiſche Schulmeiſter Manſo und der Leipziger Verleger Dyk, ſuchten durch Grobheit zu erſetzen, was ihnen an Geiſt fehlte. Aus der Manſo-

[1]) Goethe wollte hier den Vorzug der italieniſchen Sprache vor der deutſchen in der Poeſie wegen ihrer Bildhaftigkeit und Klangfülle hervorheben. An anderer Stelle, im „Fauſt“, heißt es dagegen: Mein geliebtes Deutſch.

Dykschen „Blütenlese des Verstandes und Witzes“ mögen folgende auserlesene Stücke wiedergegeben werden[1]).

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen;
Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

*

Aber wie kömmt nur der Hofmann in dieses Kärrners Gesellschaft?
Sonst war immer doch nur Gleiches mit Gleichem gepaart.

*

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen.
Fünfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Kot.

*

Ja, die Seelen veredelt die Dichtkunst, aber nicht alle.
Seelen voll Schmutz und voll Rost macht sie schmutziger noch.

*

Deutsche, vernehmt es, ihr habt nur einen Deutschen erzielet.
Dieser Eine bin ich. Drum, wenn ich niese, so klatscht.

Schiller war über diese Roheit empört. Man sollte, meinte er, doch da, wo keine Scham sei, auf eine Furcht rechnen können, die solche Sünder im Zügel hielte. Er hätte es gerne gesehen, daß Goethe diese Schmähungen nicht zu Gesicht gekommen wären. Aber letzterer fühlte sich keineswegs gekränkt. Im Gegenteil, er nahm sie

[1]) Uns interessieren in diesen Antixenien natürlich nur jene, die Goethe treffen wollen.

von der heitersten Seite und erwartete in Zukunft noch eine ganze Reihe derartiger Erzeugnisse.

Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, das einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnden, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sache ist. (Goethe an Schiller, 5. Dezember 1796.)

Gegengeschenke
an
die Sudelköche
in Jena und Weimar

von
einigen dankbaren Gästen.

1797.

Erste Gegenschrift gegen die Xenien

Das nächste Produkt aus dem gegnerischen Lager waren die „Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797“, die aber nicht in Jena und Weimar, wie es auf dem Titelblatt hieß, sondern in Weißenfels das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Sie sind auf einen etwas milderen Ton gestimmt, beziehen sich nicht allein auf Schiller und Goethe, sondern

teilen Schlegel, Kotzebue, Wieland, Böttger und anderen gleichfalls Seitenhiebe aus, ja, geben sogar lobenden Worten Raum. Scharf angepackt werden die „Horen".

Göttinnen ewiger Jugend wart ihr den Griechen: uns Deutschen
Werdet ihr — ach, wie bald! — runzlichte Spukdirnen sein.

Schiller um 1795

Gegen Goethe richtet sich dies Epigramm:

Der zweite Patron

Seinen Genius zeigt uns G. in jeglicher Stellung;
Bald siehst du, Publikum, ihn, wie er zum Baden sich schickt.

Verhältnismäßig harmloser Natur sind die „Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien" mit dem Ausgabeort Mannheim. Während der erste Teil der Flugschrift — die Dornenstücke — in Versen einen Ausflug in das Land der Poesie schildert, ist die zweite Abteilung — das Memento mori — für die Xeniendichter bestimmt. Wer sich unter dem Pseudonym Paul Ehrenpreis verbirgt, wissen wir nicht. Manche vermuten Lichtenberg. Doch um als Gab edieses scharfen Geistes zu gelten, erscheinen die Epigramme zu farblos und matt. Ebenso zahm sind die Distichen, die Joachim Heinrich Campe in die „Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache" als Abwehr einrückte oder die ohnmächtigen parodistischen Versuche eines Ungenannten in der von F. W. von Schütz herausgegebenen Zeitschrift „Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, den Bedürfnissen der Zeit angemessen", oder was der gute Wandsbeker Bote, Matthias Claudius, seinen Lesern auftischte, freilich weniger aus einem Gefühl der Rache als aus dem eitlen Bestreben, von sich wieder einmal reden zu machen. Endlich nehmen unter diesen humorlosen Antixenien die Gleimschen Erwiderungen wegen ihrer Schwächlichkeit eine bevorzugte Stelle ein. Man spürt in ihnen nichts von der „Kraft und Schnelle des alten Peleus", wie sie sich im Titel ankündigen. Sie bieten darum die beste Apologie für die Angreifer. Nur ein Mann wie Voß, der es dem Dichter des Tasso nicht verzieh, daß er ihm auf einem Gebiet, wo er sich als Alleinherrscher fühlte — der Pflege des antiken Versmaßes im Deutschen — mit Glück und Erfolg ins Gehege kam, konnte den mangelhaften dichterischen Spätlingen des greisen Grenadiers begeistert zujubeln.

Wie jugendlich er daherschreitet, der Held Peleus, in nicht zitternder Hand die gewaltige Esche Pelions bewegend, und

fehllos sie entschwingend: würdig noch jetzt der umarmenden Thetis! Alter Untadliger! Du bist eines bessern Zeitalters Genoß, als die Götterfreunde in halbgöttlicher Kraft noch Mühlsteine den Frevlern entgegenschwangen, und nach erfochtenem Frieden mit Göttern am Dankopfer zu Tische saßen. . . . Noch niemals ist das höhnende Wort: Kraft und Schnelle nachdrücklicher erwidert worden, und mit edlerer Stille und fast spielender Leichtigkeit, in den mannigfaltigsten Windungen des Lanzentanzes. (Voß an Gleim, 9. April 1797.)

Wahrlich eine schmeichelhaftere und zugleich heuchlerischere Kritik hätte dem achtundsiebzigjährigen Kanonikus nicht zuteil werden können für derartige altersschwache Reimereien, wie beispielsweise die folgenden:

Ein wahrer Jammer ist's, daß zwei so gute Köpfe
Verdreht vom Brausewind,
Daß zwei so spiegelreine erschaffne Gottgeschöpfe
Nicht rein geblieben sind.

*

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien!

*

Er, der berühmte Mann, der Herr Geheime Rat
Der Musen und der Grazien,
Und unser Freund, verdirbt mit seinen Xenien
Sich seine teure Zeit und manche gute Tat.

*

Bist du der Leidenschaften Knecht,
Du Römer, oder du Philister!
Sei Dichter oder Staatsminister,
Du dienst dem Vaterlande schlecht.

Ein Gleimenthusiast namens Gottlob Nathanael Fischer, Konsistorialrat und Rektor der Domschule in Halberstadt, verfaßte „Parodien auf die Xenien. Ein

Körbchen voll Stachel-Rosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien". Als „ein Produkt des ächten Witzes" kündigte der Verleger sie an, aber als das schlechte Erzeugnis eines hilflosen Dichterlings geben sie sich zu erkennen. Etwas mehr attisches Salz enthält der „Mückenalmanach", dessen fingierter Erscheinungsort „Pest" Neustrelitz verbergen soll. Nicht ungefällig ziehen die Distichen vorüber, welche die Blumenxenien persiflieren wollen.

Vielen

Nach geendigtem Chore, den lustig jedermann mitsang,
Forschten die Damen uns aus, welche der Almanach meint.

Eine

Unter den vielen finde ich meinen Namen gezeichnet,
Sicher meinte er mich! — sag ihm, ich danke dafür.

Eine Andere

Mich erblickte ich unter den Blumen zwar auch, aber leider
Steht mein Nam' nicht dabei; auch ohne Namen bin ich's.

Eine Dritte

Zwar mein Name ist's nicht, doch bin ich gar klein und recht lieblich,
Und mein Auge fleht stets: „Holder, vergiß nur nicht mein!"

Beliebte Dichtermanier

Wir aber geben die Antwort, welche fast überall passet:
„Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk."

Der Verfasser des Mückenalmanachs ist unbekannt geblieben. Ein hamburgisches Flugblatt bedachte ihn mit folgendem Zweizeiler:

Armer Wicht! Auch dich hat Goethe und Schiller gereizet
Nennst dich zwar nicht, doch ist auf dem Vignett dein Porträt

Die Vignette ſchildert einen Apollo im Lande der Hyperboräer, der ſich an dem Geſchrei und Spiel zweier Eſel erfreut.

Von dem „literariſchen Sansculotten“ Daniel Jeniſch, dem unfreiwilligen Anreger der „Xenien“ hätte man eine heftigere und biſſigere Abwehr erwarten können als das gedankenarme Produkt „Literariſche Spießruten oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min = Ellii et Ramleri.“ Von irgendeiner geiſtigen Selbſtändigkeit findet man in ihnen keine Spur. Jeniſch begnügte ſich damit die geſamten Xenien abzudrucken und ſie mit erläuternden Fußnoten zu verſehen. Offenbar glaubte er durch dieſe Art der Satire, wofür er ſeinen Kommentar anſah, Goethe und Schiller am ſchärfſten zu treffen. Wir müſſen ihm für dieſe keineswegs mühelose Arbeit erkenntlich ſein, denn ſie hat manche Anſpielung aufgeklärt, die ſonſt einer ſpäteren Generation dunkel geblieben wäre.

Wir hörten, daß Weiße — aber er nicht allein, ſondern noch mancher andere — auf Friedrich Nicolais Erwiderung geſpannt war. Er galt als geſchworener Feind beider Dichter, doch zugleich als derjenige unter den am heftigſten Angegriffenen, der über den ſchärfſten Geiſt verfügte. Man konnte alſo immerhin auf einige kräftige ſatiriſche Ausfälle ſich gefaßt machen. Allein, jeder, der Derartiges erwartete, wurde enttäuſcht, als er den „Anhang zu Friedrich Schillers Muſenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai“ in die Hand nahm. Es finden ſich in ihm zuſammengetragen, erſtens, allerhand Anekdoten, die in irgendeiner Weiſe ſich bemühen, den beiden Xenien-Dichtern das Odium der

Lächerlichkeit aufzuladen, wie z. B. die bekannte poetiſche Rache Bürgers für den kühlen Empfang, den Goethe ihm bereitete[1]), zweitens, wie in Jeniſchs „Spießruten“, entſetzlich lange, von Selbſtlob oder grießgrämiger Nörgelſucht diktierte Explikationen, drittens, breitſchweifige Abhandlungen über ſeine eigenen fragwürdigen Verdienſte um die Literatur und endlich als einziges Epigramm, das jedoch mit ſeinem ſatiriſchen Inhalt alle Xenien zermalmen ſollte, der klägliche Vierzeiler:

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich nicht {Schiller / Goethe} worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wäre bald verdorben.

Noch ehe Goethe Nicolais „Anhang“ geleſen hatte, fällte er in einem Briefe an Schiller über ihn das treffende Urteil, das man Wort für Wort unterſchreiben möchte:

Dem verwünſchten Nicolai konnte nichts erwünſchter ſein, als daß er nur wieder einmal angegriffen wurde; bei ihm iſt immer bonus odor ex re qualibet, und das Geld, das ihm der Band einbringt, iſt ihm gar nicht zuwider. Überhaupt können die Herren uns ſämtlich Dank wiſſen, daß wir ihnen Gelegenheit geben, einige Bogen zu füllen und ſich bezahlen zu laſſen, ohne großen Aufwand von produktiver Kraft. (Goethe an Schiller 11. Februar 1797.)

Die Senſation, die die Xenien erregten, und der mit ihr verbundene buchhändleriſche Erfolg waren gewiß für manchen beſchränkten Geiſt der willkommene Anlaß, um ſich durch eine ſatiriſche Gegengabe vor der Öffentlichkeit ins Licht zu ſetzen oder um einfach eine günſtige Ver-

[1]) S. Band „Rom und Weimar“ dieſer Biographie S. 252 ff.

dienſtmöglichkeit nicht vorüber zu laſſen. Nur ſo iſt die Antixenienſeuche zu erklären, die, gleich einer anſteckenden Krankheit, ſich über ganz Deutſchland verbreitete. Nicht allein, daß die Schöngeiſter, auf die ſich der in Jena und Weimar aufgeflogene Weſpenſchwarm geſtürzt hatte, von ihr infiziert wurden, wie man nicht anders erwarten konnte, nein, ſelbſt Unbeteiligte, die gar nicht vom Stachel des Spotts getroffen worden waren, verfielen der Xeniomanie. Einer dieſer Zuſchauer, der Lehrer Chriſtian Fürchtegott Fulda am Hallenſer Pädagogium, hat ſich ſogar den traurigen Ruhm erworben, die giftigſten und gemeinſten Auswürfe gegen die Xenien-Dichter, insbeſondere Goethe, geſchleudert zu haben. Dieſe Olla podrida aus allen möglichen niedrigen Geſinnungen nannte ſich „Trogalien[1]) zur Verdauung der Xenien“ und gab als Verlagsort „Kochſtädt, zu finden in der Speiſekammer“ an. Es fehlt dem Verfaſſer jeglicher Reſpekt vor der Perſönlichkeit Goethes. Er geifert ſie an, von welcher Seite ſie ſich auch ihm zeigen mag, ob als Künſtler oder als Menſch, ob als Miniſter oder Privatmann, ob in ihren Beziehungen zur Politik und Wiſſenſchaft oder in ihrem Verhältnis zu Haus und Familie. Namentlich Goethes Gewiſſensehe mit Chriſtiane findet, reichlich genährt durch den ergiebigen Klatſch, eine breite und unflätige Beſpöttelung. Einige beſonders draſtiſche Beiſpiele der Grobheit aus dieſem Sammelſurium mögen doch, der Kurioſität halber, aneinandergereiht werden.

[1]) „Trogalien“ heißt im Griechiſchen Knuſperwerk zum Nachtiſch.

Elegien in den Horen

Lange harrten wir ſchon auf unſern teutſchen Tibullus;
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

*

Griechiſche Sylbenmaße

Wahrlich! Es füllt mit Jammer das Herz, das Stolpern zu ſehen,
Sucht ein Lahmer, wie der, Spuren des Altertums auf.

*

Vitioſa progenuis

W — g umarmte voll Brunſt die Mägde der Muſen: da gingen
Mißgeburten hervor, ehe neun Monde entflohn.

*

Widder

O du Füchſin! Die hat mich ſo zu Grunde gerichtet,
Daß den Widder man jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

*

Natur und Kunſt

„Weg mit der Kunſt im Leben! Ich folge darin der Natur bloß,
Meine Kinder; ihr ſeid drum auch natürliche nur.“

*

Uber das manſoiſche Lehrgedicht

„Was? Zum Lieben die Kunſt? Darin folg' ich der Natur bloß,
Wie im Stalle der Bull', oder der Hahn auf dem Miſt.“

*

Beſorgnis

„Trennt er einſt Schaf' und Böck', ach Gott! ſo werd' ich zerriſſen:
Denn in Einer Perſon bin ich ein Schaf und ein Bock.“

*

Der neue Bund

Wütend fuhren die Teufel zu Gergaſa unter die Schweine;
Friedlich haben ſich hier Teufel mit Schweinen gepaart.

*

Nur ein Epigramm aus den „Trogalien“ verrät wirklich Humor. Es iſt zugleich das einzige, das ſich aus der geſamten Antixenienliteratur unſterbliche Berühmtheit erworben hat. Das Diſtichon lautet:

– ⏑ ⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑⏑ – –
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
Aber die Pentameter ſind doch noch excellenter.

Bereits als die anrüchigen „Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“ erſchienen waren und einen Vorgeſchmack von der Geiſtesart der Antixenien gegeben hatten, erkannte Schiller, daß dieſe Erzeugniſſe die glänzendſte Rechtfertigung für die Notwendigkeit der Xenien ſeien. Damals ſchrieb er an Goethe:

Reinlicher konnte die Grobheit und Beleidigung von dem Geiſt und dem Humor nicht abdeſtilliert werden, als hier geſchehen iſt, und die ganze Dykiſche Partei ſieht ſich nun in dem Nachteil, daß ſie gerade in dem einzigen, was ſie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen iſt. Ich bin doch begierig, ob ſich nicht von ſelbſt einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf ſo etwas nichts erwidern. (6. Dezember 1796.)

Nicht ſogleich, aber doch allmählich rang ſich die Erkenntnis von dem poetiſchen Wert der Xenien und der Berechtigung jener literariſchen Züchtigung durch.

Anfangs freilich war die Zahl derer, die ſo dachten, nur ſehr gering; denn die Mißſtimmung über den kecken Vorſtoß erſtreckte ſich ſogar auf Kreiſe, die ſonſt in einem guten Verhältnis zu beiden Dichtern oder zu einem von ihnen ſtanden. Viele Wohlgeſinnte meinten, der Schaden, den ſie ſich mit dieſem Feldzug zugezogen hätten, überwiege bei weitem den von ihnen erhofften Nutzen, und man bedauerte beſonders Schiller, dem es wegen ſeiner weniger gefeſtigten Poſition in der Literatur ſchwieriger als Goethe gelingen würde, ſich zu rehabilitieren. So war das Häuflein der den Xenien Zujubelnden recht klein und umfaßte kaum ein Dutzend Namen. Zu ihnen gehörten die beiden Humboldts, Körner, der Koadjutor von Dalberg, in Berlin der Bibliothekar Johann Erich Bieſter, der Komponiſt Karl Friedrich Zelter, der Publiziſt Friedrich Gentz, in Halle der ſcharfe Denker Johann Auguſt Eberhard und der Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft Ernſt Friedrich Klein und dann noch wenige Getreue. Je ungebärdiger aber nun die Angegriffenen ſich betrugen, je eifriger ſie ſich bemühten, ihren Haß auszuſprechen, deſto mehr zeigte ſich auch die Wirkung der Xenien, d. h. ſie weckten die Oppoſition, die längſt in manchen Gemütern, namentlich in der „geſamten geiſtreichen und mutwilligen deutſchen Jugend“ ſteckte, wie Franz Horn aus perſönlichen Erinnerungen berichtet. Hier fanden die Xenien den ſtärkſten Widerhall. Vereinzelt begann auch hier und da in den Zeitſchriften oder in Flugblättern irgendein Rezenſent für die Xenien-Dichter Partei zu nehmen, mancher freilich, wie ein Weißenfelſer Anonymus, eine eigentümliche Methode anwendend,

die eher zu einer verkappten Schmähung als zu einer Ehrenrettung der deutſchen Martiale führte. Ein Brief des unbekannten „ehrlichen Mannes“, der wiederholt in Weimar weilte, drückt vielleicht am beſten aus, was — nachdem ſich die aufgeregten Gemüter beruhigt hatten — der beſſere Teil des Publikums über die Xenien empfand.

Anderſeits aber freut es mich, daß endlich einmal ein Mann, wie er, die Geißel in die Hand genommen, und damit unter die Herde der — gefahren, denn es war nötig. Nur glaube ich, daß zugleich einige mit gepeitſcht worden ſind, die es nicht verdient hatten, und darunter zähle ich unſere guten Freunde — die beiden Stolbergs — ferner Gleim, Reichardt und nur noch einige wenige andere. Daß aber den Manſonen und Dykianern, und den andern unzähligen Scriblern, Rezenſenten Deutſchlands, welche eine ganz unausſtehliche Raſſe iſt, das Maul etwas geſtopft worden iſt, hat mich innig gefreut. Dieſe Menſchen, bornierten Sinnes, ſchreien, wollen ſich, Unwichtige, wichtig machen und Urteile fällen über Dinge, die ſie nicht verſtehen, und über Menſchen, die ſie nicht beurteilen können.

Wenn Goethe, rückblickend und des Xenienkampfes gedenkend, in ſeinen „Tag- und Jahresheften“ von den „mordbrenneriſchen Füchſen“ ſagte, ſie hätten „die größte Bewegung und Erſchütterung in der deutſchen Literatur hervorgebracht und ihre Wirkung bleibe unberechenbar“, ſo iſt das durchaus richtig. Nicht allein, daß ſie einem großen Teil urteilsfähiger Leſer die Augen über Wert und Unwert literariſcher Zeiterſcheinungen offenbarten, ſie manifeſtierten zugleich aufs eindruckvollſte den Bund, den Goethe und Schiller geſchloſſen hatten, und mächtiger als bisher ſtanden die beiden Koryphäen des deutſchen Parnaſſes ſeitdem auf der hohen Warte ihrer Kunſt.

*

Auf ein Werk Goethes hatten es die Antixenien ganz beſonders abgeſehen: den „Wilhelm Meiſter“. Das iſt nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß es ſich bei dem Roman nicht nur um Goethes letzte größere Arbeit, ſondern auch um eine Schöpfung handelte, durch die er ſeinen dichteriſchen Ruhm aufs neue befeſtigte. Seltſame Auswüchſe zeitigte dieſe „Meiſter“-Verſpottung, von der einige Proben hier zitiert werden mögen.

Sieben Damen riſſen gewaltig am Herzen des Jünglings,
Jede behielt ſich ein Stück; nimm nun, Natalie, den Reſt.

•

Was Natalie wohl aus Meiſtern noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm garnichts zu machen verſtand?

•

Goethes neuſten Roman vergleich ich der ruſſiſchen Schaukel;
Viele ſteigen hinein, ſteigen dann wieder heraus.
(Aus dem „Mückenalmanach“.)

•

Auf dem Umſchlag zeigt euch Aglaja den göttlichen Hintern;
Aber Philine zeigt, Leſer, euch faſt noch was mehr.
(Aus den „Parodien“.)

•

Goethes Werk iſt er, ſo dacht' ich, und las ihn mit Andacht
Da floh der Meiſter davon, kaum daß der Lehrling mir blieb.

•

Töchter edler Herkunft — wer weiß ſie, wie Goethe, zu bilden?
Aus dem Inceſte, Triumph! gehen die ſeinen hervor.
(Aus „Gegengeſchenke“.)

Die ganze Ohnmacht literariſcher Beurteilung verrät ſich in dieſem ſinnloſen Spott. Mehr noch der Verdruß über die Anerkennung, die Goethes Roman nun auch in der öffentlichen Kritik fand. Einzelne zuſtimmende, ja teilweiſe von Begeiſterung erfüllte Rezenſionen waren ſchon beim Erſcheinen der erſten Bände hier und da in maßgebenden Zeitſchriften veröffentlicht worden. Als Ende Oktober der vierte und letzte Band gedruckt vorlag — manche freilich, darunter Frau Aja, erwarteten noch eine Fortſetzung —, und ſich nunmehr die Entwicklung des Romans bis zum Schluß überſehen ließ, konnte die Kritik ein Geſamturteil über das Werk fällen. Das erſte dieſer Art brachten die „Horen“ in ihrem Dezemberheft. Es war in der Form eines Briefes an den Herausgeber gehalten und hatte Körner zum Verfaſſer. Körner analyſierte feinſinnig die verſchiedenen Geſtalten, rühmte vor allem das Menſchliche an ihnen, ſowie die Kunſt der Verflechtung zwiſchen den Schickſalen und Charakteren, erblickte die Einheit des Ganzen in der „Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer inneren Anlagen und äußeren Verhältniſſe allmählich ausbildet“ und der als Bildungsziel ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit — vorſchwebt, fand ferner, daß die Entwicklung der Begebenheiten ſinnreich und überraſchend, aber nicht gekünſtelt und paradox ſei und ſchloß ſeine Ausführungen mit den Worten:

Bei Betrachtung von Kunſtwerken, wie ‚dieſes‘, gibt es einen gewiſſen Punkt, bis wie weit man dem Dichter nachſpüren und ſich von ſeinem Verfahren Rechenſchaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er ſich unſern Blicken,

ſo gern wir ihm auch ins innere Heiligtum folgen möchten. Wo er unterſcheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit ſeinem Werk vertraut werden; aber vergebens ſuchen wir den Genius zu belauſchen, wenn er dem Bilde der Phantaſie Leben einhaucht. Nur durch ſeine Wirkungen will er ſich verkündigen. Der gemeine Leſer ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geſchichte zu Grunde liegen“ — und den echten Kunſtfreund durchdringt ein elektriſcher Schlag.

Klar iſt der Äther und doch von unergründlicher Tiefe
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Goethe war über dieſe Kritik, die er ſchon vor der Veröffentlichung kennen lernte, ſehr erfreut und ſtimmte ohne weiteres zu, daß ſie in den „Horen“ zum Abdruck gelangte. Ihm gefiel die leichte und doch ſo gute Art, in der das Thema behandelt worden war und vor allem behagte ihm die Anteilnahme, die aus den Zeilen ſprach und die ſich nicht an Einzelheiten hing, ſondern in dem Ganzen lebte. Wilhelm von Humboldt fand Körners Urteil ſehr geiſtvoll, wich aber in einigen Punkten hinſichtlich der Beurteilung von Meiſters Charakter von ihm ab. Der Kritiker ſchien ihm nicht genügend das eigentliche Verdienſt des „Meiſter“ hervorgehoben zu haben. Dieſes ſah er in dem Umſtande, „daß er die Welt und das Leben, ganz wie es iſt, völlig unabhängig von einer einzelnen Individualität und eben dadurch offen für jede Individualität ſchildert“. Humboldt hob die allgemein menſchliche Tendenz als das wichtigſte in dem Roman hervor.

In „Meiſter“ iſt alles nur für alle und doch jedes Einzelne und das Ganze für den Verſtand und die Phantaſie durchaus beſtimmt. Darum wird auch jeder Menſch im „Meiſter“ ſeine Lehrjahre wiederfinden.

Schiller ſtimmte Humboldt inſofern bei, als er gleichfalls — im Gegenſatz zu Körner — Wilhelm nicht als den eigentlichen Helden des Romans im herkömmlichen Sinne betrachtet wiſſen wollte. Wilhelm ſei zwar, meinte er, die notwendigſte, aber nicht die wichtigſte Perſon. Darin jedoch lag, ſeiner Anſicht nach, eine Eigentümlichkeit des Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon habe und brauche. An ihm und um ihn geſchehe zwar alles, aber nicht eigentlich ſeinetwegen, „eben weil die Dinge um ihn her die Energien, er aber die Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt, ſo muß er ein ganz ander Verhältnis zu den Mitcharakteren haben, als der Held in anderen Romanen hat“. Nur tadelte er wiederum an Humboldts Auffaſſung, daß er gegen Wilhelm ungerecht ſei, wenn er ihn für ein beſtimmungsloſes und haltloſes Geſchöpf erklärte; denn in dieſem Falle würde man, „wenn nicht wirklich die ganze Menſchheit nach ihrem ganzen Gehalt in dem Meiſter hervorgerufen und ins Spiel geſetzt ſei“, den Roman nicht als vollendet anſehen dürfen. Zum Schluß bemerkte er, daß es doch komiſch genug ſei, wie bei einem ſolchen Produkt ſo viele Meinungsverſchiedenheiten entſtehen könnten.

Zuſtimmende Beſprechungen brachten u. a. die „Neue Nürnbergiſche gelehrte Zeitung“, die „Erlanger gelehrte Zeitungen“ und, mit einigen Einſchränkungen, auch die „Neue allgemeine deutſche Bibliothek“. Der Tadel dieſes Rezenſenten galt Wilhelms Umwelt. Er bezweifelte, ob die Verhältniſſe, in die er geſtellt ſei, namentlich das Theatermilieu, dazu ausreichten, um ſeine vorteilhafteſten Anlagen zu entwickeln, vor allem

ſein auf das Unendliche gerichtete Streben. Ferner wurde von dem Kritiker die Einfügung der myſtiſchen Ordensgemeinſchaft und die dadurch bewirkte Wendung zum Wunderbaren gerügt. Zum Schluß entſchuldigte ſich gewiſſermaßen der Rezenſent für den ausgeſprochenen Tadel und meinte, wenn er ſich auch an dem Plan und der Ausführung des Werkes einiges auszuſtellen erlaubt hätte, doch das Edelſte desſelben, der lebendige Geiſt, der darin wohnte, und die Kraft, die es erfüllte, nicht von ihm verkannt worden ſeien.

*

Es war gut, daß der „Wilhelm Meiſter“ abgeſchloſſen vorlag, als die Xenien erſchienen; denn dadurch wurde den Widerſachern der Anlaß zum Vorwurf genommen, Goethe hätte als Dichter nichts mehr zu ſagen und griffe darum zu dem bequemen Mittel des Spottes über die Leiſtungen der Zeitgenoſſen, um hinter dieſer Maske eigenes Unvermögen zu verbergen. Mit der Negation der vorhandenen Mittelmäßigkeit und Minderwertigkeit mußten poſitive Leiſtungen des Könnens parallel gehen, wenn die Wirkung des Xenienangriffs nicht abgeſchwächt werden ſollte. Darum ſprach Goethe ſchon im November die ernſte Mahnung aus, die er im Dezember Schiller gegenüber wiederholte, ſie müßten nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien nunmehr ſich bloß großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und ihre „proteiſche Natur, zur Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten verwandeln“. Oberflächliche Leſer konnten leicht vermuten, daß beide Dichter, nachdem ſie einmal die Arena des

Kampfes betreten hatten, auch ſpäterhin auf dem Kampfplatz beharren und durch neue Vorſtöße die Gegenangriffe abwehren würden. Nichts lag ihnen ferner als dieſes. Schiller hätte nur gern geſehen, daß „alles, was gegen die Xenien geſchrieben worden, geſammelt und auf Zeitungspapier gedruckt worden wäre, damit es gewiſſermaßen als ein Dokument zur Geſchichte des deutſchen Geſchmacks aufgehoben werden könnte“. Aber die Fehde fortzuſetzen und gar auf die Gemeinheiten der Gegner in gleichem Ton zu erwidern, kam den beiden Bundesgenoſſen nicht in den Sinn. Nicht in der polemiſchen, ſondern in der ſchöpferiſchen Tätigkeit ſahen ſie ihre gemeinſame Miſſion.

Goethe hatte ja einen zu poſitiven Werten führenden Weg mit „Hermann und Dorothea“ eingeſchlagen, und auch Schiller folgte ihm in dieſer Richtung, indem er nach langer Pauſe zum dramatiſchen Schaffen zurückkehrte. Seit dem 22. Oktober beſchäftigte er ſich nun ernſtlich mit der Ausführung und Vollendung des „Wallenſtein“, von dem Freunde ermutigend unterſtützt. So fanden ſich beide vor bedeutende künſtleriſche Aufgaben geſtellt.

Es iſt verſtändlich, wenn ſich bei ſo wichtigen Vorhaben die Sehnſucht nach einer mündlichen Ausſprache in den Herzen der verbündeten Dichter heftig regte. Namentlich Schiller ſcheint ein großes Bedürfnis darnach empfunden zu haben; denn mehrmals bringen ſeine Briefe den Wunſch nach einem ſolchen Beiſammenſein zum Ausdruck und mehrmals ſpricht aus ihnen die Enttäuſchung über das Nichtzuſtandekommen einer Begegnung. So ſehr es Goethe drängen mochte, den

Freund in Jena zu beſuchen, mußte er doch mancherlei Umſtände und Verhältniſſe halber vorläufig davon abſehen. Vor allem erforderte eine Neuordnung im Theater Goethes Anweſenheit in Weimar. Voß hatte ſich durch ein Edikt Goethes, das ihn an ein Verſäumnis erinnerte, gekränkt gefühlt und war um ſeine Entlaſſung als Regiſſeur eingekommen. Dieſe wurde ihm gewährt, und an Stelle eines einzelnen Regiſſeurs trat nun die Einrichtung, der „Wöchner“, das heißt Becker, Genaſt und Schall mußten ſich hinfort in das Amt der Regieführung teilen, indem ſie ſich wöchentlich ablöſten. Ebenſo erfolgte in dieſem Jahr auf Goethes Anregung hin die Einſetzung einer eigenen Theaterkommiſſion, der er ſelbſt, Kirms und der Kammerherr von Luck angehörten, und die hinfort alle Erlaſſe gemeinſam unterzeichnen ſollte. Goethe glaubte dadurch freiere Hand zu bekommen und ſich zu entlaſten, gleichzeitig auch bei ſeiner häufigen Abweſenheit angemeſſen vertreten zu werden. Die Ernennung Lucks, der in Wirklichkeit nichts zu ſagen hatte, während Kirms nach wie vor die ökonomiſche, Goethe dagegen die künſtleriſche Leitung in den Händen behielt, bedeutete eigentlich nichts weiter als eine Rückendeckung der Maßnahmen der Direktion gegenüber dem Hof.

Auch im Dezember kam noch keine Zuſammenkunft Goethes und Schillers zuſtande. Goethe war in dieſer Zeit wieder eifrig mit ſeinen optiſchen Verſuchen beſchäftigt, an denen der zu Beſuch in Weimar ſich aufhaltende Knebel regen Anteil nahm. Max Jacobi weilte ebenfalls mehrere Tage im Hauſe am Frauenplan und erfreute Goethe durch das aufmerkſame Inter-

eſſe, das er ſeinen Arbeiten entgegenbrachte. Eines Tages legte ihm der Dichter auch ſeinen Torſo „Hermann und Dorothea“ vor. Tief bewegt und angeregt gab der Student die Blätter wieder zurück. Dieſer ſtarke Eindruck, den das unfertige Gedicht auf eine junge und unverbildete Seele gemacht hatte, ermunterte Goethes Schaffensluſt. Er las bald darauf vor einem kleinen literariſchen Kreiſe in ſeinem Hauſe abermals das unvollendete Werk und konnte die gleiche Beobachtung machen, daß es allen gut gefiel. Beſonders Böttiger war ganz enthuſiasmiert und notierte in ſein Tagebuch:

Wenn je ein Epopöe Volksgedicht, ſo muß es dieſes werden. Der gemeinſte Verſtand wird es fühlen, der geübteſte und gelehrteſte wird es bewundern.

Und an den Buchhändler Göſchen in Leipzig ſchrieb er:

So viel kann ich Ihnen ſagen, daß er ein neues Heldengedicht in ſechs Geſängen unter der Feder hat, welches ſich auf die franzöſiſche Revolution gründet, ohne dieſe jedoch zu berühren, und in dem Goethe ganz der göttliche Goethe iſt. Es muß das erſte Volksgedicht werden, das eine neue Nation aufzuweiſen hat. Wieland hat geweint, als es ihm Goethe vorlas.

Böttiger wurde von Goethe auch auserſehen, mit einem Verleger wegen des Gedichtes in Unterhandlung zu treten. Göſchen wäre gern dazu bereit geweſen, aber Böttiger verhandelte bereits mit Vieweg in Braunſchweig, der es in ſeinem Almanach aufnehmen wollte. Goethe hatte als Honorar tauſend Taler in Gold angeſetzt und dieſe Forderung in einem verſiegelten Billet niedergelegt. Es durfte erſt geöffnet werden, wenn

Vieweg ſein Anerbieten gemacht hätte. Würde dieſes weniger betragen als die verlangte Summe, ſo ſollte der verſiegelte Zettel uneröffnet zurückgegeben werden und der Handel ſich zerſchlagen. Es traf ſich nun, daß Viewegs Angebot mit der Forderung des Dichters übereinſtimmte. Dadurch ſicherte er ſich das Verlagsrecht für den Kalender von 1798 und für die beiden darauf folgenden Jahre. Goethe verpflichtete ſich ſeinerſeits am 30. Januar in einem Briefe an Vieweg, die erſte Hälfte des Gedichtes Anfang April zu ſchicken, weil er das Ganze erſt fertig zu haben wünſchte. Er bemerkte gleichzeitig, daß er zwar nicht viel Zeit dazu brauche, aber wohl die „reinſte Stimmung, wie ſie die Unruhe des Winters und die Zerſtreuung desſelben nicht leicht hervorbringen“.

In der Tat war der Januar wegen der Inanſpruchnahme durch mannigfaltige andere Dinge nicht günſtig zur Ausarbeitung und Vollendung des Gedichtes geweſen. Am 28. Dezember hatten Goethe und der Herzog eine Reiſe nach Leipzig angetreten. Es waren unruhige und bewegte Tage, die ſie hier gemeinſam verbrachten. Die Vormittage wurden der Beſichtigung privater Gemäldegalerien und wiſſenſchaftlicher Inſtitute gewidmet, zum Mittageſſen folgte man den Einladungen hochſtehender oder einflußreicher Perſönlichkeiten, und abends ging man in Konzerte und auf Bälle. Goethe ſah bei dieſem zerſtreuten Leben einige vorzügliche Kunſtwerke, bereicherte ſeine naturwiſſenſchaftlichen Erfahrungen, erneuerte die Bekanntſchaft alter Freunde und lernte manche intereſſanten Menſchen kennen. Es war ihm angenehm, wieder einmal mit einem Publikum zu-

ſammen zu ſein, zu dem er eigentlich gar kein Verhältnis hatte. Gelegentlich eines Balles fand ſogar eine Begegnung mit den Dyk und Genoſſen ſtatt, die den Xenien-Dichter, wie er ſpäter in den „Annalen“ erzählte, „mit Apprehenſion, wie das böſe Prinzip betrachteten.“ So konnte er auch über die Wirkung der polemiſchen Schriften ſeine Bemerkungen machen.

Zwiſchendurch, vom 2. bis zum 6. Januar, wurde ein Ausflug nach Deſſau unternommen, der gleichfalls bunt an Zerſtreuungen war. Goethe widmete hier dem Theater ſeine beſondere Aufmerkſamkeit und ſchrieb kritiſche Notizen in ſein Tagebuch, vielleicht im Hinblick auf mögliche Engagements. Das Wiederſehen mit einem weitläufigen Verwandten, dem Sohn des Regierungspräſidenten Michael von Loën, Johann Joſt, der mit einer Tochter des Fürſten von Deſſau vermählt war, weckte Erinnerungen an früheſte Frankfurter Tage und gemeinſame Kindheitserlebniſſe.

Als Goethe am 10. Januar wieder in Weimar anlangte, war er mit dem Verlauf ſeiner Winterreiſe recht zufrieden. Er hatte nur Angenehmes und nichts Unangenehmes erlebt. Jetzt ſpürte er ein heftiges Verlangen nach einer Ausſprache mit Schiller.

Ich verlange ſehr, Sie wieder zu ſehen, denn ich bin bald in dem Zuſtande, daß ich für lauter Materie nicht mehr ſchreiben kann, bis wir uns wieder geſehen und recht ausgeſchwätzt haben.

Poetiſches hat mir die Reiſe nichts eingetragen, als daß ich den Schluß meines epiſchen Gedichtes vollkommen ſchematiſiert habe. (An Schiller, 11. Januar 1797.)

Am 13. Januar in der Frühe führte Goethe ſein Vorhaben aus und ritt nach Jena; aber er blieb nur

einen Tag. Doch genügte dieſer für beide Dichter, um das Notwendigſte, was ihnen am Herzen lag, miteinander durchzuſprechen. Da außerdem die Brüder Humboldt gerade in Jena weilten, ſo war der Ausflug auch nach anderer Richtung für Goethe erſprießlich. Jedenfalls geſtand Schiller, daß der Beſuch trotz ſeiner Kürze eine gewiſſe Stagnation bei ihm gehoben und ſeinen Mut erhöht habe, und Goethe äußerte wiederum:

Die wenigen Stunden, die ich neulich mit Ihnen zugebracht habe, haben mich auf eine Reihe von Zeit nach unſerer alten Art wieder recht lüſtern gemacht; ſobald ich nur einigermaßen hier verſchiedenes ausgeführt und manches eingerichtet habe, bringe ich wieder einige Zeit mit Ihnen zu, die, wie ich hoffe, in mehr als einem Sinn für uns beide fruchtbar ſein wird. (An Schiller, 18. Januar 1797.)

Lieſt man Goethes Tagebuch aus der zweiten Hälfte des Januar, ſo muß man zugeben, daß die außerordentliche Fülle von Zerſtreuungen aller Art eine ruhige Konzentration auf die Arbeit nicht geſtatten konnte. Fünfmal berichtet das Diarium in der Zeit vom 14. bis 30. Januar „Mittags bei Hof“, viermal ſind Einladungen zum Tee oder Abendeſſen vermerkt und dreimal wird Ball und Redoute erwähnt. Dazu geſellten ſich noch Beſuche, Empfänge und Theatervorſtellungen. Am 26. Januar meldet ferner das Tagebuch: Früh Demoiſelle Jagemann“, und zwei Tage ſpäter heißt es „Kontrakt mit Mademoiſelle Jagemann“. Das bedeutete, daß Goethe eine neue Kraft für das Theater gewonnen hatte.

*

Karoline Jagemann hat als Gegnerin Goethes am Theater in ſpäteren Jahren eine ſo einflußreiche Rolle geſpielt, daß einige ausführlichere Worte über dieſe Frau hier wohl am Platze ſind.[1]) Sie war die älteſte Tochter des Bibliothekars der Herzogin Anna Amalie Chriſtian Joſeph Jagemann, eines gelehrten, ganz in ſeinem Beruf aufgehenden Mannes, der beſonders gründliche Kenntniſſe über Italien beſaß und infolgedeſſen ſeiner hohen Gönnerin beim Studium der italieniſchen Schriftſteller, die ſie gemeinſam laſen, ein ausgezeichneter Führer war. Geboren im Jahre 1777 wuchs Karoline in ziemlich kümmerlichen Verhältniſſen auf. Ihre Eltern hatten ſich getrennt, und die Mutter, bei der die älteſte Tochter wohnte, konnte mit der ihr gewährten ſpärlichen Unterſtützung kaum das Notwendigſte für den Haushalt beſtreiten. Noch ſehr jung wurde Karoline, die ſchon in ihrer Kindheit ein vielverſprechendes Geſangstalent zeigte, nachdem ſie in Weimar in die Anfangsgründe ihrer Kunſt eingeführt worden war, zur weiteren Ausbildung, deren Koſten der Vater und die Herzogin Anna Amalie beſtritten, nach Mannheim geſchickt. Hier brachte ſie es unter der Leitung des Ehepaars Beck, das ihr einen gründlichen Unterricht erteilte, bald ſo weit, daß ſie öffentlich mit

[1]) Erſt vor kurzem ſind die „Erinnerungen der Karoline Jagemann“ durch Prof. Dr. Eduard von Bamberg aus ihrer Verborgenheit an das Tageslicht gebracht und, ſehr gründlich von ihm ergänzt und kommentiert, im Sibyllenverlag in Dresden veröffentlicht worden. Durch dieſe Memoiren gewinnen wir neue und wertvolle Einblicke in Goethes Theaterleitung.

Erfolg debütieren konnte. Daraufhin wurde ſie am Nationaltheater mit beſcheidenem Gehalt angeſtellt. Nachdem ſie vier Jahre in Mannheim als Sängerin gewirkt hatte, kam ſie wieder in ihre Vaterſtadt zurück und erregte ſowohl durch ihre vorzüglichen Geſangsleiſtungen wie durch ihr liebenswürdiges und einnehmendes Weſen das Wohlwollen des Hofes, ſo daß Anna Amalie ſie zu ihren Abendgeſellſchaften hinzuzog. Obwohl Karoline wegen ihres Talents die Ausſicht winkte, an einer erſtklaſſigen Bühne unterzukommen, zog ſie es doch vor, einerſeits wegen ihrer angeſehenen Beziehungen zu einflußreichen Familien der Stadt, anderſeits auf den beſonderen Wunſch des Vaters hin, hier in Weimar zu bleiben. Da das Perſonal des Hoftheaters, wenige Ausnahmen abgerechnet, keineswegs über den Durchſchnitt hinausragte, mußte die Gewinnung einer ſo guten Kraft als eine angenehme Akquiſition erſcheinen. Am 28. Januar wurde darum zwiſchen Goethe und der Jagemann ein Vertrag abgeſchloſſen. Sie erhielt den Titel einer Kammerſängerin, hatte die Verpflichtung, wöchentlich einmal am Hofe zu ſingen und im Theater erſte und zweite Singrollen zu übernehmen. Doch erſtreckten ſich ihre Verbindlichkeiten nur auf die Oper ſowie auf Weimar und alle Orte des Herzogtums. Allein man rechnete damit, daß ſie ſich nicht weigern würde, auch bei auswärtigen Gaſtſpielen und im Schauſpiel mitzuwirken. Dieſes Engagement nur für das Geſangsfach und ferner die Bewilligung eines mehrwöchentlichen Sommerurlaubs in jedem Jahr räumten ihr von vornherein eine Ausnahmeſtellung ein, die ſie ſpäter, als der Herzog ihr ſeine Neigung zu-

wandte, ſehr zu ihren Gunſten zu nutzen wußte. Daß ſie ihrem Vorgeſetzten vornherein ein Mißtrauen oder, ſagen wir beſſer, eine gewiſſe Voreingenommenheit entgegenbrachte, zeigen uns ihre Aufzeichnungen über das Engagement.

Die Unterhandlungen waren zwiſchen dem Hofkammerrat und meinem Vater geführt worden, wobei ſich Goethe ſo ſteif und gerade verhalten hatte, wie er ſich in ſeiner äußeren Erſcheinung zeigte. Ich glaube auch nicht, daß ihm meine Akquiſition beſonders angenehm war, denn meine Stellung, mein Talent und meine Neigung entzogen mich der ſklaviſchen Unterwürfigkeit, in der er ſeine Theaterdamen ſich gegenüber zu ſehen wünſchte, doch war ſein Empfang, als ich ihn als engagiertes Mitglied zum erſtenmal beſuchte, überaus freundlich und verbindlich. In ſeinem Weſen lag eine gewiſſe Pedanterie, in ſeiner Haltung eine Steifheit, die in früheren Jahren die Jugendlichkeit trotz ſeines klaſſiſch ſchönen Geſichts nicht zu voller Erſcheinung kommen ließ: der ſchön geformte Mund, der an den Apoll von Belvedere erinnerte, konnte lachen, ohne freundlich zu ſein, das große dunkle, ſcharf geſchnittene Auge blieb immer ernſt, ſelbſt wenn der Mund lächelte, und ſtörte die Harmonie, die bei weniger ſchönen Zügen ſo angenehm berührt, das Ganze imponierte, ſprach aber nicht zu Herzen.

Der Totaleindruck, den Karoline von Goethe gewann, war alſo keineswegs vorteilhaft. Fühlte ſie ſich durch ſeine menſchliche Perſönlichkeit nicht ſympathiſch berührt, ſo kamen, als ſie nun unter ihm zu arbeiten begann, Gegenſätze künſtleriſcher Natur hinzu. Schon bei ihrem erſten Auftreten in der Oper „Oberon“ von Wranitzky am 18. Februar hatte ſie verſchiedenes an Goethes Regieführung auszuſetzen. In Mannheim beherrſchte der Grundſatz „Einfachheit gepaart mit Anmut“ die

Inſzenierung, in Weimar dagegen liebte man ſchmückendes Beiwerk ſymboliſchen Inhalts. So tadelte Karoline, daß Goethe der Wiedervereinigung Oberons und Titaniens Schwierigkeiten in den Weg ſetzte, indem er hinter dem Wolkenwagen, der Oberon auf die Erde bringt, um mit der Gattin in die Lüfte zu entſchweben, eine durch eine Wolke ſchlecht verſteckte Leiter aufſtellen ließ, auf der zwei hausbackene Seminariſten als Genien über den Häuptern der neu Verſöhnten einen Kranz halten mußten. Dadurch blieben die Gatten voneinander getrennt, konnten nur die Arme ſehnſüchtig ausſtrecken und ſich einander zuneigen, anſtatt in den Wolken zu verſchweben. Ferner zeichnete ſich die Mannheimer Bühne durch einen anſtändigen und feinen Umgangston innerhalb der Mitglieder aus. Das ließ ſich von Weimar nicht behaupten. Das Benehmen der Kollegen ähnelte hier mehr dem einer Wandertruppe als dem, das man von dem Künſtlerperſonal eines Hoftheaters erwarten durfte. Dieſe Mängel ſchrieb nun Karoline dem Lenker der Bühne zu und war ungehalten darüber, „daß er geſchehen ließ, was ſo leicht beſſer gemacht werden konnte, auch, daß er für alle Nebendinge kein Intereſſe hatte, die dem Schauſpieler gleich wohl wichtig ſind, weil er bei der erſten Auffaſſung der Rolle ſein Spiel daran knüpft“.

Man wird Karolinens geringſchätzendem Urteil über das künſtleriſche Niveau des damaligen Weimarer Theaters unbedingt beipflichten. Von einer ſo bedeutſamen Bühne wie dem Mannheimer Nationaltheater kommend, mußte ihr die Mittelmäßigkeit der Weimarer Vorſtellungen ſchärfer auffallen als jenen, denen ein

solcher Vergleichsmaßstab fehlte. Aber wir wissen ja, daß Goethe selbst sehr unzufrieden mit den Leistungen seiner Künstler war und deswegen am liebsten sein Direktorenamt aufgegeben hätte. Wenn jedoch Karoline behauptete, Goethe habe ihre Eingliederung in das Ensemble der Weimarer Bühne ungern gesehen, so irrt sie sich entschieden. Das Gegenteil ist der Fall. Gleich nach ihrem Engagement schrieb Goethe an Schiller, daß durch die Jagemann das Hoftheater neues Leben erhalte, und der Freund wünschte ihm ausdrücklich Glück zu der guten Akquisition. Und daß Goethe sich besonders eifrig der Einstudierung des „Oberon" und der Hofmeisterschen Oper „Telemach" widmete, ja, zum Debüt der Jagemann die Eintrittspreise gar erhöhte, zeigt nur, wie sehr er sich dessen bewußt war, in der jungen Sängerin, die sich auch bald als gute Schauspielerin bewährte, eine „neue Zierde" für das Theater gewonnen zu haben.

Karoline hatte bei ihrem ersten Auftreten einen unerhörten Erfolg. Alle waren sich darin einig, daß in der Oper bisher eine solche „Kunsterscheinung" noch nicht bemerkt worden war. Ihre große, aber ebenmäßige Gestalt, ihr antikes Profil und reicher blonder Haarschmuck, ihr schönes Auge voll Leben und Ausdruck, ihre anmutigen und würdevollen Bewegungen, dazu ihr empfindungsvoller und melodischer Vortrag — alle diese Vorzüge zusammen nahmen im Sturm die Herzen der Zuschauer für sie ein, die nun eine neue Ära in der Oper heraufkommen sahen.

*

„Himmel! was kom̄t da für ein Gesindel? Halt, Passagiere! — Keiner passiret mir durch, eh er den Pass mir gezeigt."

Satirische Zeichnung aus dem Xenienkampf

Nach einem Stich in den „Trogalien zur Verdauung der Xenien"

(Aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig)

Karoline Jagemann
Nach einem Gemälde von J. W. Roux. 1803
(Beſ. Hauptm. v. Rauendorff, München. Phot. Sibyllen-Verlag, Dresden)

Die Muße, die die geſellſchaftlichen Zerſtreuungen und das Theater im Januar und Februar Goethe übrig ließen, wurde von ihm durch naturwiſſenſchaftliche Arbeiten ausgefüllt. Wieder war es die Farbenlehre, die ihn in ihren Bann zog. Er unterſuchte jetzt die Verhältniſſe der verſchiedenen einfachen und gemiſchten Farben und arbeitete beſondere Farbentafeln dazu aus. Schiller hatte durch Goethes Berichte allmählich ein tiefes Intereſſe für das Gebiet der Chromatik gewonnen, machte nun ſogar ſelbſt Experimente und erbat ſich über Erſcheinungen, die er ſich nicht ohne weiteres erklären konnte, vom Freunde ſachverſtändige Erläuterungen. Nebenbei gingen die Studien über die Metamorphoſe der Inſekten, deren Ergebniſſe zuweilen diktiert wurden. Auch bei dieſen Unterſuchungen verſuchte Schiller mit eigenen Beobachtungen den Bemühungen Goethes nachzukommen. Welchen Standpunkt letzterer nunmehr ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen gegenüber einnahm, geht am deutlichſten aus einem Briefe hervor, den er am 6. Februar an die Fürſtin Gallitzin ſchrieb, der er eben die ihm anvertraute antike Gemmenſammlung zurückgeſchickt hatte[1]).

Dieſe Arbeiten haben mich genötigt, meinen Geiſt zu prüfen und zu üben, und wenn auch für die Wiſſenſchaften kein Reſultat daraus entſpränge, ſo würde der Vorteil, den ich ſelbſt daraus ziehe, mir immer unſchätzbar ſein. Denn wie bedeutend iſt es, die Grenzen des menſchlichen Geiſtes immer näher kennen zu lernen, und dabei imme deutlicher einzuſehen, daß man nur deſto mehr verrichten kann, je reiner und ſicherer man das Organ braucht, das uns überhaupt als Menſchen und beſonders als individuellen Naturen gegeben iſt.

[1]) Vgl. Band „Vereinſamung" dieſer Biographie S. 202 f.

Wie aber ſtand es mit dem epiſchen Gedicht, das Goethe im Herbſt mit einem ſolchen poetiſchen Elan begonnen hatte und das doch plötzlich zum Stillſtand gekommen war? Wußte er nicht, wie er es fortführen und enden ſollte? Nein, den Schluß hatte er, wie wir hörten, bei ſeiner Leipziger Reiſe ſchematiſiert. Plan und Gerüſt waren alſo, bildlich ausgedrückt, zu dem poetiſchen Architekturwerk fertig, der Unterbau ſtand ebenfalls, es fehlte folglich nur die Bekrönung des Ganzen: das oberſte Stockwerk mit dem Dach. Seitdem Goethe mit Vieweg auch über das Objekt handelseinig geworden war und ein Ziel für die Ablieferung desſelben geſetzt hatte, mußte er nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andern gegenüber zur Vollendung der Arbeit ſich verpflichtet fühlen. Aber obwohl er ſeit Anfang Februar alle Wünſche auf dieſe Arbeit richtete, wollte das Werk nicht fortſchreiten. Er konnte nur die drei erſten Geſänge an Schiller ſchicken und daran gleichzeitig die Bitte knüpfen, ſie aufmerkſam durchzuſehen, ſie mit Anmerkungen zu verſehen und dann Humboldt zur Begutachtung zu geben.

Endlich im Februar machte ſich Goethe auf und fuhr nach Jena, diesmal mit dem feſten Vorſatz, die Idylle zu beenden. Er arbeitete zunächſt an Farbentafeln und Inſektenſtudien, „in Erwartung der Laune zum Gedicht“. Da befiel ihn ein bösartiger Katarrh, der ihn zu einem mehrtägigen Hausarreſt verurteilte. Erſt als der Katarrh ſich auf dem Abmarſch befand, ſtellte ſich der Beſuch der Muſen ein, die trotz des „aſthenischen“ Zuſtandes, in dem er ſich befand, ſich recht freundlich betrugen, wie er ſeinem Herzog meldete, ſo daß er, wenn

der Faden nicht abriſſe, mit ſeiner Arbeit bald fertig zu werden hoffe. Karl Auguſt erwiderte darauf:

Wenn der Schnupfen der Geburt nicht hinderlich iſt, ſo iſt es doppelt gut, daß ſich die Natur reiniget, während ſie etwas Schönes auf die Welt bringt; aller berühmter Leute Mütter waren in eben dieſem Falle.

In Anbetracht der günſtigen Stimmung verlängerte Goethe ſogar ſeinen unfreiwilligen Stubenarreſt über den erforderlichen Zeitraum hinaus, um ſich ganz dem Schaffen zu widmen. Frühmorgens wurde am Gedicht gearbeitet, Alteres durchgefeilt, Neues hinzugedichtet, und nachmittags kamen oder wurden aufgeſucht Freunde und Bekannte, mit denen — je nach dem Intereſſengebiet des Einzelnen — Unterhaltungen über verſchiedene Gegenſtände ſich entwickelten. Mit Schiller ſprach Goethe in dieſen Tagen viel über grundſätzliche Fragen der epiſchen Dichtung, Wilhelm von Humboldt wurde als Berater bei der Umarbeitung der Geſänge des entſtehenden Werkes herangezogen, ſein Bruder bot Gelegenheit zum Gedankenaustauſch über Gebirgsbildungen und Galvanismus und in dem von Humboldt empfohlenen Chemiker Alexander Nikolaus von Scherer fand Goethe einen willkommenen Partner, mit dem er über Chemie und Farbenlehre diskutieren konnte. Einſame Stunden füllte er mit Lektüre aus. Er las die „Froſchmäusler“, den „Agamemnon“ des Aſchylos, Schlegels „Griechen und Römer“, Klopſtocks grammatiſche Geſpräche, Swammerdamms Naturgeſchichte der Inſekten, wohnte außerdem noch Wilhelm von Humboldts Vorleſung über Fichtes neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal bei und

hörte Schlegel Shakespeares „Julius Cäsar" bei Humboldts vortragen. Kurzum, der diesmalige Aufenthalt in Jena war für Goethe wiederum reich an produktivem Schaffen und Eindrücken mancherlei Art.

Am 15. März vermochte er in sein Tagebuch den Vermerk einzutragen: „Früh das Gedicht geendigt". Freilich war damit noch nicht das Letzte getan. An kein Werk hat Goethe so viel Sorgfalt bei der Ausführung verwandt wie an „Hermann und Dorothea". Es wurde immer wieder abgeschrieben und von neuem durchgegangen. Als Goethe am 31. März Jena verließ, konnte er als druckreif wohl nur die erste Hälfte des Gedichtes bezeichnen, während die andere noch verschiedener Korrekturen bedurfte. Vom 2. bis 9. April weilte Wilhelm von Humboldt in Weimar. Seine Anwesenheit wurde dazu benutzt, ein genaues prosodisches Gericht über die letzten Gesänge zu halten. Erst jetzt, nach dieser gründlichen Durchsicht, nahm Goethe eine neue Einteilung vor, indem er an Stelle der vorhandenen sechs Gesänge neun setzte und diese entsprechend den neun Musen benannte. Die ersten vier Musen gab er noch einmal, ehe er sie am 17. April an Vieweg sandte, Böttiger zu lesen mit der Bitte, „das, was an ihren Worten und Werken zu erinnern ist, mit Bleistift zu unterstreichen". Am 15. April las Goethe die fünf letzten Gesänge Knebel, Böttiger und dessen Gast, einem Schotten namens James Macdonald vor. Den Eindruck, den diese Vorlesung machte, schildert Böttiger in seinem Tagebuch folgendermaßen:

. . . Welch' eine Welt voll Handlung und Gefühl in welchem engen Raume, mit wie wenigen Mitteln!

Goethe fühlt, daß, sobald seine Dorothea auftrete, Hermann gewissermaßen nur zur zweiten Figur herabsinken muß, und daß, je später sie auftritt, desto größer die Spannung der Hörer — „Leser" möchte ich bei einem Gedicht nicht sagen, das eigentlich nur durchs Ohr empfangen werden sollte — sein müsse.

Es ist eine unnennbare Kunst in der ganzen Komposition. Man kann es kühn versuchen, irgendeinen Fall, einen Knoten der Verwicklung anders aufzunehmen: nirgends käme dieser Effekt heraus. Die Alten sagten ebendies von der „Odyssee".

Die Idylle wurde noch mehrmals vorgelesen, ehe die letzten Gesänge ihren Weg zur Druckerei antraten. Dem Dichter kam es eben darauf an, vor dem endgültigen Abschluß so viel als möglich Urteile zu sammeln, um aus ihnen für die letzte Fassung Nutzen zu ziehen. Selbst Herder, der wegen der Xenien und dem „Wilhelm Meister" Goethe heftig grollte, konnte nicht umhin einzugestehen, daß er die ersten vier Gesänge mit großer Freude gelesen habe. Die vier nächsten Musen (der fünfte bis achte Gesang) waren nun auch Mitte April für den Druck bereit. Aber der neunte Gesang (Urania) machte immer noch Schwierigkeiten. In Weimar wurde Goethe ihrer nicht Herr. So ging er am 19. Mai nach Jena, um die Stimmung für den Schluß des Gedichtes zu finden. Sie stellte sich nicht sofort ein. Erst am 3. Juni konnte er Böttiger die Handschrift des letzten Gesanges schicken, doch ohne die Schlußverse. Er erflehte von den neun Musen, die ihm bisher beigestanden hatten, daß sie ihm auch „zum epischen Schweif verhelfen" mögen. Die Musen liehen ihm Gehör: am 7. Juni stellte sich der Schluß ein, und wenige Tage darauf schickte er den Rest des Manuskripts an Böttiger, damit er ihn an Vieweg befördere.

So fand das liebliche Epos, das in Jena begonnen worden war, auch hier ſeinen Abſchluß. Obgleich die Natur dieſes Werk ſo raſch geboren hatte, war doch zu ſeiner ſorgfältigen und bedächtigen Ausbildung durch die Kunſt eine geraume Zeit notwendig geweſen. Wenn nun Goethe das fertige Erzeugnis ſeines Geiſtes betrachtete, durfte er mit ſeiner Leiſtung wohl zufrieden ſein. Die nächſten Freunde waren einmütig in ihrem Lob, und es ließ ſich erwarten, daß die ferner ſtehende Maſſe der Leſer in dasſelbe einſtimmen würde. Denn er war diesmal ſozuſagen mit dem Strome geſchwommen, d. h. er hatte mit der Wahl des Stoffes den Geſchmack des deutſchen Publikums getroffen. Während die Werke, die nach der italieniſchen Reiſe veröffentlicht worden waren, ſich nur langſam, mit Überwindung vieler Hinderniſſe, eine Leſerſchaft eroberten und dieſe immer auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis äſthetiſch Gebildeter beſchränkt blieb, konnte „Hermann und Dorothea“ wegen ſeines allgemeinen und verſtändlichen Inhalts, wegen der in dem Gedicht waltenden ſchönen Simplizität der Empfindungen und ſchließlich wegen ſeiner ſchlichten und populären Lebensweisheit von vornherein auf weiteſte Teilnahme rechnen. Auch ein wenig ſcharfſichtiger Kritiker mußte den Erfolg dieſer Dichtung vorausſehen.

Stellte ſich Goethe die Frage nach dem Gelingen ſeiner idylliſchen Epopöe, ſo lautete ſeine Antwort: „Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich, ein Sujet, wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.“ In dieſem Sinne ſprach er ſich ſeinem abweſenden Freunde Meyer gegenüber aus, deſſen Urteil

ihm beſonders wichtig ſchien, weil er in dem Menſchenmaler den kompetenteſten Richter für ſeine epiſche Dichtung ſah. Er allein, meinte er, könne entſcheiden, ob unter dem modernen Koſtüme die wahren und echten Menſchenproportionen zu erkennen ſeien. Hier zeigte ſich Goethe in ſeinen Anſchauungen über das Weſen der Dichtung durchaus abhängig von der bildenden Kunſt, wie er auch zu Schiller äußerte, daß er diejenigen Vorteile, deren er ſich in „Hermann und Dorothea“ bedient habe, von der bildenden Kunſt gelernt hätte. Zur Erläuterung fügte er hinzu:

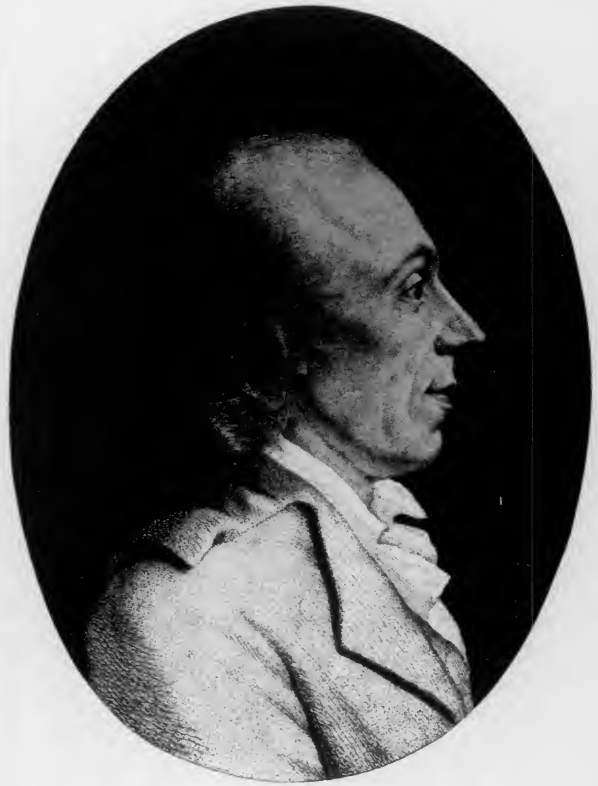
> Denn bei einem gleichzeitigen, ſinnlich vor Augen ſtehenden Werke iſt das Überflüſſige weit auffallender als bei einem, das in der Sukzeſſion vor den Augen des Geiſtes vorbei geht . . . . Es kommt im ganzen und einzelnen alles darauf an: daß alles voneinander abgeſondert, daß kein Moment dem andern gleich ſei, ſo wie bei den Charakteren, daß ſie zwar bedeutend voneinander abſtehen, aber doch immer unter ein Geſchlecht gehören. (An Schiller, 8. April 1797.)

Seitdem Goethe aus Italien zurückgekehrt war, drängte ſein dichteriſches Schaffen immer ſtrenger auf das Maleriſche hin. Alle ſinnfälligen Momente der Malerei — genaue Umrißzeichnung, ſtrenge Bildhaftigkeit, überſichtliche Verteilung der Menſchen im Raum, klare Sonderung der Einzelheiten, liebevolle Ausführung des Gegenſtändlichen und wirkſame Kontraſtierung in der Farbengebung — gewannen außerordentliche Wichtigkeit für ihn als Dichter. Nicht auf das ſukzeſſive Fortſchreiten der Erzählung und auf die eingehende Beſchreibung der Situation, die ſich nur allzuleicht, wie es Voßens „Luiſe“ zeigte, in eine minutiöſe Kleinmalerei verlieren konnte, kam es ihm an, ſondern

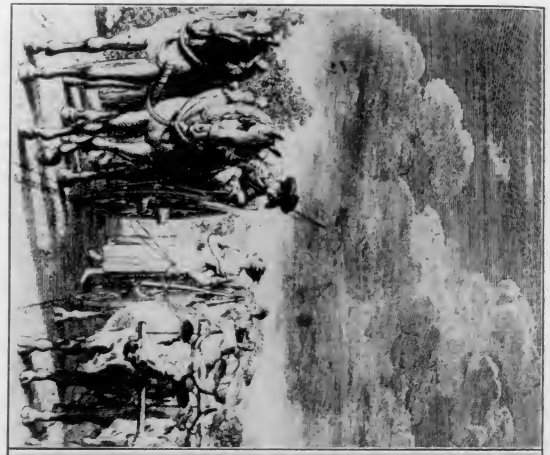
auf die Kompoſition des Ganzen als eines grandioſen Gemäldes, in dem jeder Teil, auch der ſcheinbar geringfügigſte, einen durch innere Notwendigkeit bedingten Platz einnimmt, ohne den eine Lücke oder leere Stelle im Bildnis entſtünde.

Jene maleriſche Kompoſitionsweiſe hat Goethe in „Hermann und Dorothea“ zu höchſter Vollendung geführt. Kein einziges ſeiner epiſchen Werke vermittelt uns ſo reine, ſchöne, bildhafte Eindrücke wie dieſe Dichtung. Goethe feiert hier als Bildner einen ſeiner größten Triumphe, und eben das Gefühl, ſeiner Neigung zum Maleriſchen in dem neuen Werk einen beſonders auffälligen Ausdruck gegeben zu haben, machte ihn geſpannt auf das, was der in der Ferne weilende Freund zu ſeinem Beſtreben ſagen würde. Dieſer ſchrieb, nachdem er die ſechs Geſänge geleſen hatte:

Ich vermag zwar nicht, das innere Räderwerk, die Kunſt in ihren Teilen durchzuſchauen und muß dieſes den Meiſtern überlaſſen; der Stoff aber iſt ungemein glücklich gewählt, die Anlage, der Gang iſt mit ſo edler Einfalt gedacht, geführt, daß wir dadurch faſt unſerm Zeitalter entrückt und in die Tage der Vorwelt verſetzt zu ſein glauben würden, wenn nicht alles darin vor unſeren Augen von unſers Gleichen geſchähe. Es ſcheint mir auch daraus, daß wir alle, die jetzt leben, gleichſam Selbſtzeugen der Handlung ſind, der Vorteil einer ungemeinen Wirkung zu fließen; es rührt die ergreifende Wahrheit der Situationen mit mächtiger Kraft die zarteſten Saiten des Herzens, und die nur leiſe abgeſtochenen Charaktere der handelnden Figuren, die jede ſo rein menſchlich und ganz ſie ſelbſt iſt, man möchte wohl ſagen, ſie ſind für die Ewigkeit gemeißelt. Es wird einem ſo wohl unter dieſen Menſchen; wer wird nicht Freude an ihnen haben: Wahre Seelenſpiegel ſind ſie. (An Goethe, 20. Juli 1797.)



Jean Paul
Nach dem Leben gezeichnet von Heinrich Pfenninger



Erste Begegnung Hermanns mit Dorothea
Stich von D. Chodowiecki

Gespräch der Mutter mit Hermann unter dem alten Birnbaum
Stich von A. W. Küffner
(Aus dem „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799")

Meyer ging zwar in seinem Urteil nicht auf das ein, was Goethe eigentlich von ihm hören wollte. Allein dessen Bemerkung, daß man sich beim Lesen fast der Gegenwart entrückt und in die Tage der Vorwelt versetzt fühle, vermochte Goethe in einem anderen, ihm nicht weniger wichtig scheinenden Sinn als Bestätigung seiner in das Gedicht gelegten Absichten aufzunehmen. Diese Emanzipation vom Stofflichen und Verallgemeinerung des Menschlichen, das, obwohl es aus dem Boden der Heimat und den Verhältnissen der Gegenwart emporwächst, doch gewissermaßen zeitlos wirkt, gehört ebenfalls zu den künstlerischen Zielen, die ihm beim epischen Schaffen vorschwebten. Die Charaktere sind bei aller individuellen Klarheit durchaus typisch und ergreifen uns durch das Ewig-Menschliche. „Sie sind", wie Viktor Hehn in seiner meisterhaften Analyse des Epos sagt, „ein Ausdruck der unwandelbaren Naturkräfte, die das Leben durchdringen und gestalten, der Gefühle, Bestrebungen und Stimmungen, die überall sind, wo nur ein Herz menschlich schlägt, heute wie im grauen Altertum, bei Homer wie in unserer täglichen Erfahrung. Als Schattenbilder im Reich der Phantasie in idealen Höhen geboren, treten sie in vertraute Nähe zu uns heran und wir erkennen sie wieder als befreundete Gestalten, aus denen unsere eigene innerste Herzenserfahrung spricht."

Die Wahrhaftigkeit der Charaktere beruht darauf, daß sie dem Leben abgelauscht sind. Wer denkt nicht bei dem etwas herrischen und brummigen, bürgerstolzen, aber im Grunde genommen gutmütigen und gesinnungstüchtigen Wirt vom goldenen Löwen an Goethes eigenen

Vater? Und wen erinnert nicht die prachtvolle, mit hausfraulichen Tugenden begabte, gemütstiefe Mutter und heimliche Vertraute Hermanns, die ſanfte Vermittlerin im Widerſtreit der Meinungen zwiſchen Vater und Sohn, an Frau Aja? Es iſt das herrlichſte Denkmal, das Goethe ſeiner Mutter errichtet hat.

Und Hermann ſelbſt? In ihm hat der Dichter diesmal nicht wie im Werther und Wilhelm Meiſter ſein Ebenbild geſtaltet, ſondern das wohlgelungene, etwas idealiſierte Porträt eines ſchlichten deutſchen Bürgerſohnes, für den die Tugenden Innigkeit, Treue, Gutmütigkeit, Ordnungsliebe, Fleiß und Tüchtigkeit kein leerer Schall ſind. Von Natur phlegmatiſch veranlagt, iſt ſein Temperament doch ſtarker Eruptionen fähig, wenn der innerſte Kern ſeines Weſens — das Gemüt — getroffen wird. Wir lernen in ihm einen typiſchen Pflichtenmenſchen kennen, der ſein ganzes Leben und Tun nach dem herkömmlichen Sittengeſetz richtet. Beſchränkt zwar in der Weite ſeines geiſtigen Blickes, kann er in dem engen Umkreis ſeines Wirkens doch für klug gelten, inſofern als er, die Grenzen ſeiner Fähigkeiten inſtinktiv fühlend, ſich von keinem Ehrgeiz verleiten läßt, Betätigungen zu ſuchen, die ihm nicht gemäß ſind, oder ſich in Erörterungen über Dinge einzulaſſen, von denen er nichts verſteht. Wie alle mit der Natur eng verwachſene Menſchen jagt er nicht Trugbildern nach, ſondern beſcheidet ſich mit den gegebenen Verhältniſſen, verrichtet innerhalb derſelben ruhig und ſchweigſam ſeine Arbeit, aber bleibt ſeiner Stellung und Würde ſich ſtets bewußt. Trotz dem Zartgefühl und der Liebe, die er den Eltern entgegen-

bringt, weiß er doch auch ſeine eigenen Forderungen energiſch zu behaupten. Er befindet ſich in dem Alter, wo der Mann die Entſcheidung über ſein perſönliches Wohl und ſeine Zukunft treffen darf. Es verlangt den, bei allem ihn umgebenden Wohlſtand und bei aller ihm zuteil werdenden verwandtſchaftlichen Liebe, ſich arm und einſam fühlenden Jüngling nach einer Lebensgefährtin, und es entſpricht ganz ſeiner Art, wenn er dieſe nicht ſuchen geht, ſondern wenn er bei der erſten Gelegenheit, die ihm der Zufall zuführt, der Stimme ſeines Herzens folgt, die Wahl trifft und hartnäckig und zäh ſeinen Entſchluß verteidigt. Er hat Dorothea geſehen, wie ſie neben den Ochſen daherſchritt und mit langem Stabe die gewaltigen Tiere lenkte, er hat aus ihrem Munde flüchtig ihr Schickſal erfahren, das ungeachtet der Schwere ſie nicht niederzubeugen vermochte, und er hat ihr zartfühlendes Benehmen gegenüber einer armen leidenden Wöchnerin beobachtet, und dieſes gefaßte ſich in das Unglück Hineinfinden, dieſe gleichzeitige Tatkraft und Weichheit des Herzens, verbunden mit dem äußeren Bilde einer ſchönen, geſunden weiblichen Erſcheinung machen auf ihn einen tiefen Eindruck, hinter dem alle Erinnerungen an andere Mädchen verblaſſen. Sofort ſteht ſein Entſchluß feſt: dieſe und keine andere ſoll ſeine Lebensgefährtin werden. Für ſie iſt er bereit, das Vaterhaus zu verlaſſen und dorthin zu gehen, wohin ihn die Verzweiflung treibt, wenn man ſie ihm verweigert. Bis zu dem Augenblick, der über Hermanns Schickſal entſcheiden ſoll, d. h. bis zu der von dem Pfarrer und Apotheker vorgenommenen Prüfung, ob die Auserkorene als Gattin des reichen

Bürgerſohnes würdig ſei, konzentriert ſich das Intereſſe des Leſers auf ihn. Jetzt jedoch tritt Dorothea in den Vordergrund. Mit jeder Nachricht, die man über ſie erfährt, wächſt ihre Geſtalt, wandelt ſich ihr Bild aus einer flüchtigen Skizze zu einem markanten Porträt. Man hört, daß ſie plünderndem Kriegsgeſindel in den Weg trat und durch ihr mutiges Eingreifen Vergewaltigung faſt noch im Kindesalter ſtehender Mädchen verhinderte, daß ſie einen alten Verwandten liebevoll bis zum Tode pflegte, daß ſie mit ſtillem Gemüt die Schmerzen über den Verluſt ihres Bräutigams trug. Und man erkennt ſchon deutlich die wichtigſten Züge, die dieſen Charakter beherrſchen: Herzensgüte, Aufopferungsfähigkeit, Entſchloſſenheit, Treuherzigkeit, Bravheit, Offenheit, praktiſcher Menſchenverſtand und häuslicher Sinn. In der Szene am Brunnen, in der Hermann ſich Dorothea erklärt, läßt ſie ſich nicht irgendwie durch die Ausſicht einer „lohnenden Partie" blenden, ſondern ſie iſt klug genug, die Werbung zu überhören und aus Hermanns Worten nur das für ſich zu entnehmen, was ihr in der gegenwärtigen Lage am ratſamſten ſcheint, d. h. ſeinen Antrag nicht anders zu deuten, als daß er ſie zur Magd begehrt. Frei von jeglicher Sentimentalität, geſchult durch die Erfahrungen des Lebens, wahrt ſie ihre Beſonnenheit, ohne je den Blick für die Realitäten des Daſeins zu verlieren. Ihr Charakter erſcheint viel beſtimmter, feſter und klarer ausgeprägt als der ihres künftigen Verlobten, der, in einer verträumten Innerlichkeit und Weichheit befangen, ſein Empfinden nicht ſogleich in die richtige Tat umzuſetzen vermag. Er fühlt inſtinktiv, daß er zur

vollen Ausbildung ſeines Weſens einer Lebensgefährtin bedarf, deren Eigenſchaften gewiſſermaßen die ihm fehlenden ergänzen. Erſt in der Ehe, die ihm eine ſichere Gewähr für dauerndes häusliches Glück bietet, kann ſich die Vollendung ſeiner Entwicklung als Perſönlichkeit erfüllen, ſeine Männlichkeit zur Feſtigkeit und Stärke ſich entfalten. Das bekräftigen deutlich ſeine Worte nach der eben vollzogenen Verlobung:

Deſto feſter ſei bei der allgemeinen Erſchütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitztum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf den Sinn beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
„Dies iſt unſer!" ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen!
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Dieſe Schlußverſe des Epos aus dem Munde Hermanns, den der gewonnene Beſitz eines geliebten

Weibes erſt zu einem ſeiner Verantwortung bewußten Bürger macht, haben neben ihrer Bedeutung als Apologie der Ehe noch einen anderen Sinn: der Dichter rechnet in dem Gelöbnis ſeines Helden endgültig mit der Revolution ab, wuchtiger, eindringlicher und überzeugender, als er es in den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ und in den „Aufgeregten“ getan hatte. Nachdem die Schrecken des Zeitalters, von dem patriarchaliſchen Richter geſchildert, an unſeren Augen vorübergezogen ſind, nachdem wir in dem Zuge der Vertriebenen Not und Elend, die unmittelbaren Folgen der Revolution, kennengelernt haben und zugleich dieſe zerrütteten Verhältniſſe dem ſicheren und feſten Beſtand einer friedlichen, ordnungsliebenden, ſittenſtrengen bürgerlichen Welt gegenüberſtellen konnten, wird die Folgerung gezogen, daß jene „fürchterliche Bewegung“, die das Nachbarvolk jenſeits des Rheines ergriffen hat, dem Deutſchen fortzuleiten nicht zieme. Der Deutſche wird damit für unpolitiſch erklärt und in die Sphäre verwieſen, in der die Eigenart ſeines Charakters ſich am kraftvollſten auslebe — in den häuslich-familiären Kreis.

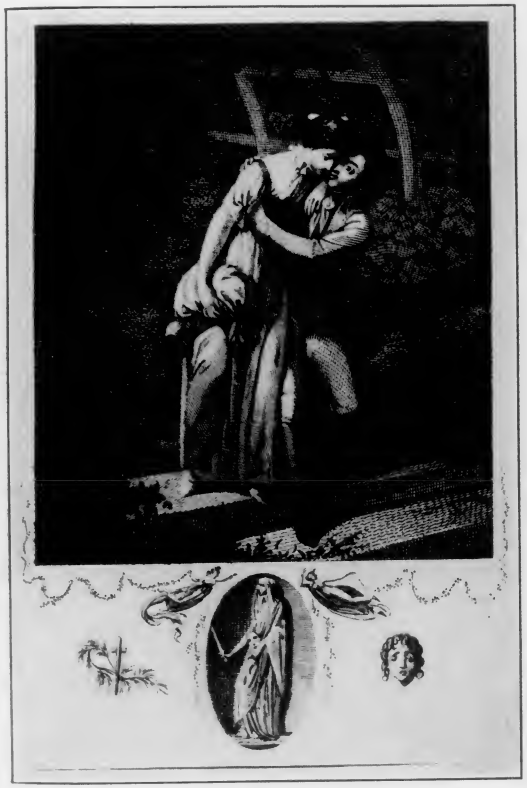
Der deutſche Bürger, wie ihn Goethe kannte, hatte in der Tat für Politik wenig Sinn. Er politiſierte zwar an Sonn- und Feiertagen oder Werktags nach vollendeter Arbeit bei ſeinem Abendſchoppen mit den lieben Nachbarn, zimmerte ſich ſeine eigene, oft ſehr phantaſtiſche Auffaſſung über die Welthändel zurecht, ſah ſie aber im Grunde genommen als etwas Fremdartiges, ja Feindſeliges an, und war froh, daß er mit ihnen nicht in Berührung kam. Unzufriedenheit mit

dem Regime der engeren Heimat machte ſich allenfalls gelegentlich in einigen heftigen Äußerungen kund, zu tätiger Abwehr griff man nur im ſeltenſten Falle. Das Leben des Bürgers konzentrierte ſich auf die kleine Welt innerhalb der vier Wände, auf die Häuslichkeit und Familie. Hier fand er ſeine gemütliche Innigkeit und ſeine behagliche Ruhe, in dieſem Bereich fühlte er ſich als Herr und Meiſter, hier kamen ſeine Bügertugenden zur Geltung, und zur Verteidigung dieſes Beſitzes zeigte er ſich bereit, auch ſein Blut einzuſetzen.

Zu leicht ſind wir heute geneigt, die Lebensform der Menſchen, die in einem Kleinſtadtidyll Spitzwegſcher Art ihr Daſein beginnen und beſchließen, mit dem Begriff Spießbürger abzutun. Die Giebeldächer- und Winkelgaſſenromantik birgt zwar, trotz ihres für das Auge gefälligen Ausſehens, eine kleinliche und beſchränkte Welt. Mag ſie, in der Nähe geſehen, das jetzt vielfach auch ſein. Aus der hiſtoriſchen Perſpektive jedoch betrachtet, trifft dieſe Auffaſſung keinesfalls zu. Das Bürgertum der Goethezeit, das in wahrer Herzensbildung, Glaubensſtärke, Lauterkeit der Geſinnung, Ehrfurcht vor dem Überkommenen, patriarchaliſchen Familienſinn ſeine ſchönſten Blüten trieb, hatte nichts mit Spießerweſen gemein. Es war vielmehr eine Menſchenſchicht, aus der die beſten Wurzeln deutſcher Kraft aufſchoſſen. Alle jene prächtigen Geſtalten, die uns Goethe vorführt — außer dem Wirt und der Wirtin zum goldenen Löwen, der kluge, weltkundige, mit humaner Toleranz ausgezeichnete Pfarrer, ſowie der gutmütige, dienſteifrige, allzugeſchäftige Apotheker und ſchließlich die beiden jugendlichen Idealmenſchen

Hermann und Dorothea — haben neben ihrem tiefen menſchlichen Kern ein nationales Gepräge von ſolcher Urwüchſigkeit und Echtheit, daß man ſie ſchlechtweg als die Repräſentanten beſter deutſcher bürgerlicher Geſinnung bezeichnen kann, die dem aus einer wohlhabenden und traditionsſtolzen Bürgerfamilie ſtammenden Dichter noch im Blute lag, obwohl er ſich durch ſein Genie über die Lebensanſchauung ſeiner Vorfahren erhoben hatte und aus der Kleinſtadtenge längſt hinausgewachſen war. Er pflegte ſie aber noch als liebevolle Erinnerung an die eigenen Jugendtage, und dieſem ehrfurchtsvollen Verhalten iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß ſein idylliſches Epos zu einem der Meiſterwerke deutſcher Dichtung wurde.

Dem ſchlichten und einfachen Inhalt des Werkes konnte nur eine ebenſolche ſprachliche Ausdrucksweiſe entſprechen. Jeder rhetoriſche Aufwand, jede gekünſtelte Diktion in geſuchten Redewendungen, jedes Übermaß an Epithetas, Tropen und Metaphern hätte dem reinen poetiſchen Eindruck des Ganzen geſchadet. Hier waren darum beſcheidene und geringe ſprachliche Mittel am Platz, wenn eine tiefe Wirkung auf den Leſer erreicht werden ſollte. Goethe ließ ſich nicht, wie Klopſtock im „Meſſias“, zu umſtändlichem Periodenbau, zu gewaltſamen Wortſchöpfungen und barocken Satzfiguren verleiten, ebenſowenig auch, wie Voß in ſeiner „Luiſe“, zur Nachbildung homeriſcher Epitheta und ausgeklügelten Verspedanterie, ſondern er blieb ganz ſeinem eigenen Weſen getreu, hielt ſich an die Wahrheit und Natürlichkeit der alltäglichen Rede, durchſetzte ſie allenfalls zuweilen mit antikiſierenden Ausdrücken, überlud nicht



Der Heimweg durch den Weinberg
Nach Zeichnung von F. Ludwig Catel, geſtochen von Kohl und Bolt
(Viewegs Ausgabe von „Hermann und Dorothea“ von 1799)

Hermann und Dorothea am Brunnen
Nach Zeichnung von F. Ludwig Catel, gestochen von Kohl und Bolt
(Viewegs Ausgabe von „Hermann und Dorothea" von 1799)

die Darstellung mit prunkvollen Bildern oder geschwätzigen, die Handlung retardierenden Episoden, bemühte sich nicht, wie Voß, die im Deutschen unmöglichen Spondeen zu schaffen, verwandte dagegen zwanglos Trochäen gemischt mit Daktylen, wenn es das Satzgefüge gerade verlangte, und folgte bei der Versgestaltung mehr dem instinktiven Gefühl und musikalischen Gehör, als den metrischen Gesetzmäßigkeiten, obschon er diesmal williger als beim „Reineke Fuchs" von Kennern, wie Humboldt, über gewisse Verstöße gegen die Prosodie Belehrungen annahm und Verbesserungen traf. Aber daß er auch hier seine eigenen unverrückbaren Ansichten hatte, zeigt uns die „siebenfüßige Bestie" im zweiten Gesang, die er nicht ausmerzen wollte:

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.

Trotz seiner Hochachtung vor Homer und trotz seines offenkundigen Bestrebens, „Hermann und Dorothea" im homerischen Geiste zu dichten, verschmähte Goethe doch jede sklavische Anlehnung an den großen griechischen Sänger und zollte ihm nur gelegentlich seinen Tribut, sei es, daß er die Musen als Helferinnen anrief, sei es, daß er die Person, die er als sprechende bezeichnen wollte, selbst anredete oder sei es, daß er Personen und Gegenständen ein charakterisierendes Adjektiv voranstellte. Homer war für Goethe also nur Wegweiser, aber keineswegs Vorbild. Er wollte den homerischen Ton treffen und doch dabei deutsch und zeitgemäß bleiben. Und so erscheint uns dieses bürgerliche Epos

als eine glückliche Miſchung von Antike und Moderne, ja, vielleicht als das gelungenſte Produkt Goetheſchen Griechentums überhaupt. Es iſt darum nicht verwunderlich, wenn es ihm bis in ſein hohes Alter das einzige ſeiner größeren Gedichte blieb, das ihm Freude machte, und das ihm beſonders lieb in der lateiniſchen Überſetzung war. „Es kommt mir da vornehmer vor", ſagte er, „als wäre es, der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt."

Siebentes Kapitel

Balladenſommer

(Mitte Mai bis Ende Juli 1797)

Noch bevor Goethe „Hermann und Dorothea" vollendet hatte, keimte in ihm der Plan zu einem neuen epiſchen Gedicht. Wir hören davon zum erſten Male in dem Tagebuch des Dichters am 23. März und gleichzeitig erfahren wir, daß er am gleichen Tage über die Idee mit Schiller ſprach. Wie dieſes epiſche Gedicht beſchaffen und welchen Stoff es behandeln ſollte, wird uns durch einen Brief Wilhelm v. Humboldts an ſeine Gattin vom Anfang April verraten. Es heißt daſelbſt:

Dieſer Stoff iſt aus höheren Ständen genommen, und damit er doch alles Förmliche los wird und eine reine und volle Natur bekommt, hat er eine Jagdpartie gewählt. Nur bei der Jagd, meint er, zeige ſich noch etwas dem Heldenalter gleichſam Ähnliches, weil doch da jeder ſelbſt tätig ſein, ſelbſt Hand anlegen muß. Er läßt einen deutſchen Erbprinzen, der mit im Kriege geweſen iſt, im Winter zu ſeiner Familie zurückkommen. Der erſte Geſang fängt mit einem Frühſtück an, das nach einer geendigten Schweinsjagd genommen wird. In den Geſprächen, die bei dieſer Gelegenheit entſtehen, findet er Veranlaſſung über Krieg, über das Schickſal der Staaten uſw. zu reden und ſo das Intereſſe auf einen weiten Schau-

platz hinauszuspielen. Plötzlich kommt die Nachricht, daß in einem benachbarten kleinen Städtchen beim Jahrmarkt Feuer ausgekommen sei und bei der Verwirrung, die dadurch entsteht, wilde Tiere losgekommen wären, die man da sehen ließ. Nun macht sich der Prinz und sein Gefolge auf, und die heroische Handlung dieses epischen Gedichts ist nur eigentlich die Bekämpfung dieser Tiere.

Von Schiller erfahren wir ferner, daß Goethe diese Jagdgeschichte in gereimten Strophen zu schreiben beabsichtigte. Der ganz anders geartete Inhalt und die neue metrische Form schlossen eine Konkurrenz oder einen Vergleich mit „Hermann und Dorothea" von vornherein aus. Man konnte, wie Schiller sich ausdrückte, gewissermaßen „ein Konzert auf einem ganz andern Instrument" erwarten. Durch die von der bürgerlich-idyllischen Atmosphäre des eben vollendeten Werkes völlig abweichende Stimmung und die Ausschaltung des antiken Versmaßes, wurde das geplante Gedicht mehr in eine romantische Region versetzt, die die Verwendung des Wunderbaren, Seltsamen und Überraschenden gestattete, wozu die Löwen- und Tigergeschichte, die in die Handlung hineinverwoben werden sollte, sich vortrefflich eignete. Goethe stimmte mit Schillers Ansichten überein, daß die moderne metrische Form dem Stoff angemessener sei, fürchtete nur, es möchte in einem solchen Reim- und Strophendunst das eigentliche Interessante des Sujets verloren gehen oder nur für eine Ballade ausreichen. Da er außerdem den Eindruck gewann, daß seinem Plan die für das Epos so notwendigen Motive des Retardierens fehlten, wollte er nicht früher einen Vers niederschreiben, als er sich darüber im klaren war und wollte abwarten, an welches

Ufer der Genius das Schifflein schließlich treibe. Doch er harrte vergebens einer Gelegenheit, die ihm die richtige Richtlinie wies. So blieb der Plan liegen, um erst nach einem Menschenalter in novellistischer Form seine Verwirklichung zu finden. In den „Annalen" erzählt Goethe, daß seine Freunde (Schiller und Humboldt) ihm von der Ausführung des in allen seinen Teilen durchgedachten Planes abgeraten hätten, und bedauert, ihrem Rat gefolgt zu sein, „denn der Dichter allein kann wissen, was in einem Gegenstand liegt und was er für Reiz und Anmut entwickeln könne."

Es ist nicht unmöglich, daß Goethes damaliges eifriges Theoretisieren über das Wesen der epischen Dichtung die Gestaltung seiner beabsichtigten Epopöe „Die Jagd" verhindert hat. Abstrakte Erörterungen sind in schaffensfrohen Zeiten stets ein Hemmnis künstlerischer Produktivität. Und Goethe hatte sich schon bei seinem Märzaufenthalt in Jena in eifrige Diskussionen über Epos und Drama eingelassen. Zwischen ihm und Schiller fanden rege Unterhaltungen über die Wesensunterschiede beider Dichtungsarten statt, zu denen die jetzt ganz auf das Epische eingestellte Geistestätigkeit Goethes und das wiederum ausschließlich dem Drama zugewandte Schaffen Schillers hinreichende Gründe boten. Der Gedankenaustausch wurde brieflich fortgesetzt und bis tief in den Sommer hinein das schwierige Thema nach allen Richtungen hin untersucht und geklärt.

Die schriftlichen Auseinandersetzungen leitete Schiller mit einer Bemerkung über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen ein, indem er die Erfindung der Fabel als das „cardo rei in der Kunst" bezeichnete.

Die Neueren, meinte er, schlagen sich mühselig mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum und kommen dabei in Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liege. Als Beispiele tiefer Menschlichkeit, ewiger und allgemeiner Wahrheit führte er den „Philoktet“ und die „Trachinierinnen“ des Sophokles an. Goethe pflichtete der Auffassung des Jenaer Freundes durchaus bei.

Auf dem Glück der Fabel beruht freilich alles, man ist wegen des Hauptaufwandes sicher, die meisten Leser und Zuschauer nehmen denn doch nichts weiter mit davon, und dem Dichter bleibt doch das ganze Verdienst einer lebendigen Ausführung, die desto stetiger sein kann, je besser die Fabel ist. (5. April 1797).

Goethe zog daraus die Folgerung, daß man in Zukunft sorgfältiger das prüfen müsse, was man unternehmen wolle. Von der Fabel kam man zu den Charakteren. Schiller hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Charaktere des griechischen Trauerspiels keine eigentlichen Individuen, sondern idealische Masken, d. h. Typisierungen von Begriffen seien. Auch in Shakespeares „Julius Cäsar“ war es ihm aufgefallen, daß der Dichter bei der Darstellung des Volkes „mehr ein poetisches Abstraktum, als Individuen im Auge“ gehabt hatte. Die paar Figuren, die er aus der Masse herausgriff, galten ihm als das ganze Volk. Es ergab sich daraus die notwendige Frage, was die Dichtung von der Wirklichkeit überhaupt wegnehmen oder fallen lassen sollte. Hier schienen ihm Wahrnehmungen, die man aus den bildenden Künsten gewönne, auch aufklärend in der Poesie zu wirken. Goethe war in „Hermann und Dorothea“ diesen Weg der Typisierung gegegangen, wobei er, wie wir hörten, sich die bildenden Künste zum Vorbild nahm. So trafen Praxis und Theorie in seinem Schaffen bereits zusammen. Schiller dagegen, der sich gerade mit den Vorstudien zum „Wallenstein“ abmühte, und eifrig auf der Suche nach klaren Richtlinien war, denen er zu folgen versuchte, tastete noch im Dunkeln. Goethe riet ihm darum sein Schema zum Wallenstein so bald als möglich aufzuschreiben und es ihm mitzuteilen; denn bei seinen jetzigen Studien würde — schrieb er — eine solche Überlegung ihm sehr interessant sein und auch dem Freunde nützen können.

Die Studien aber, die Goethe damals trieb, galten einesteils dem Alten Testament und Eichhorns Einleitung zu demselben, anderenteils dem Homer und den Prolegomena Wolfs zum Homer. Während die Vertiefung in die Bibel ihm Veranlassung gab, nach dem Vorbild Wolfs das große Epos der Israeliten, wie es sich aus den fünf Büchern Mosis ergibt, kritisch zu durchforschen und in seine Urbestandteile zu zerlegen[1]), schöpfte er aus dem Homer und aus Wolfs Erläuterungen sowohl praktische Anregungen für sein eigenes episches Schaffen wie theoretische Erkenntnisse über das Epos im allgemeinen. So fand er, daß ein episches Gedicht,

[1]) Als Resultat dieser Studien entstand ein kleiner Aufsatz: „Israel in der Wüste“, der später in die „Noten und Abhandlungen zum bessern Verständnis des west-östlichen Diwans“ aufgenommen wurde. Goethe sucht hier erstens die ganze Begebenheit des wunderlichen Zuges der Israeliten aus dem Charakter des Führers zu entwickeln und, zweitens, die lange Dauer des Zuges als eine spätere Fiktion hinzustellen, während er in Wirklichkeit kaum zwei Jahre währte.

da es mit größerer Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, an den Verstand stärkere Anforderungen als andere Dichtungsarten stelle. In der Odyssee schienen diese Verstandesforderungen vollständig befriedigt zu sein. Goethe sah mit Wolf dieses als Folge der Bemühungen der alten Grammatiker an, die „Verstandesmenschen waren, die nicht eher ruhten, bis jene großen Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart übereinkamen." Demnach habe man den gegenwärtigen Homer den Alexandrinern zu verdanken.

Mit dem Briefe, in dem Goethe diese Bemerkungen macht — er ist datiert vom 19. April — beginnen die eigentlichen Eröterungen über die Unterschiede zwischen Epos und Drama. Bereits im fünften Buch des „Wilhelm Meister" findet sich eine grundlegende Betrachtung über dieses Thema, nur mit der Einschränkung, daß es sich hier um epische Prosa, d. h. um den Roman handelt. Dort heißt es, im Roman würden vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt, im Drama dagegen Charaktere und Taten.

Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sei, auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nun aufgehalten werden.

Im Briefwechsel mit Schiller wurde diese Vorschrift von Goethe erweitert und deutlicher ausgeführt. Er sah hier die Haupteigenschaft eines epischen Gedichtes darin, daß es immer vor und zurückgehe, mit anderen Worten retardierende Motive aufweise. Diese dürften jedoch nie eigentliche Hindernisse sein, wie sie das Drama

erfordere. Weil der Stoff zu dem Jagdgedicht kein einziges retadierendes Moment enthielt, so erschien es Goethe zu einer epischen Gestaltung ungeeignet; „man könnte es," meinte Goethe, „zu einer subordinierten Klasse historischer Gedichte" rechnen. Schiller wollte nicht begreifen, warum dem Stoff die erwähnte Eigenschaft fehle, und Goethe setzte ihm darauf genau auseinander, was er unter Retardation verstand.

Ich suchte das Gesetz der Retardation unter ein höheres unterzuordnen, und so scheint es unter dem zu stehen, welches gebietet, daß man von einem guten Gedicht den Ausgang wissen könne, ja wissen müsse, und daß eigentlich das Wie bloß das Interesse machen dürfe. Dadurch erhält die Neugierde gar keinen Anteil an einem solchen Werke und sein Zweck kann, wie Sie sagen, in jedem Punkte seiner Bewegung liegen.

Die Odyssee ist in ihren kleinsten Teilen beinah retardierend, dafür wird aber auch vielleicht fünfzigmal versichert und beteuert, daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben werde. So viele den Ausgang antizipierende Vorbedeutungen und Weissagungen stellen, wie mich dünkt, das Gleichgewicht gegen die ewige Retardation wieder her. In meinem Hermann bringt die Eigenschaft des Plans den besonderen Reiz hervor, daß alles ausgemacht und fertig scheint und durch die retrograde Bewegung gleichsam wieder ein neues Gedicht angeht.

So hat auch das epische Gedicht den großen Vorteil, daß seine Exposition, sie mag noch so lang sein, den Dichter gar nicht geniert, ja, daß er sie in die Mitte des Werkes bringen kann, wie in der Odyssee sehr künstlich geschehen ist. Denn auch diese retrograde Bewegung ist wohltätig; aber eben deshalb, dünkt mich, macht die Exposition dem Dramatiker viel zu schaffen, weil man von ihm ein ewiges Fortschreiten fordert, und ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen, wo die Exposition schon ein Teil der Entwicklung ist (22. April 1797).

da es mit größerer Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, an den Verstand stärkere Anforderungen als andere Dichtungsarten stelle. In der Odyssee schienen diese Verstandesforderungen vollständig befriedigt zu sein. Goethe sah mit Wolf dieses als Folge der Bemühungen der alten Grammatiker an, die „Verstandesmenschen waren, die nicht eher ruhten, bis jene großen Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart übereinkamen." Demnach habe man den gegenwärtigen Homer den Alexandrinern zu verdanken.

Mit dem Briefe, in dem Goethe diese Bemerkungen macht — er ist datiert vom 19. April — beginnen die eigentlichen Erörterungen über die Unterschiede zwischen Epos und Drama. Bereits im fünften Buch des „Wilhelm Meister" findet sich eine grundlegende Betrachtung über dieses Thema, nur mit der Einschränkung, daß es sich hier um epische Prosa, d. h. um den Roman handelt. Dort heißt es, im Roman würden vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten dargestellt, im Drama dagegen Charaktere und Taten.

Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sei, auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nun aufgehalten werden.

Im Briefwechsel mit Schiller wurde diese Vorschrift von Goethe erweitert und deutlicher ausgeführt. Er sah hier die Haupteigenschaft eines epischen Gedichtes darin, daß es immer vor und zurückgehe, mit anderen Worten retardierende Motive aufweise. Diese dürften jedoch nie eigentliche Hindernisse sein, wie sie das Drama

erfordere. Weil der Stoff zu dem Jagdgedicht kein einziges retadierendes Moment enthielt, so erschien es Goethe zu einer epischen Gestaltung ungeeignet; „man könnte es," meinte Goethe, „zu einer subordinierten Klasse historischer Gedichte" rechnen. Schiller wollte nicht begreifen, warum dem Stoff die erwähnte Eigenschaft fehle, und Goethe setzte ihm darauf genau auseinander, was er unter Retardation verstand.

Ich suchte das Gesetz der Retardation unter ein höheres unterzuordnen, und so scheint es unter dem zu stehen, welches gebietet, daß man von einem guten Gedicht den Ausgang wissen könne, ja wissen müsse, und daß eigentlich das Wie bloß das Interesse machen dürfe. Dadurch erhält die Neugierde gar keinen Anteil an einem solchen Werke und sein Zweck kann, wie Sie sagen, in jedem Punkte seiner Bewegung liegen.

Die Odyssee ist in ihren kleinsten Teilen beinah retardierend, dafür wird aber auch vielleicht fünfzigmal versichert und beteuert, daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben werde. So viele den Ausgang antizipierende Vorbedeutungen und Weissagungen stellen, wie mich dünkt, das Gleichgewicht gegen die ewige Retardation wieder her. In meinem Hermann bringt die Eigenschaft des Plans den besonderen Reiz hervor, daß alles ausgemacht und fertig scheint und durch die retrograde Bewegung gleichsam wieder ein neues Gedicht angeht.

So hat auch das epische Gedicht den großen Vorteil, daß seine Exposition, sie mag noch so lang sein, den Dichter gar nicht geniert, ja, daß er sie in die Mitte des Werkes bringen kann, wie in der Odyssee sehr künstlich geschehen ist. Denn auch diese retrograde Bewegung ist wohltätig; aber eben deshalb, dünkt mich, macht die Exposition dem Dramatiker viel zu schaffen, weil man von ihm ein ewiges Fortschreiten fordert, und ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen, wo die Exposition schon ein Teil der Entwicklung ist (22. April 1797).

Schiller gab ohne weiteres zu, daß die Forderung der Retardation aus einem höheren epischen Gesetze folge, allein er wollte sich nicht der Ansicht anschließen, daß es bei einem epischen Gedicht nur auf das Wie und gar nicht auf das Was ankomme. Nach seiner Auffassung stellten beide, Epiker und Dramatiker, eine Handlung dar, nur daß diese bei dem letzteren der Zweck, beim ersteren „bloßes Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zweck" sei. Dieser Umstand erklärte ihm, warum der tragische Dichter rascher und direkter fortschreiten müsse, der epische dagegen bei einem zögernden Gange seine Rechnung besser finde. Was die Exposition anbelangt, so war Schiller darin mit Goethe völlig einig, daß es Dramen gäbe, wo in der Exposition bereits der Fortschritt der Handlung vorhanden sei. Shakespeares „Macbeth" und seine eigenen „Räuber" waren Beispiele dieser Art. So notwendig immer der Dramatiker eine Exposition brauche, weil er seinen Zweck in die Folge und an das Ende setze, und darum dieses vorbereitenden Mittels nicht entbehren könne, scheine der Epiker doch nicht ihrer bedürftig, wenigstens nicht im Sinne des Dramatikers; denn bei ihm rücken Anfang und Ende viel näher aneinander, und wenn er sich überhaupt einer Exposition bediene, so interessiere sie durch sich selbst, d. h. als Bestandteil und nicht als Mittel zur Entwicklung der Handlung.

Er (der Dramatiker) steht unter der Kategorie der Kausalität, der Epiker unter der der Substantialität; dort kann und darf etwas als Ursache von was anderm dasein, hier muß alles sich selbst um seiner selbst willen geltend machen (Schiller an Goethe 25. April 1797).

Goethe war mit diesen Darlegungen Schillers durchaus einverstanden. Er hatte bereits begonnen aus den bisherigen, im Briefwechsel gepflogenen Unterhaltungen einen kleinen Aufsatz zusammenzustellen und riet dem Freunde, die Sache weiter auszuarbeiten, da sie für beide in theoretischer und praktischer Hinsicht jetzt die wichtigste sei. Er selbst nahm nach langer Zeit wieder die Poetik des Aristoteles vor, um sich an deren verständigen Ansichten zu erfreuen und sie mit den eigenen Gedanken zu vergleichen. Daß der griechische Weise überall auf das Wesentliche drang und die Dichter mit großzügiger Liberalität gegen Grübler und Krittler in Schutz nahm, gefiel Goethe insbesondere. Er bedauerte nur, daß Aristoteles so wenig über das Epische sage, denn bei seinem jetzigen Schaffen lag ihm natürlich dieses Kapitel am nächsten. Schiller vertiefte sich auch sofort in den Aristoteles und meinte, es begegne einem nicht oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers den inneren Frieden nicht verliere. Er nannte Aristoteles einen wahren „Höllenrichter für alle, die entweder an der äußeren Form sklavisch hängen oder die über alle Form sich hinwegsetzen." Er war froh, daß er ihn erst jetzt kennen lernte; denn man müsse — behauptet er — über die Grundbegriffe schon recht im klaren sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen wolle. Ganz freilich würde man ihn nie verstehen, weil er seine Ansichten über das Trauerspiel aus einer Masse vorgestellter Tragödien schöpfe, die man nicht mehr kenne, also immer von den Erfahrungen und nicht vom Begriff ausginge. Schiller wunderte sich nicht, daß Aristoteles der Tragödie den

Vorzug vor dem epischen Gedicht gab. Als Ästhetiker mußte er für jene Kunstgattung am meisten eingenommen sein, die in einer bleibenden Form ruhte und darum für ein abgeschlossenes Urteil sich eignete. Bei der vorhandenen Fülle des Materials hatte der Kritiker eine Menge Vergleichsobjekte vor Augen und konnte aus ihnen die allgemeinen ästhetischen Grundsätze abstrahieren. Des Aristoteles Vorliebe für die Tragödie leitete Schiller also aus dessen klarer Einsicht über dieselbe her. Von der Epopöe kannte er nur die generisch-poetischen Gesetze, die sie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die spezifischen, wodurch sie sich ihr entgegensetzt. Goethe freute sich darüber, daß man zur rechten Stunde den Aristoteles aufgeschlagen habe und hoffte, beim nächsten Beisammensein sich noch mündlich über dieses Thema mit dem Freunde auszusprechen.

*

Am 19. Mai kam Goethe, wie wir wissen, nach Jena, um hier „Hermann und Dorothea" endgültig abzuschließen. Nachdem er sich in der letzten Zeit viel mit Maikäfer-, Schnecken- und Regenwürmeranatomie abgegeben hatte und durch Schloßbau, Theaterwesen und gesellschaftliche Zerstreuungen am dichterischen Schaffen behindert worden war, tat ihm eine geistige Auffrischung in Jena sehr not. Es kam noch etwas anderes hinzu, was ihn eine längere Anwesenheit in Jena erwünscht sein ließ. Von dem Kriegsschauplatze, der sich am Rhein durch Erzherzog Karls energisches Auftreten zwar für Österreich günstig gestaltet hatte, aber im Süden durch Bonapartes Vordringen, der bis Klagenfurt vor-

gerückt war und dadurch Wien bedrohte, eine dem Kaiserreich höchst gefährliche Lage angenommen hatte, war am 24. April in Weimar die Nachricht von einem Friedensschluß eingetroffen. Es handelte sich um den Vorfrieden von Leoben, der Österreich zur Räumung Belgiens und zum Verzicht auf Italien zwang. Diese Nachricht belebte Goethes schon aufgegebene Hoffnung, das Land seiner Sehnsucht wiederzusehen. Die Verwirklichung eines solchen Planes bedeutete jedoch Abwesenheit für geraume Zeit von dem Freunde und damit zugleich lange Entbehrung der ihm zur Gewohnheit gewordenen liebevollen und fruchtbaren Teilnahme des treuen Bundesgenossen an seinem Schaffen. Deswegen sprach er, noch bevor er nach Jena aufbrach, den Wunsch aus:

> Lassen Sie uns, solange wir beisammen bleiben, auch unsere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit selbst eine längere Entfernung unserm Verhältnis nichts anhaben könne. (An Schiller 17. Mai 1817.)

Schiller hatte ein kleines Gartenhaus erworben, das ihn durch seine Lage in der Natur die drückende Enge der Stadtwohnung vergessen lassen und ihm die für die Arbeit erforderliche Einsamkeit und Stille gewähren sollte. Am 2. Mai war er in sein Tuskulum eingezogen. Dieses Sommeridyll, in dem Goethe gleich am Tage seiner Ankunft den Abend verbrachte, schien wie geschaffen zu freundschaftlichen Gesprächen. Hier wurde die Unterhaltung über Aristoteles, Epos und Drama fortgesetzt, das Schema zu „Wallenstein" durchgegangen und über die Einteilung des Dramas verhandelt, ferner das Programm für den neuen Musenalmanach erörtert.

Es stand längst für beide Dichter fest, daß der

kommende Jahrgang im Gegenſatz zu dem vorigen, ſich jedes polemiſchen Tones enthalten und nur poſitive poetiſche Leiſtungen bringen ſollte. Das Material fehlte aber noch, und die Zeit drängte. Gewiſſermaßen aus dieſem Zwange heraus und unter dem Einfluß günſtiger ſeeliſcher Dispoſition ſtellte ſich das Dichterdioskurenpaar in den Dienſt der Muſen und ſchrieb, im eigentlichen Sinne Tag und Nacht keine Ruhe haltend, eine Reihe köſtlicher Gedichte.

Das erſte derſelben, das Goethe am vierten Tage ſeines Jenaer Aufenthaltes ſchuf, war „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen.“ Er hatte in der Naturgeſchichte des Plinius eine Anekdote gefunden, die berichtete, daß der Maler Pauſias von Sicyon verliebt war in ein Mädchen namens Glycere, die eine große Kunſt im Winden von Blumenkränzen beſaß. Sie wetteiferten miteinander, er, indem er Blumen malte, und ſie, indem ſie Kränze wand. Einmal malte er die Geliebte bei ihrer anmutigen Tätigkeit, und dieſes Bild wurde ſein beſtes.

Jene Anekdote benutzte Goethe als Vorwurf zu ſeinem Gedicht, nur daß er die Rolle des Malers mit der eines Poeten vertauſchte. Der geſchilderte Vorgang verläuft ungefähr folgendermaßen: der Muſenjüngling erſcheint mit einem großen bunten Blumenſtrauß. Die Geliebte ruft ihm zu:

Schütte die Blumen nur her zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er erwidert darauf:

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Während das Mädchen die Kränze windet und der Dichter, zu ſeinen Füßen ſitzend, ihm die gewünſchten Blumen darreicht, entſpinnt ſich zwiſchen beiden ein reizendes, in Diſtichen geführtes Zwiegeſpräch, in dem ſie die Geſchichte ihrer Liebe ſich vergegenwärtigen und noch einmal in der Erinnerung bei den gefühlvollen und dramatiſchen Momenten derſelben verweilen. Wir hören, daß die Liebenden ſich bei einem Schmauſe kennen lernten, daß die Schöne dem Dichter bei dieſer Gelegenheit den erſten Kranz reichte und daß über der Zudringlichkeit, die ein Zechgenoſſe, der rohe Timanth, ſich ihr gegenüber erlaubte, ein blutiger Streit entbrannte, bei dem das Mädchen entwich. Wir hören ferner, daß es ſich dann lange verborgen hielt, bis der Geliebte es nach langem Suchen eines Tages auf dem Markt erſpähte und nun den Herzensbund mit ihm ſchloß. Das alles ſchildert in bewegten Worten der Dialog, und als er endet, da ſind auch die Kränze gewunden, das Mädchen hat ſeine Arbeit vollbracht, ſchüttet die übriggebliebenen Blumen aus dem Schoß und wirft ſich in die Arme des Geliebten.

Es liegt viel perſönliches Erleben in dem Gedicht. Unwillkürlich wird man bei dem Mädchen an die junge Chriſtiane erinnert, die einſt in Bertuchs Blumenfabrik tätig war und die, aus den gleichen armen Verhältniſſen wie jene kommend, ſich durch ihre Kunſtfertigkeit den Lebensunterhalt verdiente und ſchließlich ihre Neigung einem Dichter ſchenkte. Aber nicht dieſes perſönliche Moment allein veranlaßte Goethe, den neuen Pauſias in einen Poeten umzuwandeln. Er konnte nicht, um die Schönheit ſeiner Kranzwinderin zu feiern, wie der

römiſche Maler, eine beſtimmte Situation ſchildern, ſondern er mußte, der Vorteile und Mittel ſeiner Kunſt ſich bedienend, aus einer fortlaufenden Reihe von Stimmungen und Zuſtänden eine Handlung konſtruieren, die auf den Leſer einen ebenſolchen Eindruck wie das Gemälde auf den Betrachter ausüben ſollte. Schmerzlich bedauert der Dichter, daß er kein Maler ſei und ſich nicht in die Kelche der Blumen verſenken und den Zauber der Natur erſchöpfen könne. Da wirft ihm das Mädchen ſeine Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt vor und verweiſt ihn auf ſein Talent, das über andere Mittel verfüge, die dem Maler fehlten.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſtzuhalten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes
Mit der Sprache des Blickes nur den Verliebten geſchenkt.

Schillers Gartenwohnung in Jena 1797—1799
Gezeichnet und geſtochen von J. Roux
(Schiller-Nationalmuſeum, Marbach)

Alexander v. Humboldt

Nach einem Croquis von Gerard, geätzt von Aug. Denoyers zu Paris, 1805
(Aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig)

Am 28. Mai schuf Goethe das kleine Gedicht „An Mignon", das Lied des nie verstummenden heimlichen Seelenschmerzes. Es paßt in Gehalt und Stimmung ganz zu dem empfindungsreichen Kinde des Südens, an das es gerichtet ist. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Erinnerung an eine andere Italienerin — die schöne Maddalena Riggi — die Abfassung des Gedichtes beeinflußt [1]).

Die eigentliche poetische Fruchtbarkeit, die im Wetteifer beider Dichter die Balladen des Musenalmanachs von 1798 entstehen ließ, durch die er sich den Namen „Balladenalmanach" erwarb, begann erst im Juni sich auszuwirken. Auf Schillers Teil entfallen „Der Ring des Polykrates", „Der Handschuh", „Der Ritter Toggenburg" und „Der Taucher", auf Goethes Teil „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", das auf das Gebiet der Legende schon hinübergreifende Gedicht „Der Gott und die Bajadere" und schließlich die altchristliche „Legende".

Alle diese Dichtungen gehen auf irgendeine bei der Lektüre flüchtig gewonnene Anregung zurück. Ob sie sich nun in der Form eines Bildes, wie beim „Schatzgräber", darbot, zu dem eine in Petrarcas Abhandlungen „Vom Schatzgraben und Finden" entdeckte Illustration — ein Knabe, der einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt — Veranlassung gab, oder ob sie aus einem Bericht, einer Anekdote geschöpft wurde, wie das „Der Zauberlehrling" zeigt, dessen Urkeim in Lukians

[1]) Vgl. den Band „Rom und Weimar" dieser Biographie S. 66 f.

Erzählung vom „Lügenfreund“ enthalten iſt, immer gibt ſie nur Gelegenheit zur Entwicklung einer Idee weltanſchaulichen Formats. „Der Schatzgräber“ will die Fruchtloſigkeit und Unzweckmäßigkeit des Glücksrittertums zeigen, das mühelos Schätze zu erobern trachtet, aber bei dieſem Unterfangen auf die ſchiefe Ebene gerät. Einem ſolchen Abenteurer erſcheint im rechten Augenblicke, der zur Selbſtbeſinnung mahnende, rettende Knabe, der als den allein glücklich machenden Sinn des Lebens die Tätigkeit preiſt, die jedoch den Menſchen nicht zum Arbeitstier erniedrigen, ſondern ihm auch im wohlverdienten Maß die Freude und Erholung eintragen ſoll.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, Abends Gäſte!
Saure Wochen, frohe Feſte!
Sei dein künftig Zauberwort.

„Der Schatzgräber“ war noch im Mai entſtanden. Goethe ſchickte ihn gleich nach der Vollendung Schiller hinüber, und dieſer erwiderte ungeſäumt:

Dies (das Gedicht) iſt ſo muſterhaft ſchön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darſtellung einem den Genuß des Höchſten geben kann. Auch bis auf die kleinſten Forderungen des Metrums iſt es vollendet. Übrigens beluſtigte es mich, dieſem kleinen Stück die Geiſtesatmoſphäre anzumerken, in der Sie gerade leben mochten, denn es iſt ordentlich recht ſentimaliſch ſchön! (23. Mai 1797.)

Die Münchhauſiade des Lukian von dem Reiſenden, der einem ägyptiſchen Prieſter nacheifern und wie jener Beſen in Diener verwandeln wollte, aber bei einem ſolchen Verſuch kläglich ſcheiterte, weil er die Formel der Entzauberung nicht kannte, um den allzudienſteifrigen Waſſerträger, der das Haus zu überſchwemmen droht, wieder in ſeinen früheren Beſenzuſtand zurückzuverſetzen, erhielt im „Zauberlehrling“ auch einen tieferen Sinn, indem der Dichter zum Ausdruck brachte, daß es wohl leicht ſei, ſchlummernde Gewalten zu entfeſſeln, aber deſto ſchwieriger, den Strom der gelöſten Leidenſchaften wieder in ein ruhiges Bett einzudämmen.

Von ganz anderm Geſchlecht iſt „Die Braut von Korinth“, das „Vampiriſche Gedicht“, wie Goethe es nannte, das am 4. und 5. Juni geſchaffen wurde. Ihm liegt eine Begebenheit zugrunde, die zum erſtenmal der frühchriſtliche Schriftſteller Phlegon von Tralles berichtet, und die dann Aufnahme fand in faſt allen ſpäteren Büchern, die von Wunder- und Geſpenſtergeſchichten handeln. Aus einer ſolchen ſpäteren Quelle, dem „Anthropodemus Plutonicus“ von Johannes Prätorius, wurde ſie Goethe vertraut. Der Kern der Sage iſt die Macht des unbefriedigten Liebesbedürfniſſes eines jungen Weibes, das ſelbſt im Tode nicht erliſcht und das die Verſtorbene treibt, nächtlicherweile ihre Sinnesbegierden zu ſtillen. Dieſes ſpukhafte vampiriſche Treiben war jedoch nicht das, was Goethe eigentlich zu einer balladesken Schilderung reizte. Ihn feſſelte an dem Stoff aus frühchriſtlicher Zeit der hier offenkundig zum Ausdruck gebrachte Kampf zwiſchen antiker Sinnesfreude und weltabgewandter Askeſe, wie er in den

erſten Jahrhunderten des Chriſtentums beſonders ſtark in Erſcheinung trat. Die Unterdrückung weltlicher Lebensluſt durch die neue Religion wurde von den in der heidniſchen Weltanſchauung wurzelnden Gemütern als ein vampirartiges Ausſaugen des Lebensblutes aufgefaßt, das nur markloſe Schatten zurückließ. Goethe ſelbſt war ſich nach ſeiner Rückkehr aus Italien des Gegenſatzes zwiſchen Heidentum und Chriſtentum ſtärker als zuvor bewußt. Erfüllt von dem hohen Kultus des Sinnlich-Schönen, wie es ſich in der Dichtung und Kunſt der alten Griechen offenbarte, empfand er eine tiefe Abneigung gegen die vom Chriſtentum gepredigte Abkehr von der Natur und tranſzendente Jenſeitsſchwärmerei, die er auch gelegentlich in den „Venetianiſchen Epigrammen“ verſpottet hatte. Der Stoff kam ihm darum gelegen, um ſeine Auffaſſung über Heidentum und Chriſtentum kundzugeben. Deutlich ſpürt man aus den Verſen ſeine Sympathie für das arme, dem Grabe entſtiegene, herumirrende helleniſche Mädchen, das trotz ſeiner Geſpenſterhaftigkeit einen unerhört plaſtiſchen Eindruck macht, und das erbitterte Klagen gegen die neue Religion ſchleudert.:

„Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen
Durch der Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig untertan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.

Unſichtbar wird immer einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört!“

Und der Mutter, die die Tochter in den Armen des Geliebten überraſcht, ruft ſie die vorwurfsvollen Worte zu:

Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach die Erde kühlt die Liebe nicht.“

Sie hat nur den einzigen Wunſch, nachdem ſich in der innigen Vereinigung mit dem ihr einſt zugeſprochenen Geliebten ihr Daſein im Sinne antiker Lebensanſchauung erfüllt hat, ihre ſterbliche Hülle nun auch nach der, jenem Kultus angemeſſenen Art vernichtet zu wiſſen.

„Höre Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du.
Öffne meine bange, kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh'!
Wenn der Funke ſprüht
Wenn die Aſche glüht;
Eilen wir den alten Göttern zu.“

Die indiſche Legende „Der Gott und die Bajadere“, ihrer Entſtehung nach unmittelbar auf „Die Braut von

Korinth" folgend, zeigt eine große Verwandtschaft mit dieser Ballade. Auch hier findet, freilich unter anderer Voraussetzung, eine Vereinigung der Liebenden im Tode statt. Erlösung aus einem, durch die Enge der religiösen Vorurteile und Strenge unhumaner Ansichten bedingten Zustande ist hier wie dort der Grundgedanke. In der „Braut von Korinth" haben wir es mit der Unterdrückung des Lebenstriebes durch erzwungene Askese zu tun, in der indischen Legende dagegen mit der Entrechtung einer weiblichen Pariagestalt, der die Priesterkaste die Ausübung inneren Herzensdranges versagen will, weil sie als Bajadere keine Pflichten haben soll. Die göttliche Liebe kennt aber nicht solche Kastenunterschiede, sie weiß auch in diesem gesunkenen Mädchen, in dem edle Seelenregungen erwachen, den guten menschlichen Kern zu erspähen und reicht ihm die rettende Hand.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Die „Legende", die ebenfalls in dem neuen Jahrgang des Musenalmanachs zur Veröffentlichung gelangte, dürfte wohl auch in diese fruchtbare Schaffensperiode gehören. Ihr liegt die bekannte Erzählung vom Hufeisen zu Grunde, die die Lehre enthält, auch die geringfügigsten Dinge nicht zu verachten, weil sie von Nutzen sein können. In jener schlichten, aber eindringlichen Holzschnittmanier, in der Goethe einst „Hans Sachsens poetische Sendung" geschildert hatte, dem als Vorbild gewählten Meister in der Art der Diktion und des Versmaßes getreu folgend, wußte er das legendarische Geschehnis in eine Fassung zu zwingen, die dem naiven

Gehalt in vollem Maße gerecht wird und zugleich höheren Kunstansprüchen genügt.

Welch eine unerhörte Vielseitigkeit künstlerischen Ausdrucksvermögens enthüllt sich vor unseren Augen, wenn wir die fast gleichzeitig entstandenen Dichtungen miteinander vergleichen und wenn wir den Weg verfolgen, der von „Hermann und Dorothea" zur „Legende" führt! Schon vom Standpunkt der Stoffwahl aus betrachtet, welche ungewöhnliche Mannigfaltigkeit! Ganz im Gegensatz zu Schiller, hat Goethe nirgends an historische Vorgänge angeknüpft, sondern nur kurze anekdotische oder legendarische Berichte gewählt, die seiner Phantasie einen weiten Spielraum gewährten und ihm die Möglichkeit boten, seinen Ideen anschauliche Gestalt zu geben. Viktor Hehn, der tief schürfende Ergründer Goethescher Gedankenschönheiten, prägt über dessen Balladendichtungen im allgemeinen die erkenntnisreichen Worte:

Gegenstand ist die Welt des unaufgeschlossenen Volksgemütes, die wundergläubige Volksphantasie, die Welt der Sage und des Aberglaubens, die dämmernde Ur- und Vorzeit, das Menschenleben, wie es in engster Wechselbeziehung mit den Naturkräften und elementaren Gewalten steht und von daher offene und geheime Einflüsse leidet. Die Behandlung ist eine bloß andeutende, rasch mit vorübergehendem Schimmer beleuchtete: Statt plastischer Objektivität realer Gestalten, wie in der klassischen Poesie, wendet hier die Musik ihren Zauber auf; das Körperliche erscheint in seine Elemente aufgelöst; nicht der Verstand, nicht das Auge, sondern das gläubige Gemüt, der ganz in seiner eigenen Totalität webende Naturgeist soll den erzählten, häufig tragischen Vorfall aufnehmen. Mystik und Naivität spotten in den meisten dieser Balladen der prosaischen Aufklärung, des

modernen Selbſtbewußtſeins. Wir ſtehen mit einem Wort ganz in der romantiſchen Poeſie, in der Naturpoeſie — und hinter uns weit, weit liegt das klaſſiſche Ideal, das griechiſche Prinzip ſchöner Geſtaltung.

Hehn meint allerdings hier mehr die rein volkstümlichen Balladen wie „Der König in Thule", „Der Erlkönig", „Der Fiſcher", aber im großen und ganzen läßt ſich ſeine Interpretation auch auf die kunſtmäßiger gehaltenen Balladen des Sommers 1797 beziehen. Die Schauer myſtiſchen Geſchehens durchzittern ſie, aber nicht jene Urſchauer, die aus den geheimnisvollen Gewalten einer wilden und ungebändigten Natur quillen, wie ſie in den Jugendballaden ſpürbar ſind, ſondern jene Schauer menſchlichen Schickſalswaltens, die uns Ehrfurcht vor der Größe der Gottheit aufzwingen. Myſtiſch iſt der Inhalt dieſer Balladen, aber der hellhörige Dichter mit ſeiner großen Geſtaltungskraft verſtand es, aus dumpfen Urregungen des Menſchlichen das Ewigbleibende herauszuhören, aus Zeitgebundenem das Zeitloſe zu abſtrahieren, das Stoffliche gewiſſermaßen hinter das Gedankliche zurückzudrängen, die lenkenden Schickſalsmächte aus ihrer geſpenſtiſchen Verſchwommenheit in Weſen mit menſchlichen Maßen zu verwandeln und ſo das Wunderbare ſelbſt begreiflich und ſchmackhaft zu machen.

Und ebenſo bewunderungswürdig wie die Beherrſchung der abwechſlungsreichen Materie durch den Geiſt, die Unterordnung verſchiedenartiger myſtiſcher Wunder des Gemüts unter kosmiſche Ideen, erſcheint die mannigfaltige künſtleriſche Ausdrucksform. Von dieſen ſechs gleichaltrigen Muſenkindern ähnelt kein einziges im Ausſehen dem andern, ſo daß ſie, wenn man nicht die

innere geiſtige Verwandtſchaft erkennen würde, ſchwerlich als Geſchwiſter gelten können. Jedes von ihnen trägt ein anderes formales Gewand. Der in der letzten Zeit faſt ausſchließlich im antiken Metrum ſchaffende Dichter entwickelt hier plötzlich eine unerhörte Vielſeitigkeit des Versmaßes und Strophenbaues. In der Elegie „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen" waltet noch der beliebte Hexameter und Pentameter, die dem der Antike entlehnten Vorwurf entſprechen. Aber in der „Braut von Korinth", wo die Ausmalung einer ſchauerlichen Begebenheit auch der Mithilfe des ſprachlichen Klanges bedarf, findet ein komplizierter Strophenbau mit Reimen Anwendung. Dem äſthetiſchen Bedürfnis, eine leidenſchaftliche Bewegung in eine ſonſt ernſt und ſchlicht verlaufende Erzählung hineinzubringen, dient der Wechſel von Trochäen und Daktylen in der balladesken Legende „Der Gott und die Bajadere". Zu großer Meiſterſchaft iſt der Wechſel von zwei-, drei- und vierfüßigen Trochäen mit ihren bunten Reimverſchlingungen im „Zauberlehrling" ausgebildet, deſſen dramatiſche Lebhaftigkeit erſt durch dieſe Variabilität des Versmaßes ihre volle Ausdruckskraft erlangt. Ganz auf einfachen volkstümlichen Ton geſtimmt iſt „Der Schatzgräber", in dem die Schlichtheit der Diktion nur durch die etwas gekünſtelte Reimverſchlingung beeinträchtigt wird, aber man muß zugeben, das dieſes kaum auffällig geſchieht, und Körner darin beipflichten — was man überhaupt als Charakteriſtikum der Goetheſchen Balladendichtung bezeichnen kann —, daß Sprache, Versbau, Ton der Erzählung ſich vereinigen, um auf die einfachſte Art dem Leſer mitzuteilen, was der Phantaſie des Dichters vorſchwebt.

*

Während seines in künstlerischer Hinsicht so ersprießlichen Jenaer Aufenthalts machte Goethe eine interessante Bekanntschaft. Am 10. Juni traf, von Karlsbad kommend, ein englischer Kirchenfürst und Politiker, Lord Bristol, der Bischof von Derby[1]), in Jena ein. Es war in den letzten Jahren des öftern geschehen, daß Ausländer nach Weimar und Jena pilgerten, um den „célèbre auteur du Werthère" persönlich kennen zu lernen; denn merkwürdigerweise lebte Goethe immer noch im Ausland als Dichter des „Werther" fort, als ob er nichts anderes nach diesem Roman geschrieben hätte. Selbst die vielbelesene Frau v. Staël konzentrierte damals auf dieses Buch ihr literarisches Wissen über Goethe. Das Gleiche läßt sich von dem englischen Kirchenfürsten sagen. Da er Verlangen nach der Bekanntschaft des Dichters verspürte, machte ihm dieser seine Aufwartung und verbrachte den Abend mit ihm. Er präsentierte sich als ein 63 Jahre alter Herr „mittlerer, eher kleiner Statur, von feiner Körper- und Gesichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Gespräch schnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinn einseitig und beschränkt; als Brite starr, als Individuum eigensinnig, als Geistlicher streng, als Gelehrter pedantisch", mit anderen Worten, wie er an seinen Herzog schrieb, als ein wunderliches Original, von dem er schon viel vernommen hatte. Der Lord empfing ihn gleich mit „ein Paar solennen Grobheiten", durch die sich jedoch Goethe, da er sich bei gutem Humor befand, nicht verblüffen ließ, sondern auf die er in der entsprechenden Weise

[1]) Er hieß eigentlich Frederic Augustus Hervey.

erwiderte. Bristol gehörte nicht wie Frau v. Staël zu den Bewunderern des „Werther", sondern war, wie sein deutscher Amtsbruder, der Hamburger Hauptpastor Goeze, ein heftiger Tadler des Romans. Weil er die Menschen zum Selbstmord verleitete, betrachtete er ihn als ein „ganz unmoralisches und verdammungswürdiges Buch". Aus dieser seiner Ansicht machte er im Gespräch mit dem Dichter kein Hehl. Aber Goethe wehrte den Angriff mit einem Gegenangriff ab. Er verwies auf die Großen der Erde, die durch einen Federzug Tausende im Kriege umkommen ließen, auf die Geistlichen, die durch Drohungen und Höllenstrafen arme geängstigte Seelen so in die Enge trieben, daß ihnen schließlich kein Ausweg als der Selbstmord bliebe und meinte, daß das Dutzend von Dummköpfen und schwachen Gemütern, das dem „Werther" zum Opfer gefallen sei, mit jener gewaltigen Totenschau verglichen, doch nur einem winzigen Bestandteil der Selbstmörder gleichkäme und man ihm diese wenigen Vorfälle nicht zum Verbrechen anrechnen könne. Der Bischof, der trotz seines rauhen und ausfälligen Wesens sich durch die Liberalität eines vornehmen Mannes auszeichnete, der auch die Meinung anderer gelten läßt, fühlte sich durch die vorgebrachten Argumente geschlagen und wurde sanft wie ein Lamm, so daß beide Männer mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit voneinander schieden, Goethe mit dem Bewußtsein, seine Menschenkenntnis um ein höchst merkwürdiges Beispiel bereichert zu haben.

Wenige Tage nach dieser Unterredung, am 16. Juni, verließ Goethe Jena. Sein Reiseplan hatte jetzt feste Gestalt angenommen, insofern als er in die Schweiz

Während seines in künstlerischer Hinsicht so ersprießlichen Jenaer Aufenthalts machte Goethe eine interessante Bekanntschaft. Am 10. Juni traf, von Karlsbad kommend, ein englischer Kirchenfürst und Politiker, Lord Bristol, der Bischof von Derby[1]), in Jena ein. Es war in den letzten Jahren des öftern geschehen, daß Ausländer nach Weimar und Jena pilgerten, um den „célèbre auteur du Werthère" persönlich kennen zu lernen; denn merkwürdigerweise lebte Goethe immer noch im Ausland als Dichter des „Werther" fort, als ob er nichts anderes nach diesem Roman geschrieben hätte. Selbst die vielbelesene Frau v. Staël konzentrierte damals auf dieses Buch ihr literarisches Wissen über Goethe. Das Gleiche läßt sich von dem englischen Kirchenfürsten sagen. Da er Verlangen nach der Bekanntschaft des Dichters verspürte, machte ihm dieser seine Aufwartung und verbrachte den Abend mit ihm. Er präsentierte sich als ein 63 Jahre alter Herr „mittlerer, eher kleiner Statur, von feiner Körper- und Gesichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Gespräch schnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinn einseitig und beschränkt; als Brite starr, als Individuum eigensinnig, als Geistlicher streng, als Gelehrter pedantisch", mit anderen Worten, wie er an seinen Herzog schrieb, als ein wunderliches Original, von dem er schon viel vernommen hatte. Der Lord empfing ihn gleich mit „ein Paar solennen Grobheiten", durch die sich jedoch Goethe, da er sich bei gutem Humor befand, nicht verblüffen ließ, sondern auf die er in der entsprechenden Weise

[1]) Er hieß eigentlich Frederic Augustus Hervey.

erwiderte. Bristol gehörte nicht wie Frau v. Staël zu den Bewunderern des „Werther", sondern war, wie sein deutscher Amtsbruder, der Hamburger Hauptpastor Goeze, ein heftiger Tadler des Romans. Weil er die Menschen zum Selbstmord verleitete, betrachtete er ihn als ein „ganz unmoralisches und verdammungswürdiges Buch". Aus dieser seiner Ansicht machte er im Gespräch mit dem Dichter kein Hehl. Aber Goethe wehrte den Angriff mit einem Gegenangriff ab. Er verwies auf die Großen der Erde, die durch einen Federzug Tausende im Kriege umkommen ließen, auf die Geistlichen, die durch Drohungen und Höllenstrafen arme geängstigte Seelen so in die Enge trieben, daß ihnen schließlich kein Ausweg als der Selbstmord bliebe und meinte, daß das Dutzend von Dummköpfen und schwachen Gemütern, das dem „Werther" zum Opfer gefallen sei, mit jener gewaltigen Totenschau verglichen, doch nur einem winzigen Bestandteil der Selbstmörder gleichkäme und man ihm diese wenigen Vorfälle nicht zum Verbrechen anrechnen könne. Der Bischof, der trotz seines rauhen und ausfälligen Wesens sich durch die Liberalität eines vornehmen Mannes auszeichnete, der auch die Meinung anderer gelten läßt, fühlte sich durch die vorgebrachten Argumente geschlagen und wurde sanft wie ein Lamm, so daß beide Männer mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit voneinander schieden, Goethe mit dem Bewußtsein, seine Menschenkenntnis um ein höchst merkwürdiges Beispiel bereichert zu haben.

Wenige Tage nach dieser Unterredung, am 16. Juni, verließ Goethe Jena. Sein Reiseplan hatte jetzt feste Gestalt angenommen, insofern als er in die Schweiz

wollte, um mit Meyer, der sich von einem schweren Fieberanfall dort zu erholen beabsichtigte, zusammenzutreffen und ihn vielleicht nach Weimar zu bringen. Ob er auch nach Italien hinuntergehen würde, war noch gänzlich ungewiß. Er machte es abhängig von den Nachrichten, die der Freund von dort schreiben würde. Doch galt es, zu allem bereit zu sein und die notwendigen Anordnungen für die Reise zu treffen.

Schiller sah den Freund diesmal nur mit schwerem Herzen scheiden. Er fürchtete die große Einsamkeit, in die ihn eine längere Abwesenheit desselben versetzen würde. Zwei Tage nach seiner Abreise entbehrte er schon schwer dessen Gegenwart und schrieb an ihn die von deutlicher Sehnsucht durchklungenen Worte:

Je mehr Verhältnissen ich jetzt abgestorben bin, einen desto größeren Einfluß haben die wenigen auf meinen Zustand, und den entscheidendsten hat Ihre lebendige Gegenwart. Die letzten 4 Wochen haben wieder vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen, besonders Poetischen eine Unart ist) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punkt ist immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch, in meiner Natur, wohl, anstatt daß ich auf dem andern Weg, dem ich, mir selbst überlassen, so gerne folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als am Anfang. (18. Juni 1797.)

Und Goethe, der sich wiederum sehr genau dessen bewußt war, was er Schiller verdankte, erwiderte auf dieses Bekenntnis:

Wir haben in den letzten 4 Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte getan, und wenn meine Natur die Wirkung hat, die Ihrige ins Begrenzte zu ziehen, so habe ich durch Sie den Vorteil, daß ich auch wohl manchmal über meine Grenzen hinausgezogen werde, wenigstens daß ich nicht so lange mich auf einem so engen Fleck herumtreibe. Kommt der alte Meister noch dazu, der die Reichtümer einer fremden Kunst mit zum besten gibt, so soll es wohl an guten Wirkungen nicht fehlen. (An Schiller, 21. Juni 1797.)

Goethe versprach sich also von dem Hinzutreten des in Italien weilenden Freundes ein noch fruchtbareres Zusammenwirken wie bisher. Meyer, der Maler und Kenner der bildenden Kunst, sollte in ihrer engen Gemeinschaft aufgenommen und der Zweibund in einen Dreibund erweitert werden.

*

Wie immer, nach längerer Abwesenheit, so gab es für Goethe auch diesmal bei seiner Rückkehr in Weimar viel zu tun. Das Römische Haus stand nun kurz vor seiner Vollendung. Die innere Einrichtung sah, wie Goethe Karl August meldete, schon recht heiter aus. Die beiden Gemälde — das Porträt der Herzogin-Mutter von Angelika Kauffmann und Meyers Kopie des Genius von Carracci — prangten an Ort und Stelle. Kurzum, das Buenretiro erschien bereit zum Empfang seines Gastes. Über den Schloßbau gab es vor der Abreise nach mancherlei zu bedenken, in Theaterangelegenheiten mußten Dispositionen getroffen und außerdem im Auftrag des Herzogs Verschiedenes erledigt werden. Ein Emigrant namens Jean Joseph

Mounier, der erſte Präſident der franzöſiſchen Nationalverſammlung, trug ſich mit der Abſicht, eine Erziehungsanſtalt für junge Engländer in Belvedere einzurichten. Der Herzog brachte dem Plan Sympathie entgegen, und Goethe nahm ſich auf ſeine Veranlaſſung der Sache an und unterſtützte den Franzoſen bei der Einrichtung der Anſtalt durch ſeinen Rat.

Um in dieſem durch allerlei geſchäftliche Sorgen bedingten unruhigen Zuſtande etwas Schöpferiſches zu leiſten, nahm Goethe ſeinen „Fauſt“ vor. Wenn er auch nicht an eine Vollendung des Gedichtes dachte, ſo wollte er ihn doch ein gutes Teil weiter bringen, indem er das, was gedruckt war, wieder aufzulöſen und mit dem, was ſchon fertig oder erfunden war, in großen Maßen zu disponieren und dadurch die Ausführung des Plans näher vorzubereiten trachtete. Er bat Schiller, er möge ſich in einer ſchlafloſen Nacht die Sache mal überlegen und ihm ſeine Forderungen mitteilen und fügte hinzu:

Da die verſchiedenen Teile dieſes Gedichts, in Abſicht auf die Stimmung, verſchieden behandelt werden können, wenn ſie ſich nur dem Geiſt und Ton des Ganzen ſubordinieren, da übrigens die ganze Arbeit ſubjektiv iſt: ſo kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und ſo bin ich auch jetzt etwas zu leiſten imſtande.

Unſer Balladenſtudium hat mich wieder auf dieſen Dunſt- und Nebelweg gebracht, und die Umſtände raten mir, in mehr als einem Sinne, eine Zeitlang darauf herum zu irren. (22. Juni 1797.)

Schiller war nicht wenig über Goethes Abſicht erſtaunt. Aber er hatte ſich ſchon an derartige Überraſchungen gewöhnt und wußte, daß man Goethes

ſchöpferiſche Tätigkeit nicht mit der gewöhnlichen Logik meſſen konnte. Er erkannte auch gleich die Schwierigkeit, die ihm der Freund zumutete. Eines ſchien ihm von vornherein klar, daß das Werk, bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität zum Symboliſchen dränge und daß die Natur des Gegenſtandes dem Dichter eine philoſophiſche Behandlung auferlege, doch glaubte er damit ſchwerlich etwas Neues zu ſagen. In der Tat ſagte er damit nichts Neues, aber Goethe wünſchte nur ſeine Teilnahme, um mit einem ganz anderen Mut an die Arbeit gehen zu können. Bei Meyers Geſundheitsumſtänden rechnete er ſchon mit der Möglichkeit, daß er den kommenden Winter im Norden zubringen würde, und ſo wollte er, damit er durch ſeinen Unmut über die fehlgeſchlagene Hoffnung weder ſich noch ſeinen Freunden läſtig ſei, ſich für alle Fälle ſchon „einen Rückzug in dieſe Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Luſt und Liebe“ vorbereiten.

Schiller las das Fauſtfragment von neuem und ſchrieb, ihm ſchwindle ordentlich vor der Auflöſung des Ganzen. Doch gab er beſtimmten Gedankengängen hinſichtlich der Ausführung, wie ſie ihm vorſchwebte, Ausdruck. So meinte er, daß Fauſt in das handelnde Leben eingeführt werden müſſe. Eine Schwierigkeit fand er darin, „zwiſchen dem Spaß und dem Ernſt glücklich durchzukommen“, da Verſtand und Vernunft in dieſem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen ſcheinen. Der Teufel behalte durch ſeinen Realismus vor dem Verſtand und Fauſt vor dem Herzen recht. Aber zuweilen vertauſchten ſie die Rollen, und der Teufel nehme die Vernunft gegen Fauſt in Schutz. Eine weitere

Schwierigkeit sah er in dem Umstand, daß der Teufel durch seinen realistischen Charakter seine idealistische Existenz aufhebe. Die Vernunft nur könne ihn glauben und der Verstand nur könne ihn so, wie er sei, gelten lassen und begreifen. Goethe erwiderte auf diese Bedenken:

Ihre Bemerkungen zu Faust waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Planen recht gut zusammen, nur daß ich mir es bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das nur ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen. (An Schiller, 27. Juni 1797.)

Nur vier Tage (vom 23. bis zum 27. Juni) beschäftigte sich Goethe laut Tagebuch, mit seinem „Faust". Am ersten Tage vermerkte er „Ausführliches Schema zum Faust" und am nächsten Tag „Zueignung an Faust". Das ausführliche Schema ist leider nicht erhalten, doch geht aus der ganzen brieflichen Unterhaltung zwischen Goethe und Schiller hervor, daß er in die vorhandene Szenenfolge einen inneren Zusammenhang hineinzubringen suchte, indem er sie einer bestimmten Idee unterordnete. Die „Zueignung" verweist auf die Schwierigkeit des Unternehmens. Nach neunjähriger Pause greift er zu diesem Werk. Die schwankenden Gestalten, die sich früh dem trüben Blick gezeigt, nahen sich dem Dichter wieder. Aber er weiß

nicht, ob es ihm gelingen wird, sie festzuhalten, ob sein Herz diesem Wahn noch geneigt ist. Denn das leichte, klare, südliche Hellenentum in dem jetzt die Wurzeln seines Schaffens liegen, steht wesensfremd jener nordischen Dunst- und Nebelwelt gegenüber, in der die Gestalten seiner Faustdichtung erwachsen sind. Doch hängt an ihnen die Erinnerung an die Erlebnisse der Jugend, an erste Liebe und Freundschaft, und diese Erinnerung übt ihre Zaubermacht.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
Es schwebet nur in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

So fühlte Goethe sich „jugendlich erschüttert" von dem Zauberhauch, der den Gespensterzug seiner Faustgestalten „umwittert". Vielleicht war die Versenkung in die gleichfalls gespenstische Welt seiner Balladendichtungen die Ursache, daß er sich zu jenem Geisterreich hingezogen fühlte. Betrachtete er nun die „barbarische Komposition", so mußte er sich ernstlich zu allererst die Frage vorlegen, ob denn wirklich der „Faust" ein Drama sei. Der gründlich geschulte Theoretiker des epischen Gedichts konnte diese Frage nicht anders als verneinen. Jene lose Aufeinanderfolge von Bildern, wie sie das „Fragment" bot, entsprach mehr einem epischen als dramatischen Gefüge. Sie so miteinander zu verknüpfen, daß ein einheitliches Drama entstand, erschien bei der vorhandenen Verworrenheit dem

Dichter unmöglich. Das Ganze würde immer ein Fragment bleiben; er konnte nur darauf ſinnen, die einzelnen Teile anmutig und unterhaltend und gleichzeitig ſo zu geſtalten, daß ſie „etwas denken“ ließen. In welcher Art das geſchehen würde, darüber verrät uns Goethe nichts. Doch dürfte er in jenen Tagen aller Wahrſcheinlichkeit nach damit begonnen haben, zur Klärung der Verworrenheit erſt mal eine Einleitung dem Gedicht vorauszuſchicken. Dieſe Einleitung formte ſich in zwei Teile, einen allgemeinen, der Gelegenheit gab, die Fauſtdichtung vom Standpunkt des Poeten und Theaterpraktikers zu betrachten und den Kampf zwiſchen den beiden Klopffechtern Verſtand und Vernunft in einer „Spaß und Ernſt verbindenden Welt“ anſchaulich zu demonſtrieren, und einen ſpezielleren, der einerſeits die Erklärung für die Notwendigkeit der Wette zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles lieferte und anderſeits ſchon einen Ausblick auf die endgültige Löſung des ganzen Problems bot. In dem erſten Teil, dem „Vorſpiel auf dem Theater“, wo der ideal denkende Dichter und der real empfindende Theaterdirektor unter Aſſiſtenz der luſtigen Perſon ſich in Kompetenzſtreitigkeiten ergehen und jeder ſeine Grundſätze verteidigt, wird die bevorſtehende Aufgabe des Dichters formuliert:

So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Der zweite Teil ſollte aber ſchon in das Drama ſelbſt einführen und in einem im Himmel ſtattfindenden

Prolog die Vorgeſchichte Fauſts, ehe er ſeine Welt- und Höllenfahrt antritt, andeuten und ſein ganzes menſchliches Erleben als eine von der höchſten Schickſalsmacht feſtgeſetzte Prüfung erkennen laſſen. Daß dieſe beiden Einleitungsſzenen von Goethe damals geplant wurden, iſt mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, zu ihrer Ausführung fand er aber noch nicht Muße und Stimmung, wie aus einem Briefe an Schiller hervorgeht.

Meinen Fauſt habe ich, in Abſicht auf Schema und Überſicht, in der Geſchwindigkeit recht vorgeſchoben, doch hat die deutliche Baukunſt die Luftphantome bald wieder verſcheucht. Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, ſo ſollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entſetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachſen. Sollte aus meiner Reiſe nichts werden, ſo habe ich auf dieſe Poſſen mein einziges Vertrauen geſetzt. Ich laſſe jetzt das Gedruckte wieder abſchreiben und zwar in ſeine Teile getrennt, da dann das Neue deſto beſſer mit dem Alten zuſammenwachſen kann. (1. Juli 1797.)

Die „deutliche Baukunſt“ trug alſo Schuld, daß Goethe von ſeinem „Fauſt“ abgedrängt wurde. Am 28. Juni war nämlich der weimariſche Hofrat Aloys Hirt gekommen. Die Anweſenheit dieſes, Goethe von ſeinem italieniſchen Aufenthalt her bekannten und angenehmen gelehrten Architekten lenkten Goethes Intereſſen auf ein ganz anderes Gebiet als das, auf dem er ſich jüngſt zu ſchaffen gemacht hatte[1]). Hirts vorzügliche Kenntniſſe der Monumente alter und neuer Kunſt in Italien, die ihn befähigten, in Rom als

[1]) Vgl. die Bände „Flucht nach dem Süden“ S. 239 ff. und „Rom und Weimar“ S. 164, 200, 206 dieſer Biographie.

kundiger Cicerone den deutschen Reisenden zu dienen, kamen Goethe, der sich, wie wir wissen, in dem letzten Jahre viel mit italienischer Baukunst beschäftigt hatte, sehr zu statten. Hirts Urteile beruhten, wenn sie auch etwas befangen waren, auf einer vielseitigen und fortgesetzten Anschauung und sprachen in wenigen Worten fruchtbare Resultate einer lebendigen Beobachtung und eines gründlichen Studiums aus. Aber nicht nur, daß Goethe im Theoretischen manchen Vorteil aus seinen Unterhaltungen mit Hirt gewann, er suchte auch praktischen Nutzen daraus zu ziehen, indem er ihn für den Schloßbau interessierte. Hirt hatte einen Aufsatz über den Laokoon verfaßt, in dem er gegen das Lessingsche und Winckelmannsche Prinzip der objektiven Schönheit auftrat und als das wahre Prinzip der alten Kunst allein das individuell Bedeutsame oder die Charakteristik betrachtete. Das gab Goethe Gelegenheit sich eines eigenen Aufsatzes zu erinnern, den er über dieses Thema geschrieben hatte. Da er ihn nicht fand, so stellte er das Material, soweit es ihm erinnerlich war, nach seiner jetzigen Auffassung zusammen, und schickte den Aufsatz an Schiller. Er sprach darin aus, daß ein Werk der bildenden Kunst folgende notwendige Forderungen erfüllen müsse: Lebendige, hochorganisierte Naturen (Kenntnis des menschlichen Körpers in seinen Teilen, Maßen, inneren und äußeren Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen), Charaktere (Kenntnis des Abweichens dieser Teile in Gestalt und Wirkung) Ruhe und Bewegung, Ideal, Anmut und Schönheit. Daß individuelle Bedeutung, wie Hirt formulierte, allein Kunstschönheit ergäbe, wollte Goethe nicht anerkennen; denn es deckte sich nicht mit seinem Begriff vom Schönen, in dem er eine „Manifestation geheimer Naturgesetze“ erblickte, „die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben“. Aber er wies auch nicht die Bedeutung des Charakteristischen im Hirtschen Sinne von der Hand und sah darin, zusammen mit Schiller, ein Verdienst des Gelehrten, daß er das Charakteristische nach einer mißverstandenen Schönheitslehre, wie sie von den Winckelmannianern gepflegt wurde, die den Begriff des Schönen durch ihre Reinigungsbemühungen aushöhlten und in einen leeren Schall verwandelten, indem sie eine Schönheit ohne Teilnahme und Leidenschaft lehrten, wieder zur Geltung brachte.

Solche ästhetische, auf die Antike angewandte Untersuchungen erwiesen sich natürlich hinderlich bei Goethes eben neu aufgenommenem literarischen Schaffen. Und es ist darum nicht verwunderlich, daß die „nordischen Phantome“ durch die „südlichen Reminiszenzen“ auf einige Zeit zurückgedrängt wurden und daß der „Faust“ infolgedessen wieder für eine Weile aus Goethes Gesichtskreis entschwand.

*

Am 7. Juli erhielt Goethe einen Brief von Meyer, der ihm meldete, daß er wohlbehalten in seinem Heimatsort Stäfa eingetroffen sei. Ganz kurz schilderte der Freund die Zustände in den verschiedenen norditalienischen Staaten und fügte hinzu:

Armut und Teuerung sind die Geißeln, womit alle diese genannten Länder gezüchtigt werden. Reisende laufen wenig Gefahr, aber das Reisen in diesem Zeitpunkt ist verdrießlich,

weil die Päſſe überall beſichtigt werden und man dadurch aufgehalten und herumgeſchleppt wird. Die Wirtshäuſer ſind alle gepfropft voll Menſchen (beſonders Franzoſen) und ſelten bekömmt man in den guten Quartier p. p. (26. Juni 1797.)

Das klang wenig verlockend für jemand, der noch immer nicht im klaren darüber war, ob er nach Italien reiſen ſollte oder nicht. Goethe war es angenehm, Meyer in ſeiner Heimat geborgen zu wiſſen, noch mehr aber freute er ſich darauf, ihn wiederzuſehen und mit ihm ſich über das, was ihm am Herzen lag, bald ausſprechen zu können. Alles war zur Abreiſe bereit. Anfang Juli hatte er ſogar ein Autodafé veranſtaltet und alle ſeit 1772 an ihn gerichteten Briefe verbrannt und zwar, wie er in den „Annalen“ berichtet, „aus entſchiedener Abneigung gegen die Publikation des ſtillen Gangs freundſchaftlicher Mitteilung“. Er wartete nur noch auf die Rückkehr des Herzogs aus Teplitz, um mit den Seinigen aufzubrechen, die er bis Frankfurt mitnehmen und ſeiner Mutter vorſtellen wollte. Karl Auguſt ſchien es jedoch in dem böhmiſchen Badeort allzugut zu gefallen. Ein Tag verging nach dem andern, ohne daß er kam.

Inzwiſchen erſchien Schiller am 11. Juli in Weimar und blieb bis zum achtzehnten daſelbſt. Dieſes kurze Beiſammenſein vor der Trennung war für beide wiederum ein höchſt willkommenes und fruchtbares Ereignis. Goethe erklärte dem Freunde, daß er ihm nichts Erfreulicheres und Heilſameres zum Abſchiede als dieſen Beſuch hätte bieten können. Sie hatten wieder beide „manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet“, ſo daß Goethe mit größerer Zufriedenheit ſeiner Reiſe entgegenſah, wobei er unterwegs recht tätig zu ſein hoffte. Schiller kehrte ebenfalls aufs höchſte befriedigt nach Jena zurück. Er ſah die ſchönſte und fruchtbarſte Art, ihre wechſelſeitigen Mitteilungen zu benutzen und ſich zu eigen zu machen, immer in der Methode, ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anzuwenden und alſo produktiv zu gebrauchen. Das wollte er auch jetzt tun, indem er die Reſultate aus den jüngſt in Weimar geführten Geſprächen dem „Wallenſtein“ nutzbar machte.

Es vollendeten ſich jetzt im Juli gerade drei Jahre, ſeitdem die beiden Dichter in ein näheres Verhältnis zueinander getreten waren. Welch eine Fülle ſchöpferiſcher Tätigkeit, welch ein Reichtum an tiefen und fruchtbaren Gedanken war in dieſem Zeitraum zur Entfaltung gelangt! Was ſie damals, im September 1794, bei ihrem erſten längeren Beiſammenſein, von ihrem geiſtigen Freundſchaftsbündnis erhofft hatten — eine wechſelſeitige Befruchtung ihres Schaffens durch anregenden Gedankenaustauſch und eine Ausbildung ihrer individuellen Fähigkeiten durch tiefe Anteilnahme an den Beſtrebungen des andern — war im höchſten Sinne erfüllt. Die anfangs ſo disharmoniſch erſcheinende Zweiheit klang jetzt herrlich zuſammen. In dieſem Bewußtſein konnte Schiller dem ſcheidenden Goethe folgendes ſchöne Freundſchaftsbekenntnis als ein günſtiges Omen für ihre zukünftige Wirkſamkeit auf den Weg geben:

Ein ſolches auf wechſelſeitige Perfektibilität gebautes Verhältnis muß immer friſch und lebendig bleiben und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher

es wird und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verſtehen werden, wovon ſich Rechenſchaft geben läßt, und in demjenigen, was ſeiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben. (21. Juli 1797.)

Achtes Kapitel

Die dritte Schweizerreiſe und ihre unmittelbare Wirkung

(Ende Juli bis Ende Dezember 1797)

Am 25. Juli kam Karl Auguſt von ſeinem Kuraufenthalt in Teplitz zurück. Er hatte mit Goethe noch Verſchiedenes vor deſſen Abreiſe zu beſprechen. Aber auch letzterer wünſchte zu einer Angelegenheit die Zuſtimmung ſeines Herzogs. Er hatte ſein Teſtament gemacht und, da von ſeiner Mutter der Verzicht auf ſämtliche Erbſchaft ausgeſprochen worden war, bat er nunmehr den Herzog in einem ſchriftlichen Geſuch, er wolle verfügen, daß die im Teſtament vorgeſehenen Erben „ohne weitre gerichtliche Inventur“ in den Beſitz des Nachlaſſes kämen. Karl Auguſt gab der Bitte ſtatt und ließ am 27. Juli, entſprechend Goethes Wunſch, das Teſtament durch eine Deputation abholen. Das Teſtament ſetzte Auguſt zum Univerſalerben ein und gewährte Chriſtiane Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles deſſen, was der Teſtator in weimariſchen Landen beſaß. Nach dem Tode der Frau Rat, ſollten drei Viertel des aus Frankfurt zufallenden Erbes zum Beſten des Sohnes verwandt und ein Viertel zur freien Dispoſition ſeiner Mutter geſtellt werden. Zum Teſtamentsvoll-

ſtrecker und Vormund war der Geheimrat Voigt ernannt. So hatte Goethe, mit der Möglichkeit ſeines plötzlichen Ablebens rechnend, wie ein guter Hausvater für die Sicherſtellung ſeiner kleinen Familie die notwendige Vorſorge getroffen. Der Kanzler von Koppenfels wurde nun noch gebeten, für Chriſtiane und den kleinen Auguſt einen Paß auf den Namen „Frau Vulpius und Sohn“ auszufertigen. Und nachdem auch dieſes geſchehen war, konnten alle Vorbereitungen für erledigt gelten. Am 29. Juli ſpeiſte Goethe noch mit dem herzoglichen Paare im Römiſchen Haus, nahm Abſchied von ſeinem Herrſcher und am 30. nachmittags 3 Uhr verließ er mit den Seinigen und ſeinem Sekretär Geiſt Weimar.

Zum erſten Male machte Goethe die Fahrt aus Thüringen nach Frankfurt bei Tage. Es geſchah dies wohl aus Rückſicht auf Chriſtiane und Auguſt, die eine größere Strecke im Reiſewagen noch nicht abſolviert hatten. Auch wollte Goethe mit Ruhe und Bewußtſein die Gegenden betrachten, durch die ſie kamen, und ſeine Eindrücke aufzeichnen. Er führte diesmal ein ſehr ausführliches Tagebuch, das zuſammen mit den Briefen, die er an den Herzog, Schiller, Voigt und Chriſtiane ſchrieb, ihm die Unterlage für ſeine ſpätere Schilderung dieſer Reiſe gab.

Die Nachtſtationen zwiſchen Weimar und Frankfurt waren Erfurt, Markſuhl, Fulda und Gelnhauſen. Hier trennte ſich Goethe zunächſt von ſeinen Reiſebegleitern und ſetzte um $^1/_2$2 Uhr nachts per Extrapoſt die Fahrt fort, um zu guter Stunde in ſeiner Vaterſtadt einzutreffen; denn Frau Aja hatte ihn ausdrücklich gebeten,

es ſo einzurichten, daß er „bei hellem Tag im Goldenen Brunnen“ ſeinen Einzug halte. Vermutlich wollte er ſeine Mutter erſt allein wiederſehen und ſie auf die Seinigen vorbereiten, die noch am gleichen Tage, abends acht Uhr eintrafen.

Wir beſitzen leider kein unmittelbares Zeugnis über den Empfang, den Frau Aja Chriſtiane bereitete, aber die Briefe, die ſie bald darauf an die Geliebte ihres Sohnes richtete, geben uns die beſte Gewähr dafür, daß der Eindruck der denkbar günſtigſte war. Sie redete Chriſtiane in dieſen Briefen „Liebe Freundin“ an und ſie ſprach gleich in dem erſten von dem Vergnügen, das ſie in dem traulichen Umgang mit ihr genoſſen habe.

So kurz unſere Zuſammenkunft war, ſo vergnügt und herzlich war ſie doch — und die Hoffnung, Ihnen, meine Liebe, einſt auf längere Zeit bei mir hier zu ſehen, erfreut mich zum voraus. — Da wir nun einander kennen: ſo wird die Zukunft immer vergnügter und beſſer vor uns werden — behalten Sie mich in liebevollem Andenken — und von meiner Seite glauben Sie das Nämliche. (24. Auguſt 1797.)

Es war zu erwarten, daß Frau Rat Chriſtiane die freundſchaftlichſte Geſinnung entgegenbringen würde; denn im Grunde genommen hatten dieſe beiden Frauen ſo viel Weſensverwandtes, daß ſie ſich von vornherein gut verſtehen mußten. Beide waren echte Naturkinder mit einem friſchen urwüchſigen Empfinden, beide lebten und webten in weiblichen, mütterlichen und häuslichen Pflichten, beide ſpürten Abneigung gegen ein geziertes, künſtliches Betragen, beide hatten frohen Lebensmut und liebten Geſelligkeit und beide ſchwärmten für das Theater. Wenn Frau Rat auch die Klügere, Einſichtigere und für die Dichtung Empfänglichere von beiden

war, so darf man nicht vergessen, daß sie über eine nicht nur durch ihre Herkunft und Erziehung schon gefestigte, sondern auch durch Selbstbildung und Umgang mit bedeutenden Menschen ausgereifte und vertiefte Lebensanschauung verfügte. Diese fehlte natürlich Christiane, die unter Sorgen und schweren Entbehrungen herangewachsen war, nur eine bescheidene Bildungsgrundlage besaß, keine gesellschaftlichen Erfahrungen hatte und durch ihre Stellung als Hausgenossin des Geheimen Rats unsicher auf ihren Füßen stand. Die menschenkundige Frau Aja sah selbstverständlich diese äußeren Mängel und Bildungslücken, sie erschienen ihr jedoch nicht von solcher Wichtigkeit, daß ihretwegen Christiane geringschätzig beurteilt zu werden verdiente, wie die Weimarer Hautevolee das tat. Maßgebend war für sie allein der gute innere Kern, und den hatte sie sofort erkannt. Und endlich sahen ihre verständigen Augen in Christiane „ein wirtschaftliches Weib". Das aber, urteilte sie „ist das edelste Geschenk vor einen Biedermann — da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie verbreitet". Diese Erkenntnis, die sie in den wenigen Tagen ihres Beisammenseins mit Christiane gewann, beruhigte sie als Mutter und söhnte sie auch mit der unkirchlichen Gewissensehe ihres Hätschelhans aus, denn entschieden mußte er unter solchen Umständen „glücklicher als in einer fatalen Ehe" sein.

Nur dreiundeinhalb Tage blieben Christiane und August in Frankfurt. Diese Zeit wurde von Goethe dazu benutzt, um ihnen alles zu zeigen, was nur irgendwie sehenswert war. Am Nachmittage des 7. August

wurden die beiden wieder in die Postkutsche gesetzt und heimgeschickt. Goethe hatte seine Absicht und zugleich den Wunsch der Mutter erfüllt: er hatte ihr seine kleine Familie vorgestellt, und sie wußte ihm dafür herzlichen Dank.

Goethe weilte diesmal ziemlich lange in Frankfurt. Er tat das einesteils Frau Aja zu Gefallen und anderenteils, um das veränderte Wesen seiner Vaterstadt, die in den letzten Jahren so viel Schweres durchgemacht hatte, gründlich kennen zu lernen. Er studierte zu diesem Zweck neuere topographische und politische Beschreibungen der alten Reichsstadt und überzeugte sich in Wanderungen durch die Straßen, Besuchen von Sehenswürdigkeiten und Instituten, Visiten bei bekannten Persönlichkeiten mit eigenen Augen und Ohren von dem vorgegangenen Wandel. Im Stadtbild selbst fiel ihm manches Neue auf. Die infolge der häufigen Bombardements verursachten Brandschäden wurden ausgebessert, und die Bautätigkeit war infolgedessen sehr rege. Sowohl innerhalb wie außerhalb der Stadt entstand ein Haus nach dem andern, und die Bauweise verriet deutlich einen besseren Geschmack als früher. Aber dem aufmerksamen Beobachter entging nicht, daß alles, was öffentliche Anstalt war, stillstand, wogegen der private Unternehmungsgeist sich sehr rührig zeigte. Goethe sah die Ursache dieses Zustandes in den früheren Kompetenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Gilden, Zünften, Klöstern, Familien und Stiftungen, durch die der Rat in seiner Förderung der Allgemeinheit gehindert worden war, und ferner in den hohen Kriegskontributionen, die die Franzosen in jüngster Zeit der

Stadt auferlegt hatten. Die Stadt hatte im vergangenen Jahre allein faſt 7 Millionen Francs bezahlen müſſen. Ungeachtet dieſer hohen Laſten, die von dem wackeren Teil der Bürgerſchaft mit großem vaterländiſchen Opfermut aufgebracht worden waren und die auch dem egoiſtiſchen, geflüchteten Teil der Reichen, ſowie den Klöſtern, Stiftungen, Orden uſw. zugute kamen, lebte man in Frankfurt auf recht großem Fuße. Die Zeit ſchien man hier nur auf Erwerben und Verzehren anzuwenden. Man vergaß die Augenblicke ſchwerer Not, ebenſo wie die Millionen, die man hingegeben hatte, und jedermann fand es nun höchſt unbequem, daß er zu der Tilgung der Schuldenlaſt auch das Seinige beitragen ſollte. Man beklagte ſich über die große Teuerung und fuhr doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den man ſich beſchwerte. Die nahe Berührung mit den Franzoſen hatte auch verſchiedene franzöſiſche Sitten in der alten Reichsſtadt eingebürgert: in faſt allen Wirtshäuſern wurde geſpielt. Ja, einige Bankhalter ließen ſogar Frühſtück und Abendeſſen für die Pointeurs auftragen.

Der aus einer ſparſamen Kleinſtadt kommende Goethe beobachtete dieſes leichtſinnige Leben und Treiben ſeiner Landsleute mit nicht geringer Verwunderung. Er ſah darin die Wirkung der Revolution, die ſich hier viel näher und mittelbarer fühlbar machte als im Innern des Reiches. In Weimar erſchien Paris wie ein in blauen Dunſt gehüllter Berg, „an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenſchaft deſto wirkſamer ſein kann“. Hier unterſchied man dagegen ſchon die einzelnen Teile und Lokalfarben.

Immerhin war dieſes veränderte Ausſehen Frankfurts für Goethe doch in verſchiedenerlei Hinſicht intereſſant. Jeder, den er ſprach, war noch voll von dem Jüngſtvergangenen und erluſtigte ſich an der Erinnerung ſo mancher unangenehmen, traurigen und ſchrecklichen Augenblicke.

Die ernſthaften, ſtillen Öſterreicher in der Stadt, die luſtigen, ewig beweglichen Franzoſen in der Nähe[1]) geben manchen intereſſanten Anblick und Gelegenheit zu mancher artigen Erzählung, der Umgang mit Menſchen, welche faſt alle bedeutenden Perſonen dieſes Kriegsdramas gekannt und mit ihnen in Verhältnis geſtanden, iſt ſehr unterhaltend. (An Böttiger, 16. Auguſt.)

Infolge des beſtändigen Taumels, in dem das Leben der Frankfurter verrann, war deren Geiſtesverfaſſung nunmehr auch eine andere als die, wie ſie Goethe aus ſeinen Jugendjahren kannte. Er vermißte alle die Eigenſchaften eines wohlhabenden und geruhigen Bürgertums, die er in ſeiner Erinnerung trug und die er noch vor kurzem in „Hermann und Dorothea“ geſtaltet hatte. In Frankfurt herrſchte die vibrierende Nervoſität einer Großſtadt, und dieſe hatte ſich den Menſchen mitgeteilt. Das war für Goethe etwas Neues, und es drängte ihn darum, Schiller dieſe Erfahrung mitzuteilen:

Sehr merkwürdig iſt mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publiko einer großen Stadt beſchaffen iſt. Es lebt in einem beſtändigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt ſich weder hervorbringen noch mitteilen; alle Vergnügungen, ſelbſt das Theater,

[1]) Die Franzoſen hielten noch die Umgebung beſetzt, denn der Friede von Campo Formio wurde erſt am 17. Oktober geſchloſſen.

sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin. (9. August 1797.)

Schiller fand die Vorstellung, die Goethe ihm von dem Großstadtpublikum gab, nicht tröstlich sowohl für den Poeten, wie für den Philosophen. Um dieser Lauheit des Publikums zu begegnen, meinte er, müsse die Poesie ihm entweder als Genius oder als ein Gespenst gegenübertreten, d. h. ihm entweder die Behaglichkeit verderben oder es in Erstaunen setzen. Nur dadurch lerne es an die Existenz der Poesie glauben und bekomme Respekt vor dem Poeten. Das schien Schiller der einzig gangbare und empfehlenswerte Weg künstlerischer Erziehung zu sein.

Goethe schrieb, daß das Publikum auch das Theater als Stätte der Unterhaltung und Zerstreuung betrachte. Ja, hier in Frankfurt stand es der Auffassung, in dem Theater eine moralische Anstalt zu sehen, noch viel ferner als in Weimar. Ein Komitee von sechzig Bürgern hatte das Theater für 4000 Gulden jährlich gepachtet und ließ darin unter eigener Leitung eine ständige Truppe spielen. Diesem Komitee kam es natürlich darauf an, zu verdienen, zum mindesten jedoch nichts zuzusetzen. Das konnte aber nur geschehen, wenn es

dem Zerstreuungsbedürfnis des Publikums genügte. Was wurde darum hier gepflegt? — Oper und Unterhaltungsstück. Goethe, der während seiner Anwesenheit recht häufig das Theater besuchte, schon, um dadurch Anregungen für seine eigene Bühne zu gewinnen, mußte mit solchen Opern wie „Der Deserteur“ von Monsigny, „Die Müllerin“ von Paesiello, vorlieb nehmen. Er fand, daß das Theater ganz gute Kräfte aufwiese, aber im ganzen für eine so große Anstalt viel zu schwach besetzt sei. Über jedes Mitglied der Bühne machte er sich ganz ausführliche, dessen Rollenfach und Fähigkeiten kennzeichnende Notizen.

In einer Hinsicht bot ihm das Frankfurter Theater doch Neues und Überraschendes: im Ausstattungswesen. Goethe sah die Oper „Palmira“ von Salieri und war von den Dekorationen so eingenommen, daß er an Böttiger schrieb, sie seien vielleicht das Höchste, was in dieser Kunst geleistet werden könne. Der Künstler war der Mailänder Georg Fuentes, der seit 1796 in Frankfurt als Theatermaler wirkte. Aus den sechs Dekorationen, die Fuentes für die Oper geschaffen hatte und die mit sehr kluger Abwechslung und Steigerung erfunden waren, abstrahierte Goethe seine Lehre über Theatermalerei, deren Grundsätze er später auch an seiner eigenen Bühne zu verwirklichen strebte. Die theatralische Baukunst, judizierte er, müsse leicht, geputzt, mannigfaltig sein und zugleich das Prächtige, Hohe und Edle darstellen; sie müsse die Prinzipien der echten Architektur einsehen und doch dabei zweckmäßig von ihnen wieder abweichen. In einem Briefe an Schiller gab er eine genaue Beschreibung der charakteristischen Merkmale dieser Dekorationen.

Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Zuschauer gleichfalls, aber die übermäßige Länge und gewaltsamen Gebärden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Notwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert, das Kolorit ist untadelhaft und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt, alle die perspektivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Direktionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken. Die Teile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu sein, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. (14. August 1797.)

Goethe besuchte Fuentes und fand „einen kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen und bescheidenen Mann". Der Maler zeigte ihm die Skizzen zu seinen Dekorationen, die sehr sicher und charakteristisch mit wenigen Federzügen entworfen worden waren. Zugleich machte er ihn auf die Veränderungen aufmerksam, die auf dem Wege zwischen Zeichnung und Ausführung der Kulissen vor sich gingen. Er entschuldigte dabei manches, das er selbst nicht billigte, wozu er jedoch durch die Forderungen der Schauspieler und Dichter gezwungen würde. Aus alledem konnte Goethe ersehen, daß Fuentes sehr gründlich in seiner Kunst beschlagen war und die Grenzen dessen, was sie zu leisten und zu wirken vermochte, genau kannte.

Es lebten in Frankfurt noch manche alte Jugendfreunde, die Goethe aufsuchte. So feierte er Wiedersehen mit „Hörnchen" (Joh. Adam Horn), der jetzt Gerichtsschreiber in seiner Vaterstadt war, ferner mit Riese, der als Verwalter des städtischen Armenwesens amtierte, und endlich mit Heinrich Sebastian Hüsgen, dem einstigen Mitschüler bei seinem eigenen ersten Schreibunterricht. Gab es zwischen den ersten beiden und Goethe kaum

noch Berührungspunkte irgendwelcher Art, so trafen sich bei dem Letzteren und seinem berühmten Jugendfreunde die Interessen auf dem Gebiete der Kunst. Hüsgen hatte es sich in mühevoller jahrelanger Arbeit angelegen sein lassen, die im Frankfurter Privatbesitz vorhandenen Kunstschätze nachzuweisen, sowie die hier geborenen und tätig gewesenen Künstler festzustellen. Sein „Artistisches Magazin", das die Resultate dieses Fleißes enthielt, war Goethe gewidmet. Er konnte ihm also gewissermaßen als Führer durch die Kunstsammlungen Frankfurts dienen, unter denen die des Kaufmanns Johann Friedrich Städel wohl die bedeutendste war. Goethe weilte mehrmals in dieser Galerie und unterhielt sich mit dem gescheiten Eigentümer eingehend über das Natürliche in den Kunstwerken. Hüsgen selbst war nicht sehr erbaut von dem gegenwärtigen Wesen seines Jugendfreundes. Er fand ihn „erbärmlich steif und zurückhaltend." Erst bei seinem zweiten Besuch zeigte er sich gesprächiger und gefühlvoller. Ferner ging Goethe zu seinem alten, „braven Nothnagel", bei dem er einst die Anfangsgründe der Ölmalerei erlernt hatte. Letzterer besaß auch eine stattliche Kupferstichsammlung, die mit großem Interesse besichtigt wurde. Mit der Familie Bethmann verbanden Goethe ebenfalls verschiedene Jugenderinnerungen. So weilte er mehreremals bei dem jetzigen Hauptinhaber des Bankhauses, Simon Moritz. Auch dem intimen Freunde seiner Mutter, dem Geheimen Legationsrat Joachim von Schwarzkopf, der eine Schwester des Vorigen zur Frau hatte, wurde auf dem Bethmannschen Gute vor dem Eschenheimer Tor ein Besuch abgestattet. Von hier aus genoß man einen schönen Blick auf die

Stadt und ihre ganze Umgebung, und Goethe sah mit Erstaunen, wie sich auf diesem herrlichen Grund und Boden die wohlhabenden Frankfurter Bürger angesiedelt und ausgebreitet hatten. Ja, selbst nach Offenbach fuhr der Dichter und machte Mama Laroche seine Aufwartung. Er fühlte sich jedoch durch ihre bis zur Manie unerträglich gesteigerte Sentimentalität so abgestoßen, daß er mit größtem Mißbehagen sie wieder verließ und darüber beinahe während der Heimfahrt die anmutige Gegend anzusehen vergaß.

Sehr wohltuend empfand Goethe die Gegenwart Sömmerings, den er seit seinem Aufenthalt in Mainz nicht wiedergesehen, mit dem er jedoch inzwischen häufig Briefe gewechselt hatte. Er war ja einer der wenigen, die Goethes naturwissenschaftlichen Bestrebungen eine aufrichtige und verständnisvolle Teilnahme entgegenbrachten. Für seine Farbenlehre waren ihm die Sinneswahrnehmungen des Auges, die Sömmering zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte, jetzt von besonderer Wichtigkeit. Und auf sie bezogen sich wohl meist die Gespräche, die sie beim Morgenspaziergang in den Alleen führten.

Auch zu Goethe kamen Besucher. Hölderlin, der jetzt Hofmeister im Gontardschen Hause war, tauchte auf. Er sah etwas gedrückt und kränklich aus, gab sich jedoch bescheiden und offen. Die Unterhaltung drehte sich um verschiedene Materien, und Goethe konnte an der Weise, wie er auf dieselben einging, deutlich Schillers Einfluß wahrnehmen. Er gab Hölderlin den Rat, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen.

Noch ein anderer junger Poet und Protegé Schillers stellte sich vor: der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns namens Siegfried Schmid aus Friedberg. Eigentlich zum Prediger bestimmt, spürte er jedoch für den ihm zugedachten Beruf nicht die geringste Neigung. Desto stärker zog es ihn zur Dichtkunst hin. Er hatte Schiller vor kurzem einige Proben seines Könnens gesandt, die jenem talentvoll erschienen waren. Goethe faßte seinen Eindruck von dem hübschen jungen Mann, der einen „kleinen Kopf auf mäßigen Schultern" trug, kleine schwarze Augen, ebensolche „Haare nahe am Kopf sansculottisch abgeschnitten" hatte, beim Sprechen mit dem Munde wunderliche Verzerrungen machte und reinlich und anständig nach hiesiger Art gekleidet war, in die Worte zusammen: „keine unangenehme, aber auch keine wohltätige Erscheinung". Er erinnerte ihn etwas an Hölderlin, „ob er gleich größer und besser gebildet" zu sein schien. Man unterhielt sich über dieses und jenes, aber ein zusammenhängendes Gespräch kam nicht zustande, so daß Goethe kein rechtes Bild von dem inneren Gehalt des jungen Mannes gewinnen konnte; doch faßte er seinen Gesamteindruck Schiller gegenüber in die Worte zusammen:

Menschen, die aus dem Kaufmannsstamm zur Literatur und besonders zur Poesie übergehen, haben und behalten eine eigene Tournüre. Es läßt sich an einigen ein gewisser Ernst und Innigkeit bemerken, ein gewisses Haften und Festhalten, bei andern ein lebhaftes tätiges Bemühen; allein sie scheinen mir keiner Erhebung fähig, so wenig als des Begriffs, worauf es eigentlich ankommt. (9. August 1797.)

Schiller antwortete darauf:

Mit meinem Protegé, Herrn Schmid, habe ich freilich wenig Ehre aufgeboten, wie ich sehe, aber ich will so lange

das Beste hoffen, bis ich nicht mehr kann. Ich bin einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere Leute etwas taugen, und ob etwas aus ihnen werden kann; daher werde ich diesen Hölderlin und Schmid so spät als möglich aufgeben. (17. August 1797.)

Die unerhörte Mannigfaltigkeit der Frankfurter Eindrücke prägt sich einem erst richtig ein, wenn man die Reiseakten durchblättert. Als Goethe in jüngeren Jahren in die Welt hinauszog, da pflegte er sich auch eines Diariums zu bedienen, in dem er seine Erlebnisse und Erfahrungen kurz aufzeichnete, oder er schrieb Briefe mit tagebuchartigem Charakter, die ihm später, bei einer zusammenfassenden Darstellung seiner Wanderfahrten als Quelle dienten. Wenn Goethe an diese früheren Unternehmungen zurückdachte und sie mit seiner jetzigen, eben erst begonnenen Reise verglich, so fiel ihm ein großer Unterschied auf, den er gleich in seinem ersten, aus Frankfurt an Schiller gerichteten Brief mitteilte.

In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen acht Tagen vorgekommen ist, so gut als möglich zurechtstellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probieren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten. (9. August 1797.)

Goethe betrachtete sich also jetzt im Gegensatz zu früher als einen Reisenden mit den mannigfaltigsten Wissensbedürfnissen, von denen jedes auf seine Kosten

kommen wollte. Um nun die Eindrücke in der Erinnerung nicht zu verwirren, beschloß er, von vornherein alles, was er sah und hörte, sofort aufzuzeichnen, ohne jedoch ein Urteil daran zu knüpfen oder an irgendeine Verwendung des Niedergeschriebenen vorläufig zu denken. Infolgedessen werden die Tagebuchaufzeichnungen von jetzt ab während der Dauer der Reise genauer und ausführlicher. Aber er begnügte sich nicht damit allein, sondern sammelte ganze Bündel von Zeitungen, Wochenblättern, Predigtauszügen, Verordnungen, Theaterzetteln, Preistabellen, zu denen er seine Notizen hinzufügte. Dieses Material sollte ihm zur Unterhaltung dienen, d. h. sollte ihm Gelegenheit bieten, im Gespräch mit wohlunterrichteten Menschen sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen und ihn vor der Einseitigkeit der Auffassung bewahren. Die neuen Erfahrungen und Belehrungen sollten ebenfalls aktenmäßig aufgehoben werden, damit sich auf solche Weise schließlich Materialien ergäben, die für Goethe eine interessante Geschichte des inneren und äußeren Erlebens sein könnten.

Wozu aber dann diese, — man möchte sagen — beinahe pedantische und eher eines Historiographen würdige Sammlertätigkeit? Verfolgte sie nicht noch einen anderen Zweck? Ehe Goethe von Weimar abreiste, hatte er an Schiller geschrieben, daß er vor der „empirischen Weltbreite" ein Grauen empfände. Und nun leitete er in einem Alter, das von großer künstlerischer Produktivität erfüllt war, eine Art archivalisches Unternehmen ein, das gerade in eine empirische Breite ging, aber außerdem sich noch ins Kleinliche verlor. Wider-

ſprach nicht dieſes Vorhaben der eben ausgeſprochenen Anſicht? Oberflächlich betrachtet, gewiß. Aber man muß den tieferen Gründen nachſpüren; dann erſcheint jene Aktenſammlung in einem andern Lichte.

Goethe hatte an „Hermann und Dorothea“ ein „Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten“. Um noch andere derartige Werke zu ſchreiben, auf die ihn augenblicklich die Richtung ſeines Schaffens wies, wollte er ſich mit neuem Stoff verſehen. Daher ſein eifriges Beſtreben, die durch die Reiſe gebotene Gelegenheit zu nützen und die Kenntniſſe nach allen Seiten zu bereichern. Einiger poetiſcher Stoffe war er ſchon, wie er an Schiller meldete, während ſeines kurzen Aufenthaltes gewahr geworden. Er wollte ſie „in einem feinen Herzen“ aufbewahren. Vielleicht eigneten ſie ſich zur Ausführung; denn man könne, meinte er, niemals „im erſten Augenblick wiſſen, was ſich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt ausſondert“. Freilich war nicht jeder Gegenſtand, ob er auch menſchlich intereſſierte, zugleich ein glückliches Sujet für den Dichter. Aber wenn man ſich nur gewöhnte, in allem und jedem einen tieferen Sinn zu ſehen, ſo gewann auch ein ſcheinbar geringfügiger Gegenſtand ſymboliſche Bedeutung und bereicherte die Anſchauung von der Welt. Dieſe Erfahrung machte Goethe in Frankfurt, und Schiller, dem er ſie mitteilte, erklärte ſie folgendermaßen:

Es iſt ein Bedürfnis poetiſcher Naturen, wenn man nicht überhaupt menſchlicher Gemüter ſagen will, ſo wenig Leeres als möglich um ſich zu leiden, ſo viel Welt als nur immer

Friedrich Hölderlin
Nach einem Guaſchebild von Franz Karl Hiemer, 1792
(Phot. Schiller-Nationalmuſeum. Marbach)

Goethe in Rapps Hauſe in Stuttgart
Nach einem Scherenſchnitt von Luiſe Duttenhofer
Schiller-Nationalmuſeum, Marbach)

angeht, ſich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erſcheinungen zu ſuchen und überall ein Ganzes der Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und mithin in poetiſcher Hinſicht gehaltlos, ſo wird ſich das Ideen-Vermögen daran verſuchen und ihn von ſeiner ſymboliſchen Seite faſſen, und ſo eine Sprache für die Menſchheit daraus machen. (7. Sept. 1797.)

Goethe ſammelte alſo bei ſeiner jetzigen Reiſe einesteils Stoff für Zeiten poetiſcher Stimmung, andernteils Eindrücke ſymboliſchen Gehalts zur Erweiterung der Lebens-, Welt- und Menſchenkenntnis, und nicht eher wollte er heimkehren, als bis er „wenigſtens eine Sattheit der Empirie“ empfunden habe, da eine Totalität ausgeſchloſſen ſei.

*

In der Frühe des 25. Auguſt verließ Goethe Frankfurt und fuhr weiter nach Stuttgart, der nächſten längeren Aufenthaltsſtation ſeiner Reiſe. Der Weg führte über Darmſtadt, Heidelberg, Heilbronn und Ludwigsburg. Getreu ſeinem Vorhaben, zeichnete er alles auf, was irgendwie ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Um dieſe Vielgeſtaltigkeit zu zeigen, mögen einige Auszüge aus ſeinem Tagebuch hier zum Abdruck gelangen.

Den 25. Früh nach 7 Uhr von Frankfurt. Auf dem Sachſenhäuſer Berge vieler und wohlgehaltener Weinbau, nebliges, bedecktes, angenehmes Wetter. Die Chauſſee mit Kalkſtein ausgebeſſert. Hinter der Warte Wald. Der Kletterer, der mit dem Strick und zwei Eiſen an den Schuhen auf die ſtarken Buchen ſtieg. Welſches Dorf. Totesliegendes an der Chauſſee aus den Hügeln bei Langen. Sprenglingen. Baſalt im Pflaſter und auf der Chauſſee bis Langen, muß ſehr häufig in dieſer flach erhobenen Gegend brechen wie drüben bei Frankfurt; ſandiges, fettes, flaches Land, viel

Feldbau aber mager. Ich ſah ſeit Neapel zum erſtenmal wieder die Kinder auf der Straße die Pferdeexkremente in Körbchen ſammeln .... Bensheim. Heppenheim. Man iſt mit der Ernte in dieſer Gegend wohl zufrieden. Zwei ſchöne Ochſen, die ich beim Poſtmeiſter ſah, hatte er im Frühjahr für 23 Karolinen gekauft. Jetzt werden ſie für 18 zu haben ſein. Die Kühe ſind im Preiſe nicht gefallen .... Hemsbach. Die Birnbäume hingen unglaublich voll. Beim Purpurlicht des Abends waren die Schatten beſonders auf dem grünen Graſe wunderſam ſmaragdgrün. Man paſſiert zum erſtenmal wieder ein Waſſer von einiger Bedeutung, die Wüſchütz, die bei Gewittern ſehr ſtark anſchwillt. Weinheims ſchöne Lage und Schlöſſer. In Heidelberg abends $9^1/_2$ eingekehrt in den „Drei Königen“; der „goldene Hecht“, der vorgezogen wird, war beſetzt.

Den 26. Auguſt. (Nach einer ausführlichen Schilderung der Lage Heidelbergs Beobachtungen über öſterreichiſche Offiziere an der Table d'hôte.) Sie laſen in einem Brief, worin einem neuen Eskadronchef von einem humoriſtiſchen Kameraden und Untergebenen zu ſeiner neuen Stelle Glück gewünſcht wird; unter andern ſehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichſte: Offiziere und Gemeine gratulieren ſich, endlich aus den Klauen der Demoiſelle Roſine erlöſt zu ſein. Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten der Proprietärs zur Sprache aus eigener Erfahrung. Einer fand grüne Schabracken mit roten Borten bei ſeiner Eskadron und fand dieſe Farben ganz abſcheulich und befahl in Gefolg dieſes Geſchmacksurteils ſogleich, daß man rote Schabracken mit grünen Borten anſchaffen ſolle. Ebenſo befahl er auch, daß die Offiziere Hals- und Hoſenſchnallen völlig überein tragen ſollten, und daß der Oberſt alle Monate genau darnach zu ſehen habe.

Sinzheim, den 27. Auguſt .... Sinzheim hat ſchöne Wieſen und Felder, viel Kleebau, und alles iſt Stallfütterung. Sie haben auch von der Viehſeuche viel gelitten, in der Nachbarſchaft graſſiert ſie noch. Die Gemeine hat das Recht, zuſammen tauſend Schafe zu halten, es iſt verpachtet

mit einer Anzahl Wieſen, dieſe zu überwintern; ſie werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Wenn das Grummet von den Wieſen iſt, kommt erſt das Rindvieh drauf; die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat, und betreiben ſie bis Georgentag. Es iſt eine Adminiſtration hier, welche die ehemaligen Kirchengüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewiſſen Proportionen teilnehmen. Eine Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch und die Scheite 4 Fuß lang, koſtet bis ans Haus 18 fl., das Pfund Butter koſtet gegenwärtig 30 Kreuzer, in Heidelberg 48 Kreuzer.

Heilbronn, den 28. Auguſt. (Nach einer ausführlichen Beſchreibung der Stadt und Städteverfaſſung) .... Die Obrigkeit beſteht aus lauter Proteſtanten und Studierten. Sie ſcheint ſehr gut zu haushalten, denn ſie hat die bisherigen Kriegslaſten ohne Aufborgung oder neue Auflagen beſtritten. Einer Kontribution der Franzoſen iſt ſie glücklich entgangen. Sie war auf 140 000 Gulden angeſetzt, die auch ſchon parat lagen. „Jetzt werden alle Vorſpanne, welche die Öſterreicher verlangen, aus dem Ärario bezahlt, und die Bürger verdienen dabei. Das beſte Zeichen einer guten Wirtſchaft iſt, daß die Stadt fortfährt Grundſtücke zu kaufen, beſonders von fremden Beſitzern in der Nachbarſchaft. Hätten die Reichsſtädte in früherer Zeit dieſen großen Grundſatz von den Klöſtern gelernt, ſo hätten ſie ſich noch ſehr erweitern und zum Teil manchen Verdruß erſparen können, wenn ſie fremde Beſitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen .... Was die Abgaben betrifft, ſo ſollen die Grundſtücke ſehr gering, das bare Vermögen hingegen und die Kapitalien hoch belegt ſein. Es gibt hier große und wohlgebildete Mädchen. Die Mägde ſehen größtenteils ſchmutzig aus, weil ſie mit zur Feld- und Stallarbeit gebraucht werden.

Ludwigsburg, den 29. Auguſt .... Das bekannte geräumige Schloß ſehr wohnbar, aber ſowohl das alte als das neue in verhältnismäßig böſem Geſchmack ausgeziert und möbliert. Im neuen gefielen mir die äqualen Parketts von eichenem Holze, die ſich ſehr gut gehalten hatten. Wahrſcheinlich waren ſie nicht geriſſen, weil die Etage an den

Garten stößt und nur wenig über ihn erhoben ist; gegen den Hof aber ist sie um den ganzen Unterstock erhoben; diese Zimmer können also nicht so ganz vollkommen trocken sein .... Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, Zeuge von dem Geiste des Erbauers, der sich und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte .... Von Ludwigsburg um 5 Uhr abgefahren .... Man fährt hinab nach Zuffenhausen, rechts liegt Feuerbach in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen; fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang sah man Stuttgart; seine Lage in einem Kreise von sanften Gebirgen machte in dieser Tageszeit einen ernsten Eindruck.

Goethe blieb in Stuttgart eine ganze Woche. Wie es in Frankfurt *seine* Freunde gewesen waren, die er aufgesucht hatte, so machte er jetzt Schillers Jugendfreunden, mit Empfehlungen des Letzteren ausgerüstet, seine Aufwartung. Eine ähnliche Rolle wie Städel in Frankfurt spielte Gottlob Heinrich Rapp in Stuttgart. Er war ein reicher Handelsherr und zugleich ein Kunstfreund und Sammler. Auch zeichnete er selbst mit Talent und Geschick Landschaften. Rapp brachte seinen Gast zu seinem Schwiegersohn Dannecker, und hier sah er den Originalabguß von Schillers Büste, deren Wahrheit und Ausführlichkeit sein Erstaunen erregten. Er hielt dem Vergleich mit dem in Schillers Besitz befindlichen Abguß nicht stand, und wenn die Ausführung in Marmor so geriete, so müßte — meinte Goethe — ein sehr bedeutendes Bildnis entstehen. Er besichtigte auch die übrigen Arbeiten Danneckers, die er sehr gefällig fand, nur litten sie — schrieb er an den Jenaer Freund —

woran alle Modernen litten: an der Wahl des Gegenstandes.

Diese Materie, die wir bisher so oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriff erheben können.

(An Schiller, 30. August 1797.)

Goethe stattete auch den andern namhaften Stuttgarter Künstlern Besuche ab, dem Bildhauer Philipp Jakob Scheffauer, der gerade damit beschäftigt war, eine schlafende Venus, die ein Amor aufdeckt, in Marmor auszuführen, dem Kupferstecher Johann Gotthard Müller, der einen Stich von Graffs Selbstporträt anfertigte, dem Landschaftsmaler Adolf Friedrich Harper und dem Historienmaler Philipp Friedrich Hetsch. Dieser war nicht anwesend, aber seine Gattin ließ die Gäste in den Arbeitssaal treten, und hier erblickte Goethe ein in der Entstehung begriffenes Gemälde, dessen Vorwurf der „Messiade" entlehnt war und das sich auf die Unterredung Marias mit Porcia, der Frau des Pilatus, über die Glückseligkeit des ewigen Lebens bezog. Der Künstler hatte die beiden Frauen nach der Natur gemalt, und zwar für die Porcia eine gefühlvolle herrliche brünette Römerin und für die Maria eine blonde, gute, weiche Deutsche zum Modell genommen. Dieser Naturalismus verdroß Goethe; denn nach seiner Ansicht durften in einem solchen Bild keine individuellen Züge erscheinen und er tadelte, daß hier der bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern wollte.

Unter den Stuttgarter Künstlern erregte Goethes be-

sonderes Interesse der Bildhauer Antonio Isopi, den Karl Eugen nach Württemberg berufen hatte. Isopi, ein sehr temperamentvoller Mensch, der leidenschaftlich die Franzosen haßte, erinnerte Goethe in gewissem Sinne an Cellini, obschon er nichts von der Roheit seines Landsmannes besaß. Diese Ähnlichkeit erstreckte sich nicht nur auf gewisse Wesenszüge, sondern auch auf die Kunst. Er war wie jener ein überaus phantasiereicher Kleinplastiker, nur daß er als Material nicht Metall, sondern Marmor und Alabaster verwandte. So hatte er zwei Alabastervasen verfertigt, bei denen die Henkel sehr originell durch Tiere dargestellt waren, zwei Kunstwerke, die Goethe mit größter Bewunderung betrachtete. Isopi schuf die Modelle für die Stuckornamente der neugebauten Teile des herzoglichen Schlosses. Diese Gipsarbeiten zu sehen, war für Goethe höchst lehrreich und „merkwürdig, besonders wie die freistehenden Blätter der Rosen und die Vertiefungen der hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Teilen zusammengesetzt werden, wodurch sehr schöne und durch Schatten wirksame Vertiefungen entstehen". Isopi vermied in Gemeinschaft mit dem jungen Maler Nikolaus Friedrich Thouret, der sich zugleich als beachtenswerter Architekt erwies und mit Geschmack den Schloßbau leitete, die Hauptfehler der alten Deckendekorationen, daß sie gleichsam für sich allein stehen und mit dem Untern nicht korrespondieren. Er war auf geschickte Übergänge bedacht; deswegen wollte er Kranzgesimse niemals unmittelbar an der Decke haben. Goethe betrachtete die architektonischen und dekorativen Arbeiten jener beiden Künstler mit besonderer Aufmerksamkeit, und zwar im

Hinblick auf ihre mögliche Verwendbarkeit bei dem weimarer Schloßbau. Thouret machte als Architekt auf ihn einen ausgezeichneten Eindruck. Dieser lebhafte, ebenso phantasievolle wie kenntnisreiche Künstler schien ihm der gegebene Mann für Weimar zu sein. Er versuchte darum Thouret auszuforschen, wie er sich zu einer Berufung nach Thüringen stellen würde, und letzterer muß ihm wohl zu erkennen gegeben haben, daß er einem solchen Ersuchen nicht abgeneigt sei.

Zuvor hatte er sich bei Dannecker Rat eingeholt. Dieser Mann imponierte Goethe von vornherein sowohl als Künstler wie als Mensch. Er nannte ihn in einem Brief an Karl August „eine herrliche Natur" und, indem er hinzufügte, „er würde in einem reicheren Kunstelemente noch mehr leisten als hier, wo er zuviel aus sich selbst nehmen" müsse, wollte er gewiß leise andeuten, daß eine Berufung des Künstlers nach Weimar willkommen wäre. Dannecker fühlte sich gleichfalls zu Goethe hingezogen. Er war in Stuttgart sein treuester Gesellschafter und umsichtigster Cicerone. Sie gingen spazieren und unterhielten sich über Kunst und Kunstwerke, besichtigten Bauten, Galerien und Sammlungen und machten einen Ausflug nach dem Schloß Hohenheim, das in seiner Weitläufigkeit mitsamt den unruhigen, verschnörkelten, von einer kleinlichen Phantasie beherrschten Gartenanlagen Goethe wenig befriedigte. Dannecker fühlte sich durch Goethes Umgang sehr angeregt und gefördert. Wie er Wilhelm von Wolzogen später gestand, war ihm manches, was er bisher dunkel empfunden hatte, durch ihren Gedankenaustausch erst klar geworden und hatten einige von Goethe ausge-

sprochene Ansichten Gesetzeswert für ihn erlangt. Stolz erwähnte er das Kompliment, das ihm der Dichter gemacht habe mit den Worten: „Nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte."

Goethe konzentrierte bei seinem Stuttgarter Besuch das Interesse vor allem auf die Kunst. Die wissenschaftliche Betätigung fiel ihm hier nicht sonderlich auf; sie schien „mit der Karlsakademie wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu sein". Aber der Kunst war dafür durch den prachtliebenden Herzog Karl Eugen eine breite, obschon nicht glückliche Entwicklung gewiesen worden, die sich jetzt noch auffällig auswirkte und über deren gegenwärtigen Zustand Goethe Karl August einen eingehenden Bericht erstattete. Die Architektur ließ, nach seiner Meinung, am meisten zu wünschen übrig. Hier zeigte sich, was der Herzog bei seinem Streben nach einer gewissen Größe hätte herstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen wäre. Allein er war nur auf Schein, Repräsentation und Effekt bedacht, und diesem Verlangen entsprach auch die von ihm gepflegte Baukunst. In einer Hinsicht trug seine Prachtliebe doch Früchte; denn indem er den niederen Zweck im Auge hatte, mußte er doch indirekt die höheren fördern. Er mußte talentierte junge Leute, Bildhauer und Maler, nach Paris und Rom zur Ausbildung schicken, und diese kamen als achtbare Künstler zurück und entfalteten nunmehr eine rege Tätigkeit. So begannen die späteren und besseren Früchte erst jetzt, nach dem Tode des Herzogs, zu reifen. Sehr schlecht war es mit dem Theater bestellt. Das Ballett konnte man allenfalls noch gelten lassen, das

Schauspiel dagegen befand sich in einem Zustand völliger Stagnation. Goethe diktierte über dasselbe Folgendes in sein Tagebuch:

Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit und Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick, die Meubles auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Deklamation in jeder Art Ausdruck irgendeines Gefühls oder höheren Gedankens, daß man sich ebenso 20 Jahre und länger zurückversetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger, der auch nur sich irgend zu seinem Vorteil auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agieren, und doch wüßte ich nicht zu sagen, ob von einem irgend für die Zukunft was zu hoffen wäre. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, sowohl Schauspieler und Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Karl herschreiben und auf zeitlebens pensioniert sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vorteil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjekte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Besser als auf dem Theater sehen die Zustände im Bereich der Musikpflege aus. Zu Herzog Karls Lebzeiten war Nicolo Jomelli hier als Komponist und Operndirigent tätig gewesen. Er hatte in den Stuttgartern eine starke Vorliebe für die italienische Musik wachgerufen und diese wirkte noch nach, so daß deutsche Musik sich nur schwer durchsetzen konnte. Schillers einstiger Jugendfreund und Mitschüler von der Karlsschule, Johann Rudolf Zumsteeg, der jetzt Hofkapellmeister war, gab sich jedoch hierzu die redlichste Mühe. Zumsteeg war selbst Tonschöpfer und pflegte insbesondere

die Balladenkomposition. Er wurde auf diesem Gebiet ein Vorläufer Schuberts und Löwes. Goethe besuchte den Musiker, der gerade damals den von ihm übertragenen Ossiangesang „Colma" im „Werther" als Kantate vertonte. Der Komponist spielte sie vor, und der Dichter mußte gestehen, daß das Ganze eine gute Wirkung tat. Goethe gab Zumsteeg ein unterwegs entstandenes lyrisch-balladenartiges Gedicht, das dieser sofort in Musik setzte. Es hieß der „Junggeselle und der Mühlbach".

Während seiner Fahrt nach Stuttgart war Goethe in Heidelberg die Idee zu einem neuen poetischen Genre aufgegangen: Liedern in Gesprächsform. Es gab in der Volksliederliteratur „recht artige Sachen von dieser Art", und Goethe meinte, es ließe sich in dieser Form manches sagen, man müsse nur erst sich in sie hineinfinden und ihr das Eigentümliche abgewinnen. Solche volkstümlichen Gedichte in Dialogform waren in allen Sprachen vorhanden. Sie nahm er sich zum Vorbild bei den beabsichtigten Liedern, die zusammen einen kleinen Roman ergeben sollten, der vielleicht auch zu einem Operettenlibretto zu gebrauchen war. Das Erste — nach altenglischem Muster — schildert die Begegnung eines Edelknaben mit einer Müllerin, auf deren Verführung er es abgesehen hat; sie aber weiß ihn klug abzuweisen, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, daß derjenige, der die artige Müllerin küsse, auf der Stelle verraten sei, und erteilt ihm auf schelmische Weise den Korb:

Euer schönes, dunkles Kleid
Tät mir leid,
So weiß zu färben.

Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe nur den Müllersknecht,
An dem ist nichts zu verderben.

Das zweite behandelt ein zartes inniges Zwiegespräch zwischen einem Junggesellen und einem Mühlbach über die schöne Müllerin, an die beide in leidenschaftlicher Sehnsucht denken müssen. Goethe hat in diesem Gedicht den altdeutschen Ton wunderbar getroffen. Das läßt sich von dem dritten Gedicht „Der Müllerin Reue", das den altspanischen Romanzenton treffen will, nicht behaupten. Weder ist das Kolorit spanisch, noch ist die Form volkstümlich. Die theatralische Aufmachung — die Verwandlung der Müllerin in eine Zigeunerin, um den verratenen Liebhaber wieder zu versöhnen, — erscheint allzu gekünstelt für den beabsichtigten Zweck. Da die Reue der Müllerin nicht recht verständlich wirkt, dichtete Goethe später noch ein viertes Lied in französischer Manier hinzu, das den Verrat der Müllerin zum Ausdruck bringt, das aber auch nicht als gelungen bezeichnet werden kann. Es ist schade, daß Goethe nicht den altdeutschen Charakter in allen vier durchhielt. Dann wäre in der Tat ein einheitlicher kleiner Liebesroman in Versen entstanden. Jedenfalls gab Goethe mit diesen ganz aus den Eindrücken süddeutscher Gebirgslandschaft entstandenen Gedichten den Anstoß zu der bis in die Tage Eichendorffs und Wilhelm Müllers viel beliebten Müllerinnen-Poesie.

*

Nachdem Goethe in Stuttgart noch Besuche bei dem preußischen Gesandten von Madeweiß, dem Legations-

rat Abel und verschiedenen Eigentümern beachtenswerter Kunstsammlungen abgestattet und sogar einen Ausflug in das nahegelegene kaiserliche Lager unternommen hatte, setzte er in der Frühe des siebenten September seine Reise nach Tübingen fort. Hier lebte der Verleger Cotta, der ihn eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen. Er fand in Cotta einen sehr liebenswürdigen Hausherrn, der sich die eifrigste Mühe gab, seinem Gast den Aufenthalt in Tübingen angenehm zu machen, der ihm die Stadt zeigte und ihn mit den prominenten Persönlichkeiten zusammenführte. Je näher Goethe Cotta kennen lernte, desto besser gefiel er ihm. „Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise", schrieb er an Schiller, „hat er so viel Mäßiges, Sanftes, Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist." Goethe lernte ferner die Professoren der Tübinger Universität kennen, „in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden schienen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Zirkulation nötig hätten". Trotz solcher verdienstvoller Männer und beachtenswerter finanzieller Unterstützungen für die verschiedenen Institute erschien die Universität selbst Goethe sehr schwach und veraltet. Er verglich die großen Stiftungen mit den gewaltigen Gebäuden, in die sie eingeschlossen waren; sie standen wie ruhige Kolosse auf sich selbst gegründet und brachten keine lebhafte Tätigkeit hervor, deren sie zu ihrer Erhaltung nicht bedurften.

In Tübingen interessierten unsern Reisenden vor allem die naturwissenschaftlichen Sammlungen. Er unterhielt

sich mit dem Chemiker Professor Kielmeyer über Anatomie und Physiologie organischer Naturen und besichtigte bei ihm meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen; er besuchte ferner das Naturalienkabinett des Professors Storr, das sich durch eine besonders reiche Kollektion von niederen Seetieren auszeichnete. Endlich setzte er seine Betrachtungen über die Glasmalerei fort, die er schon in Stuttgart zu diktieren begonnen hatte und die ihm einige Aufschlüsse zu seiner Farbenlehre gaben. Der Chor der Tübinger Kirche besaß nämlich einige sehr schöne farbige Glasfenster, und diese boten Goethe Gelegenheit zu Studien über die Grundbedingungen der Glasmalerei, die er später in der Schweiz nach mancherlei Richtung hin ergänzen konnte.

Am 16. September verließ Goethe Tübingen und fuhr über Hechingen und Bahlingen nach Tuttlingen, wo er Nachtquartier nahm. Unterwegs machte er wie üblich seine Beobachtungen über das Gelände, die Bodenformation, die Lage der durchpassierten Ortschaften und irgendwelche auffällige Gebräuche der Bewohner. Als er in der Frühe des nächsten Tages weiterfuhr, kam er auf badischen Boden. Rechts von ihm lag das Donautal tief im Nebel wie ein großer See; dahinter tauchte der Schwarzwald auf, vor ihm aber tat sich, als der Nebel verschwand, die Aussicht auf den Hohentwiel und den Bodensee allmählich auf. In der Ferne erschienen auch schon die Spitzen der Berge von Graubünden. In Hilzingen wurde am Nachmittage die schweizerische Grenze erreicht. Nachdem ein österreichischer Wachtmeister die Pässe revidiert und der

Amtsschreiber einen Kautionsschein ausgestellt hatte, daß die Pferde wiederkommen würden, ging die Fahrt nun durch ein anmutiges Reben- und Gartengelände nach Schaffhausen weiter, wo der Reisende mit seinem Begleiter Geist am Abend anlangte und im Gasthof zur „Krone" abstieg[1]).

*

Das Erste, was Goethe am nächsten Morgen unternahm, war ein Ausflug nach dem berühmten Wasserfall. So stand er wieder „vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins", wie einst vor 22 Jahren, als er ihn zum erstenmal erblickte, aber doch mit ganz anderen Augen wie jetzt. Es war für ihn nicht mehr bloß ein schönes Naturwunder, sondern zugleich ein Phänomen, das den Entdecker und Optiker zum Nachdenken anregte. So interessierte ihn die Frage, warum das Wasser grün sei, als er von dem hölzernen Vorbau den Wasserfall betrachtete. Er machte darüber seine Notizen: „Schnelle Wellen, Flockengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedender Strudel im Kessel." Unwillkürlich wurde er an die Stelle in Schillers „Taucher" erinnert:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;

[1]) „Goethes Schweizer Reisen" hat Wilhelm Bode sehr ausführlich in einem gleichnamigen Buche beschrieben (H. Haessel, Verlag, Leipzig 1922). Wenn ich mich in den nachfolgenden Abschnitten an Bodes Schilderungen zuweilen anlehne, so geschieht es nur, um dem Begründer und Anfänger dieser Goethebiographie hier noch einmal das Wort zu geben.

Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finsteren Schoße.

Wie naturwahr hatte doch der Freund, der nur die kleinen Wasserstürze der Mühlen kannte, diese Erscheinung beschrieben! Goethe versuchte nun auf der Stelle das Phänomen in seinen Teilen und im Ganzen, wie es sich ihm darstellte, zu fassen und die Ideen, die es errege, aufzuzeichnen. Als wichtigste „erregte" Ideen notierte er: „Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung. Bleiben, Dauer. Bewegung. unmittelbare Ruhe nach dem Fall". Die Beleuchtung war sehr günstig. Das Sonnenlicht teilte die Massen, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende, verkörperte die ungeheure Bewegung und deutete im Dunst einen Regenbogen an. Das Streben der Ströme gegeneinander schien gewaltsamer zu werden, weil man nun ihre Richtung und Abteilungen genauer sah:

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheuer muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben.

Goethe ließ sich nun auf die andere Seite übersetzen, um auch von dort das Schauspiel zu genießen, das zwar nicht so imposant, aber herrlich genug blieb. Nach der Rückkehr trat er von neuem auf die an den Sturz herangebaute Bühne und empfand jetzt das Farbenspiel noch stärker und schöner als zuvor. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit. Bei Sonnen-

untergang kehrte Goethe wieder und verweilte abermals lange auf dem bretternen Gerüſt.

In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenſpiel herrlich. Von dem großen überſtrömten Felſen ſchien ſich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunſt des herunterſtürzenden Schaumes entſtand. Die untergehende Sonne färbte einen Teil der beweglichen Maſſen gelb, die tiefen Strömungen erſchienen grün, und aller Schaum und Dunſt war licht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenſpiel in dem Augenblick der ſinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung ſchien ſchneller, wilder und ſprühender zu werden. Leichte Windſtöße kräuſelten lebhafter die Säume des ſtürzenden Schaumes. Dunſt ſchien mit Dunſt gewaltſamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erſcheinung immer ſich ſelbſt gleich blieb, fürchtete der Zuſchauer dem Übermaß zu unterliegen und erwartete als Menſch jeden Augenblick eine Kataſtrophe.

Tief befriedigt von ſeinem Aufenthalt in Schaffhauſen brach Goethe in der Frühe des 19. September auf, um nach einer an poetiſchen Gedanken reichen Fahrt gegen ſechs Uhr in Zürich einzutreffen. Nicht ohne Wehmut und Ingrimm betrat er diesmal die Stadt, die einesteils ſchöne Jugenderinnerungen in ihm weckte, anderenteils aber auch ihn an ſeine ſchwere Enttäuſchung mit Lavater mahnen mußte. Den erſten Gang, nachdem er ſich im „Gaſthof zum Schwert“ einquartiert und ſeine Ankunft an Meyer in Stäfa gemeldet hatte, war nach dem Schönenhof zu Frau Barbara Schultheß. Sie allein hatte ihm keinen Grund zum Ärger oder Zorn gegeben, und Goethe glaubte zu der Annahme berechtigt zu ſein, daß ſie nach wie vor treu an ihm feſthielt. Aber beim Wiederſehen mit der alten Freundin wollten ſich die

Joh. Fr. Cotta, Freiherr von Crottendorf
Lithographie nach einem Gemälde von K. J. Th. Leybold

Der Rheinfall bei Schaffhausen

Zeichnung von W. H. Bartlett. Stich von J. C. Armytage

Vertraulichkeit und Herzlichkeit, die sie bei ihrem letzten Beisammensein in Konstanz ausgetauscht hatten, nicht recht einstellen. Goethe überwand seine Steifheit jetzt noch viel schwerer als in jüngeren Jahren, und wie hätten sie auch miteinander vertraulich reden können, ohne von Christiane, von dem kleinen August, von Lavater und von Goethes Ausfällen gegen ihn zu sprechen? Sie stand jetzt sogar in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnis zu dem Züricher Propheten, denn der Prediger Georg Geßner, der in erster Ehe mit einer Tochter Barbaras vermählt gewesen war, hatte nun Lavaters Tochter zur Frau. Natürlich fragte die Schultheß ihren Gast, wie er es denn mit seinem alten Freunde halten werde. Allein Goethe erwiderte, er wolle ihn nicht sehen und fügte einige harte Worte hinzu. Dadurch war gleich eine etwas peinliche Atmosphäre geschaffen. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, man sprach nur über gleichgültige Dinge, kurzum, man trennte sich etwas steif und formell. Die treuherzige, gerade und ehrliche Barbara empfand diese Entfremdung schmerzlich. Noch an demselben Abend, als Goethe mit dem Landvogt Im-Turm aus Schaffhausen und mit einem Züricher Aristokraten an der Gasthofstafel saß und sich über Italien mit ihm unterhielt, schrieb sie ihm ein Zettelchen:

Lieber! Soll ich Dir nicht gestehen, daß eine gewisse Mißstimmtheit, die ich kaum bei Deinem Dasein bemerkte, erst da Du fort warst, tiefer fühlte, mich sehr betrübt? Der Himmel ist so schön, die Natur nur wohltuend, und wir sind schuld, daß uns der Tag trüb sein soll!

Und in der Stimmung Dich wieder weitergehen zu lassen, willst Du das auf mich legen? Und nicht noch eine Stunde

den Morgen kommen, daß wir mit andern Gefühlen uns Lebewohl sagen? Ich kann mir's nicht denken.

Aber Goethe kam nicht und entschuldigte sein Ausbleiben mit seiner bevorstehenden Abreise. Er ging zwar am Nachmittage durch die Anlagen nach dem Schönenhof zu, doch ehe er bis dorthin gelangt war, machte er kehrt. Auf dem Rückwege sah er plötzlich eine wohlbekannte Gestalt in der Allee auf ihn zukommen: den Kranich. Diesen Spitznamen hatte Lavater seines Ganges wegen. Goethe bog vom Wege ab, um ihm auszuweichen; und so ging der Prophet ahnungslos in seiner Nähe vorüber.

Als Goethe eben im Gasthof angelangt war, kam Heinrich Meyer. Nach zweijähriger Trennung sahen sich die Freunde wieder. Obwohl sie sich in Briefen über ihre Erlebnisse und Arbeiten ziemlich ausführlich unterrichtet hatten, gab es für sie doch noch eine solche Fülle von Gesprächsstoff, daß er für Monate ausreichte. Aber nicht in Zürich, sondern in Stäfa wollte man sich darüber eingehend unterhalten. Den letzten Abend in Zürich verbrachte man im Gasthof. Als Dritter gesellte sich zu ihnen bei der Tafel noch ein kaiserlicher Hofrat aus Wien: der große Geschichtsschreiber und Politiker Johannes von Müller. Während sie sich beim Weine unterhielten, saß Frau Barbara in ihrer einsamen Witwenstube, bekümmert darüber, daß ihr Freund nicht gekommen war, und schrieb an ihn:

Lieber! So vermögen auch wir, auch Du nichts gegen das Schicksal? Denn Du hättest doch kommen sollen! Ich danke Dir noch für Dein Heutiges. Meine Seele ist vielfach verwundet.

Ich freue mich, in mir zu fühlen, daß ich mir immer gleich bleiben werde. Du mußt etwas von mir mit Dir haben: ich weiß Dir nichts Besseres zu geben als Dich selbst. Bewahre mir den Schatz[1]) und sende ihn mir bald wieder. Lebe wohl! Ach, heute am Fenster gegen den See hättest Du die Beleuchtung sehen sollen! Du wareſt so nahe — und nicht da! Ich werde Dich abfahren sehen. Lebe wohl.

Am 21. September fuhren Goethe und Meyer am östlichen Seeufer entlang nach Stäfa. Mittags wurde bei einem alten Bekannten, dem wohlhabenden „Freihauptmann" Johannes Escher, auf dessen Landgut Herrliberg Einkehr gehalten. Escher besaß große Kunstschätze, die er Goethe und Karl August bei ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Zürich gezeigt hatte. Abends trafen die Reisenden in dem stillen und schönen Stäfa ein. Nun waren die beiden Freunde allein und konnten sich nach Herzenslust über alles aussprechen. Die nächsten Tage waren ganz von diesen Mitteilungen ausgefüllt, die man teils auf Spaziergängen, teils in der behaglichen Wohnstube beim Besichtigen der von Meyer mitgebrachten Schätze miteinander austauschte. Es war noch nicht alles beisammen, aber das, was Goethe schon jetzt an Kopien, Entwürfen, angekauften Kunstwerken und Beschreibungen sah, erfüllte ihn mit Freude und entlockte ihm Worte der Anerkennung und Bewunderung. Aber man sah auch, daß die Aufgabe, die man sich gestellt hatte und derenthalben Meyer hauptsächlich nach Italien gegangen war — ein großes allgemeines Werk über Italien herauszugeben —, sich als zu weitläufig erwies und die Kräfte zweier Männer überstieg. Nun

[1]) Vermutlich eine Abschrift einer seiner Dichtungen.

kam es darauf an, wertvolle Teile daraus abzulösen, die für sich bestehen konnten, und diese Teile in einzelnen Bänden oder in Zeitschriftenform unter das Publikum zu bringen. Man dachte an Aufsätze zur Bekämpfung des herrschenden schlechten Geschmacks und zur Aufklärung über die wahre Schönheit, wie sie am besten von den alten Griechen und Römern erkannt und verwirklicht worden war.

Auch in dem stillen Stäfa verlief das Leben nicht ohne Besuch und Gäste. Die Bekanntschaft mit einem Maler Djogg und dem Bannerherrn Zwicki aus Glarus vermerkte das Tagebuch. Ebenso einen Besuch bei dem Untervogt Rebmann, dem sog. Philosophen oben auf dem Berge, dessen Gartenanlagen sich eines weitverbreiteten Rufes erfreuten. Am Sonntag, dem 24. September, kamen zwei Züricher, der junge Maler Kaspar Escher, ein Sohn des oben Genannten, der Meyers Reisegefährte in Italien gewesen war, und ein kundiger Altertumskenner und Schulmann namens Jakob Horner. Mit ihnen wurde ein Ausflug nach der Insel Ufenau unternommen, wo Ulrich von Hutten einst sein abenteuerreiches Leben beschlossen hatte. Dann traf ein Freund Schillers, der junge Graf Purgstall, der in Zürich auf Goethes Nähe aufmerksam geworden war, in Stäfa ein. Purgstall hatte vor vier Jahren in Jena studiert und sich damals bei Reinhold tief in die Kantische Philosophie gestürzt. Jetzt kam er aus England über Frankreich und wußte von seinen Erlebnissen Ernstes und Scherzhaftes zu erzählen. Die Neigung des jungen Mannes zu Schiller, sein Verhältnis zu Kant und Reinhold und seine frühere Bekanntschaft mit Goethe

gaben gleich Anknüpfungspunkte zu einer breiten Unterhaltung.

Da Goethe nun einmal in der Schweiz war, wollte er auch etwas tiefer in das Land hinein und möglichst jene Stätten wiedersehen, die er seit seinen früheren Reisen in angenehmer Erinnerung hatte. Mit Meyer wurde darum eine gemeinsame Fußwanderung ins Gebirge verabredet, die am 28. September angetreten werden sollte. Ehe die Freunde aufbrachen, erledigte Goethe seine Korrespondenz. Barbara Schultheß konnte noch immer nicht begreifen, wie es möglich gewesen war, daß bei ihrer Begegnung mit Goethe keine herzliche und vertraute Stimmung sich eingestellt hatte. Sie fragte darum: „Sollte ein Verhältnis wie das unsere, das so schön, so rein ist, so viel Einziges hat, zugrunde gehen können?“ Und sie gab sich selbst gleich die Antwort:

Ich fühl es in mir: unmöglich; soll ich an Dir zweifeln? Nein! Alles in dieser Alles-zugrunde-richtenden Welt, aber das nicht.

Laß uns lieber alles, was wir einander zu sagen haben, frei und offen sagen! Die Liebe wird nicht beleidigen, die Liebe wird duldsam sein.

Als sie den Brief am 25. September abschickte, fügte sie noch die Bitte hinzu: „Sage mir bald ein Wort und behalte mich lieb.“ Nun mußte Goethe sich erklären, wenn er nicht herz- und taktlos der alten Freundin erscheinen sollte. Und er schrieb:

Du hast wohl recht; es kann niemand wissen, wie eigentlich dem andern zumute sei. Wenn aber gleich (und dafür sei der liebenden Natur gedankt!) kein Fensterchen unsere Brust wider unseren Willen durchsichtig macht, so sind doch die Worte

dem Menschen gegeben, daß er, wem er vertraut, zu seiner eigenen Zufriedenheit und mit Genuß sich offenbaren mag.

Wir waren zu karg: ein paar hundert Worte mehr hätten uns beiden drei Wochen Unbehaglichkeit erspart, da sie uns ebenso lange Zeit ein entschiedenes Vergnügen hätten verschaffen können. Alles ist mir bisher über meine Wünsche geglückt — außer das, was ich so lebhaft wünschte: mich mit Dir gleich und unmittelbar auf dem alten Fleck wieder zu finden.

Gleichzeitig mit dem Brief übersandte er Barbara die mitgenommenen Aushängebogen der ersten Hälfte seines epischen Gedichts „Hermann und Dorothea" und sprach den Wunsch aus, daß sie ihre Zweifel an dieser seiner letzten Arbeit, in der er den „ganzen laufenden Ertrag" seines Daseins verwandt habe, nachprüfen möge. „Sollte dieses Gedicht ein Mittler zwischen uns werden," schrieb er, „so würde mich seine Existenz um so mehr freuen."

Noch andere Briefe wurden diktiert: an Christiane, Cotta, Voigt und Schiller, in denen er über seine letzten Reiseerlebnisse Bericht erstattete. Dem Schreiben an Christiane fügte Goethe einen Zusatz mit eigener Hand bei, in dem er aussprach, daß er nichts sehnlicher wünsche, als daß ihre Liebe zu ihm sich immer gleich bleiben möge.

Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bei Dir zurück sein, Dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus Deiner Hand empfangen. Auch ist unser Plan gemacht, bald zurückzukehren und, wo nicht Ende Oktober, doch Anfang November in Frankfurt zu sein. Diese Nachricht wird Dich gewiß erfreuen, und noch mehr wirst Du Dich vergnügen, wenn Du uns wieder bei der guten Mutter weißt,

von da aus wir in wenigen Tagen bei Dir sein können. Sage aber niemanden noch davon und laß die Leute im Ungewissen, ob und wann ich komme. Denke mein und mache nicht zu viel Augelchen; am besten wäre es, Du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen.

*

Am 9. August hatte Goethe dem Freunde in Jena geschrieben, es sei nur gut, daß er das Seinige zum Musenalmanach schon beigetragen hätte, denn auf der Reise könne er so wenig hoffen einem Gedicht als einem Phönix zu begegnen. Die Müllerinnenlieder zeigten jedoch bald, daß die Reise ihn keineswegs unproduktiv machte. Und bei der Weiterfahrt von Tübingen nach Zürich steigerte sich sogar noch seine Schöpferkraft. So konnte er aus Stäfa an Schiller berichten:

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produziert habe. (25. September 1797.)

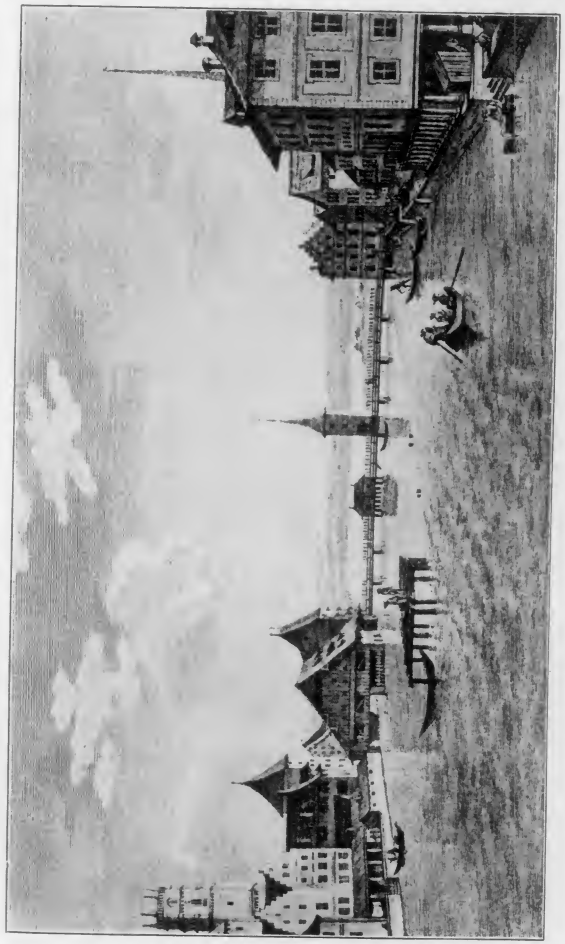
Zu diesen entstandenen Dichtungen gehörte die Elegie „Amyntas". Während der Fahrt von Schaffhausen nach Zürich hatte Goethe am Wege einen Apfelbaum bemerkt, der ganz von Efeu umwuchert war und dessen Krone eben deshalb nur wenige Früchte trug. Solche umrankten Bäume wurden in der „Griechischen Anthologie", die von Herder und Tobler kürzlich übersetzt worden war, als Sinnbilder treuer Liebe bezeichnet. Man konnte in ihnen aber auch Symbole guter, wohltätiger Menschlichkeit sehen, die ihre Lebenskraft zum

Wohle anderer spendet. Hatte nicht Goethe in seinem Leben sich mehrmals in einer solchen Lage befunden, die seiner Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit zuzuschreiben war? Ja, einige seiner Freunde — darunter Schiller — betrachteten, wenn sie es auch nicht aussprachen, in gewissem Sinne sein Verhältnis zu Christiane auch nicht anders als die Auswirkung solcher Eigenschaften und hätten es darum nicht ungern gesehen, wenn er die Hausgenossin von sich abgeschüttelt hätte. Darum rät Nikias — die Namen entlehnte Goethe einer Idylle von Theokrit — dem Amyntas, kurzen Prozeß zu machen und die Schmarotzerpflanze einfach von dem Stamm des Apfelbaumes wegzuschneiden. Aber als er das krummgebogene Messer faßt und eine Ranke nach der andern abschneiden will, da fleht der Baum selbst um Gnade für seinen an ihm zehrenden Gefährten. Wenn er auch durch ihn sterbe, so möchte er doch nicht ohne ihn sein. Und so antwortet auch der liebende und hilfsfreudige Mensch seinem klugen Berater:

Halte das Messer zurück, o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung: o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?

Ob Goethe sich noch mit anderen Gedichten in jenen Tagen beschäftigte, wissen wir leider nicht. Das Tagebuch verrät uns darüber nichts. Aber daß er auch im Verlauf der weiteren Reise sich zum Dichten aufgelegt fühlte, werden wir bald erfahren.

*



Zürich. Blick von dem Gasthof „Zum Schwert"
Zeichnung von Perignon. Stich von Née

Maria-Einsiedeln

Zeichnung von W. H. Bartlett. Stich von R. Wallis

Am 28. September traten Goethe und Meyer ihre Fußwanderung an. Sie ließen sich zunächst in einem Schifflein über den See nach Richterswil rudern. Von dort gingen sie über Hütten auf der großen Schweizer Kunststraße nach Einsiedeln, wo sie im Gasthof „Zum Pfauen" einkehrten. Goethe war einst mit den Brüdern Stolberg auch auf diesem Wege gewandert, während er mit Sinnen und Gedanken bei der schönen sechzehnjährigen Lili geweilt hatte. Wieviel Erleben lag doch zwischen jetzt und damals! Die Haimonskinder Stolberg, seine einstigen Freunde, waren nun seine erbitterten Feinde, und Lili, längst verehelicht und Mutter von einer stattlichen Kinderschar, lebte nach entbehrungsreichem schwerem Emigrantenlos wieder in Straßburg und erinnerte sich hin und wieder des ehemaligen Jugendfreundes in liebevoller Weise. Ihn aber trugen die Gedanken nicht in die Vergangenheit. Sentimentalen Regungen stand er fern — ihn beschäftigte jetzt nur das Gegenwärtige, alles das, was den Gelehrten und Forscher reizte: die Struktur des Erdbodens, die Betätigung der Menschen in Ackerbau und Industrie, das Ökonomische; das Malerische und Poetische kamen selbstverständlich auch nicht zu kurz.

In Einsiedeln wohnten die Reisenden am nächsten Tage, der mit dem Michaelisfest zusammenfiel, einem großen Hochamt bei, lauschten der sie wenig befriedigenden Musik, besichtigten die Sammlungen und setzten um 11 Uhr ihre Wanderung bei trübem und wolkigem Wetter fort. Sie gingen hinunter nach Schwyz, das mit seinen weißen Häusern anmutig in der grünen, von hohen Fruchtbäumen besetzten Landschaft lag. Von

Schwyz, wo sie nächtigten, wanderten sie nach dem lieblichen Brunnen. Hier schifften sie sich ein und fuhren nach Flüelen. Unterwegs stiegen sie an der Tellskapelle aus. In Altdorf, dem nächsten Rastort, wurden sie von einem starken Regen überrascht, der die Weiterwanderung in Frage zu stellen schien. Aber das Wetter klärte sich auf, doch die Bergspitzen, die gestern noch braun gewesen waren, trugen Schnee. Dieser Anblick inspirierte Goethe zu den Versen:

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Das Gefühl des herannahenden Alters beschlich den Dichter angesichts der Bergesgipfel, und es zieht durch die wenigen Verse die gleiche schwermütige Melodie, die Goethe schon in seinem Proömium zu „Hermann und Dorothea" anschlug. Nicht über Nacht verwandelt sich die braune Locke in eine weiße, aber doch auch allzuschnell. Freilich, noch stand Goethe auf dem Zenit des Lebens rüstig und frisch. Aber wie lange? mußte er sich fragen, da doch ein halbes Jahrhundert bald hinter ihm lag.

Als das Wetter sich aufgeklärt hatte, zögerten die Freunde mit der Weiterwanderung nicht länger. Wasen setzten sie sich heute als Ziel. Eine philosophierende alte Wirtin verkürzte ihnen hier den Abend durch ihre Familiengeschichte und die Geduldslehre, die sie ihnen

entwickelte. Um sieben Uhr am Montagmorgen begann das Steigen, das Betrachten und das schriftliche Festhalten der Eindrücke von neuem. Hatte Goethe auch schon zweimal in verschiedenen Lebensaltern diese Bergsteigung empfunden, so erschien sie jetzt beim drittenmal ihm doch wieder neu. Von Göschenen ging es aufwärts durch das Urner Loch über Andermatt nach Hospental, das mit seinem alten Turm völlig wie von altersher dalag, und dann wurde am nächsten Tag der Gotthard erklommen und in dem Hospiz das Mittagsmahl eingenommen. Der Pater Lorenzo lebte noch und zeigte sich so munter wie vor zweiundzwanzig Jahren. Man fragte ihn, wie es jetzt in Italien aussähe. Er wußte über Mailand gut Bescheid. Es sei alles nicht so schlimm, meinte er, wie die Gerüchte es darstellten. Gewiß blickte auch diesmal Goethe sehnsüchtig nach Süden hinunter. Aber er hatte sich nun schon längst den Italienplan aus dem Sinn geschlagen. Nicht daß ihn die politischen Wirren davon abhielten, die Reise zu unternehmen — nach dem, was er in letzter Zeit vernommen hatte, trug er von dieser Seite her keine Bedenken mehr, — aber andere Betrachtungen (in seinem Brief an Christiane aus Stäfa wurde die Unmöglichkeit einer so langen Entfernung von den Seinigen als Grund hingestellt) zogen ihn heim. Und so fiel ihm die Trennung von dem herrlichen Berggipfel nicht so schwer wie einst.

Am 4. Oktober wurde die Rückwanderung von Hospental begonnen, die wieder zurück nach Altdorf führte. Man fuhr jedoch mit dem Schiff nicht nach Brunnen, sondern nach Beckenried. Von hier ging man nach Buochs am See entlang weiter und dann durch das

Engelberger Tal nach Stans. So lernte Goethe endlich auch das Land Unterwalden kennen. In Stans-Stade ſtiegen unſere Reiſenden wieder zu Schiff und fuhren quer über den See nach Küßnacht. Dann wurde nach dem Zuger See gewandert, in dem Städtchen Zug übernachtet und am nächſten Tage, dem 8. Oktober, die letzte Strecke des Weges zurückgelegt. Am Abend war der Ausgangsort Stäfa erreicht.

*

Während ihrer ganzen Wanderung waren die Freunde von dem beſten Wetter begünſtigt geweſen. Jetzt trat Regenwetter ein, das faſt eine Woche anhielt. Das war recht dazu geeignet, in der ſtillen Häuslichkeit die geſammelten Eindrücke aufzuzeichnen, über neue Arbeiten nachzuſinnen, Bücher zu leſen oder vorzuleſen und zu disputieren. Die Freunde hatten auf ihrer Wanderung jene Gegenden der Schweiz berührt, an denen der Nimbus hiſtoriſch bedeutſamer Vergangenheit am ſtärkſten haftete: Brunnen, Altdorf, Flüelen, Rütli, Beckenried, Stans, Küßnacht. Alle dieſe ſagenumſponnenen Ortſchaften weckten durch ihre Standbilder und Gedenktafeln die Erinnerung an die geweſenen Freiheitskriege der Schweizer und deren Helden. Einer unter ihnen — Wilhelm Tell — hatte ſich der Volksphantaſie am lebendigſten eingeprägt. Überall wurde der Reiſende, der jene Gegenden aufſuchte, durch irgendein Vorkommnis an dieſe markante Sagengeſtalt gemahnt. Auch Goethe gab ſie inmitten dieſer grandioſen Gebirgsnatur zu denken. Nach Stäfa zurückgekehrt, war es darum ſein Erſtes, daß er ſich in Tſchudis Schweizer Chronik

vertiefte, um dem Charakter dieſes ſeltſamen Mannes auf den Grund zu gehen. Hier fand er freilich kaum mehr als die allgemein verbreiteten Sagen und einen Kupferſtich, der Tell vor dem Tyrannen und ſeinen Knaben mit dem Apfel auf dem Kopfe darſtellte. Die treuherzigen Geſchichten beſtärkten Goethe noch in dem Wunſch, den Tell dichteriſch zu verwerten. Er ſollte, wie „Hermann und Dorothea“, in Hexametern geſchrieben, aber trotz der tragiſchen Vorgänge in einem heiteren Sinne gehalten werden. Geßler ſollte nicht immer ein höhniſcher Tyrann, ſondern mitunter ein menſchlicher, freundlicher Mann ſein, wenigſtens gegen die Frauen. Tell war keineswegs als Patriot und Politiker gedacht, ſondern als ein Vertreter des in nächſter Nähe der Natur lebenden arbeitſamen, laſttragenden, herrenloſen, unbeſonnenen, groben und rechtſchaffenen Volkes, als eine Art Bär, ganz ähnlich den beiden Walliſern, die ihn und den Herzog einſt über die Furka nach Realp gebracht hatten, als ein Mann, dem es im Grunde gleichgültig iſt, wem er dient, deſſen Temperament aber aufwallt in jähem Zorn, wenn ſich der Fremdling in ſein eigenſtes Gebiet miſcht. Goethe war, wie er nach Jahren Eckermann berichtete, von dieſem Stoff damals ſo erfüllt, daß er ſchon gelegentlich ſeine Hexameter dazu vor ſich hin ſummte. Schiller wurde zuerſt über den Plan unterrichtet.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen[1]) ſich auch

[1]) Die Niederſchrift der naturhiſtoriſchen, geographiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe des Landes.

ein poetischer hervorgetan hat, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann. (14. Oktober 1797.)

Aber ein anderer poetischer Stoff drängte die Behandlung des Tell in den Hintergrund. Am 22. September war die neunzehnjährige Christiane Neumann-Becker nach längerem Leiden gestorben. Wenn man weiß, wie sehr Goethe an diesem begabten Theaterkinde hing, wie es unter seiner Obhut zur beachtenswerten Künstlerin herangereift war, so wird man ermessen können, wie schmerzlich ihr Verlust ihn berührte. An Böttiger, der ihm wahrscheinlich die Todesnachricht hatte zukommen lassen, schrieb er in kurzen gehaltvollen Worten, was die liebe Verstorbene ihm gewesen war.

Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.

Goethe hatte schon einmal einem Theatermitglied eine Nänie gesungen: Mieding, dem unersetzlichen Theatermeister in Thaliens Liebhabertempel. Jetzt galt es, eine Totenfeier einer Künstlerin zu halten, die der grausame Würger zu Beginn einer vielversprechenden Laufbahn aus ihrem Wirkungskreise herausgerissen hatte. Wenn er sie sich in ihren verschiedenen Rollen vergegenwärtigte, so standen sie alle lebhaft und eindrucksvoll vor ihm, zuletzt noch ihre Euphrosyne in der Zauberoper „Das Petermännchen" von Weigl. Unter diesem Namen wollte der Dichter sie auch in seiner Totenelegie feiern, und die imposante Gebirgslandschaft, durch die er vor kurzem gewandert war, sollte ihm als Hintergrund dienen. So bildete er, seine frischen Eindrücke von der Alpenwanderung mit den Erinnerungen an die Verstorbene verbindend, in den Hauptzügen die herrliche Elegie „Euphrosyne", die freilich erst im nächsten Jahre vollendet wurde.

Der Wanderer schreitet am tosenden Gebirgsstrom vorüber durch die Nacht dahin, als eine lichte Erscheinung vor ihm auftaucht, die sich ihm als Euphrosyne zu erkennen gibt.

Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.

Und nun zaubert das liebliche Kind den Reigen der Erinnerungen herauf und verweilt beſonders bei jener, wo ſie als Knabe Arthur vor dem glühenden Eiſen zu wenig Entſetzen zeigte und dann, durch die grimmige Glut der Augen ihres Meiſters erſchreckt, ohnmächtig zu Boden ſank, um in ſeinen Armen wieder zum Leben zu erwachen[1]). Voll inniger Liebe gedenkt ſie aller der klugen Unterweiſungen, die er ihr einſt gegeben hatte, und erzählt, wie ſie gern zum Volk die rührenden Reden ſprach, die er voller Gehalt ihren kindlichen Lippen anvertraute, wie ſie ſich unter ſeinen Augen gebildet und ihn im tiefen Gedränge ſtaunender Hörer herausgefunden habe. Und ſie fleht ihn an, er möge ſie nicht vergeſſen, und bittet um freundliche Gewährung eines Wunſches:

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneias
Reiche maſſenweiſ' Schatten, vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.

Und ſie malt ihren Stolz aus, wenn ſie als Genoſſin unter die göttlichen Frauen, die holden Geſchöpfe der tragiſchen Kunſt, treten kann und ſagen darf: „Bildete doch ein Dichter auch mich". Die lichte Erſcheinung verſchwindet, aber dem Wanderer erſcheint nun die Nacht tiefer als zuvor.

. . . die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender
Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.

[1]) Vgl. Band „Vereinſamung" dieſer Biographie S. 86 f.

Die Tellskapelle
Zeichnung von W. H. Bartlett. Stich von R. Wallis

Entwurf zu einem Grabdenkmal für Chriſtiane Neumann-Becker
Gezeichnet von H. Meyer, geſtochen von Duttenhofer
(Aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig)

Wehmut reißt durch die Saiten der Bruſt, die nächtlichen Tränen
Fließen; und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

So klang Goethes Nänie aus. Wunderbar hat er in ihr die antike Vorſtellung vom Tode, nach der die Verſtorbenen als ſchöne Schatten durch Hermes in die Unterwelt geleitet werden, mit der Stimmung perſönlichen Erlebens verwoben; zwanglos iſt die heitere Welt des Griechentums in die nordiſche Umgebung verpflanzt und mit echt helleniſcher Empfindungsweiſe die Tiefe modernen Gefühls erfaßt worden. Keine ſchmerzzerriſſene und verzweifelte Totenklage in der Art Oſſianſcher Heldendichtung tönt aus dieſen leicht und anmutig dahinfließenden Verſen, ſondern die ſanfte Melodie ſtiller, abgeklärter Trauer. Der liebreizenden Künſtlerin wurde durch dieſe Elegie ein bleibenderes Gedenken der Nachwelt zuteil als durch das kleine ſteinerne Denkmal, das Heinrich Meyer ſpäter entwarf und das in einem Garten zur Aufſtellung gelangte, wo es noch jetzt zuſammen mit der Grabſtätte am alten Jakobsfriedhof den Weimarpilger an den früh entſchlafenen Liebling des Dichters mahnt.

Vielleicht ſind auch noch die Anfänge der Ballade „Das Blümlein Wunderſchön“ in die Stäfaer Herbſttage zu ſetzen; denn den Stoff dazu fand Goethe ebenfalls in Tſchudis Chronik, die eine Notiz enthält, daß ein Graf zu Habsburg auf dem Turm zu Wellersberg bei Zürich gefangen gehalten worden ſei und in dem Gefängnis das Liedlein gemacht habe: „Ich weiß ein blaues Blümelein“. Für die während der Reiſe be-

gonnene Dichtungsart dialogiſierter Balladen war dieſe Erzählung ein trefflich geeigneter Vorwurf. Sie gab Gelegenheit zu einem Geſpräch des gefangenen Grafen mit den verſchiedenen Blumen, die vor ſeinem Fenſter blühten. In dem ſchlichten Ton des Volksliedes wird die Unterhaltung mit den einzelnen Blumen geführt, deren Weſensart charakteriſiert und ſchließlich dem Vergißmeinnicht als dem Sinnbild der treuen Gattenliebe von dem Gefangenen der Vorzug eingeräumt. Auch in dieſem balladesken Lied offenbart ſich Goethes Stilgefühl aufs feinſte. Vortrefflich iſt der Ton des Minneliedes getroffen, aber dieſes erſcheint nicht etwa nachgeahmt, ſondern nur in ſeiner Stimmung nachempfunden und zugleich der Geſchmacksrichtung einer neuen Zeit beſtens angepaßt.

*

Aus Goethes Tagebuch ſeiner Schweizerreiſe geht hervor, daß bei dem zweiten Aufenthalt in Stäfa die Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt eine große Rolle ſpielte. Meyer hatte in Italien die Kunſtſchätze der alten und mittleren Zeit ſehr genau aufgezeichnet und beſchrieben. Seine Niederſchriften konnten Material für eine Kunſtgeſchichte großen Stils bieten. Die Unterhaltungen über dieſes weitläufige Thema ergaben Anregungen zu mancherlei Aufſätzen, die Goethe nach ſeiner üblichen Arbeitsmethode bereits zu entwerfen und zu ſchematiſieren begann. Am 17. Oktober meldete er nach Jena über das neue Unternehmen:

Über die berühmte Materie der Gegenſtände der bildenden Kunſt iſt ein kleiner Aufſatz ſchematiſiert und einigermaßen ausgeführt. Sie werden Stellen Ihres Briefes

als Noten dabei finden. Wir ſind jetzt an den Motiven als dem zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur inneren Organiſation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen, und ſo weiter fortfahren. Wir werden uns bloß an die bildende Kunſt halten und ſind neugierig, wie ſie mit der Poeſie, die wir Ihnen hiermit nochmals beſtens empfohlen haben wollen, zuſammentreffen wird.

An dem gleichen Tage hatte Goethe ein freudiges Erlebnis: die „Aldobrandiniſche Hochzeit“ kam an! Unter allen Kopien, die Meyer in Italien gemacht hatte, war dieſe die größte, koſtbarſte, wichtigſte, und gerade ſie ſchien unterwegs verloren gegangen zu ſein. Vielleicht — ſo konnte man befürchten — hatten irgendwo die franzöſiſchen Soldaten die Kiſte und das große Bild zum Feuermachen gebraucht! Jetzt aber war das Bild doch „dem weit und breit gewaltigen Bonaparte glücklich entronnen“ und auf dem Umwege über Trieſt, Villach und Konſtanz an den Züricher See gelangt. Es war ein Bild von 8 Fuß Breite und $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, in Waſſerfarben gemalt, ſozuſagen eine wiſſenſchaftliche Kopie: denn das Original, ein altrömiſches Freskogemälde, offenbar nach griechiſcher Vorlage, war leider ſo oft reſtauriert worden, daß nur ein Gelehrter wie Meyer die urſprüngliche Beſchaffenheit erkennen und wiedergeben konnte. Man hatte dieſes Bild vor zweihundert Jahren zu Rom in den ehemaligen Gärten des Mäcenas gefunden; die zehn Figuren darauf ſtellten ſicherlich eine Hochzeitsfeier dar, weshalb dann das Bild, da ſein erſter Beſitzer Aldobrandini war, die Aldobrandiniſche Hochzeit genannt wurde. Über die Bedeutung der einzelnen Gruppen, Perſonen und Handlungen konnten die Gelehrten und Künſtler vortrefflich

streiten; auch Meyer hatte während seiner langen Arbeit an der Kopie einen eigenen Kommentar dazu geschrieben. Jedenfalls zweifelten er und Goethe nicht, daß sie eines der vortrefflichsten Gemälde aller Zeiten vor sich hätten, und letzterer war sofort entschlossen, diesem Kunstwerk in seinem eigenen Hause den Ehrenplatz einzuräumen.

*

Am 18. Oktober wurde mit dem Einpacken der vielen Kunstschätze, Bilder, Papiere und Steine begonnen; denn für den zwanzigsten hatte man die Abreise festgesetzt. Aber ein widriger Wind verlängerte noch den Aufenthalt um einen Tag. Die Fahrt ging vorläufig nur bis Herrliberg, denn Escher wollte es sich nicht nehmen lassen, die angesehenen Fremden noch einmal in seinem Hause zu bewirten. Man blieb über Nacht, und Goethe konnte am nächsten Morgen noch eingehend Eschers Mineraliensammlung besichtigen. Abends stand er bereits am Fenster seines Gasthofs in Zürich und schaute hinaus auf den See und die schneebedeckten Berge von Glarus, Schwyz und Unterwalden.

Als Goethe in Zürich eintraf, fand er eine Menge Briefe vor, darunter auch mehrere von Christiane. Er hatte sich schon wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von ihr ernstliche Sorgen gemacht. Sie trug nicht Schuld an dieser Versäumnis; denn sie hatte fleißig geschrieben, aber ihre Briefe waren in Frankfurt bei der Frau Rat liegen geblieben, die vermutlich darauf wartete, daß der Sohn sie selbst abhole, wie er es in Aussicht gestellt hatte. Die beiden letzten Briefe hatte Christiane jedoch geradewegs nach Zürich gesandt. In dem einen

kam ihre Sehnsucht nach dem Geliebten recht heftig zum Ausdruck.

Ich will nicht gramseln; aber ich weiß nicht, es ist mir diesmal, als wäre es mir unmöglich, länger ohne Dich zu leben. Ich bitte Dich herzlich, komme bald und laß mich bald von Dir hören, daß Du zurückkommst. Es ist diese Zeit sehr betrübt gegangen; mein einziger Wunsch ist, Dich bald wieder bei mir zu sehen und Dich an mein Herz zu drücken.

Goethe antwortete sogleich:

Nun ich weiß, daß Du mit dem Kinde wohl bist, bin ich ruhig und habe mich recht gefreut, wieder etwas von Deiner Hand zu sehen. Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld, denn ich komme bald wieder; auch mir ist es in der Entfernung von Dir nie recht wohl gewesen, wir wollen uns nunmehr desto lebhafter des Zusammenseins freuen.

Unter den Briefen im Gasthof befand sich auch einer von Barbara. Goethe hatte ihr vor zwei Wochen seine glückliche Heimkehr aus den Bergen mitgeteilt und die Hoffnung ausgesprochen, daß eine gute Stunde sie in Zürich zusammenführen möge. Nun lag eine Einladung vor. Er ging am Abend des nächsten Tages hin. Er fand dort Lavaters Schwiegersohn, den Prediger Geßner, der seit langem schon begierig auf Goethes Bekanntschaft war. Das Gespräch entwickelte sich zumeist zwischen den Männern. Es drehte sich um Fichte, der einst im Gasthof zum „Schwert" Hauslehrer gewesen war, um andere Gelehrte und schließlich um das französische Volk. Goethe, der zum Erzählen gut aufgelegt war, verbreitete sich besonders eingehend über seine Erlebnisse in Frankreich während des Feldzugs vor fünf Jahren. Barbara saß meist schweigsam dabei und war glücklich, dem Gespräch zuhören zu können.

Geßner fühlte sich, je länger er Goethes Worten lauschte, desto mehr von ihm angezogen. Beim Heimweg begleitete er den berühmten Fremden noch bis zu seinem Gasthof. Nach Hause gekommen, erzählte ihm seine Frau, ihr Vater sei dagewesen und habe durchaus in den Schönenhof gehen wollen, um den Widersacher zu einer Aussprache zu nötigen, und nur mit Mühe habe sie ihn zurückgehalten. Als jedoch am andern Morgen Geßner seinem Schwiegervater Bericht über seine Begegnung mit Goethe erstattete und dabei aus seiner Bewunderung kein Hehl machte, fühlte Lavater das dringende Verlangen, den ehemaligen Freund aufzusuchen und ihn zu fragen, warum er ihn vor aller Welt durch seine Nichtachtung so beleidige. Und so lenkte er seine Schritte nach dem Gasthof und zu Goethes Zimmer. Doch die Tür war verschlossen, der Gast gerade ausgegangen. Lavater schrieb seinen Namen mit Kreide auf die Stubentür. Würde Goethe nun seinen Besuch erwidern? — Aber die Tage vergingen: Goethe ließ sich nicht sehen, nichts von sich hören! Nun strich der Prophet endgültig den bösen Mann aus der Liste seiner Freunde.

Goethe hatte für seinen Züricher Aufenthalt nur drei Tage vorgesehen. Diese füllte er mit Besuchen aus. Er machte dem Prediger Geßner eine Gegenvisite und sah dabei Lavaters Tochter Nette; er besuchte deren Onkel, den Arzt Lavater, der eine hervorragende Steinsammlung besaß; er sah ferner Wielands Tochter Charlotte, die an den Verlagsbuchhändler Heinrich Geßner verheiratet war; er machte die Bekanntschaft des jungen Malers Friedrich Mako, stattete angesehenen Persön-

lichkeiten der Stadt Visiten ab und ging dazwischen zu einem Plauderstündchen zu Barbara. Am Mittwoch, dem 25. Oktober, besuchte er seine alte Freundin zum letzten Male. In der Frühe des nächsten Tages (26. Oktober) fuhr er mit Meyer von Zürich ab und über Bülach und Eglisau, wo im Gasthof zum „Hirschen" Mittagsrast gehalten wurde, nach Schaffhausen zu. Als man sich dem Rheinfall näherte, stieg Goethe aus und schickte den Wagen voraus. Er ging zu Fuß hinab, um noch einmal das geliebte Schauspiel in sich aufzunehmen. Die Abenddämmerung brach an, und bei halber Nacht mußte er auf einem schlechten Fußpfad nach Schaffhausen gehen. Das war seine letzte Wanderung in der Schweiz.

Am nächsten Morgen fuhr er auf demselben Wege, auf dem er vor mehr als Monatsfrist gekommen war, über Tuttlingen bis Tübingen, wo er zwei Tage verweilte. Während er heimwärts strebte, saß die treue Barbara und vertraute dem Papier folgenden Gruß an den scheidenden Freund an:

Nun rukst Du fort und immer weiter, und Deine Erscheinung ist vorüber! Mein Lieber, ich danke Dir vieles! Du hast mir vieles zurückgelassen. Doch waren die Tage nicht Konstanzer Tage! Die Schuld mag an mir liegen und auch nicht an mir. Ich weiß nicht, was Deiner sonst „stummen Freundin" so oft noch mehr die Lippen zudrückte. Ach, ich weiß nicht, warum mir die Freude nicht ward, Dich recht in meinen häuslichen Kreis, in dem mir so wohl ist, hineinsehen zu lassen. — — — Verzeih, daß ich Dir klage — über mich klage, und sage mir bald ein Wort, das mich wieder mit mir selbst zufrieden macht. Nimm meine Partie gegen mich! Ob Du mich dabei gleich lieb behalten mögest.

Wandteſt Du Dich noch um gegen unſere Gebirge, die ſich Dir am letzten Tage noch ſo klar darſtellen wollten — und ſaheſt Du geſtern auf der Höhe vor Duttlingen den Bodenſee? — Ich folge Dir die ſo bekannten Wege ſo gerne nach. Mit dem rückkehrenden Wagen hoff ich ein Wort von Dir — von Deiner lieben Hand — Lebe wohl!

Goethe hatte eigentlich erſt die Abſicht gehabt, die Rückreiſe über Baſel anzutreten. Dorthin wollten auch Humboldts von München aus kommen. Aber ſchließlich mochte die vorgerückte Jahreszeit und nicht minder die Sehnſucht nach den Seinigen ihn bewogen haben, den kürzeren Weg zu wählen. In Tübingen kam ihm der neue Almanach zum erſtenmal in die Hand. Er hatte ein ganz anderes Geſicht als der vorige. Die Gaben des fruchtbringenden Balladenſommers bildeten zuſammen einen ſehr reizvollen Strauß. Manches war auch dabei, was er noch nicht kannte, ſo z. B. Schillers Ballade „Der Gang nach dem Eiſenhammer". Das gab ihm Veranlaſſung, dem Jenaer Freunde ein paar liebreiche Worte zu ſagen. Er ſchrieb ihm, daß jener kaum etwas mit ſo glücklichem Humor gemacht hätte, wie dieſes Gedicht.

Am erſten November ging die Reiſe nach Stuttgart weiter. Hier wurde aber diesmal keine längere Station gemacht, ſondern nach einer kurzen Nachtruhe gleich weitergefahren, aber nicht in der Richtung nach Frankfurt, ſondern nach Nürnberg. Die wichtigſten Stationen auf der Rückreiſe waren: Cannſtadt, Gmünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Großenrieth, Breitenbrunn, Schwabach. In Nürnberg blieb Goethe neun Tage. Dieſer längere Aufenthalt iſt hauptſächlich auf die Anweſenheit Knebels

zurückzuführen, der ein fröhliches Wiederſehen mit dem alten Freunde feierte. Nürnberg bot außerdem eine ſolche Fülle des Intereſſanten auf dem Gebiete alter Kunſtwerke und mechaniſcher Arbeiten, daß ein längeres Verweilen wohl lohnend ſchien, obwohl die Richtung der hier gebotenen Kunſt dem wieder von neuem durch Meyer mit Italieneindrücken geſättigten Goethe weniger imponieren mußte. Das Tagebuch gibt uns darum auch keine Aufſchlüſſe über irgendwelche Eindrücke dieſer Art, die Goethe im Gedächtnis haften blieben. Wohl aber verrät es eine Menge Namen von Perſönlichkeiten, deren Bekanntſchaft Goethe bei dieſer Gelegenheit machte, woraus wir ſchließen, daß die Nürnberger Tage beſonders reich an Geſelligkeit waren. Am 15. November verließen unſere Reiſenden nachmittags die Stadt an der Pegnitz und fuhren auf ſehr beſchwerlichen Wegen über Erlangen, Bamberg, Kronach den heimiſchen Penaten zu, die ſie am 20. November willkommen hießen.

*

Die erſte unter den Obliegenheiten, um die ſich Goethe nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz kümmerte, war das Theater. Er wollte ſehen, ob die Schauſpieler in den vier Monaten ſeiner Abweſenheit etwas gevorteilt hatten oder ob ſie in dem alten Schlendrian noch weiter ſpielten. Zu dieſem Zweck ſetzte er ſich gleich am erſten Abend als Fremder in den Zuſchauerraum. Es wurde Zieglers Schauſpiel „Weltton und Herzensgüte" gegeben, ein Stück, das nach Goethes Anſicht recht artige komiſche Motive enthielt, die gut behandelt waren, aber in allen zarten, ſentimentalen und pathetiſchen Situ-

ationen den Mangel dramaturgischer Einsicht verriet. Sie überstolperten sich gewissermaßen und taten keinen Effekt. Bei einem solchen Stück wie dem Zieglerschen mußte Goethe so recht die Leere des Repertoires hinsichtlich wahrer künstlerischer Erscheinungen zum Bewußtsein kommen. Gewiß, die Theaterstücke des jungen Kotzebue, Ifflands und einiger anderer waren gut gezimmert und unterhaltsam, aber sie waren auch nicht mehr als das; als Kunstwerke konnten sie nicht gewertet werden. Und so schien auch Ziegler nicht ohne Talent, allein zu einem dramatischen Dichter reichte es nicht aus. Es ist begreiflich, daß Goethe unter solchen Umständen alle seine Erwartungen auf Schiller setzte, der mühsam und gründlich mit dem Stoff zu seinem „Wallenstein" rang und nun begonnen hatte, die prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische zu verwandeln. Von Schiller erhoffte er eine Ausfüllung des Theaterspielplans nach der künstlerischen Seite hin. Daß er dem Rohen, Übertriebenen, Gigantischen entsagt hatte, einen geschichtlichen Stoff jetzt formte und zu diesem Zweck sich einer rhythmischen Sprache bediente, entsprach ganz Goethes gegenwärtiger Auffassung, die alles Poetische rhythmisch behandelt wissen wollte und insbesondere dieses von den dramatischen Dichtungen forderte. Würden jedoch, mußte sich Goethe fragen, seine Schauspieler, gewöhnt an den Konversationston eines Iffland und Kotzebue, dieser poetischen Sprache gewachsen sein? Hatte er nicht in seiner „Iphigenie" und in „Tasso" schon jenes Prinzip befolgt? Und waren nicht gerade deswegen die beiden Werke von einer Aufführung vorläufig ausgeschlossen?

Goethe hatte während seiner Reise die Theater in Frankfurt und Stuttgart eingehend studiert, wie es einem sorgsamen Bühnenleiter ziemt. Er vermochte also Vergleiche anzustellen. Und da erschienen ihm jetzt seine Schauspieler, nachdem er sie längere Zeit nicht gesehen, doch erstaunlich weit vorgeschritten. „Auf einem gewissen ebenen Wege der Natur und Prosa machen sie ihre Sache über die Maßen gut", schrieb er an Schiller nach dem Eindruck, den die Aufführung des Zieglerschen Stückes auf ihn gemacht hatte; doch er fügte hinzu: „Aber leider im Momente, wo nur eine Tinktur von Poesie eintritt, wie doch bei dem gelindesten Pathetischen immer geschieht, sind sie gleich Null und falsch." In dieser Richtung tat also eine Ausbildung der Schauspieler gründlich not. Goethe selbst hielt sich jedoch vorläufig für eine solche Lehrtätigkeit nicht geeignet. Er baute auf Schillers Mitwirkung, von dessen Gegenwart er sich einen wohltuenden Einfluß auf seine Leute versprach. Schiller war jedoch von seinen dramatischen Arbeiten so in Anspruch genommen, daß er während des Winters sich einer derartigen Aufgabe nicht widmen konnte. Der Theaterdirektor vernahm das mit Bedauern und vertröstete sich und seine Schauspieler auf das Frühjahr. Aber er empfahl dem Freunde noch einmal die Angelegenheit zur Erwägung.

Sehr nötig tut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institut eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll aufs Gemüt wirken und muß also auch Gemüt zeigen, jener muß sich verschließen, nur die politische und ökonomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist,

freie Wechselwirkung und mechanische Kausalität zu verbinden, weiß ich nicht, mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen. (An Schiller 9. Dezember 1797.)

Immerhin wandte Goethe von jetzt ab dem Theater eine intensivere Aufmerksamkeit als bisher zu. Freilich seinen Liebling „Euphrosyne" vermißte Goethe sehr, war sie es doch gewesen, die sein Interesse am Theater in den letzten Jahren wach gehalten hatte. Ihre Nachfolgerin, Madame Slanzowsky — nach dem Urteil von Vulpius eine sehr routinierte Schauspielerin, die da wußte, was sie sagte, aber ihr Spiel allzuscharf betonte — vermochte die Lücke nicht auszufüllen. Auch das Publikum konnte so leicht ihre Vorgängerin nicht vergessen. Es schien, daß die Jagemann bestimmt sei, ihre Erbschaft in der Gunst der Weimaraner anzutreten; die Anerkennung, die sie sich als Opernsängerin bisher erworben hatte, übertrug sich auch allmählich auf sie als Schauspielerin. Goethe hatte nunmehr nach Christianens Ableben kein von ihm bevorzugtes Mitglied an der Bühne. Daher erstreckte sich seine ihr bisher ausschließlich gewidmete Teilnahme fortan auf das Ganze.

*

Die Theaterangelegenheiten nahmen gegen Ende des Jahres Goethe so in Anspruch, daß ihm für andere Beschäftigungen kaum Zeit übrig blieb. Er war überhaupt in einen unproduktiven Zustand gelangt, woran auch das für sein Schaffen stets ungünstige Übergangsstadium vom Herbst zum Winter einen Teil der Schuld trug. Außerdem hatte er bei seiner Reise so viele Eindrücke in sich aufgenommen, daß er nicht wußte, wo er

beim Sichten und Niederschreiben beginnen sollte, zumal durch seinen Umgang mit Meyer das Interesse daran geschwächt worden war; denn sobald er eine Sache einmal durchgesprochen hatte, so war sie für lange Zeit für ihn abgetan. Kurzum, es fehlte ihm die Stimmung — eine Erfahrung, die er schon öfters nach weiteren Reisen gemacht hatte. Er vermochte nicht einmal, wie er an Schiller schrieb, einen erträglichen Brief zu diktieren, und es war ihm zu Mute, als hätte er noch nie ein Gedicht gemacht oder als würde er nie eins machen.

Die einzige schriftstellerische Arbeit des Dezembermonats war ein kleiner Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung", den er am 23. Dezember Schiller mit der Bitte sandte, ihn „zu beherzigen, anzuwenden, zu motivieren und zu erweitern"[1]). In der Jenaer „Allgemeinen Literatur-Zeitung" war nämlich vor kurzem die erste eingehende Rezension von „Hermann und Dorothea" erschienen, und zwar aus der Feder August Wilhelm Schlegels. Der Verfasser hatte in seiner Kritik auf den homerischen Geist dieses neuen bürgerlichen Epos hingewiesen, der sich in der Ruhe und Parteilosigkeit der Darstellung, der vollen lebendigen Entfaltung der Charaktere und dem unwandelbaren, verweilend fortschreitenden Rhythmus hauptsächlich offenbare, hatte die Eigentümlichkeiten des homerischen Epos geschildert und diese mit dem Goetheschen verglichen und dann zum Schluß das Resultat seiner Betrachtung in folgende Worte zusammengefaßt:

[1]) Vgl. die früheren Auseinandersetzungen über dieses Thema auf Seite 250f. in diesem Bande.

Es ist ein im hohen Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigentümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel wie möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend.

Diese tiefe und wohlmeinende Kritik veranlaßte Goethe, sich wieder mit dem ihm lieb gewordenen Thema zu beschäftigen, über die Gesetze der Epopöe und des Dramas nachzudenken und sie scharf umrissen aufzuzeichnen. Der Inhalt seiner Untersuchungen läßt sich kurz in folgenden Sätzen zusammenfassen. Epiker und Dramatiker sind beide allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung, behandeln beide ähnliche Gegenstände und können beide alle Arten von Motiven brauchen. Ihr wesentlicher Unterschied besteht nur „darin, daß der Epiker die Begebenheit vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt". Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollen rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein. „Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Tätigkeit, die Tragödie persönliches beschränktes Leiden vor"; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen, die Tragödie dagegen den nach innen geführten Menschen. Es folgen nun Untersuchungen der Motive, von denen die retardierenden, zurückgreifenden und vorgreifenden beiden Dichtarten gemäß sind, wogegen die vorwärtsschreitenden, d. h. die Handlung fördernden Motive nur das Drama, die rückwärtsschreitenden, d. h. die Handlung von dem Ziele entfernenden Motive fast ausschließlich das epische Gedicht gebraucht. Die zur Anschauung gebrachten Welten — die physische (die dargestellten Personen und in weiterem Sinne die Natur), die sittliche und die wunderbare — haben für beide Gattungen Geltung. Um die Gesetze, nach denen Epiker und Dramatiker schaffen sollen, zu veranschaulichen, stellt Goethe Rhapsoden und Mimen einander gegenüber. Beide haben ein verschiedenes Publikum — der erste einen ruhig horchenden Hörerkreis, der letztere eine ungeduldig schauende Zuschauerschar. Jede Gruppe ist also besonders psychisch eingestellt: die eine sucht Nahrung für ihre Einbildungskraft und muß darum das Vorgetragene mit gewisser Überlegung in sich aufnehmen, die andere dagegen möchte in einer ständigen sinnlichen Erregung gehalten und durch das Auge gefesselt werden. So notwendig in diesem Falle die mimische Darstellung erscheint, sollte in jenem Falle der Rhapsode „als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen"; er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, damit das Ohr nicht irgendwie durch das Auge abgelenkt würde und damit nur die Stimme der Musen zur Geltung gelange. Stellt man die Formel auf Rhapsode = epischer Dichter,

so bedeutet das nichts anderes, als daß der Epiker objektiv hinter sein Werk zurücktreten müsse im Gegensatz zum Dramatiker, der die Berechtigung hat, seine subjektiven Empfindungen durch Sprache und Gebärden des Mimen zum Ausdruck zu bringen.

Goethe hatte diese Gesetzmäßigkeiten hauptsächlich aus der „Ilias" und dem Sophokles abstrahiert und bei ihrer Anwendung auf die modernen Dichter die Anschauung gewonnen, daß diese allzuleicht geneigt seien, beide Genres miteinander zu vermischen, daß vor allem der Epiker sich nicht genau an die Bedingungen seiner Dichtart halte, sondern zum Drama, zur Darstellung des vollkommen Gegenwärtigen sich hindränge. Mit dem festgesetzten Maßstab war Goethe an „Hermann und Dorothea" herangetreten, um nachzuprüfen, wie weit er sich hier an die epischen Forderungen gehalten hatte, und Schiller sollte nun auf seinen Wunsch das Gleiche tun und die aufgefundenen allgemeinen Thesen nach seinen Erfahrungen bereichern.

Schiller widmete sich in den Weihnachtstagen dieser Arbeit und teilte am zweiten Feiertage seine Ansichten mit. Er fand in der Gegenüberstellung von Rhapsoden und Mimen hinsichtlich ihres beiderseitigen Auditoriums „ein sehr glücklich gewähltes Mittel, um der Verschiedenheit beider Dichtarten beizukommen". Zur Veranschaulichung des Unterschieds brachte er noch ein zweites Hilfsmittel in Vorschlag.

„Die dramatische Handlung bewegt sich vor mir, um die epische bewege ich mich selbst, und sie scheint gleichsam stillzustehen. Nach meinem Bedünken liegt viel in diesem Unterschied. Bewegt sich die Begebenheit vor mir, so bin ich

streng an die sinnliche Gegenwart gefesselt, meine Phantasie verliert alle Freiheit, es entsteht und erhält sich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer beim Objekte bleiben, alles Zurückdenken, alles Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, so kann ich einen ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinen subjektiven Bedürfnissen mich länger oder kürzer verweilen, kann Rückschritte machen oder Vorgriffe tun u. s. f. (An Goethe 26. Dezember 1797.)

Bei dem Punkte, daß der Epiker seine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die seinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe — eine Ansicht, die auch Schiller einleuchtete —, setzte er nur hinzu, daß die Dichtkunst als solche alles sinnlich gegenwärtig und alles Gegenwärtige vergangen mache; sie nötige den Epiker ebenso das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseins nicht verwischt werden dürfe, wie „den Dramatiker, die individuelle auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen".

Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter hinaufstreben und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epische Gedicht wird ebenso zu dem Drama herunterstreben und wird nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen: just das, was beide zu poetischen Werken macht, bringt beide einander nahe.

Diese Grundsätze auf „Hermann und Dorothea" angewandt, meinte Schiller in dem Epos eine große Hinneigung zur Tragödie wahrzunehmen. Die Bestätigung sah er darin, daß das Herz inniger und ernstlicher be-

ſchäftigt ſei, als das bei einer Epopöe gezieme, ebenſo ſprach die Enge des Schauplatzes, die Sparſamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung für das Tragödienmäßige. Die „Iphigenie“ griffe, nach ſeiner Anſicht, dagegen mit ihrem ruhigen Gang in das Epiſche hinüber. Natürlich konnte dieſe Feſtſtellung nur cum grano salis gelten, d. h. wenn man für die Beurteilung beider Werke den reinen ſtrengen Begriff des Epos oder der Tragödie zum Maßſtab wählte.

Goethe unternahm nie theoretiſche Unterſuchungen irgendwelcher künſtleriſcher Prinzipien, ohne aus ihnen praktiſche Folgerungen zu ziehen. Und ſo hatten auch die jetzigen Betrachtungen und das mit ihnen verbundene Studium des Homer ſchöpferiſch anregend gewirkt. Er fragte ſich, ob nicht zwiſchen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen von der trojaniſchen Küſte noch ein epiſches Gedicht liege? Die Antwort, die er ſich zuerſt gab, fiel verneinend aus. Warum?

1. Weil ſich nichts Retrogradierendes mehr findet, ſondern alles unaufhaltſam vorwärts ſchreitet.

2. Weil alle noch einigermaßen retardierende Vorfälle das Intereſſe auf mehrere Menſchen zerſtreuen und, obgleich in einer großen Maſſe, doch Privatſchickſalen ähnlich ſehen. (Goethe an Schiller am 23. Dezember 1797.)

Die Stoffe, die Goethe für eine poetiſche Behandlung geeignet hielt, ſchienen ihm tragiſch zu ſein, vor allem der Tod des Achill, in dem er einen herrlichen tragiſchen Stoff entdeckte. Goethe beruhigte ſich jedoch nicht damit, ſondern fuhr fort, nach Möglichkeiten epiſcher Geſtaltung zu ſuchen. Am 27. Dezember ſchrieb er bereits an Schiller, daß das Lebensende Achills mit ſeiner Umwelt

wohl eine epiſche Behandlung zulaſſe, ja, wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffes ſie gewiſſermaßen fordere. Es dränge ſich einem nur die Frage auf, ob es ratſam ſei, einen tragiſchen Stoff epiſch zu behandeln. Es ließe ſich manches dafür und manches dagegen ſagen. Schiller hatte gerade eben ſeine Anſichten über Epos und Tragödie dahin formuliert, daß ein tragiſcher Stoff keineswegs eine epiſche Behandlung ausſchließe und gerade an „Hermann und Dorothea“ dieſes zu beweiſen verſucht. Goethe fühlte dadurch die Grundfeſten ſeiner Anſchauung ein wenig erſchüttert, wollte aber ſeinen Standpunkt nicht ohne weiteres aufgeben. Man war bei den gemeinſamen Erörterungen über das Thema Epos und Drama gewiſſermaßen an einen Punkt gelangt, wo ſich die Trennungsſtriche zwiſchen den beiden Dichtungsarten, die Goethe ſchon klar voneinander geſchieden zu haben glaubte, wieder ein wenig verwiſchten. Es iſt begreiflich, daß dieſe Unſicherheit Goethe verwirrte und daß er die Diskuſſion über den Gegenſtand vorläufig abgebrochen ſehen wollte. Am vorletzten Tage des Jahres ſchrieb er darum an Schiller:

Die theoretiſchen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen und dazu muß ich mich auf das alte Jenaiſche Kanapee, wie auf einen Dreifuß, begeben; wie ich denn überhaupt mich für dieſes Jahr in unſerm Kreiſe zu halten hoffe.

*

Hielt Goethe am Jahresende Rückſchau über das verfloſſene Jahr, ſo brauchte er wahrhaftig nicht unmutig wegen ſeiner momentanen Unproduktivität zu ſein. So ſchöpferiſch wie in dieſem Zeitraum war er lange

nicht gewesen, und ein solcher Erfolg war ihm auch seit langem nicht beschieden worden. Sowohl „Hermann und Dorothea“ wie die Balladendichtungen hatten eine beifällige, ja teilweise enthusiastische Aufnahme gefunden[1]). Namentlich das Epos wurde allerorts gepriesen. Selbst diejenigen, die Goethe noch die „Xenien“ nachtrugen, wie z. B. Schillers Gönnerin, die Gräfin Schimmelmann, mußten den „hohen Geist des echten Dichters“ in dem Werk bewundern. Ja sogar Lavater bekannte: „Sein ‚Hermann‘ ist vortrefflich und ein Versöhnopfer für die ‚Xenien‘“. Aber der alte Gleim wollte in seniler Verstocktheit das Gedicht nicht gelten lassen und bezeichnete es als eine Goethische Sünde wider den heiligen

[1]) Das Epos war im Oktober unter dem Titel „Taschenbuch für 1798. Hermann und Dorothea von J. W. von Göthe. Berlin bey Friedrich Vieweg dem älteren“ erschienen. Außer einem Kalender enthielt es ein Titelkupfer von Chodowiecki, die preußische Königsfamilie darstellend, sowie ein farbiges Modekupfer und 6 Landschaftsstiche von Darmstaedt nach Schubert. Von der Ausgabe gab es fünf verschiedene Ausstattungen, von denen die kostbarste, für Damen bestimmte, in gewirkte Seide gebunden war. Als Gratiszugabe lagen ein Messer und eine Schere bei. Goethe war über die Abbildungen, die mit dem Epos überhaupt nichts zu tun hatten, sehr unzufrieden. Zu Ostern 1799 brachte Vieweg eine Prachtausgabe mit neun Kupfern nach Zeichnungen von Franz Ludwig Catel, gestochen von Kohl und Bolt. Vorher hatte aber schon der Verleger Steinkopf in Stuttgart eine unrechtmäßige Ausgabe mit Kupfern von Chodowiecki und Abraham Wolfgang Küffner erscheinen lassen. — Der Musenalmanach, der die Balladen Goethes und Schillers enthielt, war ungefähr um die gleiche Zeit wie „Hermann und Dorothea“ herausgekommen.

Voß, ja als eine „gottlose Satire“ und ein Bubenstück, wie der Robespierre kein größeres begangen habe. Kurzum, er sah in den „elenden Sechsfüßern“ eine Verhöhnung seines geliebten Voß, schwang sich in seinem Zorn über diese Tat auf seinen schon reichlich verbrauchten Pegasus und dichtete:

Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröte,
Stehn sie zur Wahl,
Und Wahl macht Qual.
Hier aber, seht! ist nichts zu quälen!
Hier kann die Wahl nicht fehlen.
Luise Voß ist mein, im Bild und im Idyll;
Die andre nehme, wer da will.

Voß hatte natürlich an den Versen Verschiedenes zu mäkeln. Aber er konnte doch nicht umhin, auch zuzugestehen, daß in Goethes Epos Stellen von unerhörter Schönheit enthalten waren, die er bewundern mußte. Zu dem Verleger Vieweg soll er sogar, nach Humboldts Bericht, geäußert haben, daß er für diese einzelnen Stellen seine „Luise“ gern ganz hingeben würde. Das stimmt jedoch nicht überein mit seinem Brief an Gleim, in dem er schrieb: „Die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht.“

Auch in dem deutschen Blätterwalde wurde „Hermann und Dorothea“ Lob gesungen, ausgenommen in jenen Zeitschriften, die in den Xenienkampf verwickelt gewesen waren. So hieß es in dem Journal „Der Musaget“, wo Hennings rezensierte, Goethes Gedicht sei eine Posse, eine Karikatur der „Luise“. Andere, nicht ganz dem Dichter wohlgesinnte Blätter lobten zwar, doch mit Einschränkung. Die einsichtigste und am tiefsten schürfende

Kritik war die schon erwähnte von Schlegel. Doch auch im Auslande erklangen anerkennende Stimmen. So veröffentlichte in dem französischen „Magasin encyclopédique" ein gewisser Schweighäuser eine sehr beifällige Rezension. Und in Weimar unternahm ein Engländer namens Mellish eine englische Übersetzung, die jedoch unveröffentlicht blieb.

Die Balladen riefen ebenfalls Freunde und Gegner auf den Plan. Über nichts waren nach Böttigers Mitteilung die Meinungen geteilter als über „Die Braut von Korinth". Während die eine Partei sie die ekelhafteste aller Bordell-Szenen nannte und in ihr eine Entweihung des Christentums sah, galt sie den anderen wiederum als das Vollendetste unter Goethes kleinen Kunstwerken. Auch Herder konnte seinen Unmut über diese Ballade wie über die andere „Der Gott und die Bajadere" nicht verbergen. Priapus spiele darin eine große Rolle, schrieb er an Knebel:

Einmal als Gott mit einer Bajadere, so daß sie ihn morgens an ihrer Seite tot findet; das zweite Mal als ein Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zum warmen Leben priapisiert. Das sind Heldenballaden!

Humboldt war dagegen ganz anderer Meinung. Er lobte „Die Braut von Korinth", weil sie die nordische Gespensterwelt „so schön in griechische Anmut kleide", und auch die anderen Balladen rühmte er, wenngleich er den Schillerschen den Vorzug gab. Knebel gefiel ganz besonders „Der Zauberlehrling". Er sah darin eine treffliche Abfertigung der Antixenisten. Wie werden sie es denn nun machen?" schrieb er an Böttiger. „Distichen

glaubten sie hervorbringen zu können, werden ihnen denn die gereimten Balladen auch gelingen? Da kostet es wenigstens die Mühe des Reimes."

*

Wenn gewöhnliche Sterbliche am Jahresende sich Rechenschaft über das Vergangene abzulegen und Pläne für das künftige Jahr aufzustellen pflegen, wieviel mehr mußte ein Mann wie Goethe, an ein programmatisch verlaufendes Dasein gewöhnt, sich dieses Brauches bedienen. Erfolge spornen stets den Schaffenden an. Auch Goethe hatte im verflossenen Jahre, wie wir eben gehört haben, starke Erfolge zu buchen. Es lag also für ihn als Dichter nahe, in der gleichen Richtung zunächst weiterzuschreiten. Aber die schlimme Vielgeschäftigkeit lähmte wiederum seinen schöpferischen Willen. Naturwissenschaft, Anatomie, Farbenlehre, bildende Kunst, alles lockte ihn, aber keines dieser Gebiete so stark, daß er sich ganz auf dasselbe zu konzentrieren imstande war. Und die gleiche Unentschlossenheit zeigte sich bei seinen künstlerischen Absichten. Er wußte nicht, ob er die Arbeit am „Faust" aufnehmen oder an die epische Gestaltung des „Tell" gehen oder ein neues Epos die „Achilleis" im Stil des Homer beginnen oder gar ein Drama schreiben sollte, in dem er wie in „Hermann und Dorothea" den Deutschen ihren Willen tat, ein Drama, „das auf allen Theatern gespielt werden müßte und das jedermann für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor dafür zu halten brauchte". Kurzum, Pläne über Pläne gingen durch seinen Kopf, von denen aber auch kein einziger ihm so

auf der Seele brannte, daß er seine Ausführung unbedingt hätte in Angriff nehmen müssen.

Wieland, der durch seine langjährige Freundschaft mit Goethe wohl den besten Einblick in dessen Schaffensweise genommen hatte, prägte gerade damals Böttiger gegenüber das Wort: „Goethes Unglück ist, nichts vollenden zu können." Nun, das erscheint, buchstäblich genommen, übertrieben, allein etwas Wahres liegt in diesem Ausspruch. Wir brauchen uns nur an den „Tasso" und den „Wilhelm Meister" zu erinnern, von denen es lange Zeit schien, daß sie bestimmt seien, Bruchstücke zu bleiben. Schließlich erhielten sie aber doch ihre letzte Form. Jetzt war von den größeren Dichtungen nur noch der „Faust" ein Torso. Auf jenen flüchtigen Ansatz, den Goethe vor seiner Schweizerreise zu diesem Werk genommen hatte, war kein neuer Versuch gefolgt. Der „Faust" schwebte ihm jedoch als nächste und dringendste Arbeit vor, „teils um diesen Tragelaphen loszuwerden, teils um sich zu höherer und reinerer Stimmung, vielleicht zum ‚Tell' vorzubereiten."

Da nun aber die seelische Disposition vorläufig keine Stimmung zum Dichten ergab, blieb für ihn nichts anderes übrig, als ruhig den Augenblick abzuwarten, wo sich die Schaffensfreude ungerufen wieder einstellte. Seit seiner Rückkehr aus der Schweiz hoffte er, daß dieses in Jena geschehen werde, und sehnte sich darum nach der Tageseinsamkeit des dortigen Schlosses. Der Aufenthalt in Jena hatte sich in den letzten Jahren für seine künstlerische Produktivität stets so fruchtbar erwiesen, daß er auch jetzt der Überzeugung war, in den ersten acht Tagen daselbst die nötige Sammlung zum Schaffen

zu finden. Das scheidende Jahr gestattete ihm jedoch wegen der ihm aufgebürdeten Vielgeschäftigkeit keinen Ausflug in seine Heimatfiliale, obwohl er sich heftig danach sehnte. Zu Beginn des neuen Jahres verstärkte sich seine Sehnsucht. So schrieb er:

Es ist mir dabei ganz wohl zumute, daß wir zum neuen Jahre einander so nahe sind, ich wünsche nur, daß wir uns bald wieder sehen und einige Zeit in der Kontinuation zusammen leben. Ich möchte Ihnen manche Sachen mitteilen und vertrauen, damit eine gewisse Epoche meines Denkens und Dichtens schneller zur Reife komme. (An Schiller 3. Januar 1798.)

Auf die Periode der Reflexion sollte wieder eine der Produktion folgen. Dieses Alternieren zwischen den beiden verschiedenen Geistesrichtungen war es, was Schiller so an Goethe bewunderte. Ebenso, daß er sie so rein voneinander zu trennen wußte.

Sie sind wirklich, solang Sie arbeiten, im Dunklen und das Licht ist bloß in Ihnen, und wenn Sie anfangen zu reflektieren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und andern. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vorteil der Sache. (Schiller an Goethe 2. Januar 1798.)

Und wieder erklingt, wie schon des öftern, in Schillers nächstem Briefe ein stolzes Wort über seinen Bund mit Goethe. Angesichts des „Wallenstein" entringt sich ihm das Bekenntnis, daß er in diesem Werk über sich hinausgegangen sei und daß er darin die Frucht ihrer Freundschaft sehe. Der häufige Verkehr mit einer, so objektiv ihm entgegengesetzten Natur, sein „lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken" hatte ihn fähig gemacht,

ſeine ſubjektiven Grenzen ſo weit auseinander zu rücken. Goethe aber erwiderte in dem Bewußtſein, daß er von dem Freunde nicht weniger empfange, als was er ihm ſelbſt gegeben habe:

Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vorteil verſchafft, und ich hoffe, dieſes Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objekte diente, ſo haben Sie mich von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt. Sie haben mich die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anzuſchauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verſchafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welcher zu ſein ich ſo gut als aufgehört hatte.

Seitenzeiger

1. Perſonen

Fürſten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild; nS.: neben Seite

Aeſchylos 275.
André, Johann (1741—94) 183.
Ariſtoſteles 299 f.
Auguſtenburg, Herzog Friedrich Chriſtian 41. 46 f.

Baſſompierre, François de (1579—1646) 33.
Beck, Henriette 173.
Becker, Heinrich (1764 bis 1822) 173. 263.
Becker, Rudolf Zacharias (1759—1822) 130.
Bethmann, Familie 339.
Bellomo, Joſeph 221.
Bertuch, Friedrich Juſtin (1747—1822) 303.
Bieſter, Johann, Erich (1749 bis 1816) 255.
Boccaccio, Giovanni (1313 bis 1375) 30 f.
Bolt, Joh. Friedrich (1769 bis 1836) 238. 396.
Bonaparte, Napoleon (1769 bis 1821) 183. 300. 379.
Böttiger, Karl Auguſt (1760 bis 1835) 41 f. 68 f. 162. 197. 246. 264 f. 276. 374. 398. 400.
v. Bradele 78.
Braunſchweig, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1735 bis 1806). 7.
Brun, Friederike geb. Münter (1765—1835) 77 ff.
Bürger, Gottfried Auguſt (1747—1823) 250 f.

Caglioſtro, (Joſeph Balſamo) (1743—1795) 107.
Campe, Joachim Heinrich (1746—1818) 247.
Carnot, Graf Lazare (1753 bis 1823) 7.
Carracci, Annibale (1560 bis 1609) 2 ff. 317.
de Caſtries, Herzogin 88.
Catullus, Gajus Valerius 87 v. Chr.—54 n. Chr. 43.
Cellini, Benvenuto (1500 bis 1571) 163. 165 ff. 350.
Clairon de la Tude, Claire Joſephine (1723—1803) 32.
Claudius, Matthias (1740 bis 1815) 247.
Clerfayt, Graf Charles de Croix (1733—1798) 7. 88 f. 180.
Cotta, Johann Friedrich (1764—1832) 16. 26. 112. 116. 356. 366. B. nS. 360.

v. Dalberg, Reichsfreiherr Karl (1744—1817) 12. 43. 255.
v. Dalberg, Reichsfreiherr Wolfgang Heribert (1750 bis 1806) 178.
Dannecker, Johann Heinrich (1758—1851) 348 f. 351 f.

Dumanoir, Graf, 88.
Dyk, Johann Gottfried (1750 bis 1815) 112. 130. 239. 243 f. 256. 266.

Eberhard, Johann August (1739—1809) 255.
Eckermann, Johann Peter (1792—1854) 72. 124. 159. 373.
Eichhorn, Johann Gottfried (1752—1827) 297.
Engel, Johann Jakob (1741 bis 1802) 16. 380.
Escher, Hans, Kaspar 364.
Escher, Johannes, Kaufmann und Oberst 363. 380.
Ewald, Johann Ludwig 130.

Fichte, Joh. Gottlieb (1762 bis 1814) 16 f. 27. 52. 275. 381. B. nS. 64.
v. Firmian, Leop. Anton Graf (1679—1744) 231.
Fischer, Gottlob Nathanael 248 f.
Forster, Johann Georg (1754 bis 1794) 224.
Forster, Johann Reinhold (1729—1798) 242.
Fuentes, Giorgio (1756 bis 1821) 337 f.
Fulda, Christian Fürchtegott (geb. 1768) 252 ff.

Gallitzin, Fürstin Amalie geb. v. Schmettau (1748 bis 1806) 273.
Garve, Christian (1742 bis 1798) 196.
Gedicke, Friedrich (1754 bis 1803) 43.
Genast, Anton (1765 bis 1831) 177. 263. B. nS. 177.
v. Gentz, Friedrich (1764 bis 1832) 255.
v. Geßler, Graf Karl Friedrich (gest. 1829) 155.
Geßner, Charlotte geb. Wieland 382.
Geßner, Georg, 361. 381 f.
Geßner, Heinrich 382.
Geßner, Nanette geb. Lavater 361. 382.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig (1719—1803) 133 f. 241. 247 f. 256. 396 f.
v. Göchhausen, Luise (1747 bis 1807) 77.
Göpferdt, Joh. Christoph 238.
Göschen, Georg Joachim (1752—1828) 112. 264.
v. Goethe, August (1789 bis 1830) 83. 148 f. 234. 329 ff. 361.
Goethe, Elisabeth geb. Textor (1731—1808) 5 f. 85 ff. 96 f. 181 f. 203 f. 258. 282. 329 ff. 380.
v. Goethe, Karl 94. 96 f.
Göttling, Joh. Friedrich August (1755—1809) 57.
Goeze, Hauptpastor 315.
Goldoni, Carlo (1707 bis 1793) 64.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—1797) 238.
Griesbach, Johann Jakob (1745—1812) 222.
Guercino (Giovanni Francesco Barbieri) (1590 bis 1666) 3 ff.

v. Hardenberg, Karl August, Fürst (1750—1822) 85.
Harper, Adolf Friedrich (1725—1806) 349.
Hegel, Georg Wilh. Friedrich (1770—1831).
Hehn, Viktor (1813—1890) 281. 311 f.

Heinse, Wilh. (1749—1803) 10.
v. Hennings, August (1746 bis 1826) 112. 130. 397.
Herder, Johann Gottfried (1744—1803) 9. 16. 42. 45. 51. 69. 71. 89 ff. 195. 241. 277. 367. 398.
Herder, Karoline geb. Flachsland (1750—1809) 89 ff. 241.
Hermes, Joh. Timotheus (1738—1821) 126.
Hervey, Frederic Augustin (Lord Bristol) (1730 bis 1803) 314 f.
Herz, Henriette 197.
Herz, Markus 197.
Hessen-Darmstadt, Landgraf Ludwig X. (1790 bis 1830) 88. 114.
Hetsch, Philipp Friedrich (1758—1839) 349.
Hirt, Alois Ludwig (1759 bis 1837) 323 ff.
Hölderlin, Joh. Chr. Friedrich (1770—1843) 65 f. 340 f. B. nS. 344.
Homer, 28. 68 ff. 232. 236. 288 f. 295. 297. 389. 392.
Horn, Johann Adam (1750 bis 1806) 338.
Horner, Joh. Jakob (1772 bis 1831) 364.
Hufeland, Christoph Wilh. (1762—1836) 240.
v. Humboldt, Alexander (1769—1859) 55 ff. 255. 275. B. nS. 305.
v. Humboldt, Karoline geb. v. Dacheröden (1766—1821) 53 ff. B. nS. 57.
v. Humboldt, Wilhelm (1767—1835) 16 f. 21. 24. 27. 42. 50. 52 ff. 63. 68 f. 76 f. 102. 109. 113 f. 160. 194 f. 197. 235. 240. 255. 259 f. 275 f. 291 ff. 384. 398. B. nS. 56.
Hüsgen, Heinrich Sebastian (1745—1807) 338.
v. Hutten, Ulrich (1448 bis 1523) 364.

Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 8 f. 16. 43. 53. 60. 66 ff. 162. 195 f.
Jacobi, Max 8. 60. 62. 66 f. 263 f.
Jagemann, Christian Joseph, (1735—1804) 268 ff.
Jagemann, Karoline (1777 bis 1848) 267 ff. 388. B. nS. 273.
v. Jakob, Ludwig Heinrich (1759—1827) 130.
Jenisch, Daniel (1762 bis 1804) 37 ff. 109. 250.
Iffland, August Wilhelm (1759—1814) 33. 108. 114. 174 ff. 386. B. nS. 176.
Im-Turm, Georg Friedrich 361.
Jomelli, Nicolo (1714—74) 353.
Jourdan, Jean Baptiste, Graf (1762—1833) 7. 89. 180. 182.
Isopi, Antonio (1758—1833) 350.

v. Kalb, Charlotte geb. Marschalk v. Ostheim (1761 bis 1843) 9 f. 53. 65. 102. 154. 161.
Kant, Immanuel (1724 bis 1804) 35. 45. 51. 135. 364.
Kauffmann, Angelika verh. Zucchi (1741—1807) 317.
Kielmeyer, Karl Friedrich (1765—1844) 357.

Kirms, Franz (1750—1826) 172. 263. 270.
Klein, Ernst Ferdinand (1744—1810) 255.
v. Klettenberg, Susanna Katharina (1723—1774) 198. 203 f.
Klinger, Friedrich Maximilian (1752—1831) 75 f.
Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 242 f. 275. 288. 349.
v. Knebel, Karl (1744 bis 1834) 153. 161. 263. 394. 398 f.
v. Koppenfels, Johann Friedrich (1737—1811) 330.
Körner, Christian Gottfried (1756—1831) 15. 21. 113 f. 155. 192. 194. 240. 255. 258 ff. B. nG. 9.
v. Kotzebue, August (1761 bis 1819) 246. 386.

Labacco, Antonio 95.
v. Laroche, Sophie geb. Gutermann (1731—1807) 6. 181. 340.
Lavater, Joh. Kaspar (1741 bis 1801) 110. 128. 203. 360 ff. 382. 396.
Lessing, Gotthold Ephraim (1729—1781) 135.
Levin, Rahel (1771—1833) 63 f. 78. 195. 225. B. nG. 216.
Lichtenberg, Georg Christoph (1742—1799) 110. 166. 246.
Loder, Justus Christian (1753—1832) 59. B. nG. 65.
v. Loën, Johann Jost 266.
Lukian 305 ff.

Maimon, Salomon (1754 bis 1800) 62.
Manso, Joh. Kaspar Friedrich (1760—1826) 125. 134. 238. 243 f. 256.
Martialis, Marcus Valerius (40—102) 111. 134. 237. 256.
Mellish, Joseph Charles (1768—1823) 398.
Meyer, Joh. Heinrich (1760 bis 1832) 2 ff. 50 ff. 55. 86 f. 165. 176. 179. 184. 217. 278 ff. 316 f. 319. 325 f. 360. 362 ff. 377 ff. 383 ff.
Meyer, Marianne später Frau v. Eybenberg († 1812) 76 f.
Meyer, Sara später Frau v. Grotthus († 1828) 76 ff.
Michaelis, Buchhändler 102.
Mieding, Johann Martin († 1782) 375.
Möllendorf, Wichard Joachim Heinrich (1724 bis 1816) 7.
Moreau, Jean Victor (1763 bis 1813) 180 ff.
Moritz, Karl Philipp (1757 bis 1793) 63. 239.
Mounier, Jean Joseph (1758—1806) 317 f.
v. Müller, Friedrich (1779 bis 1849) 78. 210.
Müller, Georg 93 f.
v. Müller, Johannes (1752 bis 1809) 93. 362.
Müller, Johann Gotthard (1747—1830) 349.

Necker, Jacques (1732 bis 1804) 163.
Neumann-Becker, Christiane († 1797) 108. 374 ff. 388.
Newton, Isaac (1642—1727) 24. 132 f.

Nicolai, Christoph Friedrich (1733—1811) 40. 112. 125 f. 130. 239. 250 f.
Nothnagel, Joh. Andreas (1729—1804) 339.
Novalis (Friedrich Leopold v. Hardenberg) (1772 bis 1801) 102.

Ossian 354. 377.
Österreich, Karl Erzherzog (1771—1847) 180. 183. 300.
Ovidius, Naso Publius (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.) 43.

Paesiello, Giovanni (1741 bis 1816) 337.
Palladio, Andrea (1518 bis 1580) 95.
Petrarca, Francesco (1313 bis 1374) 305.
Phlegon von Tralles 307.
Pichegru, Charles (1761 bis 1804) 7.
Plinius Secundus, Cajus (23—79) 302.
Propertius, Sextus Aurelius (48 v. Chr. bis 14 n. Chr.) 43. 153. 237.
Purgstall, Gottfried Wenzel Graf 364 f.

v. Racknitz (1744—1818) 112.
v. Ramdohr, Friedrich Wilhelm (1752—1822) 24. 112.
Ramler, Karl Wilhelm (1725—1798) 134.
Rapp, Georg Heinrich (1761 bis 1832) 348.
Rzowska, Therese 78.
Reichardt, Johann Friedrich (1752—1814) 112. 130 ff. 166 f. 226. 240. 256.
Reimarus, Sophie 195.
Reinhold, Karl Leonhard (1758—1823) 364.
Reni, Guido (1575—1642) 3 ff.
Reuß XIV, Fürst 76.
Reventlow, Gräfin Julie 67. 196.
Richter, Jean Paul Friedrich (1763—1825) 134. 152 ff. 240. B. nG. 280.
Riese, Johann Jakob (1746 bis 1827) 338.
Riggi, Maddalena 305.

Sachsen-Gotha, Prinz August (1772—1822) 32. 101 f. 242.
Sachsen-Gotha, Herzog Ernst II. von (1745—1804) 239.
Sachsen-Weimar, Herzogin-Mutter Anna Amalie (1739—1807) 10. 68. 138. 268 f. 317.
Sachsen-Weimar, Herzog Karl August (1757—1828) 1 ff. 9. 42. 50 f. 82. 84 ff. 90 ff. 104. 146 ff. 173 f. 222. 265 f. 274 f. 313. 317. 326. 329 f. 351 f. 363. 373. B. nG. 88.
Sachsen-Weimar, Herzogin Luise (1757—1830) 24. 42. 90. 139. 330.
Salieri, Antonio (1750 bis 1825) 337.
Sander, Daniel 239 f.
Scamozzi 95.
Scheffauer, Philipp Jakob (1756—1808) 349.
v. Scherer, Alexander Nikolaus (1771—1824) 275.
Schiller, Charlotte geb. v. Lengefeld (1766—1826) 33. 136. B. G. 13. nG. 49.
Schiller, Friedrich (1759 bis 1805) 9 ff. 26 ff. 44 ff. 65 ff. 70. 94 ff. 99. 101 ff.

109 ff. 143. 153 ff. 180. 183. 191 ff. 205 ff. 229. 234 ff. 260 ff. 272 ff. 291 ff. 316 ff. 325 ff. 337. 340 ff. 348 ff. 358 f. 364. 366 ff. 373 f. 378 f. 384. 386 ff. 401 f. B. nS. I, nS. 9, S. 246.
Schimmelmann, Charlotte geb. v. Schubart (1757 bis 1826) 240. 396.
Schlegel, August Wilhelm (1767—1845) 16. 43 f. 102. 134. 194. 223 ff. 239. 243. 246. 275 f. 389 f. 398. B. S. 223 nS. 224.
Schlegel, Karl Wilh. Friedrich (1772—1829) 43. 134. 194 f. 225 ff. 240. B. nS. 225.
Schlegel, Karoline geb. Michaelis (1763—1809) 223 ff. 238. 240 ff. 243. B. nS. 217.
Schlichtegroll, Adolf Heinr. Friedrich (1765 bis 1822) 239.
Schlosser, Johann Georg (1739—1799) 6. 196 f.
Schmid, Siegfried in Friedberg (1774—1832) 151 ff.
Schmidt, Friedrich Wilhelm August (1764—1832) 151 ff.
Schultheß, Barbara geb. Wolf (1745—1818) 186. 360 ff. 365 f. 381 ff.
Schurich, Architekt 3. 5.
v. Schwarzkopf, Joachim 339.
Serlio, Architek t95.
v. Shaftesbury, Anthony Ashley-Cooper, Graf (1671 bis 1713) 45.
Shakespeare, William (1564—1616) 69. 125. 135. 294. 298.
Slanzowsky Frau, Schauspielerin 388.
Sömmering, Samuel Thomas (1755—1830) 59. 340.
Sophokles 294. 392.
Städel, Johann Friedrich 339. 348.
v. Staël-Holstein, Anne Germaine geb. Necker (1766 bis 1817) 163 ff. 314 f.
v. Stein, Charlotte geb. v. Schardt (1742—1826) 33. 42. 142 ff. 187. 195. 197 f. 202 f. 240.
v. Stein, Friedrich Konstantin (1772—1844) 83. 143 ff.
Stock, Dorothea 156 f.
v. Stolberg, Graf Christian (1748—1821) 112. 128 f. 256. 369.
v. Stolberg, Graf Friedrich (1750—1819) 110. 112. 128 f. 203. 256. 369.
Süßmeyr, Franz Xaver (1765—1803) 114.

Theokrit 368.
Thouret, Nikolaus Friedrich (1767—1845) 350 f.
v. Thümmel, Moritz August (1738—1817) 112.
v. Thugut, Franz Maria Freiherr (1736—1818) 7.
Tibullus, Albius (54 v. Chr. bis 18 n. Chr.) 43.
Tizian, Vecellio (1477 bis 1576) 4.
v. Türckheim, Lili geb. Schönemann (1758—1817) 369.
Tyrtäus (7. Jahrh. v. Chr.) 153.

Unger, Friedrich Gottlieb (1753—1804) 29. 188. 194. 200. 220.

Unzelmann, Friederike geb. Flittner (1760—1815) 78.

Veit, David (1771—1814) 62 ff. 78. 83. 195.
Vieweg, Johann Friedrich (1761—1835) 264 f. 274. 276 f. 396 f.
Voigt, Christian Gottlob (1743—1819) 50 ff. 96. 147. 179 f. 234. 329 f. 366.
Voigt, Joh. Karl Wilhelm (1752—1821) 81. 235.
Voß, Johann Heinrich (1751 bis 1826) 16. 54. 68. 70. 135. 229. 232. 236 f. 247 f. 279. 288. 397.
Vulpius, August (1762 bis 1826) 114. 388.
Vulpius, Christiane (1764 bis 1816) 2. 74. 77. 103 ff. 138. 148. 205. 228. 234. 252 f. 303. 329 ff. 361. 366. 368. 371. 380 f.

Weiße, Christian Felix (1726 bis 1804) 242. 250.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 6. 9 f. 39. 42. 45. 71. 134. 138. 162. 195. 197 f. 246. 264. 382. 400.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—1768) 11. 53. 324.
Wolf, Friedrich August (1759 bis 1824) 53 f. 70 ff. 236. 295 f.
v. Wolfskeel, Henriette (1776—1859). 138.
Woltmann, Karl Ludwig (1770—1817) 16 f. 27.
v. Wolzogen, Karoline geb. v. Lengefeld (1763—1847) 229.
v. Wolzogen, Wilhelm (1762—1809) 351.
Wranitzky, Paul (1760 bis 1808) 270 f.
v. Wurmser, Dagobert Siegmund Graf (1724 bis 1797) 88. 183.
Württemberg, Herzog Karl Eugen von (1773—1793) 350. 352 f.

Zahn, Christian Jakob (1765 bis 1830) 27.
Zelter, Karl Friedrich (1758 bis 1832) 255.
Ziegler, Friedrich Julius Wilhelm (1759—1827) 385 f.
Zumsteeg, Johann Rudolf (1760—1802) 353 f.

2. Orte und Länder.

Altdorf, 370 ff.
Altkirchen 180.
Andermatt 371.

Baden 180. 182.
Bahlingen 357.
Bamberg 385.
Basel 384.
Bayreuth 6. 55 f.
Beckenried 371 f.
Belgien 7.
Bensheim 346.
Berlin 76. 125. 179. 195. 240. 255.
Bodensee 357.
Breitenbrunn 384.
Brunnen 370 ff.
Buochs 371.

Cannstadt 384.
Castiglione 183.

Darmstadt 345.
Dego 183.
Dessau 5. 266.
Dinkelsbühl 384.
Donau 357.
Dresden 2f. 5.
Düsseldorf 85. 180.

Einsiedeln 369.
Eisenach 24. 84. 205.
Ellwangen 384.
Emkendorf 9. 66f. 196.
Engelberg 372.
England 145. 364.
Erfurt 221. 330.
Erlangen 385.
Ettersburg 233.

Feuerbach 348.
Florenz 85.
Flüelen 370.
Frankfurt 5. 7. 85ff. 181ff. 330ff. 384. 387.
Fulda 330.
Furka 373.

Gelnhausen 330.
Gmünd 384.
Gotha 222. 239.
Göschenen 371.
St. Gotthard 371.
Göttingen 62. 90. 166.
Großenrieth 384.

Haag 85.
Halle 70f. 242. 255.
Hamburg 145f. 195.
Hannover 85.
Hechlingen 357.
Heidelberg 85. 89. 345ff.
Heilbronn 345. 347.
Heppenheim 346.
Hessen-Kassel 85.
Höchst 89.
Hohenheim 351.
Hohentwiel 357.
Holland 7. 85. 145.
Holzingen 357.
Hospental 371.

Jena 14. 41. 50ff. 60ff. 68. 74. 80. 96. 109. 117. 139ff. 161. 205ff. 221ff. 228. 233. 274ff. 293. 301ff. 314ff. 364. 378. 400.
Ilmenau 57. 81ff. 233f.
Italien 9ff. 69f. 86f. 165ff. 174. 179. 183. 188. 278f. 301. 308. 316f. 323ff. 361. 363f. 371. 378f.

Karlsbad 74ff. 83f. 98. 140f. 314.
Kehl 180.
Koblenz 7.
Koburg 182.
Köln 7.
Konstanz 379.
Kronach 385.
Küßnacht 372.

Langensalza 6.
Lauchstädt 172. 220.
Leipzig 239. 265f.
Leoben 301.
Ludwigsburg 345. 347f.

Maas 7.
Magdeburg 221.
Mailand 371.
Main 85. 88.
Mainz 85f. 224. 340.
Mannheim 85. 89. 175ff. 268ff.
Marksuhl 330.
Meiningen 4.
Millesimo 183.
Montenotte 183.
München 384.

Neckar 85.
Neustreliz 102. 249.
Nürnberg 384f.

Österreich 7. 300f.
Offenbach 181. 340.

Paris 334. 352.
Pempelfort 8. 66.
Polen 7.
Preußen 7. 85.

Realp 373.
Rhein 180. 231f.
Rheinfall 358ff. 383.
Richterswil 369.
Rom 105. 323. 352. 379.
Rudolstadt 221.
Rütli 372.

Salzburg 229ff.
Schaffhausen 358ff. 367. 383.
Schwabach 384.
Schwansee 233.
Schweiz 169f. 315f. 357ff. 385. 400.
Schwyz 369f.
Sinzheim 346f.
Stäfa 325. 360. 362ff. 371ff.
Stans 372.
Straßburg 231. 369.
Stuttgart 348ff. 384. 387.

Teplitz 326. 329.
Triest 379.
Tübingen 50. 356ff. 367. 383f.
Tuttlingen 357. 383.

Ufnau 364.
Urner Loch 371.

Venedig 103.
Villach 379.

Wasen 370.
Weißenfels 245.
Wetzlar 180.
Wien 182.
Wilhelmstal 84. 87.
Wörlitz 5.
Württemberg 182.
Würzburg 182f.

Zug 372.
Zuger See 372.
Zürich 360ff. 367. 380ff.
Zürcher See 360. 363. 379. 380.

3. Sachen

Aesthetik 11f. 25. 45ff. 226f. 299f. 308. 324f.
Aldobrandinische Hochzeit 379.
Altes Testament 295.
Anatomie 58ff. 300. 399.
Antike 53f. 308ff. 323f.
Architektur 94ff. 323f. 350. 352.

Ballett 352.
Bergbau 57. 81f. 233f.
Bildende Kunst 279. 378f. 399.
Bildungsroman 187.
Botanik 56.
Bürgertum 231f. 287f.

Chemie 56f. 275.
Christentum 199f. 308f. 398.

Deklamation 68f.
Dekorationen 114. 337f.
Dramatische Dichtung 293ff. 301. 389ff.

Emigranten 8f. 31. 87f. 231. 169.
Empfindsamkeit 169.
Epische Dichtung 275. 293ff. 301. 389ff.
Erotik 104f.

Farbenlehre 24. 58 f. 132. 273. 275. 399.
Frankreich 180 f. 231.
Französische Revolution 31. 131. 180. 232. 264. 334.
Freitagsgesellschaft 68 f. 97 f.

Galvanismus 275.
Geologie 275.
Gesellschaft 75 ff.
Glasmalerei 357.
Griechentum 48 f. 290. 308 ff. 377.

Honorar 197. 264.
Humanität 53 f.

Klassisch 38.
Knochenlehre 59 ff.
Krieg 7 ff. 85 ff. 179 ff. 334 f.
Kunst im Allgemeinen 21.
Kunst und Natur 151 f. 177.

Metamorphose der Pflanzen 19 f. 59.
Metrum 111. 232. 242. 247. 288 ff. 312 f. 373.
Mineralogie 235.

Nationalliteratur 38 f.
Naturwissenschaft 18 ff. 56 ff. 75. 170 f. 223. 273 f. 340. 399.

Optik 110. 263.

Philosophie 52 f.
Politik 7. 16. 32. 36.
Publikum 27. 37 f. 111. 237 f. 278. 335 f.

Redoute 114.
Regie 270 f.
Religion 199 f.
Renaissance 167.
Rhythmische Prosa 386.
Romantik 102. 224. 292.
Römisches Haus 2 ff. 317. 330.

Schauspieler 172 ff. 271 f.
Schauspielkunst 64 f. 172 f. 270 f. 386 f.
Schloßbau 300. 317. 350 f.
Sturm und Drang 10 f.
Symbolik 100 f. 213. 319.

Tanz 64.
Tellsage 372 ff.
Testament 329 f.
Theater 25. 64 f. 114. 171 ff. 187 ff. 200 f. 215. 220 ff. 263. 269 ff. 300. 317. 336 f. 352 f. 385 ff.

Unterhaltung 79 ff.

Wohnungen Goethes 1 f. 5.
Das Wunderbare 163 f. 213.

4. Goethes Werke

Dramatische Form

Die Aufgeregten 286.
Claudine von Villa Bella 74.
Egmont 14. 79. 176.
Faust 35. 70. 79. 185. 243. 318 ff. 325. 399 f.
Vorspiel auf dem Theater 322.
Prolog im Himmel 322 f.
Iphigenie 11. 79. 386. 394.
Nausikaa 69 f.
Theaterprologe 108.
Torquato Tasso 11. 79 f. 247. 386. 400.
Die ungleichen Hausgenossen 106.

Epische Form

Achilleis 70. 394 f. 399.
Alexis und Dora 154 ff. 228. 232.
Das Blümlein Wunderschön 377 f.
Die Braut von Korinth 305. 307 ff. 313. 398.
Der Erlkönig 312.
Der Fischer 312.
Der Gott und die Bajadere 305. 309 f. 313. 398.
Hermann und Dorothea 155. 160. 228 ff. 235. 262. 264 ff. 274 ff. 291 f. 294 f. 300. 311. 335. 344. 366. 373. 389. 392 ff. 399.
Die Jagd 291 ff. 297.
Der König in Thule 312.
Legende 305. 310 f.
Märchen 99 ff.
Reineke Fuchs 28. 232.
Der Sänger 203.
Der Schatzgräber 305 f. 313.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter 29 ff. 40. 98 f. 231. 286.
Werthers Leiden 79. 164. 169 f. 282. 314 f. 354.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 25. 29 f. 44. 54. 64 f. 75. 97. 144. 171 f. 185 f. 226. 228. 257 ff. 277. 282. 296. 400.
Wilhelm Tell 373 ff. 399 f.
Der Zauberlehrling 305 ff. 313. 398 f.
Auf die Geburt des Apollo 102.
Der Besuch 106.
Der Chinese in Rom 152 f.
Der Edelknabe und die Müllerin 354 f.
Einer 138 ff. 141 f.
Die Eisbahn 150 f.
Epigramme 149 f.
Episteln 27 ff.
Euphrosyne 374 ff.
Glückliche Fahrt 106.
Hermann und Dorothea (Elegie) 235 ff. 370.
Der Junggeselle und der Mühlbach 354 f.
Kophtische Lieder 107.
Meeres Stille 106.
Der Müllerin Reue 355.
Der Müllerin Verrat 355.
Musen und Grazien in der Mark 151.
Nähe der Geliebten 106.
Der neue Pausias und sein Blumenmädchen 302 ff. 313.
Nur wer die Sehnsucht kennt 211.
Römische Elegien 24 f. 37. 41 ff. 75. 103. 144. 153. 226. 237.
Schweizeralpe 370.
Tabulae votivae 136 ff.
Venetianische Epigramme 103 ff. 144. 237. 242 f. 308.
Verschiedene Empfindungen an einem Platz 106.
Vielen 138 f. 151.
Vier Jahreszeiten 151.
Wer nie sein Brot mit Tränen aß 211.
Xenien 111 ff. 149. 162. 227. 238 ff. 261 ff. 266. 396.

Lyrische Form

Amyntas 367 f.
An Mignon 305.
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel 106.

Zueignung (zum Faust) 320 f.

Aufsätze und wissenschaftliche Schriften.

Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie 60 ff.
Literarischer Sansculottismus 37 ff.
Über epische und dramatische Dichtung 389 ff.
Über Laokoon 324 f. 349.
Versuch über die Gestalt der Tiere 62.

Autobiographische Schriften.

Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard 169 f.
Dichtung und Wahrheit 169.
Tag und Jahreszeiten 8. 23. 57. 84. 189. 220. 256. 326.

Übersetzungen

Benvenuto Cellini 163. 165 ff. 223.
Versuch über die Dichtungen 163 ff.

Gesammelte Werke

Neue Schriften 151. 188.

5. Schillers Werke

Dramatische Form

Don Carlos 10. 14.
Fiesco 25.
Kabale und Liebe 25. 175.
Die Maltheser 24.
Die Räuber 10. 176. 298.
Wallenstein 262. 295. 301. 326. 386. 400.

Epische Form

Der Gang nach dem Eisenhammer 384.
Der Handschuh 305.
Der Ring des Polykrates 305.
Der Ritter Toggenburg 305.
Der Taucher 305. 358 ff.

Philosophische Schriften

Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen 25. 40. 45 ff.
Über Anmut und Würde 19. 35.
Die sentimentalischen Dichter 110 f.

Zeitschriften und Musenalmanache

Horen 16 ff. 25 ff. 37. 40 ff. 44. 54. 75. 86. 99. 102. 109 ff. 163. 165 ff. 235. 242. 246. 258 f.
Musenalmanach für 1796 S. 102 ff.
Musenalmanach für 1797 S. 111. 149. 163. 238.
Musenalmanach für 1798 301 f. 305. 367. 384. 396.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

GOETHE-BÜCHER

VON DR. WILHELM BODE

AUS DEM VERLAG E. S. MITTLER & SOHN / BERLIN

Goethes Leben. I. Band: 1749—1771. Lehrjahre. Zweite, durchgesehene Auflage. (7.—9. Tausend.) In farbigem Pappband M. 6,—, in Ganzleinen M. 7,50 / II. Band: 1771—1774. Der erste Ruhm. Zweite Auflage. (6.—8. Tausend.) Mit zahlreichen Abbildungen. In farbig. Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,— / III. Band: 1774—1776. Die Geniezeit. In farbigem Pappband M. 6,—, in Ganzleinen M. 7,50 / IV. Band: 1776—1780. Am Bau der Pyramide seines Daseins. In farb. Pappband M. 13,50, in Ganzleinen M. 15,— / V. Band: 1781—1786. Pegasus im Joche. In farbigem Pappband M. 9,—, in Ganzleinen M. 10,50 / VI. Band: 1786—1787. Die Flucht nach dem Süden. In farb. Pappband M. 9,—, in Ganzleinen M. 10,50 / VII. Band: 1787—1790. Rom und Weimar. In farbigem Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,— / VIII. Band: 1790—1794. Vereinsamung. Von Dr. V. Tornius. In farbigem Pappband M. 8,50, in Ganzleinen M. 10,— / IX. Band: Der Bund mit Schiller. Von Dr. V. Tornius. In farbigem Pappband M. 10,50, in Ganzleinen M. 12,— (vorliegend).

Mit jedem Bande dieser

erschöpfenden und größten Goethe-Biographie

werden wir vertrauter mit Goethes Leben, wandeln wir auf seinen Wegen, wachsen wir in seine Zeit hinein. Wir sehen Goethe in seiner ganzen umfassenden Tätigkeit und werden uns seiner mit unserem Verstand und Herzen bewußt. Und von dieser Besitzergreifung heraus reift alles, was uns in seinen Werken vielleicht zuvor unverständlich war, zu lebendigem Innewerden seiner Kunst. Alle Bände dieses Werkes sind gleichmäßig und mit geläutertem Geschmack ausgestattet. Eine reiche Fülle von teilweise unbekannten Abbildungen im Text und auf Tafeln läßt die Menschen und Dinge, die Goethe auf seinem Lebenswege begleitet haben, vor unseren Augen lebendig werden. Die schönen Einbände, die jedem Bücherschrank zur Zierde gereichen, sind dauerhaft und unempfindlich.

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. I. Band: 1749—1803. Im alten Reiche. (6. und 7. Tausend.) In Pappband M. 7,50, in geschmackvollem Ganzleinenband M. 9,50 / II. Band: 1803—1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband M. 5,80, in geschmackvollem Ganzleinenband M. 7,50 / III. Band: 1816—1832. Das Alter. Nebst Nachrufen und Ergänzungen 1769 bis 1861. In Pappband M. 6,50, in Ganzleinen M. 8,—.

Die Äußerungen der Zeitgenossen, die Bode mit bewundernswerter Kenntnis der Quellen und mit größter Sorgfalt und Mühe hervorgeholt und zusammengestellt hat, haben den großen Vorzug vor den Äußerungen im Gespräch mit Goethe, daß sie vertraulich und absichtslos waren.

Goethe-Kalender 1923

Der weimarische Musenhof. 26.–30. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband M. 9,—, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck M. 10,50.

Die Zeit vom Hochzeitsjahre 1756 der Herzogin Anna Amalie bis zum Erscheinen von Goethes „Iphigenie" (1781) und die Weimarische Hof- und Gelehrtenwelt zieht an uns vorüber. In diesem Vierteljahrhundert fließen in der kleinen Residenz an der Ilm alle die Fäden zusammen, die Weimar zu einem der Pole deutscher Bildung gemacht haben. Bode gestaltet jene Zeit durch eine Unsumme einzelner Züge so lebendig, daß uns seine Darstellung wie ein spannender Roman anmutet. Der stattliche und wertvolle Bilderschmuck verdient noch besondere Anerkennung.

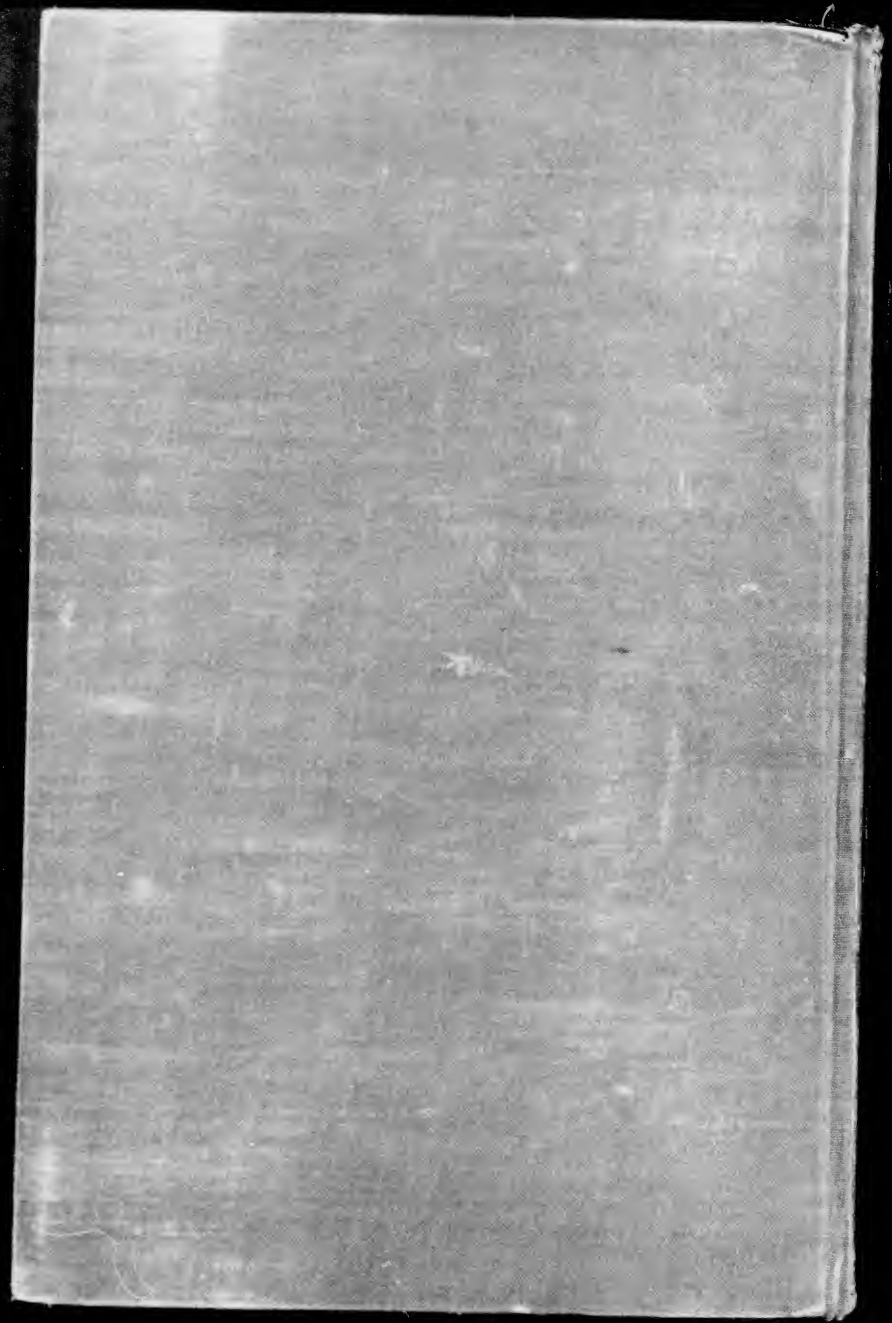
Literarischer Handweiser

Goethes Leben im Garten am Stern. (37.—42. Tausend.) Mit vielen Abbildungen. Pappband M. 8,—, in Ganzleinen mit echtem Gold M. 9,50, in gediegenem Halbleder M. 14,—.

Dies Buch, schon nach seinem Äußern eine geschmackvolle, feinsinnige und liebenswürdige Erscheinung, enthält weit mehr als sein Titel besagt, nämlich den ganzen inneren Werdegang des Dichters und des Menschen in der ersten Weimarischen Zeit, als der Garten und sein Haus, heute darum mit Recht eines der verehrtesten Heiligtümer und Pilgerziele der thüringischen Hauptstadt, Goethes täglicher, dauernder Aufenthalt war, und in den beiden letzten Abschnitten Ausblicke in Goethes Mannes- und Greisenalter. Der mit vielen Bildern geschmückte Band ist jedem Besucher Weimars und von Goethes Gartenhaus wärmstens zu empfehlen.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

FEB 28 1930
FEB 25 1932
JUN 30 1933

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13220810
0113220810
BUTLER STACKS

DEC 17 1926